



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Z
2
.A

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

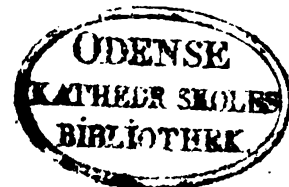
1830.

VIERTER BAND.

DIE ERGÄNZUNGSBLÄTTER

dieses Jahrgangs

enthaltend.



HALLE,

in der Expedition dieser Zeitung

bey C. A. Schwetschke und Sohn,

und LEIPZIG,

in der Königl. Sächs. privil. Zeitungs-Expedition.

1830.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY

CHICAGO, ILL.

1911

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY

1911

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY

Director
Sullivan
10-5-47
64009

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

BIBLISCHE LITERATUR.

LONDON, b. Joh. Miller: *A commentary on the epistle to the Hebrews.* By Moses Stuart, associate professor of sacred literature in the theological seminary at Andover, united states. Vol. I. XV u. 348 S. 1828. gr. 8.

Der Vf. dieses Werkes gehört sonder Zweifel zu den gelehrtesten unter den englisch-amerikanischen Theologen; und wenige wohl giebt es unter ihnen, die es ihm an Streben nach Gründlichkeit der Forschung und an Eifer für die Förderung eines unbefangenen historisch-grammatischen und kritischen Studiums der Schrift gleichthun. Schon früher hat er, auſser einer Reihe von Briefen über die Dreyeinigkeit und Gottheit Christi, eine hebräische Grammatik, eine Uebersetzung von Ernesti's *Institutio interpretis N. T.* verfaßt und ähnliche deutschen Mustern folgende Arbeiten sind von seinen Freunden, Hn. Gibbs (eine Uebersetzung von Gesenius Lex.) und Hn. Ed. Robinson, der jetzt seit mehrern Jahren auf dem Continente, meistens in Halle lebt, ausgegangen. So wenig er in die Richtung eingeht, welche die Theologie zum Theil bey uns genommen hatte, so ist er doch entfernt davon, wie manche seiner Sprachgenossen, von dem bequemen und sicheren Polster der kirchlichen Orthodoxie herab über die Forschungen der deutschen Theologen in Bausch und Bogen das Verdammungsurtheil zu sprechen, sondern scheut sich nicht, sie einer eben so gelehrten als gewissenhaften Prüfung zu unterziehen. So finden wir den Vf. auch in diesem Werke über den Brief an die Hebräer. Es ist dasselbe ursprünglich in Nord-Amerika — so viel wir wissen zu Andover 1827 — gedruckt; diesen Nachdruck in England hat, mit Bewilligung des Vfs, der um die Ausbreitung des Christenthums so sehr verdiente Henderson besorgt, und oben dadurch bewiesen, welchen Werth auch er auf gründliche Schriftforschung legt. Es besteht dasselbe aus zwey Bänden, von denen der zweyte eine neue englische Uebersetzung des Briefes und einen fortlaufenden Commentar über denselben enthält. Auch dieser Theil ist schon (Andover 1828) erschienen: doch ist er dem Rec. noch nicht zu Gesichte gekommen, und wir müssen uns hier vorläufig begnügen, den ersten Band für sich anzuzeigen, was der Inhalt auch sehr wohl gestattet. Es enthält derselbe eine Einleitung in den

Brief, die sich am ausführlichsten mit der Frage über die ersten Leser und über den Verfasser desselben beschäftigt. Fast überall aber sind es die neueren deutschen Theologen — bis auf Seyffarth, Böhme und de Wette — deren Ansichten und Untersuchungen hier angeführt und geprüft werden; ein Beweis, daß ihm von anderen Theologen der neueren Zeit, namentlich englischen, etwas irgend Bedeutesendes über den Brief nicht bekannt geworden ist; was er auch selbst kein Hehl hat. Er hält es aber für nöthig, in der Vorrede, sich gegen solche seiner Landsleute zu rechtfertigen, die es bedenklich finden könnten, die studirende Jugend ihres Landes überhaupt nur mit den Ansichten der neueren deutschen Theologen bekannt zu machen, und thut das auf eine eben so schonende, als von ernstem Wahrheitssinne zeugende Weise. Er verlangt, daß man sich nicht scheuen solle, den Standpunkt des Streites überall offen darzulegen; entweder solle man der Stärke der von den Kritikern der alten Welt (z. B. gegen den Paulinischen Ursprung oder das kanonische Ansehen des in Rede stehenden Briefes) angeführten Gründe nachgeben, oder sie auf eine wirksame Weise bekämpfen; das erfordere die christliche Aufrichtigkeit und Unbefangenheit; die Zeit des Autoritätsglaubens in der Kirche sey vorbey, und es sey zu hoffen, daß ihr folgen werde die *day of sound reason and of argument*; es sey besser, Menschen zu überzeugen, indem man sich an ihren Verstand und ihr Herz wende, als sie einzuschüchtern, indem man die Ruthe der Autorität über sie halten, oder sie durch *argumenta ad invidiam* abzuschrecken, ihre Ueberzeugungen auszusprechen; zu solchen Hilfsmitteln nähmen immer nur diejenigen ihre Zuflucht, die sich bewußt wären, daß ihnen bessere, um Andere zu überzeugen, nicht zu Gebote ständen; unsere Religion brauche nicht Verheimlichung zu suchen, noch Angriffe zu fürchten u. s. w. Mit solchen Grundsätzen wird gewiß jeder redliche Forscher einverstanden seyn, und dem Vf., der durch sie sich in seinen Untersuchungen leiten läßt, seine innige Achtung nicht versagen, wenn er auch über deren Resultate mit ihm noch so wenig einverstanden ist. In diesem Falle befinden wir uns denn freylich in Ansehung mehrerer Hauptpunkte, die in diesem Werke behandelt werden. Rec. hat dem Briefe an die Hebräer seit einiger Zeit auch ein besonderes Studium gewidmet, und gleichfalls eine Bearbeitung desselben unternommen, wovon der erste Band er-

A

schie-

schiene ist, der auch nur die einleitenden Untersuchungen enthält. Rec. könnte dabey die Schrift des Hn. Stuart noch nicht berücksichtigen, so wenig als Hr. St. die des Rec. So wenig nun auch Rec. in den Resultaten seiner Untersuchungen durch die des Hn. St., wo dieselben abweichen, irgend wankend geworden ist, und so wenig er glaubt, daß dadurch das Gewicht seiner Beweisgründe und Vermuthungen namentlich über den Ursprung des Briefes erschüttert sey, so hat es ihm doch große Freude gemacht, dem Vf. in seinen Untersuchungen zu folgen, da dieselben fast überall auf würdige Weise geführt werden; mit Mäßigung und Bescheidenheit des Urtheils, mit großem Fleiße und nicht ohne umsichtigen Scharfsinn. Rec. hat daher auch gerne der Aufforderung der verehrlichen Redaction dieser Blätter, die Anzeige dieses Werkes zu übernehmen, Folge geleistet. Sollte dieselbe etwas ausführlicher erscheinen, so wird dieses seine Entschuldigung darin finden, daß wir zugleich den Inhalt dieses Werkes zur Kenntniß des deutschen Publikums zu bringen wünschten, welches der Sprache wegen doch kaum eine allgemeinere Verbreitung finden wird.

Es zerfällt dieser erste Theil in 40 Paragraphen. §. 1 enthält vorläufige Bemerkungen über die in Absicht der behandelten Schrift streitigen Punkte und die Schwierigkeit der Entscheidung; die in dem Grade nicht würde stattfinden können, wenn in dem Briefe selbst der Verfasser und die Leser, an die er gerichtet ist, genannt wären. Richtig wird hier gesagt, daß die Theilung der Meinungen über diese Punkte nicht bloß durch eine Verschiedenheit der theologischen Ansichten überhaupt veranlaßt werde, sondern Männer von den verschiedensten Richtungen in dem Urtheile über den Brief an die Hebräer noch oft in denselben Ansichten zusammenstießen, da die streitigen Punkte hier mehr als Gegenstand der Literatur im Allgemeinen, nicht gerade der Religion betrachtet würden. Indessen gilt das freylich auch nicht ohne Einschränkung, da sich allerdings in der Geschichte gar wohl nachweisen läßt, daß öfters auch theologische Ansichten und Richtungen auf das Urtheil über den Brief, namentlich über sein Ansehen und seinen Verfasser, nicht geringen Einfluß geübt haben. Auch ist es zu allgemein ausgedrückt, wenn es gleich im ersten Satze heist, daß kein Theil des N. T. so viel verschiedene Meinungen und so viele literarische Streitigkeiten veranlaßt habe, als unser Brief; wenigstens die Apokalypse thut es ihm darin noch zuvor. — §. 2 widerlegt der Vf. mit guten Gründen die Berger'sche Hypothese, daß die Schrift ursprünglich eine Homilie gewesen sey, und untersucht dann §. 8—11, an welchen Kreis von Lesern der Brief von seinem Verfasser gerichtet sey. Sehr ausführlich widerlegt er hier besonders die Storr'sche Annahme, daß unser Brief an die Juden-Christen in Galatien geschrieben sey, um dieselbe Zeit, wie unser Galater-Brief an die Heiden-Christen derselben Gemeinden. Er folgt hier zuerst der Storr'schen Argumentation Schritt vor Schritt, und

verweilt besonders ausführlich bey dem aus der Stelle 2 Petr. 8, 15 entnommenen Beweise. Mit Recht leugnet er, daß diese Stelle, auch die Echtheit des Petrinischen Briefes vorausgesetzt, sich auf den Hebräer-Brief beziehen könne; eher, glaubt er, Rom. 16, 26 Galat. 6, 7 — 9 gemeint haben, was Rec. indessen auch für ganz unstatthaft hält, da der Inhalt dieser Stelle ganz anderer Art ist, als nach dem Zusammenhange im Petrinischen Briefe bey derjenigen muß der Fall gewesen seyn, welche dessen Verfasser im Sinne gehabt haben kann. Doch ist Hr. St. selbst auch nicht abgeneigt, anzunehmen, die Stelle habe in einem verloren gegangenen Briefe gestanden. Dann führt er gegen die Storr'sche Ansicht auch positive Gründe an, hergenommen aus den ganz verschiedenen Verhältnissen der galatischen Gemeinden und derjenigen, die in unserm Briefe angedeutet werden; wobey noch besonders das hätte hervorgehoben werden können, daß in einem Briefe an die Juden-Christen in Galatien Paulus am wenigsten würde unterlassen haben, auch das Verhältniß der gläubigen Heiden zum Reiche Gottes zu berücksichtigen. Unrichtig ist aber, wenn Hr. St. zuletzt bemerkt, daß diese Storr'sche Ansicht über die ersten Leser des Briefes durchaus nothwendig die Paulinische Abfassung voraussetzen müsse; vielmehr werden allerdings einige Schwierigkeiten derselben entfernt oder gemindert durch die Weise, wie sie neuerlich durch Mynter (*Kleine theol. Schrift* S. 98 f. 4. und *Stud. u. Krit.* B. II. H. 1. S. 323 f. 4.) modificirt ist, der nämlich meint, es sey der Brief allerdings zugleich mit unserm Galater-Briefe an die gläubigen Juden dieser Gegenden abgeschickt, aber nicht von Paulus selbst geschrieben, sondern von dem gerade bey ihm (in Korinth) anwesenden Silvanus. — Eben so widerlegt er die Ansicht, daß wir die ersten Leser des Briefes in den Juden-Christen zu Thessalonich zu suchen haben (Nüsselt), oder in den aus Palästina vertriebenen Juden-Christen in Klein-Asien (Boltzen), oder in der Gemeinde zu Korinth (Misch. Weber). Kurz berührt werden mit Recht nur die Vermuthungen, daß es die Christen in Spanien oder zu Rom seyen. Eine besondere Erwähnung hätte hier aber wenigstens auch die von J. E. Ch. Schmidt vorgetragene Vermuthung verdient, daß es die Juden-Christen zu Alexandria seyen, zumal dieselbe sich sogar auf ein äußeres Zeugniß zu stützen gesucht hat; wenn gleich höchst wahrscheinlich mit Unrecht. Am längsten verweilt Hr. St. bey der Untersuchung, ob es palästinensische Christen sind. Dieses war in früherer Zeit die ganz gewöhnliche Annahme; zu ihr ist denn außer anderen neueren Forschern auch der Vf. zurückgekehrt, und ist darin mit Rec. zusammengetroffen. Er stützt sich dafür auf die Ueberschrift des Briefes und auf innere Gründe. Bey der ersten ist er zwar nicht der Meinung, daß sie vom Verfasser selbst herrühre; sondern betrachtet sie als von einem späteren Abschreiber oder Sammler vorgesetzt; er will nur, daß sie aus sehr früher Zeit sey, da wir sie schon so bald ganz allgemein fin-

finden, und nach der damals herrschenden Ansicht und Ueberlieferung gewählt. Rec. glaubt, daß wir hierin wohl noch einen Schritt weiter gehen dürfen, daß es nämlich sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen lasse, sie sey gewählt nach der Adresse; die der Verfasser selbst seinem Briefe gegeben hatte, so daß sie also, wenn auch nicht ihrer Form, doch ihrem Inhalte nach, auf den Briefsteller selbst zurückzuführen wäre. Was aber die Bedeutung der ἑρμηνεία betrifft, so sucht Hr. St. nachzuweisen, daß diese Benennung in dem Sprachgebrauche der damaligen Zeit gar nicht anders vorkomme, als in Beziehung auf die Sprache, daß es die Juden in Palästina bezeichne, welche das damalige Hebräisch als Muttersprache redeten; dahin zieht er auch selbst die Stellen 2 Kor. 11, 22. Phil. 3, 6. Hierin scheint Hr. St. zu weit zu gehen. An diesen beiden Stellen steht das Wort wohl sicher in weiterem Umfange, und eben so auch Euseb. H. E. III, 4. Es bezeichnet hier wohl die sämtlichen Nachkommen des Abraham durch den Jakob, ohne Rücksicht auf die Heimath oder die damalige Muttersprache der Einzelnen. Rec. aber argumentirt so: da das Wort in der Ueberschrift des Briefes in diesem weiteren Sinne auf keinen Fall kann gemeint gewesen seyn, indem derselbe deutlich an einen örtlich beschränkten Kreis von Lesern gerichtet ist, so muß es hier nothwendig in einem engeren Sinne genommen werden; in diesem aber kommt es nicht anders vor als so, daß es bestimmt diejenigen der Juden bezeichneth, denen auch damals noch das Hebräische oder Aramäische Muttersprache war, d. h. die ihre Heimath in Palästina und der Umgegend hatten. Und somit kann denn gleichwohl die Ueberschrift allerdings als ein Zeugniß von der Ansicht ihres Urhebers über die ersten Leser angesehen werden, und demnach, wenn das vorher Bemerkte richtig ist, auch mit als Beweis, für wen der Verfasser selbst seinen Brief bestimmt habe. Damit stimmen denn aufs beste die inneren Merkmale überein, wie der Vf. recht gut auseinander gesetzt hat. Er verweist in dieser Beziehung auf folgendes: a) daß die Leser auf ganz besondere Weise müssen Werth gelegt haben auf das jüdische Priesterthum und den Tempeldienst, daß sie eifrig darauf hielten und sämtlich genau damit bekannt waren; was in dem Grade nur bey denjenigen, die in einiger Nähe des Tempels wohnten, der Fall gewesen seyn könne; bey den Juden-Christen in den Gemeinden außerhalb Palästina's, womit Paulus es sonst zu thun hat, wandte sich ihr gesetzlicher Eifer auf andere Gegenstände; b) auf Stellen wie 13, 12. 9, 5; doch wird die letztere Stelle mit Unrecht hierher gezogen, da die Worte: *περὶ ὧν οὐκ ἔστι νῦν λέγειν κατὰ μέρος*, doch nicht gerade andeuten sollen; daß der Verfasser bey seinen Lesern eine genaue Kenntniß der eben erwähnten Heiligthümer ohne weiteres voraussetzen könne, und deshalb nicht nöthig habe, davon im Einzelnen zu reden. c) Daß durchaus im Briefe nur Juden angesprochen werden, wodurch wahrscheinlich werde, daß

die Gemeinde nur aus solchen bestand, was doch außerhalb Palästina's nicht leicht der Fall gewesen sey. Es ließe sich hinzufügen, daß nur unter diesen Umständen sich erklären läßt, weshalb in einem Briefe solchen Inhaltes keine Rücksicht auf das Verhältniß der Heiden-Christen genommen sey, da, wenn diese sich (wie außerhalb Palästina's, so viel wir wissen, überall der Fall war) mit den Juden-Christen in Einer Gemeinde vereinigt oder auch nur in deren Nähe befunden hätten, es bey dem sonstigen aus dem Briefe sich ergebenden Charakter der letzteren an fortwährenden heftigen Reibungen mit den ersteren nicht hätte fehlen können. d) Auf die Stelle 10, 32—34, wornach über die Gemeinde schon förmliche öffentliche Verfolgungen von Seiten der Obrigkeit scheinen verhängt worden zu seyn, was in diesem Zeitalter außerhalb Palästina's, wo die jüdische Obrigkeit Gewalt hatte, auch wohl nicht leicht der Fall war. Noch bemerkt Hr. St., wie im ganzen Briefe keine Spur davon sey, daß die Leser durch den Schreibenden bekehrt oder überhaupt nur im Christenthume unterwiesen worden, was die Annahme, daß jene Juden in Palästina seyen, fast gewiß mache, unter Voraussetzung, daß Paulus der Verfasser sey; doch würde dieser Grund freylich auch bey dieser Voraussetzung nicht so entscheidend seyn; und fällt natürlich ganz weg, wenn der Verfasser und dessen persönliches Verhältniß zu den Gemeinden in Palästina unbekannt ist. — Unter den Einwürfen, welche gegen diese Vorstellung von den ersten Lesern des Briefes geltend gemacht sind, verweilt Hr. St. am meisten bey der Betrachtung des aus Kap. 12, 4 hergenommenen; und handelt hierbey auf genauere Weise, als bisher geschehen war, von den Verfolgungen, die bis auf die Zeit, in welche die Abfassung des Briefes an die Hebräer etwa fallen muß, über die Christen im jüdischen Lande verhängt worden sind. Wir können es wohl mit ihm für sehr wahrscheinlich halten, daß darin nicht gerade mehrere oder wenigstens nicht viel mehrere umgekommen sind, als deren Märtyrertod in der Apostelgeschichte namentlich erwähnt wird, und ihm Recht geben, daß auch die Stelle Apostelgesch. 26, 10 (*ἀναγορεύων τε αὐτῶν κατήνευκα ψῆφον*) nicht nothwendig mache, daß Paulus bestimmt noch andere Fälle vor Augen gehabt habe, als die Ermordung des Stephanus. (Fälschlich aber beruft er sich zur Erhärtung dieser Vorstellung auf Stellen wie Matth. 28, 44 verglichen mit den Parallelstellen bey Lukas und Markus; nämlich Apostelgesch. a. a. O. lautet der Ausdruck ganz allgemein: „und wenn sie getödtet wurden, gab ich meinen Beyfall;“ ob es viele gewesen seyen, bey denen dieses geschah, oder wenige, oder nur einer, wird dabey ganz unbestimmt gelassen, wenn gleich der Redende das wissen mußte; bey Matthäus dagegen, wo kurz vorher bestimmt zwey Räuber genannt sind als zugleich mit dem Erlöser gekreuzigt, hätte der Evangelist sich unmöglich so ausdrücken können: *καὶ οἱ λησταὶ οἱ σφαγευθέντες αὐτῷ ὠνεύον αὐτόν*, wenn ihm bewußt gewesen wäre,

wäre, daß nur einer von ihnen so verfuhr, der andere aber auf eine ganz entgegengesetzte Weise; und eben so wenig gehören hierher die andern von Hn. St. angeführten Stellen, mit denen es eine ähnliche Bewandniß hat.) Der Vf. bemerkt dann mit Recht, daß der Briefsteller gar wohl zu der Gemeinde, an die der Brief gerichtet ist, im Allgemeinen habe sprechen können: „ihr habt noch nicht bis auf's Blut im Kampfe gegen die Sünde Widerstand geleistet,“ wenn auch einzelne Lehrer in derselben wegen ihres Bekenntnisses getödtet waren; es beziehe sich dasselbe auch gar nicht nothwendig auf frühere Zeiten, sondern könne sehr wohl bloß auf die etwa damals verhängten Bedrängnisse und Verfolgungen bezogen werden. Es hätte hier noch auf Kap. 13, 7 verwiesen werden können, worin selbst ziemlich deutlich auf den Märtyrertod einzelner der früheren Lehrer der Gemeinde scheint hingewiesen zu werden. — Auch die anderen Einwürfe werden vollständig aufgeführt und beantwortet, zum Theil aber schon mit Hinweisung auf die im letzten der hierher gehörenden Paragraphen noch besonders entwickelte Meinung, daß der Brief zunächst nicht für die Gemeinde zu Jerusalem bestimmt, sondern an die zu Cäsarea geschickt sey, um dann von dortaus weiter verbreitet zu werden. Daraus meint er z. B. erkläre sich hinreichend, daß die Leser wegen der den Gläubigen erwiesenen Hülfe gerührt, und aufgefordert werden, sich der Wohlthätigkeit zu befeßigen (6, 10. 13, 16); daß der Brief griechisch geschrieben sey, nicht hebräisch (aramäisch); eben daraus, den Paulus als Verfasser vorausgesetzt, daß dieser den Wunsch äußere, den Lesern wiedergegeben zu werden. Hierin kann Rec. dem Vf. nicht beytreten. Hr. St. macht selbst für diese Annahme auf nichts weiter Anspruch, als auf Wahrscheinlichkeit, und auch auf diese nur bey der Voraussetzung, daß Paulus der Verfasser des Briefes sey, indem er sich auf die Andeutungen bezieht, welche die Apostelgeschichte uns über das Verhältniß der Christen zu Cäsarea zum Paulus an die Hand giebt (Apostelgesch. 9, 30. 18, 22 und besonders 21, 8 ff. 24, 23. 27). Allein, geben wir auch zu, Paulus habe den Brief geschrieben, so scheint diese Annahme doch in mehrerer Hinsicht etwas sehr Unwahrscheinliches zu haben. Cäsarea war eine weit mehr griechische, als jüdische Stadt (Joseph. B. J. II, 14); und höchst wahrscheinlich bestand die dortige christliche Gemeinde gemischt aus gläubigen Juden und Heiden, was wir bey derjenigen, die der Verfasser unseres Briefes zunächst vor Augen gehabt haben kann, nicht voraussetzen dürfen. Wenigstens können die Christen dieser Gemeinde, wie wir eben aus ihrer Theilnahme gegen den Heidenapostel abnehmen können, nicht solche Eiferer für das jüdische Gesetz gewesen seyn, daß sie so leicht in Gefahr kamen, aus Anhänglichkeit an dieses von dem Glauben an das Evangelium wieder abzufallen; und das ist doch

offenbar das Verhältniß, worin die Hebräer in unserm Briefe erscheinen. Und hätte Paulus den Brief geschrieben an eine Gemeinde, worin er sich öfters aufgehalten hatte, zuletzt zwey Jahre hinter einander, zwar als Gefangener, aber doch sicher nicht ohne alle Freyheit des Verkehrs mit den Gläubigen, wo er schon vorher unter den Brüdern eine so herzliche Theilnahme an seiner Person gefunden hatte, sollten sich da nicht viel mehr persönliche Beziehungen in demselben finden als der Fall ist? — Rec. kann sich nicht anders denken, als daß unser Brief, der seiner Ueberschrift zu Folge für die Hebräer geschrieben ist, d. h. an die aramäisch-redenden Juden-Christen in Palästina, zunächst von dem Verfasser bestimmt gewesen ist, nach Jerusalem gesandt zu werden, was damals immer als der Hauptsitz und das Centrum dieser hebräischen Christen erscheinen mußte, und daß dem Verfasser heym Schreiben dann auch zuförderst immer die Verhältnisse und Bedürfnisse dieser hebräischen Gemeinde zu Jerusalem vorgeschwebt haben. Allerdings würde es da — zwar nicht nothwendig, aber doch natürlicher erscheinen, daß der Brief in aramäischer Sprache geschrieben wäre; die griechische Originalität desselben läßt sich auch wohl nur daher erklären, daß der Verfasser des aramäischen nicht in dem Grade mächtig gewesen ist, als zur Abfassung eines solchen Schreibens in dieser Sprache erforderlich war; wozu auch der gänzliche oder beynahe gänzliche Mangel der Kenntniß des verwandten alt-hebräischen Dialektes stimmt, der sich aus der Weise, wie die alt-testamentlichen Stellen angeführt werden, deutlich zu erkennen giebt; welche Erscheinungen freylich der Voraussetzung, daß Paulus den Brief geschrieben habe, wenig günstig sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Helwing: *Der Bußfertige. Ein Erbauungsbuch für Schuldbeladene, für Sträflinge in Gefängnissen und öffentlichen Zuchtanstalten*, bearbeitet von Frz. G. Ferd. Schläger, P. pr. u. Sen. Min. in Hameln. 1828. XIV u. 178 S. 8. (11 gr.)

Betrachtungen, Gebete und Gesänge zu dem Behufe, sittlich Verirrte, und solche, welche der Arm der bürgerlichen Gerechtigkeit ergriffen und ihrer gemißbrauchten Freyheit beraubt hat, auf einen andern Weg, und der bürgerlichen Gesellschaft gebessert zurückzuführen. Alles meistens recht zweckmäßig, kurz und ansprechend, wenn auch nicht gerade tief erschütternd: so daß vielleicht der ganz ergraute Sünder weniger dadurch bewegt und umgewandelt werden dürfte. Die sittliche Rohheit bedarf einer andern Sprache als die bloße Verirrung.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1830.

BIBLISCHE LITERATUR.

LONDON, b. Millar: *A commentary on the epistle to the Hebrews. By Moses Stuart etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

6. 12. *Alter und kanonisches Ansehen des Briefes.* Dieser Abschnitt möchte wohl einer der schwächsten seyn und am meisten Irrthümliches enthalten. Es ist zwar richtig, daß sich aus dem Inhalte des Briefs die Abfassung desselben vor der Zerstörung Jerusalems aufs deutlichste ergibt, und daß sich auch recht frühzeitig Spuren desselben in der Benutzung von Seiten anderer Schriftsteller finden, so am unverkennbarsten in dem Briefe des Clemens von Rom an die Korinther; Rec. will auch nicht in Abrede stellen, daß auch bey dem Justinus Martyr ein paarmal Reminiscenzen aus unserm Briefe vorzukommen scheinen. Die Stellen des Barnabas, Hermas, Polycarp und Ignatius erscheinen dem Hn. St. selbst als zu unsicher, als daß er wagt darauf etwas zu bauen. Aber durchaus falsch ist, wenn er meint, die erstgenannten Schriftsteller benutzten den Brief auf solche Weise, daß daraus hervorgehe, er habe ihn für eine Schrift von kanonischem Ansehen gehalten. Die Stellen des Justinus können hierfür gar nicht in Betracht kommen, da sie höchstens leise Anklänge an unsern Brief enthalten. Aber auch die des Clemens sieht der Vf. durchaus in einem unrichtigen Lichte an; Clemens hat nur häufig einzelne Stellen des Hebräer-Briefes nachgeahmt im Gedanken und Ausdrücken; aber so konnte er jede Schrift benutzen, die ihm dazu durch ihren Inhalt Stoff darbot, ohne Rücksicht auf diesen, ja darauf, ob sie in der Kirche in irgend einigem Ansehen stand, ob sie der Gemeinde, an die er, und demjenigen, in dessen Namen er schrieb, nur irgend bekannt war. Namentlich citirt wird keine Stelle, Richtig ist zwar, daß eben so wenig andere neutestamentliche Schriften, die er benutzt (außer 1 Cor.), namentlich citirt werden. Aber es läßt sich auch eben aus diesem Briefe des Clemens nicht ersehen, ob und in wiefern diese neutestamentliche Schriften als solche damals in der Kirche schon eigentlich kanonisches Ansehen hatten, das würde selbst aus reiner namentlichen Anführung derselben noch nicht erhellen, sondern nur, wenn Stellen derselben als Aussprüche der Schrift κατ' ἔξοχην citirt wären.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

den. Das, meint nun zwar Hr. St., sey mit unserm Briefe wenigstens zwey Mal geschehen, aber ganz mit Unrecht; c. 36: γέγραπται γὰρ οὕτως· ὁ ποιῶν τοὺς ἀγγέλους αὐτοῦ πνεύματα καὶ τοὺς λειτουργοὺς αὐτοῦ πνεύματι soll ein Citat von Hebr. 1, 7 seyn. Allein billig muß man sich wundern, wie Hr. St. das hat glauben können. Dem Clemens schweben allerdings in dem ganzen Passus einzelne Stellen des Hebräer-Briefes vor, namentlich aus Kap. 1, die er fast wörtlich nachahmt; aber wäre das γέγραπται als eine Citation dieses Briefes gemeint gewesen, nicht aber des alttestamentlichen Psalms, so würde die Citationsformel früher gesetzt worden seyn, da, wo die wörtliche Nachahmung anfängt. Nicht minder sicher ist, daß die andere Stelle c. 23, die Hr. St. sehr unvollständig anführt: συνεκμαρτυροῦσθαι καὶ τῆς γραφῆς· οὐ ταχὺ ἦναι καὶ οὐ χρόνιον (καὶ εὐαγγελίου ἦναι ὁ κύριος εἰς τὸν ναὸν αὐτοῦ καὶ ἄγιος ἐν ἡμέτῃ προσδοκᾶτε) nicht eine Citation von Hebr. 10, 37 ist, sondern eine freye, zusammenziehende Anführung von Habak. 2, 3. Mal. 3, 1. — Darnach kann also aus dem Briefe des Clemens sicher nicht erfahren werden, daß damals der Hebräer-Brief kanonisches Ansehen hatte; nur soviel muß man zugeben, daß sich aus der Weise, wie Clemens ihn benutzte, auch nicht bestimmt erweisen lasse, daß er ihn geringer geachtet habe, als andere Schriften des N. T., die er auf ähnliche Weise benutzte. Indessen möchte sich, wenn der Brief dem Clemens als eine apostolische Schrift bekannt gewesen wäre, schwerlich begreifen lassen, wie es hätte kommen können, daß derselbe nicht durch ihn auch der Römischen Kirche, der er vorstand, als solcher überliefert wäre, und sich dann hier von der Zeit an fortwährend in diesem Ansehen behauptet hätte; was doch bekanntlich nicht kann der Fall gewesen seyn. — Sehr unsicher ist auch das Argument, welches Hr. St. daher entnimmt, daß der Brief an die Hebräer sich mit in der alten lateinischen Uebersetzung des N. T. befunden habe. So viel Rec. weiß, ist darüber noch nichts erwiesen, ob der Brief schon ursprünglich einen Bestandtheil des lateinischen N. T. ausgemacht hat, wie früh er zuerst ins Lateinische übersetzt ist, und ob bloß als Werk irgend eines der frühesten Kirchenschriftsteller, oder als ein einzelnes Buch der heil. Schrift. Als sicherer kann dagegen angesehen werden, daß er sich schon ursprünglich mit in der Peschito befunden hat; und dieses kann als Beweis gelten, daß er zur Zeit der Anfertigung dieser

Uebersetzung bey den Syrern kirchliches Ansehen hatte; aber etwas Weiteres folgt aus diesem Factum an sich auch nicht, und die Frage, ob dem Briefe wirklich kanonisches Ansehn beykommt, wird dadurch nicht im mindesten zur Entscheidung gebracht. — Hr. St. hat übrigens diesen Gegenstand gerade an diesem Orte behandelt, um aus einem Zeitalter, aus welchem sich noch keine ausdrücklichen Aussagen über den Verfasser unsers Briefs beybringen lassen, auf diesem Wege, durch Nachweisung der kanonischen Geltung desselben zu erweisen, daß er damals als apostolische Schrift müsse betrachtet worden seyn.

Er geht nämlich jetzt zu der Frage über, deren Beantwortung den größten Theil des Werks einnimmt, ob der Verfasser des Briefs der Apostel Paulus sey. Dazu betrachtet er zuerst die äußern Zeugnisse §. 14—17. Eigne Forschungen aus den Quellen finden sich hier nicht; der Vf. hält sich nur an *Lardner*, ist aber zum Theil sehr ausführlich in der Beurtheilung der Zeugnisse der frühern Väter, besonders der Alexandrinischen Kirche, indem er vornehmlich gegen *Eichhorn* und *Bertholdt* polemisiert. In Manchem, was er gegen die Urtheile der genannten Theologen, namentlich gegen ihre Folgerungen aus den Aeußerungen der Alexandriner, bemerkt, ist Rec. mit ihm einverstanden, so wenig er in dem allgemeinen Resultat zusammentrifft, daß die äußern Zeugnisse der Paulinischen Abfassung günstig seyen. Hr. St. gesteht, es könne hier überhaupt gar nicht von einem ganz klaren und zweifellosen Zeugniß die Rede seyn, wodurch der fragliche Gegenstand zur Gewissheit komme, sondern nur von einer Wahrscheinlichkeit, daß Paulus der Verfasser sey; und so legt er auch den äußern Zeugnissen, diese gegen einander abgewogen, kein größeres Gewicht bey, als daß sie überwiegend zu Gunsten der Ansicht der Paulinischen Abfassung stimmen. Aber auch das würde er schwerlich gefunden haben, wenn er nicht eben von der falschen Voraussetzung ausginge, daß der Brief in der frühesten Zeit überall und namentlich auch in der Römischen Kirche das Ansehn eines apostolischen gehabt hätte. Daß er hier und im ersten überhaupt von der letzten Hälfte des zweyten bis zum vierten Jahrhundert im Allgemeinen nicht auf diese Weise angesehen ward, kann Hr. St. nicht in Abrede stellen, und er giebt zu, es lasse sich nicht bestimmt ausmitteln, wodurch diese Veränderung herbeygeführt sey; am wahrscheinlichsten, meint er (und so bekanntlich auch schon manche Andere), durch den Gegensatz gegen den Mißbrauch, den die Montanisten von den Stellen Kap. 6, 4—8, 10, 26—31 gemacht hätten, wobey er gar nicht berücksichtigt, daß doch Tertullian, der nichts von einer apostolischen Abfassung dieses von ihm geschätzten Briefes weiß, selbst ein eifriger Montanist war. Aus der bekannten Stelle dieses Kirchenvaters selbst *de Ju-*

dicat. c. 20 folgt Hr. St. fälschlich nur, daß damals in seiner Gegend eine Verschiedenheit der Ansichten über diesen Punkt Statt gefunden habe; vielmehr erfahren wir daraus deutlich, es könne dem Tertullian durchaus nicht bekannt gewesen seyn, daß der Brief auch als eine apostolische Schrift betrachtet werde. Daß auch Novatian sich für seine strenge Ansicht über die Gefallenen gar nicht auf die Stellen unsers Briefs scheint berufen zu haben, wird von Hn. St. ganz unbemerkt gelassen. Bey dem bekannten Muratori'schen Fragment ist Hr. St. der Meinung, daß die dort erwähnte *epistola ad Alexandrinos* nicht der Hebräer-Brief sey, sondern irgend ein verloren gegangenes apokryphisches Schreiben, das unter dem Namen des Paulus vorhanden war. Und das ist wohl höchst wahrscheinlich. Er legt aber zu wenig Gewicht darauf, daß dann in diesem Kanon unser Brief gar nicht mit aufgeführt wird, und erwähnt gar nicht, daß die Zahl der Gemeinden, an die Paulus geschrieben habe, auf sieben angegeben wird. Von den beiden Stellen des Cyprian, wo dasselbe geschieht, führt er wenigstens die eine an, will aber kein besonderes Gewicht darauf legen; unser Brief, sagt er, habe keine Adresse, und Cyprian möge vielleicht bloß auf diejenigen der Paulinischen Briefe Rücksicht genommen haben, welchen Adressen an die Kirchen vorgesetzt waren. Allein eine Ueberschrift, welche die Gemeinde, an die unser Brief gerichtet ist, als die der Hebräer bezeichnet, hatte der Brief damals wenigstens schon lange. Es hätte hier übrigens auch noch der nur etwas spätere Victorin; B. von Petabio, erwähnt werden können, der gleichfalls an zwey Stellen der uns von ihm erhaltenen Schriften (*de fabrica mundi*, und *Commentar. in Apocal.*) die Zahl der Gemeinden, an die Paulus geschrieben, auf sieben angiebt und diese das eine Mal namentlich aufführt, ohne daß des Briefes an die Hebräer im mindesten Erwähnung geschähe. — Beym *Origenes* beschäftigt Hr. St. sich ausführlich mit Betrachtung der Stelle *Euseb.* VI, 25; auch in dem, was er darüber bemerkt, kann Rec. ihm nicht überall beystimmen. Schwerlich ist es richtig, wenn er den Origenes so auffaßt, als habe dieser keine Zweifel gehegt über den eigentlichen Verfasser des Briefs, sondern nur über den Namen desjenigen, der ihn zu Papier gebracht habe. Es konnte dem Origenes ja nicht unbekannt seyn, daß Paulus auch die meisten seiner andern Briefe nicht eigenhändig geschrieben hat, und daß daher auf diesem Wege allein sich die so starke Abweichung der Sprache und des Stils im Hebräer-Briefe von allen andern unmöglich erklären lasse; Origenes drückt sich aber auch ganz anders aus; die Gedanken seyen wohl Paulinisch, diese möge aber hier ein Schüler gleichsam commentirend weiter ausgeführt haben. Bey einer solchen Vorstellung bleibt doch von einer eigentlichen Autorschaft des Paulus wenig übrig, und überhaupt ist es nach diesen Worten nicht einmal wahrscheinlich, daß Origenes habe ausdrücken wollen, der Brief

Brief sey dennoch im Namen und Auftrage des Paulus geschrieben und von ihm als der seinige an die Gemeinde der Hebräer abgesandt. Ganz übergangen hat Hr. St. zwey andere Stellen, *ep. ad African.* c. 9 und *ad Matth.* 23, wo Origenes deutlich zu verstehen giebt, daß der Brief nicht bey Allen als ein Paulinischer anerkannt ward. Daß Origenes vornehmlich durch seine Liebe für allegorische Interpretation bestimmt worden sey, sich den Brief als einen apostolischen gefallen zu lassen, wollen wir nicht gerade behaupten; aber sicher läßt sich wohl vermuthen, daß dieser Charakter des Briefs und seine Verwandtschaft mit der besonders in der Alexandrinischen Kirche geübten Lehrweise mit dazu beygetragen habe, den Origenes nicht bloß, sondern auch die frühern Lehrer dieser Schule für die Meinung über den apostolischen Ursprung des Briefes noch günstiger zu stimmen. Hr. St. fragt, wenn Origenes sich durch solche Gründe hätte bestimmen lassen, den Brief an die Hebräer in den Kanon aufzunehmen, warum er denn nicht eben so gut z. B. den Brief des Barnabas und den Hirten des Hermas aufgenommen habe? Allein, ohne uns darauf zu berufen, daß das Verhältniß dieser Schriften, über deren Verfasser in der Kirche kein Streit Statt fand, ein anderes war, als das des Briefs an die Hebräer, bey dem es sich eben darum handelte, ob der Verfasser ein Apostel war, oder ein anderer Schriftsteller, der mit den Verfassern jener beiden in gleichem Range stand, so bemerken wir nur, was Hr. St. nicht scheint gegenwärtig gewesen zu seyn, daß auch jene vom Origenes sowohl als vom Clemens von Alexandrien öfters ganz auf dieselbe Weise wie apostolische Schriften mit kanonischem Ansehn angeführt und benutzt werden; wozu sich die Belege bey *Cotelerius Patr. apostol.* und auch bey *Landner* nachsehen lassen.

Der Vf. geht darauf zur Darlegung der *innern Gründe*, welche für den Paulus als Verfasser des Briefs sprechen, und handelt hier zuerst §. 19 von äußern Umständen, deren im Briefe Erwähnung geschieht. Er glaubt nämlich, Paulus habe den Brief geschrieben zu Rom, in der letzten Zeit seiner Gefangenschaft, als er seiner Losprechung schon sicher war, ohne daß sie ihm bereits officiell angezeigt worden wäre, später als den Brief an die Philipper. Dazu, meint er, stimmen genau alle einzelnen Umstände in unserm Briefe. Im Briefe an die Philipper spreche der Apostel davon, den Timotheus zu ihnen zu senden, sobald er absehen werde, wie es um seine Angelegenheit stehe (Kap. 2, 19. 23): dieses sey inzwischen geschehen, Timotheus sey abgesandt (davon will der Vf. das *ἀπολυμένον* Kap. 13, 23 verstehen), und Paulus erwarte seine Rückkunft, um, wenn diese bald erfolge (*ἐὰν ταχὺ ἐρχῆται* ib.), nach wirklich erfolgter Freysprechung in seiner Gesellschaft die Hebräer zu besuchen, sonst ohne ihn. — Aber hätte wohl Paulus unter diesen Umständen erwarten können,

auch angenommen, der Brief sey zunächst an die Gemeinde zu Cäsarea gerichtet, daß diesen etwas über die Sendung des Timotheus und deren Zweck bekannt gewesen wäre? Jedenfalls würde man außer der Angabe, wohin er gesandt sey, auch ein *ἐν ἑμῷ* oder dergl. hinzugefügt erwarten. Ueberhaupt braucht in ähnlichen Fällen Paulus niemals *ἀπολύειν*, sondern *πέμπειν* (so vom Timotheus 1 Kor. 4, 17. Phil. 2, 19. 1 Thess. 3, 2). Viel natürlicher ist sonder Zweifel die jetzt auch gewöhnliche Erklärung, wornach es auf ein Befreytwerden aus einer Haft bezogen wird; wo dann mindestens gar keine besondere Veranlassung ist, gerade an den Paulus als den Schreibenden zu denken. Die Stellen Kap. 13, 18. 19 und ib. γ. 23 lassen sich allerdings bey der Weise, wie Hr. St. sich die Lage des Paulus beym Schreiben des Briefs denkt, mit einander vereinigen und auf diesen Apostel beziehen. Aber die erstere führt nicht bestimmt, wie Hr. St. zu meinen scheint, auf Gefangenschaft des Schreibenden, und somit liegt nicht gerade etwas darin, was nicht auf vielerley Verhältnisse eben so gut bezüglich wäre. Noch weniger können wir dem Vf. in dem Recht geben, was er über das: *οἱ ἀπὸ τῆς Ἰταλίας* Kap. 13, 24 sagt; er versteht die Christen in Italien überhaupt, mit Einschluß der Römischen, und bestreitet *Eichhorn's* Behauptung, daß der Ausdruck nur könne von Leuten verstanden werden, die sich zur Zeit der Abfassung des Briefs nicht mehr in Italien befanden; zum Beweise des Gegentheils beruft er sich auf Matth. 21, 11. 16, 1. Apgesch. 17, 13. — Allein es ist in die Augen springend, daß die beiden ersten Stellen vielmehr für das Gegentheil beweisend sind, als für das, wofür der Vf. sie anführt. Denn wenn es an der ersten Stelle heißt: *οὗτος ἐστὶν Ἰησοῦς ὁ προφήτης ὁ ἀπὸ Ναζαρέτ*: so bezeichnet das ja seine Abkunft von einem Orte, wo er zu der Zeit sich nicht aufhielt. Ebenso an der zweyten Stelle: *οἱ ἀπὸ Ἱερουσολύμων γραμματεῖς* werden ja solche bezeichnet, die ihre Heimath in Jerusalem hatten, sich aber jetzt in Galiläa befanden. Was aber die dritte Stelle betrifft, so würde auch hier wohl nicht gesetzt seyn: *ὡς δὲ ἔγνωσαν οἱ ἀπὸ τῆς Θεσσαλονίκης Ἰουδαῖοι*, wenn der Schriftsteller nicht schon hier in Beziehung auf das sie sich gedacht hätte, was er im Nachsatze von ihnen erzählt, ihren Aufenthalt und ihr Treiben in Beröa, wohin sie sich aus Thessalonien begaben. Höchstens aber könnte diese Stelle zum Beweise gebraucht werden, daß unser Briefsteller sich in Beziehung auf Christen, die sich damals in Italien befanden, hätte ausdrücken können: *οἱ ἀπὸ τῆς Ἰταλίας ἀσπάζοντες ὑμᾶς*, wenn er selbst damals seinen Aufenthalt außerhalb Italien hatte; befand er sich aber mit ihnen in demselben Lande, so würde er sicher wenigstens *οἱ ἐν τῇ Ἰταλίᾳ* gesagt haben (vgl. 1 Petr. 5, 13). So aber kann auch diese Stelle wenigstens durchaus nicht als besonders auf den Paulus als den Schreibenden führend, angesehen werden. — Hiernach geht der Vf. zur *Vergleichung des Briefs an die Hebräer mit den*

als *Paulinisch anerkannten Briefen* über, um auch auf diesem Wege es als überwiegend wahrscheinlich nachzuweisen, daß auch der erstere eine Schrift des Paulus sey. Er stellt diese Vergleichung zuerst §. 21 in Beziehung auf die vorgetragenen *Lehren* an; dann §. 22 in Ansehung der *Form und Methode* und §. 23 hinsichtlich der *Phraseologie und Sprache*, worauf er §. 24 Bemerkungen über die in diesen Abschnitten gemachten Vergleichungen hinzufügt. — Rec. ist weit davon entfernt, die Verwandtschaft unsers Briefs mit den Paulinischen in Abrede stellen zu wollen; er ist auch gern bereit zuzugeben, daß derselbe mit keinen Schriften des N. T. mehr Verwandtes hat. Aber unmöglich können wir, auch die Richtigkeit aller einzelnen von Hn. St. beygebrachten Parallelen zugeben, mit ihm das allgemeine Resultat gewinnen, daß, wenn nicht Paulus sollte den Brief geschrieben haben, er das Werk eines geschickten, genauen, absichtlichen Nachahmers und Plagiarius seyn müsse, weil in demselben alle Gedanken in ihrer Beschaffenheit, Farbe und ihrem Verhältniß Paulinisch seyen, und des Paulus ganze Argumentationsweise, Schreibart, Phraseologie und selbst der Sprachgebrauch in einzelnen Worten angenommen sey. Man traut wirklich kaum seinen Augen, wenn man ein solches Urtheil von einem Manne ausgesprochen liest, der sich doch als einen Forscher nicht ohne Scharfsinn und Umsicht beweiset, und der auf der andern Seite die Behauptung aufstellt, es könne nichts geben, worin sich eine größere Verschiedenheit zeige, als die Briefe des Paulus, und — nicht bloß die des Johannes und Jacobus, sondern auch des Petrus (S. 205). Wir können hier zuversichtlich jeden unbefangenen Forscher und Hn. St. selbst auffordern, nur eine sorgfältige Vergleichung des ersten Petrinischen Briefs mit den Paulinischen anzustellen, ob nicht die sich hier kund gebende Aehnlichkeit eben so groß und im Einzelnen viel auffallender sey, als die zwischen dem Briefe an die Hebräer und den Paulinischen. Wo findet sich zwischen den letztern wohl eine so *wörtliche* Uebereinstimmung, als z. B. zwischen 1 Petr. 1, 3 und Ephes. 1, 3? wo eine größere Gleichartigkeit der Gedanken, verbunden mit Aehnlichkeit des Ausdrucks, als z. B. zwischen 1 Petr. 3, 1 und Ephes. 5, 22, 1 Petr. 3, 9 und Röm. 12, 17, 1 Petr. 6, 5 und Ephes. 5, 21, 1 Petr. 5, 14 und 1 Kbr. 16, 20? vergl. noch 1 Petr. 2, 10 mit Gal. 5, 18; 1 Petr. 2, 13 fg. mit Röm. 13, 1 — 4, 1 Petr. 4, 2 mit Phil. 2, 14; 1 Petr. 5, 1 mit Röm. 8, 18 u. a. Sicher wird aber doch Hr. St. nicht der Meinung seyn, daß den Petrinischen Brief ein sorgfältiger absichtlicher Nachahmer des Paulus geschrieben habe. Ist der Brief an die He-

bräer nicht von Paulus, so läßt sich, wenn er gleichwohl eine besondere Verwandtschaft mit den Paulinischen hat, dafür doch noch viel leichter ein Erklärungsgrund finden aus einem möglichen Verhältnisse des wirklichen Verfassers zu dem Paulus; dieses kann doch leicht viel näher und abhängiger gewesen seyn, als wir das des Petrus zum Paulus, auch nur beide als Schriftsteller betrachtet, annehmen dürfen. Es könnte daher hier gar nicht als entscheidend angesehen werden, wenn der Brief an die Hebräer den Paulinischen auch noch bedeutend mehr verwandt und ähnlich erschiene als der Petrinische; was doch nicht so ohne Weiteres kann zugegeben werden. Ueberhaupt können wir es nicht billigen, daß Hr. St. bey dieser Untersuchung in den verschiedenen Beziehungen nur das Aehnliche aufgesucht; nicht aber schon hier in denselben Beziehungen auch das Differente jenem gegenübergestellt hat; denn nur dadurch könnte ein richtiges Urtheil über das wirklich stattfindende Verhältniß gewonnen werden. Was übrigens die Punkte betrifft, die Hr. St. hier in diesen Abschnitten besonders hervorhebt, so betrachtet er zuvörderst die Aehnlichkeit in der Lehre nach zwey Hauptrubriken: I. In der Darstellung des allgemeinen Vorzugs des Christenthums vor dem Judenthume; indem im Briefe an die Hebräer auf gleiche Weise, wie in den andern Paulinischen, dieser begründet wird: 1) durch den höhern Grad der religiösen Erkenntniß, die das Evangelium mittheilt; 2) durch die höhern Beweggründe und Aufmunterungen zur Tugend und Frömmigkeit; 3) durch die größere Wirksamkeit des Evangeliums in der Beförderung einer wahren und dauernden Glückseligkeit der Menschen; 4) durch die Darstellung der jüdischen Ordnung als eines Typus und Schattenbildes der christlichen; und 5) durch die Bezeichnung der christlichen Ordnung als einer ewig dauernden, während die jüdischen Einrichtungen wegen ihrer Unvollkommenheit aufgehoben seyen. II. In der Darstellung des Mittlers Jesu Christi, und zwar 1) seiner Person, und 2) seines Todes als eines Sühnopfers für die Sünde. Diese Punkte sind hier auch nicht bloß im Allgemeinen hingestellt, sondern überall die Vergleichung ins Einzelne ausgeführt, auf eine recht heilsige und lobenswerthe Weise; nur daß das Abweichende, woran es auch hier schon nicht fehlt, ganz verschwiegen ist; z. B. daß sich im Hebräer-Briefe fast keine Spur findet von der großen Bedeutung, die bey dem Paulus für das Erlösungswerk die Auferstehung des Heilandes hat, welche hervorzuheben es doch auch hier keineswegs ganz an Veranlassung fehlte.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1880.

BIBLISCHE LITERATUR.

LONDON, b. Millar: *A commentary on the epistle to the Hebrews.* By Moses Stuart etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Als Ähnlichkeiten in der Form und Methode führt der Vf. dreyerley an: 1) die allgemeine Anordnung des Briefs — daß derselbe nämlich, ähnlich wie unter den Paulinischen besonders die an die Römer und an die Galater, in gewissem Grade aber auch die an die Epheser, Kolosser, Philipper und Thessalonicher — im ersten Theile überwiegend didaktische Auseinandersetzung enthält, im zweyten dagegen praktischen Inhalts ist. Genauer und richtiger würde Hr. St. sich hier so ausgedrückt haben, daß der Apostel Paulus in den meisten seiner Briefe, nachdem er die Gegenstände abgehandelt hat, welche sich auf die besondern Verhältnisse der Gemeinde beziehen, an welche er jedesmal schreibt, einen Anhang hinzufügt, der mehr allgemeinen Inhalts ist und meistens Ermahnungen enthält, die sich nicht so speciell auf den Zustand der besondern Gemeinde beziehen, woran sich denn aber zuletzt wieder Grüsse und dergleichen ganz persönliche Beziehungen anschließen. Derselbe Gang findet sich doch im Allgemeinen allerdings auch im Briefe an die Hebräer, wo nur jener erste und Haupttheil nicht, wie man gewöhnlich und auch Hr. St. annimmt, bis Kap. 10, 18 geht, sondern bis Kap. 12, 18. Daß sich aber ein gleicher Gang in den andern neutestamentlichen Briefen nicht nachweisen läßt, erklärt sich zum Theil schon daher, weil diese nicht so bestimmt an einzelne und zu dem Schreibenden in einem so persönlichen Verhältnisse stehenden Gemeinden gerichtet sind, als die Paulinischen und der an die Hebräer; daher denn eine solche Scheidung zwischen dem allgemeinen und dem besondern Persönlichen weder in dem Didaktischen, noch in dem Paränetischen Statt findet. — Noch führt Hr. St. hier an, daß Paulus Röm. 15, 30 — 33 gerade unmittelbar vor den Grüßen seine Leser zum Gebete für seine Person auffordert, worauf er den Wunsch ausspricht, daß der Gott des Friedens mit ihnen seyn möge, was sich mit einem Amen schliesse; und vergleicht damit Hebr. 13, 18 — 21. Doch werden Andere diese Ähnlichkeit, die vornehmlich in der Stellung liegt, nicht so bedeutend finden, als Hr. St., noch auch

ein solches Gewicht auf die Anwendung der unsern Briefe mit Paulus gemeinschaftlichen Formel $\delta \theta \epsilon \varsigma \ \epsilon \nu \ \eta \varsigma \ \alpha \iota \omega \nu \eta \varsigma$ legen. Wenigstens kann dieses nicht bedeutender erscheinen, als wenn Petrus Kap. 5, 14 seine Leser auffordert, sich einander zu begrüßen mit dem Kusse der Liebe, wie Paulus mit heiligem Kusse (1 Kor. 16, 20. 2 Kor. 13, 12. Röm. 16, 16. 1 Thess. 5, 26). 2) Die gleiche Weise in der Anführung des A. T. und Berufung auf dasselbe. Hierfür wird unter andern angeführt, daß Stellen der Schrift öfters ohne eine Citationsformel citirt und mit einander verbunden werden; (der Vf. unterscheidet überall nicht gehörig zwischen eigentlichen Citationen und anderweitigen Benutzungen von Stellen der Schrift oder Anspielungen auf solche; bey förmlichen Citationen hat zwar Paulus öfters verschiedene Stellen mit einander verbunden, ohne die einzelnen wieder durch besondere Citationsformeln zu trennen, niemals aber der Brief an die Hebräer; daß aber auf Stellen der Schrift bloß angespielt oder deren Worte vom Verfasser wie eigne angewandt worden, ohne alle Citationsformel ist im Hebräerbriefe — und so auch besonders 1 Petr. — viel häufiger der Fall, als bey Paulus); daß überhaupt vom A. T. ein so häufiger Gebrauch gemacht werde (!) u. dergl. Besonders aber legt er Gewicht darauf, daß Paulus öfters Stellen der Schrift oder die jüdische Geschichte zu Beweisen $\kappa \alpha \tau \alpha \ \alpha \nu \theta \rho \omega \pi \omega \nu$ oder *ex concessis* benutze, wie z. B. Galat. 4, 24 fg. 1 Kor. 9, 9. 10, 2 fg. 2 Kor. 3, 13. 14. Ephes. 5, 31. 32; und ebenso der Brief an die Hebräer Kap. 7 in der Vergleichung Christi mit dem Melchisedek, Kap. 8, 1 — 5. 9, 1 — 9. Rec. bemerkt hier nur, daß eine Beweisführung *ex concessis*, und so auch eine demgemäße Benützung der Schrift von jedem verständigen christlichen Lehrer zu verlangen ist, und sich auch in allen neutestamentlichen Schriften findet; eine andere Frage aber ist, ob diese Schriftsteller sich solcher Weise der jüdischen Schriften bedient haben ohne alle Rücksicht auf ihre eigne Ansicht von dem Sinne und der wahren Bedeutung der von ihnen benutzten Stellen; und dieses, was hier des Vfs. Meinung zu seyn scheint, wird sich schwerlich erweisen lassen; sonst wäre zu einer solchen Annahme noch stärkere Veranlassung bey Paulus Briefe Judä. — 3) Die Weise des Paulus, seine Prämissen vom dem Schlusssatze zu trennen, oder seinen Vordersatz von dem Folgesatze (*his protasis from his epitasis*), was ganz ähnlich sich im Briefe an die Hebräer fände. — Hier

ist zum Theil ganz Verschiedenartiges zusammenge-
worfen, als Röm. 5, 12—18. 2, 6—16, wo die Verhän-
dung schwerlich richtig gefasst ist; und Ephes. 3,
1—13. dagegen Hebr. 4, 6—9. 5, 6. 7, 1—9, 7—12.
oder gar 8, 4. 5—9, 11. Etwas der Art gerade,
als sich in der ersten und letzten der Paulinischen
Stellen findet, wo nämlich der Schriftsteller einen
Satz oder eine Periode anfängt, und sich dann durch
angeschlossene Neben- und Zwischensätze verleiten
läßt, die angefangene Constructionsweise ganz feh-
ren zu lassen, findet sich im Hebräer-Briefe mit
einer großen Sorgfalt vermieden, und man kann
sich in dieser Beziehung etwas Verschiedenartigeres
kaum denken. — Endlich als Aehnlichkeit in der
Phraseologie und Diction werden angeführt: 1) Stel-
len, wo dieselben Wörter oder synonyme gesetzt sind,
oder wo, wenn auch die Ausdrucksweise verschieden
ist, sich doch Gleichartigkeit in eigenthümlichen
Gedanken und Vorstellungen findet. Dieses Letz-
tere würde eigentlich nach der Ueberschrift des Pa-
ragraphen nicht hierher gehören; es müßte jene
sonst allgemeiner lauten. Die Zusammenstellungen
selbst sind meistens richtig und zweckmäßig, und
liefern den Beweis von einer großen Verwandtschaft
unsers Briefs mit den Paulinischen auch in solchen
einzelnen Stellen; etwas Weiteres läßt sich daraus
aber nicht entnehmen. Die einzelnen Parallelen, die
sich für unsern Brief aus dem Philo nachweisen las-
sen, sind nicht weniger ähnlich, und, wenn wir
das eigenthümlich Christliche abrechnen, zum Theil
noch auffallender, als die, welche er mit den Pau-
linischen Briefen darbietet. Wenn Hebr. 4, 12 mit
Ephes. 6, 17 verglichen wird, so ist die Aehnlich-
keit mit Stellen des Philo (als 499 A. B., 500 C.,
511 E., 513 B.) ohne Vergleich viel mehr in die Au-
gen springend. Sehr wenig Aehnlichkeit bietet auch
Hebr. 2, 4 mit den vom Vf. als Parallelen angeführ-
ten Stellen 1 Kor. 12, 4. 11. Röm. 12, 6 dar. Am
wenigsten Gewicht aber darf darauf gelegt werden,
wenn dieselben alttestamentlichen Stellen zu gleichem
oder ähnlichem Zwecke angeführt werden, wie
Hebr. 1, 6 und Apostelgesch. 13, 33 in der Rede des
Paulus; Hebr. 8, 10 und 2 Kor. 6, 16; Hebr. 10, 28
und 2 Kor. 13, 1; Hebr. 10, 80 und Röm. 18, 19; Hebr.
10, 88 und Röm. 1, 7. Gal. 3, 11. Denn sonst
würde die Vergleichung von Apostelgesch. 2, 49 fg.
mit ib. 18, 35 zu einer Folgerung benutzt werden
können, die Hr. St. eben so wenig zugehen wird,
als Rec. — 2) Stellen, wo sich Wörter finden, die
außer unserm Briefe im N. T. bloß bey Paulus
vorkommen, oder anderswo wenigstens in anderm
Sinne. Hier sind 22 Beispiele angeführt, aber
auch diese zum Theil nicht genau und richtig. So
wird aufgeführt: *ἐλπίς προκειμένη* Hebr. 6, 18. Kol. 1,
5; an der letztern Stelle steht aber *ἐποκειμένη*. Fer-
ner: *ὁ κτλός* = *nöthig*, Hebr. 4, 13. Röm. 8, 39;
da doch an keiner von beiden Stellen die Negation
in so enger Verbindung mit dem Namen steht. Fer-
ner: *ἀδελφοί*, von Brüdern Christi, in Beziehung
auf seine menschliche Natur Hebr. 2, (12) 17. Röm.

8, 29; doch war dieses weniger wegen des Ausdrucks
zu bemerken, als wegen der Vorstellung; jedenfalls
ist es nichts dem Paulus Eigenthümliches, vergl.
z. B. Joh. 20, 17. Matth. 28, 10 u. s. w. Noch weni-
ger angemessen ist aber; was unter Nr. 3 aufgeführt
wird als eine Besonderheit in der grammatischen
Construction, wornach Hebr. 7, 11: *ὁ λαὸς νομο-
θέτης* stehe statt: *νομοθέτητο τῷ λαῷ*, und ebenso
beym Paulus Röm. 3, 2: *ἐπιστεύθησαν (αὐτοῖς) τὰ λόγια
τοῦ θεοῦ*, denn einmal ist es eine auch bey Profan-
scribenten öfters vorkommende Constructionsweise,
daß, wenn ein Verbum im Activ auch das Object
im Genitiv oder Dativ bey sich hat, dasselbe doch
beym Passivo zum Subjecte gemacht wird, und
namentlich kommt die Formel *πιστεύομαι τι* nicht
selten vor (s. Schleusner s. v.), kann daher auf
keine Weise als etwas eigenthümlich Paulinisches
angesehen werden. Dann aber ist es bey der Stelle
im Hebräer-Briefe auch gar nicht nothwendig, auf
diesen Sprachgebrauch zurückzugehen, da das Ver-
bum *νομοθετέω* auch im Activ öfters mit einem Accu-
sativ der Person verbunden vorkommt, z. B. Pf. 119,
88: *νομοθέτητόν με, κύριε, τὴν ὁδὸν τῶν δικαιοσύμων
σου*. Ps. 25, 9: *νομοθέτησέ μοι ἐμαρτάνοντα ἐν ὁδῷ*. Ps.
27, 11: *νομοθέτητόν με κύριε, τὴν ὁδὸν σου*. Es ist hier
daher am wenigsten Veranlassung zu der Bemerkung,
welche Hr. St. dabey macht: *this is a minuteness of grammatical construction, which a copyist of Paul would not be likely either to notice or to imitate; et affords therefore the more striking evidence, that all proceeded from the same hand*. — Wir sind
hier in der Angabe der vom Hr. St. für den Paulini-
schen Ursprung des Briefs geltend gemachten Grün-
de etwas umständlich gewesen, weil sich darin
manches Eigenthümliche findet, und, wie schon
früher bemerkt ist, doch nicht erwartet werden
kann, daß diese Schrift auch sobald bey uns allge-
mein bekannt und verbreitet werden wird. Hr. St.
wird darin einen Beweis finden, mit welcher Sorg-
falt wir seine Beweisführung gelesen und geprüft
haben, und wird, wenn wir bekennen, auch jetzt
die Meinung, daß Paulus den Brief an die Hebräer
geschrieben habe, für falsch zu halten, dieses nicht
für ein eigensinniges Festhalten an einmal angenom-
menen Meinungen ansehen. Mehr befriedigt ist
Rec. durch Manthes, was Hr. St. den bisher gegen
die Paulinische Abfassung geltend gemachten Grün-
den entgegengesetzt hat. Er behandelt diese Wider-
legung mit vielem Fleiße und großer Ausführlich-
keit; sie nimmt einen bedeutenden Theil seines
Werkes ein (S. 210—335). Er behandelt hier hin-
ter einander zuerst die Einwendungen von Bertholdt
(als welcher auch die der frühern zusammengefaßt
habe), dann die von Schütz, Beyffarth, de Wette
und Böhm; die Schriften der beiden letztern waren
ihm erst während des Drucks zugekommen. Hr. St.
hielt diese Methode wohl für zweckmäßig; theils
um seine Landsleute vollständiger mit den von den
deutschen Theologen beygebrachten Gründen be-
kannt zu machen, theils um sich gegen den Verdacht

zu stößt, wenn er bloß einzelne Argumente hervorhebe, daß gerade die bedeutendsten von ihm übergangen seyen. Doch wird von ihm zur Vermeidung von Wiederholung mehrmals, wenn ein von einem Früheren angeführter Einwand von einem Späteren wieder aufgenommen und genauer ausgeführt ist, derselbe auch nach der Ausführung des Letztern gleich mit bey dem Erstern behandelt. Rec. hat hier sehr viel Scharfsinniges und Beachtenswerthes gefunden. Aber Manches hat auch Hr. St. viel zu leicht angesehen; doch können wir ihm hier nicht in allem Einzelnen nachgehen, sondern müssen uns begnügen, nur bey einigen Punkten unsern deutschen Lesern seine Erklärungsweise bemerklich zu machen. — Das Weglassen des gewöhnlichen Grußes am Anfange des Briefs und das Verschweigen des Namens des Schreibenden erklärt er sich daher, weil der Brief außer seiner nächsten Bestimmung zugleich habe ein Circular-Schreiben für die (gläubigen) Juden überhaupt seyn sollen, und Paulus auch die Gesetzeseiferer nicht gleich von vorne herein durch seinen Namen habe gegen den Inhalt einnehmen wollen. Von einem solchen Zwecke des Briefs findet sich jedoch im Inhalte keine Spur; auch scheint Hr. St. sich die Verbreitung solcher Sendschreiben zu sehr nach der Analogie unserer gedruckten Bücher zu denken; das dürfen wir aber nicht, selbst bey einem wirklichen Circularschreiben. Es mußte dasselbe doch zuerst von dem Verfasser selbst an eine einzelne Gemeinde abgesandt werden, welche schon durch den Ueberbringer den Namen des Schreibenden erfuhr, so wie durch diese wieder die andern Gemeinden, denen sie dasselbe allenfalls noch mittheilen sollte; überall wird man vor dem Lesen zuerst nach dem Namen des Schreibenden gefragt haben: so konnte also ein solches Verschweigen hier am Anfange des Briefs in der That nichts fruchten. Hr. St. scheint das auch selbst zu fühlen, indem er zuletzt bemerkt, es bleibe ja dieselbe Schwierigkeit, wer auch den Brief geschrieben haben möge. Aber dieses doch nur zum Theil; denn es ist in der That wenig schwieriger, daß irgend ein christlicher Lehrer einen Brief geschrieben habe, ohne im Anfange seinen Namen, den er gleichwohl sicher nicht den ersten Lesern verheimlichen wollte, zu nennen, als daß dieses ohne einen ganz besondern Grund sollte der Apostel Paulus gethan haben, dessen feststehende Weise uns aus so vielen andern Beyspielen bekannt ist. Daß aber gerade dieser Apostel in einem Briefe an zörische Juden-Christen am wenigsten die persönlichen Verhältnisse so zurücksetzen lassen könnte, wie im Briefe an die Hebräer der Fall ist, hat Rec. schon anderswo bemerklich gemacht. Auf eine sehr kurze und oberflächliche Weise beantwortet Hr. St. den aus der Stelle Kap. 2, 3 gegen den Paulus hergenommenen Grund, den besonders *Schulz* mit Recht so urgirt hatte; er meint, es wechsele in unserm Briefe in Beziehung auf die Leser, an die er gerichtet ist, ganz *promiscue* *ἡμεῖς* und *ὑμεῖς* mit

einander ab, und ebenso auch in andern Paulinischen Briefen; wenn der Gebrauch der *prima Plur.* den Schreibenden in jeder Hinsicht nothwendig mit denen, an die er schreibe, gleichstelle, so würde daraus folgen, daß er alle Ermahnungen, die der Verfasser unsers Briefs mit solchem Nachdruck ausspreche, auch für sich nöthig gehalten, ja sich mit unter diejenigen begriffen hätte, die in ihrem christlichen Glauben wankend geworden wären. Rec. begnügt sich hier, auf das zu verweisen, was er selbst anderswo über das Unrichtige dieser Argumentationsweise, über den ganzen Zusammenhang der fraglichen Stelle bemerkt hat, wodurch dieselbe in der That für die Entscheidung des nicht-apostolischen Charakters des Verfassers des Briefes eine sehr große Bedeutung erhält. Weniger entscheidend ist zwar die Verschiedenheit, welche in den Formeln zur Bezeichnung der Person des Erlösers und in den Citationsformeln Statt findet, worauf *Schulz* zuerst hingewiesen hat; aber wenigstens die erstere ist so ganz unbedeutend auch nicht, als Hr. St. dieselbe darzustellen sucht. Er meint diesen Grund durch die Nachweisung widerlegen zu können, daß sich in den Paulinischen Briefen sehr verschiedene Citationsformeln finden, von denen manche doch in einzelnen Briefen gar nicht vorkommen, in andern aber überwiegend vorherrschend sind, und daß ebenso auch im Briefe an die Hebräer selbst sehr verschiedenartige Formeln dieser Art gebraucht sind. Allein damit ist die Sache keinesweges abgemacht. Der wesentliche Unterschied, der in dieser Beziehung zwischen unserm Briefe und den Paulinischen Statt findet, ist der, daß in dem erstern die Stellen fast alle ohne Weiteres als Aussprüche Gottes und des göttlichen Geistes angeführt werden, selbst solche, in denen von Gott ausdrücklich in der dritten Person die Rede ist, dagegen in den letztern nur als Aussprüche der Schrift im Allgemeinen oder des einzelnen Schriftstellers, bey dem sie sich finden. Diese Differenz geht überall durch; es scheint dieses zusammenzuhängen mit einer etwas verschieden modificirten Darstellung von der Inspiration der Schrift; bey den Citationsformeln im Hebräer-Briefe scheint ein strengerer Begriff der Inspiration zum Grunde zu liegen, indem hier der ganze Inhalt der Schrift ohne Unterschied als das unmittelbare Erzeugniß des göttlichen Geistes betrachtet, auf den Antheil des menschlichen Schriftstellers aber keine Rücksicht genommen wird. Es wird aber das zugegeben werden müssen, daß sehr wenig darauf ankommt und es gar keine irgend wesentliche Differenz ist, ob in unserm Briefe vor den citirten Worten steht: *λέγει* oder *εἰρηκε*, oder *μαρτυρεῖ*, oder *καλεῖται*, oder *παύλει* u. dergl.; und ob ausdrücklich *ὁ θεός* hinzugefügt ist oder nicht, wenn in dem letztern Falle sich nur aus dem ganzen Zusammenhänge deutlich ergibt, daß dieses zu verstehen ist. Auch Kap. 4, 4 ist, nach Vergleichung von v. 3, bey dem *εἰρηκε* *πρὸς* deutlich *ὁ θεός* Subject, nicht, wie Hr. St. meint, *ἡ γραφή*; und Kap. 12, 21 kann

kann das *Μωϋσῆς* *ἔειπεν* mit der Paulinischen Weise deshalb nicht verglichen werden, weil Mose hier offenbar gar nicht als Schriftsteller citirt, sondern nur von ihm erzählt wird, daß er bey einer gewissen Veranlassung die hier angeführten Worte ausgesprochen habe. Allerdings giebt es auch bey Paulus Citate, die ohne Weiteres als Aussprüche Gottes angeführt werden; aber dieses sind, wie schon Schulz bemerkt hat, obwohl er sie nicht vollständig angegeben, solche Stellen, in denen Gott wirklich als redend erscheint. Dahin läßt sich allenfalls auch die von Hn. St. angeführte Stelle Röm. 9, 12 ziehen: *ἐξήγαγεν αὐτῇ*; allerdings ist dort gemeint: *διὰ τοῦ θεοῦ*, aber nicht wiefern die Schrift, worin die Stelle sich findet, auf Gott soll zurückgeführt werden, sondern wiefern die Worte wirklich aus einem Aussprüche Gottes an die Rebecca genommen sind. Das bildet aber gerade den wesentlichen Unterschied, worauf es hier ankommt. Darnach wird auch wohl zugegeben werden, daß die Stellen Röm. 9, 15: *τῷ Μωϋσῇ λέγει* und ib. v. 25: *ἐν τῷ Δαυὶδ λέγει* durchaus anderer Art sind, als die Hebr. 4, 7: *ἐν Δαυὶδ λέγων*, welche Hr. St. als gleichartig zusammenstellt, was sie aber nur äußerlich sind, obwohl allerdings bey allen dreyen Gott das Subject ist. Denn in den beiden erstern Stellen werden wirklich Worte Gottes — an den Mose und den Hosea — citirt, durch jede Citationsweise also nur Gott als der Redende bezeichnet, nicht aber als derjenige, auf den die Schriften zurückzuführen seyen, in welchen diese Aussprüche sich finden; dagegen die im Hebräer-Briefe citirte Psalm-Stelle redet von Gott in der dritten Person; wenn es daher in Beziehung auf diese heißt: Gott sage *ἐν Δαυὶδ* d. i. bey dem David, in dem Psalmbuche Davids, so läßt sich das nur so verstehen, daß Gott der Urheber des Buchs der Psalmen selbst sey: — Einen ganz vorzüglichen Fleiß hat Hr. St. darauf gewandt, den von der Sprache hergenommenen, schon frühzeitig geltend gemachten, aber besonders in neuerer Zeit von Schulz und Seyffarth ausgeführten Beweis gegen den Paulinischen Ursprung zu entkräften. Dazu geht er zuerst alle einzelnen von Schulz bemerklich gemachten Differenzen im Stile durch, um nachzuweisen, wie unrichtig theils die Angaben seyen, theils wie wenig entscheidend für eine Verschiedenheit der Verfasser; kürzer und, wie billig, mehr zusammenfassend behandelt er dann die gleichen Angaben von Seyffarth, und sucht alsdann darzuthun, daß sich mit denselben Beweisen die Echtheit jedes selbst der am meisten anerkannten Briefe des Paulus nachweisen lasse, als gegen die Echtheit (sollte heißen: die Paulinische Abfassung) des Briefes an die Hebräer gemacht würden, dazu

(Der Beschluß folgt.)

nimmt er den ersten Brief an die Corinthier und führt zuerst alle eigenthümlichen Redensarten und dann alle einzelnen Wörter auf, die sich bloß in diesem Briefe finden, aber in keinem der übrigen anerkannt echten Briefe des Paulus. Ja größern Fleiß hier der geehrte Vf. angewandt hat, um desto mehr müßten wir bedauern, daß er ihn nicht einer fruchtbarern Untersuchung gewidmet hat: denn hier scheint er uns ganz verschwendet zu seyn, daß bey einem nicht allzu dürftigen Schriftsteller jedes besondere Werk manches Eigenthümliche enthalten wird, in Gedanken nicht bloß, sondern auch in Redeweisen und dem Gebrauche einzelner Wörter, und daß dieses um so mehr zu erwarten sey, je geringer der Umfang der Schriften ist, die wir von ihm besitzen, wird Niemand in Abrede stellen, und am wenigsten ist das Hn. Prof. Schulz Meinung gewesen, der sich vielmehr über diesen Punkt in seiner Schrift (S. 52 fg.) auf eine so richtige und treffende Weise ausgesprochen hat, daß auch Hr. St. gewiß damit zufrieden seyn kann. Er erklärt ausdrücklich, daß den Beweisgründen aus eigenthümlichen Redeweisen nur dann einiges Gewicht könne beygelegt werden, wenn sich statt ihrer in den unbezweifelten Schriften eines Verfassers regelmäßig und beständig andere, von den vorliegenden verschiedene, wohl gar entgegengesetzten Analogien folgende aufweisen lassen; und daß deshalb bey dem Briefe an die Hebräer nur diejenigen in Betracht kommen, für welche Paulus gleichmäßig anders gebrauchte, wobey er auch willig zugiebt, daß diese allein freylich zum Erweise des nicht-Paulinischen Ursprungs dieser Schrift nicht ausreichen würden. Rec. will nun zwar gestehen, daß die nachher von Schulz reichhaltig angemerkten einzelnen Verschiedenheiten im Sprachgebrauche unsers Briefs von den Paulinischen keineswegs alle gleich bedeutend sind, und daß dieselben überhaupt in einem höhern Grade eine beweisende Kraft gehabt haben würden, wenn eine noch strengere Auswahl und genauere Classificirung getroffen und bey den einzelnen noch sorgfältiger das Verhältniß zu der Paulinischen Redeweise nachgewiesen wäre; wir wollen auch zugeben, daß von Schulz Manches mit aufgeführt ist, was theils sich auch bey der Einerleyheit des Verfassers ohne alle Schwierigkeit erklären läßt, theils in der Allgemeinheit, worin es hingestellt ist, gar nicht richtig ist. Allein davon wird Hr. St. wohl schwerlich einen prüfenden Leser überzeugen, daß die von Schulz angeführten Beispiele nicht großentheils ganz anderer Art sind, als was er selbst von eigenthümlichen Redeweisen des ersten Corinthier-Briefes beybringt; was aber im Einzelnen nachzuweisen uns hier zu weit führen würde.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1830.

BIBLISCHE LITERATUR.

LONDON, b. Millar: *A commentary on the epistle to the Hebrews.* By Moses Stuart etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Rec. will hier nur noch ein Paar Stellen hervorheben, wo die Argumentationsweise des Hn. St. besonders ungenau erscheint. Die eine ist S. 267, wo Hr. St. gegen die Schulzische Behauptung, daß unser Brief besonders die auf — *ὡς* ausgehenden *verba* liebe, darauf aufmerksam machen will, wie zahlreich *verba* dieser Endung bey Paulus und in andern neutest. Schriften vorkommen, die sich im Hebräer-Briefe nicht finden, und dazu nur die allein mit *x* anfangenden aufführt; allein unter den 24 hier verzeichneten *verbis* finden sich 12, die gar nicht auf jene Endung ausgehen und also gar nicht hierher gehören, als: *καταβιβάζομαι, καταδικάζω, καταλύομαι, καταλιθίζω, κατεξουσιάζω, κατεργάζομαι, κεντηρούμαι, κλάζω, κολάζομαι, κοπάζω, κράζω, κραινάζω*. Rec. will es dem Vf. nicht allzu hoch anrechnen, daß er in seinem Eifer zu beweisen eine solche Uebereilung begangen; doch glaubten wir es nicht ganz ungerügt lassen zu dürfen, da er viel bedeutendere Versehen und Uebereilungen in den Angaben und Behauptungen Anderer so streng hervorhebt. — S. 273 spricht er über die Conjunction *γάρ*, auf deren übermäßigem Gebrauch in unserm Briefe Schulz aufmerksam gemacht hat. Dieses glaubt Hr. St. durch folgende Bemerkung als nichtig erwiesen zu haben: in dem vor ihm liegenden Buche nehme der Brief an die Römer 14 Seiten ein, der an die Hebräer 10; im erstern sey *γάρ* 145 Mal gesetzt, im Durchschnitt mehr als 10 Mal auf Einer Seite, in letzterm nur 91 Mal, also im Durchschnitt wenig über 9 Mal auf Einer Seite. Aber kommt es hier denn darauf an, wie oft es steht, und nicht allein darauf, ob und wie angemessen und an seinem Orte? Schwerlich aber wird Hr. St. im Römer-Briefe eine Stelle finden, wo es so wenig an seinem Orte wäre, wie Hebr. 8, 4; 7, 12. 13 und 5, 11. 13. — Aehnlich S. 276. Schulz hat auf den öftern Gebrauch des Singulars von *ἡς* aufmerksam gemacht; Hr. St. erwiedert, es finde sich dieses hier nur 16 Mal, also im Durchschnitt ungefähr 1½ Mal auf jeder Seite; dagegen im Briefe an die Epheser 23 Mal, was im Durchschnitt mehr als 5 Mal auf jede Seite

mache. Allein schwerlich findet es sich hier noch sonstwo bey Paulus in einer Verbindung, worin es z. B. Hebr. 2, 9. 9, 19 gebraucht ist, wo man eigentlich durchaus den Plural erwartet. — Manches Andere liefse sich noch hier anmerken; doch wird dieses schon hinreichen, um daraus zu sehen, wie sauer allerdings Hr. St. es sich werden läßt, die gemachten Einwürfe zu beseitigen, wie er aber dabey meistens auf eine viel zu mechanische Weise verfährt. Daher nur erklärt es sich auch, daß, indem er seine Aufmerksamkeit nur allein auf Einzelheiten in dem Gebrauche von Wörtern richtete, er die so große Verschiedenartigkeit des ganzen Stils übersehen und verkennen konnte, die sich zwischen dem Verfasser unsers Briefs und dem Paulus kund giebt, welche schon Origenes behauptet und welche Rec. gesucht hat etwas bestimmter nachzuweisen. Hr. St. leugnet es bestimmt, daß in unserm Briefe sich ein reineres Griechisch finde, als in den Paulinischen, und sucht dieses auch §. 32 bestimmter nachzuweisen, indem er auf 6 vollen Seiten eine große Menge von Hebraismen aus dem Briefe an die Hebräer aufführt. Auf diese Nachweisung war Rec. nicht wenig begierig, der bisher der Meinung gewesen ist, der Brief an die Hebräer habe Hebraisirendes weniger als alle andern Schriften des N. T. Doch ist er von dieser Meinung auch jetzt nicht zurückgekommen. Allerdings giebt es in dem Briefe mancherley in der Redeweise, was zu erklären ist durch Zurückgehen auf die Sprache des A. T., sowohl von Bedeutungen einzelner Wörter, als im Gebrauche von Redensarten; ersterer Art ist z. B. *ἀγγελος* in der Bedeutung Engel, letzterer z. B. *τὸ ἔσχατον τῶν ἡμερῶν* = *מֵתְּחִילָה*; und in lexikalischer Hinsicht kann man dergleichen, wenn man will, immer Hebraismen nennen. Aber es möchte Hr. St. schwer fallen anzugeben, wie ein jüdisch-christlicher Schriftsteller, wenn er auch eine in noch so hohem Grade klassische Bildung hatte, in einer Schrift über religiöse Gegenstände Hebraismen in diesem Sinne hätte vermeiden können, da diese mit den bezeichneten Begriffen so genau zusammenhängen. Was für ein wunderlich affectirter Purismus würde es gewesen seyn, wenn unser Verfasser nur Ausdrücke und Formeln und nur in solchen Bedeutungen hätte anwenden wollen, wie sie bey den Klassikern vorkommen. Hebraismen in jenem Sinne hat er eben so wenig vermieden, als irgend ein anderer neutestamentlicher Schriftsteller; und

und auch ein klassisch gebildeter Hellene, der zum Christenthume übertrat, würde sich derselben schwerlich enthalten haben, wenn er sich nur etwas in die dem christlichen Glauben eigenthümlichen Vorstellungen und in dessen Zusammenhang mit dem alten Bunde eingelebt hatte. Rec. will auch das zugeben, daß sich in unserm Briefe einzelne in diesem Sinne hebraisirende Redeweisen finden, auf die der Verfasser durch seine religiösen Ideen und Vorstellungen nicht gerade so nothwendig geführt ward, wie auf die eben bezeichneten. Aber es sind dieses dann solche, die aus der LXX herübergenommen sind, und die ein so fleißiger Leser der Schrift nach dieser Uebersetzung, als sich unser Briefsteller beweist, sehr leicht aneignen konnte; meistens finden sie sich auch in Stellen, wo er auf alttestamentliche, wenn er sie auch nicht ausdrücklich citirt, doch ganz unverkennbar anspielt. Aber bey alle dem hat die Sprache in unserm Briefe einen ohne Vergleich reinern griechischen Charakter, als die der Paulinischen Briefe und fast aller andern Schriften des N. T., und das giebt sich besonders kund in dem ganzen periodischen Bau der Rede, so wie in der richtigen Anwendung der Partikeln, der Präpositionen, Conjunctionen u. dergl. In dieser Beziehung hat, einzelne Abschnitte bey dem Lucas, besonders in der Apostelgeschichte, abgerechnet, keine Schrift des N. T. weniger einen hebräisartigen Charakter, als der Brief an die Hebräer; und wie Hr. St. das verkennen kann, wird bey uns selbst denjenigen wunderbar vorkommen, die am meisten geneigt sind, dieser Schrift einen apostolischen Ursprung zu vindiciren. Uebrigens sey hier nur beyläufig bemerkt, daß Hr. St. unter diese große Rubrik der Hebraismen im Hebräer-Briefe sehr Vieles gebracht hat, was auf diese Art auf keine Weise betrachtet werden darf, z. B. τῆς ὑποστάσεως αὐτοῦ Kap. 1, 3 = *of himself*, καὶ ἡμεῖς (?) καὶ καθαρισμὸν... τῶν ἁμαρτιῶν ib. μεγαλοσύνη ib. Θέλησιν Kap. 2, 3: „*a word unknown to the Attics.*“ (Ist es deshalb ein Hebraismus? Wie darf man denn von einem Schriftsteller dieser Zeit überhaupt die Sprache der Attiker erwarten?); καὶ ἐκάστην ἡμέραν Kap. 3, 13; παρεκλήσαντο ib. v. 16; προσώχθισι ib. v. 17 u. s. w. Aehnlicher Art sind wirklich fast alle Beyspiele, die Hr. St. anzuführen weiß; und doch glaubt er dreist die Aufforderung ergehen lassen zu können, in irgend einem der anerkannten Paulinischen Briefe stärkere Hebraismen und mehr Abweichungen von der Sprache der griechischen Klassiker nachzuweisen, als in diesem Briefe an die Hebräer, und meint durch solche Beyspiele hinlänglich erwiesen zu haben, wie unbegründet die so oft wiederholte Aeußerung des Origenes sey, daß die Sprache unsers Briefes ἐλληνικώτερα sey, als die des Paulus. — §. 83 sucht der Vf. Eichhorn und Schulz zu widerlegen, wenn diese dem Briefe einen Alexandrinischen Ursprung anweisen und eine Verwandtschaft mit dem Philo behaupten, wobey er aber die von Schulz beygebrachte Gegenüberstellung ähnlicher Stellen

beider Schriftsteller gar nicht im Einzelnen prüft, sich überhaupt zum Theil sehr ins Declamatorische verliert und dabey manche seltsame Behauptungen aufstellt, welche, wenn nicht von Unkenntniß, so von großer Uebereilung zeugen, und für deutsche Leser zu ihrer Widerlegung nur der Anführung bedürfen, als daß zwischen dem Briefe und dem Philo in den von Schulz angeführten Auszügen eine solche Unähnlichkeit des Stils herrsche, daß man eben so leicht übernehmen möchte, eine gewisse Verbindung zwischen einzelnen heidnischen griechischen Schriftstellern nachzuweisen, oder, daß wenn nur Philo für die übrigen Paulinischen Briefe mit demselben eisernen Fleiße verglichen werde, wie er von Carpozov für den Hebräer-Brief verglichen sey, er auch für jene eine eben so reichliche Aërnte von ähnlichen Stellen darbieten würde. — Hiernach meint denn Hr. St. §. 84 als Resultat mit vollem Rechte bey dem Ausspruche des Origenes bleiben zu können, daß die Alten den Brief nicht ohne Grund als Paulinisch überliefert hätten. Da jedoch Einstimmigkeit in dieser Vorstellung nicht wohl zu erwarten sey, so hält er es für nöthig, noch kürzlich die Ansprüche einiger Andern in der Beziehung zu untersuchen, auf die die Vermuthung gefallen sey; und zwar zuerst §. 85 des Barnabas, §. 36 des Lucas, §. 37 des Clemens von Rom, §. 38 des Apollo. Gegen den Barnabas führt er die große Ungleichheit unsers Briefes mit dem andern unter dessen Namen überlieferten an, wobey er auf die Ansicht, daß dieser letztere nicht dem Barnabas angehöre, keine Rücksicht nimmt; gegen Lucas besonders, es sey nicht wohl zu glauben, daß er in rabbinischer Weisheit und jüdischer Denkweise so erfahren gewesen, als der Brief voraussetze; gegen Clemens, daß er ja selbst in seinem Briefe an die Korinther unsern Brief oft citire (?), und sich darauf berufe, auf dieselbe Weise wie auf andere Bücher der Schrift (? vergl. darüber oben), wozu noch die große Verschiedenartigkeit des ganzen Charakters beider Briefe komme; gegen Apollos, den gänzlichen Mangel aller äußerlichen Zeugnisse, wie aller innern Beweisgründe, daher es nicht der Mühe lohne, auf Widerlegung einer solchen Meinung Zeit zu verwenden. — Rec., der sich selbst für diese letztere Ansicht erklärt hat, muß es hier dahin gestellt seyn lassen, ob es ihm vielleicht werde gelingen seyn, dem geehrten Hn. Vf. doch jetzt für dieselbe etwas mehr Achtung abgewonnen zu haben. — §. 89 führt er dann den Beweis, daß der Brief schon ursprünglich griechisch geschrieben sey, wobey er meint, um es zu erklären, daß Paulus sich dieser Sprache in einem Briefe an Hebräer bedient habe, brauche man nicht einmal es festzuhalten, daß derselbe gerade für die Christen in Cäsarea, wo Griechisch die am meisten herrschende Sprache war, gerichtet sey, sondern nur aufser der Verbreitung der Kenntniß des Griechischen in jedem etwas bedeutenden Orte in Palästina sich zu erinnern, daß der Apostel bey der Abfassung so lange Zeit, we-

wenigstens 25 Jahre(?) in griechischen Ländern gelebt und sich in dieser ganzen Zeit in Palästina nur wenige Tage aufgehalten habe; denn da sey es nicht zu verwundern, daß er nicht mehr gleiche Fertigkeit im Schreiben der Palästinenländersprache, als des Griechischen besessen habe. Endlich §. 40 giebt er ein (etwas unvollständiges) Verzeichniß von kritischen und exegetischen Hülfsmitteln für das Studium des Briefes an, wobey er unter den patristischen Auslegern vor allen den Theophylakt rühmt und besonders als Einleitung in das Studium der griechischen Exegesen anempfiehlt, indem er Aussicht giebt auf die baldige Erscheinung einer neuen Bearbeitung desselben; von neuerer exegetischer Literatur führt er fast nur deutsche Schriftsteller an, wobey besonders der *Ernesti'schen* Lectionen eine dankbare Erwähnung geschieht. F. B. k.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Predigten*, gehalten von *Heinrich Gottlieb Tzschirner*, Doctor u. Prof. der Theologie und Superint. zu Leipzig. Aus dessen hinterlassenen Handschriften herausgegeben von *Johann David Goldhorn*, Dr. u. Prof. der Theol. und Archidiacon. zu Leipzig. *Vierter* Band. Predigten zur Vollendung des Jahrgangs und Reden im Feldzuge des Jahres 1814. VIII u. 414 S. 1829. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Ueber die großen Forderungen, welche unser Zeitalter an die *Sprache der Kanzelberedtsamkeit* überhaupt zu machen berechtigt ist, und über die Stellung der Kanzelvorträge des verewigten *Tzschirner's* in der Reihe der ausgezeichnetsten homiletischen Werke der Kanzelredner unserer Zeit sprach Rec. sein Urtheil in diesen Blättern (1828. Nr. 293 — 296) bey der Beurtheilung der *drey ersten Bände* dieser Sammlung aus. Seine Erwartung von der allgemeinen Theilnahme der gebildeten Stände an dieser, von dem nächsten Amtsgehilfen und vieljährigen Freunde des Verewigten mit Umsicht und sicherem Tacte veranstalteten Sammlung ist nicht getäuscht worden: denn bereits nach einem halben Jahre waren sämmtliche 1500 Exemplare der *ersten* Auflage vergriffen, und eine neue *zweyte* Auflage mußte veranstaltet werden. Allein selbst die Aufnahme seiner Recension dieser Predigten hat seine Erwartung übertroffen: denn ihr *besonderer* Abdruck war durch einen anonymen, der Verlagshandlung der A. L. Z. beygeschlossenen Brief von dem Rec. verlangt, und die Verlagshandlung, welcher Rec. die Entscheidung deshalb überließ, erklärte sich für den besondern Abdruck derselben, der im J. 1829 unter dem Titel: „*Der verewigte Tzschirner als Kanzelredner, geschildert in einer Recension der Allg. L. Z.*“ erschien.

Rec. darf daher bey den Lesern dieser Blätter voraussetzen, daß sie seines Urtheils über *Tzschirner's* Kanzelberedtsamkeit im Allgemeinen, so wie

im Besondern über die Eigenthümlichkeiten dieses Redners, in Hinsicht auf Erfindung und Behandlung der Themen und in Hinsicht auf die großen stilistischen Vorzüge seiner Sprachdarstellung — bey welcher jedoch einzelne kleinere Mängel und Unvollkommenheiten nicht verschwiegen wurden — sich erinnern. Die Anzeige des vorliegenden *vierten* Theils von *Tzschirner's* nachgelassenen Predigten ist daher für den Rec. ein leichtes und zugleich ein dankbares Geschäft. Ein *leichtes*; denn er darf sich bey dem, was er über Stoff und Form zu sagen hätte, nur auf sein früher über die *drey ersten Bände* ausgesprochenes Urtheil — mit voller Bestätigung desselben — berufen; zugleich aber auch ein *dankbares* Geschäft, weil Rec. bey seinem Urtheile auf die Zustimmung fast aller Besitzer dieser Sammlung rechnen und deshalb hoffen darf, daß nicht nur dieser *vierte* und *letzte* Theil in die Hände aller Besitzer der *drey ersten Theile* kommen, sondern auch, bey dem Reichthume der hier abgehandelten religiösen Wahrheiten und bey der hohen Wärme, welche *Tzschirner's* hochgebildeter Geist durch seine gediegene Sprachdarstellung über die behandelten Gegenstände verbreitete, vielfachen Segen bey dem Gebrauche dieser Sammlung theils zur Hausandacht, theils als Studium jüngerer Kanzelredner stiften wird.

Den Zweck der Hausandacht zu befördern und zu erleichtern, entschloß sich der Herausg., vermittelt dieses *vierten* Bandes einen *vollständigen Jahrgang* aus *Tzschirner's* Predigten herzustellen, so daß der *vierte* Band zunächst nur Predigten für *diejenigen Sonntage* enthält, auf welche in den *drey ersten Bänden* keine Rücksicht genommen ward. Weil aber *Tzschirner* an mehreren kirchlichen Tagen des Jahres nie selbst auftrat (so z. B. nicht am Charfreitage), so übertrug der Herausg. auf diese Tage andere von *Tzschirner* gehaltene Predigten, doch so, daß er in den Predigten selbst keine Aenderung sich erlaubte, was um so leichter geschehen konnte, weil viele dieser Predigten nicht über die herkömmlichen evangelischen und epistolischen Texte, sondern über die im Königreiche Sachsen für einzelne Jahre besonders angeordnete Textreihen gehalten worden waren. Bey dieser Anordnung verstand es sich von selbst, daß Predigten aus *den verschiedensten Jahren* von *Tzschirner's* Predigerleben aufgenommen werden mußten, wodurch die Sammlung an Mannichfaltigkeit der Ansichten und an Abwechslung der stilistischen Farbengebung gewann, wobey aber doch dem Rec. der Wunsch sich aufdrang, daß der Herausg. in der dem Bande vorausgehenden Uebersicht des Inhalts bey jeder Predigt *das Jahr*, in welchem sie gehalten ward, angegeben haben möchte. Dieß ist bey ausgezeichneten Kanzelrednern um so wichtiger, weil sich daraus über die eigene Fortbildung des Redners, so wie über die theilweise veränderten Ansichten desselben, selbst über die Veränderungen in der stilistischen Form, am sichersten urtheilen läßt

ist. Für die Geschichte der homiletischen Bildung ist es daher z. B. bey Reinhard nichts weniger als gleichgültig, seine in Wittenberg 1786 herausgegebenen Predigten mit denen, welche er von 1795 bis 1797 und dann wieder 1806 über die Episteln, so wie mit denen, welche er von 1810 — 1812 zu Dresden hielt, zu vergleichen, denn der Geist des Redners waltet anders über den Stoff in den reifen Jünglingsjahren, als in dem höhern Mannesalter; anders in der Vollkraft der Gesundheit, als unter dem Druck körperlicher Leiden; anders unter dem Einflusse früherer oder späterer örtlicher und Zeit-Verhältnisse. Was Rec. hier zunächst von Reinhard bemerkte, gilt auch auf gleiche Weise von Zollikofer's und Marezoll's frühern und spätern Predigten. Wie ganz anders ist doch Zollikofer's Ton in seinen Predigten „über die Uebel in der Welt“ und in seiner 1788 erschienenen „Warnung u. s. w.“! und doch lagen nur eilf Jahre zwischen dem Erscheinen beider Sammlungen. — Rec. spricht daher den Wunsch aus, daß bey einer neuen Auflage dieses vierten Theils die fehlenden Jahreszahlen bey den einzelnen Predigten nachgetragen werden möchten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen hebt Rec. aus der vorliegenden Sammlung diejenigen Themata aus, welche ihn, theils nach der Erfindung, theils nach der Behandlung, am meisten angesprochen haben. Dahin rechnet er folgende: *Ueber das rechte Verhalten bey den Fehlern der Menschen, die in unserer Nähe stehen.* — *Daß Gott keinen Menschen über sein Vermögen versucht werden lasse.* — *Daß selbst das Unschuldige unserm Herzen leicht gefährlich werden könne.* — *Welchen Segen die Beyer des heiligen Mahles in den Kreis der Familien bringen solle* (am grünen Donnerstage). — *Vergleichende Betrachtung des Anfangs und des Ende des indischen Lebens Jesu Christi* (eine treffliche Weihnachtspredigt, vom Herausg. aber sehr glücklich für den Charfreitag ausgewählt). — *Wie wir an Jesu Beyspiele den Kreis der Unserigen führen lernen sollen.* — *Die Gefahren des Reichthums.* — *Daß die Menschen oft, indem sie Andere richten, sich selbst das Urtheil sprechen.* — *Daß die Erinnerung an die Erweisungen der göttlichen Güte die segensreichste Beschäftigung in den dunkeln Stunden des Lebens sey.* — *Ueber das Verhältniß Jesu zu Johannes dem Täufer, u. a.*

Dagegen verbirgt es Rec. nicht, daß er die beiden folgenden Themata als verfehlt — wenigstens als nicht glücklich gewählt betrachtet: „*Die heilsame Kraft der Mahnung an die Güter, welche das Glück nicht giebt und die Begierde nicht sucht*“ — und: „*Wie aus der Liebe die Hoffnung und aus der Hoffnung die Liebe komme.*“ So vieles Gedachte

und Ausprechende auch die Ausführung dieser Themata enthält, so konnte doch das Antithesenspiel in dem Thema nicht ohne Einfluß auf die Durchbildung desselben bleiben.

Für die *Eintheilung* der aufgestellten Themata mögen zwey Beyspiele sprechen. — Das Thema: *Wie wir an Jesu Beyspiele lernen sollen, den Kreis der Unserigen zu führen*, zerfällt der Vf. in folgende Theile: 1) mit der Vertraulichkeit, welche, indem sie sich öffnet und mittheilt, das Herz ihnen aufschliesst; 2) mit der Treue, welche sie niemals verläßt; 3) mit der Liebe, welche sich für sie aufzuopfern vermag; 4) mit der frommen Gesinnung, welche in der Stellung zu ihnen einen göttlichen Beruf ahnet; 5) und ohne die engherzige Beschränkung, welche in der Sorge für sie das vergiftet, was sie Andern schuldig ist. — Die Ausführung des Thema: *Daß die Menschen oft, indem sie Andere richten, sich selbst ihr Urtheil sprechen*, ist folgende: 1) daß Viele eben die Gesinnung im Herzen tragen, deren Aeußerung sie an Andern tadeln; 2) daß Viele eben der Thaten schuldig sind, die sie an Andern für verwerflich erklären, nur daß ihnen die eigene Verirrung in einem andern Lichte, als die fremde erscheint; 3) und daß Viele nur so lange stehen, als sie unversucht bleiben, sobald aber die Versuchung kommt, ebenso fallen, wie Andere fielen.

(Der Beschluß folgt.)

Von folgenden Werken sind neue Auflagen erschienen:

MÜNCHEN, b. Fleischmann: *Grundriß der Geschichte des Königreichs Baiern*, zum Gebrauche für Schulen. Von Dr. Joseph Anton Eisenmann, Domcapitulare, geistlichen u. Consistorialrathe zu Bamberg. Zweyte verbesserte Auflage. 1829. VI u. 264 S. 3. (12 gGr.)

Ebendas.: Joh. Heinr. Martin Ernesti's *Erstes Vorbereitungsbuch der griechischen Sprache* zum öffentlichen u. Privatgebrauche. Dritte, durchaus ganz neue Ausgabe. 1829. X u. 173 S. 8. (9 gGr.)

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Muth und Kraft*. Ein Helldengedicht in vierzehn Gesängen von Traugott Christ. Fr. Könitzer, Pastor in Höfgen bey Grimma. Zweyte vermehrte Aufl. 1829. 268 S. 8. (1 Rthlr.)

NÜRNBERG, in d. Zeh. Buchh.: *Dominicus Anton Filippi's*, weiland Mitglied der Arkadier zu Rom, *Neueste theoretisch-praktische Italienische Sprachlehre für Deutsche*. Fünfte, gänzlich umgearb. und verm. Originalausgabe von Philipp Zeh. 1829. II u. 608 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

5

E R G Ä N Z U N G S B L Ä T T E R
Z U R
A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G

Januar 1830.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Predigten*, gehalten von *Heinrich Gottlieb Tzschirner* — — Aus dessen hinterlassenen Handschr. herausgeg. von *Joh. David Goldhorn* u. s. w. *Vierter Band*.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

Für die Zartheit und den Ernst, womit der Verewigte einzelne Verirrungen unserer Zeit behandelte, entlehnt Rec. (S. 141) die Stelle, wo der Vf. derjenigen Zeitgenossen gedenkt, welche zu *besondern Andachtsübungen sich vereinigen*. „Allerdings thaten die Christen der apostolischen Zeit etwas Aehnliches, indem sie in Gemeinden zusammentraten, und auf andere Weise als ihre Zeit- und Volks-genossen anbeteten. Allein sie konnten nicht anders, wenn sie Christen seyn und ihr religiöses Bedürfnis auf die ihrem Glauben gemäße Weise befriedigen wollten. Die Christen betrachteten das mosaische Gesetz als aufgehoben; wie hätten sie fortfahren sollen, die durch dasselbe vorgeschriebenen Gebräuche zu üben? Sie mußten von dem Judenthum sich ausscheiden. Die Christen verehrten den, der allein Gott ist; wie hätten sie da erscheinen können, wo den falschen Göttern geopfert ward? — Wie aber, befinden sich *Christen unserer Tage und unserer Kirche* in denselben Verhältnissen? Wird nicht in allen unsern Kirchen das Wort des Lebens verkündigt und Gott angebetet im Geist und in der Wahrheit? Ist nicht der Gottesdienst der evangelischen Kirchen, so weit es bey dem großen Umfange unserer Gemeinden möglich ist, nach dem Muster der apostolischen Kirchen eingerichtet? Haben wir nicht, was die apostolische Kirche hatte, Gebet, Gesang und erbauende Rede? Etwas *Unnötiges* und *Ueberflüssiges* thun diejenigen, welche, außer unsern öffentlichen, auch noch besondere Andachtsübungen wollen, vielleicht gar jenen sich entziehen, indem sie diese suchen. — Und mehr noch als überflüssig, selbst *bedenklich* ist solche Absonderung. Denn nur zu leicht kann die in das Geheimnis sich hüllende und der Wissenschaft entbehrende Andacht in Schwärmerey ausarten und selbst von der List betrügerischer Menschen zu verwerflichen Absichten gemisbraucht werden. Auch lehrt die Geschichte, daß Beides oft genug geschehen sey. Und

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

hätte die Sache keinen andern Nachtheil, so würde sie doch schon deshalb zu mißbilligen seyn; weil die sich Absondernden nur allzu leicht auf den Gedanken kommen, daß sie etwas Besonderes, daß sie das auserwählte Häuflein der Frommen und Gerechten seyen, und meist, bey aller Demuth in den Geheiden, doch geistlichen Hochmuth in der Seele nähren und über andere Christen sich erheben dünken. — Nur der öffentliche Gottesdienst, der im Angesichte der Welt gehalten wird, also daß Jeder kommen und, was wir lehren, hören kann, ist solcher Ausartung und solchem Mißbrauche nicht unterworfen. Zwar erkenne ich in dem an manchen Orten hervorgetretenen Verlangen nach besondern Andachtsübungen die Regung eines wieder erwachten religiösen Lebens nicht, und glaube auch, daß die Meisten, die sie wünschen und suchen, fromme und wohlgesinnte Menschen sind. Allein fest überzeugt, daß man durch die Theilnahme an unsern öffentlichen Gottesdiensten und durch häusliche Andachtsübungen im Familienkreise sein religiöses Bedürfnis völlig befriedigen könne, und belehrt durch die Geschichte von den bedenklichen Verirrungen, welche die bestanden Vereine hervorgebracht haben, kann ich solche Absonderung nicht billigen, noch zu ihrer Beförderung rathen. Darum laßt sie uns zwar schonend und mild beurtheilen, aber nicht fördern, weder durch unsre Empfehlung, noch durch unsre Theilnahme, noch auf andere Weise.“

Großartig, erhebend und begeisternd ist folgende Stelle, entlehnt aus dem Schlufsabschnitte der Predigt, welche die *Vergleichung des Anfangs und des Endes des irdischen Lebens Jesu* enthält; sie gehört entschieden zu dem Trefflichsten, was der Verewigte schrieb. „Es führt uns die vergleichende Betrachtung des Anfangs und Endes der irdischen Laufbahn Jesu Christi zu der rechten Ansicht von ihm als dem Sohne, vom Vater gesendet, und von seiner Erscheinung als einer Offenbarung der ewigen Weisheit und Liebe. Und so als den Sohn vom Vater gesendet wollen wir mit allen den Tausenden, die seines Heils sich getrösten, vor ihm heute uns neigen und sprechen: Du kommst im Namen des Herrn, du Rath, Kraft, Held und Friedefürst, und auf dir ruhet der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rathes und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn. Du kommst als der Sohn vom Vater

ge-

gesendet, und wir sehen deine Herrlichkeit, und du wohnest unter uns voll Gnade und Wahrheit. Darum kommen wir in Ehrfurcht dir entgegen, und ehren dich, wie wir den Vater ehren. Du kommst, eine Sonne der Geisterwelt; denn du bist das wahrhaftige Licht, welches die Welt erleuchten soll. Darum freuen wir uns deines Aufgangs aus der Höhe, freuen uns der Erleuchtung der Welt, die nicht mehr Bilder von Menschenhänden gemacht, sondern den heiligen Herrn der Welt im Geiste und in der Wahrheit anbetet. Du kommst und giebst der Welt das Gebot der Liebe und lehrest die Menschen menschlicher seyn; und ob auch der Haß nicht erloschen ist und das Schwert nicht geruhet hat, milder und menschlicher ist dennoch die Zeit geworden, die nach deinem Namen sich nennt. Du kommst und bringst der Welt den Trost der Vergebung und der Verheißung des Friedens. Darum freuen wir uns deiner, Erlöser der Welt, und suchen in dir und finden durch dich Versöhnung und Frieden. Und ob du auch wieder dahin gegangen bist, woher du gekommen warest, bist du dennoch bey den Deinen geblieben: denn versammelt um dich steht heute noch die Gemeinde, die deinen Namen bekennt, dein Gesetz ehret und deiner Verheißung sich tröstet. Dein Geist gehet, eine ewige Gotteskraft, durch die Welt, erleuchtend die Geister, erwärmend die Herzen, heilend, tröstend, segnend, erneuernd, stärkend, belebend, und schafft Frieden und Seligkeit. Darum freuen wir uns dein, du Sohn vom Vater ausgesendet, Erlöser der Welt, Führer und Freund Aller, die dich suchen und an dir halten in Treue und Liebe. — Von ihm aber, der Heil und Frieden bringt, schauen wir auf den, der ihn gesendet hat, und nun erfüllt der höchste und herrlichste Gedanke, den wir zu denken vermögen, unsere Seele: der Gedanke der ewigen Weisheit und Liebe. Wohl ahnen wir sie auch im Anschauen der lebensvollen Welt und ihrer Herrlichkeit, im erfreuenden Gefühle unsers Daseyns und der Liebe, welche wohlthuend und segnend verwandte Wesen umfaßt; am klarsten aber offenbart sie sich uns in der Erscheinung dessen, der kam, als die Zeit erfüllt war, das Werk der Erlösung vollbrachte und hinging, den Seinen die Stätte zu bereiten. Im Sohne finden wir den Vater, in seinem segensreichen Werke die ewige Weisheit und Liebe, und vertrauend und hoffend hebt nun unser Auge und Herz sich empor. Nein, nicht wie eine Heerde ohne Hirten geht das Menschengeschlecht auf nächtlichem, verworrenem Pfade; von der Hand der ewigen Weisheit wird es geführt und gehalten. Nein, nicht verworfen von Gottes Angesichte steht der sündige Mensch, rathlos, verlassen; erbarmend beugt sich die ewige Liebe zu ihm nieder und hebt den Gefallenen auf: denn Gnade ist bey dem Vater, Versöhnung und Friede. Nein, nicht ein leerer Traum ist das Leben; ein nichtiger Schein unser Erkennen und Wissen; ein bedeutungsloses Spiel unser Walten und Handeln. Wahrheit ist in dem

Gedanken unsers Geistes; unser Lauf hat ein Ziel; klares Selbstbewußtseyn und schaffende Kraft ist unser Leben; denn wir sind und leben in Gottes ewigem Reiche, und Gottes Reich ist Licht und Leben, Wahrheit und Kraft, Friede und Seligkeit. In diesem Gedanken erhebt sich unsre Seele in ruhiger Klarheit über die Schatten des Wahnes und der Sünde, schwingt sich zum Himmel hinauf, findet den himmlischen Vater, ruhet in ihm und versinkt in das unaussprechliche Gefühl seiner ewigen Liebe."

Es erhob sich, bevor noch *Tzschirner* ein Jahr im Grabe ruhte, eine giftige Stimme in mehrern öffentlichen Blättern, um Deutschland zu überreden, "*Tzschirner sey beynahe schon vergessen.*" Rec. beneidet Flugschriftsteller dieser Art weder um ihren Verstand, noch um ihr Herz; allein er glaubt fest, daß ein Mann, der so dachte, fühlte und wirkte, wie *Tzschirner*, theils in diesen Predigten, theils in seinen übrigen gediegenen Werken (unter welchen Rec. *den Fall des Heidenthums* obenan stellt) sich ankündigte, für eine anerkennende und dankbare Nachwelt ebenso die Ehre seines Namens begründete, wie für die Mitzeit!

RECHTS-PHILOSOPHIE.

KIEL, in d. Univ.-Buchh.: *Grundsätze eines allgemeinen positiven Privatrechts*, dargestellt aus einem positiv-rechtlichen Princip; nebst einem Vorwort über das Verhältniß dieser Schrift zum Naturrecht und gemeinen Civil-Recht. Von Dr. M. Tönsen, ordentl. Prof. der Rechte zu Kiel. 1828. LXXXVI u. 618 S. 8. (2½ Thlr.)

Es hat mit diesem Buche eine doppelt eigenthümliche Bewandniß: 1) daß es, wie sich weiter unten zeigen wird, einen ganz unpassenden Titel führt, indem es besser Philosophie des Privatrechts oder der Verträge, Obligationen u. s. w. heißen sollte, und 2) daß der wichtigere, wissenschaftlich interessantere Theil desselben nicht in dem Buche selbst, sondern in dem auf dem Titel auch ausdrücklich erwähnten Vorworte zu suchen und enthalten ist. Zu 1) sollte man nämlich glauben, als habe der Vf. *alle Theile* des Privatrechts philosophisch untersucht, während es nur die *Obligationen* hauptsächlich sind, die sich im Buche mathematisch entwickelt finden, mit Uebergang aller übrigen Verhältnisse, welche doch ebenwohl mit Nothwendigkeit in des Vfs. „bürgerlicher Gesellschaft“ existiren müssen, wenn sie als solche bestehen und diesen Namen verdienen soll. Hiervon abgesehen nennt sodann hier und im ganzen Buche der Vf. etwas positiv-rechtliche Norm, was im gewöhnlichen juristischen Sprachgebrauche, ja selbst von den Philosophen gerade umgekehrt Philosophie oder Theorie des Rechts, Naturrecht, *ratio scripta*, *Usus fori*, Gewohnheitsrecht, Analogie u. s. w. genannt wird, indem Praktiker und Philosophen nur das *positiv* nennen, was entweder

vordoben herab positiv gegeben, oder durch einen gemeinsamen Willen ausdrücklich zu einem geschriebenen Gesetz gemacht ist. Wer daher hier aus dem Titel etwa auf einen *doctrinellen*, annoch positiv zu machenden Muster-Codex rathen möchte, würde sich sehr irren. Was hinter diesem Titel verborgen liege, ist es eben, was Rec. ad 2) mit Hülfe des vom Vf. selbst für nothwendig erachteten Vorworts und der Einleitung zu erfahren und den Lesern dieser Blätter mitzuthellen suchen will, um so mehr, da das Resultat dieser Mittheilung Rec. entschuldigen wird, nicht auch das ganze Buch einer detaillirten Kritik zu unterziehen. Er wird bey dieser Mittheilung die einzelnen auszuhebenden Stellen numeriren, um Relation und Kritik desto besser sondern zu können. Auf der ersten Seite des Vorworts und III des Buchs sagt unser Vf. zunächst: 1) „Die Hauptrichtung dieser Schrift geht auf eine *Erweiterung des bestehenden Begriffs* vom *positiven Rechte*. — Es ist dabey von der *Voraussetzung* ausgegangen, daß auch der *bloße gesunde Verstand sich zurecht* finden könne in den Grundsätzen, um welche es sich *hier handelt*; daher auch bey weitem die Mehrzahl von Einwohnern der uns bekannten civilisirten Staaten zur rechtlichen Betreibung ihrer eigenen Angelegenheiten darauf angewiesen ist; nicht Wenige sitzen sogar nach der Verfassung ihres Landes auf der Gerichtsbank und sprechen nach Eid und Pflicht *Recht* in den Angelegenheiten ihrer Mitbürger und werden dabey nur vom *Licht der Natur* geleitet. — Aber besser ist besser! Wäre es möglich, daß wir durch Gründe der Wissenschaft dem Verstande die Regeln und Grundsätze *klar machen könnten*, nach welchen derselbe in jedem vorkommenden Falle, bloß von einem mehr oder weniger sichern Tact geleitet, zu Werke geht, so könnte man nicht umhin, dieß als einen realen Gewinn für die bürgerliche Gesellschaft anzusehen.“

2) Diesem Bedürfnisse, meint der Vf. S. VI, habe man nun auch schon seit Jahrhunderten, theils durch Auf- und Herstellung eines *Naturrechts*, theils durch die *doctrinelle Cultur des römischen Rechts* und durch eine Anwendung desselben auf unsere gegenwärtigen Rechtsverhältnisse zu begegnen gesucht.“

„Was insonderheit das römische Recht, als Mittel zu diesem Zweck, anlange, so gebe es dermalen zwey verschiedene Ansichten, die man wohl trennen müsse, und zwar a) daß man es als *ratio scripta* zur Anwendung bringe, und b) als positive vorgeschriebene gesetzliche Norm. Ad a) hierbey werde der Satz unterstellt, es gebe ein *allgemeines positives Recht* oder es seyen *allgemeine Rechtsgrundsätze* vorhanden, nach welchen in den Gerichten des Landes streitige Rechtssachen entschieden werden könnten, ohne daß es einer Publication derselben oder ihrer Nachweisung als *Gewohnheitsrecht* bedürfe und für Grundsätze der Art sey das R. R., als *ratio scripta*, die ergiebigste Quelle. — Diese An-

sicht liege dem Buche des Vfs. zum Grunde. — Wo das R. R. *solchergestalt* zur Anwendung komme, sey es nicht die *gesetzgebende Gewalt*, sondern die höchste *Justiz-Gewalt*, welche die Richter anweise in allen Fällen, wo die Landesordnungen und Gewohnheiten sie verlassen, nach den *Grundsätzen jenes Rechts-Systems* ihre Urtheile zu fällen und ihr amtliches Verfahren zu normiren. Hieraus erklärt es auch der Vf., wie es gekommen, daß das R. R. seit dem 13ten Jahrh. aus allen Theilen Europa's Lernbegierige nach Italien gezogen und sich seitdem auch wirklich in ganz Europa geltend gemacht habe, selbst da, wo nie auch nur ein Schatten von römischer Herrschaft gewaltet habe. Erst das R. R. habe die Modernen gelehrt, sich der Gründe ihrer rechtlichen Urtheile bewußt zu werden.

8) „Nun, meint der Vf. weiter, habe man aber seit den letzten Jahrhunderten in den *naturrechtlichen Systemen* die vorhandenen Lehren über alle göttlichen und menschlichen Dinge einer strengen Prüfung unterworfen, ohne diese letztere im mindesten auch auf das R. R., als *ratio scripta*, auszudehnen, gleichsam um den *tüchtigen Ungehorsam* und den tiefen *Unwillen* unserer Altvordern gegen jede fremde Gewalt und die Inhaber des römischen Imperiums, gegen die Manen der längst mordernden römischen Prätores, Senatoren und Kaiser wieder gut zu machen. Diese Untersuchung hiet vorzunehmen, sey abermals sein Zweck, denn der Beweis, daß die römische Gesetzsammlung entweder für uns positives Gesetz, oder auch bloß *ratio scripta* sey, sey noch von Niemandem versucht worden; die bloße Berufung auf die Feinheit und Schärfe der römischen Juristen enthalten diesen Beweis selbst doch noch nicht, um so mehr, da wir uns geständigermassen ja nicht im Besitze der leitenden Grundsätze derselben befänden, und, die Consequenz und juristische Virtuosität der römischen Juristen selbst eingeräumt, daraus doch für keine *einzigste Regel des R. R.* folge, daß man dieselbe für eine *allgemein göltige* halten könne und dürfe, um so mehr als die seit Kurzem so sehr bereicherte römische Rechtsgeschichte den Beweis liefere, daß keine einzige Hauptlehre des *jus gentium* (und für ein solches hält der Vf. stillschweigend das auf uns gekommene R. R.) und kein Satz des R. R. vorhanden sey, welche von dem ältern *stricten* und *formellen Recht* *unmodificirt geblieben* wäre. — Kurz, die Eigenschaft einer *natio scripta* des R. R. müsse bewiesen werden; auch sey es Zeit, das desfallsige Schweigen über diesen Punkt endlich zu brechen, ja jede Landesregierung könne von den Rechtslehrern fordern, daß sie für *doctrinelle Begründung* und *Aufstellung der gesetzlichen Regeln* Sorge trügen. Der Vf. sieht nämlich unser gegenwärtiges Verhältniß zum R. R. und seine Anwendung als ein Uebel an, das unverweilt untersucht werden müsse, besonders da nur das aus dem R. R. für uns Göltigkeit habe, was für unsere Verhältnisse passe, und eben das sey auszumitteln.

4) S. XXII untersucht sodann ad b) der Vf. die angeblich förmliche Reception des R. R. als *positives* Recht, so wie die *Gründe*, welche ihr zum Stützpunkt dienen sollen. Zunächst führt er *dagegen* an, daß das, was schon für *ratio scripta* erklärt sey, keiner *Einführung* als positives Recht oder durch Gewohnheit *bedürfe*. Er führt die bekannte Stelle aus der Kammergerichts-Ordnung von 1496 an und zeigt, wie sie die Beysitzer bloß anweise: „nach des *Reichs* und *gemeinen Rechten*, außerdem aber nach den Particular-Rechten die einzelnen Länder zu richten“, daß unter den cursiv gedruckten Worten das R. R. wirklich mit gemeint, nimmt der Vf. stillschweigend an, glaubt aber, daß damit das R. R. keineswegs zu einem positiven Gesetz *gemacht* worden sey, sondern Kaiser und Reich hätten hier nur gethan, was auch von den übrigen Regierungen *factisch* geschehen sey, nämlich das R. R. bloß als eine *Erkenntnis-Quelle allgemeiner rechtlicher Normen* oder solcher gesetzlichen Grundsätze und Regeln anerkannt, die nicht erst durch sie *gegeben* worden, oder einer *Publication bedürftig* seyen, sondern auch, davon abgesehen, schon als verbindlich vorhanden gewesen seyen; so daß es denn auch gar *keinen wesentlichen* Unterschied zwischen der *Anwendung* des R. R. als *ratio scripta* und als *positives Recht* gebe. (Allerdings, wenigstens in Beziehung auf die von den Römern entlehnten *Institute*, z. B. das Pfandrecht, die Dos, die Testamente u. s. w. Hier interpretirt man die Fragmente als wirkliche *Leges*.) Bloß die *Justizgewalt* von Kaiser und Reich habe das Kammergericht angewiesen, „sich bey seinen Urtheilen *auch* nach dem R. R. zu richten“, und sich daher auch gar nicht der Formen bedient, die erforderlich gewesen seyn würden, wenn man daraus ein *positives Gesetz* hätte machen wollen, und eines solchen Verstoßes dürfe man Kaiser und Reich gar nicht fähig halten; sie hätten nur sanctionirt, was schon bestanden habe; das R. R. sey gerade *insoweit* für anwendbar erklärt worden, wie *Sachsen- und Schwabenspiegel*, die ja auch keine *Gesetze*, sondern bloß Privatarbeiten seyen und *insoweit zur Richtschnur gedient* hätten, als ihr Inhalt mit dem positiven Gewohnheitsrechte übereingestimmt habe. Daß Kaiser und Reich aus dem R. R. kein positives Gesetz hätten machen *wollen*, deducirt der Vf. endlich noch daraus, „daß anzunehmen stehe, es werde sich bey näherer wissenschaftlicher Bearbeitung des Geistes von Sachsen- und Schwabenspiegel geradezu ein *Gegensatz* zum R. R. herausstellen, und wenn dieß (ist schon geschehen und niemand bezweifelt diesen Gegensatz mehr), so habe die Kammer-GO. das deutsche Landrecht gewiß dem R. R. nicht *nachsetzen* wollen und stillschweigend die Anwendung des letztern untersagt.“

„Trotz dem nun, daß die entgegengesetzte Meinung dormalen noch gelte, es aber nicht die *gesetzgebende*, sondern bloß die *Justiz-Gewalt* gewesen sey, welche auf das R. R. *hingewiesen* habe, übe die Wissenschaft des Rechts oder das wirklich Gesetzliche (!) gegen diese *Ansicht* aus den eben angeführten Gründen dieselben Rechte aus, wie gegen die von der *Autorität* des R. R., als einer geschriebenen Vermunft, d. h. sie fordere den Beweis.“

5) Von S. XXXVIII an tritt nur der Vf. dem etwas näher, was er geben wollte. Er sagt: „sein Buch setze in den europäischen Staaten (in allen, auch in England?) *eine und dieselbe wesentliche Anwendung* des R. R. voraus, nämlich die einer *ratio scripta*; es setze voraus, daß diese Eigenschaft eine wissenschaftliche Haltung und Begründung *unumgänglich bedürfe*, und daß bis dahin, wo diese noch nicht erfolgt seyn werde, die durch das fremde Recht normirte und autorisirte Praxis, so wie die Theorie derselben der *Kenntnis des gesetzlichen (!) Grundes* entbehre. Da jedoch die Ansicht; daß es ein *allgemeines positives Recht für alle Zeiten und Völker* gebe, als eine *an sich wahre und richtige* betrachtet werden dürfe (!), zugleich aber diese von einem bestimmten Rechtsbuche behauptete Qualität *nothwendig außerhalb desselben* (also *a priori*) *begründet werden müsse*, so sey *dieß* der (Haupt-) Zweck von des Vfs. Buche.“

6) Wodurch sich diese seine Arbeit vom *Naturrecht* unterscheide, giebt der Vf. dahin an: der Vorwurf, welcher der positiven Jurisprudenz gemacht werden müsse, daß sie sich um Aufstellung ihres eigentlichen gesetzlichen Grundes (der Motiven) zu wenig bekümmert habe, treffe das *Naturrecht* nicht. Hier finde man wissenschaftliche Form und Kunst, weil hier in einem Geiste gearbeitet worden und Zusammenhang vorhanden sey, *nur daß die Bearbeiter freylich oft zu wenig mit den wirklichen Verhältnissen des Lebens vertraut gewesen seyen* (namentlich und insonderheit auf den Einfluß des Freyheits-Begriffs jedes einzelnen Volks gar keine Rücksicht nehmen.) Die Bemühung und der Anspruch des *Naturrechts* gehe aber im Allgemeinen dahin, die *Idee des Rechts* zu begründen, oberste Richterin zu seyn darüber, ob eine bestimmte positive Gesetzgebung auch *gerecht* oder vernünftig sey u. s. w. Des Vfs. Arbeit nehme nun aber auf *naturrechtliche Grundsätze* gar keine Rücksicht, sondern es könne dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, daß die *Idee des positiven Rechts*, so wie sie hier aufgestellt und zerlegt worden sey, mit der Idee eines *natürlichen*, aus der vernünftigen Natur des Menschen abzuleitenden Rechts sich gar nicht vertragen könne (!).

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1830.

RECHTS - PHILOSOPHIE.

KIEL, in d. Univ.-Buchh.: *Grundsätze eines allgemeinen positiven Privatrechts*, dargestellt —
von Dr. M. Tönsen u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

7) Was ihn bey Aufstellung seiner Idee von einem positiven Rechte geleitet habe, sey im Allgemeinen Folgendes: 1) Jedem *gutgearteten* Menschen wohne das Gefühl oder Bewußtseyn bey, dafs er fähig sey, auch abgesehen vom Zwang der bürgerlichen Gesellschaft, rechtlich zu handeln. *Dieser Thatsache* entspreche die Mehrzahl der naturrechtlichen Systeme. 2) Gebe es Thatsachen, welche für das rechtliche Verhalten der Mitglieder jeder bürgerlichen Gesellschaft unter allen nur möglichen Verhältnissen eine in dem legislativen Walten der Gesellschaft enthaltene Norm voraussetzen; insonderheit die Thatsache, dafs Jedem zugemuthet werde, sich positiv (überhaupt) gesetzlich (besser wohl: *rechtlich*) zu betragen in allen Verhältnissen, ohne Ausnahme, obgleich die Summe des *publicirten* und *Gewohnheits*-Rechts nur einen sehr geringen Theil dieser Verhältnisse normiren; ferner, dafs nach einer rechtlichen Verfassung, die früher sehr allgemein gewesen und sich auch noch gegenwärtig in mehreren Staten vorfinde, auch von solchen Personen, die alle gelehrte Rechtskenntniß entbehren, doch in jedem zu ihrer Cognition als Richter gestellten Falle ein den Rechten gemässes Urtheil gewärtigt werde. *Dieser Thatsache* entspreche die Ansicht von der Anwendung des R. R. als *ratio scripta* und zum Behuf der wissenschaftlichen Erklärung *dieser Ansicht* sey in dem Buche des Vf. von solchen Grundbegriffen ausgegangen, durch welche eine *Begründung* und *Erklärung* jener Thatumstände möglich werde."

Woher er diese Grundbegriffe, freylich im Widerspruch mit dem oben sub Nr. 6 ausgehobenen, durch das Medium der Abstraction, entlehnt habe, ersieht man von S. LII an, denn „er wollte sie aus der verworrenen, halb natürlichen und halb willkürlichen Masse der einzelnen Stücke oder Theile des römischen und germanischen Rechts, die zu *einander passen* und sich zum Bau eines Ganzen *eignen*, *heraussondern* und dann durch eine wissenschaftliche Idee zu einem Ganzen verbinden“, weshalb er denn auch erklärt, sein System habe sich diesem

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Stoffe (besser diesen Trümmern) anpassen müssen. Die Construction des Ganzen gehe jedoch von einem zweyfachen Princip (soll wohl heißen: leitenden Idee) aus, einem *materiellen* und einem *formellen*. Er lege auf die von ihm beobachtete grösstmögliche Oekonomie beym materiellen Principe, so wie auf die aus seiner Methode hervorgegangene (mathematische) Verkörperung der rechtlichen Begriffe und Verhältnisse beym formellen Principe den meisten Werth. Er hat seinen Gegenstand *vieljährig* betrachtet, will aber doch sein Werk blofs als *ersten Versuch* der *Aufstellung* und *Durchführung* eines *positiven Princips* angesehen wissen, der ausserdem auch dem *Umfange* nach auf *Vollendung* und *Vollständigkeit* keinen Anspruch mache. Ob er ihn fortsetzen werde, hänge von Umständen ab, die ausser dem Einflusse seiner Person lägen."

8) Endlich heisst es S. LVIII: „So wie diese Schrift auf der einen Seite *jede apriorische Ansicht* des *Naturrechts* von sich ausschließt, so steht sie auf der andern Seite im Gegensatz mit der *Hauptansicht* der *historischen Schule*, welche für's ganze Recht eine historische Entstehung und Bildung annimmt. Sie setzt als *Haupttheil* des Rechts eine als Regel in jeder bürgerlichen Gesellschaft und zwar sofort mit dem Daseyn derselben *gegebene Masse* von *rechtlichen Begriffen* voraus (ist das nichts apriorisches?) und erkennt nur als *historisch entstanden* und daher auf gleiche Weise zu erklären an, theils die historischen sog. Institute des *deutschen Privatrechts* und alle diesen ähnliche Verhältnisse bey andern (doch germanischen?) Völkern, theils das *ganze römische Recht*, welches wegen der schon mehrmals erwähnten Art und Weise seiner Entstehung und Bildung in allen seinen Theilen historisch entstanden ist, mithin auch nur durch eine solche wissenschaftliche Behandlung *begriffen* werden kann."

9) S. LXI stellt der Vf. den widersprechenden Satz auf: gerade durch den Zusatz des R. R., durch die Theorie und die *daraus entstandene Rechts-Verwirrung* seyen wir zu einer *rechtlichen Verfassung* gelangt!

10) S. LXII läßt der Vf. die Absicht durchschimmern, als habe er in seinem Buche zugleich einen doctrinellen Universal-Codex aufstellen wollen, wornach sich so gut Griechen und Römer, wenn sie noch da wären, wie auch die andern germanischen

schen und slavischen Völker richten könnten: denn er sagt ausdrücklich: „man müsse für Errichtung eines Gebäudes sorgen, mit welchem nicht allein die Bauverständigen, sondern *auch alle die Millionen, die darin zu behausen seyn*, mehr Ursache hätten zufrieden zu seyn, als mit dem bisherigen“; also in *privatrechtlicher* Hinsicht dasselbe, was unsere gemüthlichen Staats-Philosophen mit ihren Staats-Theorieen für alle Menschen-Rassen bezweckten und noch bezwecken, wobey der Vf. jedoch wiederum dem R. R. das Zeugniß giebt: „dafs es dessenungeachtet (nämlich ungeachtet der angerichteten Verwirrung u. s. w.) fortwährend als *Probestein für die Solidität der wissenschaftlichen Bemühungen* dienen könne, die im Fache der Rechtskunde von den *Völkern* der neuern Zeit ausgehen möchten oder dürften.“

11) Einen weitem Zweck seiner Arbeit setzt der Vf. S. LXVI darin, dafs, wenn die *Rechtswissenschaft* erst bis auf einen gewissen Punkt fortgerückt seyn werde, um *alle* zu ihrem Ganzen gehörige Theile bezeichnen zu können (sollten wir das nicht können?) und alles Fremde und Heterogene werde angeben können (dieselbe Frage), wodurch *unsre ursprünglichen einfachen* (Rechts-) *Grundsätze complicirt und verwickelt worden seyn*, so werde dann die Legislation anzugehen seyn, um uns eines Ballastes zu entladen, der nur dazu diene, die Pflege unserer Justiz zu erschweren.“ — „Von Rom sey die erste Civilisation, aber auch Tyranny und Herrschsucht in die deutschen Gauen gekommen. Das deutsche Volk habe jedoch seine Tyrannen geschlagen. Von Rom (besser von Bologna) sey in die deutschen Gerichte zuerst ein bürgerliches Recht gekommen, durch seine Feinheit und Consequenz ein Muster für die Rechtsgelahrten, wie Aristoteles Schriften für die Philosophen; aber auch mit ihm *fremdes Gesetz, fremde Sitte, Fesseln für unsern* Verstand, in welchen die Selbstständigkeit *unsers* rechtlichen Urtheils zu *Grunde gegangen sey*, und *alles das Unheil*, welches für das Volk aus solcher Unselbstständigkeit geflossen sey und noch fließe. Wir seyen Sklaven des Verstandes unserer Meister (der römischen Juristen) geworden und brächten dadurch noch täglich in die einzelnen Familien unserer Mitbürger denjenigen *Unsegen*, der nothwendig eintreten müsse, wenn das lebendige Leben um uns her sich nach andern Regeln und Grundsätzen bewege, als wonach wir dasselbe richteten. Kein Land auf der Erde habe aber auch größern äußern Beruf, *sich dieser Fesseln zu entledigen*, als eben Deutschland u. s. w., und darum (so schließt der Vf. das Vorwort) laßt sie uns lösen, diese Fesseln, auf jedem gesetzlich angewiesenen oder rechtlich erlaubten Wege!“ Also eine (leider zu spät kommende) *Exhortation à liberare l'Allemagne du ditto romana*, wie einst Macchiavell umgekehrt eine solche im 26sten oder Schlusskapitel seines *Fürsten* an die Italiener erließ: *à liberare l'Italia da' Barbari*.

Rec. wählte bis hierher absichtlich den Weg der trockenen fast wörtlichen Relation aus des Vfs. Vorwort, damit vorerst nicht allein Letzterer, sondern auch der Leser dieser Blätter erkennen möchte, in wie weit sich der Vf. bey der Adoption und Cumulation so verschiedenartiger Ansichten über Naturrecht, römisches Recht, allgemein positives Privatrecht, wie der ausgesprochenen Schluss-Absicht *consequent* geblieben sey, oder nicht. Wenigstens ist Rec. außer Stand, alle diese Widersprüche unter einen Hut zu bringen. Das Interesse an den verschiedenen Ansichten selbst, die theils schon bekannt, theils ganz neu hier zu Tage gehen, und ihr nicht zu bestreitender fortwährender Einfluß auf unsern vergangenen und gegenwärtigen Rechtszustand, insonderheit aber, was von des Vfs. Schluss-Exhortation zu halten und dem dazu gewählten Mittel zu hoffen sey, sind es nun aber, welche Rec. zunächst nach der Reihenfolge der Numern einzeln betrachten, dann aber nur im Allgemeinen prüfen will, was der Vf. wirklich gegeben hat, und ob es den *vielen* Zwecken entspreche, die er damit zu erreichen gedachte.

Ad 1 will also der Vf. zunächst durch sein Buch den *Begriff* dessen, was man *positives* Recht nennt, *erweitern*, und dagegen möchte wohl an und für sich nichts zu erinnern seyn, wenn man nur hübsch *consequent* verfährt und nicht Römer und Germanen, römische *Jurisdictio* oder *Imperium* und germanische Gerichtsbarkeit, römische Gesetzgebung und germanische Autonomie, römische Civität und germanische Justiz-Verfassung u. s. w. beständig in einen Tiegel zusammenwirft, zwangsweise für identisch erklärt, sondern scharf sondert; denn alsdann tritt nur z. B. das *germanische* Gewohnheits-Recht sofort unter die Kategorie des *positiven* Rechts in *dem erweiterten* Sinn und in sofern, als es zwar nicht, wie bey den Römern das Recht überhaupt, durch geschriebene *jussa populi rogante magistratu*, wohl aber durch den Charakter und das ganze Wesen der germanischen Völker *gegeben* ist, und an dieses *a priori* schon *gegeben* seyn knüpft ja eben der Vf. auch *seine* Begriffs-Erweiterung, nur dafs er dabey zweifach zu weit geht, indem er theils ein schon längst verstorbene fremdes Volk oder doch dessen hinterlassenes generalisirtes Recht mit dem noch lebenden *germanischen* Volksstamme und dessen Rechtsansichten zusammenwirft, und andertheils von einer falschen *Voraussetzung* ausgeht, nämlich dafs das *Recht* (*jus et justitia*) nicht eine Sache oder Facette des *Charakters*, sondern des *Verstandes* der Völker und Menschen sey, obgleich sich ihm selbst der Contrast und die Opposition des römischen und germanischen Rechts so lebhaft darstellte, dafs ihn dieß zu der Schluss-Exhortation sub 11. veranlafste, ein solcher Contrast aber doch nothwendig nur in der Verschiedenheit und Opposition des römischen und germanischen *Charakters* seine Erklärung finden kann. Allerdings zeigt uns die Geschichte, dafs es auch

höchste Rechtswahrheiten; vorzugsweise bezüglich auf die *Verbindlichkeit der Verträge* giebt, die dem *Verstande* und *Sittlichkeitsgefühle* aller Völker einleuchtet haben und noch einleuchten, aber genau betrachtet gehören diese wenigen Wahrheiten nicht sowohl in das Gebiet des Rechts, als vielmehr in das der *Moral*, und es sind ihrer auch nur äußerst wenige. Die Römer z. B. unterschieden genau zwischen *contractus stricti juris* und *pacta*, die Germanen weniger; Vertrag ist hier Vertrag. Dort hing die Klagbarkeit d. h. Verbindlichkeit fast immer von der äußern Form ab, hier selten. Beiden Völkern ist also nur der eine *sittliche Moment* gemeinsam, daß, wenn sie sich einmal nach den ihnen charakteristisch-eigenthümlichen Formen verbindlich gemacht hatten und haben, sie nun beide sich zur Erfüllung des Versprochenen sittlich für verpflichtet, gebunden, *ligati* u. s. w. hielten und halten. Ist nun aber das Recht und das Rechtsprechen *ungelehrter* Schöffen (welches letztere unser Vf. ja nicht in Abrede stellt) nicht Sache des Verstandes, sondern nach den eigenen Worten des Vfs., *des Lichts der Natur*, dieses Licht der Natur aber bey jedem einzelnen Volke weiter gar nichts, als das *dunkle Gefühl* und *Bewußtseyn* des angeborenen *Charakter-Rechts*, so können auch diesem bloßen *Gefühle* u. s. w. nicht durch *Gründe der Wissenschaft* die Regeln und Grundsätze des Rechts überhaupt klarer gemacht werden, wenigstens nur dann erst, wenn alle Nationalität vernichtet ist und es nur noch das schwankende Rohr des Verstandes ist, woran sich ein greises Volk forthilft, wenn *aller* Charakter vertilgt, abgeschliffen und verschwunden ist und es sich kaum noch der Mühe lohnt, dem greisen Volke eine solche theoretische Krücke zu bieten. Denn selbst die *concreten* Verstandes-Regeln werden den Menschen nicht mehr beygebracht, wenn sie keinen nationalen Verstand mehr haben, so wenig wie die Logik einem Menschen, der nicht schon von selbst logisch denkt. Geht den Menschen erst „jener mehr oder weniger sichere Tact“, d. h. unser eben erwähntes dunkles National-Gefühl ab, so helfen Bücher und Theorien nicht wieder auf, so wenig wie ein *versteinertes* Muschel-Thier wieder belebt werden kann; denn *versteinert* oder *verkalkt* nennt Rec. dann ein Volk, wenn es *bloß*, sage *bloß*, noch an der Krücke nackten Verstandes, eines vorgeschriebenen Rechts-Verstandes fort-schleicht, ohne National-Gefühl, ohne Spannkraft, ohne Energie u. s. w. Kein holstejnischer Schöffe dürfte auch, wenn er in sich selbst nicht mehr die Quelle zu seinen Aussprüchen finden sollte, im Stande seyn, sich aus des Vfs. Rechts-Logik Rath zu erholen. Rec. muß hier vor Allem nachträglich bemerken, daß, da hier nicht der Ort ist, diese Paradoxie weiter auszuführen, er sich *genöthigt* sieht, auf die 4 ersten Theile seiner Systeme der praktischen Politik im Abendlande zu verweisen, indem er darin das ausgeführt und bewiesen zu haben glaubt, worauf er hier nur hindeuten kann.

Ad 2. *Erinnert* Rec. daran, wie es ja nicht zu übersehen ist, daß das, was der Vf. hier mit vieler Klarheit und schön auseinandergesetzt hat, wirklich erst seit dem 16ten Jahrh. sichtbar geworden ist, also von der Periode und dem Zeitpunkte an, wo sich das eigenthümliche Charakterleben der modernen Völker schließt, und ihnen die Kraft successiv ausging, mit der sie bis dahin sich gegen das römische Recht gewehrt hatten; also *darin* der eigentliche, vom Vf. übersehene Grund der allmähigen Reception des R. R. in einem großen Theile von Europa zu suchen ist. Bis dahin reichte nämlich ihr eigener Nationalrechts-Verstand vollkommen aus, und sie verwarfen den *fremden geschriebenen Verstand*, weil er, eben wegen seiner innern *abstrakten* Qualität, zu ihrer *concreten* Denk- und Gefühlsweise nicht oder noch nicht paßte. Es geschah gewissermaßen nur *furtim* und heimlicher Weise, wenn die sich in die germanischen Schöffen- und Pairsgerichte eindringenden Romanisten ihre mehr abstracten römischen Rechtsregeln hier und da durchsetzten, und unser Vf. übersieht ferner gänzlich die speciellen Absichten eines Friedrichs I und Ludwigs IX, welche diese bey der Begünstigung des neu belebten R. R., sey es nun als angepriesene *Ratio scripta*, oder als das Recht ihrer Vorfahren auf dem Throne, im Auge hatten. Ja es ist auch der Moment nicht zu übersehen, daß die eigentlichen Bearbeiter und Glossatoren des R. R. meistens *Italiener* waren, die stolz darauf waren, das R. R. als ihr altes Recht wieder aufleben zu machen, so wie endlich, daß das R. R. in Verbindung mit dem canonischen eine Waffe der *römischen Geistlichkeit* war, womit sie ihre Besieger listig beherrschte und leitete.

Ganz irrig ist es aber und der Vf. widerspricht sich hier selbst, wie das Folgende (Nr. 10: 11) zeigt, daß das R. R. die modernen Völker allererst gelehrt habe, sich der Gründe ihrer rechtlichen Urtheile bewußt zu werden. Die Völker, die Schöffen u. s. w. gewiß nicht, wohl aber lernten die gelehrten Juristen daraus, motivirte abstracte Urtheile auf das Papier zu bringen, denn sie hatten sog. *Leges* in Hülle und Fülle für ihre Sentenzen.

Bey dieser Gelegenheit will denn Rec. auch zugleich den Grund angeben, warum und wodurch das R. R. selbst, aus Justinians und Tribonians Händen schließlic in einer so ganz entromanisirten, generalisirten, charakterlosen Form hervorgehen konnte, so wie daß in dieser *Charakterlosigkeit* denn eben und zugleich der Grund seiner heutigen Verbreitung mit liegt, weil, was keinem bestimmten Volke oder Volkscharakter mehr angehört, nothwendig auch für alle theilweise brauchbar ist, in soweit Abstractes überhaupt brauchbar ist.

Das Justinianeische Rechtsbuch verdankt seinen gegenwärtig fast allgemein brauchbaren Rechtsstoff theils lediglich der allgemeinen sittlichen Ver- bildung der Römer, so daß in gleichem Maasse, wie diese Entartung fortschritt, die Prätorien und Ma-

Magistrate sich genöthigt sahen, an die Stelle des echten römischen, streng stoischen, harten, stricthen, quiritarischen Civilrechts ein laxeres treten zu lassen, was wohl keinen weitem Beweis und Ausführung für unsere heutigen Juristen bedarf, theils der allmählichen enormen Ausdehnung des Reichs, wodurch sich die echt römische Rasse immer mehr mit nicht römischen Provinzialen mischte und hier namentlich das *jus gentium* der Römer, das sie schon frühzeitig ihrem quiritarischen Rechte zur Seite stellten und für Streitigkeiten zwischen Römern und Nicht-Römern gebrauchten, das *strictum Jus* fast ganz unbrauchbar machte, und, als Italien selbst zur Provinz geworden war, alle Spuren desselben auch verschwanden.

Aus diesen doppelten gemeinsam in einander greifenden Gründen hatte sich denn unter den Händen der Juristen und Kaiser, die ja so gut in Rom wie in Antiochien und an Nubiens Grenzen Responsa ertheilten und Rescripte erliessen, das *Jus civile romanum* und das *Jus gentium* so sehr gegenseitig abgeschliffen und alle charakteristisch römischen Ecken und Eigenheiten verloren, daß Justinian daraus im 6ten Jahrh. nach Christus, wo ja die römische alte Welt schon eigentlich ganz zu Grabe gegangen war, ein Rechtsbuch wie die Pandecten und der Codex fertigen lassen konnte, dessen Rechtsstoff keinem bestimmten Volke mehr angehörte, sondern ein *jus gentium* für alle Völker enthielt, deren Charakter gleichfalls verfallen und abgeschliffen ist, so daß sich denn daraus auch eben erklärt, warum erst seit dem 14ten, 15ten und 16ten Jahrh. eben so allmählig das R. R. unter den modernen Völkern weiter verbreitet hat, als sie seitdem allmählig ihres Selbsts verlustig gegangen sind.

Ad 3. Nach dieser, zum Theil freylich nur dem Rec. eigenen Ansicht hält derselbe nun eine Untersuchung oder Beweisführung: ob das R. R. wirklich eine *Ratio scripta* sey, für etwas *Ueberflüssiges* und *Verspätetes*, um so mehr, da ja das R. R. in allen Theilen Europa's, wo es hingedrungen ist, einerley ob in seiner Qualität als *ratio scripta*, oder der eines positiven Rechts, doch nur *subsidiär* zur praktisch-positiven Anwendung kommt; denn wo z. B. in einem Lande die Perfection eines Vertrags erst dann für existent und verbindlich anerkannt wird, wenn ihn die Gerichte confirmirt haben u. s. w., steht nicht einmal von der *Obligationen-* und *Vertrags-Theorie* des R. R., die es denn doch eigentlich und hauptsächlich ist, welcher man die Qualität einer *ratio scripta* beylegt, Gebrauch zu machen. Das *Uebel*, welches in dieser Beziehung der Vf. in der Anwendung des R. R. erblickte, ist daher in der Einbildung grösser, als in der Wirklichkeit. Der

eigentliche Nachtheil, den uns das R. R. seit dem 16ten Jahrh. noch bringen konnte und gebracht hat, besteht in zweyerley ganz andern Dingen, wovon ad 11. gesprochen werden soll.

Ad 4. Rec. zollt im Ganzen der Deduction des Vfs., daß Kaiser und Reich durch die fragliche Stelle in der Kammergerichts-Ordnung aus dem R. R. kein positives Gesetz hätten machen wollen u. s. w., seinen Beyfall, ja er bezweifelt es sogar noch, daß unter „des Reichs und gemeinen Rechten“ wirklich das R. R. mit verstanden worden sey, wenn man bedenkt, welchen Widerspruch die Anwendung des R. R. noch 50 Jahre vorher (1444) fand, und daß man damals in Beziehung auf seine Anwendung gar nicht so fein zwischen *ratio scripta* und positivem Recht distinguirte, wie jetzt; endlich und ausserdem Kaiser und Reich schlechterdings kein Recht und keine Gewalt hatten, im Bereich des *Privatrechts* Gesetze zu geben, sondern eben nur und bloß Justizgewalt oder besser *Gerichtsbarekeit* hatten, welcher die *polizeyliche* Gesetzgebungs-Gewalt insoweit anklebte, als jeder Gerichtsherr schuldig war und noch ist, seine Schutzunterthanen gegen Unbill zu schützen. Mit Recht hält der Vf. Kaiser und Reich eines solchen Verstosses gegen ihre Befugnisse für nicht fähig, und es haben dieselben sich auch, ausweislich der Reichsgesetze, fast gar nicht, bis zum Jahr 1806, die Entscheidung einiger Controversen und Conflicte abgerechnet, in die Privat-Gesetzgebung gemischt. Zu Ende des 15ten Jahrh. dachte man noch nicht daran, die germanische Autonomie d. h. den Freyheitsbezirk jedes Einzelnen oder jeder Familie innerhalb seiner Privatrechte zu beschränken oder gar aufzuheben. Ehe es dazu kam, mußte sich der germ. Charakter erst noch weit mehr consumiren und abschleifen, um solche Fesseln sich gefallen zu lassen oder deren zu bedürfen. Was aber, wahrscheinlich mit aus dieser stillschweigenden oder ausdrücklichen Zulassung des R. R., für eine schädliche Folge erwuchs, darüber s. m. weiter unten ad 11.

(Die Fortsetzung folgt.)

NEUE AUFLAGE.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Kleine theoretisch-praktische Deutsche Sprachlehre für Schulen und Gymnasien*. Von Dr. Theodor Heinsius, ordentl. Prof. am Berlinischen Gymnasium, Ehrenmitglieder der deutschen Gesellschaft u. s. w. in Leipzig. Zwölfte, rechtmässige, stark vermehrte und durchweg verbesserte Ausgabe. 1829. XII u. 251 S. 8. (12 gGr.) (Siehe d. Recens. in den Erg. Bl. 1815. Nr. 96.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

RECHTS-PHILOSOPHIE.

KIEL, in d. Univ.-Buchh.: *Grundsätze eines allgemeinen positiven Privatrechts*, dargestellt — von Dr. M. Tönsen u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ad 6. Ist Rec., wie schon gesagt, nicht der Meinung, daß es einer wissenschaftlichen Haltung und Begründung des R. R. als *ratio scripta* so unumgänglich bedürfe, um sich die Kenntniß des gesetzlichen Grundes zu verschaffen, denn einestheils kennen wir die gesetzlichen und doctrinellen Gründe der römischen Gesetzgeber und Juristen schon nothdürftig aus den Quellen und der römischen Rechts-Geschichte, und andernteils kann uns auch das daran noch Fehlende nicht so gar viel nützen: denn weil etwas für den römischen Gesetzgeber Motiv war, deshalb ist es ja nicht ebensowohl Motiv für einen modernen. Trotz der heutigen Charakter-Verfälschung sind die modernen Völker doch nicht das, was die Römer seit August bis Justinian wurden und waren. Das R. R., insonderheit die Lehre von den Obligationen und Verträgen, hat ja aber auch wirklich und nur deshalb bey uns Brauchbarkeit, weil es zu seiner Anwendung des local motivirenden Grundes nicht bedarf, diese Lehre eine absolute ist, die in der Vernunft, im Verstande, in der Moral selbst ihren letzten Grund hat, und was ihr eben die Benennung: *ratio scripta* hat beylegen machen. Nur bey dem Theil des R. R., der nicht zu dieser Lehre gehört, sondern einzelne rein römisch-charakteristische Institute behandelt, ist es für den Praktiker von jedoch nur wissenschaftlichem Interesse, die Motive der Römer zu kennen; nothwendig sind sie ihm aber ebenwohl nicht, denn er kann davon doch keinen praktischen Gebrauch machen, so daß er z. B. in einem Bescheide sagen könnte: In Erwägung, daß die XII Tafeln u. s. w. Hier hat er nur das mit Bestimmtheit zu wissen nöthig, ob dieß oder jenes römische Institut, z. B. das römische Dominium, die römische Servituten-Lehre, die Lehre von der *Dos*, das Eherecht, die väterliche Gewalt, die Adoption, die Legitimation, die Tutel, das Pfandrecht, das Erbrecht, die Testamente, die Lehre von der Verjährung u. s. w. wirklich recipirt ist, oder nicht, in concreto wirklich ausschließlic, oder nur subsidiär zur Anwendung gebracht werden darf oder nicht. Im Bejahungsfalle ist diese Re-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

ception sein heutiges praktisches Motiv der Anwendung.

Hiernächst hat es Rec. sodann schon in Abrede stellen müssen, daß es ein *allgemeines positives Recht für alle Zeiten und Völker* gebe; er kann also auch nicht zugeben, daß nach dem Maasstabe dieser bloßen Idee das R. R. beurtheilt oder abgeschätzt werden könne; wenn aber, nach Allem zu schliessen, der Vf. den Begriff einer *ratio scripta* mit dem eines allgemeinen positiven Rechts für alle Zeiten und Völker für identisch hält, jedoch fordert, daß die dem R. R. beygelegte Qualität eine *Ratio scripta ausserhalb desselben* (d. h. aus den höchsten Vernunftgründen) annoch begründet und bewiesen werden müsse, so möchte es seinem Versuche ergeben, wie Kant's Kritik der reinen Vernunft, nämlich wer nicht schon einen hohen Grad von Vernunft und Verstand mitbrachte und mitbringt, war und ist noch jetzt ausser Stand, aus Kant's Buche zu lernen, was die Vernunft u. s. w. ist. Die Vernunft (und das Vernunftrecht, wie der Vf. selbst sagt) trägt also in sich selbst ihren letzten Grund, und so auch die römische Theorie von den Obligationen und Verträgen; wem diese nicht durch sich selbst einleuchtet, dem wird sie durch des Vfs. Buch nicht klarer, und das war doch sein mehr als einmal im Vorworte wenigstens ausgesprochener Zweck, wobey schon hier bemerkt sey, daß der Vf. uns bloß den *Probirstein* gegeben hat, die Probe selbst aber d. h. die Prüfung, ob das R. R. darauf nun auch die Probe einer *ratio scripta* aushalte, dem Leser überlassen hat. Schon jetzt wird der Leser wahrnehmen, daß unser Vf. nicht allein im Cirkel gedacht, sondern auch im Cirkel gearbeitet hat, wie sich aus Nr. 6 u. 7 ergibt.

Ad 6. Hier tritt nämlich der Vf. entweder in offenen Widerspruch mit sich selbst und dem Bisherigen und Folgenden, oder Rec. vermag ihn nicht ganz zu verstehen. Sein Werk soll und will nicht allein ein *Probirstein* des R. R. als *ratio scripta*, sondern auch ein allgemein positives Recht für alle Zeiten und Völker seyn, mithin und nothwendig zusammengesetzt aus den höchsten Vernunft- und Rechtsprincipen; auf *naturrechtliche Grundsätze* der Vernunft will er aber gar keine Rücksicht nehmen und genommen haben, da diese mit seiner Idee des positiven Rechts *unverträglich seyn!* Man sieht mittelst eines Rückblicks auf das Bisherige und Folgende leicht, daß der Vf. sich selbst auch über seine Idee eines allgemeinen positiven Rechts nicht klar geworden

den ist, denn sein Werk ist wirklich weiter nichts, als ein Naturrecht, eine Philosophie des Rechts nach *mathematischer Methode*, jedoch ausschliesslich auf die Obligationen und Verträge beschränkt, und er selbst wird doch wohl nicht leugnen wollen, daß das sog. Naturrecht oder alle Philosophie des Rechts in *abstracto*, mag sie sich in mathematischer oder moralischer Form kund geben, immer und immer nur Ausfluß der abstracten, allerdings natürlichen Vernunft und des Verstandes ist, ja er selbst sagt ja auch S. 9 der Einleitung: „wenn *seine* Wissenschaft sich auch wesentlich von der bisherigen *Behandlung* des *Naturrechts* unterscheide, so habe sie doch grösstentheils *einen* und *denselben* Zweck mit demselben gemein, und so auch die Literatur.“ Genug, Recensent und Leser treten jetzt in das Labyrinth des Vfs. ein, und es wird Mühe haben, den Faden nicht aus der Hand fallen zu lassen.

Ad 7. Auf zweyerley Thatsachen baut hier der Vf. seine Idee eines allgem. positiven Rechts: 1) auf die dem Naturrechte zum Grunde liegende oder präsumirte *Rechts-Moral* aller Einzelnen, und dann 2) darauf, daß in *jeder bürgerlichen Gesellschaft* von jedem Einzelnen gefordert werde, sich so zu benehmen, daß neben seinen Rechten die Rechte aller Andern bestehen könnten. Dießs wollte er nothwendig, nur mit andern Worten sagen, denn Note 20 und auch in der Einleitung §. 1 bemerkt er: „Es ist bey dieser Schrift einzig und allein das Absehen dahin gerichtet, *solche rechtliche Normen wissenschaftlich zu erklären, nach welchen in jedem Staat Allen zugemuthet wird, sich zu betragen*; auch ist es Thatsache, daß in *unsern bürgerlichen Gesellschaften einer Summe von rechtlichen Normen eine positiv-rechtliche Eigenschaft* (soll heißen Zwangsverbindlichkeit) beygelegt wird, obgleich dieselben *nicht* von der legislativen Behörde oder von demjenigen Theile der Staatsgewalt ausgegangen sind, von welchem Gesetze regelmässig ausgehen müssen“, und Z. 6 faßt er diese Summe dahin zusammen, daß er sie „den Complexus der Normen nennt, welche *aufser* dem geschriebenen Gesetz und *aufser* dem Gewohnheitsrechte *stillschweigend* durch die Verbindung zu einer bürgerlichen Gesellschaft *von selbst* gegeben seyn“; S. 2 — 4 aber: „diese Normen bedürften keines *Publications-Actes*, denn sie hätten schon an sich gesetzliche (rechtliche) Kraft, wenn sie auch häufig, zum Ueberflusse, im geschriebenen Rechte ausgesprochen seyen. Sie seyen aber auch und deshalb etwas *Gemeines*, weil sie mit *jeder bürgerlichen Gesellschaft* von selbst gegeben seyen.“ Verbindet man damit noch die Begriffsbestimmungen und Unterscheidungen des Vfs., welche er S. 24 der Einleitung von und zwischen *bürgerlicher* und *Staats-Gesellschaft* aufstellt, „daß nämlich die *bürgerliche Gesellschaft* zum *wechselseitigen* Schutze gegen gesetzwidrige Handlungen einzelner Glieder der *Gesellschaft*, die *Staats-Gesellschaft* aber zum Schutze gegen *äußere* Feinde dasey; „so scheint nichts klarer und bestimmter, als das Gesagte, denn es ist ja nur ein Echo aus dem bisherigen Naturrechts-Systeme und

und Staats-Theorieen. Rec., gewohnt die Sachen mit der Loupe zu betrachten, findet darin aber, wenigstens was die Haupt-Unterstellung betrifft, bloß eine Dunst- oder Ideen-Wolke, welche vor der Wirklichkeit in ihr Nichts verschwindet. *Unsere modernen Staaten* (und nur diese nennt ja auch der Vf.) sind nämlich in der Wirklichkeit weder *Staatsgesellschaften*, noch *bürgerliche Gesellschaften* in dem Sinne, wie sie der Vf. hier definirt hat, nämlich zu *wechselseitigem* Schutze aller Einzelnen gegen Innen und Aussen, sondern bloße *Aggregate* vieler Einzelnen unter einer *historischen Obrigkeit* zum Schutze aller Einzelnen. Diese Einzelnen bilden nichts weniger als *Rechts-Gesellschaften*, *Civitates* oder gar *Respublicae* im römischen und antiken Sinne, sondern jeder dieser Einzelnen will nur bey *seinem* Rechte vor seinem Fürsten oder seiner Obrigkeit geschützt seyn, unbekümmert darum, ob Andere dadurch genirt sind oder nicht. Während das Wesen einer *Rechts-Gesellschaft* einen gewissen Gemeinsinn voraussetzt, um sich *wechselseitig* zu schützen, beruhen die modernen Staaten, mit bloßer Justiz-Verfassung, gerade auf dem Mangel eines solchen Gemeinsinnes und zwar der Sonderthümlichkeit aller einzelnen Klassen, Stände und Individuen, und, was die Gewalt in unsern Tagen unter *eine* Norm und einen Hut gebracht hat und noch bringen wird, ist deshalb noch kein durch einen sittlichen Kitt eng verbundenes Ganzes oder das Product irgend einer *sittlich-gesellschaftlichen* Thätigkeit, sondern eben nur so lange ein *äußerlich* zusammengehaltenes und umspanntes Aggregat, als die Reife noch stark und elastisch genug sind, das Ganze zusammenzuhalten. Vergebens möchte man den Staats-Kiefer suchen, der aus allen diesen einzelnen Falsdauben ein haltbares Staatsfaß ohne Reife zusammenzusetzen vermöchte. Rec. will damit zwar nicht *alle* Schuld den modernen Völkern aufgebürdet haben, denn Ungern und Italiener, Polen und Tyroler können freylich nicht *ein* volksthümliches Ganzes bilden, und es ist nicht ihre Sache gewesen, daß sie zu einem und demselben State gehören, aber wo es auch an einer solchen Verbindung ganz heterogener Ebenen fehlt, gilt das Gesagte nichts desto weniger.

Was nun der Vf. unter *eine Summe rechtlicher Normen* zusammenfaßt, welche keines *Publications-Actes* bedürftig seyn, weil sie schon an sich rechtliche Kraft in jeder bürgerlichen Gesellschaft hätten, ist, wie Jedermann leicht einsieht, bey jedem einzelnen, besonders germanischen Volke *weiter gar nichts*, als das *Gewohnheits-Recht*, in soweit es nicht geradezu unmoralische, barbarische Gebräuche in sich schließt, und das Wenige, die wenigen Momente, worin ganz verschiedene Völker sich in ihren *Gewohnheits-Rechten* begegnen, übereintreffen mögen, ist noch lange nicht *allgemein positives Recht*, eben weil dieses Uebereinstimmen oft etwas rein *Zufälliges* ist. Der Vf. will es zwar vom Gewohnheitsrechte geschieden wissen, vergißt aber, daß dieß in der Wirklichkeit unmöglich ist, und daß in unsern Staaten als *bürgerlichen Gesellschaften* außer dem *Gewohn-*

Wohnheitsrechte durch sie nichts von selbst gegeben ist, weil es an den bürgerlichen Gesellschaften selbst fehlt. Der Vf. widerspricht sich sodann auch, wenn er erst sein neues allgemeines positives Recht vom Wohnheitsrechte *geschieden* wissen will und dann doch sogleich wieder das Wohnheitsrecht der holsteinischen Dinggerichte *als Beleg für seine Idee* anführt: denn diese holsteinischen Dinggerichte oder besser deren Beysitzer wissen nichts von einem *allgemeinen* Vernunftrechte, wohl aber kennen sie ihr *particulares* Land- und Wohnheitsrecht und sprechen eben *deshalb*, vermöge dieser *lebendigen* Gefühls-Rechtskenntniß, sachgemäße Urtheile. Befolgt ihre Rechts-Logik oder Mathematik dabey einmal denselben Gang, wie ihn die römischen Juristen gegangen sind, so ist dieß oft etwas *Zufälliges* und mehrere dergleichen zufällige Uebereinstimmungen sind, noch einmal, nicht geeignet, zu einem *systematischen*, nur von einer Idee belebten und geordneten Ganzen verbunden zu werden: denn so wenig das, was in der Geschichte nicht gleichzeitig existirt, wie das, was in der Natur selbst nie existirt hat, existirt und existiren wird, ist einer *systematischen Form* fähig; weil nur das *Form* annehmen kann, was war, ist oder seyn wird. Der Vf. selbst hat das auch gefühlt und sich S. LIV darüber ausgesprochen. Ein echtes System ist nicht bloß das Product unsers Willens, unsers Verstandes, sondern eine Naturnothwendigkeit, ein Naturkunstwerk aus einem einzigen Guss, wenn es erlaubt ist so zu reden. Selbst *vieljähriges* Ueberleben ist nicht im Stande, Heterogenes in Homogenes u. s. w. zu verwandeln, oder ein System zu ertrotzen. Wer dieß dennoch versucht hat, sieht sich dann auch gewöhnlich zu Entschuldigungen, wie sie hier unser Vf. angehängt hat, genöthigt. Man *fühlt* wenigstens die Mängel, wenn man sie auch nicht *sieht*.

Der Vf. bleibt sich ferner durchaus *nicht consequent*, indem er oben sub Nr. 5 erklärte, die Qualität einer *Ratio scripta* des R. R. müsse außerhalb desselben bewiesen werden, und hier nun wiederum, daß er die Grundbegriffe und Bestandtheile zu seinem Probirsteine aus der verworrenen Masse des *römischen* und *germanischen* Rechts entlehnt habe. Heißt dieß nicht im Circle reden und arbeiten, den Schiefer am Schiefer prüfen? Gerade das ist also auch der doctrinelle Triumph des R. R., daß selbst die Naturrechts-Componisten unbewußt seine Fragmente citiren, um ihren Sätzen *a priori* eine Beweisstütze zu geben. Der Vf. geräth endlich

ad. 8. in ein Labyrinth ohne Ausgang, indem er sich nach seiner hier ausgesprochenen Erklärung zwischen die Naturrechts-Theoretiker und die s. g. historische Schule stellt, von beiden nur *Halbes* entlehnt, nur das aus dem römischen und germanischen Rechte herausgesondert haben will, was ihm darin als *nicht historisches* Ingredienz erschien, und sonach selbst auch aller Consequenz entsagt, ein

Fehler, der wenigstens keiner der beiden Schulen vorgeworfen werden kann und wir die Consequenz selbst im Irrenden achten müssen. Gerade der Umstand, der Fehler, daß sich der Vf. hier in die Mitte zwischen beide Schulen stellt und S. 5 der Einleitung geradezu erklärt: „ersteh ganz ab von solchen rechtlichen Bestimmungen, welche in der *eigenthümlichen Verfassung*, der Religion, dem Charakter, der physischen Umgebung eines bestimmten Volks oder in ähnlichen Ursachen ihren Grund hätten“, wird für ihn zur Klippe, weil das praktische Recht der Menschen und Staten, wie schon oben gesagt, nicht eine Sache der reinen Vernunft, sondern des Charakters ist. Dadurch, daß ein Theoretiker sich die so eben vom Vf. genannten wesentlichen Stützen und Säulen des gesammten Lebens *wegdenkt*, dadurch *fallen* sie noch lange nicht im Leben selbst *weg* und das bloße Recht eines Volks bleibt für den Hieroglyphe, der von allen diesen Dingen absieht, die *alleinigen* Erklärungsgründe dazu wissentlich zur Seite wirft. Rec. glaubt daher dem Vf. ein *Compliment* damit zu machen, daß er ihm diesen Fehler ganz besonders *verübelt*, denn er ist in denselben gegen besseres Wissen verfallen, während viele seiner Vorgänger nicht anders konnten, weil sie die historische Vergangenheit so wenig wie die Menschen ihrer Zeit kannten, sondern es bloß mit fingirten Halbgöttern zu thun hatten. Der Vf. sagt selbst S. 6 der Einleit., „das Recht ändere sich bey den Völkern nach den verschiedenen Perioden der steigenden und sinkenden Cultur“, meint aber gleich wieder: „*seine* allgemein positiv rechtlichen Normen seyen diesem Wechsel nicht unterworfen (hat die römische Contractenlehre keine Veränderungen von Romulus bis Justinian erlitten?), daher habe er auch bloß die *deducirende* Methode und nicht die historische befolgt, widerspricht sich aber auch in Beziehung auf diese Methode in demselben Augenblick S. 7, indem er hier wiederum erklärt: „die vorzüglichsten Hilfsmittel, um zu dieser Doctrin zu gelangen, seyen die alten Gesetzsammlungen der Germanen und anderer Nationen, die gesammelten Gewohnheiten derselben, das deutsche und römische Recht, die Praxis, die neuen Gesetzbücher, die Doctrinen des R. R. und endlich das Urtheil des Volks.“ Sind dieß alles keine historischen Quellen? hat der Vf. hiernach wirklich bloß *a priori* deducirt, oder unwillkürlich nur eine historische Rechts-Mosaik zusammengesetzt, diese aber mit einer Tinte überstrichen, die glauben macht, das Ganze sey ein aromatisches Gemälde? Mag der Vf. auch in der Note bemerken, „daß er diese Hilfsmittel nicht als eigentliche *wissenschaftliche* Hilfsmittel betrachte, sondern bloß als das Material, welches wissenschaftlich zu *erklären* sey; es seyen die Güte daraus keine Belege für die Richtigkeit seiner Methode, sondern diese sey verbunden, sich durch sich selbst zu rechtfertigen“, es bleibt bey des Rec. Erklärung, daß sich der Vf. offenbar doctrinell zwischen zwey Stühlen niedergesetzt hat

hat und seine schönen Kräfte, seine 25jährigen historischen Studien besonders der nordischen Rechte (die uns Süddeutschen weniger zugänglich sind) und der dort noch existirenden alten *Schöffengerichte* an einem Werke vergeudet hat, das ihn zu keinem reellen Ziele hat gelangen lassen. Gewinnreicher für die *Rechtswissenschaft* und ihren gegenwärtigen Standpunkt würde es gewesen seyn, wenn er uns lieber eine *Theorie*, einen *Geist* der *germanischen Rechte* gegeben und *gezeigt* hätte, in welcher *Opposition* sich dieser germanische Geist zum Geiste des R. R. verhalte. Das hätte ganz der wenn auch zu spät kommenden Exhortation entsprochen, womit der Vf. sein Vorwort schließt; das wäre etwas gewesen, was uns noch fehlt und was Rec. im 6ten Theile seiner Systeme beabsichtigt, wenn ihm Zeit und Kraft dazu bleiben werden, oder ein besser Unterrichteter ihm nicht zuvorkommen wird.

Ad 9 u. 10. hat Rec. *nun* im Einzelnen nichts weiter zu sagen, es fällt mit dem Ganzen zusammen. Die *Völker* bilden das Recht fort, nicht die *Doctrinaires* ohne Volk; nicht *wie* die *Doctrinaires*, sondern durch das Leben selbst; nicht *abstrahendo*, sondern allmählig und unmerklich, wie des Lebens Bedürfnisse, sein Steigen und Sinken es fordern. Die *Völker* werden also aus des Vfs. Buche keinen Nutzen zu ziehen vermögen: er selbst mag die Probe machen und es den Beysitzern der holsteinischen *Dinggerichte* einmal in die Hände geben, ob sie sich dann klarer der Gründe bewußt seyn werden, als ohne dasselbe; und als bloße *Doctrin* für die Gelehrten kommt es zu spät, ist auch vielleicht überflüssig. Die *Rechtsbücher* und *Geschichtsbücher* des R. R. haben uns mit dem Geiste dieses Rechts vollkommen bekannt gemacht, und was sich davon im Leben, in der *Gerichts-Praxis* hier mehr, dort weniger einen Platz oder Anwendung, einerley ob als *ratio scripta*, oder als subsidiäres positives Recht darüber *erkämpft hat*, treibt ebenwohl eine neue *Theorie* nicht wieder hinaus, man entledigt sich auch selbst des relativ Schlechten nicht mehr, wenn man zum Bessern die Kraft nicht mehr besitzt und die gesetzgeberische Verwaltung bereits eingetreten ist. Die Mehrzahl unserer modernen Völker ist ihres rationalen Rechts längst verlustig gegangen und man erneuert die alten Volks- und *Schöffengerichte* nicht etwa wie eine verloschene Schrift. Es muß nun nachgerade bey den seit 3 Jahrhunderten einmal eingeführten *gelehrten Gerichtshöfen* sein Verbleiben haben. Die *Wissenschaft* interessiert sich auch zunächst bloß noch für die Wiederaufindung des alten germanischen Rechts-*Systems*, und seine naturgemäße doctrinelle Repräsentation zur Erklärung dessen, was davon noch im Leben übrig geblieben ist. Es ganz im Leben wieder herzu-

stellen, davon kann nur ein gemüthlicher Thömler träumen.

(Der Beschluss folgt.)

PÄDAGOGIK.

BERLIN, b. Nortmann: *Spatziergänge und Wanderungen im Vaterlande, oder Beschreibung des Preussischen Staats in gereimten Versen*, nach *Cannabich's* Lehrbuche der Geographie für die vaterländische Jugend bearbeitet und herausgegeben von J. E. Brandenburg. 1827. Erster Band. XVI u. 316 S. Zweyter Band. XII u. 380 S. 8. (2 Rthlr.)

Rec. liebt dergleichen gereimte Lehrbücher nicht, weil sie den Ernst der Wissenschaft verschrecken und gewöhnlich auch in der Form so vernachlässigt sind, daß sie nur Lächeln erregen. Er kann auch über das vorliegende kein günstigeres Urtheil fällen; es enthält fast nichts als zusammengereihte Trivialitäten in schlechten Versen. *Vater Reinhold* ertheilt zuerst seinen Kindern im Allgemeinen Unterricht in der Geographie von Deutschland, in folgender Art:

Bald sind wir die Reihe durch:
Lippe-Detmold ist das achte;
Dann kommt Lippe-Schaumburg (Schaumburg)
Und als zehntes wie ich dachte,
Tritt der Fürstenthümer Reih'
Dann zuletzt noch Waldeck bey.

Dann tritt der Reisende *Gutmann* auf und erzählt weitläufig von seinen Wanderungen; wie? das ersehe der Leser aus der ersten, besten aufgeschlagenen Stelle:

Lübben.

Lübben hatt' ich mir zum Ziel
Heute früh erwählt,
Und es fehlte gar nicht viel
Daß ich's ganz verfehlet.
Welche Freude! als ich's sah,
Höre Hund'gewinsel,
Wo die Berste mit der Spree
Bildet eine Insel.

Dennoch kam ich zeitig an,
Früher als ich's dachte,
Speiste gut und schlief sodann
Was mich fröhlich machte;
Sah sodann der Kirchen drey,
Ziemlich gut gebaut;
Häuser hab' ich auch dabey
Viele angeschaut.

Das *Lyceum* hab' ich dann
Tags darauf betrachtet,
Manches Häuschen traf ich an,
Das ich wohlbeachtet.
Auch das Zucht- und Irrenhaus
Ward observiret,
Eh' ich hin zum Thor hinaus
Weiter fortspatzieret.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1830.

RECHTS - PHILOSOPHIE.

KIEL, in d. Univ.-Buchh.: *Grundsätze eines allgemeinen positiven Privatrechts*, dargestellt — von Dr. M. Tönsen u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ad 11. will Rec. bloß noch die beiden Momente hervorheben, die es eigentlich und allein sind, welche die germanischen Völker, wobey das R. R. Eingang gefunden, um ihr, man darf wohl sagen, *besseres Recht* gebracht haben. Sie bestehen

1) in der theils verkehrten, theils absichtlichen Anwendung und Suggestion des römisch-patrizisch-obrigkeitlichen Begriffs von *Imperium* und *Jurisdictio* an die Stelle *germanischer Gerichtsbarkeit*, und

2) in der Zurück- und Verdrängung des volkstümlichen einheimischen Gewohnheitsrechts durch theils verkehrte, theils absichtliche Anwendung der römischen Theorie von der äußerst beschränkten Gültigkeit der Gewohnheitsrechte. Denn

ad 1. stehen sich römische *Jurisdictio etc.* und germanische Gerichtsbarkeit diamétral gegenüber, wie Rec. Th. IV. 248 u. § 332 seiner Systeme weiter ausgeführt hat, und

ad 2. ist die von unserm Vf. S. 3 der Einleitung aufgestellte Definition vom Gewohnheitsrecht nur für *civilistische Römer* passend, welche eben als solche das Gewohnheitsrecht dem *geschriebenen Rechte* nachsetzten, weil sie als ein gemischtes, sich in gegenseitiger Opposition befindliches Volk fast nur nach letztem lebten, indem die Patricier und der aus ihrer Mitte hervorgehende Magistratus sonst an ihrem Edictal-Rechte, ihrem *Imperium*, ihrer *Jurisdictio* Abbruch gelitten haben würden. Sie paßt aber nicht für Germanen und Slaven, deren ganzes Recht *nichts weiter als ungeschriebenes lebendiges Gewohnheitsrecht* war. Den Beweis so durch Urkunden u. s. w. fordern, wie das neueste R. R. diels will, wenn ein Gewohnheitsrecht einem geschriebenen Gesetze derogiren soll, hieß es vernichten, war das Mittel, wodurch man der ganzen Lebens-, Volks- und Rechtssitte alle Bedeutung absprach; man forderte für etwas Beweis, was eines solchen eben so wenig bedurfte, wie die Behauptung, daß man ein Deutscher u. s. w. sey, regulirt ihn nach römischen Begriffen und Proceß-Regeln und machte ihn dadurch unführbar. Ja diels war es, was die *Schöffen* aus den Gerichten allererst verdrängte, denn sie waren *lebendige Gewohnheitsrichter*, die Romanisten aber

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Buchstaben- und Gesetz-Richter. Anderer Institute, wie z. B. des Dotalsystems, der Testamente u. s. w., wodurch das germanische eheliche und Familien-Leben so häufig gekränkt worden ist, nicht weiter zu gedenken.

Der Leser hat durch das Bisherige erfahren, was *Alles* der Vf. geben wollte und damit beabsichtigte. Verweilen wir bloß noch einige Augenblicke bey dem was und wie er es gegeben hat.

Das Ganze zerfällt in 3 Abschnitte und jeder derselben dann wieder in 3 Abtheilungen.

Der *erste Abschnitt* beschäftigt sich in der *ersten Abtheilung* mit der *materiellen Feststellung* der Begriffe: *Gesetz*, *legislativer Wille* und besonders dessen, was der Vf. *allgemeine positive rechtliche Norm* nennt und wodurch er eben den *Begriff* des positiven Rechts *erweitern* will. *Gesetz* und *Recht* verwechselt der Vf. dabey aber auch hier beständig, während es doch Gesetze giebt, die sich ganz und gar nicht mit dem Rechte beschäftigen, und Vieles *Rechtes* ist, was nicht *Gesetz* ist.

Die *zweyte Abtheilung* betrachtet den rechtlichen Willen seiner *Form* nach, und die *dritte Abtheilung* handelt von den *Collisionen*, denen dieser rechtliche Wille unterworfen ist. Des *zweyten Abschnitts erste Abtheilung* spricht von den Verpflichtungen zu positiven Handlungen in außer-contractlichen Verhältnissen, der *zweyte* vom *Dienstverhältniss* und dem Rechte zu Erwerbung vom *Eigenthum* an beweglichen und unbeweglichen Sachen, und die *dritte Abtheilung* von den *Eigenthums-Rechten* selbst, sowohl über seine Person, wie über seine Sachen. Der *dritte Abschnitt* hat es endlich mit der Lehre von den *Verträgen* zu thun.

Alles nach einer ganz neuen *mathematischen Methode*, oder wie es der Vf. selbst nennt, nach einer Methode, wodurch er die *rechtlichen Begriffe* und *Verhältnisse* zu *verkörpern* suchte, und das thut ja auch die Mathematik mittelst der Zahlen und Buchstaben für alle Verhältnisse im Raume. Keiner der vielen und verschiedenen Zwecke des Vfs. dürfte aber damit erreicht seyn; insonderheit aber ist dadurch *nicht* ausgemittelt, ob das R. R. wirklich eine *ratio scripta* sey oder nicht, und noch weniger möchte das Buch sich als ein solcher Universal-Codex darstellen, der geeignet wäre, um sofort das R. R. beyseite zu stellen.

Worauf sich dabey der Vf. als wissenschaftlich zu erklärende *Materialien*, vom *zweyten Abschnitt*

schnitt an bezogen hat, wurde schon bemerkt, besonders nimmt er häufiger Bezug auf die *nordischen Rechte* und deren Bearbeiter, das dänische, norwegische, schwedische, holsteinische, jütische, auch die bis jetzt noch gar nicht benutzten See-Rechte, kurz die Bruchstücke eines vielseitigen germanischen Quellenstudiums werden hier sichtbar und würden für die Mühe und Anstrengung, die es kostet, sich durch das Buch durchzuarbeiten, entschädigen, wenn der Vf. sie selbst zum eigentlichen Stoff seiner Arbeit hätte machen wollen.

Karl Vollgraff.

MEDICIN.

LEIPZIG, in d. Dyk. Buchh.: *Ausführliches Handbuch der gerichtlichen Medicin* u. s. w. Dritter Theil. Des materiellen Theils der ger. Med. erste Abtheilung. Dritter, vierter und fünfter Abschnitt. Die Lehre von der reifen Frucht und dem Neugeborenen. Von L. J. C. Mende. 1822. II u. 628 S. gr. 8. — *Vierter Theil*. Des materiellen Theils der ger. Med. erste Abtheilung. Sechster, siebenter u. achter Abschn. 1826. IV u. 712 S. gr. 8. *)

Vgl. d. Rec. der frühern Bände Ergänz. Bl. 1828. Nr. 98. und 1829. Nr. 28.

Der dritte Abschnitt der ersten Abtheilung des vierten Bandes beschäftigt sich ausschließlich mit dem *Uebertritte des Menschen aus dem Fruchtstande in die Kindheit*, und zwar erörtert das zwölfte Kapitel die *Rechtsverhältnisse, in denen die Lehre vom Uebergange des Menschen aus dem Fruchtstande in die Kindheit von Wichtigkeit ist*. (S. 5.) Hinsichtlich des peinlichen Rechts ist der Fruchtmord nicht hinlänglich vom Kindermord unterschieden worden und die bestehenden Gesetze berücksichtigen durchaus die Möglichkeit nicht, daß eine Frucht schon in der Geburt zum Kinde werden und hernach doch noch todt geboren werden, im Gegentheil aber auch als Frucht eine Zeitlang nach der Geburt leben und sogar, ohne zur Kindheit überzugehen, sterben kann. Dreyzehntes Kap. *Von der Beschaffenheit der Frucht unmittelbar vor der rechtzeitigen Geburt, besonders von ihrem Leben und von ihrem Tode*. (S. 12.) Auch hier (Th. II. 296.) wird erinnert, daß die Ausdehnung des Brustkorbes an sich kein Unterscheidungsmerkmal des Kindes von der Frucht darbiete, und daß die nach dem Tode eines geborenen Kindes wahrnehmbare größere Weite des Brustkorbes nicht der in den Lungen zurückgebliebenen Luft, sondern der Entwicklung der vielen bey der Respiration dienenden Muskeln zuzuschreiben sey. Rec. glaubt nicht, wie der Vf., daß diese Muskeln noch nach dem Tode, in einem Mittelzustande von Ausdehnung und Zusammenziehung, den Raum der Brusthöhle erweitert erhalten (was mit dem Begriffe des Todes im Muskelsysteme nicht wohl vereinbar

scheint), noch weniger aber allerdings ist jene bleibende Erweiterung des Brustkorbes aus der in ihm nach dem Tode zurückgebliebenen Luft erklärbar. Die in Rede stehende Erscheinung möchte daher wohl allein Folge jener Einwirkung seyn, welche während des Lebens die Organe des Athmens auf die Bildung des Brustkorbes äußern, und deren Spuren in den letztern unmöglich im Tode verschwinden können. — Die Ursachen des Todes der Frucht wirken entweder mittelbar durch die Mutter, oder unmittelbar auf die Frucht. Langsam, aber anhaltend einwirkende schädliche Einflüsse treffen zunächst nachtheiliger die Mutter, heftig, aber kurze Zeit wirkende mehr unmittelbar die Frucht, falls nicht in beiden Fällen die Heftigkeit der Einwirkung ein gewisses mittleres Maas überschreitet. Ein Kind, dessen Mutter unmittelbar vor der Entbindung eine große Gabe Mohnsaft genommen hatte, wurde in einem Zustande von Betäubung geboren, dem heftige Krämpfe folgten, woraus — wohl nicht mit Unrecht — auf die Möglichkeit geschlossen wird, durch einige Gifte den Fruchtmord, ohne besondern Nachtheil für die Mutter, zu bewirken. — Der Abgang des Fruchtwassers einige Zeit vor der Geburt darf nicht als Todesursache angesehen werden, weil unter übrigens günstigen Umständen die nöthige amnische Feuchtigkeit sich wieder von Neuem erzeugt. Von Knoten der Nabelschnur unterscheidet der Vf. zwey Arten, von denen gerade die oft beobachtete und nicht selten gefürchtete, bey welcher der lockere Knoten die Gefäße an der eingeschnürten Stelle unverändert läßt, nicht einmal während der Geburt selbst Gefahr bringt. Kopfverletzungen der Frucht, welche Folge einer auf den Bauch der Mutter einwirkenden mechanischen Gewalt sind, hat man nach unserm Vf. seltener(?) dieser Gewalt selbst, als vielmehr dem durch sie bewirkten Stofs der Frucht gegen die Beckenknochen zuzuschreiben. Die Frage, ob auch elektrische Erschütterungen, auf gleiche Weise angewandt, den Tod der Frucht allein zur Folge haben können, finden wir hierbey unerwähnt, auch ist wohl noch die mögliche Tödtung der Frucht durch großen Säfte-Verlust, anhaltendes Fasten und heftige Leidenschaften der Mutter in Betracht zu ziehen; dagegen bestimmt der Vf. desto genauer die Bedingungen, unter welchen jene berüchtigte, nach Ovid bey den Römern herrschende Tödtungsart menschlicher Früchte allerdings recht wohl denkbar ist. Vierzehntes Kap. *Von den Merkmalen und Kennzeichen, woran man erkennen kann, daß ein Neugeborenes vor der Geburt gestorben sey* (S. 66). Was uns der Vf. von seinen über die Fäulniß angestellten Beobachtungen und Versuchen mittheilt, ist sehr beachtenswerth und verdient mit „E. W. Güntz: Der Leichnam des Menschen u. s. w. 1827.“ verglichen zu werden. Als Ergebnis wird S. 100 angeführt, daß die Lungen einer Frucht, in ihrer Höhle eingeschlossen, später faulen, als die übrigen Eingeweide.

*) Die Anzeige des kürzlich erschienenen fünften Theils wird von demselben geehrten Mitarbeiter nächstens geliefert werden.

geweide, aber dadurch nicht immer schwammfähig werden, und daß dagegen Lungen, die schon gesthmet haben, durch die höhern Grade der Fäulnis, bey der die Luft ausgestossen wird, und die Luftezellen zusammenfallen, in der That um Vieles specifisch schwerer werden, als sie im frischen Zustande sind. *Fünfzehntes Kap. Von dem Leben und Tode der Frucht in der Geburt, von den Ursachen des Letztern und seinen Merkmalen an Neugeborenen* (S. 118). Sehr genau werden hier die Fälle in Betracht gezogen, in welchen eine Frucht durch das plötzliche Hervorschiesßen aus den Geburtstheilen und den Fall auf einen harten Körper Kopfverletzungen erleiden kann. Sie können sich, nach Hn. M., gerade bey Erstgebährenden am ehesten ereignen, weil bey diesen die Zusammenziehungen des Fruchthälters in der Regel am kräftigsten sind und die Enge der äußern Geschlechtstheile zwar anfänglich eine Zögerung, aber gerade durch diese zuletzt eine Beschleunigung der Geburt und ein nur um so plötzlicheres Hervorschiesßen der Frucht veranlaßt. Bey großer Weite des Beckens und Schlaffheit der Geschlechtstheile wird die aus denselben hervortretende Frucht dem Gesetze der eignen Schwere folgen, ehe der Fruchthälter sich auch nur bis zur Hälfte zusammenziehen konnte; daraus aber wird dem Gebornen nur dann Nachtheil erwachsen, wenn die Stellung der Gebärenden — ohne Hindernis von Seiten der Nabelschnur — einen so tiefen Fall der Frucht auf harten Boden zuläßt, daß die Verletzung derselben Folge seiner eignen Schwere ist. (Doch wird nothwendig auch bey einer andern Stellung der Gebärenden das plötzliche Hervorschiesßen der Frucht aus weiten Geburtstheilen eine um so größere Gefahr bringen, je verletzender die Beschaffenheit der Körper ist, gegen welche die Frucht geschleudert wird.) Wird in solchen Fällen der Mutterkuchen mit hervorgezogen, oder gar der umgestülpte Fruchthälter, oder zerreißt dabey die doch einigermaßen dehnbare Nabelschnur, so mindert dieß Alles die Heftigkeit des Falles der Frucht bedeutend; endlich ist bey diesem auch noch zu berücksichtigen, welcher Theil des Kopfes gegen den Boden gestoßen wird (gewöhnlich ist dieß, nach dem Vf., eines der Seitenwandbeine, namentlich das linke). Die hiernächst folgende genaue Angabe der Zeichen, an denen die nach der Geburt zufällig oder absichtlich zugefügten Verletzungen eines Kindes von denen unterschieden werden können, welche Folge der Entbindung sind, ist um so schätzbarer, als der Gegenstand in dem Umfange, in dem es hier geschieht, bisher noch nicht gewürdigt worden ist. *Sechszehntes Kap. Von mehreren zugleich in der Gebärmutter vorhandenen Früchten* (S. 190). Siebenlinge läßt der Vf. noch als möglich gelten. Als ein beynahe erwiesenes Naturgesetz wird angeführt, daß die Schwere einer Mehrzahl von Früchten das Gewicht, welches möglicherweise eine starke Frucht haben kann, nicht übertrifft.

Von dem vierten Abschnitte, welcher dem Neugeborenen gewidmet ist, betrachtet das *siebenzehnte* Kap.

ebendenselben im Allgemeinen (S. 198), und gleich hier stoßen wir auf eine sehr glückliche und brauchbare Bestimmung eines bisher noch ziemlich schwankenden Begriffs: Mit Recht wird nämlich gerügt, daß man unter einem Neugeborenen nur ein neugebornes Kind verstehe, und die Gesetze diesen Begriff von dem Zeitraume abhängig machen, der seit der Geburt verlossen ist. Richtiger ist es, mit dem Namen „Neugeborner“ jedes vom menschlichen Weibe Geborne (wahre oder falsche Frucht, oder Kind) zu nennen, dem noch die Merkmale der eben beendigten Geburt anhängen. Das Neugeborne steht zwischen der Frucht und dem Kinde in der Mitte. *Achtzehntes Kap. Von den falschen Früchten oder Mondkälbern* (S. 201). Im Allgemeinen wird hier angenommen, daß — abgerechnet die Fälle von Molen, an denen noch Reste einer Nabelschnur befindlich sind, oder die unverkennbar solche Fruchtheile enthalten, die einer oder einigen gleich alten Früchten angehört haben können, oder die wahre Früchte einschließen, oder selbst nichts weiter, als mißgestaltete Früchte sind — aus der Geburt einer Mola wenig auf vorhergegangene Befruchtung zu schließen ist. Rec. pflichtet dieser Ansicht vollkommen bey und ist geneigt, selbst den Schluß für nicht untrüglich zu halten, den man aus einer wirkliche Theile einer Frucht enthaltenden Mola auf vorangegangene Befruchtung machen zu können glaubt; wenigstens würde es nach einer Menge bekannter sicherer Beobachtungen nothwendig seyn, die Fruchtheile namentlich zu bestimmen, denen man in der genannten Beziehung Beweiskraft beylegen wollte, nachdem im Allgemeinen es keinem Zweifel mehr unterworfen zu seyn scheint, daß wie Treviranus (Biologie III, 307) sich ausdrückt, „zwar nicht vollständige Früchte, aber doch Bruchstücke eines lebenden Ganzen, sich sogar bey dem Menschen ohne Befruchtung bilden können“, und weil die Trügllichkeit des Maassstabes, den wir von dem bisher Beobachteten hernehmen, um das Mögliche zu beurtheilen, immer noch nur zu sehr wahrscheinlich bleibt. Wenn es S. 208 „unbezweifelt gewiß“ genannt wird, daß Selbstbefleckung die Erzeugung von Molen veranlassen kann: so heißt dieß vielleicht, genau genommen, zu viel gewagt, doch sprechen für jene Behauptung Bohn's zugleich physiologische Gründe und manche Thatsachen so laut, daß man ihr die höchste Wahrscheinlichkeit wohl nicht absprechen kann, obgleich Bohn an der bekannten Stelle seines *Circulus anat. phys.* von einem „*ovulum ad uterum provocatum*“, also doch wohl von dem spricht, was wir Zeugungsmole zu nennen und als Beweis erfolgter Befruchtung anzusehen pflegen. *Neunzehntes Kap. Von den reifen neugeborenen Früchten* (S. 210). Unter den Ursachen, welche durch Verhinderung vollkommenen Athmens den Tod der neugeborenen Frucht herbeyführen, ist nach dem Vf. der Umschlingung der Nabelschnur um den Hals wenig Gewicht beyzulegen, weil ohne Gefahr eine solche Frucht das Athmen eine Zeitlang entbehren kann. Erwürgung durch die Nabelschnur ist in diesem Falle nur denkbar, wenn das Kind schon vor der Geburt zu athmen anfang und wäh-

während dem Durchgange durchs Becken die Fortsetzung des Athemholens durch die Nabelschnur gehindert wurde; ein Fall, der von vorsätzlicher Erwürgung bisweilen kaum zu unterscheiden seyn möchte, obwohl bey dieser die Sugillation einen Kreis zu bilden pflegt, während bey Erdrüsselung durch den Nabelstrang die Enden des blauen oder rothen am Halse wahrnehmbaren Streifes aus einander weichen (ein Merkmal, worauf indess Hr. M. selbst, und gewiß mit größtem Rechte, so wenig Gewicht zu legen scheint, als auf *Ploucquet's* Ungleichförmigkeit der Sugillation, als Zeichen vorsätzlicher Erwürgung, gelegt werden darf. S. *A. Meckel's* Lehrb. der ger. Med. S. 386 fg.) Die Möglichkeit der Verblutung einer Frucht aus der Nabelschnur wird vom Vf. insbesondere durch einen Fall erwiesen, in welchem die Nabelschnur 11 Zoll vom Unterleibe abgerissen und die Geburt im November in einem ungeheizten Zimmer vorgefallen war; höhere Grade der Kälte hindern indess die weitere Ergießung des gerinnenden Blutes. Selten soll auch Verblutung erfolgen, wenn die Nabelschnur aus dem Nabel selbst herausgerissen ist. Unter die Zeichen dieser Verblutung wird auch ungewöhnliche Welkheit der Leiche gerechnet; eine Beschaffenheit, die in einem gewissen Grade allerdings durch die Verblutung bedingt wird, die aber, wenn sie diesen übertrifft, ihre ganze Bedeutung verliert, indem, wie schon *Henke* bemerkt, Welkheit der Leiche und Eingeschrumpftheit der Nabelschnur Folge eines Blutmangels seyn können, der schon vorder Geburt Statt gefunden hatte. *Zwanzigstes Kap. Von den neugeborenen mißgebildeten Früchten* (S. 232). Es ist hier nur von den *Mißgeburten* d. h. solchen Früchten die Rede, deren Bildungsfehler den Uebertritt in die Kindheit hindern, und von denen der Vf. die *Mißgestalten* als solche Früchte unterscheidet, bey denen jene Fehler diesen Uebergang nicht hindern. Es wird getadelt, daß man bey Beurtheilung der einer mißgebildeten Frucht zukommenden Rechte vorzugsweise den Kopf der Frucht berücksichtigt, da weit eher die Athmungswerkzeuge diese Rechte bestimmen könnten, und da der Schluß aus der Bildung des Schädels auf geistiges Vermögen ein ganz falscher sey. *Ein und zwanzigstes Kap. Von den neugeborenen Kindern im Allgemeinen* (S. 237). Sie verdienen diesen Namen so lange, bis der Nabel vollkommen verheilt ist. *Zwey u. zwanzigstes Kap. Von dem Leben, dem Scheintode und dem Tode neugeborner Kinder und der bey ihnen vorkommenden verschiedenen Todesarten* (S. 241). Nach einer nähern Betrachtung der Lebensäußerungen neugeborner Kinder werden drey Gattungen des Scheintodes Neugeborner unterschieden. Die erste hat in unterdrücktem Athemholen ihren Grund, die zweyte beruht auf gehinderter Bewegung des Herzens und der Gefäße, und wird meistens durch Verblutung aus der Nabelschnur, seltener durch anhaltende Einwirkung der

Kälte veranlaßt. Die dritte, hervorgehend aus einer Lähmung der sensibeln Sphäre und meistens bey dem beiden andern Gattungen mitwirkend, möchte unmittelbar nur durch den Druck auf den Kopf des Neugebornen bewirkt werden. Der wirkliche Tod desselben ist entweder die Folge des Mangels innerer oder äußerer Lebensbedingungen, oder die Wirkung unmittelbar tödtender Einflüsse. Mit allem Rechte wird bemerkt, daß man nur mit einem falschen Scheine von Wahrheit behaupten könne, daß die letztern Todesarten sich bey Kindern wie bey Erwachsenen verhielten, und unsern Dank verdient der Vf., daß er alle diese Todesarten so ausführlich mit Berücksichtigung des kindlichen Organismus erörtert hat; doch bleibt es eine unangenehme, wenn auch unvermeidliche Folge der vom Vf. gewählten Eintheilung, daß das gegenwärtige Kapitel eine genaue Angabe derjenigen Veränderungen enthält, die wir an den Leichen erstickter *Erwachsener* wahrnehmen; ein Gegenstand, der nur der Vergleichung wegen hier eine Stelle finden konnte. Als Bedingungen der Möglichkeit einer Verblutung aus der Nabelschnur werden nur vier angeführt: Mangel einer hinreichend festen Unterbindung der Nabelschnur, frische Beschaffenheit derselben, Mangel der Respiration, Verschliefung der Lungenschlagader. Was man sonst noch zu jenen Bedingungen gerechnet hat, ist nach S. 288 für nicht zureichend und nicht für unumgänglich nöthig zu halten, wenn es auch die Verblutung erleichtert. (Rec. erlaubt sich hierbey die Bemerkung, daß man auch wohl von den genannten Bedingungen, die erste abgerechnet, mehr nicht behaupten darf, denn bey bereits eingetretener Respiration und gequetschtem Nabelstrange bleibt die Verblutung aus demselben noch immer möglich.) Der Vf. selbst hält diese Verblutung bey bereits eingetretenem Athmen namentlich dann für möglich, wenn entweder die Lungenschlagader verengt oder verschlossen ist, oder die Nabelschlagader aus der Aorta entspringt. S. 315 werden die bis jetzt noch sehr wenig berücksichtigten Vergiftungen neugeborner Kinder einer Erörterung unterworfen. Die Leichen der durch narkotische Gifte getödteten Kinder zeigen weniger auffallende Erscheinungen, als die Leichen auf gleiche Weise getödteter Erwachsener, weil Kinder den größten Theil des meistens ohnehin in geringerer Menge genossenen Giftes bald wieder von sich geben und an Lähmung sterben, ehe anderweitige Zufälle der Vergiftung eintreten können. In freyer Luft liegende Leichen von Thieren, die durch Arsenik getödtet worden waren, gingen sehr schnell in Fäulniß über. (Rec. war Augenzeuge der bekannten, von *Kelch* über die mumienartige Eintrocknung solcher *vergrabenen* Leichen gemachten Versuche, und glaubt, daß sie, verglichen mit den Beobachtungen *Welper's*, *Pfaff's* u. A., schon jetzt diejenige Anwendung in der ger. Med. verstatten, welche *Henke* in seinem Lehrb. §. 666. davon gemacht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1830.

MEDICIN.

LEIPZIG, in der Dyk. Buchh.: *Ausführliches Handbuch der gerichtlichen Medicin u. s. w. Dritter und vierter Theil.* Von L. J. C. Mende u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Drey und zwanzigstes Kapitel. *Von den mißgebildeten neugeborenen Kindern* (S. 821). Dafs man den Charakter der Menschheit vorzugsweise im Schädel ausgedrückt findet, wird, wie schon gesagt, vom Hn. Vf. getadelt, weil überhaupt vom menschlichen Weibe nur menschliches geboren werde, weil die Cretins, ungeachtet einer guten Bildung des Kopfes, blödsinnig seyen, und manche Einzelne der äthiopischen Rasse bey einer affenartigen Bildung des Schädels der Vernunftentwicklung vollkommen fähig seyen. Man kann diels alles nicht in Abrede stellen, denn wenn es gleich bekannt ist, dafs die höheren Grade des Cretinismus z. B. sich allerdings in der Schädelbildung aussprechen: so mufs man doch einräumen, dafs uns die Bedingungen, unter denen die Schädelbildung einen gewissen nothwendigen Einflufs auf die Operationen der Seele äufsert, noch so gut, als gänzlich, unbekannt sind. Dagegen scheint es uns, es sey jene hier bestrittene Annahme nichts eben eine sehr folgenreiche zu nennen, nämlich nicht für den in Rede stehenden Gegenstand. Der Vf. giebt selbst an, dafs die Rechtsgelehrten allen mißgebildeten Kindern, deren Kopf eine menschliche Form hat, alle Rechte des Menschen, selbst das Erbrecht, zugestehen. Da nun Thierköpfe auf Menschenleibern zu den Mährchen gehören, Acephali nicht lebensfähig sind, und Mißbildungen einzelner Theile, selbst des Gesichts und Schädels keines Rechtes verlustig machen: so sehen wir nicht deutlich ein, welcher Schaden aus jener Ansicht der Rechtsgelehrten erwächst. Gewifs wird kein Staat den von Gruner gemachten Vorschlag absichtlicher Tödtung doppelter Mißgeburten befolgt wissen wollen und was die Taufe anbelangt: so scheint es uns am gerathensten, die Entscheidung über Tauffähigkeit entweder den Theologen oder der Zeit zu überlassen. Mißgeburten mit zwey Leibern und einem Kopfe und jene von zwey Köpfen auf einem Leibe leugnet der Vf. als bereits wirklich vorgekommene. *Vier und zwanzigstes Kapitel.* Von *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1830.

den *Eigenthümlichkeiten, welche die Leiche eines neugeborenen Kindes darbietet* (S. 854), und *fünf und zwanzigstes Kapitel.* *Von den Mitteln, durch welche die unter verschiedenen Umständen und Verhältnissen an der Leiche eines neugeborenen Kindes vorkommenden Eigenthümlichkeiten in Beziehung auf rechtliche Zwecke zu entdecken sind* (S. 414). Nur um Raum für noch Wichtigeres zu sparen wenden wir uns von diesen beiden vortrefflich ausgearbeiteten Kapiteln sogleich zu den beiden folgenden Kapiteln, deren Gegenstand die *Athem- und Lungenprobe* (S. 475), und die *Harnblasen- und Kindespechprobe* (S. 518) ist. Eine genaue Angabe und strenge Kritik der verschiedenen bekannten Lungenproben führt den Vf. zu dem Ergebnisse, „dafs keine der bis jetzt angestellten Lungenproben dem dafür aufgestellten Begriffe entspricht, dafs der Begriff davon weniger enthält, als durch sie bezweckt wird, und dafs daher die angenommene Möglichkeit, den bey ihnen beabsichtigten Zweck zu erreichen, auf Voraussetzungen beruht, die theils in ihrer Beschaffenheit nicht begründet, theils aber überhaupt falsch sind.“ Sehr gründlich wird hier auch die von der höchsten preussischen Medicinal-Behörde ausgesprochene Behauptung gewürdigt, dafs nämlich das Athmen im Mutterleibe sich nur unter selten vorkommenden Umständen ereigne, die immer eine zögernde Geburt und Manualhilfe bedingen, niemals aber bey verheimlichten Geburten, welche rasch und ohne Hilfe geschähen, bey denen also das Leben des Kindes immer als ein Leben nach der Geburt anzusehen sey. Wie diese Behauptung als eine durch die Erfahrung keinesweges bestätigte dargestellt wird: so zeigt auch der Vf. unwidersprechlich, dafs der Grund, auf welchem die *Born'sche Lungenprobe* ruht (*Wildberg's* wird hierbey nicht erwähnt), ein mehr als lockerer ist. — Uebrigens verlangt er, dafs die Lungenprobe noch so lange angestellt werde, als die gegenwärtige Gesetzgebung in Betreff des Kindermordes bestehen, in jedem einzelnen Falle aber soll der Gerichtsarzt zugleich auf die Unsicherheit der Lungenprobe aufmerksam machen, die auch im günstigsten Falle nicht wohl als unbedingter Beweis des Todes eines Kindes vor oder nach der Geburt angesehen werden darf.

Der *fünfte Abschnitt* macht von der Lehre vom Zustande der reifen Frucht und des Neugeborenen Anwendung auf das Recht. Nachdem in allgemeinen Bemerkungen der Widerspruch angedeutet.

worden ist, in dem sich in dieser Hinsicht das Privatrecht und das peinliche Recht befinden, handelt das *neun und zwanzigste* Kapitel von der Anwendung jener Lehre auf das *Privatrecht* (S. 519), das *dreysigste* aber beutzt diese Lehre zur *Prüfung der gegenwärtigen peinlichen Gesetzgebung* (S. 537). Der Vf. fragt (in Beziehung auf die preuß. Rechtspflege), ob die als Vergehen angesehene Unterlassung (der Anzeige der Schwangerschaft und Geburt) immer als Vergehen, die eine rechtliche Strafe nach sich ziehen können, angesehen werden dürfe, ob sie, als Vergehen betrachtet, in das richtige Verhältniß gestellt ist, und ob das eigentliche Verbrechen, um dessen willen jene Unterlassung in die Reihe der Vergehen gesetzt wird, dabey nach allen Umständen gehörig berücksichtigt worden ist. Die hierauf folgende gründliche Untersuchung ergibt, daß dieß durchaus der Fall *nicht* ist, und S. 553 ff. wird eben so überzeugend dargethan, wie gering die Uebereinstimmung ist, in welcher hinsichtlich dieser Gegenstände das allgem. Landrecht und die preuß. Criminal-Ordnung stehen. Nicht weniger einsehtsvoll werden im Folgenden die hieher gehörigen Abschnitte der österreichischen und bairischen Gesetzgebung näher beleuchtet, und die Bemerkung des Vfs., daß die österreichische Gesetzgebung das Verbrechen des Kindermordes offenbar mit milderem Auge betrachtet, als die preussische, *ohne daß jene Milde dieses Verbrechen häufiger machte*, ist gewiß allein schon sehr beachtungswerth. Das *ein und dreysigste* Kapitel beantwortet die Frage: *Wie können die Gesetze über die rechtlichen Verhältnisse eines Neugeborenen und über den Frucht- und Kindes-Mord mit der Natur in Uebereinstimmung gebracht werden* (S. 579), worauf in den beiden letzten Kapiteln dieses Bandes die Lehre von der reifen Frucht und dem Neugeborenen auf die *bürgerliche* (S. 594), und auf die *peinliche Rechtspflege* (S. 603), angewendet wird. Die vom Vf. gemachten Gesetzesvorschläge stützen sich begreiflicherweise auf seine im Früheren entwickelten Ansichten, und so reich diese an großen Wahrheiten sind: so beachtungswerth wird man jene finden müssen. — Wenn der Vf. die Wirksamkeit der Einbildungskraft der Mutter auf die Bildung der Frucht so groß glaubt, daß er auch den auf diesem Wege bewirkten Uebergang der Bildung der Frucht *aus einer Menschenrasse in die andere* nicht gänzlich leugnet: so bedauert Rec., der von diesem Uebergange kein Beyspiel kennt, daß nicht Thatfachen angeführt sind, welche jener Meinung Gewicht geben könnten. — Bey der Untersuchung der Verletzungen eines todten Neugeborenen (ein Gegenstand, der keinen Zweifel übrig läßt, daß der Gerichtsarzt nicht auf den Leichenbefund beschränkt werden darf, sondern daß er sich von den *Ursachen* der Verletzungen vollständig muß unterrichten können) sind die drey gewöhnlichen Fragen, ob das Kind ein lebensfähiges und gliedmäßiges gewesen, ob es todt oder lebend geboren worden, und ob es eines natürlichen oder gewalt-

samen Todes gestorben sey im Allgemeinen nicht erschöpfend, vielmehr bedarf es hierbey derjenigen näheren Erörterungen und Bestimmungen, welche den Schluß des vorliegenden Bandes ausmachen. — (Für Rechtsgelehrte sey es erlaubt hier noch besonders zu bemerken, daß der Vf. zu unsern geschätztesten Geburtshelfern gehört, und daß der Reichtum seiner Erfahrungen im Gebiete der Entbindungskunde auf seine Bearbeitung der Gegenstände des vorliegenden Bandes den ganzen wohlthätigen Einfluß gehabt hat, den man voraussetzen berechtigt war.)

Der *sechste* Abschnitt betrachtet die *menschliche Entwicklung vom Säuglingsalter bis zur Geschlechtsreife in rechtlicher Hinsicht und in besonderer Beziehung auf den im Rechte bestimmten Zustand der Minderjährigkeit*. Die beiden ersten Kapitel erörtern die *Verhältnisse der Minderjährigkeit*, so wie sie durch ältere und neuere Gesetzgebung festgestellt sind, und den *Einfluß der gerichtlichen Medicin auf diese Feststellung* (S. 1). Wie wichtig dieser Einfluß seyn könnte und sollte, geht — um nur Eines zu erwähnen — daraus deutlich hervor, daß er an *festen* gesetzlichen Bestimmungen, die zur Entscheidung der — doch wohl nur von Aerzten zu beantwortenden — Frage „über das Erfüllen des Alters durch die Bosheit minderjähriger Verbrecher“ dienen könnten, noch gänzlich mangelt, Alles der richterlichen Willkür überlassen bleibt. — Allgemeinen Bemerkungen über die *Kindheit* (S. 11) folgt das *sieben und dreysigste* Kapitel: *Von dem Säuglingsalter und seinen Merkmalen* (S. 46). Es ist, wie die beiden folgenden: *Von dem, was in der Leiche von Säuglingen Ausgezeichnetes und zur Ausmittlung ihres Alters dienliches gefunden wird* (S. 46) und *von den Knochen des Säuglings* (S. 68) von ausgezeichnetem Werthe, nicht bloß für die gerichtliche Medicin — obgleich im Gebiete derselben jene Gegenstände noch nie eine solche Bearbeitung gefunden haben — sondern auch schon an und für sich in rein physiologischer Beziehung, z. B. die Bemerkungen (S. 26) über die Sinnenorgane, die Brust des Säuglings. Die im Nächstfolgenden mitgetheilten Ergebnisse zahlreicher Messungen, durch welche der Vf. die Größen-Verhältnisse des Säuglings-Skeletts zu bestimmen bemüht gewesen ist, verlieren für den, der sie verständig zu benutzen weiß, dadurch nichts von ihrem Werthe, daß sie nur mit Berücksichtigung des frischen oder fauligen Zustandes einer Säuglings-Leiche anwendbar sind. Wenn aber der würdige Vf. bemerkt, daß er den Brustkorb zarter Säuglinge nicht weiter fand, als er bey der Frucht zu seyn pflegt: so möchte Rec. darin keinen Beweis finden, daß wirklich die allmähliche Erweiterung des Brustkorbes nur den weichen Theilen und vorzüglich der Muskel-Thätigkeit zuzuschreiben sey, oder vielmehr diese Annahme erklärt uns jene Erscheinung nicht, da jene Muskeln vom Augenblicke der ersten Inspiration an in Thätigkeit sind. Ueber das Verhältniß des Oberarms zum Un-

Unterarm mit der Hand wird bemerkt, daß jener sich zu diesem verhalte bey dem Neugeborenen = 27:51, bey dem Säuglinge im fünften Monat = 33:57, bey dem sechsmonatlichen = 35:57, im achten Monate = 36:60, und am Schlusse des ersten Jahres = 38:58. (Diese Verhältnisse, auf die man bisher noch sehr wenig geachtet hat, können indeß auch nur als mittlere dienen.) Das vierzigste Kapitel: *Von dem Kinde überhaupt und von den Eigenthümlichkeiten seiner körperlichen Bildung insbesondere* (S. 92), enthält eine ins Kleinste eingehende Schilderung der Veränderungen, welche der Körper im Kindesalter von Jahr zu Jahr erleidet, namentlich wieder die Ergebnisse genauer Messungen, welche zur Bestimmung der Größen-Verhältnisse der Theile angestellt wurden. Unbedingt kann Alles hier Gesagte der Gerichtsarzt freylich nicht benutzen, doch wird es ihm immer als Richtschnur bey seiner Beurtheilung concreter Fälle sehr brauchbar seyn, und nicht genug kann die Sorgfalt gerühmt werden, mit welcher hier alle diese Gegenstände abgehandelt sind. Ein und vierzigstes Kapitel. *Von den die Eigenthümlichkeit eines Kindes in rechtlicher Beziehung bezeichnenden, leiblichen und geistigen Verrichtungen* (S. 121). Habsucht, Zorn, und Eigenwillen sind als der kindlichen Natur eigenthümlich angehörig zu betrachten, und der Erwachsene, den der sinnliche Trieb zu Verbrechen fortreißt, ist demnach auf einer niedrigeren Bildungstufe stehen geblieben. Die Frage, ob bey Verbrechen, zumal fleischlichen, die von frühe gereiften Kindern begangen werden, Zurechnung Statt finde, wird verneint. *Zwey und vierzigstes Kapitel. Von dem Knaben- und Mädchen-Alter und von seinen Eigenthümlichkeiten* (S. 135). Die ersten Spuren solcher Beurtheilungen, die über persönliche Empfindungen hinausgehen, zeigen sich in der Regel früher bey Mädchen, als bey Knaben. Da die Gesetze die der Mannbarkeit nahe Stehenden mehr nach dem Rechte der Mündigen, als der Kinder, behandeln: so zeigt der Vf., daß erhöhte körperliche Ausbildung die geistigen Eigenthümlichkeiten dieses Alters nicht verdränge, daß auch bey den, wie man glaubt, geistig früh reifen, Kindern nur eine *ungleichmäßige* Entwicklung der Seelenkräfte Statt finde, und daß also die, diesem Allem widerstehenden, aber herrschenden Rechtsgrundsätze um so weniger zu billigen seyn, als sie nur im peinlichen Rechte gelten. Welche Rolle bey der sogenannten, das Alter übersteigenden, Bosheit (ein Begriff, der gänzlich verworfen wird) der Temperaments-Unterschiede spiele, wird noch am Schlusse dieses fruchtbaren Kapitels besonders auseinander gesetzt. Das drey und vierzigste Kapitel betrachtet den *Jüngling und die Jungfrau in rechtlicher Beziehung* (S. 161), doch geht dieser Betrachtung eine Schilderung des diesem Alter zukommenden physischen und psychischen Zustandes voran. Hinsichtlich des ersteren zählt der Vf. mit gewohnter Genauigkeit und Vollständigkeit die Ver-

änderungen auf, welche der Körper im Jünglings-Alter erleidet. Bey der Bemerkung, daß die Stelle des Monatsflusses bisweilen durch periodisches Anschwellen der Gefäße des Fruchthalters ersetzt wird: erwähnt Hr. M. einer ihm bekannten Schwedin, die, ohne je menstruiert zu seyn, vier Kinder gebahr. (Erfahrungsgemäß kann nicht bloß der Monatsfluß, sondern auch diese periodische Anschwellung der Uterin-Gefäße, unbeschadet der Gesundheit, in seltenen Fällen fehlen, oder giebt sich wenigstens, durch keine der sie gewöhnlich bezeichnenden Erscheinungen zu erkennen. Ein Seitenstück zu der Beobachtung des Vfs. hat übrigens *Mongiardini* geliefert, s. *Harles und Ritter, neues Journal der ausländischen chirurgischen Literatur*, V. Bd. 2. St.) Noch interessanter war dem Rec. die hiernächst folgende Erörterung der psychischen Eigenthümlichkeiten des Jünglings-Alters. Von eigentlicher Zurechnung kann in diesem Alter noch nicht die Rede seyn. Vergehungen sind von denen der Erwachsenen nicht bloß dem Grade, auch der Art und dem Wesen nach verschieden zu halten, und die gesetzliche Abmündung darf nichts als Besserung bezwecken. Die sogenannte Feuerlust junger Leute will der Vf. nicht als eigne Entwicklungs-Krankheit angesehen wissen, betrachtet sie aber doch auch als „*unwiderstehlichen Trieb*“ sich durch etwas Außerordentliches von innerem Mißbehagen zu befreien. Die Möglichkeit einer solchen Verderbtheit junger Leute, welche vieljähriges, wenn nicht lebenswieriges, Gefängniß nöthig macht, wird nur in dem Falle zugestanden, wenn für die sittliche Ausbildung solcher junger Verbrecher gar nichts geschieht. Bey allen Geschlechts-Vergehungen junger Leute aber hat man zu erwägen, daß die Zeichen der Geschlechtsreife nur insofern hierbey Bedeutung haben, als sie mit der ganzen übrigen Entwicklung übereinstimmen, und daß die, zumal gesetzwidrige, Ausübung der Geschlechtsverrichtungen nicht auf vollkommene menschliche Reife zu schließen erlaubt. *Vier und vierzigstes Kapitel. Von dem Verhältnisse dieser Entwicklungs-Perioden zu dem Alter* (S. 200). Die frühere Geschlechtsreife des Weibes macht dasselbe nicht früher zurechnungsfähig, und in Beziehung auf verheimlichte Schwangerschaft und Geburt, Fruchtabtreibung und Kindesmord sollte wenigstens bis zum zwanzigsten Jahre auf das Alter besondere Rücksicht genommen werden. — Möchten aus den scharfsinnigen und vollkommen einleuchtenden Erörterungen unseres Verfassers die Rechtsgelehrten unter den Lesern sich überzeugen, daß, wenn ein großer Theil der Aerzte über Vergehungen, besonders peinliche, mild zu urtheilen geneigt ist, dieser Milde etwas Besseres zum Grunde liegt, als das Bestreben, der Gerechtigkeit die ihr verfallenen Opfer zu entreißen und die Medicin einen unverdienten Triumph feyern zu lassen.

Der Gegenstand des *siebenten* Abschnittes ist *die Geschlechtsreife und die davon abhängigen natürlichen Geschlechts-Zustände und Geschlechts-Verhält-*

hältnisse als die Grundlagen der rechtlichen. Nachdem im fünf und vierzigsten Kapitel, von der Geschlechtsreife überhaupt und ihrem Verhältnisse zur Volljährigkeit (S. 212), die Beziehungen der gerichtlichen Medicin zu diesem Gegenstande näher dargethan worden sind: handelt das hierauf folgende von der die Geschlechtsreife bezeichnenden Beschaffenheit des Körpers, und besonders der Geschlechtstheile bei beiden Geschlechtern (S. 216). Aus der in diesem Kapitel gelieferten sehr guten Vergleichung der Geschlechter heben wir zweyerley aus: die Erwähnung eines merkwürdigen anatomischen Präparates, der Geschlechtstheile eines Mädchens, welche ihre Harnröhre durch Selbstbefleckung, bey der sie sich dieses Organs statt der Scheide bedient, dergestalt ausgedehnt hatte, daß es den Eingang in die Scheide an Weite übertraf, und die Behauptung, daß die myrthenförmigen Warzen nicht Ueberreste des Hymens, sondern entweder Hautfalten oder Schleimbälge sind, die sich hinter dem Hymen befinden und bey Jungfrauen sehr klein sind. Sollte wirklich dieser Umstand selbst einem Burdach (siehe dessen *Physiol. als Erfahrungswiss.* I, 448) haben entgehen können? Sieben und vierzigstes Kapitel. Von der Verschiedenheit der nach außen gerichteten Thätigkeit des Mannes und des Weibes außer den Geschlechtsverrichtungen, in rechtlicher Beziehung (S. 166). In dieser trefflichen Schilderung des geistigen Lebens der Geschlechter wird mit überzeugenden Gründen dargethan, daß die Zurechnungsfähigkeit bey Männern größer ist, als bey Frauen, und daß dieß auch in Bezug auf die Mehrzahl der Fälle von denjenigen Vergehungen gilt, rücksichtlich deren man dem weiblichen Geschlechte eine größere Zurechnungsfähigkeit hat beymessen wollen: Geschlechtsvergehungen aller Art, Diebstahl, Todschatz (der sehr selten von Frauen verübt wird) und Mord. Indefs scheint es dem Rec., es habe der Vf. bey diesen Erörterungen den Mann nicht ganz mit Recht aus dem Auge verloren, denn die Gründe, welche — in der Natur des Menschen liegend — die Zurechnungsfähigkeit vermindern, sind nicht bloß auf Seiten des Weibes gewichtiger, sondern gewiß auch bey beiden Geschlechtern andere, und kann man in der Regel reifere und ernstere Ueberlegung von dem Manne, als von dem Weibe fordern: so bieten dagegen die beiden genannten Lebenssphären, die bey jenem die Geschlechtlichkeit im Hintergrunde halten, weit größere Lockungen zu Verbrechen dar, als bey dem Weibe, Lockungen, welchen die männliche Kraft — weil es oft eben dieser bey dem Verbrechen bedarf — schwerer Widerstand leistet, als die weibliche Schwäche. Wer sollte es übrigens nicht willig unterschreiben, was S. 290 gesagt wird: „Gesetze, welche Männer, die außer der Ehe Kinder gezeugt haben, von der Ver-

bindlichkeit für sie und für die Mutter — zu sorgen, lossprechen, sind naturwidrig, unsittlich, und selbst den Grundätzen einer guten Staatsverwaltung ganz zuwider.“ oder wer sollte es nicht gut heißen, wenn der Vf. rath, die Todesstrafe bey den Frauen abzuschaffen, da sie mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit, als die Männer, gefangen gehalten, mit geringeren Kosten ernährt, und eben so beschäftigt werden können, daß sie sich ihren Unterhalt, wenigstens größtentheils, erwerben. (Besser wäre es freylich, die civilisirten Staaten gingen in der Sache bald noch einen Schritt weiter und erfüllten durch gänzliche Abschaffung der Todesstrafe eine Forderung des unveräußerlichen Menschen-Rechts, die so oft, zumal wieder in den neuesten Zeiten, gleich besonnene, als edelmüthige, Vertheidiger gefunden hat.) Daß „alle öffentlichen, die Geschlechtsehre vernichtenden Strafen zur Verwirrung des Volkes beytragen, davon erhielt vor Kurzem noch Rec. einen merkwürdigen Beweis, indem an seinem Aufenthaltsorte bey einer Pranger-Ausstellung eine hochentzückte Zuschauerin ihre Nachbarin versicherte, es sey ihr das noch lieber, als wenn einer abgethan wird.

(Der Beschlufs folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Die Mumie von Rotterdam.* Novelle in zwey Theilen, von G. Döring 1829. Erster Theil. 310 S. Zweyter Theil. 331 S. 8. (8 Rthlr. 4 gr.)

Die wissenschaftliche Seltsamkeit in *Katzenberger*, der nach Mißgeburten auf die Jagd geht, und in *Sphex*, der einen Kerl mästet, um ihn recht fett zu haben, hat uns Richter kennen gelehrt. Hr. Döring dichtet uns in dem vorliegenden Roman einen Professor vor Augen, der einen ehrlichen mageren holländischen Kaufmann bey lebendigem Leibe stiehlt, um ihn als Mumie zu einer Kostbarkeit seines Museums zu erheben. Es ist in der jetzigen Novellenliteratur Mode, die Helden recht viel Schreckliches erleben zu lassen. Der Vf. der Waverley-Romane, und noch mehr Cooper, haben uns schon daran gewöhnt. Hier fehlt es auch an dergleichen nicht. Eine See- und eine Landschlacht, das Auffliegen eines Schiffs mit Mann und Maus, eine Seelenverkäuferhöhle, Verirrung in meilenweiten unterirdischen Steinbrüchen, Feuersbrunst und Wassersnoth, und zuletzt sogar die Schrecknisse eines Starrkrampfs, — alles dieß ist hier zu finden. Mit Vergnügen aber hat Rec. alles gelesen, und nur die langen Reden und Selbstgespräche des Professors und der Hausjungfer *Philippintje* zuweilen überschlagen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1830.

MEDICIN.

LEHRZIE, in d. Dyk. Buchh.: *Ausführliches Handbuch der gerichtlichen Medicin* u. s. w. Von L. J. C. Mende. Dritter u. vierter Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Acht und vierzigstes Kapitel. Von den Geschlechts-Verrichtungen und von den Ursachen ihrer rechtlichen Wichtigkeit überhaupt, besonders aber von dem Zeugungs-Geschäft (S. 303). Es ist nach dem Vf. ohne Einfluss auf die Empfängniß, ob der Moment der höchsten Extase während dem Beyschlafe bey dem Manne und dem Weibe einer und derselbe ist, oder nicht. In sofern die nach der Empfängniß erfolgende Verschließung des Muttermundes nicht so gleich eine vollständige ist, wird eine Ueberschwängerung um so eher möglich, wenn in Folge früherer Geburten der Muttermund und selbst der Mutterhals schlaff und eingerissen war. Wenn der Vf. behauptet, daß gegenseitige Zuneigung oder Abneigung zweyer den Beyschlaf ausübender Individuen die Empfängniß weder befördere noch hindere: so dürfte er sich hierbey wohl auf die Erfahrung nur in sofern berufen, als sie lehrt, daß jene Gemüthsstimmungen einen unausbleiblichen Einfluss auf die Conception oder das Ausbleiben derselben nicht haben. Aber diesen Einfluss auf die Schwängerung und selbst auf die Anlagen der Frucht überhaupt leugnen wollen, hiesse noch mehr, als die unter andern von v. Walther ausgesprochene Behauptung bestreiten, daß der Zeugungsact ein ganz dem thierischen Magnetismus angehöriger und nur aus diesem erklärbarer Proceß sey; eine Behauptung, in welcher doch wohl immer viel Wahres liegt. Nach den nöthigen allgemeinen Bemerkungen über die Unfähigkeit zur Zeugung, welche dem neun und vierzigsten Kap. (S. 326) einverleibt sind, geht im fünfzigsten der Vf. zu dem unvollkommenen und mangelnden Zeugungs-Vermögen der Männer insbesondere (S. 331) über. In vielen hieher gehörigen Fällen kann der Gerichtsarzt seine Entscheidung nur von der Zeit, dem Erfolge angestellter Heilversuche und wiederholten Untersuchungen abhängig erklären. Ein am Krebse der Ruthe Leidender wurde von Langenbeck operirt, die Hälfte des Penis wurde dabey weggenommen; dennoch zeugte er in einer später geschlossenen Ehe Kinder. Die Zeugungs-

fähigkeit nach der Castration wird (S. 345) ganz richtig noch für so lange fortbestehend erklärt, als Samen vorhanden ist; dabey erinnert aber Rec. an jene Beobachtung Otto's, der in der Leiche eines Mannes, welcher sich ein Jahr vorher selbst castrirt hatte, die Samenbläschen von gewöhnlicher Größe und strotzend von Samen fand. Daß der Samen ohne die prostatistische Feuchtigkeit eine zu kleine und zu leichte Masse bildet, und daß die Wässerigkeit derselben, die oft als Ursache mangelnder Zeugungsfähigkeit angegeben wird, häufig in einer sparsamen Absonderung jener Feuchtigkeit ihren Grund hat, weshalb diese letztere auch nach oft hinter einander wiederholtem Beyschlafe eher fehlen soll, als der Same (S. 347), leuchtet dem Rec. nicht ein, der jener Feuchtigkeit keine andere, als die ihr schon von Graaf, wie von neuern Physiologen angewiesene Bestimmung beymißt, als Vehikel des Samens zu dienen, indem sie ihn verdünnt. Daß der bloße Samendunst zur Zeugung hinreiche, erklärt der Vf. für allen bisherigen Erfahrungen widerstreitend; dagegen hält er die Samenthiere für wesentliche Bestandtheile eines Zeugungs-fähigen Samens, was sie nach Spallanzani's Versuchen wohl nicht seyn dürften. — Unter den Ursachen des im ein und fünfzigsten Kap. näher betrachteten zu starken männlichen Geschlechts-Vermögens (S. 357) wird auch die wärmere Lage der in der Bauchhöhle zurückgebliebenen Hoden und eine größere Zahl derselben gerechnet, doch müsse im letztern Falle jeder einzelne wohlgebildet seyn und durch einen ordentlichen Samenstrang mit den Samenbläschen in Verbindung stehen. Das zwey und fünfzigste Kap. hat das mangelnde Geschlechtsvermögen bey Weibern (des Weibes) zu seinem Gegenstande (S. 366). Allgemeine Ursachen, welche von Seiten des Weibes den Beyschlaf hinderten, wenn ihn der Mann rücksichtslos vollziehen will, giebt es nicht, indess kann diese Rücksichtslosigkeit in der ger. Med. nicht vorausgesetzt werden, und die ger. Med. führt, wie Rec. glaubt, mit Recht besonders Nervenzufälle auf, welche bey manchen Frauen sich bekanntlich bis zur Fallsucht gesteigert haben (Bucholz). Unter den angeführten örtlichen Ursachen des weiblichen Unvermögens zum Beyschlafe vermissen wir die übermäßige Größe der Nymphen und der Clitoris, und besonders alle diejenigen Zufälle, welche durch Erregung des Eekels den Beyschlaf unmöglich machen: anhaltender Blut- oder Schleimfluß der Genita-

nitalien, Ergießung einer scharfen Feuchtigkeit bey dem Beyschlaf u. s. w. S. 373 werden auch psychische Ursachen der Unfruchtbarkeit anerkannt (vergl. S. 324). Interessant sind uns endlich die hier erwähnten Fälle gewesen, in denen Wöchnerinnen geschwängert wurden, noch ehe die Lochien zu fließen ganz aufgehört hatten. *Drey und fünfzigstes Kap. Von dem zu starken und zu schwachen weiblichen Geschlechts-Vermögen* (S. 381). *Vier und fünfzigstes Kap. Von der Zwitterhaftigkeit* (S. 387). — *Fünf und fünfzigstes Kap. Von der durch das höhere Alter herbeigeführten Abnahme und dem Aufhören der Geschlechtsfähigkeit* (S. 403). Der Grundsatz, nach welchem die Menstruation um so früher im Leben verschwindet, je früher sie eingetreten war, bestätigt sich nach Hn. M. nicht in unsern, wohl aber in heißen Klimaten.

Der achte Abschnitt: *Von den Geschlechts-Zuständen und Geschlechts-Verhältnissen unter den Bestimmungen des Rechts*, erörtert im sechs und fünfzigsten Kap. die Frage: *Unter welchen Gesichtspunkten betrachtet das Recht die Geschlechts-Verhältnisse und welche Forderungen macht es darnach, in Beziehung auf sie, an die ger. Med.?* (S. 415) Was der Vf. über Freudenhäuser, Concubinen und morganatische Ehen sagt, leidet keinen Widerspruch, dürfte aber als Gegenstand der medicinischen Polizey nicht hieher gehören. Mit der dem ganzen Werke eigenthümlichen Gründlichkeit werden hierauf im folgenden Kapitel die Merkmale der Jungfrauschaft und des Junggesellentums (S. 420) einer Untersuchung unterworfen, deren Ergebnis die absolute Unsicherheit jener Merkmale durchaus bestätigt. Die Möglichkeit einer Zerreißung des Hymens ohne anderweitige Verletzung in Folge des zufälligen Eindringens eines harten Körpers in die Mutterscheide wird vom Vf. sehr in Zweifel gezogen und gänzlich wird geleugnet, daß diese Zerreißung jemals in Folge eines Falles, oder des weiten Auseinanderziehens der Schenkel, des Reitens u. s. w. eintreten könne; dagegen wird zugestanden, daß das Hymen durch den eindringenden Finger oder einen künstlichen Priap zerstört werden könne. Hr. M. sah übrigens eine, obwohl abweichend gebildete Scheidenklappe auch bey jungen Hündinnen, Katzen, Kälbern, Schweinen u. s. w. Dafs er dem dickern Halse, als Zeichen der verlorenen Jungfrauschaft, keinen Werth beylegt, versteht sich von selbst, doch wird bemerkt, daß selbst der einmal oder zweymal vollzogene Beyschlaf schon einigen Einfluß auf die Dicke des Halses äußere. *Acht und fünfzigstes Kap. Von den gegenseitigen Geschlechts-Verhältnissen in der Ehe* (S. 455). Wenn der Vf. zu den gültigen Ehescheidungs-Gründen die erblichen Krankheiten nur unter großen Einschränkungen gerechnet wissen will, so stimmen wir ihm bey, in sofern die Erblichkeit vieler Krankheiten, die für erbliche gelten, noch keinesweges ausgemacht ist; zweifelhaft aber möchte es seyn, ob auch die Un-

gewißheit des Forterbens mancher entschieden erblichen Krankheit hier überall in Betracht zu ziehen ist; oder ob nicht die Wahrscheinlichkeit des Forterbens hinreichen sollte, namentlich Schwindsüchtigen und Fallsüchtigen, die Ehe nicht zu gestatten. Rec. findet daher den eigentlichen Grund, weshalb das Gesetz dergleichen Beschränkungen sich nicht füglich erlauben kann, darin, daß es die sittliche Freyheit des Menschen ehren muß, wo und so lange sich diels irgend mit dem gemeinen Wohl verträgt. Das neun und fünfzigste Kap. betrifft vorzugsweise die Nothzucht (S. 468), die nach dem Vf. unter folgenden Bedingungen möglich ist: 1) bey einem willenlosen Zustande des Weibes, der herbeigeführt wird a. durch Ueberraschung und Lähmung des Willens, b. durch gänzliche Bewußtlosigkeit, c. durch Berausung oder Betäubung; 2) nach gewaltsamer Aufregung des weiblichen Geschlechtstriebes und dadurch bewirkter Vernichtung der Willensfreyheit a. bey jungen, mit den Geschlechts-Verhältnissen noch ganz unbekannten Mädchen, b. bey reifern Individuen, deren Geschlechtstrieb zuvor durch unwiderstehliche Gewalt rege gemacht wurde; 3) durch bloße Anwendung physischer Gewalt a. eines einzelnen Mannes, b. mehrerer Individuen. — Wenn der Vf. leugnet, daß ein erwachsenes mäßig starkes Frauenzimmer, so lange es sein Bewußtseyn hat und sein Leben nicht bedroht wird, nicht genothzüchtigt werden könne: so scheinen wenigstens die beiden in der Note angeführten Fälle nicht für diese Meinung zu sprechen; denn in dem einen waren wiederholentlich Drohungen gegen das Leben der Frau ausgestoßen worden, die zwar noch eine Zeitlang den Widerstand derselben nicht hinderten, aber doch schwerlich ihren Einfluß auf den Willen der Genothzüchtigten ganz verfehlt haben, und in dem andern Falle war ein erwachsenes Mädchen vor ihrer Nothzüchtigung bis zur Ohnmacht gewürgt worden. Auch bezieht sich Hr. M. selbst bey seiner Behauptung vorzüglich auf die allerdings unleugbare Seltenheit des Falles, in welchem die eine solche Nothzüchtigung begleitenden Umstände dem Weibe eine *ungeschwächte Willenshätigkeit* lassen können; die ausgesprochene Meinung ist also der gewöhnlichen nicht ebenso entgegengesetzt, als sie scheint. Die Elvert'sche Ansicht der Nothzucht finden die Leser auch hier mit den überzeugendsten Gründen vertheidigt, und gewiß ist sehr zu wünschen, daß sie bald auf mehrere Gesetzbücher Einfluß gewinne. Der im Gesetz angenommene Unterschied der versuchten von der vollzogenen Nothzucht wird mit Recht in sofern angefochten, als das bloße Eindringen des Samens in die Schaamspalte zur Schwängerung in manchen Fällen hinreicht, man also ohne Grund das Eindringen der Ruthe in die Scheide als Bedingung der vollzogenen Nothzucht ansieht. Im sechszigsten Kap.: *Von der naturwidrigen Befriedigung des Geschlechtstriebes* (S. 502) ist in Beziehung auf Sodomit die Bemerkung beachtenswerth, daß die weibliche Ziege, die Kuh, das Schaf u. s. w., ehe

ehe sie sich begattet haben, unmittelbar hinter der Oeffnung der Harnröhre von einer eignen Faltenbildung entstehende Verengerung zeigen, die ihrem Zwecke nach mit dem jungfräulichen Hymen vollkommen übereinstimmt, aber durch die vollkommene männliche Beywohnung unfehlbar zerstört wird, und dafs sich dieses Merkmal wohl in gerichtlichen Fällen zweifelhafter Sodomie benutzen lassen könne. Eben so zweckmässig erscheint uns der Rath des Vfs., in solchen Fällen darauf zu sehen, ob vielleicht das gemisbrauchte Thier zur Zeit des vorgeblichen sodomitischen Umgangs trüchtig war, und ob es von der Art ist, welche in diesem Falle die Begattung nicht zuläfst. Im Bejahungsfalle wäre schon hieraus die Unschuld des Angeklagten einleuchtend. Das *ein und sechzigste Kap. Von der Empfängniß und der Schwangerschaft in rechtlicher Beziehung* (S. 617) ist das längste des vorliegenden Bandes. Hr. M. bemerkt, dafs nach seinen Beobachtungen das Ausfließen des Samens aus der Scheide unmittelbar nach dem Beyschlafe als Zeichen der nicht erfolgten Empfängniß angesehen werden könne. Sehr zweckmässig wird für gerichtsärztliche Zwecke die Schwangerschaft in drey Perioden eingetheilt, deren erste von der Empfängniß bis zum äußerlich Sichtbarwerden der Fruchtbewegungen, die zweyte bis zu dem Zeitraume, wo die Geburt keine nothwendige Lebensgefahr für die Frucht mit sich bringt, die dritte aber bis zur völligen Reife reicht. Das meiste Verdienst hat sich aber im gegenwärtigen Kapitel der Vf. nach unserer Meinung dadurch erworben, dafs er das Unrichtige der schon im Fröhern gerügten Voraussetzung der Rechtsgelehrten, jede Schwangere könne nach der dreyßigsten Woche der Schwangerschaft über ihren Zustand im Klaren seyn, aufs Deutlichste nachweist. Dennoch möchte jene Voraussetzung, als für die Mehrzahl der Fälle nicht ungültig, immer nebst den auf sie gegründeten gesetzlichen Verordnungen fortbestehen können, wenn nur in Contraventions-Fällen die Schuld oder Unschuld der Angeklagten zum Gegenstande einer besondern Untersuchung gemacht würde. *Zwey und sechzigstes Kap. Von der Geburt in rechtlicher Beziehung im Allgemeinen* (S. 603). Der Behauptung Henke's, dafs der körperliche Vorgang der Geburt, abgesehen von aller psychischer Reizung, so gut wie andere Nerven-Zufälle, auch eine mehr oder minder dauernde *Verwirrung der Sinne* hervorbringen könne, glaubt der Vf. geradehin widersprechen zu müssen; dieser Zustand von Verwirrung der Sinne, meint er, sey immer in besondern körperlichen oder geistigen Ursachen begründet, die zu dem Geburtsgeschäfte nur zufällig hinzutreten, (Rec. glaubt, dafs man diese Ursachen als vorbereitende, den Act der Geburt aber als veranlassende betrachten kann), auch gehe dieser Wahnsinn nicht so schnell vorüber, als man gemeinlich glaubt. *Drey und sechzigstes Kap. Von der absichtlichen Erregung einer unzeitigen und frühzeitigen Geburt zur Wegschaffung der Leibesfrucht* (S. 652). Dafs es keine absoluten Aber-

tiva irgend einer Art giebt, wird auch von unserm Vf. aufs Ueberzeugendste dargethan. Er sagt unter andern: „Mir sind Fälle bekannt, in denen Schwangere 29 rheinländische Fufs auf harten Boden herabfielen, öfter nach einander 6 Fufs, ja höher herabsprangen, die heftigsten Stöße auf den Bauch bekamen und ihren Leib so zusammenschnürten, dafs die Knochen der Frucht im Mutterleibe gebrochen waren, und die dennoch diese Frucht gehörig austrugen.“ Ebenso versichert Hr. M., dafs er keinen einzigen Fall kenne, in welchem der Mangel an Nahrungsmitteln eine Frühgeburt bewirkt hätte, erinnert daran, wie man früher zur Erleichterung der Geburten Purgiersalze während der ganzen Schwangerschaft angewendet habe, ohne dafs jemals (?) danach ein Mißfall eingetreten wäre u. s. w. Aus dieser Lage der Sache folgert der Vf., dafs die Fruchtabtreibung aus der Reihe der möglichen Verbrechen wegfällt, und dagegen der so oft für Mutter und Kind höchst gefährliche *Versuch* jener Abtreibung als ein Verbrechen eigener Art, für sich allein, ohne Beziehung auf seinen Erfolg, anzusehen ist. Rec. ist gleicher Meinung, was den letztern Umstand betrifft; hinsichtlich des erstern aber glaubt er erinnern zu müssen, dafs es concrete Fälle giebt, in denen die gehörige Berücksichtigung aller Umstände es möglich macht, mit Gewisheit oder doch mit höchster Wahrscheinlichkeit auszumitteln, dafs eine Fehlgeburt eine vorsätzlich veranlafste gewesen, mithin das Verbrechen der Fruchtabtreibung wirklich begangen worden ist. Auch führt der Vf. selbst S. 679 die Merkmale an, welche dieses begangene Verbrechen erkennen lassen. Uebrigens ist dem Rec. (beyläufig gesagt) ein Fall vorgekommen (s. *Hufeland's Journal d. prakt. Heilk.* 1820. May), in welchem ein Mädchen, Jahre lang in verbotenen Umgänge mit einem Manne lebend, allmonatlich während der Menstruation eine Abkochung der Blätter des Sevenbaums zur *Verhinderung der Schwangerschaft* trank, und wirklich, so lange sie diels that, nicht concipirte, aber sehr bald schwanger wurde, nachdem ihr die Gelegenheit zum Genuße jenes Getränks entzogen worden war. Könnte gleich hier das *post hoc ergo propter hoc* möglicherweise, wie so oft, täuschen: so scheint es doch, dafs die gerichtl. Med. auch Fälle dieser Art in Betracht zu ziehen hat. *Vier und sechzigstes Kap. Von den übereilten und von den verzögerten Geburten* (S. 681). Es enthält namentlich auch Bestimmungen über das ursächliche Verhältniß der Spätgeburten, sowohl in Betreff der Mutter, als der Frucht. *Fünf und sechzigstes Kap. Von den Kennzeichen einer vor Kurzem oder schon seit längerer Zeit überstandenen Geburt* (S. 690). Der Vf. bestätigt den Grundsatz, dafs eine vorgefallene Geburt sich um so eher erkennen lasse, je kürzere Zeit seit derselben verflossen ist, aber nur mit Bezug auf eine einzelne bestimmte Geburt. Oft, sagt er, sind die bleibenden Veränderungen nach einer Geburt so beständig, dafs sie nie wieder verschwinden; nicht

weniger oft vermisst man dergleichen bey einer andern aber ganz, und man findet, selbst unmittelbar nachher, keine irgend sichere Merkmale am Körper der Mutter. Rothe oder gelbbraune Streifen am Unterleibe hat der Vf. immer nur in und nach Schwangerschaften wahrgenommen, aber die Abwesenheit dieses Merkmals beweist nichts gegen vorgefallene Geburten. Die dunkle, schwärzliche Farbe der Warzenhöfe bey Frauen, welche geboren und ihr Kind wenigstens eine Zeitlang gestillt haben, wird ein sehr bezeichnendes Merkmal genannt. Unter den Merkmalen, an denen Wöchnerinnen erkennbar sind, ist der eigenthümliche Geruch, den diese zu verbreiten pflegen, nicht aufgeführt, und es ist wohl ein Widerspruch, wenn S. 695 gesagt wird, daß der allgemeine Zustand einer Mutter unmittelbar nach der Geburt eine innere Aufregung verrathe, nachdem S. 620 behauptet worden ist, daß in dem Augenblicke, in welchem das Kind eben geboren worden ist, Ruhe und Behaglichkeit die Stelle der kurz vorhergehenden Aufregung einnimmt. Auch läßt sich allgemein gewiß weder das Eine noch das Andere behaupten. Das *sechs und sechszigste* Kap. endlich betrachtet die *gefährlichen und selbst tödtlichen geburtshülflichen Operationen in rechtlicher Beziehung* (S. 708), wobey namentlich eine gesetzliche Verordnung darüber in Vorschlag gebracht wird, daß nur ein graduirter und approbirter Arzt und Geburtshelfer, und dieser nur mit Zuziehung eines gleich berechtigten Collegen und unter Zustimmung der Mutter, eine künstliche Frühgeburt bewerkstelligen dürfe.

So weit nun liegt gegenwärtig dieses schätzbare Werk vor uns, mit welchem in Ausführlichkeit und Gründlichkeit keines unserer frühern Handbücher der gerichtl. Med. verglichen werden kann, und durch welches schon jetzt mehr als eine Lehre dieser Doctrin wesentlich bereichert worden ist; die Beendigung des Werks dürfte wohl bey dem sehr weit angelegten Plane leider noch lange nicht abzu- sehen seyn. Was den Vortrag anbelangt, so hat das Bestreben, auch Nichtärzten (Gesetzgebern und Rechtsgelehrten) deutlich zu werden, wohl manche größere Breite der Darstellung herbeygeführt, und die *Deutlichkeit* des Vortrags und des Ausdrucks läßt daher nur selten etwas zu wünschen übrig; doch ist es störend, daß der Vf. so oft das Wort *überall* in dem Sinne von *überhaupt*, *durchaus*, *ganz und gar* gebraucht; auch ist *bälder* und *der* Wachsthum wohl kein Druckfehler. — Rec. wünscht dem Vf., daß es ihm Gesundheit und Muße erlauben mögen, das rühmlichst bis hieher geführte Werk möglichst rasch zu fördern, obgleich nicht unwahrscheinlich ist, daß es gerade in derjenigen Beziehung keine,

oder doch nur die spärlichsten Früchte tragen wird, in welcher es die reichstem tragen könnte — in Beziehung auf die Gesetzgebung. Nur wenige Kapitel desselben lassen den Leser ohne Erinnerung an jene Worte *Iselin's* in seinen *philos. und patriot. Träumen eines Menschenfreundes*: „Das ganze unübersehbare Feld der menschlichen Gesetzgebung ist mit Unkraut bewachsen, unter dem nur hie und da einige ehrwürdige Stämme von wahrtem und echtem Samen sich haben emporheben können.“

C. L. Klose.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

SCHLESWIG, im königl. Taubstummen-Institut: *Gesänge für die gemeinschaftliche und für die einsame Andacht*, gesammelt vom Archidia- konus Harms in Kiel. 1828. VI und 214 S. 8. (14 Gr.)

Diese geistliche Liedersammlung war anfänglich dazu bestimmt, dem Schleswig-Holsteinischen Gesangbuche, welches im Jahre 1828 nach vorherge- gangenen zweckmäßigen Verbesserungen stereo- typirt worden, als ein Anhang zu dienen, und sollte namentlich mehrere neuere gute Lieder ent- halten, welche in jenem fehlten. Diese frühere Bestimmung hat es jetzt nicht mehr, sondern er- scheint abgesondert für sich, als Beytrag zu häus- licher und Familienerbauung. Es faßt 316 zum Theil sehr schöne Lieder in sich, besonders sind *Novalis*, *Schenkendorf* und andere neuere Dichter, wenn auch mit Veränderungen, benutzt. Diese letz- tern haben sich besonders auch diejenigen Lieder- dichter gefallen lassen müssen, die nicht gerade zu dem theologischen System des Herausg. sich be- kennen, namentlich *Thiefs* und *Vofs*. Einige die- ser Veränderungen sind auch nicht unglücklich, wie wir denn überhaupt die Ansicht des Herausg. in Ab- sicht auf Veränderung älterer und neuerer Lieder für den besondern kirchlichen Zweck theilen. Nur fin- den wir keineswegs im Einzelnen Alles anstößig, was Hn. H. anstößig ist; z. B. sehen wir nicht ein, warum der Ausdruck: „die reife Garbe fällt“, nicht stehen bleiben kann und schlechterdings in eine reife Aehre verwandelt werden muß, was noch dazu einen Hiatus giebt. Auch in Hinsicht auf den veralteten dogmatischen Inhalt können wir manche Verbesserung nicht billigen: denn die Buchstaben der Dogmatik rauben dem Gedichte ebensowohl die Wärme und das Leben, als die Speculationen des Verstandes. In dieser Hinsicht müssen wir beson- ders einige Lieder des Herausg. und einige von *Wol- tersdorf* und ähnliche tadeln.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1830.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Betrachtungen über Religionsphilosophie und die wichtigsten Probleme derselben.* Mit einem Vorwort von D. David Schulz. Eine erläuternde Zugabe zum Euchariston. 1828. XVI u. 172 S. 8. (16 gr.)

Das frühere Buch, zu welchem gegenwärtiges als eine Zugabe sich ankündigt, ist dem Rec. unbekannt geblieben. Doch bemerkt der Herausgeber, diese spätere Schrift bestehe für sich als ein Ganzes, und ihr Vf. habe nicht bewogen werden können, seinen Namen öffentlich zu nennen. Letzterer ist zu seinen Untersuchungen geführt worden durch die Einsicht: „dass die Religionsphilosophie zwischen der Identificirung der Gottheit mit der Welt, und der gänzlichen Scheidung der Welt von der Gottheit, so zu sagen, ins Wählen komme. Wäre inzwischen das Wesen der Welt von dem Wesen Gottes von Grund aus völlig verschieden, so würde es unvermeidlich seyn, die Selbständigkeit der Welt und eben damit die Trennung der Welt von der Gottheit zuzugehen, welcher letztern der Glaube des Vfs., den er für einen christlichen hält, durchaus zuwider ist. Eine sehr schwere Aufgabe für die Religionsphilosophie bleibt es indessen, einerseits das die Gottheit herabsetzende Identificiren, und doch andererseits das dem Christenglauben widerstrebende Schismatisiren zu vermeiden.“

Der Vf. setzt nun zwischen der daseyenden Welt und der Gottheit ein schaffendes Wesen, als Grundwesen der Welt, als Weltseele. Es gleicht der Gottheit in seiner Unendlichkeit des zeitlichen und räumlichen Schaffens, ist aber darin von ihr verschieden, dass es Form und Schranken setzt, ein Grund der Endlichkeit ist. Die Form selbst wird unendlich, oder doch gleichsam ein Abbild der Unendlichkeit dadurch, dass in dem schaffenden Wesen das Formsetzende mit dem Formregierenden verknüpft und diesem untergeordnet ist, aber das rein Unendliche ist nur die Gottheit. Diese ist daher das absolut Vollkommene, aufserweltlich, nicht enthalten in dem Ganzen aller sich entwickelnden Dinge, dessen Nichtanerkennung der Grundirrtum des Pantheismus ist. Inzwischen lässt sich unter diesem Gesichtspunkt doch von einer der Welt inwohnenden allgemeinen Vernunft reden, von einer Intelligenz, welche den hervorgebrachten Dingen und

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Geschöpfen in der Tiefe zum Grunde liegt. Wie könnte gottähnlicher Inhalt in der Welt seyn, wenn in ihrem Grundwesen — jenem Schaffenden, kein solcher wäre? Aber nicht bloß Göttliches ist in der Welt, sondern auch Ungöttliches, nämlich die Schranke, das Unvollkommene. Geradezu mit der Gottheit kann dieß Ungöttliche in keiner Beziehung stehen, wohl aber mit dem Göttlichen oder Gottähnlichen in der Welt. Man sondere in Gedanken das Naturgebiet im engern Sinne vom Gebiete der Intelligenz, wo die letztere sich als das eigentlich Bezweckte, jenes erstere nur als das dazu führende Vermittelnde, als eine Uebergangsstufe, zeigt. Der in der Gestaltung unserer Erde wirkende innere Lebenskeim entwickelt sich als Psyche, im menschlichen Geist am deutlichsten und reinsten. Zwischen dem Selbstbewußtseyn dieses Geistes und dem schaffenden Grunde liegt dann die ganze irdische Natur, die Wesen stehen als Individuen für sich, aber mit dem Grundwesen vermittelt der Natur im Zusammenhange, nur ihre Anlagen, nicht ihre Handlungen selbst rühren aus diesem her. Das Grundwesen als Schaffendes in der Natur, wirkt mit Nothwendigkeit, aber schafft planmäßig, um zu seinem Ziele, zur Hervorbringung vernünftiger Individuen, zu gelangen. Wäre das schaffende Grundwesen schon an sich selbst frey, so hätte jene ganze Entwicklung keinen Sinn, sie würde alsdann gar nicht Statt finden. Das Wesen der Gottheit, welches durchaus frey ist, bleibt deshalb unaussprechlich hoch über dem frey werdenden Wesen der Welt. In ihr ist das Freye göttlich oder gottähnlich. Das Grundwesen der Welt ist deshalb kein unbedingtes und absolut freyes, weil es dem Unbedingten und Höchsten unterworfen ist. Die Abhängigkeit von Gott wird für die Weltseele zur Nothwendigkeit des Schaffens, sie hat ihren Gehalt, zugleich mit ihrer Abhängigkeit von Gott, und eben durch diese, aus Gott. Das schaffende Grundwesen ist in seiner über die Zeit erhabenen Verknüpfung mit der Gottheit das wahrhaft Reelle in der Welt, von welchem alles bloße Werden erst ausgeht. Seine Realität ist aber eine durch die höchste Realität bedingte, und keine absolute.

Auf solche Weise wird die Annahme, dass die Welt von der Gottheit nicht durchaus geschieden sey, sondern mit derselben in einer wesentlichen Verbindung stehe, vom Vf. philosophisch zu rechtfertigen gesucht; denn von der moralisch-religiösen

L

sen Seite, wie er sagt, rechtfertigt sie sich selbst. Auf eigentliches Wissen im strengern Sinne ist hiebey zu verzichten; Philosophie braucht, eben so gut wie Religion, bildliche Ausdrücke. Für die Religion ist das Weltall nicht selbständig, Gott ist Urheber, Regierer und Erhalter desselben, er ist Urheber des Guten in der Welt, nicht Urheber des Bösen, das vielmehr sich nur als Nebenprodukt in und mit der individuellen Freyheit erzeugt. Vernünftige Individuen handeln wirklich frey, dies trägt sich mit der göttlichen Weltregierung dadurch, daß diese nicht auf Einzelnes als solches geht, sondern nur das Ganze zu einem Ziele lenkt. Die erste und nächste Offenbarung Gottes ist diejenige, welche in der wesentlichen Verknüpfung mit ihm das allgemein Schaffende empfängt, nämlich immerwährend, besonders in der geistigen Welt. In jeder positiven Religion, falls sie nicht als bloß götzendienerisch ganz verwerflich ist, wird das Höchste mehr oder weniger vollkommen verkündigt, die christliche Religion ist die vollkommenste göttliche Offenbarung, darum aber noch nicht eine völlige Offenbarung Gottes, des Verborgenen, Ewigen. Da jedes Urgute mit Gott in einer unendlichen und unwandelbaren Verknüpfung ist, so war durch Vermittelung desselben Jesus während seines Lebens auf Erden in einer dem Zwecke jener Offenbarung entsprechenden näheren Verbindung mit Gott, als die übrigen Menschen. Formelles logisches Wissen, ein reelles Schauen können wir von der Gottheit nicht haben, wir leben darum im Glauben. Dieser hat in seiner Ursprünglichkeit seine Sicherheit. Der Glaube ist immer das, wodurch die Philosophie zur Religionsphilosophie erst werden muß, obgleich die Religionslehren auch nur erst durch das Rationelle sich in eine solche verwandeln können, wobey jedoch immer noch viel, dem Glaubensinhalte beywohnendes mystisches Dunkel übrig bleibt. —

Mit unverkennbarem Scharfsinn sind diese Hauptgedanken vom Vf. weiter entwickelt. Sie unterscheiden ihn offenbar von den Pantheisten, geben ihm aber die Möglichkeit, eine zeitliche Hervorbildung des Höheren aus dem Niederen in seine Vorstellungsweise aufzunehmen, zugleich die menschliche Freyheit zu behaupten, und über das Böse, als nicht von Gott verursacht, eine Ansicht zu fassen. Allen Schwierigkeiten und Einwürfen entgegen zu seyn, wird er selber nicht behaupten, wie denn solches auf diesem Felde der Untersuchung unmöglich genannt werden muß, und wobey es immer ein Vortheil bleibt, wenn die Resultate in ungezwungener Weise mit den christlichen Glaubenslehren übereinstimmen.

PP.

KARLSRUHE. FREYBURG, im Verl. d. Herder. Kunst- u. Buchh.: *Das Princip der Moral in philosophischer, christlicher und kirchlicher Bedeu-*

tung, von Heinrich Schreiber. 1828. 84 S. 8. (9 gGr.)

Der Gedankengang dieser Antrittsrede, vom Vf. bey Uebernahme einer philosophischen Professur gehalten, ist kürzlich folgender: „Der mit Freyheit, wenn auch nur mit beschränkter Freyheit, begabte Mensch ist Selbstgesetzgeber, und sein Gesetz besteht darin, daß er mit sich im Einklang, daß er Mensch sey, worin sich seine Würde und seine Bestimmung ausspricht. Darum giebt es nur Eine Moral, nämlich diejenige, welche den Menschen zum Menschen macht, vollendeten Einklang seines Wesens bewirkt. Die Regel, (das Formelle) des Principis ist mithin stets dieselbe; allenthalben ist das Gute nichts Anders, als Uebereinstimmung, Harmonie des Wesens mit sich selbst. Der oberste Gegenstand aber des Principis, die *Menschenwürde*, erhält genauere Bestimmungen nach dem Standpunkt, aus welchem er aufgefaßt wird. Die Philosophie sieht den Menschen schon vollendet, wie er im *Leben*, die Theologie erst wie er in *Gott* (das Abbild im Urbilde) erscheint. Im Christenthum tritt die Vermittelung durch den Erlöser ein, in der Kirche vollendet der Geist Gottes die Heiligung. Daher bey demselben unangetasteten *Wesen* der Menschenwürde die vierfache *materielle* Bedeutung des Principis mit ihren Idealen, Antrieben und ihrer eigenthümlichen Auffassung des gesamten Pflichtenkreises.“

Von mancherley Belegen aus älteren und neueren Schriftstellern und aus der Bibel sind diese Hauptgedanken begleitet. Der Vf. bemerkt mit Recht, daß weder öffentliches noch häusliches Leben durch die heidnischen Moralprincipien genügend begründet gewesen. Mit dem christlichen Princip ward viel gewonnen, es ward durch die Erscheinung Christi die Moralität im *Allgemeinen* erst möglich, da in ihr erst die Menschheit ihre volle Selbständigkeit gewonnen hatte. Die Einwürfe, welche gegen die christliche Moral gemacht werden, lassen sich beseitigen. Die durch Christus Erlöseten und Gerechtfertigten, und durch den Geist Gottes zur höchsten *unbedingten* Freyheit Geheiligten bilden eine Kirche, welche, ausgehend von den Aposteln, alle Gläubigen in Jesu umfassend, die Menschheit und Gott in Christo in Lehre und That vereinigend, selbst das Ideal der Heiligung im Erkennen und Handeln seyn soll. Diese Kirche — welche der Vf. gleichsetzt mit dem Himmelreich, mit dem Reiche Gottes — ist Selbstgesetzgeberin, und hat das Princip: „Gehöre zur Gemeinschaft der Heiligen, zur Kirche, aus Mitwirkung (Gnade) des göttlichen Geistes.“ Freylich gesteht der Vf.: „Worte fassen das Bild der Kirche Christi nicht, wie es *an sich* ist, und daß wir es in der Erscheinung nicht so sehen, daran ist die entgegengesetzte Macht des *Irdischen* Schuld, welche das *Himmliche* so oft zurückdrängt.“ Hierin können Katholiken und Protestanten übereinstimmen.

PP.

STAATSO

STAATSWISSENSCHAFTEN.

AMSTERDAM, b. d. Gebr. Diederichs, und LEIPZIG, b. F. C. W. Vogel: *Beleuchtung des Kampfes über Handelsfreyheit und Verbotssystem in den Niederlanden, gegründet auf eine Darstellung des Getreidehandels und der allgemeinen Handelsverhältnisse.* 1828. IV u. 265 S. 8. (1 Rthlr. 20 Gr.)

Bekanntlich gehörte *Holland*, während der Dauer seiner frühern politischen und geographischen Gestaltung, unter diejenigen europäischen Staaten, die sich, besonders hinsichtlich des Getreidehandels, zu dem System der uneingeschränkten Freyheit bekannten, und überhaupt huldigte es bey seinem Handelswesen dem Systeme der Freyheit mehr, als dieses in irgend einem andern europäischen Lande geschah. Auch lag damals dieses Huldigen unverkennbar in seinem Interesse; und eine unläugbare Thatsache ist es, daß es sich dabey in jeder Beziehung wohl, sehr wohl, befand. Neuerdings hat die niederländische Regierung, durch die dermalige politische und geographische Gestaltung ihres Staatsgebietes veranlaßt, sich zu einem andern Systeme hingeneigt, und namentlich dem Getreidehandel eine Gestaltung und Richtung zu geben gesucht, welche mit dem früher befolgten Systeme einen offensbaren Widerspruch bildet.

Der Hauptgrund dieser Umwandlung liegt in den ganz verschiedenartigen Verhältnissen, welche sich für die Production und überhaupt für die Gewerbsamkeit, in den verschiedenen Provinzen, aus welchen jetzt das Königreich der Niederlande besteht, durch örtliche Umstände begünstigt, gebildet haben. Die nördlichen Provinzen, welche ehemals die *Republik Holland* bildeten, sind ihrer Lage nach von der Natur vorzüglich zum Handel berufen; die südlichen hingegen, welche man sonst unter dem Namen der *Niederlande im engern Sinn* begriff, mehr zur Gewinnung der Erzeugnisse des Bodens; und darum bedarf es wohl keiner Bemerkung, daß in Beziehung auf Handel, und namentlich in Hinsicht auf Getreidehandel, ihr Interesse nicht anders, als sehr divergirend seyn kann. Müssen die nördlichen Provinzen, nach der Natur ihres Bodens und überhaupt nach der Gestaltung, welche dort der Gang der Betriebsamkeit genommen hat, möglichst freye Getreideeinfuhr und ein möglichst unbeschränktes Getreidehandelssystem wünschen, ohne welches jene Einfuhr nie zur nöthigen Stärke und Lebendigkeit gedeihen kann, so mag es dem Interesse der Bewohner der südlichen Provinzen vielleicht mehr zusagen, den Getreidehandel so geleitet und geregelt zu sehen, daß sie bey dem Absatze ihrer Erzeugnisse in diesem Artikel durch fremde Concurrenz möglichst wenig beschränkt werden.

Darum aber wird seit der Vereinigung dieser beiden, von der Natur sehr verschieden gebildeten, Bestandtheile des Königreichs der Niederlande in Einen Staat ein lebhafter Streit über die Freyheit des Getreidehandels und Beschränkungen desselben

geführt. Während in den nördlichen Provinzen Freyheit des Getreidehandels als unentbehrliches Lebensprincip für den Staat verlangt wird, glaubt man in den südlichen durch dieselben bey niedrigen Preisen, wie sie in den letzten Zeiten überall waren, das Interesse des Landmanns, und bey diesem das Interesse aller übrigen Stände des Landes, gefährdet. — Nach der unmaßegeblichen Meinung des Vfs. der vor uns liegenden Schrift (S. 122) möchte es am zweckmäßigsten gewesen seyn, wenn, mit vorläufiger Beseitigung aller Wortwechsel über die vorliegende Streitfrage, gleich im Anfange von Seiten der Regierung eine Untersuchungscommission in den beiden Kammern angeordnet worden wäre; allein darauf angewiesen, den Einfluß zu prüfen, welchen die gänzlich verschiedenartigen staatswirthschaftlichen Grundsätze in den beiden Theilen des Landes auf den Wohlstand des Volks im Ganzen und sodann auf den des Landmannes insbesondere geübt haben, um dann das Ergebniss dieses entscheidenden Hauptpunktes mit aller nöthigen Beleuchtung der für ihr wahres oder vermeintliches Interesse streitenden Parteyen vorzulegen. Es würde sich dabey — meint der Vf. (S. 123) — zwar ergeben haben, daß *Hollands* hoher Wohlstand keineswegs aus der Freyheit des Getreidehandels *allein* hervorgegangen sey, auch daß der niedere Wohlstand der eigentlich niederländischen Provinzen in mehreren von dem Getreidehandelswesen ganz unabhängigen Verhältnissen zu suchen sey. Indess auf jeden Fall würde doch nicht zu verkennen gewesen seyn, daß der freye Getreidehandel sehr kräftig zum hohen Wohlstande von *Holland* mitgewirkt habe. Denn auch abgesehen von den mancherley Verdiensten in Fracht, Arbeitslohn, Speichermiethe, Commissionsgebühren, Assecuranzprämien u. s. w., welche dieser Handel nach der Natur des Handels mit sich führte, und wodurch sich allein schon eine wichtige Quelle des Volksreichthums für *Holland* bildete, fand auf der einen Seite noch außerdem durch den freyen Getreidehandel die consumirende Klasse, welche in jedem stark bevölkerten Handelsstaate bey weitem die zahlreichste ist, zu allen Zeiten einen wohl versehenen Markt, wo sie ihre Bedürfnisse zu billigen Preisen befriedigen konnte, und auf der andern Seite zog der freye Verkehr nicht nur auswärtige Verkäufer, sondern auch auswärtige Käufer herbey, was dem Landmann den sichersten Absatz für seine Produkte verschaffte. Und bey alle dem sammelten sich nach gesegneten Aernten, bey der durch nichts gehemmten Einfuhr, Vorräthe zu niedrigen Preisen, welche, wenn im Auslande Bedürfnisse entstanden, mit Vortheil an dasselbe absetzen waren, und aus deren Absatz *Holland* einen, mitunter sehr bedeutenden, Gewinn zog. — Alles dieses erwogen aber, würden die vorzunehmenden commissarischen Erörterungen zu der Ueberzeugung hingeleitet haben, daß die unbedingte Freyheit des Getreidehandels in den nördlichen Provinzen des jetzigen Königreichs den Wohlstand des

Volkes im Ganzen und den des Landmannes insbesondere bey weitem mehr gefördert habe, als in den südlichen das von der früheren Regierung oft behauptete entgegengesetzte vormundschaftliche System, bey dem man sowohl unter der österreichischen, als unter der französischen Regierung die Aus- und Einfuhr des Getreides vom Steigen und Fallen der Getreidepreise abhängig angesehen und behandelt hatte; — wovon dann die Folge gewesen seyn würde, daß man die Ueberzeugung erhalten hätte, das Staatsinteresse gebiete es, die für das Verbotsystem streitende Partey abzuweisen, so lange sie nicht im Stande war, ihren Antrag auf Beschränkung des Getreidehandels mit neuen bündigen Beweismitteln seiner Nothwendigkeit und Nützlichkeit zu rechtfertigen und zu begründen. Wirklich wurde auch in diesem Geiste, aber vielleicht mit zu großer Aufopferung der Methode, die Streitfrage abgeurtheilt, als nach der mißrathenen Aernte im J. 1816 der eine Theil mit der größten Hefigkeit ein Verbot der Ausfuhr verlangte (S. 125). „Die Männer, welche damals im Rathe der Krone saßen, ließen sich nicht von dem Drange des Augenblicks dahin reißen, sondern blieben dem in Holland gleichsam mit der Muttermilch eingesogenen Grundsatz treu, daß ein von der Regierung erlassenes Verbot der Ausfuhr in seinen Folgen ein natürliches Verbot der Einfuhr nach sich ziehe; so wie umgekehrt bey einem Verbote der Einfuhr sich die Ausfuhr bald von selbst verbieten müsse; weshalb denn ein Versuch, dem Uebel zu steuern, dasselbe nur vergrößern müsse.“ Nicht allzu lange dauerte aber (S. 127) die Einigkeit der über Verbotsysteme und Handelsfreyheit streitenden Parteyen. Als nach mehreren seit dem Jahre 1817 auf einander folgenden ergiebigen Aernten, und durch den Uebergang vom Kriegszustande zu dem Stande des tiefsten Friedens, die Getreidepreise in den Niederlanden, wie allenthalben, auf einen äußerst niedrigen Standpunkt sanken, glaubte die eine Partey, es bedürfe nur eines Verbotgesetzes, um dem entstandenen neuen Uebel abzuhelfen und die Getreidepreise wieder auf einen Punkt zu heben, welche den Wünschen der bey dem Landbau unmittelbar interessirten Klassen entspräche; und die Regierung ward dem zufolge von allen Seiten mit Bittschriften um Beschränkung der Getreideeinfuhr gleichsam bestürmt.

Zwar herrschte der nämliche Geist, welcher sich dem Ausfuhrverbote so kräftig widersetzt hatte, noch unter den Räthen der Krone und ließ sie in den beschränkenden Maassregeln rücksichtlich der Getreideeinfuhr keineswegs das Heil erblicken, welches die Freunde und Sollicitanten des Verbotsystems darin zu finden meinten. Je länger aber das Sinken der Getreidepreise anhielt, desto lauter und

dringender wurden die Klagen, so daß die Regierung endlich genöthigt war, ihnen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Nach vielfacher Berathung ward auch wirklich durch eine Cabinettsordre v. J. 1822 eine aus *elf* Mitgliedern bestehende Commission niedergesetzt, mit der Weisung, die Sache genau zu prüfen, übrigens aber bey den Vorschlägen, zu welchen sie sich etwa bewegen finden möchte, alles zu vermeiden, was einige Hemmung des Getreidehandels herbeyführen könnte. Die Folge der von dieser Commission angestellten Erörterungen war (S. 128): daß *fünf* Mitglieder für die Aufrechterhaltung des bis dahin bestandenen freyen Handels stimmten, „als das zweckmäßigste Mittel, die Wohlfahrt des Staats im Ganzen, wie die des Landmanns und Landeigenthümers insbesondere zu fördern,“ die *sechs* anderen Mitglieder aber für die Nachahmung des französischen Systems mit einem Minimum und einem Maximum für die Einfuhr und Ausfuhr, unter Zugestehung von Entrepôts für das ausländische Getreide, sich erklärten. Indessen trotz dieser Majorität der für das Verbotsystem stimmenden Commissionsglieder wurde dennoch ihr Vorschlag um deswillen nicht angenommen, weil er mit ihrer Aufgabe, *alles zu vermeiden, was gegen die Freyheit des Handels streite*, nicht vereinbarlich war; und die Freyheit erhielt sich nach dem Wunsche der Mitglieder des niederländischen Ministeriums, besonders der gegen die Anträge der Majorität der Commission mit überwiegenden Gründen aufgetretenen Staatsminister *van Roëll, Falck* und *de Conink*, noch einige Zeit aufrecht; jedoch nur auf kurze Zeit.

(Der Beschluss folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

STUTTGART, b. Löflund u. Sohn: *Versuch über die Lehre von der Legitimation zum Prozeß*, von Ludwig Ferdinand Dapp, Königl. Würtemb. Oberjustizrath. Nebst einer Vorrede von H. Dr. Christian Gottlieb Gmelin, ehemal. ordentl. öffentl. Lehrer d. Rechte zu Tübingen. Zweyte Auflage. 1829. LXII u. 886 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

BERLIN, b. Hayn: *Allgemeine Weltgeschichte für die Jugend*. Zunächst zum Gebrauche für Söhne und Töchter aus den gebildeten Ständen zum Selbstunterricht; und für Schulen. Von Karl Stein, Königl. Preufs. Hofrath und Großherzogl. Sachsen-Weimarischen Rath und Professor. Vierte, vermehrte u. durchgängig verbesserte Auflage. 1829. XII u. 499 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1830.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

AMSTERDAM, b. d. Gebr. Diederichs, und LEIPZIG, b. F. C. W. Vogel: *Beleuchtung des Kampfes über Handelsfreyheit und Verbotssystem in den Niederlanden, gegründet auf eine Darstellung des Getraidehandels und der, allgemeinen Handelsverhältnisse u. s. w.*

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Bestimmungen der Regierung von Seiten der Landeigenthümer dauerten fort und verstärkten sich immer mehr, als im folgenden J. 1823 die Preise des Getreides noch tiefer, als bis dahin, heruntergingen. Auch gesellten sich zu jenen frühern Sollicitanten im J. 1823 einige Getreidespeculanten aus Amsterdam, welche unter andern den Grund vorbrachten, gleich den wohlhabenden Landleuten schon Jahre lang auf bessere Preise gewartet zu haben und ihre Vorräthe aufzuräumen. — Ob nun gleich mehrere andere Handelshäuser sich für Aufrechthaltung der Freyheit bey der Regierung verwendeten, so brachten es doch die Landeigenthümer und Getreidehändler endlich dahin, daß (S. 132) durch eine mit dem Tage ihrer Erscheinung in Wirkung gebrachte Ordonnanz vom 3ten Oct. 1824 sehr bedeutende Erhöhungen des Finanzzolls für Getreide ausgesprochen und eingeführt wurden, nämlich vom Weizen f. die Last von 7 Gulden 50 Ctn. auf 24 Qu.

| | | |
|----------------|------------|--------|
| — Roggen — | — 6 — | — 15 — |
| — der Gerste — | — 4 — 30 — | — 12 — |
| — Hafer — | — 2 — 50 — | — 7 — |

und diese Erhöhung, mit der übrigens keine Parthey zufrieden war, besteht noch, und ist dadurch, daß man späterhin den Zoll nach dem Gewichte austatt nach dem Maasse regulirt hat, noch etwas vermehrt worden. (S. 133.)

Die Nachtheile dieser Maafsregel für die nördlichen Provinzen des Königreichs der Niederlande, und daß diese Nachtheile die geringen, daraus entspringenden Vortheile der südlichen Provinzen bedeutend überwiegen, sucht der Vf. der vor uns liegenden Schrift gegen die Vertheidiger des Verbot-systems und die dafür erschienenen Flugschriften (S. 1 u. 2) aus- und durchzuführen; und wie es uns scheint, wird ihm kein unbefangener Leser seine Zustimmung wohl versagen können. Um die Wich-

tigkeit des holländischen Getreidehandels in ihrem ganzen Umfange zu zeigen, schickt er seinen Betrachtungen über das angedeutete Verbot sehr umfassende Bemerkungen über den Getreidehandel der meisten europäischen Länder und insbesondere über das englische Getreidehandels-System, (S. 78—115) voraus; Bemerkungen, welche wir in jeder Beziehung der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen müssen. Der Hauptpunkt, den der Vf. hier heraushebt, ist die Umgestaltung des frühern Ganges unsers europäischen Getreidehandels durch den Eintritt, welchen die getreidereichen südlichen Provinzen Rußlands vom schwarzen Meer und namentlich von Odessa her durch die Eröffnung der Dardanellen in diesem Zweige des europäischen Handels erlangt haben. Dadurch hat sich der europäische Getreidehandel in zwey Hauptabtheilungen getrennt, wovon (S. 24) die eine die Länder vom schwarzen und asowschen Meere an bis zur Meerenge von Gibraltar umfaßt, die andere aber den übrigen theils dieser Meerenge gelegenen Theil von Europa. Namentlich hat durch diese Umgestaltung der ehemalige holländische Getreidehandel in sofern an Umfang verloren, als von Holland aus von seinen ihm von den nordischen und östlichen Ländern Europa's zugekommenen Getreidevorräthen wenig oder nichts mehr nach dem mittelländischen Meere abgesetzt werden kann; was denn auch die Vertheidiger des Verbotsystems als einen Hauptgrund für die von ihnen verlangte Beschränkung der Einfuhr aufgeführt haben. Der Vf. gesteht nun zwar diesem Grunde allerdings einiges Gewicht zu, allein nur das hohe nicht, das seine Gegner darauf legen, weil auch bey der angedeuteten Gestaltung des europäischen Getreidehandels immer noch Portugal im Bereiche des holländischen Getreidehandels bleibt, diese bedeutende Absatzpartie aber durch die den holländischen Handel drückenden erhöhten Einfuhrzölle leicht verloren gehen kann, um so mehr, da hier die Holländer mit Bremen und Hamburg concurriren, welche die Freyheit von diesen Zöllen vor den Holländern voraus haben. Am meisten aber drücken nach der Meinung des Vfs. (S. 135) die hohen Einfuhrzölle in den Niederlanden den holländischen Getreidehandel mit England. Bey dem Getreidehandels-System, das England angenommen habe und wohl so bald auch nicht verlassen werde (weil es der in England herrschenden Aristokratie so ungemein zusagt), — bey diesem Getreidehandels-

dels-System, meint er, werden in jedem Falle, wo in England die Preise auf oder über den für die Zulässigkeit der Getreideeinfuhr bestimmten Richtpunkt gestiegen seyn werden, immer zuerst auf die ihm zunächst liegenden Vorräthe der holländischen Getreidehändler zurückwirken, und es in dieser Beziehung für Holland von großem Nutzen seyn, stets einen wohl versehenen, nicht zu theuern Markt zu haben, wo dringende Bedürfnisse schleunig zu befriedigen sind. — Uebrigens aber sey das Bedürfnis von Portugal und England nicht alles, was rücksichtlich des auswärtigen Absatzes von Getreide in den Niederlanden in Betrachtung zu ziehen sey. Selbst Länder, welche in den gewöhnlichen Jahren Getreide ausführen, könnten nach einer schlechten Aernte fremder Zufuhren bedürfen. Je ungewöhnlicher aber eine solche Erscheinung sey, desto weniger finde dabey in der Regel eine große zeitige Vorsorge Statt. In einem Falle der Art seyen die Niederlande früher der Markt gewesen, wo man jene zufälligen Bedürfnisse vorzugsweise zu befriedigen gesucht habe. Diesen nicht unbeträchtlichen Vortheil versprochen ihre Lage und die natürlichen Verhältnisse beym freyen Handel ihnen wieder zu verschaffen, bey der Fortdauer des Verbotsystems aber gehe er für immer verloren. Auf jeden Fall verliere Holland durch das angenommene System einen Theil seiner Schifffahrt und alle daraus entspringende mancherley Verdienste und Gewinne (S. 141). Uebrigens habe aber auch (S. 140) die Einfuhr von fremdem Getreide zum einheimischen Gebrauche in den Niederlanden nie das Unheil hervorgebracht, welches ihr die Freunde und Vertheidiger des Verbotsystems zuschreiben wollten. Es sey durchaus nicht richtig, daß das Innere des Landes von den Seepätzen aus mit Getreide überschwemmt worden sey, sondern diese zögen, wie bey den von der Regierung angestellten Untersuchungen mit vielem Scharfsinne dargethan worden sey, ungleich mehr von jenem, als sie ihm zuführten. Selbst die für Rechnung der dänischen und preussischen Regierung gemachten Einsendungen, wodurch manche Speculanten in ihren vor der Aernte vom J. 1823 gemachten Berechnungen schmerzlich getäuscht worden wären, wären gewis für die Nation im Ganzen vortheilhaft gewesen. Denn bey weitem der größte Theil des Verkaufspreises des auf diese Weise eingeführten Getreides sey in den Städten verdient worden, weshalb auch jene Versuche der fremden Regierungen nicht wiederholt worden seyen. Ueberhaupt geschehe die Getreideeinfuhr in den niederländischen Städten meistens für fremde Rechnung, so daß die Verluste, welche aus dem so lange gedauerten Zurückweichen der Preise entstünden, größtentheils den Absendern im Auslande zur Last fallen müßten. Nicht zu gedenken, daß je mehr man die Natur der Sache untersuche, desto mehr sich die Ueberzeugung aufdränge, daß die Seepätze, welche das ausländische Getreide erhalten, sich dessen Werth größtentheils zu ver-

dienen wissen und dadurch die Mittel erhalten, größere Consumenten von Erzeugnissen des inländischen Bodens zu werden, als sie ohne diesen Verdienst seyn würden. Darum aber können die südlichen Provinzen der Niederlande für den Absatz ihrer Erzeugnisse in die nördlichen, — worauf eigentlich das ganze Verbotsystem abzweckt, — bey weitem die Vortheile nicht erwarten, welche sie sich davon versprechen. Für den Augenblick möge zwar der angelegte Zwang nicht ohne Wirkung bleiben. Aber den nämlichen Absatz, welchen das Verbotsystem den südlichen Provinzen in die nördlichen bey seinem Beginnen gewähren mag, würde es jenen wohl schwerlich auf die Dauer gewähren können. Die Abnahme des Wohlstandes des Städtlers der nördlichen Provinzen, eine unvermeidliche Folge der beschränkten Handelsfreyheit, könne nicht anders als nachtheilig auf die südlichen Provinzen zurückwirken (S. 130). Auf jeden Fall könnten nach dem Grundsatz der Gerechtigkeit die südlichen Provinzen nicht verlangen, daß die nördlichen ihnen ihren Ueberschuß an Getreide theurer abkaufen, als sie denselben anderswo abzusetzen im Stande sind. *Zu dem Zweck des staatsbürgerlichen Vereins gehören Schutz des Eigenthums, aber nicht eine künstliche Bevortheilung des einen Thails auf Kosten des andern.* In dem praktischen Staatshaushalte habe man sich freylich fast nirgends streng an diesen Satz gehalten, aber alle Abweichungen davon möchten sich etwa nur dadurch rechtfertigen lassen, daß das geringere Interesse dem größern nachstehen müsse, und daß der angewandte Zwang zur Beförderung des letztern diene — was jedoch für den gegebenen Fall, am gelindesten beurtheilt, äußerst zweifelhaft sey (S. 147).

Wir unsers Orts stehen den Niederlanden zu ferne, um diese Bemerkungen in ihrem ganzen Umfange durchaus würdigen zu können. Doch so viel dringt sich uns, und gewis jedem unbefangenen Leser unserer Blätter, von selbst auf, daß sie eine sehr hohe Achtung verdienen und im Allgemeinen zuverlässig sehr schlagend sind. — Auf jeden Fall können die Entrepôts, welche man als Mittel empfohlen hat, um den nördlichen Provinzen der Niederlande ihren bisher getriebenen Getreidehandel und die daraus bezogenen Vortheile für die Zukunft zu sichern, das gewis nicht gewähren, was man sich davon verspricht. Das Entrepôts-System, das seinem Wesen nach nur einen Zwischenhandel mit den ihm zugewiesenen Artikeln zuläßt, macht allen Handel viel zu ungewis, als daß man sich leicht darauf einlassen könnte, und, wie der Vf. (S. 9—15) zeigt, hat es sich weder in England bewährt, noch in Frankreich, etwa um Marseille ausgenommen, dessen Getreidehandel (S. 13) auf ganz eigenen Elementen ruht, und in seiner gegenwärtigen Gestaltung nur so lange dauern kann und wird, als die Anarchie in Spanien, welcher es sein Daseyn verdankt.

An die bisher gewürdigten Betrachtungen des Vfs. über die Folgen der Beschränkung des Getreidehandels der Niederlande reihen sich im letzten Abschnitt (S. 166 — 265) noch sehr umständliche Betrachtungen über die allgemeinen Handelsverhältnisse der Niederlande in Beziehung auf Freyheit und Verbotssystem. Die Hauptgrundlage des frühern holländischen Handels war *Handelsfreyheit*. „Selbst zu einem Vasallenstaate Frankreichs unter verschiedenen Regierungsformen durch das Gebot des Eroberers geschaffen, hielt man an dieser Freyheit fest, gleichsam als dem letzten Rettungsmittel, und unterwarf sich bey den unerschwinglichen Staatsbedürfnissen lieber jedem andern Opfer, als das man zu einer hohen Besteuerung der vorzüglichsten Handelsartikel seine Zuflucht genommen hätte. Musste den Befehlen des Oberherrn Gehorsam geleistet werden, so geschah es in Handels-sachen so viel als möglich nur scheinbar“ (S. 174). Darum war denn auch nach der Entfernung der französischen Zwingherrschaft die Entfernung der Douanen das erste, was der holländische Volksgeist verlangte und verwirklichte. Anders verhielt es sich in den südlichen Provinzen, wo der größte Theil des Volks, freysinniger politischer Institutionen und eines freyen Handels so lange beraubt, die Grundlage der frühern Grösse aus dem Gedächtnisse verloren, auch während der Verbindung mit Frankreich das französische Prohibitivsystem um so tiefer Wurzel geschlagen hatte, als mit diesem System sich verschiedene, für die belgischen Fabriken günstige Umstände verbunden hatten (S. 249). Die Ansichten beider Landestheile können also auch hier nicht anders als sehr verschieden seyn. Solche zu vereinigen, war der Zweck des Zolltarifs vom J. 1816. Doch kann man denselben (S. 176) nur als einen höchst unglücklichen Versuch betrachten, das Verbotssystem und das alte Princip des freyen Handels mit einander zu verschmelzen. „Denn das dringende Verlangen des größern Theils der Fabrikanten in den südlichen Provinzen nach einem Monopol blieb dabey unerfüllt, während eine Hemmung der Handlung in allen Theilen erfolgte.“ Ein im J. 1819 nachgefolgter Tarif erhöhte das Uebel noch dadurch, daß die ersten Handelsartikel, *Kaffee* und *Zucker*, einem bedeutenden Verbrauchszoll unterworfen wurden. Ungleich gemäßigtere Grundsätze sprach der Zolltarif von 1821 aus. Da derselbe mehreren Fabrikzweigen der südlichen Provinzen, und besonders den Eisenwerken, noch immer einige Begünstigung zusicherte, während die für den freyen Handel streitende Majorität der nördlichen Provinzen darin ihrem Princip gehuldigt glaubte und den Uebergang auf eine bessere Zeit erblickte, so ward ihm die günstigste Aufnahme zu Theil. Indefs die Hoffnungen, welche man gefaßt hatte, wurden durch den fiskalischen Geist vereitelt, dem man sich bey der Anwendung des neuen Zollgesetzes hingab (S. 177); und nachdem im J. 1824 die Freyheit des Getreidehandels aufgehoben war, gelang es

den Freunden des Verbotsystems, das Zollgesetz vom 24sten März 1826 zu erwirken, das sich (S. 179) im eigentlichen Sinne über alle Handelsrücksichten wegsetzt, alle Gegenstände des allgemeinsten Gebrauchs Abgaben unterwirft, welche ein wirkliches Verbot seyn würden, wenn nicht die natürliche Lage des Landes gegen dessen gänzliche Vollziehung stritte. Dieses Zollgesetz unterwirft der Vf. hier (S. 180) einer vollständigen Prüfung. Vorzüglich tadelt er die hohen Zölle, welche man auf Baumwollen- und Wollenwaren gelegt hat (S. 182). Wären sie eben so liberal wie die Linnenwaren behandelt worden, so würde der sehr einträgliche Handel der Niederlande mit diesen Artikeln sich erhalten haben und den niederländischen Fabriken, wegen der aus dem Handel zu erwartenden Vortheile für den allgemeinen Wohlstand, den Absatz selbst im Inlande gewährt haben, den sie jetzt im Auslande suchen und ohne die Zulassung der hochbesteuerten fremden Artikel nie zu finden vermögen. Denn (S. 191) immer waren es ausländische Artikel, welche das Meiste zur Belebung des niederländischen Handels beytrugen, daher eine gegen dieselben verhängte Douanenencuratel nothwendig eine Lähmung der Handlung im Ganzen — dem bisher anerkannten Hauptnerv des Staats — zur Folge haben muß. Der neue Tarif vom 31sten März 1828 hat die Transitozölle zwar etwas heruntergesetzt, doch bleiben sie für Manufacturwaren noch immer zu hoch. Bey den Seidenwaren kommt der hohe Transitozoll einem Durchfuhrverbote fast ganz gleich; und bey den Wollen- und Baumwollenwaren beträgt er doch immer so viel, als die höhern Transportkosten, welche ein Theil Deutschlands und die Schweiz anzuwenden haben, um ihre Fabrikzeugnisse nach den Hansestädten *Bremen* und *Hamburg* zu bringen, wo die Durchfuhr nicht bloß von den Zollabgaben befreyt ist, sondern auch durchaus keiner Douanenexaction unterliegt; so daß also auf jeden Fall die Niederlande durch ihr Zollsystem alle die Vortheile verlieren, welche sie aus dem Verkehr mit dem Binnenlande ziehen könnten. Die neuen niederländischen Zollgesetze müssen demnach (S. 192) die Wirkung haben, den eigentlichen Handel in den Hauptartikeln der Ausfuhr, mit Ausnahme von Leinwand, zu unterdrücken, und selbst die Durchfuhr derselben auf eine Weise zu erschweren, welche für ein indirectes Verbot angesehen werden kann; und (S. 193) solche Verhältnisse erklären wohl zur Genüge, warum der niederländische Handel seit dem wiederhergestellten Frieden nicht so hoch stieg, als die günstige Lage des Landes und die große Masse von Kapitalien erwarten ließen, auch warum derselbe die Concurrenz von *Hamburg* und *Bremen* nicht ertragen konnte. Die Niederlande befinden sich (S. 219) in ganz andern Verhältnissen, als *England* und *Frankreich*, auf deren Beispiel die Freunde des Verbotsystems sich immer berufen. Der Handel der Niederlande beruhte in den frühern Zeiten seiner hohen Blüthe größtentheils auf

auf dem Vertriebe von auswärtigen Gegenständen, und wird sich auch nur durch diesen auf die Höhe schwingen können, wozu er, so sehr auch die Umstände verändert sind, vermöge der günstigen Lage des Landes, noch immer fähig ist. Was in *England* und *Frankreich* bey einem Blicke auf das Ganze in eine geringfügige Nebensache zerfällt, wird in den Niederlanden zur Hauptsache, und ist als solche im Staatshaushalte zu behandeln; — weshalb sich denn der Vf., und, wie es uns bedünken will, mit Recht, zu der Behauptung bekennt: in den Niederlanden verdient völlige Handelsfreyheit nach wie vor zum höchsten Staatsprincip erhoben zu werden (S. 220). Das Streben, alle Industriezweige sich eigen zu machen, hat für die staatsbürgerlichen Vereine die nämlichen Folgen, wie das Streben einzelner nach zu vielfältigen Kenntnissen, oder das Studium der Vielwisserey. Große Geister können es darin weit bringen, doch werden sie in der Erfüllung des menschlichen Berufs nie die Höhe erreichen, auf welche sie vermöge ihrer natürlichen Anlagen eine einfachere, aber gründlichere Bildung gebracht hätte. Mittelmässige oder gar schwache Menschen aber verfehlen dabey ihren Zweck gewöhnlich in einem solchen Grade, daß sie sich lächerlich machen.

GESCHICHTE.

BERLIN, in d. Vereins-Buchh.: *Mastino II della Scala*. Ein Beytrag zur Geschichte der oberitaliänischen Staaten im Mittelalter. Von *Daniel Lefsmann*. 1829. IV u. 284 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Dieses Buch gehört einer eigenthümlichen Gattung der Historiographie an. Es ist nicht eine Zusammenstellung biographischer Notizen allein, sondern eine Verbindung derselben in der Art, daß ein psychologischer Zusammenhang in der Entwicklung eines ganzen Charakters gezeigt, aber nicht sowohl strenge nachgewiesen, als dem Leser als Resultat der Darstellung selbst entgegen geboten wird. Die Nebenfiguren sind mehr oder weniger alle in derselben Weise gehalten, wie die Hauptfigur, *Mastino II*, Herr von Verona.

Bey einer Darstellung dieser Art müssen natürlich Handlungen, Verhandlungen und Beziehungen so sehr im Detail aufgenommen werden, als möglich, und dagegen treten staatsrechtliche und andere rechtliche Verhältnisse der Zeit zurück, erscheinen nicht in ihrer diplomatischen Schärfe, sondern in der Vagheit, mit welcher sie im Leben und überhaupt, wo es die Interessen des Augenblicks gilt, vorhanden zu seyn pflegen, indem es, da die Persönlichkeiten immer über die Verhältnisse bis auf einen gewissen Grad davon tragen.

Durch die angegebene Anlage und Haltung nähert sich diese Gattung der Historiographie am meisten dem Roman; — ein großer Theil des Details muß mit dichterischer Productivität erfunden, oder von der bekanntern Umgebung anderer Zeitgenossen entliehen und zur Composition verwendet werden. Man kann der Art, wie dieß in vorliegendem Werke geschehen ist, nicht ganz seinen Beyfall versagen; das Lesen des Buchs, sobald man einmal darauf verzichtet hat, streng historische Wahrheit darin finden zu wollen, gewährt eine interessante Unterhaltung, und der Vf. hat ein nicht zu leugnen großes Talent der Darstellung; auch sind die einzelnen verwendeten Notizen mit vielem Fleiße aufgebracht, und ziemlich alle wichtigen Werke berücksichtigt; allein in der Art dieser Berücksichtigung macht sich wieder der Grundzug des Ganzen geltend, denn es ist mehr um dichterische Einheit, als um historische Wahrheit zu thun, und der ganz unkritische und für strenge Historie fast unbrauchbare *della Corte* erscheint öfter und mehr benutzt, als das Haupt- und in der That einzige wahrhaft achtbare neuere Geschichtswerk, was die in vorliegendem Buche dargestellten Zeiten und Locale berührt, nämlich *Verci's* Geschichte der trevisanischen Mark, deren Werth, so wie überhaupt der der Schriften von *Verci*, fast unschätzbar ist und nur an *Gregorio's* Arbeiten für die sicilianische Geschichte in der neuern italienischen Literatur ein Seitenstück hat.

Auch erscheint Gesinnung und Denkweise des Vfs., welche nicht bloß den Reflex zu den darzustellenden Handlungen, sondern (bey der Nothwendigkeit der hie und da auf dichterischem Wege vorzunehmenden Ausfüllung) die Nuancirung dieser Handlungen selbst liefern, viel zu modern, und von der (auch in Prunk und Ueppigkeit schneidenden) Einfachheit der alten Italiener viel zu entfernt, als daß seine Schilderungen im Ganzen eine andere als eine poetische Wahrheit hervorbringen könnten.

Wir möchten das Buch allen denen empfehlen, denen ein Scott'scher Roman zu dichterisch und eine Staatsgeschichte zu prosaisch ist, und bey deren historischen Kenntnissen es weder auf genaue Richtigkeit des Details, noch auf wirkliche Versenkung des Geistes in einmal dagewesene Zustände ankommt. Damen, überhaupt alle Gebildete, die weder Gelehrte sind, noch gelehrte Interessen haben, und deren Foyer ihrer geistigen Aeußerung etwa ein Theecirkel ist, werden nicht leicht ein unterhaltenderes und in seiner Art belehrenderes Buch in die Hand nehmen können. Auch durch Niedlichkeit des Drucks und Formats, so wie durch recht hübsches Papier zeichnet sich Hn. *Lefsmann's* Schrift vortheilhaft überhaupt, und insbesondere für Toiletten und Damenbibliotheken aus.

H. Leo.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1830.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Köhler: *Diogenis Laertii de vitis, dogmatis et apophthegmatis clarorum philosophorum libri decem*. Graeca emendatiora edit; notatione emendationum, latina Ambrosii interpretatione castigata, appendice critica atque indicibus instruxit *Henricus Gustavus Huebnerus*. Vol. I. 1828. XXII u. 380 S. 8. (2Rthlr. 8 gGr.)

Von dem Werke des Diogenes von Laërte, der um den Anfang des dritten Jahrh. geblüht hat, *περί βίων καὶ γνωμῶν τῶν ἐν φιλοσοφίᾳ εὐδοκίμοιάντων*, erschien die erste Ausgabe zu Basel bey Froben (1538. 4.). Weiterhin verdienen besonders hervorgehoben zu werden die Ausgaben des *H. Stephanus*, *Menagius* und *Meibom* (1692). Obgleich nun die Bücher des Diogenes für die Geschichte der griechischen Philosophie von ungemeinem Nutzen sind, so ist doch seit *Meibom* mit Ausnahme der Rossischen *Commentationes Laërtianae* (Romae 1788) nichts Bedeutendes für ihn geleistet worden. Vor allen Dingen fühlte man das dringende Bedürfnis einer kritischen Handausgabe, ungefähr in der Art ausgeführt, wie die Ausgaben des *Stobaeos* von *Gaisford*, und des *Athenaeos* von *W. Dindorf*. Eine solche unternahm Hr. *Hübner* in Leipzig, von welcher bis jetzt die fünf ersten Bücher mit untergesetzten Varianten und mit der verbesserten lateinischen Version des *Ambrosius* unserer Beurtheilung vorliegen. Hr. *H.* rechnet in der Vorrede S. XIII selbst darauf, daß sich Mancher wundern werde, warum er einer bloßen Handausgabe eine lateinische Uebersetzung beygegeben habe: er hat also die Unstatthaftigkeit einer solchen Verbindung sehr richtig gefühlt. Eine lateinische Version mag in einer größern Ausgabe mit vollständigem kritischem und exegetischem Apparat ihre Stelle finden; hier aber ist sie ganz überflüssig und vertheuert das Buch fast um die Hälfte. Doch wir wollen näher betrachten; was uns vorläufig geboten wird, und zufrieden seyn, daß dem Bedürfnis wenigstens in einiger Beziehung abgeholfen ist.

Hr. *H.*, welcher ursprünglich die Absicht hatte, kritische Abhandlungen über den Laërtius zu schreiben, hat sich später zur Bearbeitung einer neuen Ausgabe entschlossen, wozu ihn hauptsächlich *Hermann* durch Rath und That ermuntert zu haben

scheint. — In der Ausführung seines Unternehmens ist Hr. *H.* so zu Werke gegangen, daß er die dritte Ausgabe des *H. Stephanus* (Coloniae Allobrogum 1616. 8.) zum Grunde legte und gehörigen Orts verbesserte, die Varianten der Baseler und Menagischen Ausgabe im Ganzen genau und vollständig, die der Stephan'schen aber nur an bedeutamen Stellen unter dem Texte verzeichnete. Neue Handschriften sind nicht verglichen, dagegen die von den frühern Herausgebern verglichenen hier und da benutzt worden. Es ist zu tadeln, daß Hr. *H.* die Lesarten dieser Handschriften nicht überall genau und vollständig mitgetheilt hat. Die Verbesserungen anderer Philologen, die bis jetzt überall herum zerstreut waren, sind ziemlich sorgfältig zusammengetragen worden. Für die metrischen Stellen ist *Hermann* dem Herausg. von ungemeinem Nutzen gewesen. Auch wird uns Hoffnung zu einer dereinstigen Ausgabe von besondern *Commentationes* gemacht, wofür Hr. *H.* erst neue *Codices* abwarten will, *quorum praeclaram spem fecit Joannes Aenotheus Schneiderus*. Vergl. *F. A. Wolf's* literarische Analekten, II. S. 227 fgg. Ob indessen *Schneider's* Vermuthung begründet seyn dürfte, ist allerdings eine große Frage, *et adhuc sub judice lis est*. Zwey Handschriften jedoch, von denen unten ein Weiteres, kann Rec. mit Bestimmtheit nachweisen, die eine in Wien, die andere zu Raudnitz in Böhmen. — Die Accentuation, Orthographie und Interpunction hat Hr. *H.* den neuesten Forschungen gemäß durchgeführt, obgleich manche Ausstellungen zu machen sind.

Wir wollen nun zunächst einzelne Stellen hervorheben, und der Kritik des Herausg. entweder beypflichtend, oder derselben widerstreitend, unser eigenes Urtheil ohne Hehl aussprechen.

S. 3 lautet die Grab-Inschrift auf *Musaeos* also:

*Εὐμόλπου φίλον υἱὸν ἔχει τὸ Φαληρικὸν οὐδας,
Μουσάων φθιμένον σῶμ', ἐπὶ τᾷδε τάφῳ.*

Daß in dem Pentameter durchaus kein vernünftiger Gedanke ist, leuchtet einem Jeden bald ein, und auch Hr. *H.* hat in den Noten *Jacobs* geistreiche Conjectur mitgetheilt: *Μουσάων φθιμένον σῶμ'*. In solchen Fällen aber, glauben wir, muß die Conjectur unbedenklich in den Text aufgenommen, die verdorbene Lesart dagegen unter demselben genau verzeichnet werden; denn sonst wäre man consequenter Malsen gezwungen, überall der Schreib-

weise der Handschriften gewissenhaft zu folgen, was doch nicht immer geschehen ist und auch nur in sehr bedenklichen Fällen geschehen soll.

S. 32 werden zwey Solonische Disticha angeführt, wobey wir eine genauere Angabe der Varianten vermissen. Vs. 1 steht zwar in allen Handschriften des Diogenes *φέρεται*, aber sowohl Plutarchos (in *Solone* cap. 8) als Diodoros (*Excerpta Vaticana* ed. Dindorf. p. 23) haben dafür *πέλειται*, welches wohl ursprünglicher seyn dürfte. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß diese Lesart in den Text des Diogenes (denn für diesen müssen seine eignen Codd. haften) gesetzt werden soll; aber so gut die Conjecturen neuerer Philologen angeführt werden, mit desto größerm Rechte verdienen die Varianten des Alterthums selbst eine Stelle. Ebenso vs. 3 *μονάρχον* in allen Handschriften des Diog. und auch bey Diodor. l. c.; dagegen bey dem Letztern XIX, 1. *τράννον*, gewiss eine sehr alte, wenn auch nicht ursprüngliche Variante, die wenigstens der Erwähnung werth gewesen wäre. Vs. 4 fehlt im Text: *δήμος ἄνδρος ἑών*, und in der Note weiter nichts, als Ed. Froben. *ἄνδρην*. Die in den Text aufgenommene Lesart befindet sich aber in keiner einzigen Handschrift, sondern ist erst durch Conjectur aus einer hier nicht verzeichneten Lesart des Cod. Palat. *ἄνδρος* entstanden. Dagegen haben zwey andere Hdschr. *ἄνδρην*, womit auch Diodor übereinkommt, so daß ihre Echtheit keinem Zweifel mehr unterworfen bleibt. Hr. H. hätte also dieselbe in den Text aufnehmen und die Conjectur höchstens als ein unnützes Glossen erwähnen sollen. Rec. hat sich zwar auch früher in seiner Ausgabe des Solon S. 96 zu ebendemselben Irrthum verleiten lassen, dafür aber auch schon in diesen Blättern bey Gelegenheit der Beurtheilung der *Poetae minores* von Gaisford öffentlich widerrufen. Hoffentlich wird ihm auch Hr. H. beytreten. — S. 33. Abermals Solonische Disticha, wo vs. 1 geschrieben ist: *Εἰ δὲ πεινόντατε δεινὰ*, und in den Noten bemerkt wird: „*Bachius ad Solon. Fragm. XIX. p. 96. λυγρὰ*.“ Das klingt nun bey dem ersten Anblick so, als sollte *λυγρὰ* für eine Conjectur des Recensenten gehalten werden: es findet sich aber diese Lesart bey Plutarch. Solon. c. 80. und ist neuerlich durch Diodor. *Exc.* p. 24. ed. Dind. bestätigt worden. Vs. 2 ist statt *μοῖραν* die Variante *μήνιν* bey Plutarch nicht verzeichnet; die Richtigkeit des erstern erhellet nun auch aus Diodor, wo jedoch auch fälschlich statt *τούτων* gelesen wird *ταύτην*. Ebenso ist vs. 3 nicht angeführt, daß bey Plutarch und Diodor *ἠδῆσαι* *ἐλαβματα δόντες* oder *ἠδῆσατε ῥύματα δ.* statt *ἠδῆσατε, ῥύσια δόντες*, gelesen wird, obgleich jenes für eine spätere Diaskeuasias des Alterthums zu halten ist. Vs. 4. Bey Diodor allein *διὰ τοῦτο* für *διὰ ταῦτα*. — In der Anmerkung heisst es: „*ἴχετε*: Edit. Froben. *ἔχετε*. Menag. *ἴχετε*. Vid. *Bachius l. l. p. 97*.“ Rec. aber muß seine frühere Ansicht zurücknehmen, wozu er hauptsächlich durch *Brunck* bestimmt worden ist, und sieht nicht ein, warum die Lesart fast aller Handschriften: *ἴχετε*,

die nun auch durch Diodor befestigt worden, der bloßen Conjectur *ἴχετε* weichen soll. Dagegen ist vs. 6 mit Recht *σύμπαιον δ' ὅμιν* hergestellt für *σύμπαιον δ' ὅμιν*, wofür in der Römischen Ausgabe des Diodor noch fehlerhafter *συμπῶσι* geschrieben, aber von *Dindorf* verbessert ist. Für *χαῖνος* steht nicht nur bey Diog., sondern auch bey Diod. *κοῖφος*, was jedoch schon *Coray* für eine Erklärung des erstern gehalten hat. Vs. 7 stimmt auch Diod. mit Diog. für *εἰς ἔπος αἰόλον ἄνδρός*, dem wir jedoch die Lesart des Plutarch und Clemens Alex. auch jetzt noch vorziehen: *εἰς ἔπη αἰμόλου ἄνδρός*. — S. 39 sind bey dem Solonischen Distichon gegen *Mimnermos* zu vs. 3 die Varianten zusammengestellt, und zuletzt wird eine geistreiche Conjectur *Hermann's* mitgetheilt, die auch in den Text aufgenommen ist: *θρασύως αὖθις*. Für die Wahrheit dieser an und für sich sehr empfehlenswerthen Emendation müssen jedoch erst handschriftliche Hülfquellen mit der Zeit den Ausschlag geben. — Das berühmte Skolion des Solon wird nach *Hermann's* Rath so geschrieben und abgetheilt:

Πεφυλαγμένος ἄνδρα ἕκαστον, δρᾷ
μὴ κρυπτόν ἔγχος ἔχων κραδίη,
φαιδρῶ προσέτι προσώπῳ,
γλῶσσου δὲ οἱ διχόμυθος
ἐκ μελανίας φρενὸς γεγωνή.

Zu vs. 2 gesteht Rec. zu, daß er sich zu der Umstellung *ἔχων ἔγχος*, die ihm heute nicht mehr nöthig scheint, durch *Ilgen* hat verleiten lassen. Vs. 3 dürfte aber *Ilgen* doch Recht behalten, wenn er schreibt *πρὸς δ' ἐνέπη προσώπῳ*. Für den Gedanken findet sich eine sehr passende Parallelstelle bey *Hom.* *Odys.* 9, 66: *ἔσθ' ἀγορεύοντες, κατὰ δὲ φρεσὶ βρυσσοδόμενον*. Vs. 5 scheint ein *dactylicus logaoedius* erforderlich, und Rec. freut sich, daß auch *Welcker* zum *Theognis* S. 123 seiner Emendation beypflichtet ist:

ἐκ μελανίης φρενὸς γεγωνή.

Die weibliche Form *μελανή* läßt sich durch *Hesych.* und *Etymolog. Magn.* rechtfertigen. Jenem Skolion ist dem Inhalte nach ganz ähnlich das des *Pittakos* S. 53, welches *Hermann* so abtheilt:

Ἐχοντα δὲ τόξον καὶ ἰοδόκον φαρέτην
στελεῖν ποτὶ φῶτα κακόν.
πιστόν γὰρ οὐδὲν γλῶσσα διὰ στόματος
λαλεῖ, διχόμυθον ἔχουσα
κραδίη νόημα.

Warum *Hermann* vs. 1 statt *τόξον*, was in allen Codd. steht, *τόξα* geschrieben wissen will und *Hübner* diese Aenderung gleich in den Text aufgenommen hat, ist uns vorläufig noch ein Räthsel. — S. 59 ist in der Grabinschrift auf *Bias* die handschriftliche Lesart: *Κλεινὴς ἐν δαπέδοισι Πιρήνης*, mit *Jacobs* Conjectur: *κλεινοῖς κ. τ. λ.* vertauscht worden. — S. 279. Da in allen Handschriften gelesen wird: *Ἐν γῆς φιλῶις μυχοῖσι κρυφθῆναι καλόν*, können wir uns nicht von der Nothwendigkeit überzeugen, mit *Casaubonus* *φί-*

οὐλοῦ statt οὐλοῦς zu verbessern. Der Gedanke bleibt wenigstens eben so schön und enthält jedenfalls nichts Auffallendes. In dem Epigramm des Theätetos ist das erste Distichon so geschrieben:

Ἦνδανεν ἀνθρώποις, ὃ δ' ἐπὶ πλεον ἦνδανε Μούσαις
Κράντωρ, καὶ γήρως ἤλυθεν οὔτι πρόσω.

Dafs das gewöhnliche ἐπὶ πλεον hier getrennt geschrieben wird, ist nichts Wesentliches. Aber sollte vielleicht nicht in der Mitte des ersten Verses ὃ δ' besser in ὃς verwandelt werden? Alsdann würde man nach Μούσαις ein Comma setzen und folgenden Sinn herausbringen: Krantor gefiel den Menschen, er, der noch mehr den Musen gefiel. Vs. 4 ist Hermann's (ad Orphica p. 770) Umstellung κείνῳ ζῶνι abgenommen. Am Ende des Verses haben die Codd. ἐν εὐθυμῇ, wofür Hermann vorschlägt ἐν εὐφρομῇ, Jacobs ἐν εὐθαλίῃ, Hübner ἐν εὐδενίῃ. Wir finden aber überhaupt keinen hinreichenden Grund zur Aenderung und müssen es billigen, dafs Hr. H. die handschriftliche Lesart treu in den Text gesetzt hat.

So viel über einzelne Dichterstellen. Nunmehr wollen wir zur genauern Erörterung der Leistungen des Hn. Hübner in dem Leben des Sokrates und Platon übergehen, da uns zumal hiervon eine Collation der Wiener (Nr. CVI.) und Lobkowitz's Hand-schrift in Raudnitz zu Gebote steht. Die erstere hat der verstorbene Bast verglichen, und einen Theil der Collation für Sokrates, Platon und Krates hat Prof. Bähr in Seebode's Archiv für Philologie Jahrg. 1829. S. 6 fg. öffentlich bekannt gemacht. Möge er den Rest dem Hn. H. zur Benutzung im zweyten Bande und zu Nachträgen für den ersten Band des Diogenes zukommen lassen. Den Lobkowitz's Codex hat vorigen Sommer Hr. Prof. Schneider in Raudnitz gefunden, und den Sokrates ganz, den Platon aber nur bis §. 22 verglichen. Mit der ihm eigenen Humanität hat er dem Rec. zum Behuf dieser Beurtheilung seine Collation mitgetheilt. Obgleich beide Handschriften im Wesentlichen fast immer mit der Baseler Ausgabe übereinstimmen, so wollen wir doch die wichtigsten Lesarten daraus mittheilen und da, wo es nöthig scheint, die Auctorität der editio princeps immer mehr zu sichern uns bestreben. Der Kürze halber werden wir den Wiener Codex mit V. und den Raudnitzer mit L. bezeichnen.

Vita Socratis. II. §. 18. Die von Hn. H. aufgenommene Lesart τῶν δῆμων, wofür Menagius τὸν δῆμον (impro δῆμον), findet sich auch in L. In dem ersten Verse des Kallias hat L. mit dem Cod. Cantabr. καταφρονεῖς statt der nach dem Vorgang des Menag. hier recipirten Conjectur καὶ φρονεῖς. Wir sehen nicht ein, mit welchem Rechte jenes verdrängt worden ist. Ebenso wollte Valckenaer im Herodot I, 69 καταφρονήσας τὴν τυραννίδα in καὶ φρονήσας τ. τ. emendiren, das aber Schweighäuser mit Recht zurückgewiesen. — §. 21. βιωτέρος und διαλεγόμενος V. L. statt βιαιότερον, διαλεγόμενον. Weiter unten

ist in L. αὐτῶν ἐλάττανον mit darüber geschrieben αὐτὸν wohl nur als Schreibfehler statt αὐτῷ zu betrachten. In V. στρατεύσασθαι statt στρατεύσονται. §. 22 gewährt die Lesart in V. φασὶ δ' Εὐριπίδην αὐτοῦ δόντα τῷ Ἑρακλείτῳ σ. ῥ. einen neuen, aber auch verkehrten Sinn. §. 24 extr. schreibt Hr. H.: „Καὶ εἰ ὑποδημάτων ἔδει, καὶ βύρσαν μοι ἔδιδους, ἵν' ἐμαντῷ ὑποδήματα ποιησαίμην, καταγέλαστος ἂν ἦν λαβών.“ Das καὶ ist auf Hermann's Rath mit Recht vor βύρσαν geschrieben, was in allen Hdsschr. vor καταγέλαστος steht. Statt ἐμαντῷ hat L. fälschlich ἐμαντὸν, und statt ποιησαίμην mit der Bas. ποιήσωμαι, das vielleicht wiederherzustellen ist. — §. 25. Die Casaubonische Emendation Σκόπα für Σκώπα bestätigt sich auch durch V. §. 27. Nach σκωπτόντων fehlt auch in L. αὐτὸν, das wohl als Glossem zu verban-nen seyn dürfte. Die Verse des Aristophanes 4. 6. sind hier geschrieben:

κοῦκ ἐτι κάμνεις οὐδ' ἐστὼς οὔτε βαδίζων,
οὐτ' αὖ ῥιγῶν ἄχθει λίαν, οὐτ' ἀρίστων ἐπιθυμεῖς κτλ.

Für κοῦκ ἐτι in V. κοδτέ τι. Für ῥιγῶν ἄχθει (so vom verst. Reisig emendirt) λίαν ist in V. ῥιγῶν ἄχρῳ λίαν ἄχθῃ. L. stimmt mit der Bas. überein. Da auch im folgenden Verse alle Handschriften ἀπῆλθῃ darbieten, so können wir uns nur schwer zu Reisig's Verbesserung entschliessen. Ebenso §. 28. vs. 2 ἀνέλθῃ, wo am Ende alle Codd. in der fehlerhaften Lesart übereinstimmen: καὶ ἐν ἡμῖν σεμνοπρεπεῖς; hier verbessert: κάφ' ἡμῖν σεμνοπρεπεῖς. §. 29 zu Ende ist wohl aus L. und V. zu verbessern: ὡς φησὶν ὁ Ξενοφῶν, wie auch schon in der Ausgabe des Menagius geschrieben ist. §. 30. Die Emendation des Muretus V. L. IX, 29. γλισχρολογίαν für αἰσχρολογίαν wird auch durch V. bewährt. §. 32. τοὺς τε τὰ ἄωρα. „Legebatur ἄωρα. Emendavit Menagius in obs.“ So Hr. H. unter dem Text. In dem Appendix jedoch hat er diese unrichtige Angabe verbessert, indem ja Menagius ἄωρα vorgeschlagen hatte. L. hat τὰ ἄωρα, V. τὰ ἄνωρα. Diese Lesart giebt einen erträglichen Sinn. Von denjenigen, welche die Marktwaaren theuer einkaufen, sagte er, dafs sie daran verzweifeln, zur Reife zu gelangen: wiewohl die Conjectur ἄωρα oder ἄωρια (unreife Früchte) einen schärfern Gegensatz hervorbringt, der mit lauter m Attischen Salz eingebeizt ist. §. 38. Εὐριπίδου δ' ἐν τῇ Ἀλγῇ, wofür L. ἀντῇ, V. αὐτῇ. Weiter unten statt κατασκευαζόμενον V. κατασκευάζοντων, mit Auslassung des τε nach ἔλεγε. Ferner statt τοὺς νέους συνεχῶς καταπρῆσθαι V. τῆς νεῶς συνεχῶς κ. Die beiden ersten Worte sind unstreitig nur Schreibfehler: ob aber συνεχῶς zu schreiben sey, oder συνεχῆς, bleibt wenigstens problematisch; denn auch ein anderer Cod. stimmt für das Letztere. Hr. H. ist hier von seiner sonstigen Genauigkeit abgewichen, weil er ein ihm vorhandenes Hilfsmittel unbenutzt gelassen hat; denn in Fischer's Ausgabe von Platon's Euthyphron u. s. w. S. 35 heifst es ausdrücklich: Cod. Arund. συνεχῆς. §. 35. Statt ἐναποθάνῃ L. und V. ἀποθάνῃ. §. 37. Im Texte λέγοι und unten die Variante aus der Basil

sil. λέγει. In L. sind die Schriftzüge so undeutlich, daß es zweifelhaft bleibt, ob λέγει, oder λέγοι, oder λέγη geschrieben ist: im V. dagegen steht ganz deutlich λέγη, welches wohl das Richtige seyn mag. §. 44. Das Bruchstück aus Euripides *Palamedes* wird so restituirt:

Ἐκάνει', ἐκάνειε τὸν
πάνσοπον, [ὃ Δαναοί,
τὸν οὐδὲν ἀλγύνουσιν ἀηδόνα Μοῦσῳν.

Die Lesart ἐκάνει' steht auch in V. und die Quelle des Irrthums bietet L. dar: ἐκάνει'. τὸν πάνσοπον auch L., dagegen V. τὸν πάν σοπὸν, von einem Sciolus herrührend. Ueber die Accentuation von Μοῦσῳν spricht Hermann im Appendix. Μοῦσαν steht auch in L. und V. — Zu Ende von §. 44 bietet V. die merkwürdige, aber falsche Variante ὀδοήκοντα statt ἐβδομήκοντα. —

Vita Platonis III. §. 2. Σπείσιππος — φασὶν ὡς Ἀθήνησιν κ. τ. λ. steht im Text, mit der Bemerkung: „Ita Menagiana. At Codd. Cantabr. et Arund. cum edit. Froben. et Stephan. omittunt ὡς.“ Aber auch L. V. haben kein ὡς. Wir sehen auch gar nicht die Nothwendigkeit dieses ὡς ein, indem wir nur von Ἀθήνησιν an bis ἀποκνήσεως oratio recta annehmen und nach φασὶν ein Colon setzen dürfen. Weiter unten steht im Texte: καὶ ἦν Ἀήλιος τὸν Ἀπόλλωνα γενέσθαι φασί, ohne Angabe der Variante Ἀήλιον in den Codd. Arund. et Cantabr. Auch L. V. stimmen mit diesen Codd. überein. Und warum sollte auch diese handschriftliche Lesart zu verwerfen seyn? Sinn: Am siebenten Tage des Monats Thargelion soll auch der delische Apollon, oder Apollon zu Delos geboren seyn. Ebenso ist auch §. 3, wo ganz richtig nach Meursius emendirt wird Κολυττεύς, nicht angegeben, daß der Cod. Cantabr. καλυττής darbietet; V. κολληττεύς; L. κολλυττεύς mit Bas. Ueberhaupt müssen wir es an Hn. H. tadeln, daß er die Lesarten der beiden in der Menagischen Ausg. benutzten Hdschr. (Arund. Cantabr.) nicht immer ganz genau verzeichnet hat. Auch hätte er sich in der Bezeichnung der Hdschr. und Ausgg. einer größern Kürze befleißigen können. Er schreibt fast immer vollständig: Menagiana, oder doch Menag., Edit. Froben., Codd. Cantabr. et Arund. Ein einziger Buchstabe hätte eben so gut zur Bezeichnung dienen können. — Zu Ende des §. Ἀθηνώδωρος ἐν ὀδοῳ Περιπάτων, mit der Note: Codd. Cantabr. et Arund. ἐν περιπάτῳ. Edit. Froben. ἐν περιπάτων. Die wahre (?) Lesart dürfte zuletzt vom L. V. geboten werden: ἐν τῷ Περιπάτων, i. e. in libro Deambulationum. §. 5. Διονυσιακοῦ, welches mit R. und Steph. in den Text aufgenommen ist, steht auch in V., dagegen in L. Ὀλυμπιακοῦ. §. 7 in den Worten des Timon vs. 3: δένδρεϊ ἐφεζόμενοι, ὅσα λειψέσσαν ἱῶσι.

Hr. H. bemerkt nur die Lesart Bas. δένδρεα und die Conjectur des Menagius δένδρεα. Aber für seine Lesart wird zwar keine nähere Auctorität angegeben. Die Aldina bietet δένδρεϊ, die Steph. δένδρεϊ, L. V. δένδρεα. Für ἱῶσι haben außer Froben. und Menag. auch L. V. ἱῶσι. Man darf dieses nur mit verändertem Spiritus ἱῶσι schreiben, so erhalten wir die wahre diplomatische Lesart, der wir noch das ν ἐφελξ. zufügen wollen, also ἱῶσιν. Die ganze Stelle des Timon ist übrigens Nachahmung einer Homerischen II. γ, 160. sq., und zwar eine so treue, daß der letzte Vers wörtlich beybehalten ist. §. 10 ist eine sehr schwierige Stelle des Epicharmos, welcher Hermann sein Heil hat angedeihen lassen. Mögen daher hier nur die hauptsächlichsten Varianten in L. zu weiterer Berücksichtigung eine Stelle finden. Vs. 6. τῶν δ' ὧν ἄμεις — λέγων, μέλλει τάδ' εἶναι. παρ' α'. — τὸν ἄρτιον. Vs. 8. ποτὲ θέμιν λῆς. Vs. 9. ἡ δοκεῖν κατόπ' καὶ ὁ αὐτὸς εἰμὲν — τάλλχθ. Vs. 10. — οὐδὲ ποτὶ μ. παρ' ἔδν ποτ' ἐθέμιν λῆ τις ἕτερον στερόδον μ. — κείνο τὸ μ. Vs. 13. καὶ τὼς ἀνθρώπους (τὼς in l'exte des Hn. H. ist wohl nur Druckfehler). Vs. 16 wird ἄλλα vor ἕτερον auch in L. V. ausgelassen. Im Uebrigen herrscht Uebereinstimmung mit der Fischer'schen Ausgabe. §. 17. Den ersten Vers emendirt Hermann also:

Ὡς δ' ἐγὼ δοκέω, δοκέω γάρ, δ σαφὲς ἄμιν, τοῦδ', ὅτι

L. δοκέων γὰρ σαφὲς ἄμι τοῦδ' ὅτι, womit V. im Wesentlichen übereinstimmt, mit der unbedeutenden Abweichung δοκέων. Hr. H. hat hier abermals die Lesart eines bekannten Pariser Codex, mit L. übereinstimmend (mit Ausnahme von ἀμι), nicht verzeichnet. Vs. 2 hat auch μνάμα. Vs. 5 ist die gemeine Schreibweise τοὺς ἄλλους in die dorische Form τὸς ἄλλως umgeändert worden. Statt ἀποφαίνει hat L. ἀποφαίνει und V. ἀποφαίνε. §. 18. V. μετακομίσαι für διακομίσαι. V. Weiterhin L. V. κρεῖττον δ συμφέρον αὐτὸ μόνον, eine Lesart, der wir wegen des folgenden Gegensatzes, εἰ μὴ καὶ ἀρετῇ διαφέροι, gegen die Vulgata κ. δ συμφέρεῖ αὐτῷ μόνον, unsern Beyfall schenken. §. 20. Hr. H. schreibt Πόλιν, wofür die alten Ausgaben mit L. V. Πόλιν, Cantabr. πόλιν, Arund. πόλινδα, Menag. πόλινδα. Zu der Verdoppelung des λ. scheint (?) Hr. H. bewogen worden zu seyn durch die Lesart des Cod. Arund. §. 19. Πόλινδα. Aber es fragt sich (?), ob nicht mit größerer Sicherheit dort Πόλινδα und hier Πόλιν zu schreiben sey, wie das Compositum (!) Εὐπόλιν, Εὐπόλινδος. Aus Χαβρίων ist durch die spätere Aussprache des ν in L. V. Χανρίων entstanden. §. 21. μὴ κακῶς ἀναγορεύειν αὐτῷ. Dieses ἀναγορεύειν statt des gewöhnlichen ἀγορεύειν hat weit mehr Kraft. Weiter unten haben L. V. auch Θεώνταν.

(Der Beschlus folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1830.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Köhler: *Diogenis Laertii de vitis, dogmatis et apophthegmatis clarorum philosophorum libri decem* — instruxit *Henricus Gustavus Huebnerus*. Vol. I. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In §. 22. schreibt Hr. Hübner ἀπολαμφόμενοι (Cod. Arund. ἀπολαμφόμενοι, abermals nicht angegeben), ohne zu bedenken, dass mit dieser ionischen Form im dorischen Dialekt nichts anzufangen ist. Schon die Ald. und Bas. bieten die echt dorische Form ἀπολαφόμενοι (statt ἀποληφόμενοι), womit L. übereinstimmt. V. ἀπολαφόμενοι. Weiter unten wird die von Hn. H. aufgenommene Lesart καποιδόμεν ἄμμι durch L. vollkommen bestätigt, nur dass hier geschrieben ist καπ — cf. *Bultmann* ausf. Gr. Gramm. S. 50. V. καπιδόμεν ἄμμι. Er hat übrigens hier wieder nicht angegeben, dass Cod. Cantabr. ἄμμι und Arund. ἄμμι darbieten. Ferner wird χαρίζη in Codd. Cantabr. et Arund. ed. Frob. auch in L. V. gefunden. §. 32. In dem Epigramm auf den Agathon giebt V. das zweyte Distichon also:

εἰ δ' ἄρ', ὃ μοι γίνετο, νοεῖς, τοῦτ' αὐτὸ λαβοῦσα σκέψαι τὴν ὥρην ὡς ὀλιγοχρόνιος.

§. 59 fehlt in V. der ganze Satz: Πρωταγόρας — ἀνατρεπτικός. §. 60 Τίμαιος — ἡθικός. §. 61. Die Worte, Ἐπικουρος δὲ εὖ διδάγειν Κλέων χαιρεῖν, hat Menagius für unecht erklärt. In V. erscheint der erstere Satz wunderbar verstümmelt ἐπίκερδος. Was damit anzufangen sey, möge ein Oedipus lösen. — Weiter unten hat schon Fischer an die Stelle der Vulg. Ἰπποστρόφος die wahre Lesart Ἰπποτρόφος gesetzt, mit der Bemerkung: „Leg. Ἰπποτρόφος e Cod. bibl. Caesar. ap. Lambec. lib. 7. p. 4.“ Da sich nun eben dieselbe Lesart auch in unserm V. findet, so ist man dadurch zu der Vermuthung berechtigt, dass der dort erwähnte Codex gerade derjenige seyn dürfte, welchen Bast in Wien verglichen hat. §. 62. Statt Δημόδοκος bietet V. Δημόδοχος. §. 63 Δικυμνίω im Text, mit der Note: „Edit. Froben. et Menag. Δικυμνίω. Illud ex cod. Arund. restitui.“ V. Δικυμνίω. Welche von diesen drey Schreibweisen die richtige sey, ist schwer zu entscheiden. §. 65. Hier ist aus V. zu emendiren: Ἐπεὶ δὲ καὶ σημειῖα τινα τοῖς βιβλίοις αὐτοῦ παρατίθεται, — statt der Vulg. παρατίθενται. §. 66. Statt ὀβελός wird sowohl hier als auch weiter unten in Vulg. immer ὀβολός geschrieben, auch der Cod. Reg. Paris. giebt ὀβολός, was Hr. H. anzumerken unterlassen hat. Es bleibt auf jeden Fall zweifelhaft, welcher

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

von beiden Lesarten hier der Vorzug gebührt. Vgl. *Plutarch. Lys. 17. Pollux IX, 77.* — Fernerhin wird mit Menagius geschrieben: βιβλία τοσαῦτα ἅπερ, Ἀντίγονός φησιν ὁ Καρύστιος ἐν τῷ περὶ Ζήνωνος νεωστὶ ἐκδοθέντα εἶ τις ἤθελε διαγνῶναι, κ. τ. λ. mit der Note: „Codd. R. et Arund. ἐκδοθέντι, & εἶ τις, quod agnoscit Ambrosius. Non probat Menagius, quem in interpretando secutus sum.“ Auch die Aldina stimmt mit der Lesart der Hdschr., auch des V. überein, und Stephanus hat dasselbe schon vorgeschlagen, darum nicht leichtsinnig hätte abgewiesen werden sollen. Wir tragen kein Bedenken, die ganze Stelle auf diplomatischer Basis also festzustellen: τὰ βιβλία τοσαῦτα, ἅπερ Ἀντίγονός φησιν ὁ Καρύστιος ἐν τῷ περὶ Ζήνωνος νεωστὶ ἐκδοθέντι ἃ εἶ τις ἤθελε διαγνῶναι, (wofür Casaub. ἀναγνῶναι lesen wollte, das R. am Rande hat,) μισθὸν ἐτελεῖ τοῖς κεκτημένοις. Hiernach wäre die lateinische Uebersetzung ebenfalls zu berichtigen. §. 67. Statt λογιστικόν, welches Hr. H. in den Text aufgenommen, giebt auch V. λογικόν mit dem Cod. Cantabr. Ed. Frob. et Steph. §. 68. Der ganze Satz: ὦν τὸν ἐντὸς — ποιῶν lässt V. so wie die Ed. Frob. ganz aus. §. 72. τῆς γενέσεως τὰ ἄριστα αἷον. Da das Adjectivum ἄριστον nicht bloß in den Codd. Cantabr. et Arund. sondern auch in V. fehlt, so fällt nothwendig der Verdacht an seiner Echtheit auf dasselbe. Das folgende τὸ ἄριστον εἶναι τῶν νοητῶν αἷον, konnte leicht die Veranlassung zum Einschwärzen jenes Wortes gegeben haben. — Statt γεννητῶν steht in V. zweymal γενητῶν. §. 77. διοσιῶτα (Cod. Arund. cum Steph. συνεσιῶτα) ist auch in V. geschrieben und von Hn. H. mit Recht aufgenommen. §. 83. Die Worte: τῆς ἀρα δικαιοσύνης — ἀποιχομένου fehlen in V. — ἢ μὲν γὰρ οἰκοδομικὴ καὶ ναυπηγικὴ ποιητικαὶ εἰσιν. Statt ναυπηγικὴ hat schon die Ed. Frob. ναυτικὴ. V. dagegen bringt einen ganz neuen Sinn in die Stelle: ἢ μὲν γὰρ οἰκονομικὴ καὶ ναυτικὴ π. εἰσιν. Indessen erfordert doch der Zusammenhang die erstere Lesart; denn es soll hier die Kunst Häuser und Schiffe zu bauen als eine solche, die nach vollendeter Ausübung etwas vor die Augen stellt, der Staats-, Flöten- und Citherspielerkunst entgegengesetzt werden; denn hier findet zwar auch eine Handlung Statt, aber wenn diese vorüber ist, bleibt nichts weiter übrig, was man mit den Augen sehen könnte, wie doch dort ein Haus oder ein Schiff. Dieses Verhältniß ist kurz mit den Worten ἐπιστῆμαι ποιητικαὶ und πρακτικαὶ ausgedrückt. §. 89. Die Lesart in V. πρὸς χρῆσιν ἵσσι καλὰ dürfte wohl der Vulg. εἶσι vorzuziehen

sey. §. 90. Die Lesart der Aldina und Menagiana: τῶν τοιούτων πάντων (vulg. τῶν τοιούτων) ist auch in *V.* §. 99. Für τοῦ σώματος μελῶν hat nicht nur der Cod. Cantabr. sondern auch *V.* τοῦ σ. μελῶν. Da der Gedanke weder durch die eine, noch durch die andre Lesart wesentlich verändert wird, so kann man sich schwerlich hier bestimmt entscheiden. Nicht weniger zweydeutig bleibt es §. 101, wo die Vulg. ὧν μὲν ἐν λέγομεν, in *V.* dagegen, ἐν μὲν οὖν λέγομεν. §. 102. Cod. Arund. *V.* et ed. Frob. Τῶν ὄντων τὰ μὲν ἐστὶ κακά, τὰ δὲ καλὰ, τὰ δὲ οὐδέτερα. Sonst steht für καλὰ überall ἀγαθὰ, wofür auch die folgenden Worte zu sprechen scheinen, indem τὰ κακά und τὰ ἀγαθὰ als Gegensätze aufgeführt werden, τὰ καλὰ aber nicht mehr vorkommt. Inzwischen ist im Griechischen die Bedeutung von καλός und ἀγαθός so innig in einander verwebt, daß an unserer Stelle gar wohl ohne allen Anstoß τὰ καλὰ hätte können geschrieben werden. — §. 104. Hier hat Hr. H. wieder einmal ein Beyspiel von Ungenauigkeit und Flüchtigkeit gegeben. Im Texte wird gelesen: κακά δὲ κακοῖς ἐναντία ἐστίν, ὅσον ἀσωτία τῇ ἀνελευθερίᾳ κ. τ. λ. Beyläufig wollen wir hier bemerken, daß Hr. H. jedes Oxytonon vor einem Comma mit dem Acutus bezeichnet, worin er freylich Hn. Bekker als Vorgänger nennen kann. Uns jedoch scheint die Sache noch sehr mißlich; denn die Gedankenpause, welche durch ein Comma bezeichnet wird, ist zu klein und zu unbedeutend, daß man sie in gleiche Kategorie mit der durch ein Kolon oder Punctum bezeichneten Pause setzen dürfte. Jene Worte stehen aber so, wie wir sie hier finden, nur in der *Ed. Ald.* und *Froben.* Die Varianten der übrigen Handschriften und Ausgaben hat Hr. H. gar nicht angegeben, obgleich es wegen der gänzlichen Umwandlung der Construction wohl der Mühe werth gewesen wäre: κακά δὲ κακοῖς ἐναντία εἶναι, τὴν ἀσωτίαν καὶ τὴν ἀνελευθερίαν κ. τ. λ. *V.* stimmt in der Construction für das erstere, hat aber noch andere Eigenheiten: κακά δὲ κακοῖς ἐναντία ἐστίν, ὅσον ἡ ἀσωτία τῇ ἐλευθερίᾳ κ. τ. λ. §. 106. Die Worte τὰ δὲ ἐκ τῶν μελλόντων — προσβίας, sind in *V.* ausgelassen. Sollte wohl nicht §. 107 die Lesart τῆς τοῦ ἐμψύχου φωνῆς, die in *V.* und der *ed. Ald.* sich vorfindet, der gemeinen τῆς ἐμψύχου φ. vorzuziehen seyn? Wenigstens spricht das Vorhergehende dafür, wo ἐμψυχον als Neutrum gebraucht ist. §. 109. In der lateinischen Uebersetzung ist folgende Stelle ganz übergangen: τῶν ὄντων ἄρα τὰ μὲν αὐτὰ καὶ αὐτὰ λέγεται, τὰ δὲ πρὸς τι. Gleich darauf giebt *V.* διήρηται statt διήρει. Mit einer unbedeutenden Zugabe läßt sich daraus διήρηται machen, welches wegen des vorhergehenden λέγεται unbedenklich den Vorzug verdient. N. Bach.

LEIPZIG, b. Köhler: *Isaaci Casauboni notae atque Aegidii Menagii observationes et emendationes in Diogenem Laertium.* Addita est historia mulierum philosopharum ab eodem Menagio scripta. Editionem ad exemplar Wetstenianum expressam atque indicibus instructam curavit Henricus Gustavus Huebner.

Auch unter dem Titel:
Commentarii in Diogenem Laertium Volumen Primum. 1830. X u. 670 S. 8. (3 Rthlr.)

Bey der Kostbarkeit und Seltenheit der *Majbom-*schen Ausgabe des Diogenes von Laerte ist ein verbesserter Abdruck der Commentare der Vorgänger und namentlich des so lehrreichen von *Menage* ein doppelt dankenswerthes Unternehmen. Der gegenwärtige erste Band enthält die Noten des *Isaacus Casaubonus* zu allen 10, und die des *Menage* zu den 5 ersten Büchern des *Diogenes*. Bey den erstern ist die Ausgabe Genf und Cölln 1616. 8. zu Grunde gelegt und mit der Londner und Amsterd. Ausgabe verglichen; der Commentar des *Menage* ist nach der Amsterd. Ausgabe v. 1698, jedoch mit sorgfältiger Vergleichung der Londner Ausg. v. 1664. 4., abgedruckt worden, wodurch dieser Commentar an sehr vielen Stellen Berichtigungen erhalten hat. Hr. H. hat seiner Ausgabe auch den Vorzug verschafft, daß sie die Citate größtentheils genauer als in den früheren Ausgaben geschehen, nachweist — und er selbst hat hier und da einige kleine Anmerkungen gemacht, die er als *inter relegendum primo calore subnata* entschuldigt. Endlich finden wir es dankenswerth, daß Hr. H. durch Auslassung der lateinischen Uebersetzung, die *Menage* den von ihm angeführten Stellen aus griechischen Schriftstellern beygegeben hatte, Raum und Kosten gespart hat. Wir wünschen dem Unternehmen raschen Fortgang und bitten nur den Hsbg., auch nichts zu übergehn, was zur Erläuterung des *Diogenes* irgendwo und namentlich in den Schriften über Geschichte der griech. Philosophie geschehen ist; jedoch versteht sich, daß es nur kurze Nachweisungen und nicht der Abdruck ausführlicher Abhandlungen ist, was wir erwarten.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) BAMBERG und ASCHAFFENBURG, b. Dresch: *Polymnia*, oder *theoretisch - praktische Sammlung über (?) das Gesamt - Gebiet deutscher Prosa und Dichtkunst*, in systematischer Ordnung entworfen von L. M. Eisenschmid, Professor. Erste Abtheilung: Das Gebiet der Prosa. Erster bis vierter Band. Zweyte Abtheilung: Poesie. Erster Band. 1827 — 1828. kl. 8. Jeder Band in 3 Heften à 5 bis 6 Bogen. (12 gGr.)
- 2) DRESDEN, b. Wagner: *Braga. Vollständige Sammlung klassischer und volkthümlicher deutscher Gedichte aus dem 18ten und 19ten Jahrhundert*, herausgegeben von Anton Dietrich. Mit einer Einleitung von Ludwig Tieck. Erstes bis zehntes Bändchen (jedes circa 15 Bogen stark). 1827 — 1828. kl. 8. (3 Rthlr. 8 gGr.)
- 3) POSEN, BERLIN u. BROMBERG, b. Mittler: *Kurze Theorie der Dichtungsarten*, nebst einer vollständigen deutschen Beyspielsammlung für obere Gymnasialklassen. verfaßt von Dr. Georg Müller, Professor. 1828. XVI u. 534 S. 8. (2 Rthlr.)
- 4) KÖLN, b. Du Mont - Schauberg: *Systematisch geordnete Musterlese aus dem Gebiete der deutschen Dichtkunst*, nebst einer kurzgefaßten Poetik und einigen Erläuterungen. Zum Ge-

brauche in den obern Klassen der Elementar-Schulen, in Bürger- und höhern Töchter-Schulen und Gymnasien. Von *Arn. Jos. Schmitz* und *Dr. Joh. Jos. Dilschneider*, 1828. X u. 289 S. 8. (12 gGr.)

An Sammelwerken, wie die vorliegenden, erhalten wir von Jahr zu Jahr neuen Vorrath. Bey einer noch keinesweges abgeschlossenen Literatur, so wie bey den mannichfaltigen Bedürfnissen und Forderungen theils der gebildeten Lesewelt überhaupt, theils insbesondere der Bildungsanstalten aller Art nach ihren verschiedenen Sphären und Stufen ist diese Erscheinung nicht befremdend und verdient im Allgemeinen keinen Tadel. Bey der Beurtheilung des Werthes der einzelnen hieher gehörigen Werke kommt aber alles auf den Gesichtspunkt und Zweck an, welchen die Vff. im Auge hatten und auf die demselben mehr oder weniger angemessene Auswahl und Anordnung des überreichen Stoffes. Entspricht der Zweck und Plan des Sammlers einem anerkannten oder Anerkennung verdienenden Bedürfnisse unserer Zeit, und hat der Vf. bey seiner Auswahl und Anordnung seinen Gesichtspunkt fest im Auge behalten, und so zur Befriedigung jenes Bedürfnisses möglichst beygetragen? Durch die Beantwortung dieser Fragen in Beziehung auf die genannten Werke wird sich der Grad ihrer Brauchbarkeit und ihres Werthes am besten ergeben.

Das unter Nr. 1. genannte Werk soll nach der auf dem Umschlag befindlichen Ankündigung ungefähr aus 8 Bänden oder 24 Heften bestehen, von denen die erste Hälfte das Gebiet der *Prosa*, die zweyte das Gebiet der *Dichtkunst* umfaßt. Jedes Heft von 5 bis 6 Bogen kostet nur 4 Groschen. Der Stoff ist nach folgenden Hauptrubriken geordnet: A. *Prosa*. I. *Beschreibung und Schilderung*; II. *Erzählende Prosa*; III. *Didaktische Prosa*; IV. *Oratorische Prosa*; V. *Gespräche*; VI. *Briefe*. B. *Dichtkunst*. I. *Lyrische Poesie*; II. *Didaktische*; III. *Epische*; IV. *Dramatische Dichtkunst*; V. *Ergänzungs-klassen*, wohn die *Fabel*, *Parabel*, das *besprechende Gedicht*, die *Idylle*, das *Mährchen* und der *Roman*, das *Epigramm* und *Spruchgedicht* gerechnet sind, wovon die beiden ersten Gattungen und die letzte offenbar der *didaktischen*, die übrigen der *epischen* Poesie beyzuzählen waren. Ueberhaupt wird die ganz verkehrte Anordnung der poetischen Literatur jedem Sachkundigen sogleich einleuchten. Wichtiger aber ist, daß der Vf. bey der ganzen Anlage seines Werkes zwey Gesichtspunkte und Zwecke mit einander vermengt. Er will nach der Vorrede eine fortlaufende Beyspielsammlung zu der Theorie des Stils geben, welche, wie er sich ausdrückt, „*Falkmann* zu einem sehr verdienstlichen Werke zählt“ (soll heißen: für ein sehr verdienstliches Werk erklärt). Eine solche aber würde durchgängige Anordnung der Literaturproben nach stilistischen, nicht nach ästhetischen Gesichtspunkten, d. h. nach der Redeform, nicht nach dem Stoff und Gehalt, erfordern. Die Anordnung des Vfs. aber folgt ausschließlic dem letztern Gesichtspunkte, so daß man nicht begreift, was vor der ersten Ab-

theilung dieser Sammlung eine noch obendrein sehr dürftige und ungenügende Theorie des Stils soll, vor der zweyten eine Theorie der Dichtungsarten, nebst einer Verslehre. Uebrigens betrachtet der Vf. als „charakteristische Kennzeichen seiner Arbeit“ die vollständigere Theorie (die aber, wie eben bemerkt, mit dem Zwecke des Werks in Widerspruch steht), die reiche Mannichfaltigkeit der Gegenstände begleitenden Noten, (welche jedoch, wie es S. X heißt, zum prosaischen Theile wegen *kostspieliger Vertheuerung* (!) des Werkes dem Vf. nicht rathsam schienen,) und die Ausführlichkeit (?) in den poetischen Mustern.“ — Wie kann, wer selbst schon auf dem Titel und in der Vorrede so incorrect schreibt, der Jugend, für welche (nach S. VI) das Werk vorzugsweise bestimmt ist, Anleitung zum Stil geben wollen! Es ist nur gut, daß dies mehr durch größtentheils wirklich klassische Muster, als durch des Vfs. Lehre und Beyspiel bewirkt werden soll.

Ungleich besonnener angelegt und mit mehr Einsicht und Geschmack ausgeführt ist das unter Nr. 2. angeführte Werk. Der Vf. beschränkt sich in seiner nicht vorzugsweise der Jugend oder dem Schulgebrauch, sondern der gebildeten Lesewelt überhaupt gewidmeten Sammlung auf die poetische Literatur. Er hält dabey den literarhistorischen Gesichtspunkt fest, indem er jedoch den reichhaltigen Stoff nicht allein nach der Zeitfolge der einzelnen Dichter, sondern nach den besonderen Dichtungsgattungen anordnet, „weil,“ wie es in der Vorrede (S. XXV) heißt, „jede von ihnen, obschon immer mehr oder weniger dem allgemeinen Zeitgeschmacke unterworfen, doch der Natur der Sache nach ihren eigenen Entwicklungsgang verfolgte, und hier der Einzelne in seinen Leistungen nicht als Einzelner hervortreten, sondern als Glied des Ganzen und stets nur in Bezug auf dasselbe aufgefaßt werden sollte.“ Doch liegt der Unterscheidung und Anordnung der Gattungen kein streng befolgtes ästhetisches System zu Grunde; sie erscheinen (nach S. XXX) unter den herkömmlichen Benennungen in folgender Reihe: *Ballade* und *Romanze*, *Legende*, *Idylle*, *Erzählung*, *Lied*, *Elegie*, *Ode*, *Hymne*, *Dithyrambe*, *Sonett*, *Madrigal* u. s. w.; *morgenländische Dichtungen*, *Lehrgedicht*, *Fabel*, *Parabel*, *Satire*, *Epigramm*. Daß das eigentliche Epos und das Drama ausgeschlossen wurden, billigen wir unbedingt. „Die Mittheilung von einzelnen Bruchstücken und Proben aus umfassenden Gedichten,“ heißt es S. XXIII, „wurde unzulässig befunden, theils weil sie sich nur selten als etwas Selbständiges aus dem Zusammenhange nehmen lassen, theils weil sie auch bey der sorgfältigsten Auswahl am Ende doch nur ein sehr unvollständiges Bild vom Ganzen gewähren.“ Wenn unsere poetischen Beyspielsammlungen einzelne Scenen, oft gar Monologe, als Proben dramatischer Poesie geben, so ist dies in der That nicht viel besser, als wenn ein Ziegelstein als Probe eines Hauses dienen soll. Dagegen sieht Rec. nicht ein, was den Vf. nöthigte, Allem, was in *ungebundener Rede* geschrieben ist, die Aufnahme in die Sammlung zu verweigern, da sich doch, wie

er selbst bemerkt, dieser Mangel bey einigen Dichtungsgattungen, namentlich bey der Idylle, Satire, Fabel, Parabel, sehr fühlbar machen muß. Noch weniger finden wir die Ausschließung des *geistlichen Liedes* gerechtfertigt. — Hinsichtlich der Auswahl der aufzunehmenden Dichtungen galt es dem Vf. als leitender Gesichtspunkt, daß nur solche Gedichte des 18ten und 19ten Jahrhunderts zugelassen werden sollten, welche entweder durch die Stimme bewährter Kenner als klassisch anerkannt, oder durch den Uebergang in das Gedächtniß und den Mund des Volkes als volkthümlich bezeichnet worden sind. Demnach hat der Vf. gestrebt, mit möglichster Unbefangenheit, mit unbedingter Entäufserung der Vorliebe für den Geist der Dichtung irgend eines Einzelnen und zugleich ohne alle Rücksicht auf den Geschmack und die Ansichten einer besondern ästhetischen Schule bey dem Sammlergeschäfte zu Werke zu gehen; und wir können ihm das Zeugniß geben, daß er diesem Grundsatz fast durchgängig treu geblieben ist. Es war ihm Hauptzweck, „unmittelbar durch Musterstücke selbst den Leser in den Stand zu setzen, sich eine Uebersicht der allmählichen Entwicklung der deutschen Poesie des 18ten und 19ten Jahrhunderts in ihren verschiedenen Zweigen zu verschaffen. Darum war bey der Auswahl mit vorzüglicher Sorgfalt auf alles dasjenige Rücksicht zu nehmen, was zu seiner Zeit als besonders charakteristisch hervortrat, und selbst Mittelmäßiges, ja Verfehltes durfte nicht gänzlich ausgeschlossen bleiben, in sofern es zur Förderung dieses Zweckes wesentlich dienen konnte. „Es galt hier nicht Befriedigung der höchsten Ansprüche ästhetischer Kritik, sondern eben nur Auswahl aus dem Vorhandenen.“ — Man sieht, wie klar sich der Vf. seines rein literarhistorischen Gesichtspunktes bewußt ist. Daß das „vollständige“ auf dem Titel nicht absolut zu nehmen ist, versteht sich von selbst. Es soll in dieser Sammlung das Wesentlichste und Vorzüglichste gegeben werden und zwar in solchem Verhältnisse, daß es eine befriedigende Uebersicht des Bildungsganges der neueren deutschen Poesie gewährt. Aus Gründen, welche in der Vorrede genügend dargelegt werden, wurde statt der strengchronologischen Anordnung der einzelnen Gedichte einer Gattung für zweckmäßiger gehalten, immer einen Kreis von Dichtern, welche der Zeit und dem Geiste nach zusammengehören, in besondere Abtheilungen zusammenzuordnen und das Einzelne wiederum nach einem gewissen innern Zusammenhange auf einander folgen zu lassen. Damit das Verschiedenartige gehörig gesondert werde, zerfällt wieder jede Hauptabtheilung in Bücher. — Aenderungen hat der Vf. als ungebührlich mit Recht ganz unterlassen, selbst dann, wenn durch eine leichte Wendung einem Gedanken mehr Klarheit gegeben oder eine Härte oder Zweydeutigkeit vermieden werden konnte. Nur in der Rechtschreibung ist für eine gewisse Gleichförmigkeit gesorgt worden.

Ueberall ist der Vf. bemüht gewesen, auf die besten und reinsten Quellen zurückzugehen, über welche die den einzelnen Bändchen beygefügteten Inhaltsverzeichnisse die nöthige Auskunft geben. — Das ganze Werk ist auf ungefähr 18 Bändchen berechnet, welche Zahl jedoch, wenn man den Inhalt der bisher erschienenen Bändchen mit dem Umfange des ganzen Unternehmens zusammenhält, bey gleichmäßiger Durchführung wohl um etwas wird überschritten werden müssen. Der nähere Inhalt der uns vorliegenden ersten 10 Bändchen ist folgender: Band 1—5: *Romanzen und Balladen*. Aufser den gefeyerten Dichternamen, wie *Bürger, Göthe, Schiller, Voss* u. A. und ihren allbekannten Dichtungen, begegnet man hier auch manchen älteren, jetzt fast vergessenen Dichtern, wie *Joh. Friedr. Löwen, Daniel Schiebeler, Joh. Felix Weisse*, so wie manchen noch wenig bekannten aus neuerer und neuester Zeit, bey deren Aufnahme der Vf. vielleicht hie und da weniger gefällig hätte seyn sollen, wenn er den Grundsatz festhalten wollte, nur klassische, oder volkthümliche Gedichte aufzunehmen. Band 6: *Legenden* von *A. Schreiber, Haug, Langbein, Göthe, Helmine von Chezy, L. Giesbrecht, D. Schubart, Herder, Rückert, A. W. v. Schlegel* u. m. A.; eine recht ansprechende Blumenlese. Band 7: *Idyllen*. Hier fällt die oben bemerkte unbedingte Ausschließung alles in ungebundener Rede Geschriebenen besonders auf, indem *Gesner's* Idyllen, die in ihrer Zeit so wichtig und einflußreich waren, gänzlich übergangen sind. Nur *Rost, Pfeffel, Ewald v. Kleist, Kretschmann, Leop. v. Stolberg, Voss, Hölty, A. W. v. Schlegel, Bronner, Kind* und einige Neuere haben zu diesem Bande beygesteuert. Band 8 u. 9: *Erzählungen* von einer großen Anzahl Dichter aus älterer und neuerer Zeit. Band 10: *Lyrische Gedichte*. Erstes Bändchen. — Wir wünschen diesem eben so zweckmäßig angelegten als geschmackvoll ausgeführten Unternehmen einen durch die Theilnahme des Publikums begünstigten ungestörten Fortgang, und schließen mit einer Stelle aus den *dem Werke zur Zierde gereichenden einleitenden Worten Tieck's*, welche auf die Wichtigkeit der National-Literatur überhaupt aufmerksam machen und zugleich einen geistreichen Ueberblick über die Haupt-Epochen der poetischen Literatur bey den bedeutendsten europäischen Nationen gewähren. „Nur wenn die Sprache und mit ihr die Gesänge erloschen und umgetauscht sind“ (heißt es hier S. VI), „die Literatur vergessen ist und ein fremder Ton den alten verdrängt hat, ist ein Volk gänzlich besiegt und vernichtet. Es ist darum nicht leere müßige Liebhaberey, oder nur allein Huldigung der Schönheit, oder gar Eitelkeit und blinde Vorliebe, wenn eine gebildete Nation ihre Dichter ehrt, die vergessenen wieder hervorsucht, erklärt, sammelt und mit immer neuer Liebe das Alte von Neuem lebendig macht.“

(Der Beschlufs folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1830.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) BAMBERG u. ASCHAFFENBURG, b. Dresch: *Polymnia* — — entworfen von L. M. Eisenschmid u. s. w.
- 2) DRESDEN, b. Wagner: *Braga. Vollständige Sammlung klassischer und volkthümlicher deutscher Gedichte* — — herausgeg. von Anton Dietrich. Mit e. Einleit. von Ludwig Tieck u. f. w.
- 3) POSEN, BERLIN u. BROMBERG, b. Mittler: *Kurze Theorie der Dichtungsarten* — — verfaßt von Dr. Georg Müller u. s. w.
- 4) KÖLN, b. Du Mont-Schauberg: *Systematisch geordnete Musterlese aus dem Gebiete der deutschen Dichtkunst*, — — von Arn. Jos. Schmitz und Dr. Joh. Jos. Dilachneider u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. von Nr. 3. spricht die schon auf dem Titel angedeutete Bestimmung seines Werks zum Schulgebrauch in dem Vorworte noch näher aus. Seine Absicht war, „Schülern der obern Gymnasialklassen eine für Declamationsdarstellung sich eignende Reihe mustergültiger, nach den Dichtungsarten geordneter deutscher Beyspiele aus dem Gesamtgebiete der Poesie in die Hände zu geben.“ Es sollte heißen: „der neuern Deutschen Poesie“; denn Beyspiele aus der Zeit vor Hagedorn hat der Vf., wie er weiterhin bemerkt, nur sehr wenige aufgenommen, weil unter seinen Schülern, für welche diese Sammlung zunächst bestimmt ist, sich viele Polen befinden, welche die deutsche Sprache in ihrer gegenwärtigen Gestalt sich zuvörderst aneignen müssen. Den Beyspielen ist eine kurze Theorie der einzelnen Dichtungsarten vorangeschickt, wobey der Vf. die gewöhnliche Eintheilung in vier Dichtungsarten (lyrische, didaktische, epische, dramatische Poesie; warum aber in dieser Ordnung, da die epische Poesie offenbar der lyrischen und didaktischen vorausgehen sollte?) beybehalten hat, ohne eine sogenannte Ergänzungsklasse anzunehmen, weil, wie er sehr richtig bemerkt, dadurch sowohl der Schüler irre geleitet, als auch die Unzulänglichkeit der Theorie selbst eingestanden wird. Der Theorie ist ein Verzeichniß der vorzüglichsten Dichter in jeder Gattung beygefügt, und am Schlusse des Ganzen ein alphabetisches

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Register aller im Buche genannten Dichter mit Angabe ihrer Zeit und ihres Wohnortes, so wie eine kurze chronologische Uebersicht der verschiedenen Epochen der deutschen Poesie angehängt. — Als Haupt-Eintheilungsgrund dient also der ästhetische Gesichtspunkt, mit welchem der literarhistorische nur in untergeordneter Stellung verknüpft ist. Dem besondern, auch für Nichtdeutsche berechneten Zwecke des Vfs., der ihn nöthigte, sich auf die neuere Literatur zu beschränken, mag diese Anordnungsweise allerdings angemessen seyn. Auf reindeutschen Gymnasien aber ist nach unserm Ermessen die zweckmässigste Methode des Unterrichts in der deutschen Literatur die, daß in den mittlern Klassen eine nach den Gattungen geordnete Beyspielsammlung aus der neuern Literatur mit den Schülern gelesen wird, so daß die Gattungsunterschiede denselben zunächst durch die Anschauung geläufig werden. In den obern Klassen aber muß nach einer vorausgeschickten ästhetischen Einleitung, welche die Nothwendigkeit, die wesentliche Bedeutung und das Verhältniß der bereits empirisch kennen gelernten verschiedenen poetischen Gattungen zu einander, in soweit es für diese Bildungsstufe möglich ist, entwickelt, nun der literarhistorische Weg eingeschlagen werden, indem etwa nach Anleitung des sehr brauchbaren Koberstein'schen Handbuchs der Gang der Literatur von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten verfolgt, die Haupt-Epochen derselben unterschieden und durch einzelne Proben der eigenen Anschauung des Schülers näher geführt werden, so daß die früher betrachtete ästhetische Theorie dann nur die Unterabtheilungen in den einzelnen Literatur-Perioden bildet. Eine den höchsten Forderungen entsprechende streng systematische Poetik muß der Universität vorbehalten bleiben, wo die Aesthetik als philosophische Wissenschaft gelehrt wird. Uebrigens ist in den von dem Vf. gegebenen theoretischen Lehrsätzen ein rühmliches Streben nach Gründlichkeit unverkennbar. Die einzelnen Beyspiele sind nur mustergültigen Dichtern entnommen und, dem pädagogischen Zwecke gemäß, so gewählt, daß sie das Gefühl für das Schöne anzuregen, zugleich aber auch das Gemüth zu erheben, Achtung gegen die Religion zu erwecken und die Lust am Unedeln zu verbannen im Stande sind. Was von der Aufnahme einzelner Bruchstücke aus dramatischen Gedichten zu halten ist, wie sie sich hier

P

fin-

findet, wo gerade vorzugsweise Monologe ausgehoben sind, hat Rec. schon oben angedeutet.

Nr. 4. ist eine für Bürger- und Töchtereschulen, so wie für die untern und mittlern Klassen von Gymnasien (nicht für die obern, was wohl bestimmter hätte ausgesprochen werden sollen; da in diesen Sprach- und Literaturgeschichte an die Stelle einer solchen Musterlese treten müssen) im Ganzen zweckmäßig getroffene Auswahl, bey welcher die Vff. alles, was auf das sittliche Zartgefühl nachtheilig einwirken könnte, wie auch dasjenige, was unter Kindern verschiedener christlichen Confessionen im mindesten anstößig seyn dürfte, sorgfältig umgangen haben. Auch sind nur solche Muster aufgenommen, welche der Fassungskraft der Leser und Leserinnen, für welche diese Auswahl berechnet ist, angemessen sind, und überdiß einige schwieriger Stellen am Schlusse des Werks erklärt. Einem auszeichnenden Werth haben ferner die Vff. ihrem Werke durch den demselben in einzelnen theoretischen Erläuterungen eingefügten Umriss einer Poetik zu vertheilen gestrebt, wobey jedoch zu bemerken ist, daß dieß Bedürfnis auch in ähnlichen frühern Sammlungen dieser Art gefühlt und mehr oder weniger befriedigt ist. Uebrigens sind diese theoretischen Erläuterungen größtentheils der Bestimmung dieses Lehrbuchs angemessen, gedrängt und faßlich, und wenn nicht erschöpfend, doch auch nicht allzu oberflächlich. Völlig einverstanden sind wir mit den Vffn., wenn sie eine solche Sammlung nicht als ein bloßes Lese- oder Declamationsbuch betrachtet wissen wollen, sondern zugleich auf gründliche Erklärung der Gedichte durch einen einsichtigen Lehrer dringen. Auch dagegen finden wir nichts Erhebliches einzuwenden, daß die Vff. in einer Sammlung, welche, wie die vorliegende, der zarten Jugend gewidmet ist, und bey welcher es weniger auf die Literaturgeschichte und auf die Kenntniß des Charakteristischen der einzelnen Schriftsteller, als auf die Sprache und das wahre Wesen der Poesie und ihrer Gattungen ankommt, den Forderungen der Pädagogik nachgebend, in den im Allgemeinen angemessenen Mustern doch hin und wieder kleine Abänderungen sich erlaubt haben, vorausgesetzt, daß diese, wie es hier in der That fast durchgängig geschehen ist, mit schonender und gewandter Hand, und nicht ohne Noth aus Muthwillen oder bloßem Autorkitzel vorgenommen werden. Vorzüglich haben die Vff. in Bezug auf die Prosodie das Meiste, was gegen die Vossische Quantitätsbestimmung verstieß, abgeändert, damit das Ohr der jungen Leser und Leserinnen sich anfangs an das Richtige gewöhne. Dieß können wir jedoch nur bey den antiken Versmaßen, nicht in gleicher Ausdehnung bey den modernen gelten lassen, bey denen der vorherrschende Accent die Abweichung von den strengern Quantitätsgesetzen nicht nur entschuldigt, sondern in vielen Fällen selbst erfordert; und für diese uns eigentlich natürlichste Prosodie soll doch das Ohr der

Lernenden wohl auch gebildet werden. — Nicht in gleichem Grade, wie die Grundsätze und die Auswahl der Vff., können wir die *Anordnung* des ausgewählten Stoffes billigen. Mit vollem Rechte zwar wird mit der *epischen* Poesie der Anfang gemacht: dann aber folgt die *dramatische*, die nothwendig der lyrischen nachfolgen und für die hier berücksichtigte Bildungsstufe lieber ganz hätte übergangen, als durch Probestücke, wie „das weiße Lamm und der schwarze Bär von Houwald“, „die Geschenke oder des Vaters Heimkehr von Herlossohn“, repräsentirt werden sollen. Den Beschluß macht dann die *lyrische* Poesie, wozu die Vff. auch lyrische Lehrgedichte, Sentenzen, Epigramme u. s. w. rechnen, indem sie die *didaktische* Poesie nicht als ein besonderes Gebiet anerkennen. Läßt sich dieß auch nach streng-philosophischem Gesichtspunkte rechtfertigen, so möchte es doch für diesen Standpunkt schwerlich zweckmäßig seyn. Andere der didaktischen Poesie angehörende Gattungen, wie die Fabel, Parabel u. s. w., rechnen die Vff. zur epischen Poesie und stellen sie, was Rec. durchaus verwerflich findet, sogar an die Spitze derselben. Diese Stelle muß vielmehr für diesen Standpunkt nothwendig die poetische Erzählung einnehmen, worauf denn die Idylle, Romanze und Ballade, Legende, Märchen und das eigentliche Epos folgen müssen, und nun erst können, wenn nun einmal die didaktische Poesie nicht als selbständiges Gebiet erscheinen soll, Fabel, Parabel, Allegorie u. s. w. auftreten, als erzählende Darstellungen, in denen die Erzählung nur Symbolisirung einer sittlichen oder ästhetischen Idee ist. — Aufgefallen ist es dem Rec. auch, daß sich die Vff. zur Bezeichnung des Verhältnisses statt der herkömmlichen völlig genügenden prosodischen Zeichen (— und ∪) der Musik-Noten bedienen. In den kurzen biographischen Notizen, welche den Namen der Schriftsteller beygefügt sind, finden sich unbegreifliche Irrthümer. So heißt es S. 99: *J. H. Campe*, geb. 1746 zu Deensen u. s. w. *lebt jetzt* in der Nähe von Braunschweig; S. 79. *P. L. L. Tieck*, geb. 1773 zu Berlin, *lebt jetzt in Ziebingen* bey Frankfurt a. d. O.; S. 259. *L. Fr. G. v. Guckingk*, geb. 1748 zu Grüningen u. s. w. *lebt zu Fulda*. Aus welchem längst veralteten Buche mögen wohl diese Notizen abgeschrieben seyn?

K. H.

SPRACHKUNDE.

AARAU, b. Sauerländer: *Deutsche Sprachlehre für Schulen*, von Maximilian Wilhelm Götzinger, Lehrer der deutschen Sprache am Gymnasium zu Schaffhausen. *Erster Theil*: Theorie der Sprache. XVI u. 299 S. *Zweiter Theil*: Praktische Aufgaben zur Einübung der deutschen Sprachlehre. 1827. 110 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf., welcher vor einigen Jahren „Anfangsgründe der deutschen Sprache in Regeln und Aufgaben“

gaben" herausgab — (Rec. kennt sie nur in flüchtiger Durchsicht und fand sich durch den Ton der Vorrede nicht angezogen) — will durch gegenwärtiges Werk nun den vorgerückten Schülern zu Hülfe kommen, für welche er ein Lehrbuch vermißte, in welchem der Lehrstoff in Verbindung mit für sie passenden Aufgaben stehe, so wie er denn meint, daß „keine der ungeheuren Menge“ von Sprachlehren für Schulen, ausser denen von *Schmittbender* und *Bernhard*, dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft Genüge leisten könnte. Man kann das dem Vf. unbedingt zugeben, denn dieses sind die neuesten Sprachlehren, deren Verfasser bey eigenem Denken auf den Schultern ihrer Vorgänger stehen, und der jetzige Standpunkt der Wissenschaft, welches noch nicht bestimmt, daß es gerade der einzig richtige oder auch nur nach allen Zwecken der bessere sey, ist auch ein neuerer; Rec. meint aber deswegen doch nicht, daß es mit unsern Sprachlehren für Schulen so gar arg sey in Hinsicht der Sprachkenntniß, als der Vf. behauptet, denn er kennt ausser den obengenannten noch manche sehr zweckmäßige, die auch mit großem durch mehrjährige Erfahrung erprobten Nutzen in den Schulen gebraucht werden, und die er nicht gegen dieses Werk des Hn. G. vertauscht sehen möchte, so gern er auch gesteht, daß ihm Hn. G.'s Arbeit großes Vergnügen gemacht hat und er ihm bedeutende Verdienste in der guten Benutzung der neuern Sprachforschungen vom geschichtlichen Standpunkte aus zuerkennt. Auf diesen Standpunkt ist der Vf. durch den verdienstvollen *Jacob Grimm* gestellt. Dieser faßte die Sprache in ihren ältesten und ältern Urkunden als gegeben und fertig, und in den neuern als entsteht auf; dagegen die Andern sie als nicht geschlossen, sondern als sich weiter bildend und den Fortschritten des deutschen Geistes folgend. — Von jener Ansicht aus kann die Sprache nur historisch, von der letztern muß sie philosophisch aufgefaßt werden, obgleich natürlich von dem Gegebenen ausgehend, aber mehr nach seiner innern Bedeutung, als nach einer feststehenden äußern Gestaltung. In beiden Ansichten erscheint die Sprache als ein geschichtliches Factum. Zu dem letztern Standpunkte, der noch in *Ade- lung* nicht entschieden war, suchte sich seit ihm die deutsche Sprachlehre nicht ohne Glück, obgleich zum Theil vielleicht mit zu weniger Tiefe für das Gegebene, zu erheben, bis der verdienstvolle *Grimm* mit seiner gelehrten Sprachforschung auftrat und sich auf den streng historischen Standpunkt stellte. Diese Erscheinung mußte der philologischen Bildung unserer Schulmänner zusagen, und da der Weg durch Hn. *Grimm* mehr als bloß angebahnt ist, so ist es natürlich, daß er um so leichter betreten wird, und wir haben nun zu erwarten, durch eine Flut geschichtlicher Sprachlehren trotz der sich immer noch mehrenden Zahl von philosophischen Sprachlehren, (worunter wir die nicht rechnen, mögen sie auch noch so genannt und ge-

braucht werden, welche die Sprache als einen bloßen anatomischen Körper behandeln,) von dem Standpunkte der philosophischen Auffassung unserer Muttersprache verdrängt zu werden. Auch hegen die Anhänger der neuern Ansicht dessen kein Hehl und blicken mit ihrem Meister, wie Hr. *Göttinger*, von dem altdeutschen Gerölle mit stolzer Verachtung auf die in der philosophischen Ebene herab; aber nicht mit dem Rechte, das ihr Meister für sich in Anspruch nehmen kann, indem er eine deutsche Sprachlehre für deutsche Schulen für etwas unsäglich Thörichtes erklärt, sie dagegen gerade für diese vermeintliche Thorheit wirken wollen. Wir sind gar nicht gemeint, dies ihnen übel zu deuten; denn die Einseitigkeit der *Grimm'schen* Ansicht, was diesen Punkt betrifft, ist hinlänglich gerügt und erwiesen; allein ob sie bey ihrem Streben den Weg des Heils für die Schule einschlagen, das möchte doch noch zweifelhaft seyn, und wenn dies nicht wäre, so könnte auch leicht die Sprache selbst darunter leiden, indem die Schule in das Leben überführt: die Sprache könnte wohl in ihrem innern Leben erstarren. Doch abgesehen von dieser Besorgniß, so dünkt uns denn auch die Aufgabe der deutschen Sprachlehre für Schulen, besonders für die höhern Klassen der gelehrten Schulen, gar nicht die zu seyn, die deutsche Sprache an sich dem deutschen Jünglinge lehren zu wollen, welches wohl allerdings als thöricht dürfte erkannt werden, wie es der achtungswürdige *Grimm* auch mag verstanden haben; sondern die, ihm seine Muttersprache ins Bewußtseyn zur Wissenschaft zu erheben und ihren innern Zusammenhang mit dem Vorstellungsvermögen, aus dem die Sprache hervorgeht und in welchem sie ihre Grundsätze findet, aufzudecken. Nur so behandelt kann sie als ein Bildungsmittel für den jugendlichen Geist, aber gewiß auch als eines der vorzüglichsten gelten, und die gesetzmäßige und feinere Sprachbildung als solche wird denn auch nicht ausbleiben, sobald die eigentliche innere Bedeutung der Sprache einleuchtet. — Für eine Sprachlehre zu diesem Behuf wird es aber wohl nicht zweckmäßig seyn, wenn sie in der Form von der logischen Grammatik, ja auch nur von der für den wissenschaftlichen Unterricht nun einmal gewohnten abweicht, damit nicht die Leichtigkeit der Vergleichung und die Uebersicht beeinträchtigt werde. Auch dünkt uns ein zu ängstliches Eindringen in jedes kleinliche Detail, eine zu abstracte und oft spitzfindige Unterscheidung im Einzelnen hier weder nöthig noch zweckmäßig, und noch weniger der Versuch, was der neuere Sprachgebrauch nach der nothwendigen Hinneigung einer mit Bewußtseyn angewandten Sprache zur größern Bestimmtheit, oder zur Vereinfachung, oder zur Beförderung des Wohllautes, oder zur Uebereinstimmung der Schrift mit der Aussprache hat fallen lassen, wieder durch die Schule einzuführen; oder das von den vorzüglichsten Sprachdarstellern und durch den allgemeinen Gebrauch als Grund-

Grundsatz Anerkannte abändern, ja wohl gar einmal eingeführte Unterscheidungen verschiedener Begriffe in der Mund- und Schriftsprache ausmerzen zu wollen, weil — in dem frühern Sprachstande eine solche Unterscheidung nicht Statt gefunden hat, oder nach der tiefern Wurzel der Abstammung nicht zu rechtfertigen ist. Hr. Grimm sagt in dieser Hinsicht, *selbst bey anerkannten Verlusten*: „Die Sprache hat mancherley Schaden erlitten und *mufs ihn tragen*. — Sobald die Kritik gesetzgeberisch werden will, verleiht sie dem gegenwärtigen Zustande der Sprache *kein neues Leben, sondern stört es gerade auf das empfindlichste*.“ — Und wenn diels bey der Kritik der Fall ist, um wie viel mehr bey einer Schul- Sprachlehre. —

Aus diesen Gründen können wir die Sprachlehre des Hn. Götzinger, welche fast auf jeder Seite Belege zu den obigen Ausstellungen giebt, nicht für den Schulunterricht passend finden, sondern vielmehr nachtheilig, indem die darnach unterrichteten Schüler (in der Lehre von dem Artikel z. B., zu welchem er die Personwörter *Ich* und *Du* rechnet, oder in der von den Präpositionen u. m.) irre geleitet werden, manche Provinzialismen (auch in der Aussprache, wie in Ebbe, welches wie *Eppe* soll ausgesprochen werden) für Regeln des Hochdeutschen kennen lernen, und selbst zu offenbaren Unrichtigkeiten veranlaßt werden (z. B. zu der Weglassung der Hülfsörter in den zusammengesetzten Zeitformen, die in der Prosa als eine wahre Verstümmelung erscheint und dem Hauptzweck der Sprachdarstellung, der Verständlichkeit, so großen Eintrag thun kann. Wie kann ein Sprachlehrer, der sonst so streng auf die Unverletzbarkeit der Formen dringt, so etwas als zulässig aufführen! Nur dem Dichter kann eine solche Auslassung zugestanden werden, oft auch des Metrums wegen, und die Beyspiele, welche Hr. G. für die Weglassung beybringt, sind auch von Dichtern genommen). — Aber in die Hände des Lehrers, dem sie in einer klaren Darstellung und oft mit ausgezeichnetem Scharfsinn die Resultate der neuern Sprachforschung in der Anwendung darlegt, wünschen wir diese Sprachlehre, in der wir den Keim zu einer gründlichern Behandlung der deutschen Sprachlehre willig und gern anerkennen, und finden sie auch ganz passend für den deutschen Schriftsteller, der das Bedürfnis fühlt, sich mit dem Wunderbau seiner Muttersprache genauer bekannt zu machen, um in zweifelhaften Fällen sich nach Gründen entscheiden zu können. Wir setzen aber (besonders beym Erstern) voraus, *dafs sie sich ein selbständiges Urtheil bewahren*, und sich selbst nicht durch die aus bekantn Schriftstellern und Dichtern beygebrachten Belege (ein Vorzug dieser Sprachlehre) blenden lassen, bey denen nicht immer der neuere Sprach-

stand (z. B. bey denen vor 1760), oder auch nicht die Sichtung des Provinz-Gebrauches (wie bey *Schiller*) beachtet ist. — Der Raum verbietet uns, der reichlich von uns aufgezeichneten Bemerkungen ungeachtet, ein tieferes Eingehen in die oft sehr lobenswerthen, häufig aber auch unsrer Ansicht nach verfehlten Einzelheiten. — Der zweyte Theil, welcher die praktischen Aufgaben zur Einübung der Sprachregeln enthält, und sich auch bis auf die Einübung der Regeln der Verslehre erstreckt, wird manchem Lehrer vielleicht willkommen seyn. Wir würden dergleichen, und in grösserer Beschränkung, nur für den ersten Unterricht empfehlen; aber nicht für Erwachsene, als zu wenig den Geist beschäftigend.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in Comm. der Rein. Buchh.: *Ausgewählte Erzählungen aus neuen englischen Taschenbüchern*, frey übersetzt von P. H. IV. Schnase. Nebst einem Anhang vom Uebersetzer. Zweyter Theil. 1829. 336 S. 8. (Erster Theil unter dem Titel: *Die Liebenden an den Ufern des Tajo*.) (1 Rthlr. 16 Gr.)

Dieser Band enthält 12 Erzählungen: 1) Der Katholik und die Protestantin, ein irländisches Sittengemälde. 2) Die Liebenden auf der Insel Zante. 3) Agathe Gräfin von Gheranzi. 4) Der Zauberer von Vizenza. 5) Ueber den Untergang des holländischen Forts Elisa Carthago. 6) Betrachtungen über Leben und Tod auf dem Kirchhofe des Pere la Chaise. 7) Die Abtey von Chailliot, oder Louise und Clementine. 8) Der Ohrenbläser, eine irländische Geschichte. 9) Giuseppe Guerzino. 10) Die Houri, ein persisches Märchen. 11) Der Augsburger Musicus. 12) Der Cacadore, eine Geschichte aus dem Napoleonischen Kriege auf der spanischen Halbinsel; und als Anhang: die Flucht des Königs Stanislaus Leszinski aus Danzig, im Junius 1734. Von diesen Erzählungen sind Nr. 2. 5. 6. 7. 8. 12. und der Anhang, wie sich Rec. bestimmt erinnert, und wahrscheinlich auch Nr. 10 und 11. schon aus deutschen Journalen bekannt; ob sie aber als englische Originale ins Deutsche übersetzt, oder als deutsche Originale, aus Unkunde des Uebersetzers, aus dem Englischen ins Deutsche zurück übersetzt sind, will er nicht entscheiden; inzwischen liegt es immer dem Uebers. zur Last, wenn er bey der Wahl der zu übersetzenden Stücke nicht umsichtig genug zu Werke geht und dadurch Veranlassung giebt, *dafs* dem Leser zum zweyten Mal Erzählungen aufgetischt werden, welche, wie es hier bey den meisten der Fall ist, zum Aufwärmen nicht schmackhaft und pikant genug sind.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1830.

SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *A Complete Practical Grammar of the German Language* by Charles Benjamin Schade. Fourth edition, thoroughly altered and improved in every part of speech by many additions. 1828. VI u. 560 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Die vierte Auflage innerhalb drey und zwanzig Jahren (die erste erschien 1805) spricht für die Brauchbarkeit dieser Sprachlehre, so wie für die stets zunehmende Aufmerksamkeit der Engländer auf die deutsche Sprache. Den Namen einer praktischen Sprachlehre rechtfertigt Hr. Schade's Arbeit in der ganzen Anlage, wie in der Ausführung des Einzelnen, und wenn wir auth gegen manche seiner Ansichten, von denen einige sich als sehr oberflächlich ergeben, gegründete Einwendungen machen müssen, so zeugt doch das Ganze von einer vertrauten Bekanntschaft mit dem Geiste beider Sprachen. Nach einer allgemeinen Einleitung über deutsche Buchstaben, Aussprache, Accentuation, Redetheile und ähnliche grammatische Notizen, wobey, wie das ganze Buch hindurch, auf den Unterschied der englischen und deutschen Sprache stets zweckmässig aufmerksam gemacht wird, läßt Hr. Sch. zwey Leseübungen in deutschen Charakteren folgen, in welchen er — nicht richtig — das Hochdeutsche für den Sächsischen Dialect erklärt, (Hr. Sch. ist wahrscheinlich ein Sachse,) und handelt dann jeden der deutschen Redetheile in eben so vielen Kapiteln ab, und zwar nach Form und Gebrauch, worauf dann nach Meidinger'scher Methode mehrere Abschnitte zur Einübung des abgehandelten Redetheils folgen, mit darunter stehenden Vocabeln; alle Uebungen aber sind in englischer Sprache zum Uebersetzen ins Deutsche, wodurch allerdings die Unterschiede zwischen beiden Sprachen für den Engländer hervortreten, welches jedoch schon eine bedeutende Fertigkeit in dem Verständniß der deutschen Sprache voraussetzt. Die drey vorletzten Kapitel sind der deutschen Rechtschreibung, Interpunction und Versification gewidmet, und das letzte enthält zwölf deutsch-englische Gespräche über die gewöhnlichsten Gegenstände. Der Reichthum an zweckmäßigen Beyspielen nach einer deutlichen und bestimmten Angabe der jedesmaligen Regel, der

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

die Abweichungen und sonstigen Rücksichten in besondern Bemerkungen dann beygefügt sind, ist der Hauptvorzug dieser Sprachlehre, deren praktische Brauchbarkeit durch die Mängel der theoretischen Einsicht des Vf. nicht besonders gefährdet wird: gegen die Regel und ihre Anwendung läßt sich nur wenig erinnern; sobald der Vf. aber auf Raisonement sich einläßt, genügt er selten. — Die wenigen Bemerkungen, wie wir hier kurz anfügen, um bey einer neuen Auflage, welche wir diesem nützlichen Werkchen recht bald wünschen, den Vf. auf einige nöthige Berichtigungen aufmerksam zu machen, werden unsre Behauptungen bald begründen. Das o in *Kleinod* ist nicht geschärft (S. 8). Die Schreibung *Kuff*, *muff*, deren Nothwendigkeit wir gar nicht einsehen, hätte wenigstens als *nicht gebräuchlich* bezeichnet werden sollen (S. 17). Das *tz* wird nicht ausgesprochen wie *zz* (S. 18). Die Behauptung (S. 29), daß das Substantiv als der älteste Redetheil zu betrachten sey, dürfte Widerspruch finden. Die Erklärung des *Verb* (S. 80) als *Aussagewort*, worunter der Vf. keinesweges die *Copula* sondern das *Merkmalswort in der Zeit überhaupt* versteht, ist höchst einseitig und nichtssagend. Die Angabe (S. 80), daß die *Präposition* bloß das Verhältniß eines Substantivs zu einem andern bezeichne, ist falsch, so wie (S. 40), daß beide Artikel im Deutschen bestimmte Formen für die Geschlechter haben. In der Auseinandersetzung des Gebrauchs des Artikels (S. 41) ist mehreres unrichtig: man sagt auch im Deutschen: „Tugend führt zur Glückseligkeit“ ohne Artikel, so wie „in Kirche und Schule gehen“, und so auch wie im Englischen „Seele und Körper sind auf das innigste mit einander verbunden.“ Falsch ist: „er nahm den Titel des Herzogs an“ für: *he assumed the title of duke*, welches übersetzt werden muß: er nahm den Titel Herzog an. „Solch' ein Mann ist keinesweges fehlerhaft“ (S. 47 Anm.) — Die Lehre von den Verschmelzungslauten bey den zusammengesetzten Wörtern (S. 51 u. f.) ist sehr mangelhaft: der Laut *en* ist nicht aufgeführt und die Endsylben *thum* und *ling*, die in der Zusammensetzung ein *s* annehmen, fehlen auch. — Die *Adelung'sche* Eintheilung in acht Declinationen (S. 64) scheint uns für die Engländer besonders un Zweckmässig, da diese eigentlich (außer der sächsischen Genitivform in einigen Fällen) gar keine Declination haben, bis auf die *Pluralform*, wel-

Q

welches den Vf. hätte dahin führen sollen, auch im Deutschen die Pluralform zuerst aufzustellen, worauf sich dann die Casus - Bezeichnung in leichter Uebersicht hätte geben lassen. — Der Beweis, daß der Plural von *Herzog* nicht *Herzöge* seyn könne (S. 65), ist dem Vf. mißglückt; da er einige Zeilen vorher die Regel aufgestellt hat: daß wenn die Vocale *a, o, u* in der Endsylbe eines Wortes vorkommen, stets der Umlaut eintrete; so wie auch (S. 69) *Anwalt* und *Ahorn* nicht den Umlaut annehmen. *Der Adel* (S. 82) hat gar keinen Plural. — Man sagt allerdings (S. 97) „die Siege des Königs *Friedrich*“, aber doch „des Königs *Friedrichs* Siege.“ — In der Bestimmung der Adjectival-Sylben *icht, ig* und *iecht* sind manche Unrichtigkeiten (S. 120 u. f.). — *Blässer, sätter, mätter, ründer* hätten (S. 133) gar nicht als zulässig sollen aufgeführt werden.“ — „Ein reizend Weib“ (S. 147) darf nur der Dichter sagen. — Niemand sagt: „das Buch, *was* Sie mir geliehen haben“ (S. 184); aber man sagt dagegen wohl (S. 209) „Mir *kran- kem* Manne.“ — „Ein Freund *von mir*“ (S. 211) ist undeutsch. — Von der Bedeutung der Form *sich* (S. 221) ist nichts gesagt. — Der Unterschied zwischen *mehrs* und *mehrere* ist (S. 221) verkannt, so wie (S. 222) der Unterschied zwischen *viel* und *vieler*, *wenig* und *weniger* nicht angegeben ist. — Das ganze Raisonement (S. 229), welches der deutschen Sprache die *reflectirenden Verben* absprechen will, wofür man Verben wie *sich grämen* lieber *Pronominal-Verben* (?) nennen sollte, ist höchst oberflächlich; und eben so ist es, wenn der Vf. (S. 231) billigend meint, der *Fortschritt in der Cultur der Sprache* werde die abweichenden Formen in der Conjugation entfernen, wo er die Bedeutung dieser Abweichungen nicht zu ahnen scheint. — Die Bestimmung der *Zeitformen* bey den Verben ist unrichtig und ohne Grund. — „Ich habe ihm übel begegnet“ ist undeutsch (S. 260). — Die Andeutung der Gegenwart durch das zweyte Particip in Redensarten wie: „der gepriesene Dichter, der verachtete Lüstling“, ist (S. 330) gar nicht erkannt. — Die Erklärung des Adverbs (S. 446), welches nach dem Vf. nur das *Verb* bestimmen soll, ist ganz unrichtig — u. ähnl.

GESCHICHTE.

MÜNCHEN, b. Weber: *Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt*, verfaßt von Jac. Ph. Fallmeyer, Prof. der allgem. Gesch. am K. Baier. Lyceum zu Landshut. Eine von der Königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschh. zu Kopenhagen mit Auszeichnung gekrönte Preisschrift. 1827. XX u. 354 S. 4. (6 Rthlr.)

Eine Schrift von diesem Umfange über einen Gegenstand, welcher von Wenigen und nie so umfassend und gründlich beleuchtet worden, als hier, würde dem Rec. die doppelte Pflicht auferlegen, allent-

halbem dem Vf. zu folgen, die Quellen zu prüfen, aus denen er schöpfte; wie er, was er fand, ordnete, und welche Ergebnisse aus seinen Forschungen hervorgingen, wenn nicht schon die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen durch die Auszeichnung derselben sattsam erklärt hätte, daß sowohl der Weg, den der Vf. einschlug, als die Art, wie er seine Quellen benutzte, die richtigen seyen und die Resultate von Belang. Zu mehr, als kurzen Bericht über dieß Alles zu erstatten, um dem Buche die verdiente Aufnahme zu gewinnen, findet Rec. hier nicht Anlaß.

Einen Ueberblick des großen Gemäldes giebt der Vf. in der Vorrede mit philosophisch-politischen Reflexionen über Griechenlands Schicksale. Er schreibt: „Die Geschichte des trapezuntischen Kaiserthums führt den Leser zu dem verfallenen Palaste der alten griechischen Herrlichkeit, zeigt ihm die zerstörten Thore, die verödeten Prunksäle, die niedergestürzten Säulengänge, die aufgewühlten Grundfesten und die ehemaligen stolzen Bewohner, wie sie, zaghaft im äußersten Winkel des Gebäudes zusammengedrängt, gegen die Angriffe wilder Feinde ihren letzten Zufluchtsort vertheidigen; wie sie die Hände nach Hülfe ausstrecken, aber — verlassen von göttlichem und menschlichem Erbarmen, endlich unter den Ruinen verschwinden“; und später über die Ursachen des Verfalls eben so wahr, als bündig. Vor seiner Seele mußte das schauerliche Bild Trapezunts am Abgrunde stehen; tief muß er dasselbe aus Allem, was schriftlich davon zeugt, hervorgehoben haben. Von den Quellen, die er benutzte, sagt er, daß er neben vielen seltenen Büchern hauptsächlich aus mehreren ungedruckten, griechischen, türkischen und persischen Handschriften der Bibliotheken von Paris, Wien und Venedig, vorzüglich aus vielen orientalischen Manuscripten zu Wien und aus den noch größtentheils undurchforschten griechischen Handschriften des Cardinals Bessarion und des Senators Recanati zu Venedig, unter denen des Letztern aus der Chronik des trapezuntischen Geheimschreibers Michael Panaretos über die vorzüglichsten Wendepunkte der Geschichte von Trapezunt berichte (S. XII.). Den im J. 1811 zu Paris über Größe und Genealogie des comnenischen Hauses von dem verstorbenen Dragoner-Capitain Demetrius Comnenus an Koch geschrieben und gedruckten Brief, in welchem sein Vf. sich als den letzten legitimen Sprossen der alten Beherrscher von Trapezunt gelten machen will, erklärt der Vf. für eitle Erdichtung.

Ganz entsprechend der historischen Consequenz schickt der Vf. Untersuchungen über die Gründung Trapezunts in der Einleitung voraus, und findet das alte Griechenland mit seinen Städten in den Thälern des Kaukasus und den Ostküsten des Pontus Euxinus, wo dieselben Namen, wie im spätern Griechenland, heimisch waren, ihre Bewohner vollzählig und vermöge des menschlichen Migrations-Gesetzes übersiedelt längs der ganzen Bergkette

kette vom schwarzen Meere bis zur Südspitze des Peloponnes auf der einen, und bis zu den Säulen des Hercules auf der andern Seite, mit Rücksicht auf Trapezus ein Alt-Trapezus daselbst, ein zweytes auf den Höhen des taurischen Chersones, ein drittes in Arkadien, ein viertes am alt-erythräischen Meere, alle diese Zwischenstaaten aber durch die Stürme während viertelhalbttausend Jahren verschwunden und nur die Mutterstadt gerettet. Vor-geschichtliches Dunkel läßt Manches unerweisbar und Anderes sich nur durch Wahrscheinlichkeitsgründe darthun. So soll die Bevölkerung des arkadischen Trapezus aus der kolchischen Stadt gleiches Namens gekommen seyn, was durch die Weigerung derselben, auf Befehl des Epaminondas nach Megalopolis zu wandern (Pausan. Arkad. 27.), und dem Entschlusse, nach ihrer pontischen Urstadt wieder zurückzugehen, geschlossen wird, und darauf die andern Annahmen gebauet. Auch der Widerspruch Xenophons (Anabas. IV, 8, 22.), Trapezus, Sinope's Pflanzstadt, wird bestritten und gründlich gelöst. Hier kommen die Pelasger in die Untersuchung, die, wie man oft bemerkt, weil sie allenthalben gefunden werden, mehr die Richtung der vorgeschichtlichen Wanderungen verwirren. Xenophon giebt 400 v. Chr. von Trapezus die erste sichere Kunde: es war prächtvoll unter Mithridates, schloß zu Lucull's und Pompejus Zeit einen Freundschaftsbund mit Rom, erhob sich unter Trajan zur freyen Handels-Republik und ging an die von dem cimmerischen Bosporus sie anstürmenden Gothen durch die Nachlässigkeit ihrer 10000 Mann starken Besatzung über, die sie plünderten und zerstörten. Unter Diocletian erholte sie sich wieder, sank aber unter Justinian zur Provinzialstadt der pontischen Eparchie und stieg zur Metropole des neugeschaffenen Thema von Chaldia. Im eilften Jahrh. rissen sich die Statthalter oder Herzöge von Chaldia von der byzantinischen Herrschaft los, und der zu Trapezus ward Fürst von Trapezus. Seldschucken und Georgier fielen ein. Die Fürsten von Trapezus strebten nach Unabhängigkeit. Thamar, Tochter des Königs Davith von Georgien, unterwarf sich auch Trapezunt. Ein Aufruhr in Constantinopel nöthigt die comnenische Kaiserfamilie nach Kolchis zu wandern. — Jetzt beginnt der Vf. die eigentliche Geschichte. S. 44. — Alexis Comnenus I kam im vierten Lebensjahre nach Kolchis; 12 Jahre alt, sammelte er die kolchischen Streitkräfte und rückte mit ihnen in das Land Trapezunt, eroberte es mit mehrern Gebieten, drang weiter vor, und die Bewohner Trapezunts gehorchten williger den angestammten Fürsten, als dem byzantinischen Hofe. Er verlegte seinen Kaisersitz nach Trapezunt 1204 n. Chr. — Ueber die Entstehung des anatolischen Reichs Trapezunt und des griechischen Kaiserthums gleiches Namens spricht der Vf. S. 48 in einer Note gründlicher, als alle vorhergehende Geschichtschreiber. Nähere Schilderung des Reichs und der Nachbarlande S. 49 — 63. In einem besondern Kapitel

(S. 63) sucht der Vf. gegen die gewöhnliche Annahme, daß erst 1279 der Titel *Βασιλεὺς* von Johann I angenommen sey, gegen Gibbon und Du Cange zu beweisen, daß Alexis I schon an den Ufern des kolchischen Phasis den von den Vätern geerbten Titel getragen und nach Trapezunt mit herübergenommen. Sowohl die historischen, als die sprachlichen Gründe, welche hier angeführt sind, scheinen Rec. die Behauptung hinreichend zu bestätigen, indem jene Männer den Zusammenhang der Begebenheiten weniger berücksichtigten und den Geschichtschreibern der constantinopolitanischen Dynastie aufs Wort glaubten, die doch nur schmeichelten, auch den Namen *Βασιλεὺς* anders deuteten, als Imperator, insofern die griechische Sprache kein diesem entsprechendes Wort besitzt. In einer in dem Vorhofe eines von Alexis III restaurirten Nonnenklosters von Tournefort (*Voyage du Levant*, II. p. 233) gefundenen Inschrift nennt er sich *Βασιλεὺς καὶ Αυτοκρατωρ πασης Ανατολῆς ὁ Μέγας Κομνηνός*. Wichtig für den orientalischen Sprachforscher sind die Bemerkungen des Vfs. über diesen Titel. Man vergl. auch S. 141 u. f. — Nach manchen wandelbaren Schicksalen sah Alexis I sein Reich im Sinken unter den großen Weltstürmen, und starb nach achtzehnjähriger Regierung 40 Jahre alt im Kaiserpalaste zu Trapezunt. Die Regentenfolge, welche Du Cange vom Tode Alexis I bis zum J. 1280, bis Johannes, nicht auszufüllen weiß und nur 2 Regenten vermuthet, die er nicht nennt, überhaupt in Trapezunt 12 Kaiser regieren läßt, von denen er 9 nennt, stellt der Vf. nach der aufgefundenen Palastchronik her. Diese nennt 20 Regenten während des Bestandes des Reichs, und 5 zwischen Alexis I und Johannes, nämlich Andronikos I mit dem Zuhamen Gidon (regierte 13 Jahre), Johannes (Axuchos) ältester Sohn Alexis I (3 Jahre); Johannicus, dessen Sohn, welchen sein Oheim Manuel I in ein Kloster steckte und den Purpur nahm (25 J.); Andronikos II, Manuels Sohn (3 J.), und dann Georgius I, ebenfalls Manuels I Sohn. — Näher kam der Vereinigung Trapezunts mit Constantinopel Johannes II, welcher, nicht groß an Geist und Muth, der constantinopolit. Macht nachgab, und Eudokia, Michaels von Constantinopel 3te Tochter, heirathete, 1282. Das Gefühl des Mangels an innerer Spannkraft im Johannes liefs den Auswärtigen Zaghaftigkeit merken. Es entspannen sich im Innern Unruhen. Kein Gemeingeist strebte gegen die Gewalt der Turk-mannen, welche den District von Chalybia dem trapezuntischen Reiche entrissen. Er starb nach 18jähriger Regierung auf der festen Burg zu Limnia. Alexis II, Johanns ältester Sohn, bestieg 1297 den Thron, 15 Jahr alt, strebte die Fesseln des byzantinischen Kaisers abzustreifen und vermählte sich mit der Tochter eines iberischen Fürsten gegen den Willen des byzantin. Hofes. Ueber die Mesochaldier und Scholarier giebt S. 160 ff. hinreichende Auskunft. — Das zweyte Buch (S. 180) beginnt von Basilius Tode und endigt mit des Reiches Untergange

gange unter David I. Mahomed II zerstörte nach einem fast ununterbrochenen innern Parteykämpfe und unglücklich geführten Kriegen mit äußern Feinden 1462 die Stadt.

Im *dritten* Buche werden Bemerkungen über Landesbeschaffenheit, Bewohner, Cultur und kirchliche Verhältnisse des Reiches mitgetheilt, von denen Rec. eine und die andere aushebt, um des Vfs. selbstständige Forschung darzuthun. Das Land, von Hochgebirgen und Waldschluchten geschützt, konnte nur Justinian reizen, in demselben Steuern zu erheben, dagegen auch dasselbe zu cultiviren durch Ausrotten der Wälder, Anlegen von Straßen, Kastelle und Besatzung in denselben, und die Bewohner durch Einführung des Christenthums zu veredeln. Von der Hauptstadt und Umgegend giebt der Vf. S. 302 umständliche Nachrichten, und zwar aus bisher unbekannten Quellen. Aus der Gegend der zweyten Hauptstadt des Reiches, Cerasus, empfing Europa den Kirschbaum, wie aus Kolchis den Weinstock. Noch heißt in der Gegend der Wein *Gwino*, daher *olvos*, Wein, *Olvorquia*, das südliche Italien, Weinland. Die griechischen Trapezuntier schildert Eugenius als schlank und schön gebaut, gesund und hochherzig, wozu die Lage der Stadt und reine Bergluft beytragen, besonders gilt diess von den Prinzessinnen, um deren Hand die Fürstensöhne aller Länder, sogar aus Mesopotamien und Persien, warben. Das Land und seine Bewohner gaben Stoff zu Ritterromanen und Abenteuern, wie Morini, einem Genueser zu Calliandro. Man wohnte größtentheils in Holzhäusern, daher die Bewohner eines großen Districts Mosynoeken genannt. Genueser und Venetianer spielten als Kaufleute zu Trapezunt eine bedeutende Rolle. Die Bewohner sprachen einen eigenthümlichen, verdorbenen Dialect, die am Hofe und im Amte sollen eine schöne griechische Diction gebraucht haben, *ῥῆσις ἑλληνικωτάτη*. Die Sprache verschlechterte sich immer mehr und man nannte sie *greca Trabesontia*. Beweise dafür S. 323. — Nur Mönche und Hofleute widmeten sich der Literatur, meist der dogmatischen und liturgischen, der historischen und philosophischen nur wenige. Die Wurzel des Aberglaubens fand hier ihren Boden und gedieh so üppig, daß sie sich auch an den Hof verpflanzte. Eine vierstündige Sonnenfinsterniß sah man als Folge des ruchlosen Lebens des Kaisers an, und erregte Aufruhr, daß man mit Steinen nach ihm warf. Ueber Hofstaat und Staatsbeamte, deren Titel u. s. w. S. 333 ff. Für den kirchlichen Historiker ist das *dritte* Kapitel: die trapezuntische Kirche, von ho-

hem Interesse, und selbst der Dogmatiker wird darin eine reiche Ausbeute finden.

Sey diese Schrift als eine der gehaltvollsten Jedem empfohlen, welcher sich für gründliche Geschichtsforschung interessirt, und verbreite Licht, wo bisher Nacht war, oder doch Dämmerung.

SCHÖNE KÜNSTE.

HALBERSTADT und ASCHENSLEBEN, b. Brüggemann: *Sammlung neuer Schriften von Alexander Bronikowski. Erster Band. 39 S. Zweyter Band. 271 S. Dritter Band. 317 S. 8. (4 Rthl. 16 Gr.)*

Die Schriften des Vfs. bedürfen nur einer Anzeige und keiner Empfehlung mehr, so fortdauernd weiß derselbe sich durch Neuheit der Erfindung und Eleganz des Stils den allgemeinen Beyfall zu erhalten. Leser der Abendzeitung und anderer Journale werden sich noch mit Vergnügen der in den beiden ersten Bänden enthaltenen Erzählungen: der Ehrenpunkt, Pleurs, die Prätendenten, erinnern. Von den im *dritten* Bande hinzugekommenen Erzählungen hat die erste: der Wahltag, einen geschichtlichen Gegenstand, nämlich die Wahl Michael Korybuts zum König von Polen, auf welchen ein Bienenschwarm den in der Ebene von Wola zur Wahl versammelten Adel aufmerksam machte. Sie zeichnet sich besonders durch ein treues Gemälde der Sitten des hohen und niedern polnischen Adels aus, welches nach Rec. Urtheil, der diese 8 Jahre lang selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, unübertrefflich ist. Der Total-Eindruck dieser Erzählung würde aber noch befriedigender für den Leser seyn, wenn der rasche Fortschritt der Handlung nicht so oft durch lange Gespräche aufgehalten würde.

Die zweyte ist schon durch Neuheit der Erfindung sehr anziehend, aber die lebhaftere Darstellung, wie der alte sächsische Ritter Wolf Conrad Thier auf Hökendorf, in der ersten Hälfte des 17ten Jahrh. seinen Freunden und Nachbarn ein stattliches Gastgebot gab, und die Verbindung, worin die Handlung mit den alterthümlichen Denkmälern in der Dorfkirche gesetzt ist, giebt ihr einen eigenthümlichen Reiz. Die Erzählung im *ersten* Bande: das Hospitium am Bernhardsberge, ist ebenfalls neu, und der Vf. beweist durch sie den Satz: daß auch die Mönchskutte keine sichere Zuflucht gegen die Leidenschaften gewährt, auf eine so rührende Art, daß das Herz jedes Lesers in Anspruch genommen werden wird.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1830.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Ponthieu u. Comp.: *Memoires tirés des Papiers d'un homme d'Etat, sur les causes secrètes qui ont déterminé la Politique des Cabinets dans la Guerre de la Révolution depuis 1792 jusqu'en 1815. Tome premier. XVI und 516 S. Tome deuxième. 581 S. 8.*

Diese Denkwürdigkeiten, wovon Fortsetzung und Schluss noch zu erwarten ist, haben Aufsehen und Interesse erregt, weil durch Mittheilung mancher noch nicht allgemein bekannten diplomatischen Notizen und Papiere über den Anlaß der Entstehung und der Auflösung der ersten Coalition gegen das insurgirte Frankreich bestimmtere Aufschlüsse darin ertheilt sind, als man bisher hatte. Wie der Vf., welcher unverkennbar die geheimsten Papiere eines einflussreichen Diplomaten benutzte, in deren Besitz gekommen sey, wird im Dunkeln gelassen. Er sagt, daß gerade hierin das Geheimniß des Werks herube. Diese Antwort würde niemand befriedigen, wenn er nicht an einer andern Stelle bemerkte, daß er bey der angenommenen Anonymität allein mit Unabhängigkeit und Freymüthigkeit sich habe äußern können. Von dem Inhalt dieser Schrift kann der richtige Schluss gezogen werden, daß alle darin geschilderte Begebenheiten sich auf die Preussische Monarchie beziehen und daß das Preussische Kabinet den Standpunkt ist, von welchem aus der Gang derselben beurtheilt wurde. — Ob der Herausg. hierbey überall Einseitigkeit zu vermeiden suchte, ob er wirklich in der Lage und Stimmung war, unparteyisch zu urtheilen, oder ob nicht wirkliche oder eingebildete Kränkung seiner Persönlichkeit seinen Blick zuweilen trübten: alle diese Zweifel können erst dann beseitigt werden, wenn die Behauptungen desselben in der Folge nicht widerlegt worden sind. — Bekannt ist es, daß die Geschichte der französischen Revolution nach ganz verschiedenen Ansichten dargestellt worden ist. Bey dem Kampf der Bevorrechteten gegen die Nichtbevorrechteten fehlte es an dritten Nicht-Betheiligten. Angewandt hatte der Vf. bey der Herausgabe des Werks die Absicht, in der Geschichte dieser Weltbegebenheit nur eine Lücke zu ergänzen, indem er den Gesichtspunkt der Verhandlungen im Innern der Kabinette zeigte, aus denen die Leitung hervorging und die Operationen der Verbündeten

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

beschlossen wurden. In seinem Plane lag es ferner, zur Auseinandersetzung des Anlasses zum Bunde der Könige gegen das rebellische Frankreich zurtückzugehen, und eine Charakterschilderung der Hauptpersonen zu liefern, welche offen oder versteckt eingewirkt hatten. Diese Bahn ist bekanntlich bereits von Andern betreten worden. Indessen verdient der Vf. den Dank des Publicums, daß er neue und interessante Beyträge zur Zeitgeschichte lieferte. Wenn es wahr ist, daß der Vf. diesen zwey ersten Theilen zwey andere nachfolgen lassen will, in welchen die Begebenheiten bis zum zweyten Pariser Frieden im J. 1815 erzählt werden sollen, so wird dieses voraussichtlich nur im Abriss geschehen können, weil in den vorliegenden Bänden die Geschichte nur bis zum Baseler Frieden vorgerückt ist. Uns scheint es, daß der Vf. bey der Ansarbeitung der ihm gegebenen Materialien nicht ganz planmäßig verfahren ist. Offenbar unnöthig und zu weit ausgeholt ist in der Einleitung die Schilderung des politischen Zustandes von Deutschland, besonders aber von Preussen aus der ältern Zeit bis zum Tode Friedrichs des Großen. Diese von ihm erzählten ältern Begebenheiten, welche längst bekannt und ausführlicher beschrieben sind, standen mit der französischen Revolution in keiner unmittelbaren Verbindung. „Unter der absoluten Regierung Friedrichs des Großen — sagt der Vf. — existirte keine politische Freyheit aus bestehenden Gesetzen hergeleitet und auf diese sich stützend. Dennoch bestand sie in der Wirklichkeit in sehr hohem Grade. Von dem grossen Könige wurde nicht nur diese, sondern auch in gewisser Beziehung Gleichheit und unbeschränkt Gerechtigkeit hoch geachtet. Jeder konnte seine Klagen laut werden lassen, jedem Bedrängten zugänglich wollte er besonders die Unabhängigkeit der Justiz von jedem äußern Einflusse, wie z. B. aus der Rechtsangelegenheit des Müllers Arnold bekannt ist.“ Nach dieser unnöthig weitläufigen Einleitung versucht der Vf. den Gesichtspunkt festzustellen, aus dem er die Begebenheiten der Revolution beurtheilt wissen will. „Es waren — sagt er — die Springfedern der alten Monarchie lahm geworden. Nur unter einer kräftigen Leitung, mit einer Metamorphose des Veralteten konnte der Staat sich verjüngen und wieder stark werden. Zu den Formen und dem Verfahren der absoluten Herrschergewalt der Vorzeit zurückzukehren, war unausführbar. Im

R

Laufe

Laufe der Zeit und der Begebenheiten, welche wie die Ringe einer Kette in einander greifen, bereiten sich nur dem Scharfsehenden kaum merkbare Umstellungen und Neuerungen, die sich nicht immer zurückstoßen lassen. Alles hat seinen Einfluß in dieser beständigen Bewegung auf die Meinung der Menschen, wodurch die Institutionen die Verhältnisse und Maximen, auf denen die bürgerliche Ordnung beruht, fortgerissen oder doch wesentlich modificirt werden. Eben darin besteht der Tact der Machthaber, in die veralteten und unhaltbaren Institutionen (ohne Zwang und frühzeitig) die Modificationen einzuführen, welche durch die Bedürfnisse der Gegenwart gebieterisch gefordert werden. Ludwig XVI., zu Verbesserungen geneigt (aber vor jeder Schwierigkeit zurückgeschreckt), hatte durch alle Zugeständnisse, als Folge seiner Schwäche, nur Undankbare sich erzogen. Seine Unentschlossenheit und moralische Ohnmacht brachten ihn an den Rand des Abgrundes."

In dieser Beziehung geben diese Memoiren sehr beherzigungswerthe Aufschlüsse und Lehren, indem durch Bekanntmachung des geheimen Briefwechsels des französischen Monarchen mit den auswärtigen feindlichen Mächten es nun deutlich wird, daß die Concessionen des Königs nur aus Furcht vor größerm Unglück gegen seinen Wunsch und Ueberzeugung bewilligt worden waren. Daher dieses immer steigende Mißtrauen gegen ihn, weil man überzeugt war, daß er bey veränderter Lage der Dinge nicht nur alle Zugeständnisse zurücknehmen, sondern auch die Wortführer des Volks, welche sie ertrug hatten, streng bestrafen werde. In einem wörtlich abgedruckten Schreiben vom 5ten Dec. 1790 hatte der unglückliche über seine Lage schrecklich getäuschte König den auswärtigen Regenten bemerklich gemacht, daß die von ihm der National-Repräsentation gegebenen Erklärungen ohne Unterschied als erzwungen angesehen werden müßten — folglich daß er, bey einer für ihn eintretenden Aenderung der Dinge, zu deren Erfüllung nicht verpflichtet sey. Nach der Behauptung des Vfs. dachte der Monarch Oestreichs bey der Conferenz zu Pilnitz über die Lage der Dinge anders, als der König von Preußen, indem jener glaubte, daß man vermeiden müsse, gewisse Dinge zu berühren, welche man nicht beseitigen könne; daß es aber am gefährlichsten sey, in den Gang der französischen Revolution theilnehmend oder hemmend einzugreifen. Wir übergehen, was der Vf. von den Emigranten und deren Bestreben die Coalition der Könige zu befestigen, und von dem Gange der militärischen Operationen oft zu ausführlich und bekannte Dinge wiederholend erzählt.

Gleichen Vortheil — bemerkt er sehr richtig — brachte eine Coalition zu Stande, welche nur den nämlichen Zweck im Auge hatte. Woher es kam, daß dieser Zweck nicht erreicht wurde, ist in einem Schreiben des Herzogs von Braunschweig an den König auseinandergesetzt, welches wörtlich von dem

Vf. mitgetheilt wird. Der Herzog, indem er, um seine Zurückberufung von dem Heere bittet, sagt unverhohlen: „Der Mangel an Einheit und Uebereinstimmung zu einem wohlberechneten Plan; das Mißtrauen, der Eigennutz und das Spiel der Intriken haben in zwey Feldzügen alle Bemühungen der Feldherren und die gemeinschaftlich zwischen den verbündeten Heeren verabredeten Operationen vereitelt. Es schmerzt mich, daß die Feldherren nur nach dem Erfolg beurtheilt werden, ohne daß erst dessen Ursache genau erforscht ist. Wahrscheinlich wird der dritte Feldzug kein günstigeres Resultat geben. Auf der einen Seite eine mächtige Nation, wie die französische, (im Innern aufgeregt, für ihre Selbstständigkeit kämpfend und Gebietsverkleinerungen fürchtend), zu großen Waffthaten durch Enthusiasm des Feinde entgegengeführt. Ihr gegenüber ein verbündetes Heer. Dieses kann nur dann siegen, wenn ein Wille, ein Vortheil, ein Grundsatz den Gang der Operationen leiten werden. Wenn aber jedes Heer, den allgemein angenommenen Plan nicht achtend, wie bisher isolirt verfährt, so werden die ersten unglücklichen Erfolge immer sich erneuern." Bey der etwas verspäteten Anerkennung der Unmöglichkeit, den ursprünglichen Zweck der Coalition zu erreichen, verfiel nach des Vfs. Behauptung Oestreich auf die unter den damaligen Umständen unausführbare Idee, durch Eroberungen sich für die Kosten des Kriegs zu entschädigen.

Besonders merkwürdig sind die Notizen des Vfs. über das Privatleben und die Charakterschilderung der zu jener Zeit handelnden Diplomaten und Feldherren, *Herzberg, Hardenberg, Kaunitz, Trautmannsdorf, Bischofswerder, Wöllner, Thugut*, vorzüglich des *Herzogs von Braunschweig* und des *Prinzen von Coburg*. Diese Feldherren befolgten nach des Vfs. Behauptung eine Maxime, dem vorher calculirten Plan nicht untreu zu werden, wenn auch veränderte Umstände dessen Ausführung schwierig gemacht hatten. So kam es, daß der Augenblick, der entscheidend günstig seyn konnte, unwiederbringlich verstimmt wurde. Wir stimmen mit diesem Urtheil nicht überein. Die Zeit und die Umstände waren schwierig, was der Vf. in seiner ganzen Stärke nicht begriffen zu haben scheint. Dem Könige waren — sagt er — weder seine Minister noch seine Heerführer durch persönliches Uebergewicht untergeordnet, vor welchem unter Friede dem Großen alles ehrfurchtsvoll zurückwich. Alle Mittel, der Nation glauben zu machen, daß dieser Krieg im National-Interesse geführt werde, wollten nicht anschlagen. Unwahrscheinlich scheint es zu seyn, was der Vf. behauptet, daß das bekannte Kriegs-Manifest des Herzogs von Braunschweig, welches, indem es den Nationalstolz der Franzosen tief verwundete, seinen Zweck verfehlte, von dem Marquis de Limon abgefaßt worden sey, daß der Feldherr dessen Inhalt nicht gebilligt, dennoch aber zur Unterschrift nach einigen unwesentlichen Aenderungen angehalten worden sey.

Nach dem übeln Ausgange des Kriegs, wodurch die Hoffnung, die monarchische Verfassung in Frankreich herzustellen, vereitelt wurde, war das Bündniß der Könige aus Mangel an Nahrung nahe am Erlöschen. England versprach Subsidien und zugleich es zu erlauben, daß Oestreich noch besonders von den Grenzen Brabants an durch Eroberungen des französischen Gebiets sich entschädigen dürfe. Ob es wohl hiermit ernstlich gemeint war?

Dieses zweydeutige Versprechen soll, welches nicht unwahrscheinlich ist, der Eifersucht unter den kriegführenden Mächten neue Nahrung verschafft haben. War es wirklich die Absicht beider verbündeten Monarchen, die Contingente der minder-mächtigen Reichsfürsten in zwey Hälften den Herren von Oestreich und Preußen zuzuthemen, so konnte es nicht fehlen, daß die Perspektive auf eine solche Hegemonie, der Selbstständigkeit der kleinen Fürsten Gefahr drohend, damals keinen Beyfall fand. Es begab sich, daß des Herzogs von Braunschweig prophetische Worte erfüllt wurden. In dieser Beziehung ist ein Schreiben des Ministers von Herzberg an den König (S. 486 im 2ten Theile) merkwürdig, wovon wir Einiges im Auszuge geben.

„Die Preussische Monarchie ist von einer grossen Gefahr bedroht:

Nach fünfzigjähriger Dienstthnung halte ich mich verpflichtet, auf die bevorstehende Katastrophe aufmerksam zu machen. Während daß die Franzosen in Italien und Spanien siegen, und nach Eroberung der festen Plätze in Brabant, wahrscheinlich die Oestreicher über den Rhein zurückdrängen werden, ist Holland der Gefahr einer Invasion ausgesetzt. So werden sie England jede Verbindung mit dem Continente abschneiden. Dessen Unterstützung an Geld und Truppen wird aufhören. Ist Holland und Ober-Deutschland erobert, was Oestreich, auf eigene sehr geschwächte Kräfte reducirt, nicht hindern kann, dann sind Ew. Majestät in die Lage versetzt, an den Grenzen der Niederlande, am Rhein, in dem obern Deutschland und in Polen dem Andrang von Feinden gleichzeitig Widerstand entgegenzusetzen. Diels ist mehr, als Ihre Kräfte leisten können. Ich sehe nicht ein, wie Ew. Majestät zu einem neuen Feldzuge die nöthigen Mittel aufbringen können. Man wird mir einwenden, daß es weit leichter sey, Gefahren zu schildern, als die Mittel anzugeben, sie abzuwenden.“

Nach dieser vielleicht mit zu grellen Farben geschilderten Lage der öffentlichen Angelegenheiten glaubte Herzberg rathen zu müssen, mit ungeschwächten Kräften als Friedensvermittler aufzutreten, oder wenn dieses nicht mehr möglich sey, einen Separatfrieden zu schließen. — Dieser Rath wurde mißbilligend verworfen, jedoch bald nachher der Friede zu Basel abgeschlossen. Die Geschichte der Unterhandlungen zur Abschließung dieses Friedens und der hierbey wechselseitig erregten Schwierigkeiten ist nicht mit der Ausführlichkeit dargestellt, welche dieses so verschiedenartig beurtheilte

Ereigniß wohl verdient hätte. Dem Baron Faber gebührt das Verdienst, in seinem Werke: *Manuscrit de l'an trois*, hierüber die sichersten und ausführlichsten Aufschlüsse ertheilt zu haben. Ob alle von dem Vf. erzählten Begebenheiten und Anekdoten aus den sichersten Quellen geschöpft und treu dargestellt worden sind, möchten wohl diejenigen am besten beurtheilen können, welchen die benutzten Papiere noch jetzt zugänglich sind. Manche dieser Anekdoten, etwas skandalischen Inhalts, hätten füglich wegleiben können. Die Schreibart ist fließend und der Druck gut.

F. W.

NATURGESCHICHTE.

GRÖNINGEN, b. van Boekeren: *Gerbrandi Bakker*, Professoris medici Groningani, *Osteographia piscium*; Gadi praesertim Aeglefini, comparati cum Lampride guttato, specie rariori. Icones accedunt forma majore, aere ac lapide expressae. 1822. XXII u. 246 S. gr. 8. Mit 11 Abbildg. in gr. 4.

Vorliegendes Werk scheint in Deutschland weniger bekannt zu seyn, als es verdient, indem es einen höchst schätzbaren Beytrag zu der im Ganzen noch wenig bearbeiteten Beschreibung des Fische skelets liefert, wenn uns auch nicht immer seine Deutungsweise der einzelnen Knochen zusagen wollte. Unverkennbar ist nämlich der große Fleiß und die Genauigkeit bey Beschreibung der einzelnen Theile, wie des Ganzen, der ausgezeichnete Scharfsinn bey Vergleichung der Knochen des Fische skelets mit andern und bey Angabe ihrer Bestimmung; lobenswerth die Klarheit und Ausführlichkeit der Darstellung, sehr genau die Zeichnungen, der Druck des Buchs selber ziemlich correct und das Papier schön; allein noch scheint der Vf. mit dem Grundschemata nicht recht im Klaren gewesen zu seyn, das dabey als Norm gelten sollte, und aus diesem Umstande läßt sich manches Schwankende und Unhaltbare seiner Ansichten erklären. Zwar hat er richtig erkannt, daß das menschliche Skelet als Typus für das Knochengestürzte der Thiere betrachtet werden müsse; allein er übersah, daß selbst dieses nach einem höhern, mehr ideellen Umriss seine Zusammensetzung und Gestalt erhalten habe. Es wählten bekanntlich die ältern Anatomen, welche zuerst den Theilen des menschlichen Körpers Namen gaben, meist solche Benennungen, welche entweder die Figur, oder die Verrichtung des fraglichen Organs bezeichneten. Damit reichte man wohl bey Beschreibung des Menschenkörpers aus, obsehon selbst das Ur-Schema nicht durchblickte und dergestalt das Behalten jener Namen dem Anfänger nicht eben leicht wurde; bey der vergleichenden Anatomie und insonderheit Osteologie aber war die dringende Nothwendigkeit einer allgemeinem Nomenclatur und das Rückführen der besondern Form auf ein mehr ideelles Vorbild unabweisbar. Hierauf waren daher die Forschungen eines Gölke, Oken, Bojanus, Burdin, Dumeril, Geoffroy, St. Hilaire u. A. gerichtet, welche alle jedoch

Ca-

Carus durch sein Prachtwerk: *Von den Ur-Theilen des Knochen- und Schaalengerüstes*, Lpz. 1828. fol., dadurch übertraf, daß er eine durchgreifende Darstellung des Urtypus des Knochenengerüstes, als Grundlage der übrigen Gebilde, durch das ganze Thierreich versuchte, wie wir dieß bereits bey Beurtheilung seines Werks in unsrer A. L. Z. angaben. Wir verlangen nun hier natürlich keineswegs, daß unserm Vf. die neuesten über diesen Gegenstand erschienenen Werke bekannt seyn sollten, aber Wunder nimmt es unsallerdings, daß, obwohl er die Göthe'schen osteologischen Arbeiten kennt, und ihm auch die Arbeiten Anderer hierüber nicht entgehen konnten, er doch so wenig davon Gebrauch macht und lieber zum Theil durch neue Worte (wohin wir z. B. *os symplecticum*, *praeoperculum*, *suboperculum*, *coenosteum* u. s. w. rechnen) oder durch willkürlichen Gebrauch der Bezeichnungen mit anderm Sinne (wie *os orbitale* für *os frontale anterius* Cuv. u. s. w.) das Chaos der alten Benennungen zu vermehren sucht. Dieß ist also die Hauptausstellung (die freylich tief genug eingreift, um, wenn wir ins Einzelne eingehen wollten, Gelegenheit zu mancherley Discussionen zu haben), welche wir bey vorliegendem Werke machen müssen, dessen übrigen Verdiensten wir auf alle Weise Gerechtigkeit widerfahren lassen. Doch wir wenden uns jetzt zur Geschichte der Entstehung unsers Buchs und geben hierauf seinen Inhalt etwas ausführlicher an.

Es hatte der Vf. aus dem belgischen Meere einen ihm unbekannten Fisch erhalten, der sich ebensowohl durch die Schönheit seiner Form, als Glanz der Farbe auszeichnete. Damals nur wenig mit der Zoologie vertraut, vermochte er nicht eine systematische Bestimmung desselben vorzunehmen, und es wurde bloß sein Skelet aufbewahrt. Späterhin unterhielt er mit *Rudolphi* in Berlin eine literarische Correspondenz, welche ihm den Weg zur nähern Kenntniß dieses Fisches, der eine Art *Lampris* war, zeigte und ihn zugleich veranlaßte, seine Bemerkungen über die anatomischen Verhältnisse desselben der gelehrten Welt mitzutheilen. Ohne Säumnis machte er sich hierauf an die Beschreibung des Skelets. Da ihm keine einzige vollständige Fischosteographie bekannt war, so wünschte er diese Lücke auszufüllen. Zu dem Ende verglich er besonders den *Kabeljau* (*Gadus Morrhua*) und *gemeinen Schellfisch* (*G. Aeglefinus*) damit, von denen ihm insonderheit der letztere wegen seiner Häufigkeit an der benachbarten Küste und der geringen Größe seiner Theile, die sich zur Abbildung in natürlicher Größe vorzüglich eigneten, passend schien. Die Resultate dieser Arbeiten sind im vorliegenden Buche unter folgende Kapitel vertheilt. Nach dem Vorworte und der Uebersicht des Inhalts findet man im *ersten* Kap. (S. 1—7) einige Bemerkungen über die Anatomie der Fische im Allgemeinen, welches daher richtiger *de piscium anatomia quaedam* zu überschreiben wäre, als *de ichthyologia quaedam*, da nur von ersterer die Rede ist, auf deren geringere Bearbeitung mit Hinweisung der Quellen und Abhülfe aufmerksam gemacht wird. Das *zweite* Kap. (S. 8—15) enthält allgemeine Betrachtungen

über das Fische skelet. Im *dritten* (S. 16—157) werden zuerst die charakteristischen Kennzeichen des Schellfisches angegeben, hierauf in besondern Abtheilungen, sein Schädel, Gesicht, die Bronchien, Extremitäten, der Rumpf und zuletzt in einem Anhang des Kapitels die Lehre des Schädels, sowie Nerven und benachbarte Organe ausführlich erläutert, indem der Vf. zugleich seine Untersuchungen auch auf andere, nicht bloß knöcherne Theile ausdehnt. Es enthält das *vierte* Kap. (S. 160—170) die Geschichte der *Lampris*-Art, über dessen systematischen Namen der Vf. hier noch im Zweifel ist; ja dieser Zweifel wird selbst in den hinten am Ende des Werks angefügten Ergänzungen nicht ganz beseitigt. Er überläßt deshalb Andern das Zoologische und begnügt sich, eine so viel als möglich vollständige Beschreibung seines Skelets zu entwerfen. Es wird nun im folgenden *fünften* Kap. (S. 170—212) in eben solchen Abtheilungen, wie in den vorhergehenden Kapiteln, der Schädel, die Geschichte, der Kiemenapparat, die Extremitäten und der Rumpf abgehandelt, indem auch hier, wie schon früher, schöne Bemerkungen über anderweitige anatomische und physiologische Verhältnisse beygebracht sind. Von S. 213—224 folgt die Erläuterung der Abbildungen und dann als Schluß die Ergänzungen, woselbst die von *Boie* zum Behuf der Ortsbestimmung gesammelten Excerpte mitgetheilt und kritisch beleuchtet werden, woraus endlich hervorgeht, daß *Lampris guttatus* *Retzius Fauna suec.* p. 361 (*Zeus guttatus* *Brunnich*, *Poisson lune Duttam*, *Zeus Luna Gmel.*) die meiste Aehnlichkeit besitzt, jedoch nicht identisch sey. Ist letzteres wirklich der Fall (was uns jedoch nicht wahrscheinlich scheint), so ist der Titel des ganzen Buchs insofern nicht richtig, als darauf diese Art als *Lampris guttatus* bezeichnet wird. Ueberhaupt mag das in Kupfer gestochene und mit einer schönen von *Wandelaar* bereits den von *Albin* herausgegebenen Kustach'schen Tafeln vorgesetzten, hier aber von neuem gelieferten Vignette versehene Titelblatt früher als das Buch fertig gewesen seyn, daher wohl sich jene Erscheinung leicht erläutern läßt.

Was die Abbildungen anlangt, so sind Taf. I, II*, III*, IV u. V in Kupfer gestochen, die übrigen lithographirt, nach Originalien von *Busch*, indem nur die erste, welche das vollkommene Skelet der *Lampris*-Art illuminirt darstellt, nach einem Gemälde von *Ross* gestochen wurde. Die lithographirten Tafeln, sämmtlich in Kreidemanier ausgeführt, haben dadurch an Schärfe der Umrisse verloren, obgleich sie sonst hinsichtlich der Schattirung Lob verdienen. Auf den in Kupfer gestochenen Tafeln IV u. V, von welchen die erstere feinere Schädeltheile vom Schellfisch, die zweyte Gesichtsknochen desselben, sowie die Grundtheile des Schädels (*basis cranii*) von Vögeln (*Alcyon ispida*, *Psittacus Alexandri* und *Fultur Papa*), dieselben, welche insonderheit zur Vergleichung mit dem Flügel- und Gaumenbeine hier eine Stelle fanden, wären an einzelnen Stellen schärfere Umrisse wünschenswerth. Im Uebrigen sind sie genau und ihrem Zwecke entsprechend.

F. C. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1830.

OBSTBAU.

BERLIN, b. Amelang: *Die Obstbaumzucht im Kleinen und Großen; oder Anleitung zum besondern und allgemeinen Obstbau, verbunden mit einer Anweisung, wie Obstgärten vortheilhaft anzulegen, die Obstbäume zu veredeln und dieselben zweckmäfsig zu behandeln sind; nebst Beschreibung der vorzüglichsten in Deutschland jetzt einheimischen Obstsorten.* — Als Anhang eine Sammlung bewährter pomologischer Hilfsmittel. Von *M. Raschig*, Pfarrer zu Jacobsdorf bey Frankfurt a. d. O., ordentl. Mitglie der Potsdamer ökonom. Gesellschaft, 1827. XVI u. 479 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

In dem kurzen Vorworte bemerkt der Vf., dafs noch kein Werk vorhanden sey, welches in einem gedrängten, klaren, für Jedermann verständlichen Vortrage und bey mäfsigem Preise das Vorzüglichste der Obstkunde darstelle, verbunden mit einer charakteristischen Beschreibung vieler und für jedes Bedürfnifs sich eignender Obstsorten in angemessener Fruchtfolge, um dadurch zugleich das Studium der Pomologie bey den Laien anzuregen und dem Praktiker eine Auswahl des Vorzüglichsten darzuzeigen, und er habe die wohlgemeinte Absicht gehabt, etwas der Art zu leisten.

Der grofse Nutzen der Obstbaumzucht ist längst allgemein anerkannt, und so dürfte es fast überflüssig erscheinen, die Vortheile, welche daraus hervorgehen, wiederholt ins Gedächtnifs zu rufen und neue und schlagendere Gründe aufzustellen, um den Betrieb dieses Erwerbszweiges mehr zu beleben. Inzwischen wenn es überhaupt nicht überflüssig ist, das Gute oft und wiederholt in einem freundlichen Lichte darzustellen und so seine Annehmlichkeiten im regen Andenken zu erhalten, so dürfte dieses beym Obstbau um so mehr der Fall seyn, da hier durch öftere Ausfälle der Eifer bey Kurzichtigen und Beklommenen leicht gelähmt wird. Es treten nämlich hier oft lange Pausen ein, wo es von Früchten nichts giebt, und so die Liebe auch gegen die schönsten Obstpflanzungen erkaltet.

Um so nöthiger macht sich von Zeit zu Zeit eine freundliche Zusprache und Wiederbelebung der gesunkenen Hoffnung durch Auffrischung der mehrfachen Vortheile des Obstbaues, um die Schattenseiten aus dem Auge zu rücken. Und das wird ge-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

schehen, wenn man die erheiternde Darstellung des Vfs. im 1sten Abschnitte liest, und dabey im 2ten das Jetzt und Sonst rücksichtlich des Obstbaues im Vaterlande beachtet. Es ist hierin überall viel geschehen, und dem unermüdlichen Eifer unserer entferntern und nächsten Vorfahren verdanken wir die Umwandlung undurchdringlicher Wälder in einen Obstpark; ihre Unverdrossenheit, die sich durch entgegretende Hindernisse und Nachtheile nicht hemmen liefs, hat alle Schwierigkeiten besiegt, und sie würden unsre Kleinmüthigkeit bitter tadeln, wenn wir, durch einzelne Unfälle geschreckt, das angefangene Gute aufgeben wollten.

Nächst dem handelt der Vf. die gewöhnlichen Erfordernisse eines Obstgartens ab, wobey, wie gewöhnlich, Himmelsstrich, Boden, Anlage u. s. w. in Betracht kommen; besonders läfst es der Vf. an Uebersetzungskunst nicht fehlen, die Höfe mittelst der Hochspaliere in Treibhäuser von Obst aller Art zu verwandeln; auch selbst die Backöfen (S. 33) sollen mit Fruchtbäumen bekleidet werden und in ihrem neuen Gewande Auge und Gaumen ergetzen. Es sind (S. 39—51) eine Menge von Obstarten aus allen Gattungen aufgezählt, welche hier angebracht werden können. Der Obst-Orangerie in Blumentöpfen ist ein eigner Abschnitt S. 52—56 gewidmet. In den Belehrungen, welche er S. 57—82 über Schnitt, Veredlung u. s. w. der Obstbäume gegeben hat, hat er sein Versprechen genau erfüllt, und gedrängt, klar und für Jedermann verständlich gesprochen.

Den grössten Theil des Buchs nimmt die Beschreibung der vorzüglichsten Obstsorten, welche jetzt in Deutschland einheimisch sind, ein (S. 83 bis 417). Das System nun, welches vom Vf. bey Aufzählung der Obstsorten gewählt worden ist, hat er gewifs nicht ohne viele Mühe geschaffen und durchgeführt. Er bringt nämlich Aepfel, Birnen, Pflaumen unter die Rubriken: I. Tafel-, II. Wirthschafts-, III. Handelsobst. Von letzterm kommt S. 84 nur Folgendes vor: „Im Fall man das Obst in der Nachbarschaft grofser Städte in kleinen Partien mit Vortheil verkaufen könne, möge man hierzu sehr frühzeitiges Tafelobst wählen, welches Gröfse und Schönheit mit Wohlgeschmack vereint; bey weiter Versendung aber habe man zugleich und hauptsächlich längere Dauer zu berücksichtigen.“ Bey der Beschreibung selbst schien es somit dem Vf. überflüssig, bey jeder Sorte auch anzugeben, ob der Apfel oder die Birn sich zu Handelsobst eigne,

S

in-

indem dieses durch das Fröh- oder Spätreifen, welches überall bemerkt ist, bedingt seyn soll; und so bliebe es denn jedem freygestellt, was er zu Handelsobst bestimmen will, und was er als solches unterzubringen gedenkt; und folglich sind überall bey Aepfeln, Birnen und in etwas bey den Pflaumen nur 2 Rubriken durchgeführt, nämlich A. Tafel- und Wirthschafts-Aepfel oder Birnen mit den Unterabtheilungen: I. Sommer-, II. Sommer- und Herbst-, III. Herbst-Aepfel oder Birnen; und bey den Tafel- und Wirthschafts-Aepfeln und Birnen noch mit der Erweiterung: IV. Herbst- und Winter-, V. Winter-Aepfel und Birnen. Jede Abtheilung zählt immer von 1 an, und es sind 168 Aepfel- und 103 Birnsorten beschrieben.

S. 16 stellt der Vf. das Diel'sche „als wohl am meisten angenommene System“ hin, und zwar rück-sichtlich der Aepfel nur den kürzern Umriss, ohne die Kennzeichen von Kant-, Rosen- u. a. Aepfeln beyzufügen, und müßte der Leser hier etwa Christ's pomologisches Wörterbuch zur Hand nehmen, wo das Ganze abgedruckt ist. — Auf einen gleichen kurzen Umriss beschränkt sich auch dort (S. 17) das System der Birnen, ebenfalls nach Diel. Um nun die vom Vf. beschriebenen Aepfel im Diel'schen Systeme finden zu können, so ist bey jedem gleich Anfangs bemerkt, z. B. IV. (Klasse), II. (Ordnung), und dabey auch, ob er Gr. (groß), Gr. Gr. (sehr groß), M. (mittelmäßig), oder Kl. (klein) sey, so wie, ob er zum I. (ersten Range) u. s. w. gehöre. Bey den Birnen sind diese Hinweisungen nicht.

So ansprechend nun auch für Viele dieses System der Aepfel- und Birnsorten seyn mag, so gesteht doch Rec. offen, daß er sich damit nicht befreunden kann. Denn einmal beruht es doch auf gar großer Willkür, diesen oder jenen Apfel ausschließ-lich als für Tafel und Wirthschaft geeignet anzusehen, und die Gründe für den entgegengesetzten Fall möchten doch oft wohl überwiegender seyn. Dann aber auch hat man bey diesem Eintheilungsgrunde gar keinen botanischen Anhaltspunkt, welches für jeden, der Pomologie studiren will, (und nach des Vfs. Absicht sollen auch die Laien dazu angeregt werden), doch unumgänglich nöthig ist, sonst geräth er in ein Gewirr, welches durch die Hinweisungen auf Sommer- und Herbstäpfel, Herbst- und Winteräpfel für die Tafel u. s. w. noch verschlungener wird. Es scheint weit natürlicher und für das Behalten leichter, an Klasse und Ordnung oder an die Familien der Aepfel ihren Gebrauch zu knüpfen, als umgekehrt von dem hier immer sehr relativen Gebrauche, den Laien in der Pomologie zur Kennt-nis der Familien zu führen.

Zwar ist es wahr, in der ökonomischen Botanik z. B. werden auch die Pflanzen, welche eine homo-gene Bedeutung für den Landwirth haben, zusam-mengestellt, ohne Rücksicht auf ihre Klassen, Ord-nungen oder Familien. Inzwischen scheint hier der gemeinsame Titel, z. B. Oelgebende Pflanzen, Arz-neygewächse, Färbepflanzen u. s. w., welcher auf

ihr Wesen und auf ihre Wirkungen hinweist, ein doch wirklich mehr sprechender und bestimmter Anhaltspunkt zu seyn und folglich der Eintheilungs-grund mehr gerechtfertigt, als bey einem Apfel der Gedanke an die Tafel oder Wirthschaft, wovon erst bis zum letzten doch immer nur das Essen in roher oder bereiteter Form, bey dem Nachtsch oder zu jeder Stunde, wo sich der Appetit einstellt, als Anhaltspunkt hervorrage.

Mit dem hier angenommenen System kann Rec., wie gesagt, sich nicht befreunden, er gesteht aber gern, daß bey einer anders gewählten Schematisirung er dieses Buch selbst als ein ganz vorzügliches gebrauchen würde. Die einzelnen Obstsorten sind gut charakterisirt, mehrentheils jedesmal nach Form, Farbe, Geruch, Fleisch, Geschmack, Kernhaus, Reife, Dauer, Gebrauch; Baum und mehrere Beschreibung nehmen über eine Octavseite ein; so bey den Aepfeln und Birnen, bey den übrigen sind sie etwas kürzer; bey den Kirschen ist mit auf Stiel und Stein Rücksicht genommen, so auch häufig bey den Pflirschen, Aprikosen und Pflaumen. — Beym Weinstocke ist eine kurze Anleitung (S. 401 — 410) über Anbau und Behandlung desselben vorange-schickt, und dann werden (bis S. 417) 30 Sorten kürzlich beschrieben.

Was Rec. bey dieser Aufzählung der Obstsorten ungern vermißt, sind — wo es zu schaffen war — die mehrern Namen bey einem und demselben Apfel, Birn u. s. w., und ganz besonders die französischen und auch wohl die holländischen und englischen Namen, so fern sie zu haben sind. Ein bloßer einzelner deutscher Name läßt Einen vielfältig in Un-gewißheit, zumal wenn man im System selbst kei-nen festen Anhaltspunkt hat und die beygefügteten Zahlen der Klasse nach Diel diesen nicht gut ersetzen. Und bey diesem Mangel möchte es auch wohl oft Kennern schwer werden, den ihnen übrigens sehr bekannten Apfel oder Birne u. s. w. zu finden, ohne ein vergleichendes Werk zur Hand zu nehmen, und ohne die ausländischen Namen ist weder Duhamel, noch Knoop, noch andere zugänglich. Rec. hat bey den Benennungen der Bäume von S. 275 — 341 kaum 7 französische Namen gefunden; bey den Aepfeln fehlen sie ganz.

Auch herrscht in den Namen mehrfältig Un-sicherheit und Mangel; davon hier nur Einiges als Beleg. Es werden S. 420) unter den spät reifenden Birnen die *Bergamotte bugi*, (S. 322 heißt sie *B. de Bugi* und anderwärts *B. von Bugi*), *Saint Lezin* und *Martin Sire (Ronville)* genannt, welche 2 letzte Namen unter den Birnsorten nicht vorkommen, so wenig als die S. 420 genannten Sommer- und Herbstbirnen *le Rousselet*, *la Mouille bouche d'élé*, *la Bel-lissime*. — Das Kennzeichen der Reife soll man durch einen gelinden Druck am Stiele erkennen bey *Verte longue*; wahrscheinlich von dieser steht S. 34 Folgendes: „Der kleine Isambart. Eine Butterbirne, und zwar eine lange grüne (*Verte longue*).“ Soll denn diese Einklammerung der Name seyn und etwa

Beurré, masculin, supplirt werden? — So soll ferner auch die Reife erkannt werden bey *Sucre Verte*; dieser Name kommt vorher bey den Birnen nicht vor; soll es die grüne Herbstzuckerbirn seyn, diese kennt Rec. nur unter ihrem französischen Namen *Le Sucré verd.* — S. 265 wird der Langscheider als dem Neutzerling, Wasserneutzerling, nahe verwandt angegeben. Aber S. 244 kommt nur vor: *kleiner* Neutzerling und S. 133 *großer* Neutzerling, welcher von beiden ist nun unter obiger Angabe gemeint? S. 299 und in der Inhaltsanzeige X kommt Schönroths Omselwitzer Schmalzbirn vor, und S. 48 ist von einer *Amselwitzer* Zuckerbirn die Rede, die nirgends unter den beschriebenen zu finden ist. Ebenso in der Inhaltsanzeige X und S. 326 kommt die Sommer-Crasanne vor und wird beschrieben. Ist das die Bergamotte Crasanne S. 48? Hier wird auch die Je länger je lieber- und *Jancinette*-Birnen genannt, die, unter den nachher aufgezählten Birnensorten nicht zu finden sind. — S. 302 ist die graue Herbstbutterbirn beschrieben, es ist die *Beurré gris*, wie S. 304 Anmerk. ersichtlich ist; warum wurde sie nicht auch mit unter diesem Namen aufgeführt, unter welchem sie bekannter als unter dem deutschen ist? — Auch scheint uns die Schreibart Birne und Birn nicht in der Ordnung. — Rec. will jedoch bloß durch diese Bemerkungen zu erkennen geben, wie aufmerksam er das Buch gelesen hat, keineswegs aber beleidigenden Tadel, wovon er weit entfernt ist.

Im 10ten Abschnitt sind noch anhangsweise bewährte pomologische Hülfsmittel beygefügt, (beym Lesen vieler findet man freylich, daß das Bewährte seyn nur nach dem Begriffe von *Mackenzie* Statt findet.) Sie beziehen sich auf Schützen, Gesund-, Geradeerhalten der Bäume, Pfropfen, Veredeln, Tragbarmachen, Düngen, Wiederbeleben, Verjüngen, Wachstumbefördern; Aufbewahren und Nutzen des Obstes; Abhalten und Vertilgen schädlicher Thiere und Insecten, Nr. 1—46. — Hierbey will Rec. Vieles nicht ansprechen. Er bemerkt nur Einiges: Ad 1. Bey großen Baumpflanzungen und wenn das Wasser weit entfernt ist, möchte das Umgießen der Bäume mit einer großen Menge Wasser, um sie gegen den Frost zu sichern u. s. w., wohl nicht ausführbar seyn. Ad 3. Bey Harzfluß (ist am häufigsten an Kirschbäumen) soll das Harz weggenommen und die Wunde bis auf den Kern scarificirt, in solche dann Sauerampf(-er) eingerieben werden — und der scarificirte Theil werde sich bald wieder mit Holz(?) und Rinde überziehen. — Wenn das wirklich der Fall ist, dann wäre dieses Verfahren analog dem der Barbaren in der Wüste Sahara — wo man den Slaven die Wunden ausbrennt, damit sie bald und gut heilen. Ad 5. Theer soll man im Frühjahr in die Rinde der Bäume (die rissige also nicht erst ebnen?) 1 Fuß über der Erde und 6 Zoll (breit?) um den Baum einreiben, um dem Brande vorzubeugen; zugleich bleiben da auch die hinaufkriechenden Raupen kleben. — Im eingerie-

benen Theer? wie lange bleibt denn dieser klebrig, und was schaden denn die Paar im Frühjahr hinaufkriechenden Raupen? — Dieses Mittel, aber etwas anders angebracht, mag lieber im October und später gegen das hinaufkriechende Weibchen des Frostschmetterlings angewendet werden. Vergl. auch Nr. 36, der Streifen kann da wohlfeiler und von Schilf seyn. Ad 6. Ausgetrockneten Bäumen wieder Saft zu geben. Wird bezweifelt. Wenn die Saftgefäße ausgetrocknet sind, so hat wohl das Pflanzenleben ein Ende. Ein Anderes mag es allenfalls seyn mit verwelkten Obstreisern Nr. 18, die endlich wohl in 7 Wochen wieder (etwas) zum Leben erwachen mögen. Aber welcher Nutzen? Wird ein fast erstorbenes Pfropfreis auch einen schönen gesunden Baum geben? Ad 11. Mit Riemen von Pferdeleder die Bäumchen, um sie gegen Wind und Krümmung zu sichern, an Pfähle zu nageln, scheint englische Sonderbarkeit. In Deutschland thut es auch wohl das Anbinden mit gutem Weidenbaste. So ist auch folgendes Dungmittel Nr. 13: Ein Schefel Knochen — klein geschlagen und zu Gallert(-e) gekocht, mit Wasser verdünnt und die Wurzeln der Bäume (auf welchem Punkte der Erde sind denn diese?) damit begossen — ebenfalls wohl nur in England versucht und bewährt erfunden worden. Ad 17. Es wird da eine bequeme Art große Obstbäume zu verpflanzen beschrieben. Zu dem Ende sollen dem ein Jahr darauf zu verpflanzenden Baume im Herbst alle großen Seitenwurzeln in der Entfernung von 2 Fuß vom Stamme abgesägt werden u. s. w. Warum gerade absägen? Wie tief müßte man da die Wurzeln entblößen, um sägen zu können? Sollte es Abhauen nicht auch thun, welches doch wohl bequemer wäre. Ueberhaupt findet Rec. in der ganzen Methode nichts Bequemes. Ad 23. Auf die hier angegebene Art — durch Löcherbohren rund um den Baum und sie mit Wasser anfüllen, damit des Nachts der Thau (Dunst) aufsteige — große Borsdorfer Aepfel zu erhalten, ist wohl eigentliche englische Sonderbarkeit. Wie groß müßten denn die Borsdorfer Aepfel an Teichen, Bächen, Flüssen werden? — Ad 24. Ist nicht nur sonderbar, sondern laut auch wie etwas mißlungene Uebersetzung. Man soll nämlich, um Birn-, Apfel- und Pflirschbäume tragbar zu machen, die Wurzeln im Junius beschneiden — (vielleicht einige Fuß vom Baume entfernt durchhauen, wenn sie stark sind, also auch zuvor entblößen, damit man weiß wo sie sind), „und man wird finden, daß solche (Wurzeln?) im nächsten Frühjahr nicht nur Blüthen tragen, sondern auch aus denselben (Wurzeln?) Früchte produciren.“ Ad 32 u. 42. Die Vogelscheuche aus einer Kartoffel oder einem Apfel — mit Federn besteckt und solche an einen Faden am Aste oder einer Stange aufgehangen, daß sie der Wind bewegen kann — schützt gegen Sperlinge nicht. Rec. hat sie dieses Jahr mit allen Künsteleyen versucht, und die Räuber fraßen unter der sich recht lebendig bewegenden Scheuche munter und freudig seine

seine schönsten Getreide aus. — Das Beste bleibt die Vogelflinte. Ad 38 u. 39. Um die Bäumchen gegen die Hasen zu schützen, bestreicht man sie in hiesiger Gegend mit einer Mischung aus Lehm, Blut und Kuhfladen, welches Mittel durch lange Erfahrung bewährt ist; auch widersteht es dem Regen lange.

Uebrigens ist Papier und Druck dieses Werkes vorzüglich gut; einige Druckfehler und Verbesserungen sind angegeben.

NATURGESCHICHTE.

CARLSRUHE, b. Groos: *Handbuch der gesammten Mineralogie* in technischer Beziehung, zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen und zum Selbststudium, mit besonderer Berücksichtigung der mineralogischen Verhältnisse des Großherzogthums Baden, entworfen von *Fr. Aug. Walchner*, Dr. der Medicin, Prof. der Chemie u. Mineralogie am polytechn. Institute zu Carlsruhe, beratendes Mitglied der Salinen-, Berg- und Hütten-Direction im Großherzogthum Baden u. s. w. *Erste Abtheilung: Oryktognosie*. Mit vier Steintafeln. 1828. 647 S. 8. (Beide Abthb. 5 Rthlr.)

Der Vf. fühlte das Bedürfnis eines bey seinen Vorlesungen an einer technischen Lehranstalt zu Grunde zu legenden Lehrbuchs der gesammten Mineralogie in technischer Beziehung, weshalb er sich zur Herausgabe des vorliegenden Werkes entschloß. — Was zuvörderst die Classification der Mineralien betrifft, so bedarf es, nach der Meinung des Hn. Prof. W., keines Beweises, daß dieselbe nur nach chemischen Grundsätzen geschehen müsse. Er ordnete hier die Mineralien nach dem elektropositiven Bestandtheile, indem er sich mit wenigen Abänderungen an *Berzelius* älteres System hielt, weil auf diese Weise jedes Metall mit seinen Verbindungen eine besondere Familie ausmache, was bey dem Ordnen nach dem elektronegativen Bestandtheile nicht der Fall sey; auch sey jenes in Beziehung auf die Technik vorzuziehen. Die Classification nach dem elektropositiven Bestandtheile soll nach dem Vf. ferner eben so richtig, als die nach elektronegativen seyn. Rec. kann dem Vf. hierin eben so wenig beystimmen, als in der allgemeinen Behauptung, daß das bloß chemische Mineralsystem das einzig richtige sey, und er fühlt sich zu dem Ausspruche gedrungen, daß das vorliegende Werk durchaus keine Bereicherung der mineralogischen Literatur, sondern eine sehr mittelmäßige Arbeit sey. Das Krystallographische ist mager, und wenn Rec. auch ganz der Meinung ist, daß man einen Anfänger und diejenigen, welche die Mineralogie bloß als Hilfswissenschaft gebrauchen, nicht mit den

schwierigen, ein langes Studium erfordernden, krystallographischen Formeln plagen, und eben so wenig kleine Abweichungen in den Neigungswinkeln als Grund zur Trennung in verschiedene Gattungen gebrauchen müsse: so ist doch die Krystallgestalt offenbar ein zu wichtiges Kennzeichen, um sie in einem Lehrbuche nicht mehr zu berücksichtigen, als es in dem vorliegenden geschehen ist. — Weit besser ist die chemische Constitution der Mineralien berücksichtigt. — Die Bemerkungen über den Gebrauch der Mineralkörper sind auch nur oberflächlich und unvollständig.

Von folgenden Werken sind neue Auflagen erschienen:

WEIMAR, im Landesindustrie-Compt.: *Kurze Abhandlung der Operativ-Chirurgie*, worin die Haupt-Operationen, wie sie von den berühmtesten Chirurgen in England und Frankreich gemacht werden, so wie auch die von *Lisfranc* in Paris vorgeschlagenen neuen Operationsmethoden beschrieben sind. Von *Carl Auerill*, Chirurg zu Cheltenham, Mitgl. des k. Collegiums der Wundärzte zu London. Aus d. Engl. mit manchen Zusätzen aus den neuern englischen und französischen Schriften. *Zweyte*, gänzlich umgearbeitete, mit einer allgemeinen Operationslehre, einer großen Zahl ganzer Operationen, wie einzelner Operationsmethoden vorzüglich deutscher Chirurgen vermehrte Ausgabe. Mit 1 Kupf. 1829. XXXII u. 664 S. 8. (geh. 2 Rthlr. 6 gGr.)

BRESLAU, b. Goschorsky: *Die Elemente des Lateinschreibens*, zum Gebrauch bey öffentlichen und Privatunterrichte, von *Friedrich Philipp Ludwig Staats*, Prof. am Magdal.-Gymnas. und Inspector der Töchterschule in Breslau. *Zweyte* verbesserte Auflage. 1829. Xu. 384 S. 8. (18 gGr.)

BASEL, b. Spittler: *Die Rückkehr zum Glauben*, dargestellt in der merkwürdigen Führung eines protestant. Geistlichen in Deutschland. Oder: *Selbstbiographie von Wilhelm Köllner*. Mit einer Vorrede des Verfassers der Schrift: „*Die Verbindung des Sichtbaren mit dem Unsichtbaren*.“ *Zweyte* fortgesetzte Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers. 1829. XIV. u. 248 S. 8. (geh. 16 gGr.)

DÜSSELDORF U. ELBERFELD, b. Schaub: *Neueste Geographie* oder kurze und faßliche Darstellung der mathematischen, physischen u. politischen Erdbeschreibung für Schulen und den Selbstunterricht. Von *Joh. Heinrich Müller*, Rector der Stadtschule in Lennep. *Dritte*, verbess. und sehr verm. Auflage. 1829. 268 S. 8.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1830.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Perthes: *Zeugniss von Christo* in Predigten gehalten zu Rom und zu Pforte von *Heinrich Eduard Schmieder*, geistlichem Inspector zu Pforte. Nebst einem lithographirten Blatte, das Altargemälde zu Pforte darstellend. 1829. XX u. 369 S. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Der Vf. dieser Predigten hat, wie er in der Vorrede sagt, durch dieselben beweisen wollen, mit welchem Unrecht seine Gegner ihn aus einer Anstalt wie Schulpforte zu verdrängen gesucht hätten. Daraus geht hervor, daß sie ihn doch nur seiner Predigten wegen zu entfernen gewünscht haben müssen: denn es kann einer ein rechtschaffener, grundehrlicher, sehr wohlmeinender Mann, so wie als ein geistreicher Gesellschafter beliebt, und doch ein klägliches Kanzelredner oder für eben diese Stelle ganz unpassend seyn. Giebt es nun wohl in diesen Predigten solchen Anstofs, welche Hn. S's Gegner zu ihrem Wunsche haben veranlassen können oder gar müssen? — Wir wollen sehen.

S. 24 fg.: „und diese theure Gemeinde, (zu Rom, bey welcher der Vf. angestellt war,) die ich lange vorher, ehe ich sie mit Augen sah, *ja ehe sie vorhanden war*, in meinem Herzen hatte“ — (wie mag das wohl zugegangen seyn?) — S. 30 fg.: „Da sandte Gott J. C., sein Ebenbild, den *zweiten Adam*, der Alles das hatte und bewahrte, was der *erste Adam* and wir mit ihm verloren haben, und liefs ihm das Geheimniß seines eignen Wesens und des himmlischen Vaters, welches das Geheimniß (?) unsrer Seligkeit ist, in einer merkwürdigen That offenbaren, in seinem heiligen Leiden und Sterben am Kreuze und in seiner mächtigen (?) Auferstehung u. s. w.“ S. 31: „In Jesu, dem Gekreuzigten, sehen wir die Liebe Gottes des Vaters abgebildet, der für seine Geschöpfe, für die armen Kinder des Staubes auf Erden, ja für die Sünder, wenn es möglich wäre, selbst (?) sterben wollte, *und da er nicht sterben kann, doch seinen Eingebornen die Schmerzen des Todes schmecken liefs!!!*“ — S. 39: „Das Wort Gottes lehrt uns, daß das ganze menschliche Geschlecht ursprünglich zu einer Hoheit und Würde bestimmt war (jetzt nicht mehr?), von der in dem gegenwärtigen Zustande nur noch geringe Ueberbleibsel vorhanden sind, daß es durch eigne Schuld (das ganze menschliche Geschlecht?) vom Anfange

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

an, hier mehr, dort weniger gesunken ist, und daß jeder einzelne Mensch bey erwachendem Bewußtseyn sich in einem solchen Zustande (welchem?) befinde. Es lehrt, daß die Aufgabe dieses irdischen Lebens für uns eine Wiederherstellung in der angestammten (die angestammte) Würde ist, aber eine solche, *wodurch wir mehr gewinnen, als wir verloren hatten.*“ (Nun, so ist der erste Sündenfall sehr gut und heilsam gewesen!) S. 51: „Der Unglaube ist wie ein böser Wurm im Herzen dessen, der ihn beherbergt, und wo ihm eine Frucht der Offenbarung Gottes in Christo dargeboten wird, da sticht er, da verdirbt (verderbt) er sie sogar durch das Gift des Zweifels (der Unglaube oder der Wurm?), daß der arme Mensch, der sich dieser Frucht freuen und (sie) genießen will, sich nur am schönen Anblick der Schaaßen weiden muß, *wenn er nicht statt des lieblichen Saftes den Schmutz und Unrath des Wurms, der sie verdorben hat, genießen will.*“ — (Was mögen die Zuhörer bey diesem gemeinen Bilde gedacht und wie viele mögen gelächelt haben!) S. 109: „Wie am größten Tage des Gerichts Zeichen geschehen sollen an Sonne, Mond und Sternen und das Licht der Sonne verkehrt werden wird in Finsterniß, so geschehen in der Nähe des Todes Zeichen des nahen Endes an den Lichtern des Leibes, unsere Augen brechen. Wie in der Nähe jenes Tages das Meer und die Wasserwagen brausen, so hören die Sterbenden oft ein Brausen wie von Wasserströmen vor ihren Ohren, *es sind die Bäche Belials, deren Tosen sie vernehmen.*“ (Fühlte denn der Vf. wirklich nicht das Abgeschmackte solcher Bilder und Vergleichen?) S. 131: „Laß den Heiland der Welt geistlich in unsern Seelen so wahrhaftig geboren werden, wie er einst von der Jungfrau Maria leiblich geboren wurde. Amen!“ S. 135: „Die *Maria in unserm Innern* ist jenes, ich möchte sagen, mütterliche Gefühl, welches bey dem Anblicke fremder Leiden Erbarmen wird, bey dem Wahrnehmen eignen Fehler milde Reuethränen hervorlockt, welches an den ausgelassenen weltlichen Freuden keinen Antheil nimmt, sondern in aller Weltlust arm und unbefriediget ist, im Leiden aber dem Menschen innerlich Geduld und Trost einspricht. Das ist die *niedrige Magd*, die der Herr in Gnaden ansieht, die Armuth des Geistes, die er mit Gütern sättiget, wenn er die Reichen leer läßt: ja dieses *demüthige Liebhaben* ist es, wenn er in unserm Herzen empfangen und geboren werden will. Darum (?)

T

sage

sage ich: es ist gleichsam die *Maria in unserm Innern*.“ — (Ist das die reine evangelische Lehre, die Lehre Christi?) S. 137: „Wie aber Maria Christum leiblich empfangen hat durch die Verkündigung des Engels, den Gott ihr gesandt hatte, so empfängt der Grund unsers Herzen den Saamen Christi durch die Verkündigung des Evangelii.“ — (So überbietet dann eine Unschildlichkeit die andre!) S. 139: „Der neugeborne Heiland wird von *Maria* in Windeln gehüllt und in eine Krippe gelegt. — So hüllt auch unsre Seele (?) das Kind Gottes, den neuen Menschen, wenn er in ihr an das Licht tritt, gleichsam in Windeln und legt ihn in eine Krippe — die Windeln sind fromme und heilige Gedanken und Worte, Seufzer und Gebete — die Krippe sind Werke der Kraft und der Liebe, denn sonst ist kein Raum in der Herberge dieser Welt, Nichts, das den innern Geist des neuen Lebens fassen und aufnehmen kann.“ — (Pater Abraham a Sta Clara verstand sich besser auf das Vergleichen.) S. 155: „in ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen u. s. w. — Es sind die Tiefen der Offenbarung, welche hier beschrieben werden — Licht ist Alles: einfache klare Erkenntniß, aber ein solches Licht, das gesunde Augen erfordert — (ja wohl!) Wie die Augen des Leibes das Sonnenlicht nicht ertragen können, sondern geblendet sich hinweg wenden, wenn sie es wagen hineinzuschauen; so kann auch die durch das Fleisch und die Sünde (welcher Unterschied findet hier Statt?) geschwächte Vernunft mit ihren geistlichen (geistigen) Augen nicht in diese Erkenntniß eingehen, ohne verwirrt und geblendet zu werden, wenn nicht das Licht der Gnade von Innen ihr zu Hülfe kommt.“ (Diese Hülfe ist aber wahrlich von einem im dicksten Nebel befangenen Prediger nicht zu erwarten, zumal wenn er, selbstgefällig genug, glaubt selbst erleuchtet im Lichte zu stehen.)

In den beiden, sonst erbaulichen Predigten am neuen Jahrtage gedenkt der Vf. S. 174 „der *heiligen Zorngerichte Gottes*“, und gefällt sich in der Stelle des Propheten „Gott werde nicht immer *hader* und ewiglich *Zorn* halten“ und dann S. 180: „Fange heute ein neues Jahr im *heiligen Zerstörungskriege* gegen deine Sünde an!“

Eine der milfsungensten und verworrensten Predigten ist unstreitig die 17te „*über das rechte Verhältniß des natürlichen Lichts zu dem übernatürlichen*“, in welcher den Vf. die Abneigung gegen die Vernunft und Andersdenkende zu grober Ueber-eilung und Unwahrheit verleitet hat, wie Folgendes beweisen dürfte: S. 186: „das *natürliche* Licht sey das Licht der Erkenntniß, ein natürliches Ergebniß der angeborenen Kraft und Selbstthätigkeit des Menschen mit dem Gebrauche aller äußern Hilfsmittel, die ihm zu Gebote stehen, aber das *übernatürliche* Licht der Weisheit, das von Oben komme und es sey ein unmittelbarer Ausfluß der göttlichen Gnade; das für die Seele ein Abglanz des Seelenlebens sey.“ — (Das heißt erklären!) S. 187: „Es ist wich-

tig für jeden Christen, diesen Gegenstand des innern geistigen Lebens recht zu erkennen, besonders in unserer Zeit, wo die Lehrer des Evangeliums selbst oft Finsterniß statt Licht verbreiten, indem sie das natürliche Licht der Vernunft des Menschen zum alleinigen und höchsten, ja zum göttlichen Lichte erheben wollen.“ — (Hiebey müssen wir bemerken, daß der Vf. hierüber gar nicht richtig urtheilen kann, denn, wie er ausdrücklich in der Vorrede sagt, liest und studirt er ja dergleichen nicht, sondern spricht nur vom *Hörensagen*, also wie der Blinde von der Farbe.) — S. 189: „Wo aber das natürliche Licht sich von dem himmlischen abwendet, nicht ihm dienen und gehorchen, sondern ihm gleich seyn und an seine Stelle treten will, da wird es in seiner Freygeisterey und Herrschsucht thöricht und verfolgend, wie *Herodes* war. (Also — die Rationalisten sind Freygeister, Hierarchen und Herodianer; — sie verfolgen; — der Vf. aber nicht?) S. 193: „Hat nicht eben die *aller* göttlichen Erleuchtung entsagende Vernunft die schrecklichen Irrthümer und Sünden der neueren Zeiten, den als ein der Freyheit und Gleichheit dargebrachtes Opfer gepriesenen Königsmord und die Vergötterung entehrter Weibspersonen hervorgebracht? Hat sich nicht durch einen traurigen Versuch bewiesen, daß es eben der größte und schauderhafteste Irrthum ist, allem übernatürlichen Lichte zu entsagen!“ (So ein System und die, welche sich zu diesem System bekennen, unter fremden Namen und Andeutungen verläumdend und beschimpfen zu wollen — das ist echt jesuitisch, und jene Vernunft mit der wahren, welche von oben stammt, vergleichen zu wollen, ist kindisch.) S. 195: „Wache auf, der du schläfst, und wecke auch Andere auf durch dein Fragen nach Christo, und ziehe, wenn es seyn muß, deinen Weg zu ihm *allein mit einigen gleichgesinnten Begleitern* — (in die *Conventikel*!) Die Weisen kommen nach Bethlehern, sehen aber an dem herrlich verheißnen König des Volks Gottes und seiner Mutter Nichts als Armuth und Niedrigkeit: ihren ganzen Hof bilden Hirten, ihr Palast ist ein Stall: an dem Allen lassen sie sich nicht irren. So laßt euch dadurch nicht irren, daß auch jetzt nicht viel *Edle* (wen meint denn der Vf. damit?) und *Weise dieser Welt* nach Christo fragen und ihm in Einfalt — (das heißt wohl mit bloßen Redensarten im Nebel?) — dienen.“ (Möge der Vf. sich doch hiebey an das „ich danke dir Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute“ erinnern und den christlichen Stolz meiden.) „Wisset, es ist wahr, was jenes fromme Lied sagt:

Es glänzet den Christen inwendiges Leben,
Obgleich sie von Außen die Sonne verbrannt u. s. w.

So singen vielleicht Leute mit seligem Dankgefühl gegen den Heiland der Heiden auf den westindischen Inseln, die Negersclaven, und fühlen, von dem himmlischen Lichte erleuchtet und getröstet, nicht die blutigen Schwielen der Peitschenhiebe, die noch vom gestrigen Tage aufgelaufen sind“ — (eine solche Wir-

Wirkung des himmlischen Lichts möchte sich doch wohl bezweifeln lassen, und es wäre doch wohl christlicher und vernünftiger zugleich, die *Christen*, welche solche Peitschenhiebe geben, nicht mit einem solchen Troste zu erfreuen! „O! lasset uns nicht im Genusse der Gnade Gottes hinter den verachteten Negersclaven zurückbleiben!“ S. 196: „Der Herr, der dich erleuchten will, verlangt nicht Gold, Weihrauch und Myrrhen von dir u. s. w. Er verlangt nur das von dir, das (?) ihm die armen Neger-sclaven geben, das Gold des Glaubens, den Weihrauch brünstigen Gebets um den heiligen Geist und die Myrrhe des treuen Sinnes, denn Myrrhe ist das Sinnbild des treuen Sinnes, weil sie vor der Veränderung und der Fäulniß bewahrt“!!!!

In der 18ten Predigt: „*das Suchen der Weisen*“ S. 198 finden sich darüber noch die ganz besondern Offenbarungen, „dafs die Weisen aus dem Morgenlande durch das *so unsichere Mittel der Sterndeutung* belehrt worden wären, dafs Christus geboren worden sey,“ und S. 203 erfahren wir, dafs jene Weisen in den dargebrachten Gaben vielleicht schon die Bedeutung geahnet hätten, welche ihnen christliche Ausleger (Zeichendeuter) gegeben hätten; denn „das Gold wurde Jesu dargebracht als König, der Weihrauch wurde ihm als *Hohenpriester* gewidmet, und die Myrrhe, der edle Balsam, den man gebrauchte, um geliebte Leichname der Verwesung zu entziehen, deutete an, dafs er sterben, aber die Verwesung nicht sehen und der Welt durch seinen heiligen Geist — (man merke ja auf!) ein Mittel der Bewahrung vor Tod (?) und *Verwesung* geben sollte“!!!

S. 209. Die 19te Predigt fängt mit dem sonderbaren — naiven? — Gebete an: „Gott du weißest, wie unsern alten Menschen das Kreuz Christi ein Aergerniß und eine Thorheit ist u. s. w. Viel lieber hätten wir einen Heiland gesehen, der im Frieden mit der Welt geblieben wäre und uns auch erlaubte, der Welt und dem Fleische nachzugeben, als einen solchen, der von den Seinigen verlangt, dafs sie sich selbst verläugnen und ihr Kreuz auf sich nehmen.“ Wie kann (S. 211) ein Prediger, zumal in einer gelehrten Schule behaupten, dafs den *Jüngern Jesu*, die er Freunde und Brüder nannte, sein Kreuz und Leiden, wie er zuerst davon zu reden anfang, ein Aergerniß und eine Thorheit *deswegen* gewesen sey, weil es im Evangelio heisst: „die Rede war ihnen verborgen und sie wußten nicht, was das (damit) gesagt war“??? S. 212. Das Leiden und Sterben Christi nennt der Vf. den Mittelpunkt, in dem uns die heiligsten Geheimnisse Gottes und des Menschen sichtbar werden. — (Wer nicht ohne Verstand die große folgen- und segensreiche Offenbarung der göttlichen Religion durch Christum aufgefaßt hat, bedarf keines besondern Geheimnisses Gottes und des Menschen, wird aber auch keins in den Zahlen 88, 8 und 8 finden, in welchen der Vf. S. 213 auf ein heiliges Geheimniß hindeuten zu wollen scheint.)

Dafs der Vf. (S. 220) in der 20sten Predigt die Versuchung Christi in der Wüste wörtlich und unbedingt für wahr hält, und glaubt, dafs der Teufel, *persönlich*, als Fürst der Finsterniß von großer Macht und Gewalt vor Christo erschienen sey, das versteht sich von selbst; aber dafs er sogar S. 225 behaupten kann „in den Versuchungen Christi sähen wir *nur* die Leiden der Menschenseele, denen sie in einem gebrechlichen Leibe, in einer *dem Fluche* unterworfenen Natur nach dem Falle der ersten Menschen unterworfen sey, nicht aber die Entstellung der Menschenseele durch Geiz, Neid, Hochmuth und unreine Lust“, das ist stark, sehr stark.

In der 23sten Predigt (S. 254 bis 263) ist der so fruchtbare Ausspruch Christi: „ich bin das Brot des Lebens u. s. w.“ höchst armselig und dürftig in dem *Thema* behandelt worden „Jesu Unterricht über das Brot des Lebens: a) was das Brot des Lebens sey? b) wo es zu finden sey, und c) wie es erlangt werde?“ und sie enthält nur Redensarten und Bilder ohne Klarheit und Kraft, so dafs man die für die „*fleischlich gesinnten Menschen*“ eben so wie für die „*gnadenhungrigen Seelen*“ fruchtlos verschwatzte Zeit bedauern muß.

Wenn der Vf. (S. 267) in der 24sten Predigt sagt: „mir selbst zur Prüfung und, ich will es nicht verhehlen, *zum Theil zur Beschämung* u. s. w., wolle er darauf aufmerksam machen, woran eine Gemeinde es erfahren könne, dafs die Wahrheit des Evangeliums rein und lauter verkündigt werde“ u. s. w.; so ist das auch nur, wo nicht gezielte Demuth, eine hohle Redensart.

Was der Vf. in der 25sten Predigt (S. 281) über den Dünkel der Zeitgenossen sagt, den er mit einer *Schlange*, die der Mensch in seinem eignen Busen nähre, mit einem *Polyp*, der das Herz umklammere, und mit einem *Wurme*, der an den Wurzeln der Seele nage, vergleicht, und der den Menschen in *sittlicher, wissenschaftlicher und religiöser* Beziehung verderbe, weil er das *Herz* verunreinige, den *Geist* verblende und den *Glauben* zerstöre, ist ein eben nicht sehr christlicher Ausfall auf diejenigen, welche den Meinungen des Vfs. nicht beystimmen können, dem nur der Zusatz fehlt: „ich danke dir Gott, dafs ich und mein Häuflein nicht bin wie diese u. s. w.“

Die 26ste Predigt (S. 285) ist auf zwey Seiten gar bilderreich, denn da wird Christus mit den Königen und Regenten, seine Krone mit der Dornenkrone, sein Scepter mit dem Rohrstab, sein Purpur mit dem zerrissenen Gewande und sein Thron mit dem Kreuze — da werden die, welche Christum kreuzigten, mit ausgebrochenen und die gläubigen Heiden mit eingepflanzten Oelzweigen — die echten Kinder Israel mit Jacob verglichen, wie sie durch die Himmelsleiter des Gebets Engel zu Gott hinaufsenden und Engel von Gott zu sich herabkommen sehen, als solche, die nicht äußerlich mit der Beschneidung des Fleisches, sondern deren Herzen beschnitten und die nicht auswendig mit Wasser, sondern einwendig wiedergeboren sind.

S. 290 u. 291 mühet der Vf. sich nicht wenig ab, die menschlichen (?) Rechte Christi auf den Thron seines Vaters David ganz eigentlich und ernstlich zu beweisen und zu vindiciren!!! Gott habe ihm ein ewiges Reich gegeben, und Macht über alles Fleisch, ja alle Gewalt im Himmel und auf Erden, aber bloß ein König Israels und des Hauses Jacob heiße er, weil (?) sein gnadenreiches *Scepter* nur von den Frommen *genossen* zu werden verdiene. Die Widerspenstigen strafe er, nicht als ihr König, sondern als ihr Ueberwinder und Richter, mit *eiserner Ruthe*!!! In der Fortsetzung S. 292 bis 294 betrachtet der Vf. die *königlichen* Verdienste Christi in wunderbarem und erbaulichen Vergleichen und Bildern, z. B. „er sey ein König, der die Seelen zu gewinnen wisse, und wen er gewinne, den heilige er, *da die Gunst der Könige auf Erden häufiger die Günstlinge verderbe* u. s. w.

Und was soll man zu der folgenden Stelle (S. 294) sagen? „Schwerer als irgend eine Sittenlehre würde die Sittenlehre Jesu seyn, wenn nicht Jesus sie gegeben hätte“ (? — und der Beweis!) „weil er sie aber mit unaussprechlichem Reize der Wahrheit und Liebe dem Herzen eingepägt, weil er seine Bundesacte mit seinem Blute versiegelt und den heiligen Geist zum Wächter seiner Gebote in die Seelen der Gläubigen gegeben habe — so werden sie leicht.“

Nunmehr beschreibt der Vf. S. 295 den Einzug in Jerusalem bis auf das Austreiben der Wechsler und Taubenhändler mit der Geißel, und setzt darn hinzu: „das Alles habe mehr das Ansehen eines Königsspiels als wirklicher königlicher Ehren — so sey es für den, der bey der Erscheinung stehen bleibe. Wir (?) aber sähen diess nicht so an, die wir wußten, daß Jesu Leben auf Erden ganz und gar *Sacrament und Geheimniß* sey“???

(Der Beschluss folgt.)

BAUKUNST.

Lehrzie, in Comm. b. Fr. Fleischer: *Lehrbuch der höhern Baukunst für Deutsche* (,) von K. M. Heigelin. Erster Band. Mit XXV Kpft. VIII u. 162 S. 4. Ohne Jahrzahl. (4 Rthlr. 21 gGr.)

Auf eine Zueignung an L. Zanth, einen Freund des Vfs., folgt das Inhaltsverzeichnis des vorliegenden ersten Bandes, deren, nach der Schlussbemerkung, drey zu erwarten sind. Nach dem gedachten Verzeichnisse, zerfällt der fragliche Band in vier Hauptstücke, deren Ueberschriften folgende sind: Hptst. 1. „Eintheilung des gesammten Bauwesens in verschiedene Zweige. Allgemeine Grundsätze.

Nähere Bestimmung des Charakters der höheren Baukunst.“ Hptst. 2. „Theile der Bauwerke in verschiedenen Materialien und Systemen construiert.“ Hptst. 3. „Verschiedene Systeme, die sich durch die Gebäude verzweigen, oder deren Gestaltung bedingen.“ Hptst. 4. „Bildung architektonischer Formen durch die Systeme des Verbandes, ohne bestimmten Zweck.“

Neues hat Rec. in diesen vier Hauptstücken eben nicht gefunden, wohl aber mehrere Irrthümer, von denen wenigstens einige hier folgen mögen.

S. 23. „Die allernächste und einfachste Mafsregel bey einem nicht vollkommen harten Baugrund ist, demselben vor Aufsetzung des Fundamentgemäuers so viel möglich eine Festigkeit zu geben, wodurch er weniger fähig wird, unter der Last niedergedrückt zu werden. Dieses geschieht durch kräftiges Stampfen.“ NB. durch „Handstämpfel, mit breitem eisernen Kopfe, je von zwey Männern geführt.“ — Rec. möchte nicht wagen, sich darauf zu verlassen! — S. 27. „Betrachten wir die Sache genau, so können die eingerammten Pfähle (eines Pfahlrosts) nichts anders helfen, als daß sie den Grund zwischen sich zusammenpressen, und so dichter machen. (*sic*.) Dieses wird eben so gut, ja besser, erreicht, wenn man die Pfähle *neben* dem schon etwas beschwerten Rost, anstatt unter demselben einschlägt; die Arbeit wird einfacher, das Fundament zuverlässiger.“ Rec. wollte seinen Augen nicht trauen, als er diese Stelle las. S. 78. „Das offene Kreuzgewölb — oder Kreuzgewölb im engeren Sinn — entspringt ebenfalls aus der Durchdringung mehrerer Tonnengewölbe, u. s. w.“ Ist das klar? — S. 80—87 enthalten einen Abschnitt des zweyten Hauptstücks, welcher überschrieben ist: „Bestimmung der Dicke steinerner Gewölbe und Widerlagen.“ Wenn man diesen wichtigen Punkt so behandelt, wie hier der Vf. gethan, so kommt man freylich leicht darüber hinweg; ob aber irgend ein Leser von dem, was bey der Aufführung von Gewölben zu berücksichtigen ist, mehr wissen werde, wenn er bis zum Ende von S. 87 gelangt ist, als er in dem Augenblick ist, wo er diese Untersuchung zu lesen anfangt, ist eine Frage, die Rec. unmöglich mit Ja beantworten kann. S. 88. „Die Sparren können entweder horizontal (?) nach der Dachlänge, oder quer, in steigender Richtung gelegt werden.“ — S. 93—96. Die auf S. 96 erwähnte „mangelhaft und zweckwidrig genannte Dachverbindungen“ sind wenigstens eben so gut, wo nicht noch besser, als die auf den vorhergehenden Seiten angepriesenen.

Vielleicht werden die beiden noch versprochenen Bände besser als der erste, und diess wäre wohl zu wünschen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1830.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Perthes: *Zeugniß von Christo in Predigten*, gehalten — von *Heinrich Eduard Schmieder* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wenn der Vf. stets, selbst über eigenthümliche Themata, so predigte, wie (S. 298 bis 307.) in der 27sten Predigt am grünen Donnerstage: „*von dem Leibe des Herrn*“, dann würde er wohl im rechten Sinne erbauen und wirken können; aber er fällt bald genug wieder in seine Weise in der folgenden 28sten Predigt am Charfreitage: „*wie wichtig es sey, daß wir durch das Blut Jesu erlöst sind*“, wo er S. 311 sagt: „was nennen wir aber Menschenblut? ist es nicht das Blut eines thierischen Leibes, in dem ein menschlicher Geist wohnt? Wie nun aber, wenn in der menschlichen Seele Gottes Geist, die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, wie sollen wir das Blut nennen, das seine Lebenswärme von einer solchen Seele empfängt? Ist es nicht Gottes Blut mit Recht zu nennen, so viel heiliger zu achten als Menschenblut, wie der Gottmensch heiliger ist, als der Sündenmensch? Wie groß muß die Wohlthat seyn, die Gott mit Nichts Geringerm, als mit *Gottes eigenem* Blute uns erworben hat!“ — Der Vf. findet (S. 314) auch darin einen Grund, weshalb es uns wichtig seyn müsse, daß wir durch das Blut Christi, nicht durch seine Lehre und sein Beyspiel, sondern durch sein Blut, erlöst worden wären — *weil gerade in dem sinnlichen Eindrücke wir nach und nach empfinden lernten die übersinnliche Kraft des Erlösers.*“ — Welche Gründe, welche Beweise! — S. 315: „Darum liebe Seele, sagt der Vf., willst du für die Wunden, die dich im Herzen brennen, die Balsamkraft deines Erlösers schmecken und empfinden, wende dich nicht weg von seinem bleichen Angesichte, von seinen Händen und Füßen, die mit Blute befleckt sind, von seinem letzten Röcheln (!) und von dem Angstgeschrey seines Todes (daß während des Röchelns oder nachher der Tod ein Angstgeschrey hören läßt, ist ganz neu), mit dem er verscheidet (der Tod?), denn Gott kannte dein Bedürfnis, als er dir sein Erbarmen so *sinnlich* im blutigen Sterben seines Sohnes gegenwärtigte.“ — Und S. 316: „Der Geist in uns

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

freut sich, das arme *zagende* Gewissen *klammert* sich an das Kreuz Christi an, die *schmachtende Seele saugt* neues Leben aus dem Blute Christi und *trinket* daraus die Gewisheit ihrer Versöhnung.“ — Geist — Gewissen — Seele — Freuen — Anklammern — Saugen und Trinken!!!

Auch in der Predigt am Osterfeste (S. 317 bis 326), durch welche gewis viele Zuhörer befriedigt und erbaut werden konnten, kann sich der Vf. von unpassenden und gezwungen herbeygezogenen Bildern nicht losmachen. Er sagt S. 331: „Maria sucht Jesum mit heißen Thränen und wendet sich doch von ihm weg, weil sie ihn nicht erkannte — *wie oft mag es uns nicht auch eben so gehen, wenn wir den lebendigen Gott suchen in den Grabhöhlen der menschlichen Weisheit!*“

Wie war es endlich dem Vf. möglich, in der 30sten Predigt am Osterfeste: „*über das Wunder der Auferstehung Jesu*“ eine so gemeine und verworfliche Vergleichung 200 Jünglingen gegenüber in den Worten (S. 330) zu wählen: „Wie das Laster der *Selbstbefleckung* schleicht der Argwohn umher, ob Jesus vielleicht nur scheidt gewesen sey.“ Das heist doch in Wahrheit sich der gesunden Vernunft entäußern, und über dergleichen verdient der Vf. mit Recht eine nachdrückliche Zurechtweisung.

Auch in den Schulgebeten kommen einige unpassende und lächerliche Bilder vor, z. B. S. 76: „Du hast uns behütet vor der Pestilenz, die im Finstern schleicht, vor der Seuche, die im Mittage verderbt — Nichts hat die Arbeit hier gelähmt“ — und S. 85: „Nimm die Opfer des Danks von unsern Lippen und von unsern Herzen gnädig an, und gieb uns selbst aus deiner Höhe den Sinn, durch welchen einst Abels Dankopfer dir besser gefiel, als das Opfer Kains.“ — Bey dem ersten Gebete mögen die jungen Leute doch wohl gelächelt haben und in der Andacht gestört worden seyn, denn das Scharlachfieber, die Masern und dergl. hat noch Niemand Pestilenz und eine im Mittage (?) verderbende Seuche genannt, und in dem zweyten Gebete wird offenbar mit der biblischen Geschichte Spielerey getrieben.

Solch' Predigen und Beten kann die Zöglinge jener Anstalt weder erleuchten, noch erwärmen, vielmehr dürfte es diejenigen, welche denken, zu Spöthern, Zweiflern, Indifferentisten, oder — das Allerschlimmste! — zu Heuchlern, und diejenigen, wel-

welche nicht denken, nur zu Kopfhängern bilden. Was hilft alle Gelehrsamkeit, welche in diesem ehrwürdigen Institute befördert und verbreitet wird, wenn das Wichtigere und Höhere für den *Menschen* und *Christen* — ernste Religiosität, wahres, klares und thätiges Christenthum so behandelt und verunstaltet wird! Möge der Leser nun selbst urtheilen, ob der Vf. dieser Predigten einen gültigen Beweis geliefert habe von dem Unrecht seiner Gegner! Der Leser sage selbst, wer es mit der bisher so berühmten Anstalt von Schulpforte wahrhaft wohl gemeint habe!

Wir wollen nicht die mancherley Blößen rügen, welche der Vf. in Ansehung der Grammatik, der Logik, der Rhetorik und aller der Wissenschaften und Künste gegeben hat, die man von ihm zu fordern berechtigt wäre; jeder wird finden, daß die verschmähten sich nur zu sehr an ihm gerächt haben: gewissenlos aber würden wir handeln, wenn wir nicht upumwunden uns erklärten.

HAMBURG, b. Perthes: *J. John's Herzerhebende Betrachtungen für christliche Communicanten und Confirmanden*, neu herausgegeben und vermehrt von dessen Sohne *Johann John*, Diakonus zu St. Petri. 1828. XIV und 335 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Andachtsbuch ist 1800 zuerst erschienen, nachher noch einmal neu aufgelegt, und jetzt von dem Sohne des ersten Vfs. um die Hälfte vermehrt herausgegeben. Es enthält I. Betrachtungen vor — II. Betrachtungen nach dem Genusse des heiligen Abendmahls, und III. Gebete und Lieder für Communicanten.

Als Rec. die Vorrede las, fürchtete er, daß die Orthodoxie als Parteysache in dieser Schrift vorherrschen würde. Dort stellt sich nämlich der verst. Vf. auf das orthodoxe Extrem, blickt zürnend auf die hinüber, welche, auf dem entgegengesetzten Extreme stehend, „an den geheimnißvollen Lehren des Evangeliums Anstoß nehmen“, und sagt: „Ich werde stets des Bekenntnisses eingedenk bleiben, das ich bey der Uebnahme meines Amtes feyerlich beschworen habe.“ Hr. J. der Jüngere versichert darauf, daß er die Worte seines verst. Vaters von Herzen zu den seinigen mache. In dem Buche selbst aber tritt diese dogmatische Ansicht weit weniger hervor. Vorzüglich gilt dies von den Arbeiten des Vaters. Die von ihm herrührenden Betrachtungen sind meist kurz, haben voran eine Bibelstelle, welche dem jedesmaligen Inhalte angemessen ist, und geben in lichtvollem, wohlgeordnetem Vortrage vorzugsweise praktische, mit sittlichem Ernste, nicht ohne Salbung ausgesprochene Wahrheit. Die vielen eingewebten biblischen Aussprüche sind gut gewählt, und Aus-

drücke, an die sich leicht der Streit knüpft, als Erlösung, Versöhnung, Verdienst Christi, sind mehrtheils ohne dogmatische Erklärung gelassen. In der 8ten Betrachtung: „*Jesus mein Versöhner*“, wird der Tod Jesu als stellvertretend angesehen, aber doch nicht auf eine solche Art, daß der Leichtsinn des Sünders befördert würde. Nur sollten Ausdrücke, wie man sie S. 115 liest: „das Verdienst des Erlösers hat die beleidigte Majestät meines Herrn und Richters versöhnt“, und ähnliche im zweyten Theile des Buchs, in einer Schrift zur christlichen Erbauung nicht vorkommen. In den darauf folgenden Betrachtungen 9. 10 und 11: „*Die letzten Stunden Jesu*“, vermisst man ungern die doch überall sich darbietende Anwendung auf die Communicanten. Auch nicht einmal angedeutet ist dieselbe. In der 15ten Betrachtung: „*Christliche Entschliessungen am Tage der Confirmation*“, ist diese Handlung von Seiten der Confirmanden wohl zehnmal als ein Schwur bezeichnet. Aus bekannten Gründen hätte der Vf. es bey dem feyerlichen Gelübde bewenden lassen sollen. Die häufig eingestreuten Liederverse sind meist sehr gut.

Hr. John der Jüngere hat es zweckmäfsig gefunden, dem Buche, was schon seines Vaters Absicht gewesen ist, Belehrungen über das Wesen, den Zweck und die Geschichte des Abendmahls einzuverleiben, welche indess weniger den Charakter der Erbaulichkeit an sich tragen. Dagegen sind die „*anleitenden Fragen zur Selbstprüfung*“, in der 7ten Betrachtung, nach den 10 Geboten geordnet, einige Wiederholungen abgerechnet, gut und fruchtbar. Die beygebrachten Liederverse sind oft nicht glücklich verändert.

REFORMATIONSGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Geschichte der Fortschritte und Unterdrückung der Reformation in Italien, im sechszehnten Jahrhunderte*; nebst einem Abrisse der Geschichte der Reformation in Graubünden. Aus dem Engl. des *Thomas M' Crie*, Dr. d. G. Herausgegeben, mit einer Vorrede und Anmerkungen begleitet von Dr. *G. Friederich*, evangel. Stadtpfarrer u. s. w. zu Frankfurt a. M. 1829. XIV u. 392 S. 8. (1 Rthlr. 21 gr.)

Rec. vermag überhaupt nicht den Geist der religiösen Controverse zu billigen, der in unsern Tagen waltet, viel weniger aber noch die Waffen gut zu heißen, deren sich derselbe in diesem Kampfe zum öftern bedient, und die, ohne den Gegner zu überwältigen, d. h., zur heutigen Epoche, zu überzeugen, lediglich dahin führen, gegenseitige Erbitterung zu erwecken und zu unterhalten. Soll indessen einmal jener Kampf gekämpft werden, so sind allerdings historische Thatsachen in so fern die schicklichsten Waffen, um den Sieg zu verleihen, als sie allein es aufser

aufser Zweifel setzen können, auf welcher Seite man sich, so weit als die Geschichte reicht, mehr oder minder unwürdig des Stifters der erhabenen Lehre bewies, deren oberstes Princip gegenseitige Liebe und Duldung ist. — Unter dem hier ange-deuteten Gesichtspunkte betrachten wir denn auch das vorliegende Geschichtsfragment; und wir müssen gleich im Voraus sagen, daß dessen deutscher Herausgeber, als einer der eifrigsten Vertheidiger der protestantischen Sache in der betreffenden Con-troverse bekannt, nur mit Scharfsinn wählte, indem er *M' Crie's* Werk durch seine Uebersetzung für jeden deutschen Leser zugänglich machte, der sich für die Erörterung des Streitpunkts interessirt. Wirklich beweist dieses Werk nicht nur, wie Hr. F. in seinem Vorworte bemerklich macht, daß Italien keineswegs gleichgültig gegen die Kirchenverbesse-rung blieb, sondern auch, daß die Fortschritte derselben in diesem Lande lediglich durch Anwen-dung der gewaltsamsten und grausamsten Mittel un-terdrückt werden konnten, die geistliche Herrsch-sucht und Fanatismus nur irgendwo ersannen und die hier um so verabscheuungswürdiger erscheinen, je unmittelbarer sie von denjenigen selber ausgingen, welche die Bewohner der reinsten Christuslehre zu seyn vorgaben. — Welche Motive indessen auch Hr. F. bey Herausgabe dieses Werks geleitet haben mögen, so bleibt seine Arbeit nichts desto weniger eine dankenswerthe Bereicherung der deutschen Literatur; denn das Original ist, abgesehen von seinem polemischen Werthe, das Ergebniss höchst mühevoller und sorgfältiger historischer Forschun-gen, zumal wenn man die Schwierigkeiten erwägt, mit denen *M' Crie* zu kämpfen hatte, um zu den Quel-len zu gelangen, woraus er schöpfte. Die italieni-schen Protestanten des 16ten Jahrh. nämlich dachten nicht daran, die mit der religiösen Aufregung jener Epoche, die mit ihrer Vertreibung aus dem Vater-lande sich endigte, verknüpften Thatsachen aufzu-zeichnen; die römisch-katholischen Schriftsteller dagegen scheinen schon frühzeitig übereingekommen zu seyn, über einen zugleich undankbaren und ge-fährlichen Gegenstand hinwegzuschlüpfen; und fan-den sich auch Thatsachen in Werken vor, die wäh-rend des Kampfes geschrieben worden waren, so wurden diese nachmals unterdrückt, so daß selbst der *Index expurgatorius* in Rom in mehrern Fällen eine Abänderung erlitt, um es nicht wissen zu las-sen, daß gewisse Individuen nicht als Ketzer ge-brandmarkt worden waren. Unter diesen Umstän-den mußte denn Hr. *M' Crie*, wie er uns selber be-richtet und wie auch aus den vielfältigen Citaten, womit der Text begleitet ist, hervorgeht, zu dem langwierigen Verfahren seine Zuflucht nehmen, den Briefwechsel derjenigen, welche in diesem Zeital-ter lebten, die Denkwürdigkeiten von Privatper-sonen und die Zueignungsschriften oder Vorreden zu Büchern über verschiedene Gegenstände zu unter-suchen, dabey aber noch seine Sorgfalt darauf rich-

ten, daß die Ausgaben, (die er zu Rathe zog, Ori-ginal-Ausgaben, oder mindestens unverstümmelt waren. Nebenbey wurden von demselben freylich auch *J. G. Schelhorn's* Sammlungen in Bezug auf Li-teratur und Kirchengeschichte benutzt; allein Dr. *Gerdes* Schrift: *Specimen Italiae reformatae*, fiel ihm zu spät in die Hände, um ihm die Mühe der Nachforschungen zu erleichtern. Gegentheils setz-ten ihn diese selten in den Stand, jenes Werk zum Theil zu ergänzen und einige der Irrthümer zu be-richtigen, in welche der Vf. aus Unachtsamkeit ver-fallen war. — Der geschichtliche Inhalt des Buchs läßt sich in zwey Hauptabtheilungen zerfallen. In der ersten Abtheilung werden die *Ursachen der Ent-stehung der Reformation in Italien* entwickelt und ihre Fortschritte nebst der Veranlassung zu ihrer stets größern Verbreitung gezeigt. „Man kann in der That nicht sagen — wird in dieser Beziehung bemerkt — daß die Italiener zu jener Zeit eine abergläubige Ehrfurcht vor dem päpstlichen Stuhle gehabt hätten. Diese bildete ursprünglich keinen entscheidenden Zug ihres National-Charakters; sie wurde ihnen eingeflößt, und ihre Entstehung läßt sich deutlich aus Ursachen nachweisen, die ihre volle Wirkung erst nach der Zeit der Reformation hervorbrachten. Die Republiken Italiens gaben im Mittelalter mehrfache Beweise religiöser Unabhän-gigkeit und trotzten einzeln den Drohungen und den Excommunicationen des Vaticans zu einer Zeit, wo ganz Europa beym Donner seiner geschleuderten Blitze zitterte. Dieses sinnreiche und scharfsich-tige Volk hatte früher schon den geheimnißvollen Schleyer, der die Leere der päpstlichen Ansprüche barg, durchschaut, während auf der andern Seite die Gelegenheit, welche sich ihm darbot, das Leben der Päpste in der Nähe zu beobachten und die wahren Motive, von welchen sie sich in ihren wichti-gsten Unternehmungen leiten ließen, einzusehen, jene Verehrung und Scheu vor dem heiligen Stuhl bey ihnen geschwächt hatte, die Jene noch immer beybehielten, welche ihn aus der Entfernung be-trachteten... Im Allgemeinen genommen war die Gottesfurcht selbst nach den von der römischen Kirche gut geheissenen Principien bey den Italienern erloschen... Die einzige Religion der Staatsmänner war ihr materielles Interesse. Die Gelehrten hatten mehr Hochachtung für Aristoteles und Plato, als für die heilige Schrift...“ Bibelübersetzungen in die Landessprache bahnten unter diesen Verhältnissen in Italien, so wie in Deutschland, der Kirchenverbesse-rung den Weg. Hiernächst wurden die Lehren der deutschen und schweizerischen Protestanten durch Briefwechsel und Reisende nach Italien gebracht. Dabey war auch der Umstand, daß deutsche Jüng-linge zu jener Epoche ihre Studien, besonders in der Medicin und Jurisprudenz, zu Bologna und auf andern italienischen Universitäten zu vollenden pflegten, der Verbreitung der neuen Lehre günstig. Denn die Italiener fingen nunmehr auch ihrerseits an,

an, die Schulen der Deutschen und Schweizer zu besuchen, deren literarischer Ruf sich täglich vermehrte. Endlich war, — nach des Vfs. Worten, — „der Krieg, der so viele Uebel nach sich zieht und während der ersten Hälfte des 16ten Jahrh. die Geißel Italiens wurde, nach dem Willen der Vorsehung (?) dazu ersehen, das Evangelium in diesem Lande zu verbreiten.“ — In mehrern italienischen Staaten wurden die protestantischen Doctrinen durch die respectiven Regierungen selber begünstigt, wie z. B. zu Ferrara und Modena, wo das Haus Este herrschte; zu Venedig, dessen Aristokratie, eifersüchtig auf ihr Ansehen und von dem Ehrgeize und dem anmaßlichen Geiste des römischen Stuhls überzeugt, den zu Einführung der Inquisition gemachten Versuchen widerstanden hatte, und bey Bekanntmachung oder Ausführung der Edicte des Vaticans immer sehr behutsam gewesen war; und in mehrern andern Staaten noch, wo, wie unter andern in Neapel, Lucca u. s. w., sich Männer erhoben, die durch ihr persönliches Ansehen und ihre Talente die Reformation zu befördern suchten. — Den Uebergang zur zweyten Abtheilung, worin die *Unterdrückung der Reformation in Italien* geschildert wird, bildet gleichsam das 4te Kapitel, welches „Verschiedenes über die protestantischen Meinungen in Italien“ überschrieben ist. Es werden darin die Zwistigkeiten der italienischen Protestanten unter einander selbst mitgetheilt, die, betrafen sie auch nur einzelne Lehren, Hauptveranlassung waren, daß das Werk der Reformation in jenem Lande scheiterte. Dahin gehörte die Lehre vom Abendmahl, in deren Betreff Hr. M' Crie den Vorwurf der Eitelkeit gegen Luther erhebt, eine Beschuldigung, wogegen jedoch Hr. F. diesen in einer Anmerkung zu rechtfertigen sucht. „Wohl schmerzte es, sagt derselbe, den heftigen Mann, daß die Ansichten *Karlstadt's* und der Schweizer so vielen Anhang erlangten, aber gewiß sah er dabey weniger auf sich, als auf die Sache.“ — Das folgende Kapitel schildert nun die Gräuel- und Blutscenen, deren Schauplatz Italien mit der Errichtung eines Inquisitionsgerichts ward, das, wie der Vf. bemerkt und durch Anführung von Thatsachen nachweist, auf den unglücklichen Ausgang der Regungen zu Gunsten der Reformation in diesem Lande einen entscheidenden Einfluß hatte. Es ward dieses Gericht vom Papst Paul III durch eine vom 1sten April 1643 datirte Bulle gegründet, welche 6 Kardinälen den Titel und die Rechte von General-Inquisitoren verlieh und zu Rom eine Congregation des heiligen Officiums ins Leben rief, der die Gewalt ertheilt wurde, alle Ketzer-Angelegenheiten zu untersuchen und ihre Anhänger jeglichen Standes und Ranges zu ergreifen und einzusperrern, Unterbeamte

zu ernennen u. s. w. Die Schilderung der Verfolgungen, die nunmehr gegen die Akatholiken Italiens verhängt wurden, füllt die übrigen Seiten dieses langen Kapitels. Es schließt jedoch mit der Bemerkung, daß man, dem Allen ungeachtet, noch während des 17ten Jahrhunderts in Italien Personen gefunden, die heimlich der Reformationslehre zugethan waren, so daß selbst mehrere Engländer, die sich im Eifer für das Papstthum freywillig aus ihrem Vaterlande verbannt hatten, während ihres Aufenthalts in jenem Lande zum protestantischen Glauben übergingen. — Das *sechste* und letzte Kapitel der Schrift enthält eine gedrängte Geschichte der Reformation in Graubünden, die reich an Lebens- und Charakterskizzen der vorzüglichsten Personen ist, die bey deren Einführung thätig waren. Auch dieser Theil des Werks wird nicht ohne viel Interesse gelesen werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MAINZ, b. Kupferberg: *Rouge et Noir*, oder die Geschichte von den vier Königen. Aus den Papieren des Staatskanzlers Rolichon. Von Starklof. Mit einer illum. Kupft. 1829. 248 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. entwickelt im Anfang dieses Büchleins eine solche Belesenheit in Rücksicht auf die Geschichte des Spiels sowohl im Allgemeinen, als besonders des Kartenspiels und seiner Technik, daß man dadurch veranlaßt wird, hierin den Zweck seines Werks zu suchen. Als ihm aber unter dem Wall von Büchern, womit er sich zu seiner Belehrung umgeben hat, ein kleiner personificirter Trefle-Butte erscheint, der ihm die Geschichte von den vier Königen vorliest, sieht man wohl, daß er eine Satire auf Königthum und Hofleben beabsichtigt, woraus zwar mancher Witzfunken aufblickt, die aber im Ganzen so plump ausfällt, daß dadurch jede Wirkung wieder aufgehoben wird. Bey der ganzen Erzählung wird häufig auf *Gulliver's* Reisen und besonders sein Märchen von Liliput Bezug genommen. Rec. muß bekennen, daß er diesem in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit so vielem Beyfall aufgenommenen satirischen Werke nie viel Geschmack hat abgewinnen können; Lesern aber, welche damit vertraut sind, möchte darum auch dieses *Rouge et noir* wohl besser zusagen, als ihm. Das illuminirte Kupfer stellt die Könige, Damen und andre handelnde Personen in diesem Drama als Kartenblätter im verjüngten Maßstabe dar.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1830.

THEOLOGIE.

BERLIN, b. Oehmigke: *Christologie des Alten Testaments und Commentar über die Messianischen Weissagungen des Propheten.* Von E. W. Hengstenberg, der Philos. und der Theologie Doctor, und der letztern ord. Professor an der Univers. zu Berlin. *Ersten Theils erste Abtheilung*, enthaltend die allgemeine Einleitung. 373 S. *Ersten Theils zweyte Abtheilung*, enth. die Messian. Weissagungen des Jesaias. 396 S. 1829. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gGr.)

Der Erscheinung dieser Schrift ist, nach der Versicherung des Verlegers in der Ankündigung, mit vielem Verlangen entgegengesehen worden, und sie ist auch in mehr als einem Betrachte so wichtig und merkwürdig, daß sie eine ausführliche Beurtheilung verdient. Wichtig ist sie schon als ein Buch von bedeutendem Umfange aus der Feder eines Gottesgelehrten, der bey seinen Glaubensgenossen große Geltung hat; wichtig wegen des Gegenstandes, den sie behandelt, und höchst merkwürdig durch den Ton, in welchem sie sich ankündigt; durch die Ansprüche, die sie macht, und durch die Resultate, zu denen sie führt. Hr. Dr. Hengstenberg ist von der Ueberzeugung durchdrungen, „wie nothwendig und heilsam es sey, daß das alte Test. wieder in seine alten wohlbegründeten Rechte eintrete.“ Es zeugt von Christo und enthält nicht bloß Messianische Weissagungen (daran zweifelt Niemand), sondern die genauesten Bezeichnungen Jesu, des wahren Messias, dessen göttliche Würde und zweyfache Natur, dessen ganze Geschichte von seiner Geburt durch eine Jungfrau an bis zu seiner Erhöhung, oft den kleinsten Einzelheiten nach, in den Schriften des alten Bundes deutlich beschrieben und weissagend vorherverkündigt wird. Diefes ist die feste, unerschütterliche Ueberzeugung des Verfassers, von dem wir also hier eine alttestamentliche Christologie erhalten, so vollständig wir sie nur wünschen können. Alle Stellen, in denen die Ausleger je den Messias gefunden haben, selbst die, deren Messianität, daß wir uns der Kürze halber dieses Ausdrucks bedienen, längst fast einstimmig aufgegeben worden war, werden hier als messianisch „in ihr altes Recht“ eingesetzt, und das mit einer Entschiedenheit und Zuversicht, die möglichst imponiren möchte. Hn. H. beseelt nämlich (Vorrede

S. IV) die Ueberzeugung, „daß die Grundsätze, welche er bey der Ausarbeitung befolgt hat, die einzig wahren sind, und daß der wesentliche Inhalt seines Werkes, nicht etwa durch die Kraft seiner Beweisführung, von deren auch noch so scheinbaren Widerlegung derselbe ganz unberührt bleibt, sondern durch seine innere Wahrheit sich geltend machen wird, wie er durch alle Jahrhunderte der Kirche gegolten hat.“ Der Vf. ist also seiner Sache so gewiß, als es nur immer ein Autor seyn kann, und er verbittet sich ausdrücklich alle Einwendungen gegen seine Grundsätze und die daraus sich ergebenden Satzungen. „Alle gegen den Hauptinhalt seines Werkes gerichteten Begriffe werden ihn (Vorrede S. V) ganz unberührt lassen“ und er gestattet nur Erinnerungen und Zurechtweisungen, die das Einzelne (also Nebendinge) betreffen — sie will er sogar benutzen, falls er sie nach ruhiger Prüfung gegründet befindet.“ Eine neue Bahn hat unser Vf. gebrochen (Vorrede S. I u. II), denn alte und neue dogmatische Befangenheit fand er sich gegenüber stehend und Alles verderbend. Er ging nun von dem richtigen Grundsatz aus, daß vor Aufführung des neuen Gebäudes der Schutt gründlich hinweggeräumt und der Boden gesäubert werden müsse. Das ist hier geschehen, und wenn die Arbeit dadurch „eine zerrissene Gestalt und einen zeitlichen Charakter“ erhalten hat, so hofft Hr. H., ein Anderer, der nun den Neubau ungehindert aufführen könne, werde es ihm einigen (wir meinen vielmehr großen) Dank wissen.

Hr. Dr. Hengstenberg hat Recht. Gelten seine Grundsätze, so ist nichts leichter, als eine Christologie des Alten Testaments nach der von ihm beliebten Weise aufzustellen, die so vollständig ist, als man sie nur wünschen kann. Alle prophetischen Theologien, die je geschrieben worden sind, müssen weit hinter dem Werke zurückbleiben, das ein zweyter Hengstenberg da zu Stande bringen kann, wo unser Vf. neue Bahnen gebrochen, wo er, wie es S. 18 der zweyten Abth. heißt, allen Schutt „gläubiger und ungläubiger dogmatischer Befangenheit“ weggeräumt hat. Und viel zu wenig hat Hr. H. gesagt; die ganze Dogmatik, ja die gesammten theologischen Wissenschaften müssen sich neu gestalten, wenn nur der von ihm weggeschaffte Schutt weggeschafft bleibt, wenn die Gottesgelehrten forthin nur die Bahn wandeln, die in dieser Christologie gebrochen worden ist. Aber freylich

muß Rec. bezweifeln, daß wir dadurch etwas gewinnen werden; ihm will es vielmehr scheinen, als ob Hr. H., der so viel zu *geben* scheint, alles *nehme*, daß er nicht *Schutt hinwegräume*, sondern das sehr gute und dauerhafte Haus *niederreißt*, die herrlichen Materialien, daraus es bestand, *zerstört*, selbst an den so tief gelegten Grund des herrlichen Gebäudes sich wage, und nun, da er nach Kräften alles destruiert hat, den Riß zu einem Hause mache, das man ohne Lebensgefahr nicht einmal betreten kann, geschweige, daß sich's bequem und gut darin wohnen ließe. Ohne Bild — Hr. H. zerstört Alles, den Begriff der Weissagung und die Möglichkeit, sie auszulegen, er vernichtet alle wahre Auslegung, alle Kritik und Dogmatik, was er natürlich nicht thun kann, ohne dem Protestantismus das Garaus zu machen. Können wir dies beweisen, so werden die Leser die Versicherung, daß das Lesen dieser Schrift uns oft höchst unwillig gemacht, im Ganzen aber mit großer Wehmuth über solches Thun und Treiben erfüllt hat, nicht befremdend finden.

Unter Weissagungen dachte man sich bisher deutliche und bestimmte Vorherverkündigungen solcher Dinge, die nur der Gottheit bekannt seyn können. Haben nun die Propheten, wie dies nach der festesten Ueberzeugung des Rec. wirklich der Fall ist, dergleichen Dinge vorhergesehen und mit klaren Worten vorherverkündigt; hat ihren Vorhersagungen der Erfolg entsprochen, so ist's am Tage, daß sie in dem Lichte höherer Offenbarungen gewandelt haben. Dies begründet den Glauben an ihre göttliche Sendung; denn was kann deutlicher und bestimmter seyn, als z. B. die Weissagungen des Erlösers von seinem Leiden und von seiner Auferstehung sind, und woraus ließe ein solches Vorwissen sich sonst ableiten, als daraus, daß Gott mit Jesu war? Diesen Begriff der Weissagung zerstört unser Vf. Aus dem 6ten Kapitel der ersten Abtheilung: über die Beschaffenheit der Weissagung (S. 293 ff.), wo vieles Unerhörte und Unglaubliche vorkommt, lernen wir, die Propheten waren nicht sowohl chronologische Geschichtsschreiber, als Gemäldebeschreiber; sie schaueten, das hat schon Crusius (Theol. Proph. I. 622) bemerkt, in die Zukunft, wie wir zum gestirnten Himmel aufschauen. Sterne sehen wir da, aber wir sehen nicht; wie weit der eine Stern von dem andern abstehe. Ganz nahe an einander scheint uns zu stehen, was durch große Räume getrennt ist. So blieb ganz in der Regel den Propheten die Zeitform der von ihnen vorherverkündigten Begebenheiten unbekannt. Sie sahen nahe bey einander, was Jahrhunderte aus einander lag, und wie sie's sahen, so verkündigten sie es. Jesaias läßt z. B. Kap. 11 unmittelbar auf die Befreyung von den Assyriern, mit Uebergang aller Zwischenbegebenheiten, die Befreyung durch den Messias folgen. Kein Wunder; auf dem großen Gemälde der Zukunft, das der Prophet sahe, standen beide Begebenheiten neben einander. Aus gleichem Grunde verbinden Jesaias, Micha, Hoseas, Amos, Ezechiel

und Jeremias sehr häufig die Befreyung aus dem Exil mit der Befreyung durch den Messias. Zacharias läßt Kap. 9, 9. 10. gleich auf die Schilderung der Erscheinung Christi in Niedrigkeit die Schilderung der herrlichen Vollendung seines Reichs folgen. Jbel unterscheidet Kap. 3 nicht zwischen der ersten Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingstfeste und der allgemeinen Ausgießung desselben. Noch mehr: nicht selten fällt sogar das Nebeneinander weg und es findet statt dessen ein Ineinander Statt, gerade so, wie bey einer Aussicht in die Ferne die Gegenstände in einander fließen. (Da möchte, um die von Crusius gebrauchte Vergleichung bezubehalten, die Milchstraße, in welcher die Sterne scheinbar in einander fließen, das treffendste Illustrans seyn.) Das Verkennen dieser Eigenthümlichkeit hat insonderheit die Erklärer des Jesaias zu vielen Mißgriffen verleitet. So würde Gesenius manchen Einwand gegen die Echtheit der letzten Kapitel (40 ff.) dieses Propheten nicht vorgebracht haben, wenn er gewußt hätte, daß die Einsicht der Propheten keine verständige, sondern vielmehr eine anschauliche war (also ein Sehen ohne Verstand), wie dies schon der Name *Seher* anzeigt. Er wird hierüber in der zweyten Abtheilung S. 174 zurechtgewiesen und mag sich's, da ihm offenbar diese „Einsicht in die Natur der prophetischen Weissagung mangelt“, merken. Sogar in den Weissagungen des Erlösers läuft in einander, was in der Wirklichkeit nicht bloß getrennt ist, sondern auf das Weitest von einander absteht. „Auch ihm, heist es a. a. O. S. 310, bieten sich die zukünftigen Dinge in einem großen Gemälde dar, also nur im Raume, nicht in der Zeit, dessen einzelne Theile, z. B. die Zerstörung von Jerusalem und das Weltgericht, er beschreibt, und zwar so, daß sich in der Beschreibung selbst die Zeitbestimmungen, wie das εἶδός Matth. 24, 29, auf die Folge der Gegenstände in der innern Anschauung, nicht in der Wirklichkeit, beziehen.“ Hätten die Interpreten das doch eher gewußt! Dann würde Schott dem εἶδός nicht eine unglaubliche Bedeutung angedichtet und Weber sich nicht so bemüht haben, der Stelle durch Anwendung der höhern Kritik zu Hülfe zu kommen! Wir bemerken, daß diese Hengstenberg'sche Annahme allen Vaticinien und dem daraus herzuleitenden Beweise für die Göttlichkeit der Propheten ein Ende macht. Wer kann denn aus den Weissagungen klug werden, wenn in ihnen Alles unter einander geworfen ist, wenn hier Gegenstände als unmittelbar auf einander (εἶδός) folgend dargestellt werden, die von einander so unermesslich weit abstehen, als z. B. die Zerstörung Jerusalems von dem Untergange der Welt? Wer kann sich auf solche Prophezeihungen verlassen und auf sie seinen Glauben an den göttlichen Ursprung des Christenthums gründen? Läßt sich doch aus ihnen Alles machen, was man nur will, und jede Wahrsagung, die je ausgesprochen worden ist, kann als göttlicher Orakelspruch dargestellt werden, wenn man auf sie nur ganz

ganz genau die Principien anwendet, nach welchen Hr. H. bey Behandlung der biblischen Vaticinien verfährt. Kommt auf die Zeitbestimmung nichts an, machen in den Weissagungen Jahrhunderte, ja Jahrtausende keinen Unterschied, kann hier von Rechts wegen das Disparateste in einander fließen und unter einander geworfen werden, steht es dem Ausleger des prophetischen Wortes frey, bald jede Sylbe nach Belieben zu pressen, bald das augenscheinlich eigentlich Gemeinte nur bildlich zu fassen, den Worten neue Bedeutungen anzudeuten, unleugbare Thatsachen nicht gelten zu lassen, — und wir werden weiter unten sehen, daß die Hengstenberg'sche Interpretationsmanier sey, — so müßte es nicht gut seyn, wenn sich nicht *jede* Wahrsagung irgend eines alten oder neuen Propheten als von Gott eingegebene Weissagung vindiciren lassen sollte. Zumal, wenn man solche Sätze, als: „*es ist anmaßend, Gott vorzuschreiben, welche Offenbarungen er seinen Propheten mittheilen soll*“ — „*wer will Gott die Regel vorschreiben, welche er bey seinen Offenbarungen befolgen soll?*“ von denen Hr. Dr. Hengstenberg (II. S. 177. 198), wie wir ebenfalls weiter unten sehen werden, einen so überraschenden Gebrauch zu machen weiß, zu Hülfe nimmt. Kurz, der ganze Begriff der Weissagung ist zerstört, die biblischen Vaticinien sind aller Würde beraubt und dem gewachten Spotte der Spötter preisgegeben. Wenn nun die Weissagungen der heil. Schrift so hochwichtig sind, als dem Schreiber dieses, der muß trauern und zürnen, wenn er das Heilige auf solche Weise entwürdigt sieht.

Zerstört hat unser Vf. aber auch die *Möglichkeit*, die biblischen Weissagungen auszulegen; zerstört hat er überhaupt *alle wahre Auslegung*. Fragen wir ihn, warum irgend eine in Untersuchung stehende Stelle messianisch zu fassen sey, so beruft er sich durchweg zuerst auf *das Zeugniß der Tradition*; jüdische und christliche Ausleger haben hier immer ein *Vaticinium messianum* gefunden, also — es muß gelten, was durch alle Jahrhunderte gegolten hat. Hr. H. will demnach exegetische Stabilität. Wie der Hr. Abbé de la Mennais die politische Welt durch das Zurückführen aufs Alte und durch unverrücktes Festhalten desselben zu beruhigen sucht, so beabsichtigt unser Autor hinsichtlich der exegetischen Welt dasselbe. Wie Luther denkt er hierin freylich nicht: denn dieser meinte, das Wort Gottes müsse *rumoren*. Auch sehen die Leser ohne unser Erinnern, daß die Geltung dieses Principis dem Protestantismus den Todesstoß geben würde. Darum heißen wir ja Alle (nicht bloß die sich so nennenden Sectirer) *Evangelische*, weil bey uns nur die heilige Schrift gilt, und weil keine Tradition uns bindet, wie wir die Schrift erklären sollen. Consequent durchgeführt würde uns also dieser H.'sche Canon um unsere evangelische Freyheit bringen, wie denn der Vf.

noch so manches Andere schreibt, was dem Evangelischgläubigen widrig auffallen muß; z. B. II. S. 73, wo Maria die *Gottesgebärerin* genannt wird. Aber wie weit läßt sich denn mit diesem Canon kommen? Wie, wenn Sprachgebrauch, Zusammenhang und Alles, was ich als Erklärer zu berücksichtigen habe, mir einen ganz andern Sinn aufnöthigt, als der ist, welchen die Tradition geheiligt hat? Soll ich meine Vernunft gefangen geben unter den Gehorsam des Glaubens an jüdische und christliche Schriftgelehrten? Gesetz ich will es, aber werden sich auch die Hermeneutiker entschließen, *Interpretiren* forthin zu erklären: *zusehen, wie eine Stelle immer verstanden worden ist?* Und was mit Leuten anfangen, die unsere ganze Tradition nicht gelten lassen wollen, die gegen unsere Deutungen Einwendungen machen, welche wir nicht beseitigen können? Hier könnte lediglich ein päpstliches Machtgebot helfen, und zu einem solchen verhilft uns vielleicht Hr. H. noch. Selbst dieses kann uns aber nicht befehlen, von Erklärungen zu reden, „*die (Vorr. S. V) durch alle Jahrhunderte der Kirche gegolten haben.*“ Solche giebt es nämlich gar nicht. Höchst uneins sind zuvörderst die jüdischen Ausleger, welche Stellen, die von Vielen messianisch gefaßt werden, bald auf Melchisedek, bald auf Abraham, Salomo, David u. s. w. beziehen, und Hr. M. sagt (II. S. 10) selbst, daß bey den Messianischen Weissagungen des Jesaias die jüdischen Ausleger weit weniger als außerdem in Betracht kommen könnten, „*weil ihnen das dogmatische Interesse die Unbefangenheit genommen und sie zu den gezwungensten Erklärungen verleitet habe.*“ Rosenmüller wird II. S. 15 deshalb getadelt, weil im Verlauf seiner Bearbeitung des Jesaias die jüdischen Ausleger „*zu viel Gewicht*“ bey ihm erhalten. Bey den Juden findet sich also keine übereinstimmende Tradition. Und bey den Christen? eben so wenig; wie verschieden sind die Messianischen Stellen von den Kirchenvätern an bis auf unsere neuesten Exegeten herab gedeutet worden? Die erstern sind so uneins, als die letztern, und nicht etwa weichen bloß rationalistisch denkende Interpreten von den übrigen ab, sondern beide unter sich. Selbst gelehrte und unparteyische Katholiken, z. B. Jahn, sind in der Erklärung einzelner Stellen rationalistischen Interpreten beygetreten, ohne sich darum zu ihrem System zu bekennen. Wenn der Vf. aber öfter den ältern christlichen Lehrern großes Gewicht beylegt, so fällt er in einen weit größern Fehler, als Rosenmüller; denn die willkürliche und unvollkommne Schrifterklärung der *Patres*, und die Vorzüge, welche die wissenschaftlichen Forschungen in Sprache, Geschichte und Alterthumskunde dem neuern Schriftausleger darbieten, kann der Unverstand selbst nicht verkennen. Kurz, es ist aus mit der Schrifterklärung, wenn hier nur gelten soll, was immer gegolten hat, denn dessen giebt es nichts. Und hätte denn wohl die Reformation, hätte das Christenthum selbst ent-

ehen können, wenn nur gelten sollte, was stets
lten hat?

Zweytens gründet der Vf. seine Messianischen
lärungen auf das Zeugniß des Neuen Testaments,
sein Canon lautet: „Alles muß im Alten Test. so
ommen werden, wie es das Neue nimmt; aufer-
setzt man die dem Erlöser und seinen Aposteln
thrende Achtung aus den Augen.“ Wieder eine
ung, die alles Erklären jener höchst wichtigen
riststellen rein unmöglich macht, wenn man sie
lgt, wie Hr. H. will. Wie oft weichen die Ci-
des N. T. von dem Grundtexte ab, wie oft
l nach der mit dem Hebräischen nicht überein-
menden Septuaginta citirt, wie oft bloß nach
Gedächtnisse und so, daß in die Stelle ein ganz
rer Sinn kommt, als der ist, den sie, wenn
das Hebräische liest, haben muß? Ja, es wer-
im N. T. alttestamentliche Stellen in mehrfa-
Beziehung angeführt und so, daß sie hier dieß,
jenes aussagen sollen. Das ist ein schlimmer
d für den, der den ihm vorliegenden hebräi-
en Text erklären soll. Was Sprachgebrauch,
ammenhang u. s. w. fordert, das darf ihn nicht
n, sondern er muß vor allen Dingen fragen,
l der Spruch im N. T. angeführt, und wie wird
la genommen? Ganz anders muß er also zu-
rke gehen, als der Erklärer jeder andern, in
r fremden Sprache ihm vorliegenden Schrift.
er fragt nur, was sein Text fordert? Wie dieser
Andern verstanden worden ist, das ist ihm
r, da er fremdes Urtheil ehrt, nicht gleich-
ig; allein eine Nöthigung, irgend einem Ausle-
und wäre es ein noch so hochgepriesener, bey-
immen, findet durchaus nicht Statt. Sollen
uns nun hierin nach Hn. Dr. Hengstenberg
ten, so bitten wir nur, in den Hermeneuti-
den Satz abzuändern, daß die biblischen Bü-
nach eben den Grundsätzen erklärt werden
sen, nach welchen jedes andere, von und für
schen geschriebene Buch zu erklären ist. Die-
hätte nun noch einen möglichen Sinn, wenn
die Annahme eines doppelten, ja wohl mehrfa-
Schriftsinnes erlaubte, und man es mit Melanch-
us, Grotius, Venema, Dathe und vielen An-
halten dürfte. Der einhauchende Gottesgeist
te, daß die Worte, die er den Propheten
ab, von den nächsten Lesern und Hörern so
tanden würden, wie es der Wortsinn fordert;
ers hingegen von Lesern späterer Zeiten. So
er *sensus literalis* von dem *sensus mysticus* ver-
eden, und eine Stelle kann zu gleicher Zeit vom
id und von dem Messias handeln. In der Deu-
g der Bibelstellen, die einen doppelten Sinn
en sollen, fällt alle Willkür weg, wenn ich
n ganz genau an die Bibel halte. Nur den
ichen des A. T. darf ich einen mehrfachen Sinn

beylegen; die das *Neue Testament* anders nimmt,
als sie nach der philologischen Erklärung genom-
men werden müssen, und nur den höhern Sinn
darf ich anerkennen, welchen das N. T. ausdrück-
lich giebt. Der in dem N. T. sprechende heilige
Geist ist ein authentischer Erklärer seiner alttesta-
mentlichen Prophetenworte. Wäre nun dieß die
Meinung unsers Christologen, so könnten wir
zwar nicht sagen, daß wir desselben Glaubens
lebten, — denn da wir *Lehre* und *Lehrart* zu un-
terscheiden wissen, so halten wir die Annahme,
daß, der Erlöser und seine Apostel das Alte Testa-
ment brauchen, wie die Juden ihrer Zeit, und die
Aussprüche desselben mehr anwenden, als erklä-
ren, für ganz unbedenklich und mit der göttli-
chen Würde unsers Herrn, an die wir von ganzer
Seele glauben, wohl vereinbar — aber gestehen
müßten wir doch, daß Hr. H. sich die Sache auf
eine Art denke, die sich ja wohl vertheidigen lasse.
Allein dem ist nicht also. Er widerspricht dieser
Annahme auf das bestimmteste, weil sie zu regel-
loser Willkür führe. Hiermit ist nun aller ver-
nünftigen und geregelten Erklärung das Garaus
gemacht. Was das Neue Testament aus dem Alten
anführt, muß durchaus so verstanden werden,
wie es das N. T. nimmt; — ohne die größte Will-
kür in Allem, was zum Geschäft des Interpreten
gehört, kann dieß unmöglich geschehen, und so
können die Leser *a priori* annehmen, daß kein
Schriftklärer regelloser und ungebundener ver-
fahre, keine grund- und bodenlosere Behauptun-
gen aufstelle, keiner dem Worte Gottes größern
Zwang anthue, als Hr. Dr. Hengstenberg. Wir
müssen das *a posteriori* beweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

JUGENDSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Die Familie von Karls-
berg* oder die Tugendlehre. Anschaulich dar-
gestellt in einer Familiengeschichte. Ein Buch
für den Geist und das Herz der Jugend beider-
ley Geschlechts. Von Jakob Glatz, k. k. Con-
sistorialrathe in Wien. Zweyte, vermehrte u.
verbesserte Auflage. 1829. Erster Band. XII
u. 284 S. Zweyter Band. 312 S. 8. (2 Rthlr.
15 Gr.)

Der Vf. ist längst als Erzähler in der Jugend-
und Kinderwelt beliebt, und so wird auch seine *Fami-
lie von Karlsberg* in dieser erneuerten Gestalt will-
kommen seyn. Dieses Buch ist wirklich ein Buch
für den Geist und das Herz, voll anziehender Bey-
spiele des Guten aller Art. Eine angenehme Erin-
nerung an den Vf. bietet sein Portrait als Titel-
kupfer dar.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1830.

THEOLOGIE.

BERLIN, b. Oehmigke: *Christologie des Alten Testaments und Commentar über die Messianischen Weissagungen der Propheten.* Von E. W. Hengstenberg u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zuvörderst urgirt unser Vf. jedes einzelne Wort, wenn dieß seine Satzungen erfordern; läßt aber vieles redundiren und bloß zum Schmucke der Rede gehören, wenn es ihn incommodirt. Er nimmt ganz nach Belieben eigentlich und bildlich, was und wie er es gerade braucht. Man vergleiche z. B. die Erklärung des *fünf und vierzigsten Psalms* (I, 109 ff.). Hier muß von dem Messias die Rede seyn, weil der, von welchem gesprochen wird, Gott heißt und der heilige Sänger ihm *ein ewiges Reich* zuschreibt v. 7; aber warum soll denn *אלהים נצח* und *אלהים נצח* gerade hier urgirt werden? Der Vf. giebt ja zu, daß der Ausdruck Gott auch von menschlichen Herrschern gebraucht werde und streitet (I. S. 118) siegreich gegen *Winer*, der dieß läugnet. Mit Recht findet er die Stelle Ps. 82, 1. 6. entscheidend. Bey Königen kann das am wenigsten befremden, denn die königliche Würde war von Gott verliehen, den Königen wohnte der Geist Gottes bey, Königen erwies das Morgenland fast göttliche Verehrung, vergl. *Gesenius* Wörterbuch S. 47. (3te Ausg.). Ist denn nun wohl der geringste Grund zu der Annahme vorhanden, der, noch dazu glückwünschende und seine Helden auf alle Art preisende, morgenländische Dichter könne unmöglich einen irdischen König im Sinne gehabt haben, da er ihn *אלהים* nenne, oder werden die Ausdrücke *immer und ewig* nicht häufigst, zumal in dichterischen Stellen, von einer langen Dauer gebraucht? Hr. H. wendet S. 119 ein, „nirgends werde *eine einzelne* obrigkeitliche Person *אלהים* genannt, sondern immer nur *die Gottes Gericht repräsentirende Obrigkeit als solche.*“ Was beweist das? Wenn die Regenten und Richter *in der Mehrzahl* mit diesem Namen belegt werden, warum sollte denn nicht auch *der einzelne* so genannt werden können, der ja, ist's ein König, so gut, wie das Richtercollegium, ein Repräsentant der Gottheit war? Mit dieser Unterscheidung ist also nichts gewonnen, folglich durchaus kein Grund vorhanden, die in Rede stehenden Worte zu urgiren. Wer den Psalm unbefangen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

liest, der kann unmöglich etwas anderes in ihm finden, als einen Glückwunsch an einen König (mag dieser auch geschichtlich nicht ermittelt werden können), der sich mit einer ausländischen Prinzessin vermählte. So urtheilte auch *Knapp*, welcher offen bekannte, „mir sind wenigstens einige Stellen dieses Psalms theils *anstößig*, theils unerklärbar, wenn ich ihn ganz vom Messias verstehe, z. B. v. 9. 10. 14. 15. 17.“ Hr. H. weiß sich zu helfen. Er faßt diese Verse theils bildlich auf, theils urgirt er das Einzelne nicht, sondern hält sich nur an den Hauptgedanken. Der Sänger nämlich personificirt das *Bundesvolk* und stellt es dar als eine Braut, welche im herrlichen Schmucke dem Könige zugeführt wird, und so wird hier in bildlicher Einkleidung dasselbe gesagt, was in andern Messianischen Psalmen, z. B. Ps. 2, 8 so lautet: der Messias wird alle Völker der Erde zum Besitz erhalten. Recht schön so; aber womit hat es denn der Dichter auch nur entfernt angedeutet, daß er hier *bildlich* spreche? Wir finden in dem ganzen Psalm auch nicht ein Wort, das darauf hinwiese. Anders freylich Hr. H., bey dem schon das *לָבַדְתָּ* in der Ueberschrift große Dinge thun muß (hiervon weiter unten), und der uns zeigt, daß v. 15 die uneigentliche Auffassung *nothwendig* mache. Dort nämlich heißt es ja: „in gestickten Kleidern wird sie zum Könige geführt, Jungfrauen in ihrem Gefolge, ihre Gefährtinnen werden zu dir gebracht.“ Diese Jungfrauen seyen dieselben, welche v. 10 *Königstöchter* heißen; unter ihnen dürfe man sich also nicht bloße Führerinnen, Begleiterinnen der Braut denken. Da sie nun eben so, wie die Braut, zum Könige gebracht werden, so folge, daß sie sich *eben so, wie die Braut*, mit dem Könige in Liebe vereinigen sollen. Hieraus entstehe aber für die, welche den Psalm für ein Brautlied halten, eine *unüberwindliche* Schwierigkeit, da es doch nie Sitte gewesen, *mehr als Eine Braut zugleich zu nehmen*. Es wird schwer, der Vermuthung zu widerstehen, daß Hr. H. mit solchen Argumenten seine Leser nur zum Besten haben wolle. Hatten denn die morgenländischen Könige nicht mehrere, oft *sehr viele* Frauen in ihrem Harem (Salomo); ist es denn nicht ein Zug der Herrlichkeit des hier gefeyerten Königs, daß *Königstöchter* unter seinen Schönen sich befinden, und wird nicht die *לָבַדְתָּ* von diesen Schönen unterschieden? Und woraus folgt wohl, daß die v. 15 erwähnten Freundinnen dieselben seyen, deren v. 10 gedenkt; woraus folgt ferner,

Y

ner,

ner, daß, weil sie der königlichen Braut zu Begleiterinnen beygegeben sind, sie sich in Liebe eben so, wie die Braut, mit dem Könige vereinigen sollen? — Ps. 2, 7 muß nach unserm Vf. das Wort *Sohn Gottes* und *zeugen* ganz eigentlich genommen werden. Warum? „weil keine einzige Stelle beygebracht werden kann, wo *zeugen* bedeutete: *im uneigentlichen Sinne zum Sohne machen*.“ Dem Rec. fiel sogleich 1 Cor. 4, 15 ein, wo Paulus zu seinen Corinthern sagt: *durch das Evangelium habe ich euch gezeugt*. Hr. H., der diese Stelle (I. S. 101) auch anführt, bemerkt dagegen, *von einer realen, der physischen analogen Zeugung durch Mittheilung des Geistes* sey hier die Rede. Richtig; aber so hochtrabend das auch lautet, immer braucht der Apostel das Wort *zeugen* hier unverkennbar *bildlich*, denn der leibliche Erzeuger der Corinthier war er doch nicht. Der 110te Psalm wird eben so behandelt. Was die Dogmatik zu urgiren fordert, das wird urgirt; denen, die dagegen Einwendungen machen, wird S. 151 kurzweg gesagt, ihr seyd Leute, die sich mit dem bloßen: *stat pro ratione voluntas!* begnügen. Daß aber der hier beschriebene König als ein *Kriegsheld* beschrieben wird, kann unserm Vf. nicht in Verlegenheit setzen. Es ist *bildliche Darstellung*, denn das Heer erscheint ja vor dem Helden „*im heiligen Schmucke*“ (s. v. 3). Aber heißt dieß wohl etwas anderes, als: „*im festlichen Schmucke*“, und war es nicht in der Ordnung, daß das Heer vor dem Herrscher festlich geschmückt erschien, namentlich bey der feyerlichen Weihe zum Kriegszuge? So geht es durchweg.

Wer die Beyspiele des willkürlichen Urgirens und Deutelns recht gehäuft sehen will, der lese das dritte Kapitel im ersten Theile, welches von der Gottheit des Messias im Alten Testamente handelt. Diese wird aus vielen Stellen eben so bündig bewiesen, als man etwa aus 1 Joh. 2, 20 (*οὐδὰρ νάρτα*) beweisen könnte, der Apostel habe an *allwissende* Menschen geschrieben. Von hundert Beyspielen, wie leicht Hr. H. durch die Bemerkung, dieß sey bildliche Rede, jenes nicht zu urgiren, über die größten Schwierigkeiten hinweg kommt, führen wir nur noch an, daß (I. S. 40) das Fressen des Staubes und das auf dem Bauche Kriechen, welches der Paradiesschlange angekündigt wird, nach ihm weiter nichts sagt, als daß den Teufel die äußerste Verachtung, Schmach und Niedrigkeit treffen werde.

Zuweilen bleibt es nicht einmal bey jenem Urgiren und Deuteln, sondern das, was der Vf. aus einer Stelle herausnehmen will, wird geradezu erst *hingelegt*. Als ein charakteristisches Beyspiel dieser Art führen wir an, wie Hr. H. die Stelle Micha 5, 2 erklärt, wo er bey den Worten: „darum giebt er sie Preis, *לְהַלְלָהּ יְהוָה*“ bis zu der Zeit, wo die Gebährerin gebiehet“ sich also vernehmen läßt: „der Ausdruck, die da gebären soll, setzt die Geburt des Messias *ohne Zuthun eines Mannes* (!) voraus“ (II. S. 75).

Mit gleicher Willkür wird hinsichtlich aller der übrigen Punkte verfahren, deren Erwägung das Geschäft des Interpreten ausmacht. Wir erwähnen zuvörderst die *Feststellung der Bedeutungen*. Was Hr. H. sich in diesem Stücke erlaubt, davon geben seine Erörterungen über das Wort *לְהַלְלָהּ* (I. S. 114) Zeugniß. Es soll darunter „ein frommes Gedicht“ zu verstehen seyn. Diese Bedeutung nennt der Vf. *die allein erweisliche*, und darum ist ihm eben die Benennung *לְהַלְלָהּ* ein Hauptpunkt für die Messianische Erklärung des 45ten Psalms, es folge nämlich, wie schon Calvin bemerkt, daraus, *non agi de obscenis vel minus pudicis amoribus, sed sub Salomonis figurâ sanctam et divinam Christi cum ecclesiâ conjunctionem nobis proponi*. Sprachlich wird nun diese Bedeutung damit erwiesen, daß das Verbum *לְהַלְלָהּ* zwar ursprünglich: *Einsicht haben, klug, verständig seyn* bedeute, daß aber der Hebräer mit Recht das „*verständig seyn*“ in der *Furcht Gottes* suche; hieraus gehe nun die andere Bedeutung: „*religiös, fromm seyn*“ hervor, — ein Lied, *לְהַלְלָהּ* genannt, könne also kein anderes seyn, als ein *frommes*, und diese Erklärung passe auf alle, mit *לְהַלְלָהּ* bezeichneten, 13 Psalmen, denn „sie alle stehen in der unmittelbarsten Beziehung auf Gott, sprechen entweder den Dank für seine Wohlthaten, oder die Bitte um seinen Beystand aus.“ Das ist sehr rasch expedirt; eile mit Weile! Nur die Möglichkeit kann man Hr. H. zugestehen, daß das in Frage genomene Wort diese Bedeutung haben könne; aber sie steht durchaus nicht fest. Es giebt keine einzige Stelle, in welcher das Wort so genommen werden mußte; wohl aber giebt es eine Stelle Ps. 47, 8, wo man, wie Gesenius sehr richtig bemerkt, die allgemeine Bedeutung „*Lied*“ festhalten muß. Wie kann nun Hr. H. die von ihm auf die Welt gebrachte Bedeutung die *einzig erweisliche* nennen, da eine andere, von Gesenius gebilligte, wenigstens eben so erweislich ist, mindestens eben so viel für sich hat, und wie kann *hierauf* ein Hauptargument für die Messianität des 45ten Psalms gebaut werden? Ja, wenn man dem Vf. auch zugestände, daß seine philologische Beweisführung völlig gelungen sey, so würde immer noch nicht folgen, was er will. Der Psalm ist und bleibt ein *frommes* Lied, auch wenn er ein Vermählungsgesang ist. Auf Gott wird hier deutlichst hingewiesen, Gott hat den Gefeyerten so hochbegnadigt, ein *Gottes*-thron ist sein Thron, Gott hat ihn gesalbt mit dem Oele der Freude, — ist das nicht *fromm* gesprochen, und muß man nicht zugestehen, daß *alle* Psalmen fromme Gesänge sind, da ja in allen auf Gott gesehen wird?

Noch ein anderes Beyspiel der Art. Die Gottheit des Messias findet unser Autor auch Mal. 3, 1. Hier erhält nämlich der Messias den Namen *מְשִׁיחַ*, „der sonst zugestandener *Maasfen* nie anders, als von dem höchsten Gotte vorkommt“ (I. S. 218). Wir möchten wissen, wer diese Behauptung zugestehen könne, wenn er nur einige Belesenheit in der Bi-

Bibel hat. *Herr, Besitzer, Eigenthümer* heisst *אֲדֹנָי*, und allerdings wird begreiflicher Weise Gott bald *der Herr der ganzen Erde* (Jos. 3, 11), bald *אֲדֹנָי der Herr*, bald *אֲדֹנָי* ohne Artikel (Ps. 114, 7) genannt. Aber heißen denn nicht auch *menschliche Herren, Besitzer* u. s. w. so, redet der Hebräer nicht Höhere, Vornehmere so an; konnte also der Messias nicht ebenfalls in der angezogenen Stelle „*Herr*“ und, da von einem bestimmten Individuo die Rede ist, „*der Herr*“ (*אֲדֹנָי*) genannt werden, zumal da er in den gleich folgenden Worten *אֲדֹנָי אֱלֹהֵינוּ מִן הַשָּׁמַיִם* näher beschrieben wird?

So verfährt Hr. H. auch mit der *Grammatik*. Zwar werden *Gesenius, Winer* und *Ewald* oft angeführt, und der Vf. folgt diesen Männern und läßt sich von völlig richtigen grammatischen Ansichten leiten, *so lange seine Dogmatik ihr Interesse dabey findet*. Ausserdem aber macht er mit der Grammatik wenig Umstände, und *Nolde* und *Glassius* werden als Gewährsmänner dessen citirt, was kein Mensch in der Welt gewähren kann. Als Beyspiel führen wir die Erklärung von Jes. 53, 9 an, wo die Worte so gedeutet werden, daß sie mit der Geschichte Jesu übereinstimmen, „Man bestimmte ihm bey Gottlosen sein Grab (aber bey einem Reichen war er nach seinem Tode)“ das in Parenthese Gesetzte soll nur eine beyläufige Bemerkung seyn, die anzeige, daß die Absicht, Jesum bey Gottlosen zu begraben, nicht erreicht worden sey. Hier macht nun der Plural *מִן הַמֵּתִים* in *mortibus suis* Schwierigkeiten, welche *Gesenius* z. d. St. durch die Bemerkung, der Plural stehe hier und v. 8 (*לְבָד*) mit Rücksicht auf den Umstand, daß „*der Knecht Gottes*“ ein Collectivum sey. Diefs kann Hr. H. nicht gelten lassen, und er fertigt die Sache mit der philologischen Observation ab, der Plural werde, besonders in der Dichtersprache, oft statt des Singulars gesetzt. Das ist ein leibhafter Glassianismus, die Annahme einer *Enallage numeri* um nichts und wieder nichts. „Die Dichter machen es so.“ Wirklich? setzen sie wohl den einen Numerus für den andern, ohne einen Grund dazu zu haben, der sich nachweisen läßt? dann sind es wenigstens sehr schlechte Dichter; die Dichter der heiligen Schrift setzen ihren Plural, wo auch wohl der Singular stehen könnte, aus guten Gründen. Nur einige Beyspiele. „Er wird zu den Gräbern getragen“ (Hiob 21, 32), kann sehr gut von dem einzelnen gesagt werden; man trägt ihn dahin, wo mehrere Gräber sind. „*Die Meere*“ (*יָםִים*) statt „*das Meer*“ ist *pluralis eminentiae*; von dem sehr Großen und Ausgezeichneten sprechen die Dichter aller Nationen, wenn's auch nur ein Einzelnes ist, in der Mehrzahl. Aus demselben Grunde wird der große, aus mehreren Abtheilungen bestehende, Tempel *die Wohnungen Gottes* *מִשְׁכְּנֵי יְהוָה* Ps. 84, 2 genannt, und mit den *Bergen Zion* (*הַר צִיּוֹן* Ps. 133, 3) hat es dieselbe Bewandniß. Zion ist das Haupt, gleichsam der Herr der Berge um Jerusalem; die übrigen Berge um ihn her sind seine Untergebenen, sie erhalten nur Geltung durch den Herrn,

welchem daher der Pluralis der Auszeichnung beygelegt wird.

Nicht besser, als die Grammatik, kommt die *Geschichte und Alterthumskunde* weg. Sie wird in Ehren gehalten, so lange sie der Dogmatik dient: zeugt sie aber gegen irgend eine, in die Hengstenberg'sche Glaubenslehre gehörende, Satzung, so gilt ihr Zeugniß nichts, oder der gewandte Mann weiß die Sache so zu drehen und zu wenden, daß die Zeugin für ihn sprechen muß, sie mag wollen oder nicht. Das Recept zu dieser Glaubenscur heisst: „ignore die Hauptstellen, die gegen deine Annahme sprechen, (du mußt thun, als wenn sie gar nicht vorhanden wären,) — dagegen hebst du hervor, was irgend *scheinbar* für deine Annahme spricht, urgirst darin so viel du kannst, und giebst nebenher, wo möglich, noch der Ungenauigkeit und Sorglosigkeit deiner Gegner eins ab.“ Nach diesem Recepte hat Hr. H. die alte Erklärung, nach welcher die Stelle Ps. 22, 17 übersetzt werden soll: *sie haben durchbohrt meine Hände und Füße*, und angenommen wird, daß diess bey dem gekreuzigten Erlöser wörtlich in Erfüllung gegangen sey, glücklich curirt. Hören wir ihn. Er leitet *אֲדֹנָי* von *אָדָה* ab, dieses Verbum sey mit *אָדָה* *durchbohren* gleichbedeutend, so fasse es auch der Alexandriner, der Syrer und die Vulgata, — die Vergleichung des Arabischen führe eben dahin, folglich sey (S. 182) „die Erklärung: *sie haben durchbohrt meine Hände und Füße*, die einzige philologisch erweisliche und vollkommen begründete.“ Wir können uns hier nicht auf die Prüfung dieser Hyperbel, wodurch Hr. H. zu imponiren sucht, einlassen, — nur soviel sey erinnert, daß der Vf. gegen *Dathe, Paulus, Rosenmüller, Kühnöl* (nicht *Künöl*) und *Fritzsche* den Beweis zu führen versucht, auch *die Füße* der Gekreuzigten seyen angegalt worden. Die drey zuletzt genannten Gelehrten und viele andere nicht genannte werden beschuldigt, daß sie nicht daran gedacht, die Behauptung von *Dathe* und *Paulus*, nach welcher die Füße der Gekreuzigten bloß sollen *angebunden* worden seyn, einer Prüfung zu unterwerfen. Hr. H. macht diese Unterlassungssünde gut. Zwar hat er sich nicht in eine ausführliche Untersuchung der Sache einlassen wollen, aber er versichert doch, so viel zu geben, „als zur Widerlegung hinreicht.“ Und das ist erstlich die vielbesprochene Stelle des *Plautus* *Mostellaria* Act. 2. Sc. 1. v. 13: *Ego dabo ei talentum primus qui in crucem excucurrerit, sed ea lege, ut offingantur bis pedes, bis brachia*; zweytens die eben so oft citirte Stelle bey *Tertullian* *adv. Marcion*. III, 19: *si adhuc quaeris dominicae crucis praedicationem, satis jam potest tibi facere Ps. XXII totam Christi continentem passionem, canentis jam tunc gloriam suam: foderunt, inquit, manus meas et pedes, quae propria (Andere proprie) est atrocitas crucis*. Damit ist aber die Sache noch lange nicht bewiesen. In der Stelle aus *Plautus* ist erstlich die Lesart unsicher, denn mit *Pareus* lesen Andere *obfringantur* statt *offingantur*, dann

dann ist von einem *Zerschlagen* der Arme und Füße die Rede; — zweytens kann, selbst die Richtigkeit der gewöhnlichen Lesart angenommen, hier von einer *ungewöhnlichen Härte* und Grausamkeit die Rede seyn, „an's Kreuz mit ihm, dort nagelt ihm (nicht bloß die) *Hände* (wie es bey der Kreuzigung üblich ist, sondern auch die) *Füße* (und das) *zweymal an*.“ Die Sprache des Affects, die hier gesprochen wird, empfiehlt diese Erklärung gewiß sehr, und Hr. H. nimmt ganz willkürlich an, das Ugewöhnliche liege hier offenbar (?) nur in dem *bis*; gewöhnlich seyen nämlich Hände und Füße nur *einfach* angenagelt worden, hier werde von einer *doppelten* Annagelung gesprochen. Das würde gelten, wenn man aus andern sichern Stellen wüßte, daß eine Annagelung der Füße bey der Kreuzigung Statt gefunden habe; da diess aber nicht der Fall ist, so erscheint die Deutung, welche Hr. H. den Worten giebt, als ganz willkürlich. Die typologisirende Stelle bey *Tertullian* und was andere Kirchenväter hierüber aussagen, beweist nur, daß man annahm, Jesu Füße seyen bey der Kreuzigung durchbohrt worden, und hierzu hielt man sich eben durch den in Rede stehenden Vers des 22sten Psalms für berechtigt. Die Strafe der Kreuzigung war von den *Römern* auf die Juden übertragen worden; gültiges Zeugniß können also nur solche Schriftsteller hierüber ablegen, welche uns sagen, wie es die *Römer* damit gehalten. Da nun kein *einzig* alter Schriftsteller lehrt, daß man auch die Füße an das Kreuz genagelt habe, da sie *alle* bloß das Annageln der Hände erwähnen, so muß wohl die besonnene Forschung jenes Durchbohren der Füße für eine bloße Fiction erklären.

Ein anderes Beyspiel, in welchem der Vf. aus Fahrlässigkeit oder in *majorem Dei gloriam* aus den klarsten geschichtlichen Angaben der heiligen Schrift geradezu das Gegentheil berichtet, findet sich zu Jes. 7, 7 (II, 57). Hier macht die Angabe, daß in 65 Jahren Ephraim vertilgt werden solle, bekanntlich große Schwierigkeit, da es schon in 21 Jahren geschah, und man hat auf kritischem oder chronologischem Wege Aushülfen gesucht, die alle nicht genügen. Eine dieser Berechnungen ist die von *Usser* und *Lowth*, nach welcher der *terminus ad quem* die Führung assyrischer Colonisten dorthin seyn solle, 2 Kön. 17, 24, die nach Esr. 4, 2 durch *Osnappar* (vielleicht *Esar-haddon*) geschehen. Bis dahin hat man unter vielen Vermuthungen und unerwiesenen Voraussetzungen (s. *Lowth* u. *Gesenius* S. 286) 65 Jahre herausgezählt und, da die Wiederbevölkerung eines Landes keine Verwüstung ist, sich mit der *Vermuthung* geholfen, daß *Esar-haddon* dann wohl

die Ueberreste der 10 Stämme weggeführt habe. Dr. *Jubbey Lowth*: „Es ist also *glaublich*, daß *Asarhaddon* damals, wie er in der Nachbarschaft Samariens war, den letzten Ueberrest der Israeliten mit sich wegführte, und diejenigen Fremden hieher brachte, die von ihm dahin versetzt zu seyn selbst behaupteten Esra 4, 2,“ wozu schon *Koppe* sagt: „und daß *Asarhaddon* noch den letzten Ueberrest der Ephraimiten weggeführt habe, ist bloße Vermuthung, s. *Michaelis*.“ *Usser*, den Hr. H. als Gewährsmann nennt: „*tum vero desit esse populus, quum tenues illas Ephraimitarum reliquias peregrinorum adventantium multitudinem pene sunt obrutae: (ex avitis enim sedibus ejectas plane non fuisse, ex Josiae historia liquet 2 Chr. 34, 6. 7. 33. 35, 13 cum 2 Reg. 23, 19. 20).*“ *Gesenius* a. a. O. aus dem Obigen die Meinung referierend: „diese, sagt man, führte *wahrscheinlich* *Esarhaddon* noch hinweg, und erst jetzt hörte Ephraim völlig auf, ein Volk zu seyn.“ Diese alle berichten die Sache treu, wie sie sich verhielt. Hr. H. aber macht aus dem als *wahrscheinlich* Angenommenen, aber ganz *Falschen*, volle Gewißheit, und belegt dieselbe mit Stellen, die, wenn er sie angesehen hätte, ihm das gerade *Gegentheil* berichtet haben würden. „Die *gänzliche* Vernichtung des israelitischen Staates und Volkes geschah erst dann, als *Asarhaddon* (hies *Esar-haddon*, und woher die Gewähr, daß es dieser war?) *neue* Colonisten aus Babel, Cutha und andern Ländern in den Besitz des Landes setzte, *welche die alten Bewohner daraus vertrieben* (!). Vergl. 2 Kön. 17, 24 mit Esra 4, 2. 10. Dieses geschah *genau* 65 Jahre nach der durch *Jesaias* geschehenen Vorherverkündigung.“ So? In dem citirten Kapitel 2 Kön. 17, 24 — 43 steht aber nicht allein kein Wort von Wegführung der Reste, sondern *gerade das Gegentheil*; es wird referirt, wie sich die *zurückgebliebenen Israeliten* in religiöser Hinsicht *neben* den eingewanderten Colonisten *benommen*, und nach 2 Kön. 23, 19. 20 *unter Josia* finden wir das Land ebenfalls von Israeliten, die auf Höhen opfern, bewohnt; Esra a. a. O. steht bloß von der Einwanderung unter *Asnappar*, nichts von Wegführung. — Ist das nun ehrlich? Ist der heiligen Schrift mit solchen Rettungen zweifelhafter Stellen, die ja jeder Student, wenn er das Citat nachliest, als Falsa erkennt, etwas gedient? Ist es eines mit solcher Zuversicht sprechenden Schriftauslegers würdig, die Stelle 2 Kön. 23, 19. 20, welche von der Zeit *unter Josia* handelt, mithin geradezu *gegen* den Vf. beweist (wie sie auch der ehrliche *Usser* dafür anführt) für die frühere Zeit vor *Esar-haddon* anzuführen, damit sie für ihn beweise? (S. 57 oben). Und worauf, als auf Hypothesen, beruht die Genauigkeit der Zahl 65?

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1830.

THEOLOGIE.

BERLIN, b. Oehmigke: *Christologie des Alten Testaments und Commentar über die Messianischen Weissagungen der Propheten.* Von E. W. Hengstenberg u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach solchen Beyspielen werden wir am schicklichsten des überhaupt nur compilatorischen Charakters und der Flachheit der exegetischen Leistung des Hn. H. bey dem gesuchten Anschein der größten Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit erwähnen, der aber höchstens den ersten Anfänger oder den Laien einen Augenblick täuschen kann. Der Vf. entlehnt nämlich seinen gelehrten Apparat ohne Weiteres aus den gangbarsten exegetischen Schriften (Rosenmüller über die Psalmen, Gesenius zum Jesaias), nur mit Weglassung vollständiger Ausführung, keineswegs immer treu daraus berichtend, und fast überall, wo er sich von ihnen entfernt (um doch auch in den gleichgültigen Dingen etwas Eigenes zu haben), zeigt er, wie sehr ihm exegetisches Urtheil und Geschmack abgehe. Wir verweisen zum Beleg auf das Resultat, wozu eine Vergleichung von Gesenius und des Vfs. Commentar zu Jes. 7 führen wird. Hier soll es v. 2 unpassend seyn, אֲנִי וְעַמִּי zu erklären: die Syrer sind in Ephraim gelagert, denn das Verbum לָאָה mit לָאָה komme nicht von einem sich lagernden Heere vor (aber es heisst doch: sich niederlassen auf, und steht 2 Sam. 21, 6 von dem sich niederlassenden Vogelschwarme); und es gehe nicht wohl an, Ephraim vom Lande zu verstehen, da אֲרָם von dem Volke verstanden werde. Man soll also erklären: *Syrien hat Ephraim ganz in seiner Gewalt*, steht ganz unter seinem Einflusse; und dafür werden Stellen wie Jes. 11, 2 citirt. Vs. 6 ist נִשְׁתַּחֲוִי übersetzt: wir wollen es (Juda) theilen, worauf der Vf. des Breiten sich auslässt, wie dieses mit den ganz widersprechenden folgenden Worten stimme: wir wollen einen König darüber setzen. נִשְׁתַּחֲוִי heisst aber nie: aus einander theilen, unter sich theilen, wie לָאָה, sondern nur spalten, hier: uns die Stadt eröffnen.

Wie wenig endlich der Zusammenhang, in welchem eine Weissagung steht, Hn. H. irgend in Verlegenheit setze, zeigt *instar omnium* seine Erklärung von Jes. 7, 10 ff. Dafs unter dem Immanuel

der Messias Jesus zu verstehen sey, macht Hr. H. schon Matth. 1, 22 gewifs. Nach dem Matthäus kann die Weissagung „nur auf Maria, die Gottesgebährerin, bezogen werden“ (II. S. 73). Dagegen hat man nun freylich eingewendet, es sey doch darauf angekommen, dem ungläubigen Ahas ein Zeichen zu geben, welches bald in Erfüllung ging und ihm gleichsam vor Augen lag; die Verheissung der wunderbaren Geburt des Messias, welche nach vielen Jahrhunderten erst erfolgte, habe diess unmöglich gewähren, in einer weit später zu erfüllenden Verheissung habe Ahas unmöglich die Bürgschaft für etwas, das ja viel früher erfolgen sollte, finden können. Aber unser Ausleger findet diesen Einwand nichtssagend und belehrt uns (S. 76 ff.) folgendermassen: „Das Wahrzeichen war, obgleich der Prophet seine Anrede zunächst an Ahas und sein Haus, als Repräsentanten des Volks, richtet, doch nicht sowohl für den Ahas, als vielmehr für das ganze Volk und namentlich für den frommen Theil desselben bestimmt. Man fürchtete damals den gänzlichen Untergang des Staates, — da erinnert nun der Prophet das Volk an seinen festen Glauben an die Erscheinung des Messias und zeigt, wie derselbe mit der Furcht vor dem gänzlichen Untergange des Staates im Widerspruche stehe. Weil der König, so spricht er, das ihm von mir angebotene Wunder verschmäht hat, so erinnert euch Gott durch mich an die große, euch bekannte, aber jetzt von euch vergessene Begebenheit der Zukunft, an die wunderbare Geburt des Messias. Sie möge euch zum Zeichen der Errettung dienen. Denn so gewifs sie Statt finden wird, so gewifs kann der Staat noch nicht untergehen.“ — Die Gabe, also zu combiniren und zu interpretiren, verdient gewifs bewundernde Anerkennung; auf eine solche Aushülfe wären hundert Schriftforscher nicht gefallen, — nur will es uns bedünken, dafs ein sehr starker Glaube dazu gehört, es glaublich zu finden, diess sey wirklich die Meinung des Propheten, Hr. H. habe diesen Sinn aus dem Texte entnommen und ihn nicht vielmehr in den Text hineingetragen. Dafs aber unser Vf. wirklich (wir sagen nicht zu viel) exegetische Berge versetzen und Wunder thun kann, zeigt der Aufschluß, welchen er uns über v. 16 giebt. „Ehe der Knabe Gutes zu erwählen und Böses zu verwerfen wissen wird, wird das Land, vor dessen zwey Königen dir bangt, verlassen seyn“ — wie paßt das auf den Messias, der erst

nach Jahrhunderten geboren werden sollte? Für die christologischen Ausleger ist das immer eine *crux* gewesen, und Hr. H. weist mehrere willkürliche und geprefste oder profane Erklärungen (profan ist die Rosenmüller'sche, nach welcher angenommen wird, der Prophet habe allerdings gemeint, der Messias werde noch zu seiner Zeit geboren werden) mit wirklich guten Gründen zurück. Er zündet uns durch Hülfe seiner schon oben gepriesenen Theorie über die Natur der Weissagungen ein neues Licht an. Lassen wir es leuchten. „Vor Allem, heisst es S. 84, ist zu beachten, daß v. 15. 16 von dem Propheten noch in derselben *ἑκστασι* gesprochen sind, in der sich ihm v. 14 der Messias als gegenwärtig darbot. Seine Anschauung ist, wie immer, außerzeitlich. Indem der Geborne, wie Kap. 9, 5, vor seinen innern Augen steht, entlehnt er von ihm das Zeitmaafs. Er will sagen, daß in einem Zeitraume von ungefähr 3 Jahren der Sturz der beiden feindlichen Reiche erfolgen werde. Diefß drückt er dadurch aus, daß eben so viel Zeit bis dahin verfliessen werde, wie von der Geburt des Kindes, die er gegenwärtig schaute, bis zu seinen Unterscheidungsjahren.“ Nun erst sind wir im Stande, den ganzen Gedankengang des Propheten zu überschauen. Es ist folgender: „Fürchte nichts, Ahas, von den Feinden, vor denen du zitterst. Ihr Vorhaben wird nimmer gelingen. Der Herr spricht's, fordere ein Zeichen, daraus du die Zuverlässigkeit dieses Worts erkennest. Du forderst es nicht? Wohl; der Herr giebt dir selbst ein Zeichen. Daß schon nach etlichen Jahren in Erfüllung gehen wird, was ich sage, sollst du auf das deutlichste aus der wundervollen Geburt des Messias nach etwa 700 Jahren erkennen; denn gerade so viel Zeit, als von der Geburt des Heilandes ab dann vergehen muß, bis der Immanuel Gutes vom Bösen zu unterscheiden weiß, muß von jetzt an vergehen bis zur Erfüllung der vorhin ausgesprochenen göttlichen Zusage.“ Rec. muß den Lesern überlassen, wie ihnen bey einer solchen Gedankenreihe, die Hr. H. der heil. Schrift durch seine kunstvolle Interpretation aufdringt, zu Muth werde. Er selbst glaubt, daß die gegebenen Proben hinreichen, den Beweis zu führen, daß Hr. Dr. Hengstenberg alle Interpretation, die diesen Namen verdienen soll, gänzlich zerstöre, und daß unsere *Philologia sacra* dadurch dem Spott der Profanphilologen und die so ausgelegte Bibel der Verachtung jedes Verständigen preisgegeben werde. Jetzt nur noch kürzlich die Gründe, warum Rec. glaubt, daß der Gottesgelehrte in Berlin, so viel an ihm ist, auch aller *Kritik* und *Dogmatik* ein Ende mache.

Zwey Hauptzüge thut Hr. H. in das Gebiet der höhern Kritik: er erklärt Jes. 40 ff. und auch den letzten Theil des Zacharias für echte, von den genannten Propheten wirklich herrührende, Stücke. Um nun die Verschiedenheit, die sich zwischen den ersten und zweyten Abtheilungen beider Prophetenbücher hinsichtlich des Inhalts und der Sprache findet, zu

erklären, wird angenommen, jene zweyten Abtheilungen seyen mehr für die *Nachwelt*, als für die *Mitwelt* geschrieben worden, vergl. II. S. 179: „Der ganze zweyte Theil ist wahrscheinlich nie öffentlich recitirt worden. Auf göttlichen Befehl in Schrift gefaßt, dienten die Orakel der Nachwelt, die eine hellere Einsicht in sie dadurch erhielt, daß die nähere Zukunft, in der die Propheten ihren Standpunkt genommen hatten, für sie schon Gegenwart war.“ Diese Behauptung schwebt in der Luft, denn sie ist durchaus durch nichts begründet. Doch das wollen wir dem Vf. nicht hoch anrechnen. Wer hat nicht seine Lieblingsmeinungen, für die er, wenn sich weiter nichts auffinden läßt, Hypothesen ersinnt? Liest man aber, wie Hr. H. die Echtheit der Orakel Jes. 40 ff. gegen *Gesenius*, der die Gegengründe unstreitig am lichtvollsten dargestellt und in ihrer Schärfe gezeigt hat, vindicirt, so stößt man auf die erbärmlichsten Eiraden, bey denen man ein Mal über das andere fragen möchte, ob der Vf. sie im Ernste so geschrieben? Jedenfalls scheint er von der Beurtheilungskraft seiner Leser eine sehr geringe Vorstellung zu haben und bezeugt ihnen dadurch wenig Achtung. Der Raum gestattet uns nicht, die Hengstenberg'schen Demonstrationen anzuführen und zu beleuchten. Indefs auch dieß soll dem Vf. nicht hoch angerechnet werden. Andere Kritiker haben sich auch bis auf den heutigen Tag schwacher Argumente bedient, und die Gründe, mit welchen man die Unechtheit der in Frage genommenen Orakel zu beweisen sucht, sind keinesweges alle sehr stark. Einige sind schwach genug, und nicht zu verachten ist, was Hr. H., diese Schwächen aufdeckend, vorbringt. Aber er mischt dogmatische Gemeinplätze ein, gebietet damit dem Widersprecher Stillschweigen, und zerstört auf solche Weise alle Kritik. Wir müssen das beweisen. Man hat gesagt, daß schon die Nennung des Namens *Cyrus* zum Erweise der Unechtheit jener, dem Jesaias beygelegten, Stücke hinreiche, da es Sitte der Propheten sey, die Personen, deren zukünftiges Auftreten sie vorher verkünden, nach ihren Eigenschäften zu bezeichnen, nie aber ihren Namen zu nennen. Der Antikritiker antwortet (a. a. O. S. 193): „aber wer will Gott die Regel vorschreiben, welche er bey seinen Offenbarungen befolgen soll? Wer will sagen, daß er das, was er in der Regel nicht thut, nie thun dürfe? Eben so gut, wie er in der Regel den Propheten die Zukunft ohne Zeitbestimmung offenbarte, in einzelnen Fällen aber die Jahre genau bestimmte, welche zwischen Weissagung und Erfüllung vergehen sollten, eben so gut kann er auch in einem einzelnen Falle den Namen einer zukünftigen Person, die auf die Schicksale seines Reichs besondern Einfluß haben sollte, offenbaren. Geht doch die Nennung eines Namens gar nicht weiter über die Grenzen der Natur hinaus, wie die Vorherverkündigung irgend eines andern historischen Umstandes.“ — Ein anderer Einwand lautet bey *Gesenius*: „Ehe Je-

Jesaias eine Rückkehr aus dem Exile verkündete, hätte er doch wohl die Wegführung weissagen müssen." Darauf (dies sind S. 177 die eigenen Worte des Vfs.) dient zur Antwort, daß es anmassend ist, Gott vorschreiben zu wollen, welche Offenbarungen er seinen Propheten ertheilen soll. Was gleich darauf noch weiter gesagt wird, „daß wir nämlich in unserer Sammlung sicher nicht alle Weissagungen des Jesaias besitzen, und daß er sehr wohl Vieles von dem Exile geweissagt haben kann, was uns nicht erhalten worden“, berücksichtigen wir weiter nicht, so merkwürdig auch dieses kritische Argument ist. Vielmehr genügt es uns, zu zeigen, daß durch dogmatische Gemeinplätze, wie die angeführten sind, alle Kritik zerstört werde. Denn welcher Kritiker kann gegen Hn. H. noch ein Wort aufbringen? Sagt man: für diese Annahme giebt es doch gar keinen Grund, — so antwortet er: der verborgene Gott wird den Grund schon wissen; uns hat er ihn nicht geoffenbart, und es ist vermessen, auch nur danach zu fragen. Sagt Jemand: dieses oder das ist ganz unmöglich! so erwiedert Hr. H.: bey Gott ist kein Ding unmöglich! Wer vier bis fünf solche Sprüche am rechten Orte, wie unser Vf., anzubringen weiß, vor dem muß eine Welt voll Kritiker verstummen.

Aber wo denn die dogmatischen Sprüche endlich hernehmen, wenn es wahr ist, was wir oben sagten, daß Hr. Dr. Hengstenberg auch aller wahren Dogmatik ein Ende macht? Und das ist wirklich der Fall. Wir behalten nämlich, glaubt Rec., nur so lange eine Glaubenslehre, die Glauben verdient, als wir in Beziehung auf die sogenannten *articulos mixtos* nichts annehmen, als das, zu dessen Annahme ein zwingender Vernunftgrund vorhanden ist; hinsichtlich der *articulorum purorum* uns aber lediglich an die klaren Aussprüche der heil. Schrift halten. Aller religiöse Aberglaube ist etwas Grundloses, er hat weder in der Vernunft, noch in der Bibel einen Grund. Wer also, als christlicher Theolog, ohne durch unbestreitbare Bibelstellen dazu berechtigt zu seyn, etwas Positives in sein dogmatisches System aufnimmt, der führt gewiß zum Aberglauben; mit andern Worten: er zerstört die allein rechte, evangelische Glaubenslehre. Das thut Hr. H. Lehrt er uns doch (I. S. 39), daß die Schlangen vor dem Sündenfalle „anziehende und reizende“ Geschöpfe gewesen, warum? weil der Teufel sich sonst der Schlange nicht als Werkzeugs der Versuchung unserer Stammältern bedient haben würde. Lesen wir doch ebendasselbst, daß der Sündenfall die ganze Natur durchdrungen und mit Fluch bedeckt, daß vor dem Falle die ganze Thierwelt das Bild der Unschuld und des Friedens der ersten Menschen getragen und das Gesetz der gegenseitigen Aufreißung in der Thierwelt gar nicht Statt gefunden habe. Die Raubthiere sind also nicht im Anfange von Gott geschaffen worden, und wir erfahren aus einer Note auf der

angeführten Seite, daß schon Hr. Krummacher (Paragraphen der heil. Geschichte S. 63 ff.) treffend gezeigt hat, „wie die ganze Thierwelt in ihrem gegenwärtigen Zustande unmöglich aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen seyn könne.“ Wo ist sie denn hergekommen? fragt man billig. Krummacher leitet sie, so wie alles Unvollendete und Böse in der Welt, aus einer „Nichtbewältigung der Materie bey der Schöpfung“ (hört!!) her, was aber Hr. H. nicht billigt, weil hiernach „gegen die Schrift ein Dualismus statuirt werde.“ Ja wohl; aber wo hat denn unser Vf. die angeführten und ähnliche Satzungen her? Will er sie aus der Vernunft beweisen? das möchte schlecht gelingen. Aus der Bibel? aber wo stehen sie da mit deutlichen und bestimmten Worten? Die Hengstenberg'sche Exegese kann sie wohl in diese und jene Schriftstelle hineintragen; aber auch nur sie!

Wo will nun das Ganze hinaus, wozu bilden solche Schriften? Zu Ungläubigen entweder, oder zu Abergläubigen. Laßt uns beten: Erhalt uns, Herr, bey deinem Wort! Laßt uns hoffen, daß die Wahrheit durch die Kraft, die Gott in sie gelegt hat, auch über die Verirrungen einer begünstigten Zeittheologie gewiß gewinnen und den Sieg behalten werde. Hr. Hengstenberg, der uns von Person ganz unbekannt ist, und mit dem wir nicht die geringste Verbindung haben, mag es sehr gut meinen; er eifert für das, was ihm Wahrheit ist; er eifert, glauben wir, aus Gott und um des Gewissens willen. Auch wir haben nur aus Gott und um des Gewissens willen uns *missbilligend* und tadelnd über sein Buch erklärt.

Halle, 1. Dec. 1829.

Chr. Fr. Fritzsche.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ERLANGEN, b. Palm: *Predigten über ausgewählte Texte.* Von J. Rust, Dr. der Theol. u. Philos., Pfarrer der franz.-ref. Gemeinde in Erlangen. Erster Band. 1829. XIV u. 483 S. 8. (1 Rthlr. 14 gGr.)

Im Voraus überzeugt, von dem schon rühmlich bekannten Vf. der genannten Predigten sich mehr als Alltägliches versprechen zu dürfen, nahm Rec. dieselben mit gespannter Erwartung zur Hand und sah sich nicht getäuscht. Die theologische Richtung, welche sich in ihnen ausspricht, schildert die Vorrede (S. XII): „Ich habe mich, heisst es dort, in Hinsicht des Inhaltes meiner Predigten der Ansicht jener hochachtbaren Männer angeschlossen, deren unser deutsches Vaterland zu seiner Ehre und zu seinem Heile Manche zählt, jener Männer, die das unverfälschte und unverkümmerte Evangelium mit der wahrhaft gebildeten Vernunft im vollsten Einklange erblicken, die den inhaltschweren Ausspruch des großen Meisters: „das Fleisch ist kein Nütze; die Worte, die ich rede, sind Geist

Geist und Leben“ durch die treueste Berücksichtigung ehren und in eben so bescheidener als umsichtiger Prüfung eins der großartigsten Mittel erkennen, durch welche wir uns dieses Geistes und dieses Lebens zu bemächtigen im Stande sind, jener Männer also, die, weit entfernt, den Glauben durch das Wissen zu beschränken, durch dieses vielmehr zu der ganzen Wahrheit und zu dem vollen freyen Inhalte jenes zu gelangen suchen. Welche Einwendungen man auch, gestützt auf ein unrichtig gefasstes Dogma, gegen die von ihnen anerkannte Harmonie des Evangeliums und der Vernunft vorbringen mag: sie erscheinen ihnen bey genauerer Betrachtung in ihrer Unhaltbarkeit“ u. s. w. — So dürfen denn weder die, welche meinen, der Glaube bestehe am besten in der Finsterniß, noch die, welche, wie der Vf. sich ausdrückt, „nicht den geistigen, sondern den leiblichen Christus in sich aufgenommen haben, die an ihm nicht ihr höheres Leben stärken, sondern ihre feinere Sinnlichkeit befriedigen, die den Heiland vom Himmel herabziehen möchten, um mit ihm ein heiliges Spiel zu treiben und zu tändeln in vermeintlich gottseliger Unterhaltung“, hier ihre Rechnung zu finden hoffen. — „Klar erkanntes Gotteswort in seiner Vernünftigkeit und Wahrheit (S. 14) wollte der Vf. seiner Gemeinde bieten, und darum fordert er sie wiederholt zur eignen, freyen unbefangenen Prüfung auf, um sich zu überzeugen, „dafs der Vernünftige auch der Evangelische im ganzen grossen Sinne des Wortes sey“; wäre er dieß nicht, so solle sie keinen Anstand nehmen zu glauben, „dafs er an die Stelle der erhabenen Vernunft seine vorübergehenden Meinungen und Einfälle gesetzt habe.“ — Freylich will es uns bisweilen scheinen, als suche der Vf. jene Harmonie durch eine dem im Christenthume historisch Gegebenen oder symbolisch Dargestellten sich allzusehr accommodirende Philosophie so zu bewirken, dafs dieselbe mehr im bloßen Worte als in der wahren Uebereinstimmung des Gedankens besteht, und als gebe er bey seinem Streben nach ihr auf das, was selbst das N. T. durchaus schwankend hält, zu viel (so, wenn es S. 300 heifst: „nicht blofs Christi Lehre und Beyspiel, oder auch sein Leiden und Sterben allein bringt uns Erlösung, sondern der ganze ungetheilte Christus, seine Lehre, sein Leben, sein Leiden, sein Sterben, seine Auferstehung und Himmelfahrt, Hier ist nicht das Eine wichtiger als das Andere(?); es ist Alles Kraft, Wirksamkeit, Erfolg des Einen, der vom Himmel kam, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist“); allein wir vertrauen seinem redlichen Streben zu sehr, als dafs wir nicht der Ueberzeugung seyn sollten, er werde diese kleinen Täuschereyen künftig vermeiden und, jener Harmonie unbeschadet, das Unwichtigere mit dem Wichtigern nicht in eine Klasse setzen, wodurch

er seinem Zwecke mehr schaden, als ihn fördern dürfte.

Aus dem Angeführten ergibt sich der Charakter der Sprache in diesen Predigten von selbst. Sie ist klar, kräftig, blühend, ohne Schwulst, in vollen Perioden abgerundet, ohne mühsam gedrechseltes Wesen, oft anziehend durch überraschende Wendungen. Die Hauptsätze sind mit wenigen Ausnahmen (wir rechnen dahin den der Antrittspredigt über Phil. 1, 6: „Wie nothwendig es sey, dafs eine christliche Gemeinde und ihr Lehrer die Verbindung, in welche sie gegenseitig treten wollen, durch frommen Hinblick auf Gott heiligen“) kurz, bey dieser Kürze klar und reich. So redete der Vf. über 1 Joh. 5, 4. 5: „Vom wahren Christenglauben“ am Sonnt. Mis. Dom. — Am Sonnt. Jubilate bildet der einfache, aus Tob. 4, 6 entnommene Zuruf: „Denkt an Gott, ihr Menschen!“ und am 17ten nach Trin. der: „Gebt unserm Gott allein die Ehre!“ aus 5 Mos. 32, 1—3 sein Thema. Am Pfingstfeste beantwortet er nach Eph. 5, 9 die Frage: „Wo ist der heilige Geist?“ und am 19ten nach Trin. die: „Was wirkt Christus in uns?“ nach Luc. 5, 1—11. Am 1sten Sonnt. nach Trin. wird nach Offenb. 8, 20 „der Weg zum Heil“ gezeigt, und die Predigt am 5ten nach Trin. stellt „das Evangelium als eine Kraft Gottes“ nach Röm. 1, 16 dar. — Jedoch dürften Themata, wie: „Der Mensch in seiner Schwachheit, in seiner Verdorbenheit (besser Verderbtheit), in seiner Erhebung zum Bessern und in seiner vollen Gröfse“, und: „die Sünde in ihrem Ursprunge und in ihren Folgen“, oder: „Von des Evangeliums Kampfe und seinem Siege“, und: „Von dem Zweifel, von dem Glauben und von dem Frieden in religiösen Dingen“, ungeachtet die in ihnen angedeuteten Momente durchaus textgemäß sind, sich vor dem Forum des in der Form strengere Homileten schwerlich rechtfertigen lassen. Auch ist hin und wieder der Stoff viel zu reichhaltig, als dafs der Vf. in einer Predigt, zumal da er sich im Ganzen ziemlich kurz faßt, seiner Herr werden könnte. So in der Predigt „Vom wahren Christenglauben“, welche „des Glaubens Ursprung, seine Beschaffenheit und seine Wirkungen“ abhandelt. Dadurch werden leicht Wiederholungen veranlaßt, wie denn Rec. schon in diesem Bande auf einige Wort für Wort gleiche Sätze stiefs.

Die Ableitung des Hauptsatzes aus dem Texte ist meist kurz und einfach. Dem Texte selbst geht in der Regel keine besondere Einleitung voraus. Auch Anfangsgebete sind selten. Ihre Stelle vertritt meistentheils ein Gesangsvers. Wo der Vf. mit einem Gebete beginnt, hätten wir einen höhern Schwung erwartet. — Möge der Vf. fortfahren, durch lichtvolle und erwärmende Vorträge für klares und lebendiges Christenthum zu wirken. In seinen Umgebungen scheint es vorzüglich Noth zu thun.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1830.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT, b. Brönnert: *Romancero e historia del muy valeroso caballero el Cid Ruy Diaz de Vibar*, en language antiguo, recopilado por Juan de Escobar. Edicion completa, añadida y adornada con una version castellana de la historia de la vida del Cid por el famoso historiador aleman D. Juan de Müller. 1828. XII u. 868 S. 12. (1 Rthlr.)

Der Herausg. verspricht in der Vorr. (S. XI) eine correcte und vollständige Ausgabe aller bekannten, von Cid handelnden Romanzen; nicht nur die acht und siebenzig Romanzen sollten hier abgedruckt werden, welche in die letzte Ausgabe des D. Vicente Gonzalez del Reguero (Madr. 1818) aufgenommen wurden, sondern auch noch vier und zwanzig andere, welche sich in den Ausgaben von Pampeluna und Cadix vom J. 1702 finden. Nach der Ansicht des Rec. ist der gute Wille des Herausg., der schöne Druck und der wohlfeile Preis des Büchleins das Lobenswerthe bey dieser Gabe. Damit ist nicht gesagt, daß wir den Werth des *Romancero* gering anschlagen: eine noch schlechtere Einkleidung, eine noch prosaischere Behandlung, eine noch weiter getriebene Wortspielerey, als sich in vielen Romanzen vom Cid findet, würden nicht im Stande gewesen seyn, den reichen, frischen und kräftigen Geist, der diese Lieder belebt, zu ertöden; aber was soll uns ein nackter, kahler Abdruck des *Romancero*? Die vorzüglichsten Romanzen vom Cid haben wir bereits in *Depping's* „Sammlung der besten alten Spanischen, historischen, Ritter- und Maurischen Romanzen (Lpz. 1817.)“, wo sich zwey und siebenzig der in unserm *Romancero* gegebenen, und eine nicht kleine Anzahl solcher Romanzen findet, welche sich auf den Cid beziehen, und die man in einer „edicion completa“ zu suchen, berechtigt ist, hier aber nicht findet. Da man neuerer Zeit so vieles für die ältere Geschichte Spaniens that, so würde es keine un- verdienstliche Arbeit gewesen seyn, die neuern Ausgaben der Romanzen vom Cid mit den ältern (Lisb. 1615; Madrid ohne Jahr; Barcelona 1626) zu vergleichen, überall die alten Romanzen-Sammlungen mit zu Rathe zu ziehen und alles das abdrucken zu lassen, was nicht wörtliche Wiederholung ist, Abweichungen im Einzelnen aber unter dem Texte zu bemerken. Auf diese Weise wäre eine vollständige

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Sammlung der Lieder vom Cid und die Möglichkeit erzielt worden, die Romanzen in eine Art von Zusammenhang zu bringen, die Auswüchse und Einschübsel späterer Zeit zu bezeichnen und die besten Lesarten zu wählen. Statt dessen nun bietet uns der Herausg. eine unvollständige Ausgabe, welche auch noch höchst unbequem dadurch wird, daß die Romanzen aus ihrem Zusammenhange gerissen wurden. So muß z. B. Ximena's Klage (*Grande rumor se levanta etc.*), welche S. 231 steht, S. 10, und so jede der im Anhang gegebenen Romanzen an ihrem Orte eingeschaltet werden.

Von höchstem Interesse ist es, zu sehen, wie verschieden die Romancisten denselben Gegenstand behandelt haben, wie ein Vorfall, ein Gefühl hier rob, schlicht und einfach, dort in künstlichen Wendungen und verflachter Spielerey hervortritt. Hier hätte sich der Herausg. stets an das Einache und Schlichte, als das dem Volksgesange Angemessenste, halten sollen, oder er mußte seine Leser selbst wählen lassen. Cid's Rache z. B. ist in der Romanze: *Consolando al noble viejo etc.* derb und kräftig geschildert, während die von unserm Herausg. mitgetheilte (*Llorando Diego Laynez etc.*) fades und größtentheils neueres Machwerk ist. So hat der *Cancionero* eine bey weitem einfachere, höchst malerische Romanze statt der: *En Burgos esta el buen Rey etc.* (S. 13). Die Romanze: *De Rodrigo de Bivar etc.* (S. 18) mußte dem Herausg. schon deswegen auffallen, weil Ximena hier den Cid zum Gemahle fordert; wie zart, wie schön, wie lebendig dagegen die denselben Gegenstand behandelnde: *Delante el Rey de Leon etc.* — Die Rom. *A Ximena y a Rodrigo* (S. 21) und die im *Romancero*: *Domingo por la mañana* (auch bey *Depping* S. 70) haben vieles mit einander gemein; auch wird Niemand leugnen, daß jene die ältere sey; dennoch durfte die letztere wegen einiger charakteristischen Züge nicht fehlen in einer vollständigen Sammlung der Romanzen vom Cid. Eben so charakteristisch und für die Sittengeschichte jener Zeit höchst merkwürdig ist die in unserm *Romancero* fehlende Schilderung der Feste bey Cid's Hochzeit; sie beginnt: *A sa palacio de Burgos etc.* Aebliches gilt von Ximena's Klage (*Al arma, al arma etc.*), dem Versprechen des Cid (*La noble Ximena*), Alfonso's Schwur (*Por la muerte que le dieron etc.*); diese Romanze behandelt einen höchst merkwürdigen Vorfall: der König wird gezwungen, vor seinen Unterthanen zu schwören, seinen Thail an

einem Meuchelmorde gehabt zu haben; mit wie grösser Vorliebe die Romancisten ähnliche Züge sittlicher Grösse und freyen Stolzes des Volks hervorhoben, beweisen die vielen Romanzen, welche diesen Schwur behandeln); *Cid's Sieg über die Mauren* (*Ya que acabo la vigilia etc.*, welche sich S. 94 nur theilweise findet; diese Rom. ist mit vielen Abweichungen einfacher und schöner gehalten im Roman-cero, wo man auch acht Strophen, die unserer Ausgabe fehlen, am Schlusse findet); *Cid's Rede* (*No me culpes, si he fecho etc.*) u. a. — Von der Romanze: *Elvira, solta el puñal etc.* hätten die beiden Stücke: *No con poco etc.* und *Attendad a la mi fabla etc.* als zum Ganzen gehörig und das Interesse an Cid's Töchtern steigend, stehen müssen. Noch bemerken wir, daß *Cid's Leichenfeyer* (*Mientras se appresta Ximena etc.*) fehlt, und die Romanze XXVIII (S. 81), eine der schönsten, nicht vollständig, die Rom. XIII im Anhang aber nicht die poetische Fortsetzung von jener zu nennen ist.

Sachkundige werden sich, nach dem oben Gesagten, bereits ein Urtheil über den Text unserer Ausgabe gebildet haben. Wir wollen die erste und siebente Romanze in dieser Hinsicht näher betrachten. Die Romanze: *Cuidando Diego Lainez etc.* schildert den alten schwachen Vater des Cid, dessen Durst nach Rache dadurch noch gesteigert wird, daß er seinen stolzen Beleidiger sorglos umherwandeln sieht, und welcher seine Söhne auf die Probe stellt, wo sich nur Cid seiner würdig beweist. Die Art der Beleidigung nun, welche der Alte erfahren, ist überhaupt in der Romanze nicht angedeutet; aber des Beleidigers mußte doch sogleich im Eingange gedacht werden: nun fehlen aber eben diese darauf bezüglichen Verse in unserer Ausgabe. „Erkennend, daß ihm Kräfte zur Rache fehlten, weil er um seines Alters willen diese nicht nehmen konnte“, heisst es Z. 5—8, worauf nach unserer Ansicht durchaus folgen muß:

*Y que el de Orgaz se passea
Libre y esento en la plaza,
Sin que nadie se lo impida,
Loqano en el nombre y gala.*

(Warum, nebenher bemerkt, Z. 14 *fabla* einen grossen Anfangsbuchstaben haben soll, sieht Rec. nicht ein.) — Z. 25—28 lesen wir dagegen, Diego habe seinen Söhnen die Hände zusammengeschürt:

*No para mirar en ellos
las quiromanticas ragas,
que este fechicero abuso
no era nacido en España.*

Dieses ist ohne Frage ein neuerer Zusatz. Herder hat feinen Takt genug gehabt, in seiner Bearbeitung obige Strophe zu übertragen, die letzte aber wegzulassen, welches dem Herausg. ein Fingerzeig seyn konnte. S. 44 sind abermals vier charakteristische Verse einzuschalten. Der Cid blickt, sich gebunden sehend, „mit blutgierigen Augen, wie ein wilder Tiger, wüthend, kühn, umher und — fährt die Romanze fort:

*„Sacando atras el pie yaguierdo
La mano diestra sacara
Y al viejo padre le dize,
Que assaz mirandole estava.“*

Nach Z. 56 fehlt folgende Strophe:

*Esta fieraça assegura
Con abbonada fiança
El agravio a mi fecho
En tu esfuerzo y hechos d'armas.*

Z. 57 ist das alte „brios“ kräftiger und nachdrucksvoller, als „brazos.“

Rom. VII. (S. 16) Z. 16 ist „rodillada“ ausdrucksvoller, als „humillada.“ — Z. 26 ist „bravo“ (wild, stürmisch) dem „vano“ vorzuziehen. — Z. 86 muß „humildes (y) humanos“ oder „humildes (,) humanos“ stehen. Diez (Altspan. Romanzen, Berl. 1821. S. 4) hat „humildes y humanos“ ganz unserer Ansicht gemäß auf „reyes“ bezogen. — Z. 41 scheint uns „sientes“ einfacher, als „piensas“; eben so Z. 47 „no veran“ statt „ablandaran.“ Des Raumes wegen bemerken wir nur noch, daß auch in dieser Romanze mehrere Strophen fehlen, welche aus den Romanzen-Sammlungen einzuschalten, oder doch unter dem Texte anzuführen waren.

In der am Schlusse des Büchleins gegebenen Uebersetzung von J. v. Müller's Abhandlung über den Cid, fehlt, wir möchten fast sagen, das Beste — die Noten.

MEISSEN, b. Gödsche: *Musikalisches Lexicon*, oder Erklärung und Verdeutschung aller in der Musik vorkommenden Ausdrücke, Benennungen und Fremdwörter, mit Bezeichnung der Aussprache, in alphabetischer Ordnung. Ein unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch für Musiklehrer, Organisten, Cantoren u. s. w. Verfaßt von Joh. Ernst Häuser. Erstes Bändchen. 1828. (16 gGr.)

Es ist gar nicht leicht, ein gutes musikalisches Lexikon zu schreiben, das den Bedürfnissen unserer Zeit angemessen, über alle Kunstausdrücke, die veralteten mit eingerechnet, über Namen, Charakter und rhythmische Bewegung auch nicht mehr gewöhnlicher Tonstücke, über allerley Tonwerkzeuge, wenn auch mit Weglassung der in Vergessenheit gerathenen, oder nicht allgemein(?) bekannt gewordenen, sich verbreiten und diesem Allen noch die berühmtesten Tonsetzeralterer und neuerer Zeit, sowohl in Rücksicht auf das Merkwürdigste aus ihrem Leben, als auch von ihren Leistungen beifügen will. Wenn wir auch bereits dergleichen Schriften besitzen, und manche unter denselben, die noch immer höchst brauchbar, ja in vielen Stücken vortrefflich sind: so weiß doch Jeder, der nur einigermaßen mit dem Gange musikalischer Bildung in unsern neuesten Zeiten bekannt ist, wie viele Ursachen wir haben, auf ein neues Werk der Art

zu hoffen. Selbst das bekannte und immer noch mit allem Rechte viel gebrauchte Werk von Koch bedarf einer völligen Umarbeitung; viele Artikel verlangen eine bedeutende Vermehrung, andere eine gänzliche Berichtigung, und viele müßten neu hinzugezogen werden, wenn das Werk unsern Zeiten genügen soll. Das letzte besonders ist nun zwar in dem vor kurzem in Mailand erschienenen Lexikon von Dr. Lichtenhal auf eine sehr lobenswerthe Art geschehen (man sehe die Recension darüber in der Leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung 1828. S. 333 u. s. w.): es läßt sich aber von einem Einzigen, wenn er auch noch so sehr den Tüchtigsten zugezählt werden muß, kaum hoffen, daß er den vielseitigen Erwartungen völlig genügen werde. Da nun noch dazu das Werk dieses deutschen Italieners in italienischer Sprache, mit vorzüglicher Berücksichtigung seiner neuen Landsleute, die es ihm nicht genug verdanken können, geschrieben ist: so wird ein neues umsichtiges Unternehmen der Art gewiß allen deutschen Musikfreunden eine höchst willkommene Erscheinung seyn. Bekanntlich hat G. Weber in Verbindung mit vielen Musikgelehrten ein solches Werk unternommen, und wir können es nur billigen, daß er darin langsam und mit genauer Ueberlegung verfährt. Mehre Artikel sind bereits als Proben in der *Caecilia* dem Publicum mitgetheilt worden, damit erinnernde Stimmen sich vernehmen lassen möchten; was auch geschehen ist. Die Sorgfalt ist höchst löblich und berechtigt zu großen Erwartungen. Man sieht aber auch daraus, was zu einem solchen Werke gehört, wenn ein Verein der tüchtigsten Männer ein Verfahren der Art für nothwendig erachtet. Sind aber die Schwierigkeiten bey Abfassung eines ausführlicheren Werks schon so groß: wie viel größer werden sie seyn bey Verfertigung einer Schrift, die alles Nothwendige belehrend liefern und dabey die gedrungene Kürze behaupten will! Da muß jedes Wort genau erwogen, das Beste und Brauchbarste aus einem reichen Schatze wohl gewählt und möglichst deutlich hingestellt werden, wenn Nutzen damit gestiftet werden soll. Der Vf. hat sich also eine Aufgabe gemacht, der nur sehr Wenige gewachsen seyn können. Es ist ein gar zu gewöhnlicher Wahn, daß solche Auszüge leicht wären. Auch der Vf. gegenwärtiger Schrift scheint die Sache viel zu leicht genommen zu haben; ein hohes Ziel wenigstens hat er sich bey Abfassung seines Buches nicht gesteckt. Wir wollen und können zwar dem in der That sehr kurz gehaltenen Versuche nicht alle Brauchbarkeit absprechen, denn immerhin wird es Leser genug geben, die mancherley Gutes daraus lernen können: nur wird das Gute von zu vielem Oberflächlichen und Halbwahren zu sehr in Schatten gestellt, so daß wir ihn, so gern wir auch billig sind, in mehren Artikeln der Eilfertigkeit beschuldigen müssen. Will er wahrhaft nützen, was wir voraussetzen, so wird er sein Werk einer viel genauern Durchsicht unterwerfen und seinen

guten Willen im zweyten Bändchen (das erste geht von A bis M) bewähren müssen.

Zum Beweise unsers Urtheils heben wir einige Artikel aus, wie sie uns vor die Hand kommen, und begleiten sie mit kurzen Bemerkungen:

A. ist völlig aus Koch's Werke gezogen und auch das beybehalten worden, was erst genauer zu untersuchen gewesen wäre. Die Stimmgabeln in C sind jetzt beynahe eben so gewöhnlich, wie die in A. — A *battuta* ist um der Veränderung der Worte willen, damit man nicht wieder zu lebhaft an Koch sich erinnere, viel undeutlicher geworden, als bey seinem Vorgänger. Der Ausdruck „nach dem Vorschlagen des Tactes“ ist zweydeutig. — „Arie, Air, Lied (s. d.) ist ein abgemessener und von einer einzigen Stimme vorgetragener Gesang, der den Worten des Liedes. oder eines kleinen hier- zu geeigneten Gedichts angepaßt ist. Es giebt Lieder mit und ohne Begleitung. Einige mit Begleitung haben Vor-, Nach- und Zwischenspiele, welche das begleitende Instrument auszuführen hat. Es wird einfach gesetzt und fast jeder Ton bekommt seinen Nachdruck. Die Bewegung muß sorgfältig gewählt werden. In der Oper steht die Arie dem Recitative und dem mehrstimmigen Gesange entgegen.“ — Nun ist es wohl bekannt genug, daß die Franzosen sonst Alles durch einander *air* nannten, sogar jedes Stückchen für's Fortepiano ohne allen Text: aber auch selbst diese haben angefangen gegen solchen Wirrwarr sich zu ereifern und verlangen mit Recht größere Bestimmtheit im Ausdrucke. Unter uns Deutschen ist dieß aber nie Sitte gewesen, man mußte denn die übeln Ueberschriften einiger nicht gut unterrichteter Cantoren, die vor Zeiten mitunter *Aria* über ein mehrstimmiges Lied zu setzen sich erlaubten, als gültige Beweise anführen wollen. Wenn wir nun auch nachgiebig annehmen wollten, daß diese Verwechselung der Arie und des Liedes unter unsern Landsleuten sonst gewöhnlich gewesen wäre: so ist sie doch jetzt nicht mehr vorhanden. Wir wissen Alle, welcher bedeutende Unterschied zwischen beiden Statt findet, und es hätte dem Vf. nicht schwer fallen können, die Begriffe fester zu stellen. Die Ariette ist natürlich nicht besser davon gekommen.

Von den *Barden* liest man Folgendes: „Sie waren Dichter und Sänger der alten Deutschen, welche ihre Götter und die Thaten der Helden besangen.“ Das ist doch gar zu wenig. Hätte denn der Vf. nicht wenigstens noch aus dem ersten dem besten Geschichtsbuche hinzusetzen können: Sänger der Deutschen, der Gallier, der Schotten, die der größten Achtung genossen und auch im Kriege nicht fehlten u. s. w. Das „Bardiet“ fehlt gänzlich.

Das *Oratorium* wird von der Cantate durch nichts weiter unterschieden, als durch den größern Umfang des ersten. — Die *Cavatine* wird gerade so beschrieben, wie früher die Ariette, nur daß noch, schwankend genug und durch viele Cavatinen widerlegt, hinzugesetzt wird, sie wäre gewöhnlich

lich mit einem Recitative verbunden. Ist denn dies nicht eben so oft bey der Arie der Fall? — Bey *Clementi* wird nicht einmal seines *gradus ad Parnassum* gedacht, obgleich versprochen worden ist, es solle auch von den bedeutendsten Leistungen der vorzüglichsten Männer die Rede seyn. — Unter *Conservatorium* wird nicht einmal angegeben, daß wir in Prag und Wien auch welche besitzen, die sich mit Recht großer Auszeichnung erfreuen. In einem deutschen Werke hätte man diese paar Zeilen doch wohl erwarten sollen. — Von *Corelli*, von der berühmten musikalischen Familie *Couperin* auch nicht ein einziges Wort, und doch sind Sänger wie *Farinelli* erwähnt! — *Forkel* wird der größte Theoretiker und Historiker genannt. Wenn wir ihm auch seinen Ruhm als musikalischen Geschichtschreiber mit mehr Gerechtigkeit, als manche Neuere, lassen: so gebührt ihm doch das erste Lob keinesweges. So wird auch unter dem Artikel „Geschichte der Musik“ nach der Beschreibung derselben nichts weiter beygebracht, als: „Ein solches Werk hat der Musikdirector *Forkel* in 4 Bänden (*sic!*) geschrieben.“ Das ist doch gar zu dürftig! Der Vf. hätte doch wenigstens noch: *Prinz*, *Burney*, *Hawkins* und *Gerbert*, die allbekannten, anführen sollen. Ueber *Guido* von Arezzo fast nichts, als Irrthümer. Man sieht, daß der Vf. mit den neuern Darstellungen wenig bekannt ist. — Ueber die Hymnen heißt es: „*Hymni* sind gewisse allgemeine oder auf besondere Feste eingerichtete kürzere Cantaten.“ (?) —

Hoffentlich werden diese kurzen Aushebungen unser Urtheil hinlänglich bestätigt haben, den Vf. aber bey der Fortsetzung seines Buches zu mehr Genauigkeit ermuntern.

..977x.

- 1) ESSEN, b. Bädecker: *Lebensbilder, Novellen und Erzählungen* von Dr. G. Reinbeck, königl. Würtemb. Hofr. u. Prof. 1829. Erstes Bändchen. XI u. 296 S. Zweytes Bändchen. 256 S. Drittes Bändchen. 292 S. 8. (4 Rthlr.)
- 2) BRAUNSCHWEIG, im Verlags-Compt.: *Novellen von Elisa von Hohenhausen*. 1829. Erstes Bändchen. 207 S. Zweytes Bdchn. 190 S. Drittes Bdchn. 129 S. 8. (3 Rthlr. 4 gGr.)

Nr. 1. enthält Erzählungen, die schon in Almanachen oder Tageblättern gedruckt waren. Einige derselben kannte auch Rec. schon. Der Vf. ist dafür bekannt, daß er angenehm und unterhaltend erzählt und auch die edleren Gefühle anzuregen weiß. Diesen Ruhm behauptet er auch hier. Die

in den letzten Bänden mitgetheilten Stücke waren für Rec. noch anziehender, als die in dem ersten.

Auch die in Nr. 2. gegebenen Novellen waren früher schon gedruckt, doch können wir ihnen das der vorgenannten Sammlung ertheilte Lob nicht beylegen. Am anziehendsten ist die traurige Katastrophe der Königin *Karoline Mathilde von Dänemark* und der Fall *Struensee's* erzählt. Sonst schreibt eigentlich die Vf. alte Chroniken aus. Zuweilen sind ihre Erzählungen mit gelehrten Bemerkungen aus der Cultur- und Sittengeschichte der Völker durchwebt. In „*der Vestalin*“ sprechen Cicero und seine Terentia fast wie die Verfasserin und ihr Gemahl, wenn sie einen hat. Die *Salamanderin* ist aber so voll unsittlicher Scenen, daß man sich wundern muß, wie sie aus der Feder einer Dame haben kommen können. Das dritte Bändchen enthält: 1) Die Fremden in Rußland. Historische Novelle. 2) Germaniens Lucretia. Romantisch-historisches Gemälde der Vorzeit.

Von folgenden Werken sind neue Auflagen erschienen:

DRESDEN und LEIPZIG, in der Arnold. Buchh.: *Merkwürdigkeiten Dresdens und der Umgegend*. Ein Taschenbuch für Fremde und Einheimische, nach W. A. Lindau's topographischen Werken bearbeitet; mit einer neuen Beschreibung der Sammlungen für Wissenschaft und Kunst. Zweyte, durchgängig verbesserte und viel vermehrte Auflage. Mit einem neuen Plane der Stadt. 1829. VIII u. 216 S. 8. (geb. 16 gGr.)

ERLANGEN, b. Palm u. Enke: *Statistik des Königreiches Bayern* in Beziehung auf materielle bürgerliche Gesetze mit Ausschlusse des Rhein-Kreises. Herausgegeben von Dr. Michael Jäck, Appellationsgerichts-Rath zu Anspach. Zweyte Auflage. 1829. XXX u. 147. S. gr. 8. (1 Rthlr.)

STUTTGART, b. Löflund u. Sohn: *Rechnen-Exempelbuch für Lehrer und Lernende*. Enthaltend 2300 angenehme, den Verstand in Thätigkeit setzende Rechnungsaufgaben zur praktischen Uebung über die gewöhnlichen Rechnungsarten und in genauer Stufenfolge, nebst vielen gründlich aufgelösten Beyspielen und den nöthigsten Rechnungsregeln. Von J. G. C. Würle, erstem Elementarschullehrer in Ulm. Zweyte, völlig umgearb., sehr verbesserte und mit sehr vielen neuen Aufgaben bereicherte Auflage. 1830. X u. 386 S. 8. (14 gGr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1830.

BIBLISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Notitia novi commentarii in Novum Testamentum.* Communicavit publicoque virorum doctorum iudicio subiecit *Car. Godofr. Guil. Theile*, theol. et philos. doctor huiusque in acad. Lips. Prof. E. O. 1829. 86 S. gr. 8.

Aus den starr dogmatischen Fesseln der letzten Jahrhunderte hat sich durch *Ernesti* und *Semler* die grammatisch - historische Interpretationsmethode herausgewunden und zum Heil der rechten Würdigung und bessern Anwendung exegetischer Wissenschaft glücklich erhalten. Denn die Afterexegese, welche sich noch jetzt im bloßen Zusammenschreiben von Catenen aus den Kirchenvätern oder zugleich im Gewande dogmatischer und pietistischer Formeln des 17ten und 18ten Jahrh. gefällt, und die n. t. Schriftsteller höchst unphilologisch reden läßt, wie die beliebten dogmatischen und mystischen Auctoritäten — gehört zu den Ausgeburten der Zeit, welche verschwinden müssen, wie sie gekommen; sie wird von den sachkundigen Supernaturalisten ebenso, wie von den Rationalisten als verwerflich, und wenn sie um sich greifen sollte, als gefährlich erkannt und bezeichnet; worauf um so nachdrücklicher hingewiesen werden muß, da jene Ausgeburten mit eiserner Stirn den Namen einer grammatisch - historischen Auslegung sich fälschlich anmaast und auch wohl durch schlaues Nachäffen von Ausdrücken aus der Zeitphilosophie und durch andere ihren Patronen auch anderweitig nicht fremde Kunstgriffe manchem Schwachsinnigen sich annehmlich zu machen sucht. — Einer solchen Unwissenschaft durchaus abhold, wie von einem würdigen Schüler *Winers* zu erwarten war, tritt Hr. Dr. *Theile* mit der Ankündigung eines neuen Commentars zum N. T. hervor, worin er sich über *Beschaffenheit, Umfang und Sprache* der Interpretation, wie über das *Verhältniß* seines Werkes zu andern ähnlichen ausspricht und zur Prüfung und Beurtheilung seiner gewonnenen Ansichten auffordert.

Was I. die *Beschaffenheit* der Interpretationen betrifft, so macht sich Hr. Dr. *Th.* mit Recht das *efferre sensum, non inferre* vor Allem zur Pflicht, wobey Widerstreit gegen allgemeinen und besonders, namentlich auch durch Vergleichung der

semitischen Sprachen erläuterten und erhärteten Sprachgebrauch, wie gegen geschichtliche Dinge und Verhältnisse von selbst wegfallen muß. Und wenn bey den *libris sacris* eine religiöse Erläuterung nicht gänzlich ausgeschlossen werden soll und somit einem Theile nach der Stäudlin'schen Ansicht beygepflichtet wird, unter Berufung auf das *τὸ πνεῦμα ἐρευνᾷ καὶ τὰ βάθη τοῦ θεοῦ*, so soll doch diese von der reinhistorischen stets geschieden werden. — Im Einzelnen wird jene Beschaffenheit der Interpretation mehrfach erläutert und ausgeführt, auch vor mancherley Abwegen gewarnt, Alles aber von einer Anzahl von Beyspielen aus dem N. T. anschaulich gemacht. Machtsprüche freylich, wie das *non audiendus ille* (S. 10. 13), müssen wir unzweckmäßig finden, zumal sie ohne Angabe und ruhige Prüfung der von Andern vorgebrachten oder noch möglichen Gründe für abweichende Erklärungen schwerlich das Interpretiren *lehren*, vielmehr sicher zu einer absprechenden Exegese führen; daher denn auch Hr. Dr. *Th.* wenigstens der Schein der Anmaassung nicht ohne Grund bereits zur Last gelegt ist. — In den mitgetheilten Erklärungen einzelner n. t. Stellen können wir zwar auch nicht immer beystimmen, finden auch z. B. S. 18 die bey Matthäus von *Liebe* gefundene Ironie keinesweges so erhärtet, als sie nicht Zweifeln unterliegen sollte. Indess dem größern Theile nach müssen wir die gegebenen exegetischen Proben treffend finden, wiewohl statt der öfter bloß hingeworfenen Fragen im Commentar selbst doch überall einfache Darlegung der sorgfältig von einander zu scheidenden Gründe wünschenswerth seyn möchte.

II. *Umfang* der Interpretation. Aeußerst erwünscht und dem Bedürfnis angehender, auch wohl geübter Exegeten ganz entsprechend erklärt sich Hr. *Th.* hier dahin, daß dem Commentar Hauptaufgabe seyn werde, in möglichster, die Uebersicht erleichternder Kürze alles zum vollen Verständniß der n. t. Schriftsteller Nöthige zusammenzufassen. Rücksichtlich der Aufzählung verschiedener Erklärungen aber, die mit Recht auf gewisse Klassen zurückgeführt und nicht ohne kurze Bemerkung der Gründe *pro* und *contra* gegeben werden sollen, wünschen wir einmal nur die allergrößte Klarheit, welche auch durch äußere Hülfsmittel, wie die Scheidungen durch Zahlen und Buchstaben, unterstützt werden möchte; sodann fänden wir wenigstens bey den wichtigern und schwierign Stellen

Bb

ein

ein möglichst vollständiges Repertorium der einzelnen Erklärungen wünschenswerth, welches zugleich ihre Urheber und hauptsächlichsten Vertheidiger enthielte, nebst Angabe des Orts der Vertheidigung; was freylich bey Stellen, wie Gal. 3, 20, nach sichern Grundsätzen zu beschränken wäre. Denn wenn Hr. Dr. Th. sagt, die *sententias absonas atque insulas* weglassen zu wollen, so möchte einmal diese Bezeichnung nicht selten sehr relativ seyn, indem z. B. bey der Versuchungsgeschichte die Erklärung des Versuchers durch ein Mitglied des Synedriums Hn. Th. ebenso wie dem Rec. als eine *absona atque insula*, Andern aber anders erscheinen wird: dann aber sind ja gerade die Verirrungen der Exegese, wenn sie durch Gründe als solche erwiesen werden, nicht wenig geeignet, auf den rechten Weg des Interpretirens zu leiten (S. 20). Vollkommen beystimmen aber muß Rec. Hn. Dr. Th. darin, daß bey seinem zweckmälsig angelegten Commentare einmal die Fluth von *Fritzsch's*, *Wahl's* und Anderer Citaten bedeutend vermindert werden muß, und alsdann z. B. der Matthäusum wenigstens ein Drittheil kürzer, als *Künoel's* und *Fritzsch's* Commentare, und doch gediegener und vollständiger als beide seyn kann. Uebrigens möchte es rathlich seyn, rücksichtlich des griechischen Textes sich an eine bestimmte, neuerlich kritisch bearbeitete Ausgabe anzuschließen, da der Vf. mit Recht, um sein Werk nicht unnöthigerweise zu vertheuern, den griechischen Text selbst hier wegzulassen beabsichtigt. Die exegetischen und (wie zu hoffen!) auch kritischen Bemerkungen würden dadurch sicher einen festern Halt bekommen.

III. *Sprache* des Commentars. Ganz zweckmälsig wird dazu die lateinische als die geeignetste gewählt. Aber so günstig wir uns nach bester Einsicht rücksichtlich der zwey ersten Punkte erklären konnten, so ungünstig müssen wir, nach den in dieser *notitia* vorliegenden Proben, über diesen dritten Punkt urtheilen. Denn wenn auch gegen Correctheit hier weniger eingewendet werden könnte, so ist doch eine gewisse Schwerfälligkeit nicht zu verkennen und das Einschachteln der Sätze in einander so auffallend und unerträglich, daß man oft den Gang der Periode schwerlich festhalten wird, ohne diese wiederholt zu lesen; vgl. z. B. S. 23. Dadurch wird aber die Aufmerksamkeit des Lesers von der Hauptsache, dem vollen Verständnisse des erklärten Schriftstellers, gänzlich abgeleitet und die Nutzbarkeit der wenn auch im Kerne guten Erläuterungen wird durch eine solche Hülle offenbar bedeutend vermindert! Für akademische Vorlesungen in solchem Schachtellatin (vgl. ebendas.) lieber deutsche! Dazu müssen wir die oft übertriebenen und nicht selten durchaus unnützen Abkürzungen der Worte rügen, welche Hr. Dr. Th. in fast noch höhern Grade zeigt, als selbst *Winer*; z. B. *et*, statt *cet.* u. s. w. Auch ist die Weglassung der Punkte bey den Versbezeichnungen nicht selten störend. Recht sehr wünschen wir, daß Hr. Dr. Th. auf alles

dieses Rücksicht nehmen und überall die größte Genauigkeit erstreben möge.

IV. *Verhältniß* des neuen Commentars zu andern ähnlichen, neuerlich erschienenen oder angekündigten Werken. Hier finden sich unter manchen wohlbegründeten Bemerkungen einzelne weniger treffende, z. B. über den von den Hnn. DD. *Schott* und *Winzer* angekündigten Commentar, der den *Künoel'schen* gewiß auf eine beyfallswerthe Weise fortsetzen wird.

Ganz hinweg wünschen möchten wir den 5ten Abschnitt dieser *notitia*, welcher die Vertheilung der Arbeit unter mehrere Mitarbeiter ankündigt, weil dadurch das ganze, recht zeitgemäls angelegte Werk wenigstens den Anstrich einer Fabrikarbeit bekommt. Sollte es nicht wohl möglich seyn, daß Hr. Dr. Th., wenn auch in etwas längerer als der bestimmten Frist, allein das Ganze ausführte? Sollte ihn nicht die Rücksicht auf den weit größern Nutzen, welchen Eines Mannes Geist und gerade sein wissenschaftlicher Sinn versprechen muß, zu jener Aenderung seines Entschlusses veranlassen und bestimmen können? Wie kann man den gewählten Mitarbeitern, welche, Hn. *Unger* ausgenommen, auf dem Felde der n. t. Exegese hier zum ersten Male erscheinen, ohne Weiteres Vertrauen schenken? — Freylich hat sich Hr. Dr. Th. unbedingtes Schalten und Walten über den gelieferten Stoff vorbehalten. Allein er scheint sich die Sache leichter und annehmlicher vorgestellt zu haben, als er sie wohl wird finden müssen. Denn wer sich ganz in ein solches Geschäft hineinversetzt, wie sollte der nicht an einem glücklichen Gedeihen zweifeln? nicht Ermüdung von beiden Seiten befürchten, wenn anders beide Theile durchaus gewissenhaft verfahren wollen? wie sollte der nicht den kleinen Vortheil der etwas frühern Beendigung des Ganzen durch die mit jener Vertheilung der Arbeit kaum vermeidlich verbundenen Nachtheile weit überwogen sehen? —

LEIPZIG, b. Lehnhold: *De regno divino liber exegeticus historicus, quatuor evangelistarum doctrinam complectens*, auctore Ferdinando Florente Fleck, Prof. Lips. Τὸ πνεῦμά ἐστι τὸ ζωοποιόν, ἡ σὰρξ οὐκ ὠφελεῖ οὐδέν. 1829. XII u. 499 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Wer sich des in der theologischen Welt bereits rühmlich bekannten Vfs. auch nur aus seiner Dissertation *de regno Christi* (Lips. 1826) erinnert, wird beym Anblick dieses Titels sogleich ein gediegenes und werthvolles Werk erwarten: eine genauere Ansicht des Buchs selbst aber wird diese Erwartung so sehr zur Gewilsheit erheben, daß es für ihn keiner weitem Empfehlung bedarf. Wer überhaupt in seinen eignen theologischen Studien von dem richtigen Grundsatz ausgeht, daß sich die unverfälschte Lehre der verschiedenen Schriften des

des A. und N. T. nur auf historisch - kritischem Wege ausmitteln läßt, der wird, da der Vf. an diesem Grundsatz unverrückt festhält, in Manchem, was er vorträgt, so sehr seine eigenen Ansichten von den nämlichen Gegenständen ausgesprochen, in Anderem, welches ihm mehr neu ist, sich so sehr überzeugt fühlen, daß sein Urtheil über das Einzelne fast durchgängig beystimmend erscheinen wird. Dieß muß um so mehr der Fall seyn, da Hr. F. zugleich mit einer correcten Sprache einen durch Klarheit und Kürze ausgezeichneten Vortrag verbindet, die besten Ausleger des A. und N. T. recht gut kennt und sie mit Sorgfalt benutzt, ohne mit Widerlegung des ganz Falschen und willkürlich in die Schrift hineingetragenen Zeit und Mühe zu verschwenden (vgl. die Anm. S. 113), und da er sich allenthalben ein selbstständiges Urtheil gebildet hat und es mit Bestimmtheit ausspricht, ohne je die bescheidne Achtung zu verleugnen, die das jüngere Geschlecht den großen Männern, von welchen es gelernt hat, auch da schuldig ist, wo es durch sie zu richtigern Ansichten erhoben ist, als sie selbst schon haben konnten. Mag also in dem, was sich hier in der Kürze zusammenstellen läßt, das Buch über und gewiss auch für sich selbst sprechen.

Nach einigen in der *Vorrede* gegebenen allgemeinen Bemerkungen über die Wichtigkeit des Gegenstandes, über Methode und Vortragsweise der Abhandlung, über die Fortsetzung derselben in Rücksicht auf die Lehre der Apostel, die erst nach Vollendung zweyer anderer Arbeiten des Vfs., eines Commentars über die synoptischen Evangelien und eines über die Apokryphen des A. T., zu erwarten seyn wird, verbreitet sich der Vf. S. 1—24 ausführlich über *Veranlassung* und *Zweck* seiner Schrift. Er leitet ein mit der durch Beyspiele belegten Bemerkung, daß von den ältesten Zeiten an über das göttliche Reich Jesu Christi bey den Chiliasten, sowohl Ketzern als Kirchenvätern, in der katholischen Kirche, unter den verschiedenen Anhängern der protestantischen Kirchen und selbst unter Theologen und Philosophen der neuesten Zeit die größte Verschiedenheit der Meinungen geherrscht habe, und es daher wichtig genug sey, Jesu eigne Ansicht zu erforschen. Das könne dann am besten geschehen, wenn man die in den drey ersten, eigentlich historischen Evangelien aufbehaltenen Aussprüche Jesu mit der eigenthümlichen Darstellung des vierten Evangeliums vergleiche und darauf achte, daß jedem Schriftsteller bewahrt werde, was ihn auszeichnet. Dieß will nun der Vf., weil die chronologische Anordnung schwierig und zweifelhaft ist, nach der hier angegebenen Ordnung der Materien versuchen. Eine zweckmäßige *Einleitung* zu dem Gegenstande selbst giebt S. 25—66 die kurze historische Darstellung des *Ursprungs* der messianischen Ideen bey den Israeliten und ihrer Entwicklung bis zur Zeit Jesu. Es ist dem Menschen, welcher stets nach dem Bessern strebt, ganz natürlich, sich entweder zu denken, in uralter Vorzeit habe ein

goldenes Zeitalter das Menschengeschlecht beglückt; oder zu hoffen, es werde ein solches in Zukunft eintreten. Zu Davids Zeiten hatten die Hebräer zuerst durch Einheit des Reichs und kräftige Regierung Selbstständigkeit und Wohlstand erlangt; beides sank schon unter Salomo, und so war es natürlich, daß die weisesten Vaterlandsfreunde auf jene Zeit, welche desto glänzender erschien, je weiter sie zurücktrat, bey spätern Bedrängnissen sehnend zurückschauten und ihre Rückkehr wünschten, und daß dieser Wunsch zur festen Hoffnung wurde, als sie mit dem Gedanken, das Volk bälde durch seine Leiden nach Verdienst für den Abfall von seinem Schutzgott, den verbanden, dieser Schutzgott werde den Leiden ein herrliches Ende verleihen. Die von den edlern Propheten als nothwendig verkündigte sittliche und religiöse Wiederherstellung wurde aber späterhin fast ganz vergessen, wenn man auch die Vorstellung von dem erwarteten Erretter auf verschiedene Weise idealisirte, und Hauptgedanke blieb immer die Hoffnung auf politische Obergewalt der Juden. Aus den Apokryphen des A. T., aus Philo und Josephus läßt sich wenig über die Ausbildung dieser Idee lernen, und wie sie sich bey den Juden zur Zeit Jesu gestaltet habe, das kann man schwerlich aus dem Talmud und den Schriften der Rabbinen, wo sich allenthalben neuere phantastische Ausschmückungen der ältern Vorstellungen mit diesen vermischt finden, aber ziemlich sicher aus den beiden ersten Kapiteln des Evang. des Lukas erkennen. Diese sind hauptsächlich delfwegen als aus der Tradition geschöpft und delfwegen nicht ohne historischen Werth zu betrachten, weil die darin ausgesprochenen messianischen Hoffnungen im Wesentlichen mit dem übereintreffen, was auch sonst als Erwartung des Volks sich kund giebt, und weil sie keinesweges nach dem Erfolge, d. h. nach dem, was Jesus wirklich leistete, willkürlich ausgedacht sind. Dieß zeigt sich im Einzelnen an den dem Engel Gabriel beygelegten Worten an Zacharias und Maria in dem Lobgesange der Maria und den Reden des Zacharias, an dem von den Hirten gehörten Gesange der Engel und an den Reden des Simeon und der Hanna; allenthalben herrscht der Gedanke an weltliche Erneuerung des David'schen Reichs und an Erlösung der Juden, nachdem sie ihre Sünden durch lange Knechtschaft abgölbt, vor. — S. 67—71 wird kurz gezeigt, die völlig gleichbedeutenden Ausdrücke: Reich Gottes und: Reich des Himmels, welche in Schriften der Rabbinen nicht selten sind, und ursprünglich die theokratische Herrschaft Jehova's, dann auch das unter seiner Obhut stehende Reich des Messias bedeuteten, mußten den Zeitgenossen Johannes des Täufers und Jesu schon bekannt gewesen seyn, weil sie, obgleich beide sich häufig derselben bedienen, sie nie auffallend finden und eine Erklärung verlangen, was bey manchen andern Aussprüchen Jesu der Fall ist. S. 72—86. Fragt man nach der Lehre *Johannis des Täufers* vom messianischen Reiche, so kommt dabey zuerst die Nebenfrage in Betracht,

ob er mit Jesu, seinem nahen Verwandten, von Jugend auf in Verbindung gewesen, was aus Matth. 3, 14 wahrscheinlich wird, oder ob er ihn erst bey der Taufe kennen gelernt habe, was Joh. 1, 31. 33 behauptet. Es ist vergeblich, die Worte beider Stellen mit einander in Einklang setzen zu wollen, aber wer daran Anstoß nimmt, bedenkt nicht, daß der Vf. des 4ten Evang. den Täufer, ohne von seiner und Jesu Jugendgeschichte etwas zu erwähnen, als einen gottbegeisterten, durch höhere Offenbarungen geleiteten Propheten auftreten läßt, der also auch so, auf außerordentliche Weise, von Jesu messianischer Würde überzeugt werden mußte. Die andern Evangelisten stimmen übrigens darin überein, daß der Täufer völlig so wie Jesus mit Ermahnung zur *μετάνοια*, worin er also das hauptsächlichste Mittel, zum messianischen Reiche zu gelangen, gesetzt haben muß, dasselbe angekündigt habe, womit sich wohl vereinen läßt, daß er Matth. 11, 2 fg. seine Jünger mit der bekannten Frage an Jesum sandte, weil er hoffte, wenn dieser andere und kräftigere Mittel, sich Anerkennung zu verschaffen, anwendete, so könne auch er wieder befreiet werden und mitwirken; er scheint also nicht alle politischen Hoffnungen ausgeschlossen und das messianische Reich nicht über Judäa ausgedehnt zu haben, mithin zwischen der alt-israelitischen Idee und der freyeren, welche Jesus hegte, die Mitte zu halten. S. 87—133. Bevor die Ansicht, welche Jesus selbst vom messianischen Reiche hegte, entwickelt werden kann, ist es nöthig, zu untersuchen, ob er sich, wie viele Ausleger meinen, nur aus *Accommodation* gegen die Volksmeinung, also eigentlich wider Willen, für den Messias erklärt, oder aus wahrer, innerer *Ueberzeugung* sich zu diesem Amte berufen geglaubt habe. Wäre das erstere der Fall gewesen, so würde er nur ungern und so selten als möglich davon reden; betrachten wir aber die Nachrichten, so ist gerade das Gegentheil der Fall, so tritt er sogleich mit der Verkündigung, daß das messianische Reich nahe sey, auf, und gebietet auch seinen Lehrgängern, diess dem Volke zu sagen. Die Stellen, auf welche man sich zur Widerlegung beruft, sind zu derselben nicht geeignet; Matth. 12, 16 verbietet Jesus bloß, seine Heilungen bekannt zu machen; Matth. 16, 20 freut er sich darüber, daß Petrus ihn als Messias anerkennt, mithin muß er doch diese Ansicht gebilligt haben: nur will er nicht, daß sie unvorsichtig dem leicht politische Hoffnungen fassenden Volke mitgetheilt werde. Unter den vielen Stellen aber, an welchen Jesus sich offenbar, selbst vor gemischten Zuhörern, für den Begründer und das Oberhaupt des messianischen Reiches erklärt, ist eine der merkwürdigsten seine Unterredung mit den Jüngern des Täufers, Matth. 11, 2 ff., in Gegenwart des Volks, wo v. 11 zu erklären ist: Derjenige aber, welcher nach eurer Meinung an Alter, Verdienst und Ansehn geringer ist, als der Täufer,

ist doch im Reiche des Himmels größer, als er, — womit Jesus sich selbst dem übrigen von ihm sehr geehrten Täufer gegenüberstellt. Dahin gehören auch ferner die vielen Stellen, in denen Jesus sich selbst, obwohl es von andern seltner geschieht, *ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου* nennt, d. h. den allbekannten, nach Dan. 7, 13. 14. von dem ganzen Volke erwarteten Messias; dahin gehören alle die Fälle, in welchen er ausdrücklich die falschen Vorstellungen des Volks und der Pharisäer zu berichtigen sucht; dahin gehört endlich der von Jesu nicht gesuchte und vorbereitete, aber, wie unerwartet er ihm auch kam, als ein Beweis allgemeiner Anerkennung von ihm willig zugelassene feyerliche Einzug in Jerusalem vor dem letzten Osterfeste. — Von besonderm Interesse und vorzüglich beyfallwerth sind hier ein paar Excurse: S. 93—104 die ausführliche Erklärung von Matth. 11, 2 ff., welche sich durch Einfachheit, Klarheit und gute Uebereinstimmung des Zusammenhangs empfiehlt, und S. 108—118 die Widerlegung der falschen Erklärungen von *ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου* nebst Vertheidigung der richtigen, aus einer Anspielung auf die zu Jesu Zeit gewöhnliche Auslegung von Dan. 7, 13. 14, durch welche, was anfangs nur Vergleichung gewesen, geradezu Bezeichnung des Messias geworden war, abgeleitet. — S. 134—161: Nach der von den Propheten ausgegangenen und durch Tradition bis auf seine Zeit fortgepflanzten, auch nachher noch bey den Rabbinen sehr beliebten Lehrweise machte Jesus durch viele *Parabeln* und bildliche Aussprüche auf die Vorzüge und die Eigenschaften des von ihm zu begründenden messianischen Reichs aufmerksam. Da von mehreren neuern Auslegern, namentlich von Unger (in einer nach Vollendung dieses Buchs erst erschienenen und daher vom Vf. noch nicht benutzten Schrift), über die Parabeln besonders und recht gründlich ist gehandelt worden, so brauchten hier nur einige hervorgehoben zu werden, an denen Geist und Zweck dieser Lehrweise Jesu zu erkennen ist; zu den wichtigsten Stellen gehört Matth. 13, 10—17 nebst den Parallelen bey Markus und Lukas, wo wohl Matthäus allein den Sinn Jesu richtig wiedergiebt, indem er ihn sagen läßt: er bediene sich deßwegen der parabolischen Redeweise, weil (ὅτι) das Volk ihn sonst nicht verstehen würde, — Markus und Lukas aber, indem sie anstatt *ὅτι* hier *ἵνα* setzen, was durch keine grammatischen Künste zu umgehen ist, und womit auch ihre übrigen Worte übereinstimmen, Jesu den Schein geben, als habe er räthselhaft geredet, damit das Volk ihn nicht verstehe. Ueber das Reich Gottes selbst aber sind Matth. 13 mehrere Parabeln zusammengestellt, welche meistens den nämlichen Hauptgedanken von verschiedenen Seiten darstellen, und schon im Allgemeinen die Ansicht Jesu begründen; andere, welche in Einzelheiten eingehen, kommen weiterhin noch in Betracht.

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1830.

BIBLISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Lehnhold: *De regno divino liber exegeticus historicus, quatuor evangelistarum doctrinam complectens*, auctore Ferdinando Florenti Fleck etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 162—262. Welche Sinnesart und welche Pflichten Jesus von denen fodert, die an seinem messianischen Reiche Theil nehmen wollen, zeigt schon das *metavoeite*, mit welchem er auftritt, das zeigt die herrliche Rede vom Berge, in welcher er der verwerflichen Scheintugend der Pharisäer sehr mannichfaltige Beyspiele wahrhaft menschlicher Tugend gegenüber stellt; das zeigen endlich die meisten moralischen Parabeln, welche absichtlich erklären, wie im messianischen Reiche das Verhältniß des Menschen zu Gott sey; kurz, Jesus verwirft ganz den Particularismus der Juden, will nur ganz umgewandelte Gemüther zu sich ziehen, erkennt und achtet die gute Gesinnung derer, welche durch die öffentliche Meinung der Verachtung bloßgestellt waren, verfolgt mit Eifer alle heuchlerische Frömmigkeit, und achtet die *opera operata*, auf welche jene sich stützt, weil sie die wahre Frömmigkeit des Gemüths in Schatten stellen, gar nicht. — Von besonderm Interesse ist hier die Nachweisung, wie bey den Hebräern schon vor Jesu Zeit die Begriffe: Reicher und Gewaltthätiger, Armer und Unterdrückter, zusammengefloßen seyen, und man daher bey den Armen und Geringen sogleich unverdientes Unglück, Geduld, Bescheidenheit, einfache Sitten und Redlichkeit voraussetze; — und sodann, daß nicht Lukas bloß, wie einige Ausleger gemeint, sondern wirklich Jesus selbst die Armen und Niedern besonders begünstige, wovon die Ursachen in den Verhältnissen seiner Zeit und seines eignen Lebens leicht aufzufinden sind. — S. 262—328. Bey der Frage nach dem *Umfange*, welchen Jesus dem messianischen Reiche bestimmt habe, drängt sich zuerst noch die andere auf: ob er das Mosaische Gesetz abschaffen wollte, oder nicht? Die Stelle, nach welcher Manche diels in gewissem Sinne bejaht haben (Matth. 5, 17—19), trägt nach sorgfältiger Erörterung eigentlich wenig zur Entscheidung bey, denn sie ist nach des Vfs. Meinung zu erklären:

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Jesus findet seine Bestimmung darin, alle im ganzen A. T. auf den Messias zu beziehenden Aussprüche durch sein Leben und Wirken in Erfüllung zu bringen, wie denn auch seine Lebensbeschreiber oft behaupten, daß diels mit einzelnen derselben geschehen sey: vor jener Erfüllung, d. h. bevor durch den Messias eine ganz neue Gestaltung der Dinge herbeygeführt worden, kann also der Mosaismus nicht aufgehoben werden. Dagegen tritt Jesus sehr häufig den Pharisäern mit der Behauptung entgegen, daß die Erfüllung der allgemeinen Menschenpflichten höher zu achten seyen, als die Beobachtung der Ceremonialgesetze, z. B. der über die Sabbathruhe. Da nun übrigens Jesus in Galiläa, wo er die Berührung mit Ausländern gar nicht vermeiden konnte, auftrat, da er so häufig mit solchen umging, daß man es ihm zum Vorwurf machte, da er besonders gegen das Ende seines Lebens Verkündigung seiner Lehre auch außer Palästina ausdrücklich befahl, und von den Mitgliedern des messianischen Reichs nur moralische Eigenschaften forderte, welche auch Nicht-Juden haben konnten: so ist durch diels alles wohl erwiesen, daß er das messianische Reich nicht auf Palästina und die Juden beschränkte, wenn er es auch nach Klugheit und Billigkeit ihnen zuerst darbot und von den Lehrjüngern verkünden ließ. — Als ein Excurs, der aber dem Hauptgegenstande allerdings angehört, wird hier S. 297—311 die Untersuchung darüber betrachtet werden können: ob Jesus die bestimmte Absicht gehabt habe, eine von der damaligen jüdischen völlig getrennte, selbstständige Kirche zu stiften? was Hr. F. mit Gründen, die, wie die Sache hier gefaßt ist, besondere Aufmerksamkeit verdienen, verneint. — S. 329—428. Nach den Berichten der synoptischen Evangelisten drückt sich Jesus zwar oft so aus, als sey das messianische Reich schon während seines Lebens und Lehrens in seinen Anhängern vorhanden; aber die eigentliche Vollendung dieses Reichs ist doch nach eben diesen Berichten noch in etwas Anderes zu setzen. Am ausführlichsten wird darüber Matth. 24. 25. und in den Parallelen geredet, und in den vielen Stellen, welche einzelne Punkte berühren, findet sich auch nicht ein wesentlicher Widerspruch; alles stimmt nach unbefangener und redlicher Erklärung darin überein: „Jesus bestimmt zwar keine Zeit, wo sein messianisches Reich werde vollendet werden, setzt diels Ereigniß aber mit der

ziem-

ziemlich nahe, noch bey Lebzeiten des ihm gleichzeitigen Menschengeschlechts, erwarteten Zerstörung Jerusalems, welche tiefes Sittenverderben begleiten soll, in Verbindung, und versichert: 'unter gewaltigem Aufruhr der ganzen Natur, durch welchen alles Bestehende zertrümmert werde, begleitet von Engelschaaren, werde er, der Messias, in den Wolken daherkommen, alle Völker der Erde zum Gericht versammeln, die Bösen von den Guten (seinen Anhängern) absondern und über diese als theokratischer Herrscher unter besonderer Obhut Gottes ewig regieren. Unter den verschiedenen Erklärungsversuchen thun die beiden den deutlichen Worten der Evangelisten am meisten Gewalt an, nach welchen man entweder versucht, die zwey nothwendig verbundenen Theile, den Untergang Jerusalems und das Weltgericht, durch einen Zeitraum vieler Jahrtausende von einander zu trennen, oder lauter *vaticinia post eventum efficta* hier findet, und daher die einzelnen Züge in der Geschichte nachweisen will, was selbst mit den Umständen des Untergangs von Jerusalem nicht einmal gelingt. Vergleicht man aber mit dieser Darstellung der Synoptiker die im vierten Evangelium, welches die Vollendung des Messiasreiches bey weitem geistiger faßt, so wird man wohl vermuthen dürfen, daß die erstern manche bildliche Rede Jesu gemißdeutet haben und ihn ihre eignen oder die aus Tradition und Volksglauben aufgefaßten Erwartungen in prophetisch begeisteter Rede aussprechen lassen, so daß kaum auszumachen ist, wieviel von jenen Ideen Jesu selbst angehöre." — Rec. ist überzeugt, daß jeder von dogmatischen Vorurtheilen nicht befangene Schriftforscher des Vfs. sehr oft in die Erklärung einzelner Ausdrücke genau eingehende Beweisführung mit Interesse und meistens auch mit Beystimmung lesen wird, bedauert aber zugleich, daß Hr. F. noch eine Apologie (S. 330 ff. Anm.) gegen mystische, hyperorthodoxe und die Schrift rationalisirende Dogmatiker, deren Verketzerung er fürchtet, nöthig finden konnte und sich zu derselben herabließ, da seine echt wissenschaftliche Forschung ihre beste Apologie für jeden wissenschaftlich Gebildeten in sich selbst findet. Eine besonders einleuchtende Bekräftigung seiner Ansicht würde der Vf. noch dadurch erhalten haben, wenn er nachgewiesen, was sehr leicht war, daß alle wesentlichen Züge jener prophetischen Reden Jesu, die auch darin mit echten prophetischen Stellen des A. T. übereintreffen, daß der Erfolg ihnen nicht genau entspricht, aus dem A. T. entlehnt sind: so z. B., um nur Einiges hervorzuheben, nicht bloß das Kommen des Messias in den Wolken mit vielen Engeln und himmlischem Glanz aus einer Anwendung von Dan. 7, 13 fgg., sondern auch das Sittenverderbnis aus Jerem. 5, 7 ff. 9, 2 ff. u. a.; die Zerrüttung der bestehenden Natur, nach welcher Alles neu werden soll; aus Jes. 13, 10. Joel 3, 4 ff. 20 ff. u. a. Der Vf. hat darin wohl zu wenig gethan, wenn er auch z. B. auf die Idee des Pseudo-Jesaia von dem neuen

Himmel und der neuen Erde, und bey dem „Zeichen des Menschensohns“ Matth. 24, 30 auf den messianisch gedeuteten „Stern aus Israel“ 4 Mos. 24, 17 treffend hindeutet. Sobald erwiesen worden, daß diese Jesu beygelegten Reden manche Anklänge jüdischer Zeitideen enthalten, welche durch einzelne accommodirend benutzte und gedeutete Ausdrücke des A. T. veranlaßt worden, bey denen man den Localsinn wenig beachtet hatte, hätte von selbst einleuchten müssen, daß sie sich in allen ihren einzelnen Theilen nicht mehr eigneten, Lehren der einfachen Religion Jesu daraus abzuleiten, und daß die Dogmatiker dies auf die Gefahr hin thun, von dem Geiste Jesu abzuweichen. — S. 429—448. Fragt man nach den Belohnungen, welche Jesus den Mitgliedern seines messianischen Reichs verheißt, so leuchtet vor Allem hervor, daß er den Wahn von einer politischen Macht dieses Reichs und von irdischen Belohnungen auf alle Weise auszurotten sucht; über die himmlischen Belohnungen erklärt er sich in so fern nicht ganz deutlich, als er genöthigt war, um dem Volke verständlich zu werden, sich der bekannten und gewohnten bildlichen Ausdrücke, z. B. von einem Gastmahl, wozu er in der That die Gläubigen aus allen Völkern zugelassen wissen will, zu bedienen, so daß, obgleich er Winke genug darüber giebt, jene sinnlichen Darstellungen des ewigen Lebens seyen geistig d. h. un-eigentlich zu verstehen, seine Vorstellung von den Einzelheiten desselben nicht ganz klar hervortreten. — Indem der Vf. auch hier die Beweisstellen kurz durchgeht, schließt er sich S. 436 bey Matth. 19, 27. 28 dem bekannten Aufsätze des Hn. Liebe an, nach welchem die Worte, in denen Jesus seinen Jüngern irdische Herrlichkeit in höchster Uebertreibung zu versprechen scheint, eine freylich weder von den Jüngern noch von dem Evangelisten recht verstandene Ironie enthalten. — S. 449—458 fassen das Resultat der vorigen Untersuchung in einer Definition des Begriffs „Reich des Himmels, Reich Gottes“ nach Darstellung der synoptischen Evangelien zusammen, und zählen mit kurzer Beurtheilung die vorzüglichsten abweichenden Erklärungen der Exegeten auf. S. 459—480 vergleichen nun noch mit jenem Resultat die geistigere, alle jüdischen Vorurtheile geradezu aufhebende oder stillschweigend verwerfende Darstellung der Messiasidee nach dem vierten Evangelium, welche dem Vf. die historisch-wahrere scheint; seine gedankenreiche Auseinandersetzung ist jedoch keines Auszugs fähig, und die Nachrede S. 481—485 stellt beide Ergebnisse in 7 Hauptpunkten zum Behufe des Beweises, daß geistige Einheit durchgängig herrschen und nur die Standpunkte, von welchen aus die nämlichen Gegenstände betrachtet worden, verschieden sind, recht klar einander gegenüber, auf eine Weise, welche wohl geeignet seyn möchte, selbst streng dogmatische Gegner mit dem freymüthigen Schrifterklärer zu versöhnen.

Luzern, b. Meyer: Johannis erster Brief, erklärt und angewendet in Predigten, gehalten vor der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Luzern, mit historischem Vorberichte und exegetischem Anhang von K. Rickli, Pfarrer. Herausgegeben zum Besten der Gemeinde. 1828. XXXIV 839 u. 48 S. 8. (2 Rthlr. 6 gGr.)

Der *historische Vorbericht* dieser in mehrfacher Beziehung interessanten Schrift handelt von der *Entstehung der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Luzern*. Der Vf. beginnt mit den Worten: „Die Anerkennung einer evangelischen Gemeinde zu Luzern ist für unser ganzes Schweizerisches Vaterland von besonderer Wichtigkeit, weil es das erste Mal ist, daß eine solche Gemeinde in einem reinkatholischen Kantone Aufnahme gefunden hat.“ Rec. glaubt, daß nicht nur die ganze evangelische Christenheit, sondern auch die katholische, soweit sie keine ausschließlich römische ist, an diesem Ereignisse einen recht innigen Antheil nimmt, und daß es auch ihr von sehr erheblicher Wichtigkeit ist, zu erfahren, wie nach und nach den evangelischen Glaubensgenossen von katholischen Landeshoheiten wenigstens ähnliche Rechte und Freyheiten eingeräumt werden, als die Bekenner der katholischen Kirche schon seit längerer Zeit und meist in weit größerer Ausdehnung besonders unter dem Schutze deutscher evangelischer Fürsten genießen. Daher werden es unsere Leser auch gewiß nicht ungern sehen, wenn wir ihnen das Wesentlichste aus jenem Vorbericht mittheilen. Der Vf. bemerkt zunächst, daß zur Zeit der französischen Revolution die verschiedenen Kantone jedem Schweizerbürger, ohne Unterschied seines religiösen Glaubens, wieder die freye Ansiedlung eröffnet hätten, und daß in Folge davon *Basel, Bern, Zürich, Genf, Lausanne und Neuenburg* ihren katholischen Einwohnern die Ausübung des katholischen Gottesdienstes gestatteteten. Sechs evangelische Kantone und Städte gingen also mit ihrem Beyspiele voran, ehe der erste katholische ihnen nachfolgte. Und doch hatten sich seit jener Zeit schon in *Luzern* mehrere Mitglieder evangelischer Confession angesiedelt, welche 4–5 Stunden bis zu den nächsten reformirten Ortschaften hatten. Sehr natürlich, daß in ihnen der Wunsch erwachte, den Gottesdienst nach der Weise und den Grundsätzen ihrer Confession in Luzern selbst zu feyern, zumal die Kinder aus paritätischen Eben aus Mangel an Unterrichtsmitteln zur katholischen Kirche überzugehen gezwungen waren. Dieser Wunsch wurde besonders lebendig, so oft evangelische Prediger in ihrer Mitte auftraten, während die Tagsatzungsabgeordneten in Luzern versammelt waren, und namentlich im Sommer 1825. In Folge davon überreichten am 21sten Heumonath 1826 die in Luzern ansässigen Hausväter dem täglichen Rathe daselbst eine Bittschrift, „daß ihnen gewährt werde, so wie die dazu erforderlichen ökonomischen Hilfsmittel hinlänglich gesichert wären, eine

evangelische Gemeinde zu bilden und den Cultus ihrer Confession regelmäßig auszuüben, wozu ihnen gültigst ein passendes Lokal möchte angewiesen werden.“ Sie erhielten hierauf unter dem 2ten August vom täglichen Rathe im Wesentlichen folgenden Bescheid: 1) Den in der Stadt Luzern wohnenden Protestanten ist die regelmäßige Ausübung des evangelisch-reformirten Gottesdienstes bewilligt, jedoch ohne Belästigung des Staates. 2) Das Ernennungsrecht des reformirten Pfarrers steht der Regierung zu. 3) Zur Ausübung dieses Gottesdienstes wird die Kapelle im eidgenössischen Kanzleygebäude angewiesen. 4) Die weiteren Bestimmungen zur Einrichtung dieses Gottesdienstes behält sich die Regierung vor. (vgl. Vorr. S. VII.) Jetzt lag den Evangelischen ob, sich der nöthigen *ökonomischen Hilfsmittel* zur Ausführung ihres Wunsches zu versichern. Dazu trugen die in und bey Luzern wohnenden evangelischen Haushaltungen durch Unterschriften zusammen, und die evangelischen und paritätischen Stände der Schweiz bewilligten, ohne Ausnahme eines einzigen, für die nächsten zehn Jahre bestimmte jährliche Zuschüsse. Bey diesem Anlaß (sagt der Vf. S. VIII der Vorr.) erfuhr die Gemeinde auch die unerwartete und großmüthige Theilnahme Sr. Majestät des Königs von Preußen, indem er geruhete, auch an diesen jährlichen Unterstützungen Theil zu nehmen, und überdies der Gemeinde einen großen silbernen Kelch zu schenken mit der Aufschrift: Friedrich Wilhelm III. 2ter August 1826. Von ihm sagt einer unserer ehrtesten Landesväter: „Unsere Tage erkennen als einen mächtigen Beschützer des evangelischen Glaubens den erhabenen Fürsten, der als offener Beförderer des Protestantismus auftritt, der die Feuerprobe des Schicksals überstanden, durch Muth im Unglück, durch Rechtlichkeit und Biedersinn im Glück die Achtung der Welt erworben, den unser Vaterland gern als Verbündeter, dankbar als Freund ehrt.“ Doch wäre die Freude der Evangelischen über den bisherigen glücklichen Fortgang ihres wichtigen Unternehmens fast wieder vereitelt worden: denn es langten verschiedene Gegenvorstellungen von *geistlicher und weltlicher Seite* bey dem täglichen Rathe ein; diefer aber wies sie als unbegründet zurück, und bestimmte unterm 22sten Christmonat die weiteren Einrichtungen, unter welchen der bewilligte Gottesdienst ausgeübt werden sollte. Der Vf. versichert (vgl. Vorr. S. IX), es seyen dieß die ähnlichen Bestimmungen, unter welchen auch der katholische Gottesdienst in den reformirten Kantonal-Hauptstädten gestattet wird; indessen möchten wir fast zweifeln, daß gleich die erste derselben auch zu diesen gehöre. Sie lautet nämlich: „die Ausübung des evang. reform. Gottesdienstes in der Stadt Luzern kann nur so lange Statt finden, als es der tägliche Rath für gut findet.“ Demnach hängt die Dauer desselben lediglich von dem Ermessen, von dem guten oder bösen Willen jenes Rathes ab, ist also auf keine Weise sicher verbürgt.

Das ist aber eine traurige Existenz, und man sollte nirgends eine christliche Gemeinde, welcher Confession sie auch sey, auf eine solche beschränken. Nun erst war die Sache so weit vorbereitet, um sie der nächsten Sitzung des großen Rathes zur Genehmigung vorzulegen. Sie fand gleich am 28sten Christmonat Statt, und hier wurde nun die den Evangelischen gewährte Erlaubniß in mehrstündiger Berathung von den Einen eben so eifrig bestritten, als von Andern fest und freymüthig gerechtfertigt. Erst am folgenden Tage wurde beschlossen: 1) Dem täglichen Rathe sey in der von ihm bewilligten Ausübung des evang. reform. Gottesdienstes in der Hauptstadt Luzern genaue und strenge Aufsicht empfohlen. 2) Soll es bey dem durch den Regierungsbeschluss vom 22sten dieses Monats bedingten und beschränkten Privatgottesdienst sein gänzliches Verbleiben haben, und dieser in Zukunft, ohne Vorwissen und ohne Bewilligung der höchsten souverainen Landesbehörde, nicht die mindeste Erweiterung erhalten können. — Man sieht es diesem Beschlusse an, daß er einer starken Opposition abgedrungen wurde; denn er zeigt auch nicht die leiseste Spur echt-christlicher Duldung, wie sie der aufgeklärte, fromme Sinn evangelischer Landeshoheiten so oft gegen Katholiken bewährt hat. Doch, wie dem sey, die Hauptsache war durchgesetzt, und so wählte nun der tägliche Rath (am 3ten Januar 1827) den gegenwärtigen Pfarrer auf Vorschlag der evangelischen Vororte Zürich und Bern. Von ihnen ging auch die von der Regierung zu Luzern genehmigte *Pastoralpflichtordnung* für den Pfarrer und die Vorsteher aus. Nachdem diese letztern von der Gemeinde gewählt, der Pfarrer ins Gelübde genommen, die Einrichtung der Kapelle vollendet, wurde der Gottesdienst am heiligen Osterfeste (15ten April) eröffnet, der Pfarrer vom Oberamtmanne Hartmann der Gemeinde vorgestellt u. s. w., und ihm zugleich die feyerlichste Zusicherung gegeben, „daß er bey jeder Vorfällenheit oder Gelegenheit, wo er hochobrigkeitlichen Schutzes, oder Unterstützung in der anvertrauten Amtsführung, oder zur Handhabung der zugesicherten Wohlthat der freyen Ausübung seines Cultus zu bedürfen glaube, auf die *Kraft und Macht einer Hohen Regierung getrost sich verlassen dürfe*.“ Möge der Pfarrer nie veranlaßt seyn, von dieser erfreulichen und ermuthigenden Versicherung Gebrauch machen zu müssen; und wenn er es müßte, auch bey einer Hohen Regierung finden, was sie ihm durch eins ihrer ehrwürdigen Organe öffentlich und feyerlich zugesichert hat! Zürich und Bern, später auch Basel, gaben der Gemeinde noch besondere Zeichen brüderlichen Wohlwollens; die Bibelgesellschaft der letztern Stadt sandte ihr ein Geschenk von Bibeln u. s. w. zu. Wir erwähnen dieß nur, um eine Angelegenheit des Vfs. zu berichtigen, welche die evange-

lische Christenheit Deutschlands besonders interessirt. S. XIII der Vorr. lesen wir: „Wie sehr waren Alle überrascht, bey diesem Anlasse (der Austheilung jener Bibeln am Pfingstmontage) zu erfahren, daß — ein Nachkomme des großen Luthers durch seinen jüngern Sohn, Gotthold Luther aus Dresden, der sich als Tischler in Luzern aufhielt, in ihrer Mitte sey, und die Gabe mit empfing, woran sein verehrter Ahnherr so großen Theil hat.“ Hat jener junge Mann sich wirklich für einen Nachkommen Luthers gehalten, was wir kaum glauben können, so ist er im Irrthume: denn die männliche Nachkommenschaft Luthers ist mit *Martin Gottlob Luther*, der 1759 als Rechtsconsulent in Dresden starb, bereits erloschen. Entfernte, arme Verwandte seines Namens leben noch, und es ist seit der Feyer des letzten Reformationstages 1817 für das Fortkommen einiger Jünglinge unter ihnen in Preußen auf eine ihren Fähigkeiten und Neigungen entsprechende Weise gesorgt worden. — Der Vf. beschließt diesen Abschnitt seiner Schrift mit den Worten. „Nun hat die Gemeinde schon ihr erstes Jahr mit Frieden vollbracht, und in dieser Zeit vielfältige Ursache gehabt, das fortdauernde Wohlwollen der Regierung, die sich so christlich als väterlich gegen sie benommen hat, dankbar anzuerkennen, und sich des brüderlichen Vernehmens mit den katholischen Einwohnern Luzerns überhaupt zu erfreuen.“ Möge der Herr sie ferner so sichtbar schützen und segnen!

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

ERLANGEN, b. Heyder: *Die Buckeliade*, epischer Schwank für Erlanger Zeitgenossen aus den Jahren 1820 bis 1823. 1829. 124 S. 8. (20 Gr.)

Wenn dieser sogenannte Schwank, als Manuscript für Freunde, gedruckt und unter die Zeitgenossen der Hochschule Erlangen, deren auf dem Titel gedacht worden ist; und die vielleicht bey den meisten der hier geschilderten Ereignisse thätig oder theilnehmend waren, gratis herumgegeben worden wäre; so fände er in dieser bescheidenen Handlungsweise eine Art von Entschuldigung: so aber ist er dem Publicum als ein poetisches Erzeugniß, welches seiner Aufmerksamkeit würdig seyn soll, vorgelegt worden, und da ist es die Pflicht der Kritik, über ein von einem so durchaus niedrigen und bedeutungslosen Standpunkt ausgehendes Produkt auch öffentlich den Stab zu brechen. Bier, Schlägereyen, Duell, Dirnen, Kneipen und Burschenstreiche, die nur den Charakter des Aberwitzes, aber keinen Anflug von Humor oder auch nur von wahrhaft heittrer Laune in sich tragen, sind die Elemente, in denen die Muse des Vfs. sich bewegt. Wir können ihm keinen bessern Rath geben, als den, das Incognito des M. Reimlein, unter welchem er sich klüglich verbirgt, nie abzulegen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1830.

BIBLISCHE LITERATUR.

LUZERN, b. Meyer: *Johannis erster Brief, erklärt und angewendet in Predigten*, gehalten — — von K. Rickli u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Ankauf eines Gottesackers für die Gemeinde, wozu Se. Majestät der König von Preussen ihr wiederum 300 Rthlr. schenkte, und die völlige Einrichtung desselben erforderten mehr, als die Gemeinde zu leisten vermochte. Der Vf. beschloß also, sie durch Ansammlung und Herausgabe vorliegender Schrift dabey zu unterstützen, und wie das Subscribentenverzeichniß beweist, hat er seine edle Absicht erreicht; aber uns will bedünken, daß dies noch in ungleich höherem Grade hätte geschehen müssen, wenn das benachbarte Deutschland allgemein zur Theilnahme an der Subscription wäre aufgefordert worden. Zwar sind 846 Exemplare nach dem Subscribentenverzeichnisse abgesetzt; aber davon kommen nur 174 auf das Ausland, und diese mit Ausnahme von 8 alle auf die Stadt *Carlsruhe*. Außer dieser finden sich nur noch die Städte *Leipzig*, *Nürnberg*, *Wien* im Verzeichnisse; also aus Preussen, dem größten protestantischen Lande Deutschlands, keine einzige. Es thut uns wahrlich sehr leid, daß der Vf., wir wissen nicht warum? — es versäumt hat, auf geeignetem Wege eine größere Anzahl Subscribenten im Auslande sammeln zu lassen. Sehr wahrscheinlich, daß sich dann der Ertrag so vermehrt hätte, um davon wenigstens den ersten Fonds zur Errichtung einer Schule zu erübrigen. An einer solchen fehlt es nämlich der Gemeinde noch ganz, und das ist um so schlimmer, da auch in der Nähe keine evangelische Schule sich findet; weshalb bisher die Kinder aus paritätischen Ehen, auch wo der Vater der evangelischen Kirche angehörte, bey dem Mangel an Unterrichtsmitteln, zur katholischen Kirche übergingen.

Wir gehen nun zur kurzen Beurtheilung der Schrift selbst über. Nachdem der Vf. über die *ursprünglichen Verhältnisse des Briefes*, über *Veranlassung*, *Zweck* und *Inhalt* desselben das Nöthige mitgetheilt, folgt eine *Uebersetzung* davon, welche zugleich den Gedankengang des Briefes angiebt. Der Vf. hat diesen so eigenthümlich aufgefalist, daß wir nicht umhin können, unsre Leser davon in Kenntniß zu setzen. *Eingang*. Zuverlässigkeit und

Reinheit der apostolischen Verkündigung (Kap. 1, 1—4). *Erster Theil*. Hauptrichtung des Christenthums und der daraus folgenden Grundwahrheiten (Kap. 1, 5. — 2, 11). *Hauptrichtung des Christenthums* (1, 5); Erste Grundwahrheit: *Gemeinschaft mit dem Vater* (1, 6. 7); Zweyte Grundwahrheit: *in dem Sohne* (1, 8. — 2, 2); Dritte Grundwahrheit: *durch die Heiligung* (2, 3—4), und hier wieder a) im *Allgemeinen* (2, 4—7), und b) *nähere Bestimmung derselben als Liebe* (2, 7—11). *Zweyter Theil*. Ermahnungen, die sich auf jene Grundwahrheiten beziehen (Kap. 2, 11. — 3, 22). *Uebergang* (2, 13—14). Erste Ermahnung: *bleibet im Vater!* (2, 15—17); Zweyte Ermahnung: *bleibet im Sohne!* (2, 18—27); Dritte Ermahnung: *bleibet in der Heiligung!* (2, 21. — 3, 22); a) von der Heiligung überhaupt (3, 1—10); b) von der Aeußerung derselben als *Bruderliebe* (3, 10—22). (Diese letzte Unterabtheilung ist nicht in der Uebersetzung angezeigt; wir haben sie aber aus der vierzehnten Predigt, S. 208 supplirt.) *Dritter Theil*. Im Glauben an Christus und in der Bruderliebe, den beiden Grundpfeilern des Christenthums, A) besteht die einzig wahre *Gottesgemeinschaft*, B) wie sie denn auch beide auf den festesten Zeugnissen Gottes beruhen (Kap. 3, 23. — 5, 12). *Uebergang* und *Inhalt* des 5ten Theils (3, 23. 24). A) *Die wahre Gottesgemeinschaft besteht*: a) im Glauben an Christus (4, 1—6), b) in der Bruderliebe (4, 7—13). B) *Glaube und Liebe sind aber auch Gottes Gebot*, a) nach dem historischen Zeugniß (4, 14—16), b) nach dem innern Zeugniß, 1) *Liebe* (4, 17. — 5—4), 2) *Glaube* (5, 5—12). *Schluss*. *Der Gläubigen völlige Freudigkeit zu Gott und ihr fester Grund* (5, 13—21). Man muß dem Vf. danken, daß er uns mit so großer Kunst und Genauigkeit den Gedankengang dieses herrlichen Briefes vor Augen gestellt; aber wenn man auch im Allgemeinen ihn als richtig gelten zu lassen geneigt ist: so läßt sich doch schwerlich verkennen, daß Johannes selbst ihn nicht so fest gehalten hat, als man nach dem vorstehenden Schema vermuthen sollte, und daß der Vf. zu weit gegangen ist, wenn er, was in den Predigten öfters geschieht, sich nachzuweisen bemüht, der Apostel habe auch da voll Absicht geschrieben, wo er offenbar abschweift, und um nur Ein Beyspiel der Art anzuführen, einen Gedanken anticipirt; vgl. die Worte Kap. 1, 7: „das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde.“ Der *Predigten* sind 26. Der Vf. hat sie nicht ganz so gehalten, sondern für den Druck theil-

Dd

theilweise weiter ausgeführt. Es sind eigentlich lauter *Homilien* und zwar der freyeren Art; denn obgleich sie hier ein bestimmtes Thema zur Aufschrift haben, so fehlt diesem doch öfters die Einheit, (z. B. 2te Pred. K. 1, 5 — 7. Haupttrichtung des Christenthums und das Wesen wahrer Gottesgemeinschaft; 7te Pred. K. 2, 12 — 17. Uebersicht des ersten und 2ten Theiles dieser apost. Zuschrift, und Ermahnung zur wahren Gottesliebe,) und sodann tritt es eben so oft in der Predigt selbst nicht deutlich und stark genug als Hauptgedanke hervor; weil der Vf. jede Annäherung an die synthetische Predigtmethode verschmäht hat. Er sagt selbst in der 1sten Pred. S. 26, daß er diese Schrift *vollständig erklären und anwenden wolle*, und bezeichnet dies ganz richtig als die Predigtweise der *ersten Väter der Kirche*. Daß er sie den jetzt gewöhnlichen vorzieht, hat er mit manchen Theologen unserer Zeit gemein; aber theils sind dies meist keine praktische, theils machen sie höhere Anforderungen an die Homilie. Doch damit soll diesen Predigten nicht das Erbauliche abgesprochen werden; im Gegentheil enthalten sie dessen sehr viel, so wie denn überhaupt der Vf. in echt christlichem Geiste, einfach und würdig, kräftig und lichtvoll spricht und sich von den Hauptgebrechen unserer neuesten homiletischen Schule ganz frey erhalten hat. Eine nähere Anzeige der einzelnen Predigten und die Aushebung einiger Stellen, erlaubt der Raum nicht. Wir dürfen aber versichern, daß der Mann von Fach sie nicht mit geringerem Interesse lesen wird, als der Erbauung suchende Christ; und daß für erstern auch der auf dem Titel bezeichnete *Anhang*, welcher auf 48 Seiten eine *kurze wissenschaftliche Rechtfertigung der eigenthümlichen Auffassung des ganzen Zusammenhanges und einzelner Stellen* enthält, nicht ohne Bedeutung ist. Der Vf. zeigt in demselben schöne exegetische Kenntnisse, und somit auch von dieser Seite sich als einen würdigen evangelischen Geistlichen, von dem wir mit aufrichtiger Hochachtung und mit dem Wunsche scheiden, er möge noch lange zum Segen seiner Gemeinde wirken!

STRAFRECHT.

Gressen, b. Hoyer: *Actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen*, von Anselm Ritter von Feuerbach, Staatsrath und Präsidenten. Zweyter Band. 1829. Vlu. 697 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Auch der vorliegende zweyte Band dieses ausgezeichneten Werks steht dem ersten an Interesse manigfacher Art nicht nach; er zeichnet sich aber noch vor jenem dadurch aus, daß die Behandlung der mitgetheilten Fälle sich hier in freyern Grenzen bewegt als dort. Der Vf. bemerkt es selbst, in der Vorrede, daß drey in den gegenwärtigen Band aufgenommene Darstellungen insgesamt freywillige, durch keinen äußern Beruf auferlegte, auf kein Geschäftsbedürfnis berechnete Arbeiten glücklicher Mufestunden sind. Durch beengende Rücksichten, amt-

licher Berufszwecke nicht beschränkt, war es ihm daher gestattet, jeden Fall, so wie derselbe ihn auf irgend eine Weise anzog, sogleich aus einem freyen Standpunkte aufzufassen, ihn entweder nur von der Seite oder von allen den Seiten zu betrachten, wo er für einen höhern Zweck Neues und Bedeutendes darbot, und dann auch immer diejenige Darstellungsart für ihn zu wählen, welche entweder dessen eigenthümlicher Charakter zu fordern, oder die am tauglichsten schien, die Ideen, Begriffe, Lehrsätze u. s. w., welche sich in ihm gleichsam versinnlicht oder verkörpert darstellten, in das beste Licht zu setzen und solchergestalt vieles Allgemeine und Besondere zur klaren Anschauung und bestimmten Anerkennung zu bringen. Welchen höhern Zweck aber der Vf. beabsichtigt habe, darüber äußert er sich in der Vorrede mit folgenden Andeutungen: „Da in diesem zweyten Bande theils zufällig, theils absichtlich manches zusammenkommt was nach verschiedenen Richtungen hier, wider mancherley hartnäckige Meinungen und Vorstellungsweisen, Arten und Unarten ziemlich unsanft anstößt; so hofft der Vf. dieses Mal von mehreren Seiten wenig Dank zu verdienen, eben hierin aber, mindestens zum Theil, die Probe des Gelingens und eine erfreuliche Belohnung seiner Mühe zu finden. Manche Aeufserungen müssen dem Freunde des Wahren erwünschter seyn, wie mancher Beyfall kränkender als der bitterste Tadel.“ Das Werk selbst ergibt, daß der Vf. hierbey vorzüglich die ungehörliche Einmischung der Gerichtsärzte bey Criminaluntersuchungen, in Bezug auf die Imputationsfähigkeit der Verbrecher, die Kritik ihrer Gutachten in Bezug auf die jetzt so gangbaren Hypothesen über Gemüthskrankheiten, so wie manche schwache Seite des bestehenden bairischen Strafgesetzbuchs und dergl. im Auge gehabt hat. Rec. wird es sich vorzüglich zur Aufgabe machen, bey Darlegung des Inhalts dieses zweyten Bandes, auf jenen höhern Zweck des Vfs. hinzudeuten. Folgende Fälle sind in demselben enthalten: I. *Georg Wachs, oder die Verführung des Augenblicks*. Ein 19jähriger Zimmerlehrling, der sich bey einem Schuster seine Stiefeln ausbessern läßt, wird, durch eine plötzlich aufsteigende Begierde nach dessen an der Wand neben ihm hängenden Taschenuhr, hingerissen, nicht allein den Schuster, sondern auch die, ihm bey seinem beabsichtigten Weggehen aus dem Hause, mit seiner Beute, hinter einander entgegenkommenden Kinder des Ermordeten, und dessen Frau zu erschlagen; ein Fall, in psychologischer Hinsicht sehr wichtig. Was sich uns an diesem Menschen vor allem aufdringt, ist das entsetzliche Beyspiel eines plötzlich aufwachenden Gelüstes, das, in raschen Uebergängen zur Begierde gesteigert, wie ein Strudel das Gemüth ergreift, und dieses unaufhaltsam mit sich in die Tiefe hinunterreißt. In dem ganzen Thun dieses Menschen, so weit es noch allein gegen den Schuster gerichtet ist, offenbart sich zugleich auf das seltsamste die ganze verblendende und bethörende Gewalt.

walt der Leidenschaften. Alles, was dieser Verbrecher denkt, will und thut, ist als Mittel auf seine Absichten bezogen, so thöricht und albern, daß man es kindisch nennen möchte, wenn es nicht so furchtbar grausam geendigt hätte. — II. *Fartuffe als Mörder*. Schon früher mitgetheilt in *Mitzig's* Zeitschrift für die Criminalrechtspflege. Bd. II. S. 407 fgg. Der Priester Riembauer, ein Heuchler sonder Gleichen, ermordet seine erste Concubine, weil diese ihn mit gerichtlicher Alimentenklage in Bezug auf das mit ihm erzeugte Kind bedroht, und gesteht diese Mordthat erst nach langem Leugnen. Aus der meisterhaften Darstellung dieses Falls möge nur zweyerley ausgehoben werden. Alle Verirrungen der Zärtlichkeit, die sich dieser Priester so vielfach hatte zu Schulden kommen lassen, waren, seiner Ueberzeugung nach, nicht seine Sünden, sondern die Sünden des Cölibats, und seine Philosophie und theologische Moral lieferte ihm eine ganze Reihe der triftigsten Beweise dafür, daß er in Erzeugung unehelicher Kinder, als wodurch er zur Erweiterung des Reichs Gottes wesentlich beitrage, nicht nur nichts Sträfliches, sondern sogar Lößliches, dem Himmel Wohlgefälliges begehe. „Ich überlegte, dieses sind meine eigenen Worte, 1) daß es nach der Vernunft nicht unerlaubt scheinen könne, ein Kind zu erzeugen; denn eine vernünftige Creatur, die ewig dauern soll, hervorzubringen, ist etwas Gutes. Dadurch wird der Mensch auf eine sonderbare Weise Gottes Bild, daß er mit ihm zur Hervorbringung eines Menschen beiträgt, wie der heil. Clemens von Alexandrien sagt; 2) Auch wider Gottes Anordnung kann es nicht seyn, weil dadurch die Zahl der Auserwählten einen Zuwachs erhält; 3) Auch wider die Kirche nicht, wenn anders dieser Mensch zu einem rechtschaffenen Christen gebildet wird; 4) Auch wider den Staat nicht; sofern ein solches Mitglied zu einem guten Staatsbürger und treuen Unterthan erzogen, und die betheiligte Mutter nicht verlassen wird.“ So mögen manche Geistliche über diejenigen Sünden und zum Theil Verbrechen denken, welche allein dem erzwungenen Cölibat zu Schuld gerechnet werden können; aber, was am gräßlichsten ist, Riembauer fand zur Begehung seines Verbrechens nicht allein den Rath, sondern auch die Ueberzeugung, daß der von ihm begangene Mord christlich moralisch erlaubt sey, in einem *cum permissu superiorum* gedruckten Werke, welches noch jetzt an vielen Orten als beliebtes Handbuch einem guten Theil der jungen und alten Geistlichkeit dient. „Meine Ehre, mein Stand, mein öffentlicher Credit, sagt der Verbrecher, alles, was mir heilig und theuer seyn mußte, war durch die Ankunft der C. (seiner Concubine) in Oberlauterbach (wo er als Priester stand) bedroht. Ich dachte nun: was thust du, wenn sie dennoch kömmt? da fiel mir der Grundsatz des Pater Benedict Statler in dessen *Ethica christiana* ein, nach welchem es erlaubt ist, einem Andern das Leben zu nehmen, wenn man seine eigene Ehre und seinen guten Ruf nicht an-

ders zu retten vermag; denn die Ehre ist ein noch höheres Gut, als das Leben, und gegen denjenigen, der unsere Ehre angreift, muß uns ein gleiches Recht der Nothwehr zustehen, wie gegen einen Räuber. Ich dachte nun über diesen Grundsatz nach, welchen auch früher der Professor St. uns jungen Geistlichen in seinen Lectionen explicirt hatte, fand ihn ganz auf mein Verhältniß passend, und machte mir ein *dictamen practicum* daraus,“ u. s. w. Durch wörtliche Aushebung des §. 1889. 1891. 1893. aus dieser *Ethica christiana* des Jesuiten Statler, welche 1789 erschienen ist, zeigt der Vf. nicht allein, daß in jenem Buche ausdrücklich jener Grundsatz gelehrt ist, sondern auch, daß überhaupt nichts so schändlich und gröblich ist, wofür nicht in P. Statler's christlicher Ethik die Rechtfertigung zu finden wäre. Für Bücher solcher Art hatten die Sorbonne und das Parlement zu Paris einen Henker und einen Scheiterhaufen; in Deutschland wurden sie *cum permissu superiorum* gedruckt; und dienen noch als Handbuch für junge Geistliche! — III. *Johann Paul Forster, der zweyfache Raubmörder*. Auch als Beytrag zu der Lehre vom Beweis aus Anzeigungen. Am 11. Sept. 1820 fand man zu Nürnberg, einen Mehlhändler, Bäumler, und dessen Dienstmagd, im Hause erschlagen. Es ergab sich, daß der Mord des Abends vorher, kurz vor 10 Uhr verübt war, während die Magd, um weißes Brod zu holen, ausgeschiedt war; daß in einer sehr kurzen Zwischenzeit der Bäumler durch Schläge auf den Kopf getödtet, und die Magd gleich bey ihrem Eintritt in das Haus ebenfalls durch gewaltsame Schläge auf den Kopf umgebracht war. Dabey war eine bedeutende Summe Geldes entwandt. Forster wurde, ungeachtet seines Leugnens, durch Indicienbeweis überführt, und des Raubmords für schuldig erkannt; er entging jedoch der Todesstrafe, weil der Art. 330. des Strafgesetzbuchs verordnet, daß, wenn der Angeschuldigte der That bloß durch das Zusammen treffen der Anzeigungen überwiesen sey, derselbe zu jeder peinlichen Strafe, selbst zur Kettenstrafe, die Todesstrafe allein ausgenommen, verurtheilt werden könne. Hiebey bemerkt der Vf.: „Es gehört auch dieser Artikel, wie so vieles andere im bayerischen Strafgesetzbuche, wie z. B. die ganze Ausscheidung der Verbrechen von den Vergehen, wie so manche hoch hinaufgeschraubte Strafbestimmung, wie das, nach unsern unvorgreiflichen Ansichten, allen Rechtsprincipien widersprechende Schärfsinnrecht des Richters zweyter Instanz — durchaus nicht dem Redacteur des Gesetzbuchs, sondern den majoribus der verschiedenen Commissionen, vor welchen jener Redacteur über sein Werk Vortrag zu erstatten, und wobey er nur Eine Stimme hatte.“ Dann aber macht er dem Art. den Vorwurf der Inconsequenz, da die Art. des Beweises doch unmöglich die rechtlichen Folgen einer dadurch erwiesenen, nach Gesetz und Richterspruch als erwiesen angenommenen, rechtlichen Voraussetzung aufheben oder verändern kann; so wie er denselben auch einer zweyten

ten Inconsequenz dethalb beschuldigt, daß außer der Todesstrafe nun auch nicht die Kettenstrafe, oder der bürgerliche Tod ausgenommen sey. Die Kettenstrafe, bemerkt er, vernichtet nach Art. 7. das ganze bürgerliche Daseyn des Menschen auf ewig, wie die Todesstrafe dessen physisches; sie nimmt bürgerliche, eheliche und väterliche Rechte, Ehre, Vermögen, Freyheit, Alles, nur nicht das leibliche Leben. Ein Beweis der Schuld, welcher für sicher genug geachtet wird, um darauf diese Kettenstrafe zu erkennen, muß auch wohl stark genug seyn für die eigentliche Todesstrafe, fährt er fort; ist er aber nicht dieses, so reicht er eben so wenig zu für jene; die Gefahr des Irrthums ist in dem einen, wie dem andern Falle gleich groß, aus dem bürgerlichen Tode giebt es eben so wenig ein Wiederaufstehn zum bürgerlichen Daseyn, als ein Mittel der Wiederbelebung für den Enthaupteten; das bairische Gesetz kennt kein Rechtsmittel, kraft dessen der bürgerlich todte Kettensträfling von Rechts wegen wieder in den vorigen Zustand zurück versetzt werden könnte; und wie sollte dieses auch möglich seyn? Soll der bey Leibes Leben Beerbte sein Vermögen von seinen Erben wieder zurückfordern, oder, wenn jenes vielleicht schon längst unter hundert Händen sich zerstreute, aus allen Ecken wieder zusammenlesen dürfen? und die Gattin, deren Ehe durch den bürgerlichen Tod ihres Gatten von Rechts wegen aufgelöst war, kann sie der aus dem bürgerlichen Tod erstandene Kettensträfling wieder zurückfordern, wenn sie unterdessen in zweyter rechtmäßiger Ehe lebt? Mit einem Worte, schließt der Vf., der Tod, gleichviel ob bürgerlicher oder leiblicher, ist Tod; unter Voraussetzungen, wo es der Staat für bedenklich hält, den einen zu verhängen, sollte er sich auch ein Gewissen machen, den andern zuzulassen.

Rec. kann dem Tadel des Vfs., mit welchem er den Art. 330. belegt, nicht billigen. Er verkennt die Inconsequenz desselben nicht, hält sie aber für äußerst lobenswerth, da eine starre Consequenz sowohl in Gesetzbüchern als im Leben zu den größten Ungerechtigkeiten führt. Aeufserste Consequenz in Durchführung eines Principis mag den Denker schmeicheln; in einem Strafgesetzbuche — deren niemals eines ganz vollkommen seyn und allen Anforderungen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit entsprechen wird, ist sie am unrechten Orte, wie jeder Geschäftsmann weiß, und der Vf., selbst ein ausgezeichnete Geschäftsmann, wissen muß. Jeder Indicienbeweis ist schlüpfrig, und gesetzliche Voraussetzungen, unter welchen aus Indicien ein voller Beweis angenommen werden soll, sind in so weit immer ungerecht, wenn der Staat nicht dafür sorgt, daß bey der Trüglichkeit, die diesem Beweise, seiner Natur nach, immer beywohnt, das auf jene

Annahme zu erkennende Strafabel, möglicher Weise auf den Fall daß sich wirklich die Trüglichkeit im concreten Falle zu Tage legt, zurückgenommen werden könne. Mit Recht ist daher die Todesstrafe, das einzige nicht wieder zurücknehmende Strafabel, von dem auf den Grund eines Indicienbeweises zu erkennenden ausgenommen worden. Auch die gefürzte zweyte Inconsequenz möchte, als eine solche, nicht anzunehmen seyn; durch Begnadigung wird der bürgerliche Tod wenigstens zurückgenommen werden können, und, wenn es gleich nicht möglich seyn wird, auch alle Folgen desselben zu beseitigen, so beweiset dieses nur, daß der bürgerliche Tod ein ganz unangemessenes und aus der bairischen Strafgesetzgebung zu verbannendes Strafabel ist. Rec. bezieht sich in dieser Hinsicht auf dasjenige, was er über die Unzweckmäßigkeit des bürgerlichen Todes, bey Gelegenheit der Beurtheilung des v. Strombeck'schen Entwurfs, erst kürzlich in diesen Blättern bemerkt hat. — Auch in psychologischer Hinsicht ist dieser Criminalfall beachtungswerth. Auszüge aus seiner eigenen, im Strafarbeitshause niedergeschriebenen Lebensbeschreibung werden mitgetheilt. Sie ist ein wahrer Sammelkasten von stehenden Romanenphrasen, empfindelnden Sentenzen und idyllischen Bildern, welche in dem Munde eines solchen Ungeheuers Ekel und Grausen erregen. Dieser Tigermensch, der mit seiner noch von frischem Blute des Bäumlers rauchenden Hand ein schönes unschuldiges Mädchen grausam schlachten konnte, spricht hier von „den abgeschiedenen Seelen, die mit den Lebenden in steter geistiger Berührung bleiben“ — von dem „Säuseln des Abendwindes und den schmelzenden Accorden der Sinne, welche nach seinem Tode seiner geliebten Margarethe (seiner Beyschläferin) sagen würden, daß sein Geist ihr nahe sey“ — von seinem Namen „welcher verhallen werde, wie der Nachklang der Gesänge der Liebe in dem Schatten der Gräber.“ u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

CONSTANZ, b. W. Wallis: *Nikodemus*. Eine Erzählung von J. H. v. Wessenberg. 1929. 103 S. 12. (12 gGr. gebunden mit Goldschnitt.)

Die Tendenz dieser in die Zeiten der christlichen Kirche unter Julian versetzten Begebenheit, ist, zu zeigen: wie ein auf Gründe sich stützender Glaube den Versuchungen mehr Kraft entgegenstelle, als ein bloßer Gefühls Glaube. Nebenbey wird der Charakter des Nikodemus gegen die Beschuldigung in Schutz genommen, als ob in ihm Menschenfurcht vorherrschend gewesen sey. Das Ganze lieset sich angenehm und wird zur Erreichung der Wünsche des ehrwürdigen Vfs. sicher beytragen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1830.

STRAFRECHT.

GIessen, b. Heyer: *Actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen*, von Anselm Ritter von Feuerbach — — Zweyter Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

IV. *Johann Holzinger, aus Liebe und Eifersucht erst Todtschläger, dann Mörder und Selbstmörder.* Holzinger lebte nach dem Tode seiner ersten Frau mit deren Schwester im vertrautesten Umgange. Seine Verheirathung, die er verlangte, schlug letztere aus, und beredete ihn zu einer Ehe mit einer viel ältern Frau. Am Hochzeitstage mit derselben schnitt er aus Eifersucht seiner Schwägerin den Hals ab. Die Sache wurde in das Gebiet der Seelenkunde gezogen, und so wurde nur unvollkommene Impunität ausgemittelt, und der Verbrecher zu 8 Jahre Zuchthaus verurtheilt. Hier entlassen, faßte er eine Neigung zu der 20jährigen Tochter einer Wirthin, die er aber nicht heirathen konnte, weil sie arm war. In der Hoffnung, mit ihr seinen Umgang fortsetzen zu können, suchte er nach dem Tode seiner zweyten Frau eine reiche Parthie, und verlobte sich wiederum mit einer ältern Frauenperson, welche jedoch ihm den Umgang mit der jüngern Geliebten verbot. Am Tage seines Aufgebots veranstaltete er eine Zusammenkunft mit letzterer; erschoss sie, und erhängte sich selbst. Dieser Fall hat dem Vf. die Veranlassung gegeben, die großen Fehlgriffe nachzuweisen, welche sich die Aerzte bey Beurtheilung der Triebfedern der Verbrechen so häufig zu Schulden kommen lassen. Die medicinische Facultät kommt dem Verbrecher zu Hülfe, lautet die Ueberschrift des §. 8, und der Vf. zeigt mit schlagenden Gründen, wie in dem Gutachten derselben aus Möglichkeiten die Wahrscheinlichkeit gefolgert, und diese zu einer Gewissheit potenziert würden, um die berüchtigte *amentia occulta subitanea* des Verbrechers nachzuweisen. Mit Recht bemerkt der Vf.: „Aus einer möglichen krankhaften Hirnaffection, aus einer möglichen krankhaften Zornwuth, aus einem möglichen in Wuth ausgebrochenen Erbstück von *melancholia hypochondriaca* und aus einer möglichen *mania occulta* noch obendrein, kommt niemals auch nur eine halbe Gewissheit darüber heraus, daß von allen diesen Stücken ein einziges wirklich vorhanden gewesen sey, zumal wenn der klare Beweis, daß der Verbrecher aus verbrecherischen Antrieben, mit Verstand und Bewußtseyn gehandelt habe, in seiner That selbst schon gegeben, vorliegt.“ — V. Ludwig Steiner, *Mörder aus Rechthaberey und Rachsucht.* Der Schuhmacher Steiner, der wegen Injurien zur Abbitte verurtheilt war, und, ob er gleich dieses Erkenntniß durch alle höhere Instanzen vergeblich aufheben zu lassen versucht hatte, glaubte sich von dem Magistrate ungerechter Weise unterdrückt zu seyn; und richtet seinen Haß besonders gegen den Magistrathsrath E., den er für seinen Hauptgegner hielt. Diesem zufällig begegnend, erschoss er denselben am hellen Tage. Auch ihm kam die medicinische Facultät zu Hülfe, um ihn für einen partiell Wahnsinnigen zu erklären, so daß er, statt der wohlverdienten Todesstrafe, mit Zuchthaus auf unbestimmte Zeit belegt wurde. Die That selbst, wie sie übereinstimmend mit andern Beweisen und bewiesenen Umständen eingestanden war, erscheint als eine, bey vollkommenem Selbstbewußtseyn, mit klarer Einsicht in die Beschaffenheit der That und ihrer verbrecherischen strafwürdigen Eigenschaft beabsichtigte Tödtung, zu welcher der Entschluß bereits seit Jahren gefaßt, einige Jahre lang gehegt und genährt, seit einigen Monaten durch Rüstung mit den dazu dienlichen Waffen vorbereitet, und deren nächste Triebfeder nichts anders als die Rachsucht war, die in dem Tode des Feindes ihre Befriedigung suchte und fand. Wer über das Wesen der juridischen Zurechnung mit sich im Reinen ist, wird nun wohl nicht begreifen, wie hier noch irgend etwas fehlen konnte, um diesem Menschen seine That als besonnene überlegte Tödtung zuzurechnen und ihn folglich der durch Mord verdienten Strafe zu unterwerfen. Allein, bemerkt der Vf., seit die Aerzte im Gebiete der Rechtswissenschaft sich in der Kunst üben, aus gescheiten Leuten gutachtlich Narren zu machen, giebt es selten einen Verbrecher, wäre er auch nach sonnenklarem Rechte der Gerechtigkeit verfallen, dessen moralisch-juridischen Leiden die Medicin nicht mit einem heilenden Vorrath psychischer Krankheiten beyzuspringen wenigstens versuchte; diese ärztliche Hülfe konnte denn auch nicht fehlen, sich an unserm rechthaberischen, aus Rechthaberey rachsuchtigen, aus Rachsucht blutdürstigen, übrigens wakkern, ehrlichen, dabey von Natur reizbaren, durch sein Gewerbe zu hypochondrischer Grübeleey gestimm-

E e

stimm-

stimmten Schuster geltend zu machen. Meisterhaft ist dabey die Entwicklung des Gemüthszustandes des Verbrechers, und höchst gelungen die Schilderung des *muthwilligen Querulanten*, einer Klasse von Menschen, mit welcher Geschäftsmänner Bekanntschaft zu machen so oft Gelegenheit haben. Jene Rechthaberey, die in der Leidenschaft besteht, vermöge welcher ein Mensch sein vermeintliches oder wirkliches Recht über alle Schranken hinaus hartnäckig geltend zu machen versucht, ist es, welche alle Orten eine mehr oder minder zahlreiche Menschenklasse hervorbringt, die den Staatsbehörden, besonders den höhern und höchsten, überlästig ist. In diesen Menschen steht die Ueberzeugung unaustilgbar fest, daß sie Recht haben, daß sie, ihrer Meinung gemäß, auch Recht bekommen müssen, und daß sie so lange nicht ruhen dürfen, bis ihnen dieses Recht geworden ist. Daß etwas anderes Recht seyn könne, als sie es sich denken, geht über ihre Vorstellung, und, weil sie jedem zumuthen, daß ihm ihr Recht eben so klar seyn müsse, wie ihnen selbst, so erscheint ihnen alles, was nicht, ihrer Ueberzeugung gemäß gethan oder gesprochen wird, als ein offenes, handgreifliches, absichtliches Unrecht. Der Richter hat ihnen entweder aus Haß ihr Recht abgesprochen, oder, er war vom Gegentheil bestochen, oder es sind Protocolle untergeschlagen oder verfälscht, oder es ist ihr Vorbringen oder der Zeugen Aussage entweder gar nicht oder nicht gehörig aufgeschrieben worden, kurz, es ist mit ihrer Sache nicht richtig zugegangen, weil sie doch sonst offenbar ihren Anspruch hätten durchsetzen müssen. Ein anderes Ende ihres Strebens kennen sie nicht, außer den endlichen Sieg. Gäbe es 100 Instanzen, sie würden alle 100 durchlaufen, und Hab und Gut und, wenn es möglich wäre, eine sechsfach verlängerte Lebenszeit daran setzen; und würden, von der höchsten Instanz abgewiesen, doch immer wieder von der untersten anfangen, um denselben Weg von neuem zurück zu machen. Rechtskraft ist für sie ein unverständliches Wort, und Belehrungen über die Unmöglichkeit, ihrem Begehren zu entsprechen, gelten ihnen nur als Beweise des Unverständes oder des bösen Willens desjenigen, der sie zurecht zu weisen sucht. Ihr Proceß ist schon vor 10 oder 20 Jahren rechtskräftig entschieden; seitdem aber erscheinen sie vielleicht eben so viel Mal oder noch mehrere Male, als seitdem Jahre verflossen sind, bey allen Behörden, und verlangen, daß ihre Sache, wie sie sich ausdrücken, untersucht und doch endlich einmal entschieden werde; denn, was nicht nach ihrem Sinne entschieden ist, das ist noch gar nicht entschieden. Da diese Menschen von der fixen Idee beherrscht werden, daß ihnen bößlich Unrecht geschehe, so erscheinen ihnen Alle, die mit ihrer Sache zu thun haben, vom Commissario bis zum Urtheilsfasser, vom Präsidenten bis herab zu dem letzten Amtsboten, als ihre Widersacher, gegen welche sehr leicht ihr Haß und, in dessen Gefolge, die

Rachsucht entbrennt, welche, je nach Verschiedenheit der Gemüthsart und der Gewalt der Leidenschaft, entweder nur in Schmähungen, bösen Nachreden, Verläumdungen und lägenhaften Beschuldigungen, oder auch in Gewaltdrohungen, Thätlichkeiten und Verbrechen verschiedener Art sich Luft zu machen sucht. — Ein auffallendes Beyspiel eines solchen muthwilligen Querulanten hat noch neuerlich *Elvers* in seiner allgemeinen juristischen Zeitung, Jahrg. 1828, mitgetheilt, welches nachgesehen zu werden verdient. Beachtungswerth ist die von dem VI. S. 355 gelegentlich gegebene Notiz über die dem bairischen Strafgesetzbuche beygegebenen officiellen Anmerkungen: „daß der Redacteur des Strafgesetzbuchs,“ bemerkt er, „an den Anmerkungen zu denselben, ganz und gar unschuldig ist, auch in diesen Anmerkungen — die übrigens nur da nichts bemerken, wo es einer Anmerkung wohl bedurft hätte — eine Menge Dinge stehen, von welchen weder dem Redacteur, noch den Commissionen etwas geträumt hat, und von welchen eben so wenig die amtlichen Protocolle das allermindeste wissen, oder andeuten, dieses alles ist, zwar noch nicht in seinen Ursachen, doch sonst bekannt genug.“ Und dennoch ist diesen Anmerkungen *Gesetzeskraft* beygelegt! — VI. *Katharine Maier, Raubmörderin und vorsätzliche Brandstifterin, beides angeblich nur aus Leichtsin.* — VII. *Der Raubmörder Rauschmeier, oder der verrätherische Ring.* Dieser Mensch, in dem russischen Feldzuge verwildert, wohnte bey einer 53jährigen Wittwe, welche er, da er baares Geld bey ihr vermuthete, durch Eindrückung des Kehlkopfs erwürgte, und um die That zu verheimlichen, den Leichnam derselben zerstückte, den Kopf in den Leichkanal warf, die Glieder aber auf dem Boden verbarg, wo sie einige Wochen nachher gefunden, und dadurch das Verbrechen entdeckt wurde. Ein messingener Ring, welchen Rauschmeier am Finger getragen, aber bey dem Zerstückten des Leichnams sich unbewußt abgestreift hatte, blieb im Einbüg des linken Ellbogens der Ermordeten stecken, und führte die Ueberweisung des Thäters herbey. Was diesen Fall vorzüglich dem Richter interessant macht und ihn Vorsicht lehrt, ist folgender Umstand. Mit Rauschmeier zugleich wohnte ein Drechslergeselle, Steiner, bey der Wittwe, und so wurde er mit in die Untersuchung verflochten. Hierdurch erschreckt, und um sich von dem Verdachte einer Theilnahme — der er durchaus nicht schuldig befunden wurde — zu reinigen, erfand er eine gänzlich erlogene Geschichte, wie Rauschmeier die Wittwe auf dem Boden ermordet habe, wie ihm Blut durch die Decke auf die Nase getropft sey, wie er den Rauschmeier darüber zu Rede gesetzt, dieser die That gegen ihn gestanden, aber ihn zu ermorden gedroht habe, wenn er nicht schweige u. s. w. Begreiflicher Weise verwickelte er sich in unlösliche Widersprüche, und als ihm diese vorgehalten wurden, legte er folgendes merkwür-

würdige Geständniß ab: „Ja, ich bin halt ein wahrer Ochs, und sage gar viel daher, was nicht wahr ist. Ich muß wirklich um Verzeihung bitten, daß ich so viel gelogen habe. *Ich habe mir halt denkt*, der Kamerad *könnte* die Hausfrau umgebracht haben, und auf mich hat man den Verdacht, obgleich ich ganz unschuldig bin. Da hab ich nun allerley daher gesagt, was mir eingefallen ist, um meinen Verdacht gegen den Kameraden zu bestärken und Sie von meiner Unschuld zu überzeugen. Aber alles, was ich Ihnen von dem Tröpfeln des Bluts auf meine Nase, von einem Fallen- und Rutschen-Hören, von meinen Reden gegen den Rauschmeier, von seinen Drohungen und dergleichen gesagt habe: alles ist *erlogen*. Gehört und gesehen habe ich gar nichts; aber *vermuthet* habe ich freylich, daß die Hausfrau umgebracht worden sey, daß sie auf dem kleinen Boden liegen möge, und daß sie von Rauschmeier umgebracht worden. Da habe ich mir nun *gedenkt*, wie alles *gegangen seyn könnte*, und, wie ich mir es halt *gedenkt* habe, so hab ich es Ihnen erzählt. Wie mir nur alles so eingefallen ist! Bald hätte ich selbst alles geglaubt. Verzeihen Sie halt meiner Dummheit; ich bin eben ein Ochs und ein Esel und ein Stier. Sieh! sieh! wie dumm! jetzt erst merke ich, daß ich durch meine eigenen Angaben recht hineingeritten habe. Ich hoffe aber doch, es schadet mir nichts, weil ich der Hausfrau nichts gethan habe. Ich habe geglaubt, *ich erweise dem Gericht einen Gefallen*, wenn ich das gegen Rauschmeier sage, was ich mir eingebildet habe; weil ich ihn halt noch immer für schuldig halte!“ — VIII. *Jacob Thalreuter, oder Jugendbosheit und Greisen-einfalt*. In juristischer Hinsicht nicht interessant; doch gewährt der Fall eine angenehme Lectüre. Unbegreiflich bleibt immer die Einfalt der alten Pflegältern, welche diesem jungen Bösewicht nicht auf die Spur kommen, sondern sich durch dessen Lüge, daß er der Sohn eines Fürsten sey, in der Maasse täuschen ließen, daß derselbe ihr ganzes Hab und Gut vergeudete. — IX. *Die Bekenntnisse*. Unter dieser Rubrik theilt der Vf. eine Menge sehr zu beherzigender Bemerkungen über die Beweiskraft der Bekenntnisse mit; Bemerkungen, denen fünf einzelne Fälle gleichsam zur Folie dienen. In dem einen bekennet ein Raubmörder, zweymal von der Instanz entbunden, im Besserungshause sein Verbrechen und ward zum Tode verurtheilt; in dem zweyten versucht ein Züchtling den Mord seines Mitgefangenen und bekennet sich fälschlich zu mehreren Halsverbrechen, um dem Zuchthause zu entgehen; in dem dritten zieht ein gewisser *Utting* ein Gericht durch erlogene Bekenntnisse mit einer wehläufigen Untersuchung auf; in dem vierten giebt sich ein gewisser *Pfeifer* fälschlich eine Brandstiftung schuld, um in einen andern Strafort versetzt zu werden; in dem fünften endlich bekennet ein Verbrecher, nach freywilliger Selbstanklage, in widersprechenden erlogenen Bekenntnissen einen

Muttermord. Alle Bekenntnisse haben darin ihren Entstehungsgrund, daß der Bekennende durch seine Aussage entweder einer gegenwärtigen Unannehmlichkeit auszuweichen, oder einen künftigen Nachtheil von sich abzuwenden, oder irgend einen gegenwärtigen oder zukünftigen Vorthell (dieses Wort im weitesten Umfange genommen) dadurch zu erlangen sucht. Aber der Eine findet seinen Vorthell bey einer ihm gefährlichen Wahrheit, der Andere bey einer ihm gefährlichen oder verderblichen Lüge. Wenn der wirklich Schuldige das Bekenntniß seiner Schuld ablegt, so wird er in der Regel dazu bestimmt, entweder durch die *Reue*, welche, obgleich aus übersinnlichen Quellen, der Religion oder dem Gewissen entsprungen, in den Kreis der Sinnlichkeit in so fern eintritt, als sie dem Menschen eine Pein verursacht, welcher zu entgehen, er seine That zu bekennen, sich gedrungen fühlt; oder aus *Mangel an Kräften des Widerstandes* gegen die Mittel, welche der Untersuchungsrichter wider ihn geltend macht, um ihn durch die Wahrheit zu überführen. Scham vor sich selbst oder dem Richter, dem er nicht länger als dummer oder unverschämter Lügner gegenüber stehen mag; die Pein, sich mit Lügnerfindungen abzumarten, von denen er besorgt, daß sie ihm zuletzt doch nicht durchhelfen werden; der Gedanke, daß er durch zweckloses Leugnen seine Lage verschlimmern, durch aufrichtiges Bekennen dieselbe wenigstens einigermaßen verbessern könne: dieses sind gewöhnlich die Beweggründe, die seinen Mund zum Geständniß öffnen. Viele bekennen die Wahrheit ferner, bloß um der *fortwährenden Ungewißheit* ihres Schicksals, welche oft quälender ist, als die schrecklichste Gewißheit, so bald als möglich, los zu werden; noch andere aus *stumpfsinniger Trägheit*, welche, um die Folgen unbekümmert, eine Sache gern verloren giebt, nur um der gegenwärtigen Unannehmlichkeit entbunden zu seyn, dieselbe mit Mühe vertheidigen zu müssen. Diese sind, außer einer fast unerschöpflichen Menge anderer, nur die vorzüglichsten sinnlichen Antriebe zum Bekennen, und zwar *meistentheils* zu einem Bekennen der *Wahrheit*. Doch aber nur *meistentheils*; denn sie können nach Umständen eben so leicht einen Menschen bestimmen, sich durch Scheinbekenntnisse eine Schuld aufzulügen, deren er sich nicht bewußt ist. Wer, durch die ihm vorgehaltenen Verdachtsgründe sich so leicht bedrängt fühlt, daß er sie und ein verurtheilendes Erkenntniß abzuwenden verzweifelt, kann sich, obgleich unschuldig, schuldig bekennen, nur um nicht durch vergebliches Leugnen sich seine Gefangenschaft oder die Qual der Ungewißheit über den Ausgang seiner Sache zu verlängern. Die geistige Trägheit, zumal, wenn sie mit Schüchternheit zusammentrifft, hat schon Manchen bewogen, dem Untersuchungsrichter sich schuldig zu bekennen. Die Reue selbst kann schwärmerisch ausschweifend durch Lügenbekenntnisse täuschen, wenn sie die

bär-

bürgerliche Strafe für das Begangene zu gering findet im Verhältniß zur Größe des sittlichen Verschuldens, und, um dieses desto vollständiger abzubüßen, entweder die wirklich begangene That übertreibt, oder neben dieser, noch andere, gar nicht verschuldete Handlungen bekennt. Die vielen andern besondern Beweggründe, welche einen Menschen zu Ablegung bloßer Scheinbekenntnisse bestimmen können, und der Erfahrung gemäß schon oft bestimmt haben, sind in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit ganz unerschöpflich. Sie beschränken sich keinesweges auf die Beyspiele von Lebensmüden, welche sich ein Halsverbrechen auflagen, um durch Henkershand zu sterben, oder von Schwärmern, die sich den Himmel zu verdienen meinen, wenn sie durch ein erlogenes Geständniß die Gerechtigkeit zu einem Werkzeuge für ihren Selbstmord mißbrauchen. Ein aus dem Strafort entlassener Sträfling, dem die Entehrung alle Aussicht auf redlichen Unterhalt genommen, giebt sich als Verbrecher an, um in einem Arbeits- oder Zuchthause seine ehrliche Versorgung zu finden. Ein Niederträchtiger bedarf einer Strafe, oder einer seine Ehre befleckenden Untersuchung, um sich dadurch dem Soldatenstande oder der Last eines Ehrendienstes zu entziehen. Der Ruhmsüchtige bekennt sich zum Mitgliede eines hochverrätherischen Ordens, um als wichtiger Mann Aufsehen zu erregen. Der Eine giebt sich ein Verbrechen Schuld, das er nicht begangen, um der Strafe eines andern zu entgehen, das er wirklich verübt hat; der andere legt ein Bekenntniß ab, bloß um sich dem Richter gefällig zu machen und dadurch eine bessere Behandlung im Gefängnisse zu erlangen. Mancher Gefangene klagt sich fälschlich eines an einem entfernten Orte begangenen schweren Verbrechens an, entweder um seinen Untersuchungsrichter zu wechseln, oder einen andern, ihm erträglicher dünkenden Verwahrungsort zu erlangen, oder um einem Verbrecher nahe zu kommen, dem er nützliche Winke zu geben hat, oder um aus dem Transporte Gelegenheit zur Flucht zu erhalten u. s. w. Von den Fällen nicht zu reden, wo entweder Gemüthsverstimmung, oder harte Gefangenschaft, oder die Qual der Langeweile eines einsamen Gefängnisses, oder wohl gar geheime Mißhandlungen, hinterlistige Versprechungen u. s. w. zu falschen Bekenntnissen Anlaß geben. — Mehrere Bekenner der letzten Gattung stellte das Arbeitshaus auf der Plassenburg, über welches der Vf. S. 461 sehr interessante Notizen liefert. Dieses wurde im Jahre 1817 nach der Idee eines auf ernste Besserung berechneten, strengen Buß- oder Pönitentiar-Systems eingerichtet. Alle Büßer wur-

den, übrigens in gehörige Klassen vertheilt, ununterbrochen zu angestrengter Thätigkeit angehalten; jeder hatte täglich die ihm zugemessene Arbeit auf das pünktlichste zu liefern und durfte sich von der ihm hiezu angewiesenen Stelle, ohne besondere Erlaubniß, unter keinem Vorwande auch nur einen Augenblick entfernen. In der alles, bis auf das Kleinste, regelmäsig und mit unerbittlicher Strenge gehandhabten Hausordnung gehörte als erstes Grundgesetz das Gebot des unverbrüchlichen *Schweigens*, welches bey der Arbeit, wie bey den Feyerstunden, bey Tag wie bey Nacht, besonders von den Büßern der letzten Klasse, welche keinen, auch nicht den unschuldigsten, Gedanken anders, als mittelst Dolmetschung ihres Aufsehers, durch Laute kund geben durften, bey unachtsichtlicher empfindlicher Leibesstrafe beobachtet werden mußte. Durch eine hinreichende Anzahl wohlvertheilter Wächter war dafür gesorgt, daß der Gefangene in all seinem Thun und Lassen, bey Tag und bey Nacht beobachtet wurde, und auch nicht der allgeringste Schritt über die engezogene Linie der Hausordnung, der Strafe entgehen konnte. Die disciplinarische Strenge dieses Hauses machte dasselbe zum Gegenstande allgemeiner Furcht für das rohe Gesindel. Das ununterbrochene Arbeiten, die ewige Gleichförmigkeit einer auf das engste begrenzten Lebensregel, die überall lauernde lauschende Aufsicht, die selbst aus bloßer Unachtsamkeit so leicht zu verwirkenden empfindlicher Leibesstrafen, vor allem aber, wie von den meisten Büßern versichert wurde, der furchtbare Rann, welcher die Zangen fesselte und den Mund verschloß, wurde von den Büßern als eine Marter empfunden, wogegen ihnen jede andere Strafe als Wohlthat erschien. Daher wurde dieser Ort des Schweigens bald zu einem Hause der Bekenntnisse.

(Der Beschlufs folgt.)

NEUE AUFLAGE.

CHAU, b. Dalp: *Neuer Tugendspiegel, oder Anekdoten und Charakterzüge aus dem Jugendleben denkwürdiger Personen alter und neuer Zeit, mit einer Auswahl verwandter Dichtungen.* Zunächst in Bürgerschulen zum Vorlesen, oder auch neben der Schule zur Unterhaltung, Belehrung, Nachahmung und Warnung bestimmt von Johann Friedrich Franz, evangel. Pfarrer zu Mogelsberg im Canton St. Gallen. Zweyts vermehrte Auflage. Mit 2 Kupfern. 1830. X u. 390 S. 8. (geh. 14 gGr.) (Siehe die Recension in den Ergänz. Bl. 1828. Nr. 42.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1830.

STRAFRECHT.

GLIESSEN, b. Heyer: *Actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen, von Anselm Ritter v. Feuerbach u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was der Einsicht und der Kunst des gewandtesten Untersuchungsrichters sich beharrlich versagt, was Jahre lang gegen allen Verdacht in das Geheimniß der verschwiegenen Brust sich zu verstecken gewußt hatte, wurde hier auf ein Mal mit zuvorkommender Bereitwilligkeit freywillig entgegengebracht. Mancher gestand sein Verbrechen, weil ihn die Macht seines Gewissens überwältigte; mehrere aber bekannten, was sie wußten und nicht wußten, was sie gethan oder auch nicht gethan hatten, bloß um diesem polizeylichen La Trappe zu entkommen, entweder, weil sie die ihnen bevorstehende verdiente Strafe, verglichen mit ihren strengen Bußübungen, als ein minderes Uebel fürchteten, oder weil sie auf ihrer Reise von der Plassenburg nach dem Orte des Untersuchungsgerichts ihren Wächtern zu entspringen hofften. Bey manchen mochte auch wohl der bloße Drang, einmal wieder nach Herzenslust zu reden und so dem quälenden Bedürfnis nach menschlicher Gedankenmittheilung Luft zu machen, auf die Ablegung solcher Geständnisse nicht geringen Einfluß äußern. Insbesondere waren es Weibspersonen, die unter den Ursachen, warum ihnen die Plassenburg eine Hölle gewesen, welcher zu entgehen sie das Bekenntniß nicht begangener Verbrechen abgelegt, gewöhnlich das unerträgliche Gesetz des Stillschweigens obenan stellten. — Durch solche freywillige Bekenntnisse und Selbstanklagen hatten sich seit 1817 bis 1825 nicht weniger denn 290 Büßende als Mörder, Räuber, Brandstifter u. s. w. den Gerichten überliefert. Allein nur die bey weitem geringere Zahl wurde schuldig befunden, die meisten nahmen entweder ihre auf der Plassenburg abgelegten Bekenntnisse vor ihrem Untersuchungsgerichte wieder zurück, oder es wurden diese Geständnisse entweder als ganz unwahr, oder nicht gehörig begründet erfunden. — X. *Der unbekannte Mörder, oder die Justiz in der Irre.* Erzählung eines Mordes, wo es nicht gelang den Thäter zu entdecken. — XI. *Moritz Rosenthal. Ein Beytrag zur Beantwortung der Frage: was müssen die Zeugen mit* Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

ihren eigenen Sinnen beobachtet haben, um eine That Sache unmittelbar zu beweisen? In der Gaststube eines Städtchens entstand Streit zwischen einem gewissen Mühling und dem Juden Rosenthal. Letzterer schalt den erstern, worauf dieser entrüstet hinter seinem Tische, wo er saß, hervordrang, mit starken Schritten auf Rosenthal zuing, aber in dem Augenblicke, als er ihm nahe gekommen war, wieder zurücktrat und, seine Hand auf die Brust haltend, unter dem Ausruf: „er hat mich gestochen!“ auf der Stelle todt zur Erde niederstürzte. Der Jude hielt noch das Messer in der Hand, das ihm von einigen der Anwesenden, die augenblicklich über ihn herfielen, abgenommen ward. Alles dieses war das Werk weniger Minuten. Die Wunde wurde von den Gerichtsärzten als eine unmittelbar tödtliche angesehen; das dem Juden abgenommene Messer entsprach genau der Größe und Beschaffenheit der Wunde; zugleich erklärten die Gerichtsärzte, da das weder, besonders scharfe noch spitzige Messer dennoch durch mehrere Kleidungsstücke und durch einen Theil des Rippenknorpels in horizontaler Richtung über 3 Zoll tief in die Brust eingedrungen, so müsse mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, jene Wunde sey dem Getödteten durch einen kräftigen Stoß beygebracht worden. Der Jude bekannte zwar in seinen Verhören, daß die Wunde, an welcher Mühling gestorben, durch das Messer entstanden sey, welches er damals in seiner Hand gehabt habe; erkannte auch das ihm vorgezeigte, an der Spitze noch mit Blut befleckte Messer für das seinige. Allein er leugnete beharrlich jede Schuld, indem er dabey stehen blieb, zu behaupten, Mühling sey mit zwey geballten Fäusten auf ihn losgegangen, und zwar so rasch, daß, als er, Rosenthal, gerade sein Messer in die Höhe gehoben habe, sich in dieses gestochen habe, und mit den Worten: „ich habe mich gestochen“, umgekehrt sey. Ein Zeuge sagte aus, daß, wie M. nahe an den Juden gekommen sey, dieser schnell ein Messer aus der rechten Hosentasche gezogen und es dem M. so in die Brust gestossen habe, daß dieser sogleich mit der rechten Hand an die verwundete Stelle der linken Brust gelangt, sich mit dem Ausrufe: o weh! er hat mich gestochen! halb umgedreht habe und zu Boden gestürzt sey. Ich sah ganz deutlich, sagte er, daß der Jude, so weit sein Arm reichte, auf den M. hinstieß; ich sah auch, daß der Jude, sobald M. nur vom Tische auf-

aufstand, sogleich nach der rechten Hosentasche griff, und, als dieser auf ihn zuging, mit dem Messer ausholte. Ich rief: er zieht ein Messer! und in demselben Augenblick stieß auch der Jude mit seiner rechten Hand dem M. das Messer mit aller Kraft in die linke Brust. Dieses habe ich genau gesehen. Fünf Zeugen erzählten den ganzen Vorgang völlig übereinstimmend mit dem eben gedachten Zeugen; nur hatten sie nicht das Messer selbst in des Juden *Hand* gesehen, als er den Stoß führte, eben so wenig, als sie das *Eindringen* des Messers in des Getödteten Brust bemerkt hatten. In den Entscheidungsgründen des Urtheils erster Instanz wurde die Behauptung aufgestellt, dafs es an einem vollständigen Zeugenbeweise ermangele, weil eigentlich nur Ein Zeuge über die That selbst vollständig ausgesagt, indem dieser mit seinen eigenen Sinnen wahrgenommen, wie R. das Messer aus der Hosentasche gezogen, mit *diesem* Messer auf die Brust des M. gestofsen habe, und nun *dieses* Messer in die Brust eingedrungen sey. Die Aussage der andern Zeugen seyen aber nur als Indicien zu betrachten, da keiner von ihnen das Messer in der damit zustofsenden Hand und dessen durch diesen Stoß bewirktes Eindringen in die Brust gesehen habe, ihre Aussagen also nicht die Tödtung selbst, sondern nur solche Umstände zum Gegenstand gehabt habe, aus welchen eine solche Tödtung *geschlossen* werden könne. Das Raisonement des Urtheilssassers läfst sich daher auf den allgemeinen Satz zurückführen, eine verbrecherische Handlung werde nur dann *unmittelbar* durch Zeugenaussage bewiesen, wenn der Zeuge die ganze Handlung in allen ihren Bestandtheilen mit seinen äußern Sinnen, und zwar *blofs durch diese*, wahrgenommen habe, und dafs, wenn zu dem Verbrechen, aufser der Handlung selbst, noch ein bestimmter *Erfolg* derselben gehöre, der Zeuge nicht blofs die Handlung selbst, sondern auch den *ursachlichen Zusammenhang der Handlung mit ihrem Erfolg*, wenigstens dasjenige, was als die *nächste Ursache* den rechtswidrigen Erfolg hervorgebracht, in seinen Wirkungen auf diesen Erfolg, als äußere Erscheinung, mit eigenen Sinnen, *ganz rein durch sie*, beobachtet habe. Diesen zu wahren Absurditäten führenden Satz hat der Vf. von allen Seiten beleuchtet, und gezeigt, dafs er ganz und gar der Natur der menschlichen Erfahrungserkenntniß widerspreche; auch solches durch eine genaue Analyse mehrerer zu diesem Zwecke aufgestellten Beyspiele zu erläutern gesucht, die in jeder Hinsicht treffend sind. Die Gesetze, schließt der Vf. seine Abhandlung, fordern mit allem Rechte in strafrechtlichen Sachen, und wo es auf Verurtheilung ankommt, die vollkommenste Gewifsheit; aber sie verlangen — weil sie nichts Albernese wollen können — keine andere *Art* der Erkenntniß und Gewifsheit, als nach der Natur des menschlichen Geistes und der Beschaffenheit aller Erfahrungsgegenstände überhaupt zu erlangen möglich ist. Wenn sie daher unter andern zum Beweis einer Thatsache

oder Thathandlung durch Zeugen erfordern, *dafs derselbe unmittelbare Gegenstand ihrer eigenen Sinnesbeobachtung gewesen sey!* so heifst dieses — weil es der Natur menschlicher Erfahrungserkenntniße überhaupt widerspreche — nicht so viel, dafs die Zeugen *alle zur Gewifsheit von dem Daseyn jener Thatsache oder Thathandlung erforderliche Momente nur durch ihre eigenen Sinne müßten beobachtet haben*; sondern nicht mehr und nicht weniger, als: *sie sollen von dem zu beweisenden Erfahrungsgegenstände alles dasjenige mit ihren eigenen Sinnen erfahren haben, was nach der Natur menschlicher Erfahrungserkenntniße erforderlich ist, um dessen Daseyn als gewifs vorhanden annehmen zu können.* Der durch jene fünf Zeugen geführte Beweis war also nicht Indicienbeweis, sondern vollständiger Zeugenbeweis. — Den Beschluß macht: XII. *Jo hann Fürner, Beyspiel einer Tödtung in höchster Trunkenheit.* Ein sehr interessanter Fall, der aber in dem Buche selbst nachgelesen werden möge. Nur eine sehr zu beherzigende Bemerkung des Vf. möge hier ausgehoben werden. Es würde, heifst es, die Wissenschaft sehr gefördert werden, wenn man, statt nur von *Graden* der Trunkenheit zu sprechen, sich mehr bemühte, die besondern *Gattungen und Arten* des Rausches, nach Verschiedenheit seiner Wirkungen, erfahrungsmäßig aus einander zu scheiden und nebenbey die persönlichen (körperlichen und intellectuellen) Bedingungen, so viel möglich, zu erforschen, unter welcher er in dieser oder jener Gestalt sich darstellt. Die Zustände, in welchen die, die Zurechnung ausschließende Trunkenheit sich äußert, sind schon gar sehr der Art nach verschieden, indem sie entweder höchste Melancholie oder Sinnentäuschungen, oder vorübergehenden Wahnsinn, oder einen dem Blödsinn gleichkommenden Geisteszustand u. dgl. zur Folge hat. Der Vf. beobachtete einen Fall, wo ein Mensch, der weder vorher noch nachher als Nachtwandler sich gezeigt hatte, durch den Rausch, mitten in einer fröhlichen Gesellschaft, von einem förmlichen *Traumwachen* befallen wurde.

Möge der hochverdiente Vf. uns bald eine Fortsetzung dieses seines so lehrreichen Werkes geben!

ANTHROPOLOGIE.

LONDON: *Researches into the physical History of Mankind.* By James Cowles Prichard. 1826. II Voll. 8. I. 544 S. und 7 Taf. II. 523 S. u. 3 Taf.

Die *erste* Ausgabe dieser Schrift des vielseitig gelehrten Vfs. erschien 1813 in Einem Bande; die *zweyte* vorliegende ist als ein ganz neues, ungemein bereichertes Werk zu betrachten. Diese Bereicherungen betreffen in der That alle Abschnitte der gehaltvollen Schrift; vorzüglich hat aber der Vf. die Nachrichten über die physische Verschiedenheit der verschiedenen sowohl gegenwärtig die Erde bewohnen-

nenden, als untergegangenen Völker mit einem Fleiße und in einer Vollständigkeit zusammengestellt, wie es unsers Wissens bis jetzt noch in keiner Schrift geschehen ist; Rec. mußte daher sehr bedauern, daß er bey Abfassung seines Grundrisses der Anthropologie diese treffliche Schrift noch nicht benutzen konnte. Bey seinen antiquarischen, historischen und linguistischen Untersuchungen zeigt der Vf. eine Vielseitigkeit des Wissens, die man aus seinen übrigen Schriften (1. den Untersuchungen über ägyptische Mythologie; 2. dem trefflichen ersten Bande seiner Schrift über die Krankheiten des Nervensystems; 3. Geschichte des epidemischen Fiebers in Bristol) schon kennt. Wir glauben den Lesern dieser Blätter daher keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir sie durch eine kurze Uebersicht auf die Reichhaltigkeit dieses Abschnitts aufmerksam zu machen suchen.

Der Vf. hat es vorgezogen, die Bewohner der verschiedenen Welttheile nach ihrer geographischen Folge und nicht nach einer hypothetischen Eintheilung in Rassen und Stämme zu betrachten, weil er das letztere bey dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse etwas mißlich findet.

Den Anfang macht der Vf. mit den afrikanischen Nationen: er findet, daß man von diesen 3 Klassen unterscheiden könne, nämlich 1) solche, die in ihren physischen Eigenschaften den südeuropäischen Nationen gleichen, obgleich einige darunter sind, deren Hautfarbe fast schwarz ist; (nach den Nachrichten, die wir von neuern Reisenden erhielten, und nach mehreren zuverlässigen Abbildungen mußte man einsehen, daß manche schwarze Nationen zu der sogenannten kaukasischen Rasse gerechnet werden müssen; Rec. hat daher aus den, den Kaukasiern vorzüglich ähnlichen seinen Nubischen Stamm der kaukasischen Rasse gebildet, und dann in der Negerrasse noch 3 Branchen: 1. den Kaukasiern ähnelnde, 2. den Mongolen ähnelnde und in sie übergehende, 3. ganz eigentliche Neger unterschieden, in der Folge wird man aber sicher eben so viel Verschiedenheit, wie in der kaukasischen Rasse selbst kennen lernen; 2) rothe oder kupferfarbene Nationen; 3) wollhaarige, gewöhnlich sehr dunkle Nationen, worunter sich aber verhältnißmäßig sehr hell gefärbte Nationen befinden. - (Nach der Meinung des Rec. entscheidet das Wollhaar für sich allein auch nichts; z. B. die Joloffs haben nach *Goldberry* und *Mollien*, und dem Portrait, welches der letztere von seinem Führer giebt, bey ganz wolligem Haar und dunkelschwarzer Farbe eine sehr gute Bildung, ein schönes Profil. Die Th. I. S. 242 von dem Vf. gegebene Zusammenstellung spricht den Rec. überhaupt nicht an, wie wir denn überhaupt das größte Verdienst des Vfs. in dem fleißigen Sammeln der Quellen und der genauen Angabe derselben finden.) Die von dem Vf. betrachteten Nationen sind nun folgende: a) Ueberreste der alten Libyschen Rasse, der von den Karthagern und Römern, später den

Arabern nur theilweise besieigten *Mauri*, *Numidas*, *Getuli*; dahin rechnet der Vf. die *Barbers*, *Tuaries*, *Kolluvier*, *Hagara*, *Matkara*, *Tibbu* (vorzüglich nach *Horneman* und *Lyons*). b) Nationen am Senegal und Gambia: die *Yoloffs*, *Mandingos*, *Fulahs*, *Senawollies*, *Serreres*, nach *Goldberry*, *Park*, *Winterbottom*, *Mollien*. c) Nationen zwischen dem Gambia und der Goldküste: *Fellups*, *Papels*, *Bisagos*, *Biafares*, *Basares*, *Nalubes*, *Vybercoma*, *Quojas*, *Kroos*, *Quaquas*, nach den vorigen Beobachtern, *Barbot*, *Hutton*. d) Nationen an der Goldküste: die *Panti*, *Ashanti*, *Inta*; Völker um Acra nennt der Vf. zusammen die Inta-Rasse, nach *Bowdich*, *Sutton*, *Isert*, vorzüglich aber *Barbot*. (Rec. fand es bey mehreren hier genannten, in anderer Hinsicht hochverdienten Reisenden, wie leider bey den mehrsten, sehr gewagt, sich auf ihre Beschreibungen zu verlassen! Gar wenige Reisende geben zuverlässige Beschreibungen der Menschen! Ja hätten wir viele *Pallas*, *Denon*, *Péron*, *Chamisso* in dieser Beziehung, so wäre es mit unsrer Anthropologie besser bestellt. Abbildungen sind immer etwas zuverlässiger, wenngleich nur wahre Portraits ein richtiges Urtheil erlauben.) e) Nationen der Sklavenküste und von Benin: *Ardrah*, *Whida*, *Dahomeer*, *Mokos*, *Eboes*, nach *Dalzell*, *Edwards*. f) Die *Felata-Stämme* in Sudan bis Tombuctu; nach *Denham*, *Clapperton*. g) Bewohner von Tombuctu, *Burnu*, *Hausa*, *Bagermeh*. h) Die *Shilluk* u. s. w., nach *Burkhardt*, *Brown*. i) Die *Abyssinier*, *Aethiopen*. Es werden, wie bekannt, in Habesch unterschieden die *Galla*, *Shangalla*, *Barabra* und die den Kaukasiern ähnlichen *Amaaras*, dann die *Bedjas*, *Ababdes* und *Bisharein*, nach *Burkhardt*, *Denon*, *Belzoni*, *Bruce*, *Salt*. Sonderbar, daß der Vf. die Aehnlichkeit der Abyssinier oder Amaaras mit den Juden nicht erwähnt, um so mehr, da er das Portrait des unverkennbar jüden-ähnlichen Abbas Gregorius als Titelkupfer beygefügt hat. k) Die *Kopten*, nach *Denon*, *Ledyard*, *Belzoni*. Mit historisch antiquarischen Untersuchungen über die alten Aethiopen und Aegypter. l) *Hottentotten*, *Buschmänner*, nach *Burchell*, *Barrow*, *Lichtenstein*, *Cuvier* (*Campbell* und *Knox* erwähnt der Vf. nicht!). m) *Kaffern*. n) *Kongoer*, nach *Pigafetta*, *Tuckey*, *Smith*.

Von Afrika wendet sich der Vf. gleich nach Südindien, offenbar wegen den den Negern ähnlichen Papuas. Uebrigens rechnet der Vf. aber zu Südindien die sämtlichen Inseln von Afrika an, Madagaskar, Java, Celebes u. s. w. Die betrachteten Völker sind folgende: a) *Papuas*, die Untersuchungen von *Quoy*, *Gaimard*, *Lesson* waren dem Vf. noch unbekannt, es ist aber zu bedauern, daß derselbe auch nur *Choris Voyage pittoresque*, nicht *Kotzebue's* und *Chamisso's* Reise selbst benutzt hat (der Vf. ist sonst des Deutschen vollkommen kundig). b) *Haraforas*. c) *Neuholländer*, nach *Cook*, *Flinders*, *Collins* u. s. w. d) *Bewohner von van Diemensland*. Der Vf. vergleicht diese genannten Nationen mit

mit den Negern, und giebt nach *Horne, Lawrence* u. A. Beobachtungen die gefundenen Unterschiede an, ohne indessen die große Aehnlichkeit zu verkennen. e) *Bewohner der Ostereinsel*. f) *Naueseländer*, die der Vf. an die Otaheiter nach *Cook* anreihet, während *Léon Dufour* sie den Mongolen ähnlich findet; diesen, so wie die neuesten französischen Reisenden, kennt der Vf. nicht. Rec. reihte sie früher an die Harafurus an, allerdings zeigen aber die in neuern Zeiten häufiger nach Europa gekommenen Köpfe bedeutende Verschiedenheiten. g) *Otaheiter* u. s. w. h) *Tongaer*. i) *Marquesas-Insulaner*, nach *Mendana, Figueroa* und *Quiros*, die sie bekanntlich schon den Europäern ähnlich und schön fanden, die genauern Untersuchungen und Abbildungen von *Tilesius* und *Langsdorf* scheint der Vf. nicht zu kennen. k) *Sandwich-Insulaner*. Es ist dem Rec. in der That nicht wohl begreiflich, wie der Vf. nach den angeführten und zum Theil copirten Abbildungen von *Choris* die Sandwichinsulaner den Papuas so sehr ähnlich finden kann; die so bekannten Portraits der Regentenfamilie führt der Vf. nicht an. l) *Baumanns-Insulaner*. m) *Caroliner*. Auch bey diesen ist die so gewichtige Reise von *Kotzebue* nicht benutzt worden. In einem eigenen Kapitel spricht der Vf. von der Abstammung der Malayen, und weist nach, daß sie sich von den ostindischen Inseln, vorzüglich von Sumatra aus, ausgebreitet haben. (Die Engländer haben sie bekanntlich in der neuern Zeit von einer kleinern ostindischen Insel, als ursprünglicher Heimath, abgeleitet). Dem Rec. erscheint die ganze Geschichte der gewöhnlich sogenannten Malayen noch sehr dunkel. n) *Javanesen*, vorzüglich nach *Raffles*. Der Vf. erwähnt, daß die Javanesen einst sehr mächtig auf der einen Seite bis Madagaskar, auf der andern nach Amboina handelten und daß sie sich wohl in dieser Richtung ausbreiten konnten, sie selbst erhielten ihre Cultur aus Hindostan. o) Die zu verschiedenen Rassen gehörigen Bewohner *Sumatras*, vorzüglich nach *Marsden*. p) Bewohner von *Celebes*; q) von *Borneo*. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die größern Ostindischen Inseln alle von mehreren sehr verschiedenen Völkern bewohnt werden; von denen wieder mehrere offenbar Mischlinge sind; die vorhandenen zuverlässigen Abbildungen, so wie die nach Europa gekommenen Schädel beweisen dieses zu bestimmt. In einer Anzahl sehr schöner Schädel von Java, Sumatra, Ceylon, Madura, Madagaskar, die Rec. vor kurzer Zeit Gelegenheit hatte für eine anatomische Anstalt zu erwerben, fiel ihm von neuem auf, wie sich manche mehr der langgesichtigen oder Neger-Rasse, andere der breitgesichtigen oder Mongolischen Rasse näherten, alle aber (mit Ausnahme des Madagassen, der ganz Neger ist) diese Mischung der Charaktere der Mon-

golen- und Neger-Rasse darboten, die *Blumenbach* wieder zum Charakter seiner Malayischen Rasse macht, die aber schwerlich feste Charaktere hat, und in der gar zu verschiedenartige Völker vereinigt wurden und noch werden. r) *Bewohner der Philippinen*, nach *Le Gentil* und *Choris*. s) *Bewohner der Ladroneu*, t) *der Molucken*, u) *der nicobarrischen Inseln*, nach *Fontana* und *Colebrooke*; v) *der Andaman-Inseln*, w) *der Malediven*, x) *Madagaskars*, nach *Frury*, *Le Gentil* u. s. w. (*Kotzebue's* Darstellung der Bewohner von Radak finden wir nirgends erwähnt.)

Darauf läßt nun der Vf. Th. I. S. 491 die Geschichte der Indo-Europäischen Nationen folgen. Er läßt sich hier, wie schon die Uebersicht zeigt, sehr von Sprachverwandtschaft leiten, und hier möchten wir weniger dagegen einwenden, als in frühern Abschnitten, in denen auf Verwandtschaft von Sprachen oft gebaut wird, die höchst unvollkommen bekannt sind. Die Verwandtschaft der Sprachen giebt freylich oft treffliche Aufschlüsse über Verbreitung und Abstammung der Völker, aber wie oft hat sie auch schon zu grundlosen Hypothesen geführt! Wir können nicht umhin, auf die Aehnlichkeit der physischen Bildung ein viel größeres Gewicht zu legen, ob uns gleich die materiellen Formen, deren Untersuchung uns freylich am meisten beschäftigte, nicht so eingenommen haben, daß wir den Werth anderer Untersuchungsmittel verkennen sollten. Der Vf., der selbst das Sanscrit, so wie mehrere orientalische Sprachen zu kennen scheint (bey einem praktischen Arzte gewiß eine Seltenheit), ist übrigens mit den Untersuchungen von *Schlegel*, *Bopp* und *Klaproth* so wohl bekannt, wie mit denen seiner Landsleute.

(Der Beschlufs folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

GOtha und ERfurt, in der Hennings. Buchh.: Dr. *August Friedrich Hecker's*, weil. K. Preufs. Hofrathes u. Professors u. s. w., *praktische Arzneymittellehre*. Dritte Auflage, revidirt und mit den neuesten Entdeckungen bereichert, herausgegeben von Dr. *Johann Jacob Bernhardt*, Professor u. Medicinalrathe. Zweyter Theil.

Auch unter dem Titel:

Kunst die Krankheiten der Menschen zu heilen, nach den neuesten Verbesserungen in der Arzneywissenschaft. Von dem verstorb. Hofrath *Hecker*, weil. Professor in Berlin. *Vierter Theil*. Dritte, vermehrte u. verbesserte Auflage. 1830. 1084 S. gr. 8. (3 Rthlr. 12 gGr.) (Siehe die Recension des 1n u. 2n Bds. A. L. Z. 1808. Nr. 26 bis 28.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1830.

ANTHROPOLOGIE.

LONDON: *Researches into the physical History of Mankind.* By James Cowles Prichard etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. theilt die indo-europäischen Nationen in folgende Stämme: *Inder, Perser, Pelasger, Kelten, Germanen, Slaven*. a) Zu den *Indern* rechnet er alle Nationen, welche Dialekte des Sanscrit sprechen. Der Vf. folgt vorzüglich in seinen Ansichten den Deutschen, *Herder, Schlegel, Bopp*. Bey der Angabe der physischen Charaktere der Hindus sind wir aber so wenig befriedigt, als von andern Schriftstellern. Es ist bekannt, dass die verschiedenen Kasten sich in ihrer ganzen physischen Bildung von einander unterscheiden (dass sie wahrscheinlich aus verschiedenen Nationen hervorgingen), dass aber doch alle etwas Gemeinsames haben, was sie von andern Stämmen der kaukasischen Rasse unterscheidet. Eben so ist es bekannt, dass sich auch zwischen den Bewohnern verschiedener Gegenden bedeutende Verschiedenheiten zeigen; aber Rec. wenigstens hat sich vergebens nach einer genauern Angabe von diesen umgesehen. Wir besitzen zuverlässige Portraits von einigen Regentenhöfen Ostindiens, vielleicht von Braminen; aber im Uebrigen ist in den größten Prachtwerken offenbar mehr Aufmerksamkeit auf Kleidung, Abzeichen u. s. w. gewendet, als auf den Menschen. Wie leicht müßte es englischen Reisenden seyn, eine Anzahl guter Portraits von jeder Kaste und aus verschiedenen Gegenden Ostindiens zu liefern, da sich Künstler in Menge dort befinden, in der That auch schon in England selbst nicht wenige Portraits zerstreut vorhanden sind. Dagegen freut sich Rec. immer beym Beschauen von *Langlès Monumens* in den Ruinen von Ellore u. s. w. schon ganz die Formen der heutigen edlen Kasten dargestellt zu sehen, was dem Vf. entgangen zu seyn scheint. Die *Cingalesen* auf Ceylon rechnet der Vf. zu den *Indern*. Auch die *Ziguner* werden nach dem Vorgehen von *Pallas, Grollmann, Blumenbach* hierher gezogen; der Vf. verweist in dieser Beziehung vorzüglich auf *Bright's Travels in Hungary* und *Hogland's History of the Gipseys*. b) *Perser*. Wo die Rede von der Zendsprache ist, vermissen wir *Rask's* Untersuchungen, die aber wohl dem Vf. noch nicht

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

bekannt seyn konnten; dagegen kennt er *Grotefend, Bellino* über Keilschrift u. s. w. Der Vf. rechnet hierher die *Afghanen, Beluches, Bucharen, Kurden, Osseten* (vorzüglich nach *Klaproth*), die dem Rec. (der indessen *Elphinstone's* Abbildungen nicht für Portraits halten möchte, es ist offenbar der größte Fleiß auf Kleidung u. s. w. verwendet) zu verschiedenen von den *Parsis* und jetzigen *Persern* schienen, aus denen er daher seinen tatarischen Stamm bildete, obgleich eine Aehnlichkeit nicht geleugnet werden kann, und bekanntlich nach *Chardin* geglaubt wird, die häßlichen Gebern wären nur durch die circassischen Mädchen zu den heutigen *Persern* veredelt worden. c) Zu seinen *Pelasgern* rechnet der Vf. mehrere von den Alten beschriebene Völker Kleinasiens (*Lyder, Thracier*), dann die *griechischen Stämme, die Umbrer, Etrusker, Oenotrer, Ausonier, Siculer*. d) Trotz vielen Fleißes, den der Vf. aufgewandt hat, um Licht über seinen *keltischen Stamm*, als *Celtiberer, Ligurier, Bewohner von Sardinien und Corsika, Schotten, Pikten* u. s. w. in Spanien, Gallien, Oberitalien, Britannien zu verbreiten, bleiben uns doch manche Zweifel, und es ist Vieles sehr hypothetisch. Doch ist es uns angenehm aufgefallen, dass wir, indem wir *durchaus nur* auf die physische Bildung sehen, in unserm celtischen Stamm (Anthropologie S. 111) ziemlich dieselben Nationen zusammengestellt haben, die der Vf. auf den Grund historischer und linguistischer Untersuchungen zusammengestellt hat; aber wir fühlen auch, wie mancherley in jenem Stamme zusammengeworfen wurde, was in die übrigen viel natürlicheren Stämme nicht passen wollte! Wie vielfach sind aber diese Nationen auch gemischt! e) Der *germanische Stamm*. Der Vf. verweilt hier vorzüglich nur bey den Stammvölkern. Indessen hat dem Rec. dieser Stamm immer auch gegenwärtig noch vorzüglich gut begrenzt geschienen, nur in Bayern und Tyrol geht er in den keltischen über. f) *Slaven*. Auch hier verweilt der Vf. mit Vorliebe bey der Untersuchung der ältesten Abstammung. Die Kosacken mit dem Vf. zu den Slaven und also zu den Kaukasiern noch zu rechnen, können wir uns nicht entschließen, ob wir gleich ebenfalls anerkannt haben, dass sie den Uebergang von der mongolischen zu der kaukasischen Rasse bilden. Wir sind von der Betrachtung der physischen Eigenthümlichkeiten ausgegangen der Vf. folgt historischen Zeugnissen.

Gg

Im

Im folgenden Abschnitte betrachtet der Vf. die *westasiatischen Nationen*. Unter dem Namen West-Asien begreift er die westlich vom Tigris und vom kaspischen Meere liegenden Länder. a) *Semitische Nationen*, für welche der Vf. indessen die Benennung *syrische* vorziehen möchte. Er rechnet dahin die Juden, Araber, Chaldäer, Aramäer, Phöniciern, Mauren. Ausser bekannten ältern Quellen verweist der Vf. auf eine, wie es scheint, allerdings sehr treffende neuere Charakteristik der Araber an den Küsten Arabiens in *Fraser's* Reisen nach Khorasan, in Beziehung auf arabische Stämme in Afrika auf *Waddington* und *Burckhardt*; Rec. vermisst aber hier den Namen *Denon*, der in seinen Abbildungen den arabischen Charakter so schön aufgefaßt hat, und der überhaupt eine der zuverlässigsten Quellen für den Anthropologen bleibt. b) *Georgier* mit den Mingreliern, Lazen, vorzüglich nach *Klaproth*; *Eichwald's* kurze, aber beachtungswerthe Notizen (*Introductio in histor. nat. maris Caspii*. Casani 1824.) scheinen dem Vf. nicht bekannt zu seyn.

In dem folgenden Abschnitte handelt der Vf. von den Bewohnern von Ost-Asien, Nord-Asien und einigen östlichen Theilen Europa's. a) *Finnen* oder *Tschuden*, vorzüglich nach *Klaproth* und *Gatterer*. b) *Finnländer* und *Lappländer*. c) *Permier*, *Tscheremissen*; *Wotjaken* u. s. w. d) *Wogulen*, *Ostiaken*, *Ungarn*. Für die Stellung dieser letztern wollen uns weder die beygebrachten historischen Belege, noch die längst behauptete Sprachähnlichkeit hinreichend beweisend scheinen. Der Vf. giebt die physischen Charaktere nach *Dobrowsky*, v. Buch u. s. w. e) *Samojeden*, *Karakassen*, *Tungusen*, *Ostiaken*. f) *Mongolen*, *Kalmucken*, *Buräten*, nach *Pallas*. g) *Tartaren*, *Türken*. Tartaren schreibt der Vf. fort, ob ihm gleich die Bemerkungen *Klaproth's*, der Tataren schreibt und dem wir folgen, bekannt sind. Er rechnet hierher auch die *Nogay*, wogegen man nicht viel wird einwenden können, und die *Baschkiren*, die wir nun nach eigener Ansicht zu den Mongolen rechnen; aber bekanntlich rechnet sie ein berühmter deutscher Anatom, ebenfalls nach eigener Ansicht, auch nicht zu den Mongolen; freylich macht schon *Klaproth* darauf aufmerksam, daß kaum ein anderes Volk eine so große Verschiedenheit darbiete, als die *Baschkiren*. („Man sieht große, fette, magere mit türkischen, mongolischen und russischen Gesichtern. Die meisten sind ansehnlich, von starkem Gliederbau; nie sieht man blonde; alle aber haben kleine Augen.“) Mit Recht ohne Zweifel werden hierher gezogen *Turkmanen*, *Usbeken*, *Kirgisen*? *Jakuten*? Die letztern möchten schon zu den Mongolen zu zählen seyn; doch bildet der tatarische Stamm überhaupt den Uebergang von der kaukasischen zur mongolischen Rasse. — h) *Tungusen*, *Mantschu* nebst den Koreanern, Japanern, *Tschuktschen*, *Kamschadalen*, *Ainos*. — i) *Chinesen* nebst den *Bortanern*, *Tubetern* u. s. w.

Von den amerikanischen Rassen spricht der Vf. in dem letzten Buche. a) *Mexikaner*, vorzüglich nach v. *Humboldt*. Aus diesem Lande dürfen wir wohl bald noch viele Aufschlüsse erwarten. Rec. erhielt vor kurzer Zeit eine Anzahl Portraits aus Mexiko, darunter Eins von sogenannter heller Rasse (eine freylich sehr vage Benennung, die wir auf keine bestimmte Nation zu beziehen wagen), welches sich der kaukasischen Rasse wohl mehr nähert, als alle uns bis jetzt vorgekommenen amerikanischen (zuverlässigen) Portraits. b) *Nationen im nordwestlichen Amerika*, nach *Rosnov*, *Langsdorf*, *Kotzebue* u. s. w.; einige interessante neuere Nachrichten konnten dem Vf. noch nicht bekannt seyn. c) *Eskimos*. d) *Nationen im östlichen Theile von Nordamerika*, von denen wir erwarten könnten, genauere Nachrichten zu besitzen, aber leider haben die Nordamerikaner bis jetzt noch wenig genug gethan. e) *Nationen Südamerika's*.

Wir bedauern, daß uns die Grenzen einer Anzeige verbieten, auch den Inhalt der übrigen Abschnitte der Schrift anzugeben. Die beygegebenen Abbildungen aus bekannten Reisebeschreibungen sind treu. — Bey dem so allgemein gegenwärtigen wachsenden Interesse an diesen anthropologischen Untersuchungen wäre es gewiß ein dankenswerthes (und gewiß auch belohnendes) Unternehmen, eine Sammlung der vorhandenen besten Rassen-Portraits in Steindruck zu veranstalten. Wir besitzen einen schönen Anfang in Deutschland in der unter des trefflichen *Schinz* Leitung aus der *Brodtmann'schen* Officin hervorgegangenen verdienstlichen Sammlung, die nur erweitert werden dürfte, namentlich auch auf die verschiedenen Stämme der kaukasischen Rasse ausgedehnt, wo die Wahlen aus dem slavischen (*Poniatowski*) und französischen Stämme (*Mad. Georges*) recht glücklich und charakteristisch sind.

Heusinger.

PHILOSOPHIE.

STUTTGART, b. Gebr. Frankh: *Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften*, von *Karl v. Rotteck*, Großherzogl. Bad. Hofrath u. Prof., mehrerer gelehrten Gesellsch. Mitgliede. Erster Band. Allgemeine Einleitung in das Vernunftrecht. Natürliches Privatrecht. 1829. XXII u. 312 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Auch unter dem zweyten Titel:

Lehrbuch des natürlichen Privatrechts, von u. s. w.

Bey der systematischen Gestaltung einer Wissenschaft muß in unserer Zeit zunächst die Frage vorausgeschickt werden: ob der Vf. des Werkes zur *philosophischen*, oder zur *geschichtlichen* Schule gehört, oder ob er bey Wissenschaften, wo die *Vereinigung* von philosophischen und geschichtlichen Grundsätzen möglich ist (z. B. bey den meisten Staatswissenschaften), die Begründung der Wissenschaft

schaft nach diesem Maßstabe versuchte, und nicht vielleicht, wie Viele, bloß einem der beiden Extreme sich zuwandte. Das Princip des Fortschritts und das Princip der Stabilität sind, bey ihrer Anwendung auf das innere Leben der Staaten, die beiden Extreme, welche nur dadurch in ihrer Ueber- treibung vermieden werden können, daß man an das thatsächlich Bestehende, durch zeitgemäße Re- formen, das zu erstrebende Bessere anknüpft, ohne die veralteten und sich überlebten Formen mit Hartnäckigkeit bezubehalten, oder, im revolution- naren Sturme, auf den Trümmern alles Bestehen- den, — des Veralteten und des Bewährten, — ein völlig neues System aufzuführen, dem keine Ver- gangenheit zukommt.

Am nachtheiligsten ist aber der Kampf beider Extreme in Wissenschaften, die, wie das sogenannte *Naturrecht* (oder die *philosophische Rechtslehre*), durch die Anwendung der geschichtlichen Methode ihren eigenthümlichen Charakter, ihr Wesen selbst ver- lieren. Dessen ungeachtet bestehen beide Formen der Behandlung dieser Wissenschaft bereits seit Jahrhunderten neben einander. Denn während der große Pufendorf das Naturrecht, auf dem rein philo- sophischen Wege, auf das Princip der *Geselligkeit* gründete, spätere Forscher das *neminem laede*, und wieder andere (die Eudämonisten) das Princip der *Glückseligkeit* an die Spitze dieser Wissenschaft stellten, bis endlich, seit der weitem Verbreitung der kritischen Philosophie, die unbedingte Herr- schaft des Rechts als das Ideal dieser reinphiloso- phischen Wissenschaft ausgesprochen ward, — versuchten Andere die Begründung derselben auf dem *geschichtlichen* Wege. Dahin gehörten bereits die, welche, wie Nicolaus Hemming (1564), ein sogenanntes *jus divinum* aufstellten, und demselben den *Decalogus* als Unterlage gaben, wie die, welche von eipem sinnlich rohen Naturstande ausgingen, welcher durch den Eintritt in die Rechtsgesellschaft aufgehoben werden sollte. Die Männer der *geschichtlichen* Schule, deren Kreis, im strengern Sinne, mit Gundling anhebt, und deren jüngster Repräsentant Hugo mit seinen Schülern ist, bilde- ten das Naturrecht aus einer Mischung von mehr oder weniger positiven Rechtslehren, und so ent- stand und erhielt sich das, was das „*juristische Na- turrecht*“ im Gegensatze des philosophischen seyn soll. (Wie der Vf. des vorliegenden Werkes von Hugo und dessen Schule urtheilt, muß S. 80 — 83 nachgelesen werden.) Allein zum Heile der Wis- senschaft waren es, namentlich seit der mächtigen Umgestaltung der Philosophie durch Kant, nicht bloß Philosophen, sondern selbst gründlich gelehrte Juristen, welche die *philosophische Begründung des Naturrechts* versuchten. Kaum darf man deshalb an Hufeland, Schmalz, Feuerbach, Zachariä, Gros, Bauer, Dresch u. A., so wie an die Philosophen er- innern, welche, wie Jakob, Hoffbauer, Maafs, K. Chstn. Erh. Schmid, Heydenreich, Tieftrunk, Fichte, Pörschke, Stephani, Fries, Glo. Ernst Schulze, Krug,

Köppen, Eschenmayer, Bouterwek, Gerlach u. A., die philosophische Rechtslehre, ohne Beymischung positiver Dogmen, neu gestalteten; so sehr diese Forscher auch unter sich selbst verschieden waren; und theils nach der Begründung der Wissenschaft vermittelt eines allgemeinen Princip, theils nach der Behandlung und Stellung der einzelnen Lehren, wesentlich von einander abwichen. — Namentlich beruhte seit dieser Zeit der wesentliche Unterschied in der Begründung der philosophischen Rechtslehre darauf, ob man die *Rechtslehre von der Pflichten- lehre streng absonderte* und in jener nur das darstellte, was in dem äußern Rechtskreise *erzwingbar* ist (wie z. B. Kant, Fichte, Feuerbach u. A.); oder ob man die Rechtslehre mit der Pflichtenlehre *aus einer gemeinsamen Quelle*, dem sittlichen Bewußtseyn, ableitete, und beide Wissenschaften als *coordinirte* Theile einer und derselben sittlichen Gesetzgebung behandelte (wie Schmalz, Jakob, Schulz, Krug, Bouterwek u. A.).

Diese Andeutungen mußten der Beurtheilung eines Werkes vorausgehen, dessen Verfasser, durch seine philosophischen, politischen und geschichtli- chen Schriften einen Ehrenplatz in der Literatur un- sers Zeitalters sich erwarb, und der vermittelt des anzuzeigenden Werkes, nach der Tiefe seiner For- schung, nach dem Scharfsinne in der Ausführung, nach der Neuheit und Eigenthümlichkeit in der Ge- staltung eines bereits seit Jahrhunderten behandelten Stoffes, diesen Ehrenplatz von neuem behauptet. Denn der Vf. gehört, um dieses Urtheil sogleich vor- läufig auszusprechen, obgleich selbst Jurist, doch nicht zu denen, welche das Vernunftrecht *juristisch*, sondern zu denen, welche es *philosophisch* begrün- den und behandeln; zugleich schließt er sich im Allgemeinen an diejenigen an, welche das Vernunft- recht von der Pflichtenlehre streng sondern. Er ver- folgt dabey einen ihm eigenthümlichen Weg, wie aus dem Folgenden erhellen wird, ob er gleich in der reichhaltigen Uebersicht des bisherigen Anbaues der dargestellten Wissenschaft seine vertraute Bekannt- schaft mit den ältern und neuern Bearbeitern der- selben bekundet.

Ob nun gleich Rec. in seinen Bearbeitungen der philosophischen Rechtslehre zu denen gehört, wel- che dieselbe, zugleich mit der Pflichtenlehre, aus der gemeinsamen sittlichen Gesetzgebung ableiten, und das *Ideal* der unbedingten Herrschaft des Rechts auf dem Erdboden auf dieselbe Weise an den Eingang der philosophischen Rechtslehre, wie das Ideal der Ausübung des Guten um des Guten selbst willen an den Eingang der philosophischen Pflichtenlehre stel- len; so kann ihn diese Verschiedenheit in der Grund- ansicht doch keinesweges abhalten, dem Vf. volle Gerechtigkeit in Hinsicht der von ihm erworbenen ausgezeichneten Verdienste um den Anbau die- ser Wissenschaft widerfahren zu lassen, weil er we- nigstens *darin* mit dem Vf. völlig übereinstimmt, daß nur die *philosophische Begründung* des Vernunft- rechts der richtige Weg zur Durchbildung dieser Wis-

Wissenschaft ist, die sogenannte *juristische* Behandlung derselben aber nicht bloß für die Wissenschaft selbst die größten Nachtheile herbeyführt, sondern auch den Standpunkt durchaus verrückt, welchen diese Wissenschaft nach ihrem Verhältnisse zum *Leben im Staate*, folglich auch zu den *Staatswissenschaften*, behaupten soll. Denn wenn gleich in dem vorliegenden Bande die Art des Zusammenhanges noch nicht ausgesprochen wird, in welchem der Vf. das Vernunftrecht zu den gesammten Wissenschaften sich denkt; so zeigt doch schon der Titel an: „Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften“, daß der Vf. auf die hier gemachte Grundlage des Vernunftrechts in den folgenden Bänden das zusammenhängende Gebäude der Staatswissenschaften aufzuführen gedenkt. Rec. freut sich dieser philosophischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaften um so mehr, je mehr es bis auf die neueste Zeit Sitte war, jede Staatswissenschaft *einzel*n für sich, und *nicht die Gesammtheit derselben* als ein in sich abgeschlossenes organisches Ganzes zu behandeln, an dessen Spitze der Grundsatz der *Herrschaft des Rechts* steht. — Nur aus jener *Ver*einzelung der Staatswissenschaften wird es erklärbar, theils weshalb so viel Widerspruch selbst in den ersten Grundsätzen bey dem Anbau derselben herrschte, theils weshalb die Grenzen zwischen den einzelnen Staatswissenschaften so wenig scharf festgehalten, und bald Dogmen, welche der Nationalökonomie zunächst angehörten, in die Finanzwissenschaft, bald Dogmen der Polizeywissenschaft in das philosophische Staatsrecht, bald Lehrsätze der Staatskunst in das Staatsrecht, und so *vice versa*, gezogen wurden. Dieser widerlichen und willkürlichen Amalgamation, dieser häufig vorkommenden Tautologie derselben Lehren in sehr verschiedenen Staatswissenschaften, wird nur dann Einhalt geschehen, und das *innere* Gebäude der Staatswissenschaften sich organisch ordnen und gestalten, wenn, wie der Vf. versucht, die Gesammtheit der Staatswissenschaften als ein in sich abgeschlossenes Ganzes — mit dem Vernunftrechte an der Spitze — aufgestellt und in einer auf einander folgenden Reihe von Bänden gleichmäßig *durchgeführt* wird.

Möge es dem Vf., dessen Stimme im Publicum von so großem Gewichte ist, möglich werden, die folgenden Bände des ruhmvoll begonnenen Werkes bald nach einander erscheinen zu lassen: denn nur auf solchem Wege wird das noch immer herrschende Vorurtheil der bloßen Staats-Empiriker am sichersten widerlegt, als bedürften die Staatswissenschaften gar keiner philosophischen Grundlage, und man fahre am sichersten bey denselben, wenn man sie als ein bloßes Aggregat von Erfahrungssätzen behandle. Es sey auch gar nicht nöthig, diese Wissenschaften *systematisch* zu erlernen; denn die Praxis entscheide Alles, und sey jeder Theorie weit vorzuziehen. Dieß ist allerdings *derselbe* Grundsatz, als wenn man behaupten wollte, es bedürfe keiner Kenntniß des Con-

trapunktes, um ein *Sebastián Bach*, ein *Mozart*, *Haydn*, *Beethoven* u. s. w. zu werden, oder man könne ein tüchtiger Prediger werden, ohne etwas von Exegese, Kirchengeschichte und Dogmatik zu verstehen. Aus jenem verderblichen Wahne ist die den Staaten so nachtheilige Zahl der bloßen Empiriker im Staatsdienste, und die traurige Vernachlässigung des Studiums der Staatswissenschaften auf den meisten Hochschulen hervorgegangen, als ob man mit der bloßen Erlernung des römischen Rechts ein tüchtiger Finanz- oder Polizey-Beamter, ein brauchbarer Landrath, oder Amtshauptmann, oder Präfect und Unterpräfect, selbst ein tüchtiger Diplomat und Gesandter werden könne. Denn namentlich bey den Aemtern im unmittelbaren Staatsdienste ist das alte Sprichwort nicht bloß unwahr, sondern auch gefährlich, daß Gott dem, welchem er ein Amt giebt, auch den nöthigen Verstand dazu gebe. — Was ist der Verstand — d. h. die ursprüngliche Anlage — ohne Entwicklung, zweckmäßige Bildung, Vorbereitung und Uebung?

Rec. dankt daher dem Vf. aufrichtig, daß er durch Wort und That *diesem* noch immer herrschenden Vorurtheile kräftig entgegenwirkte, und wendet sich nun zu dem vorliegenden Werke selbst.

Es ist nöthig, aus der *Vorrede* einige Stellen auszuheben, welche den Standpunkt vergegenwärtigen, von welchem der Vf. ausgeht, und wie er selbst die Stellung seines Buches im Verhältnisse zu den andern neuen Bearbeitungen des Vernunftrechts bezeichnet. „Die weitaus vorherrschende Richtung der neuesten Rechtsgelehrten ist dem Naturrechte abhold. Nur das *positive* und das *historische* Recht empfängt ihre Huldigungen, das Naturrecht wird in das Reich der leeren, unpraktischen Speculationen, oder der Träume verwiesen. Hier partyeische Vorliebe für das Fach, dessen Studium man seine Lebensmühe gewidmet, oder durch welches man Berühmtheit erlangt hat; dort die Macht der Gewohnheit, die den Geist unvermerkt in den Kreis täglich angeregter, handwerksmäßig erlernter und geübter Begriffe und Anwendungen bannt; hier also Ungeneigtheit, dort Unfähigkeit zur Erfassung der reinen Rechtsidee, und hierzu bey der Schaar der Nachbeter die knechtische Verehrung für eines gefeyerten Meisters Wort, erklären die Verschwörung der großen Mehrzahl der positiven Juristen gegen das Vernunftrecht. Aber auch in angeblich *philosophischen* Werken finden wir gleich wegwerfende Urtheile gegen ein allgemeingültiges, reines Vernunftrecht. Zur Befangenheit und Unkunde gesellt sich sodann nicht selten noch *Unlauterkeit* der Gesinnung. Das Vernunftrecht wird *gehaßt*, und darum verunglimpft, verdächtigt und herabgewürdigt von den Anmaßenden und Selbstsüchtigen, und von den feilen Wortführern derselben, *weil es gegen den Mißbrauch der Gewalt, gegen den Uebermuth der Privilegirten, überhaupt gegen das historische Unrecht den offenen Krieg führt.*“

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1830.

PHILOSOPHIE.

STUTTGART, b. Gebr. Franckh: *Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften*, von Karl v. Rotteck u. s. w. Erster Band.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch des natürlichen Privatrechts, von u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mit gleicher Würde und Kraft erklärt sich der Vf. gegen die Versuche, das Vernunftrecht nach einem herrschenden philosophischen Schulsysteme zu modeln und zu gestalten. „Ich glaube, das natürliche Recht liegt uns weit näher, als man bisher meinte; es ist zu dessen Erkenntnis nicht nothwendig, ja nicht einmal gut, die Tiefen einer geheimnißvollen Metaphysik zu durchwandern. Ob wir das Absolute ergründen oder nicht ergründen; ob wir es im Feuer oder Wasser, in der Allheit oder in einem persönlichen Gott, oder in der Ichheit, oder in der Identität alles Seyns zu suchen haben; oder ob überall, von Pythagoras oder den sieben Weisen an, durch alle philosophische Systeme hindurch bis herab auf Kant, Fichte, Schelling und Hegel, in irgend einem, oder welchem der aufgestellten Systeme Wahrheit sey oder nicht sey: — das kann nimmer von Entscheidung für eine vernünftige Rechtstheorie seyn. Die Rechtswahrheiten müssen zugänglich seyn auch dem gemeinen oder gesunden Menschenverstande; denn sie fordern *allgemeines* Anerkennnis und *allgemeine* Beobachtung.“

Noch hören wir den Vf. darüber, wie er die Stellung des Vernunftrechts zu den Staatswissenschaften bezeichnet, und weshalb er dasselbe an die Spitze dieser stellt. „Bey dem allüberall, so weit denkende, civilisirte Menschen sind, tausendstimmig ertönnenden Rufe nach Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, erscheinen als die ersten Fragen, deren Lösung noth thut, und für Alles, was zu thun oder zu lassen ist, bestimmend seyn muß, die zwey: *Was fordert unbedingt Abschaffung oder Reform?* und: *wie ist dieser Forderung zu entsprechen*, unbeschadet des Rechts? — Beide Fragen gehören zwar allernächst dem öffentlichen Rechte an; aber Inhalt und Principien desselben können nicht begriffen werden ohne früheres Feststellen und Anerkennen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

eines natürlichen *Privatrechts*, demnach ohne vorausgegangene Verständigung über den *Rechtsbegriff überhaupt* und über die *Bedingungen einer rechtlich gültigen Abänderung* des ursprünglichen Rechtszustandes. — Hiernach erscheint das Vernunftrecht als unentbehrliche *Propädeutik der Staatswissenschaft*, ja gewissermaßen als *integrierender Theil derselben*; und es erhellet die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit eines, die beiden, sonst allerdings von einander verschiedenen Disciplinen *zusammenfassenden*, d. h. auf einer *gemeinschaftlichen Hauptgrundlage* befestigenden Lehrsystems.“ — Rec. hat bereits oben angedeutet, daß er in *dieser* Absicht mit dem Vf. völlig übereinstimmt, weil auch er für die gesammten Staatswissenschaften keine andere und festere Unterlage kennt, als das Vernunftrecht. Mögen dann immer die Bearbeiter der Staatswissenschaften in einzelnen Disciplinen und Dogmen weit von einander abweichen; so haben sie doch in dem Vernunftrechte einen gemeinsamen Mittelpunkt, von welchem sie *ausgehen*, und in welchem sie, bey dem Schlusse ihrer Forschungen, wieder *sich zusammenfinden*. *Serius aut citius sedem properamus ad unam!*

Je mehr es darauf ankam, bey der Anzeige des vorliegenden Werkes auf den eigenthümlichen und rein philosophischen Charakter desselben aufmerksam zu machen und des Vfs klar gedachte Absicht bey demselben zu bezeichnen; desto weniger scheint es nöthig zu seyn, dem Vf. in das Einzelne seines durchgeführten Systems zu folgen, obgleich Rec. für verpflichtet sich hält, über einige Hauptpunkte den Lesern zu berichten.

Die *allgemeine Einleitung* geht aus von dem Rechtsgesetze, dem Princip desselben und dem Unterschiede zwischen objectivem und subjectivem Rechte, beantwortet die Frage: ob zum Rechtssysteme auch Pflichten gehören? unterscheidet das Rechtsgesetz von dem moralischen bestimmt das Verhältniß des Vernunftrechts zum positiven; handelt vom historischen Rechte, von der Eintheilung des Vernunftrechts, insbesondere von dem Privat- und vom öffentlichen Rechte, und schließt mit einer reichhaltigen, und gehaltvollen *Geschichte des Naturrechts*.

Darauf folgt die systematische Darstellung des natürlichen Privatrechts in vier Abschnitten: 1) *Absolutes Naturrecht*. 2) *Hypothetisches Privatrecht* (von dem

Hh

dem Eigenthume und dem Realrechte; von Verträgen überhaupt; von den besondern Arten der Verträge; von dem Zwangsrechte. 3) *Gesellschaftsrecht*. 4) *Familienrecht* (die eheliche Gesellschaft; das Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern; Verhältniß zwischen Dienstherrn und Gesinde). — Rec. kann nur bey einigen Hauptpunkten verweilen.

Das System des Vfs beruht auf der *schärfsten Sonderung des Rechtsgesetzes von dem Pflichtgesetze*, so genau er auch zwischen der *äußern* und *innern* Freyheit unterscheidet. Rec. führt dessen eigene Worte (S. 10) auf: „Wenn man die *innere Freyheit* für identisch mit der Herrschaft der praktischen Vernunft erklärt; so ist allerdings das Moralgesetz nichts anderes, als das *Gesetz für die innere Freyheit*, oder auch die *nothwendige Voraussetzung* zur Annahme einer solchen Freyheit. Setzt man jedoch das Wesen solcher Freyheit in die *Abwesenheit der Nothwendigkeit*, also in die dem Handelnden mögliche, selbsttägige *Wahl* zwischen Thun und Lassen; so ist das Sittengesetz nur eine *Beschränkung* solcher Freyheit, und die Bedingung der Vereinbarkeit derselben mit einer vernünftigen Weltordnung. Nach dieser letztern Ansicht aber — *welche die unsrige ist* — erscheint es *nicht* als Gesetz für die innere Freyheit, d. h. es ist nicht gegeben, um diese zu *realisiren*, sondern um sie zu *zögeln*. Es findet daher jene Freyheit schon vor, und setzt ihr bloß eine vernunftmäßige *Schranke*. Sein Wesen besteht im *Verbieten* oder *Gebieten*, also mehr in *Aufhebung* als in *Gewährung* der Freyheit. Ganz anders beym *Rechtsgesetze*, gedacht als Gesetz der *äußern Freyheit*. Diese äußere Freyheit — der größtmögliche Kreis des selbstgewollten Wirkens nach außen und im Verhältnisse zu Andern — kann nur gezeichnet, diese Freyheit also nur *realisirt* werden durch das *Rechtsgesetz*. Dieses Rechtsgesetz ist daher ganz eigends das *Gesetz der (äußern) Freyheit*; denn es will eben dieselbe *verwirklichen* und ihr die gedenkbar größtmögliche Ausdehnung geben. Das Moralgesetz dagegen will die schon vorhandene oder *vorausgesetzte* (innere) Freyheit *beschränken*; ja es ist, in so weit es *gebietet* oder *verbietet*, wirklich ein *Gegensatz* der Freyheit.“ — Rec. achtet des Vfs Scharfsinn in dieser Abgrenzung der innern und der äußern Freyheit; allein, wenn ihn sein Selbstbewußtseyn nicht täuscht, hält er sich bey der *innern Freyheit für eben so frey* (um diesen Ausdruck zu gebrauchen), als bey der *äußern*, und fühlt sich, durch das Vernunftgesetz für seinen *äußern* freyen Wirkungskreis, auch wieder eben so *beschränkt* (z. B. in dem Gebote, die Ehre, das Eigenthum u. s. w. des Andern nicht zu verletzen), wie diefs der Vf. von der *innern* Freyheit behauptet.

Recht ist (S. 21) nach dem Vf., was — unter vorausgesetzter Anerkennung der gleichen und größtmöglichen äußern Freyheit Aller — sich *nicht widerspricht*; *Unrecht*, was jener Voraussetzung und daher als allgemein gedacht sich selbst widerspricht. Nachdem der Vf. hierauf über das Verhältniß der formellen

und materiellen Principien in der Moralphilosophie seine Ansicht aufgestellt hat; erklärt er sich dahin: das Princip des Rechts ist *rein formal*; „denn bey ihm sind *Inhalt, Idee und Form* eines und dasselbe, nämlich *Abwesenheit oder Aufhebung des Widerspruchs* zwischen der äußern Freyheit des Einen mit jener aller Andern. Das Recht verfolgt an und für sich *keinen Zweck*, sondern es ist bloß die *speculative Idee* einer vernünftigen (d. h. vom Widerspruche freyen) Ordnung der Wechselwirkung äußerlich gleicher Wesen.“ Daraus folgert der Vf., es sey unnöthig, ein Recht der Freyheit und der Gleichheit noch eigends zu deductiren, weil beide „schon mit dem *Begriffe* des Rechts gegeben, ja mit ihm *identisch* seyen.“ — Aus des Vfs Grundansicht der Sonderung des Rechtsgesetzes von dem Pflichtgesetze folgt mit Consequenz, daß er (S. 29) die bey den meisten Rechtslehrern in ihren Systemen vorkommende Aufführung von Pflichten neben den Rechten „für *baare Begriffsverwirrung*, und für die Mutter von mancherley Irrthümern erklärt, welche keine klare Rechtsansicht aufkommen lasse.“ Die weitere Ausführung dieses Satzes muß beym Vf. selbst nachgelesen werden. Rec. deutete bereits oben an, daß er in diesen Ansichten völlig von dem Vf. abweicht, ob er gleich der mit so vielem Scharfsinne durchgeführten Theorie des Vfs die wissenschaftliche Gerechtigkeit völlig widerfahren läßt. Dagegen stimmt Rec. mit dem Vf. (S. 57) in der Angabe des *Verhältnisses des Vernunftrechts zum positiven* überein, nach welchem das *positive Recht* *überflüssig* seyn würde, wenn alle Menschen verständig, gerecht und billig (mit einem Worte: *moralisch-mündig*. Rec.) wären.

Eine der scharfsinnigsten Untersuchungen des Vfs enthält der Abschnitt (S. 62) vom *historischen Rechte*. Rec. giebt das Resultat des Vfs. — Alles positive Recht ist zugleich historisch, doch nicht umgekehrt. Das historische Recht in weiterer Bedeutung faßt also das positive in sich; aber es enthält noch ein Mehreres, nämlich nicht bloß das *conventionelle*, und das durch *anerkannte Autorität* gegebene Rechtsgesetz, sondern überhaupt jedes *factisch* eingetretene oder bestehende, doch jedenfalls als *Recht* anerkannte oder behauptete *Verhältniß*, sodann nicht nur die bestehenden *Rechtsregeln*, sondern auch jeden für rechtmäßig geachteten *concreten Besitz*. — Schon das *positive Recht* ist unlauter, weil Beschränktheit, Irrthum und Verkehrtheit bey dessen Festsetzung gewöhnlich mitwirken. Das *historische Recht* im engern Sinne ist es noch *weit mehr*. Ja, die Unlauterkeit des historischen Rechts theilt sich fast unausweichlich auch den positiven Gesetzen mit, und läßt in denselben die Herrschaft des Vernunftrechts nicht aufkommen. — Das historische Recht bildet sich allmählig, durch den Gang der Ereignisse, durch klimatische Einwirkung und Landesbeschaffenheit, durch religiösen Glauben und Aberglauben, allzuoft aber durch trotziges Anmaßen oder listiges Erschleichen auf einen, durch gedankenlose oder feige Nachgiebigkeit auf

auf der andern Seite. Von einer wahren oder freyen, durch Erkenntniß bestimmten *Einwilligung* Aller ist fast nirgends die Rede, zumal bey Einführung *ganzer Rechtsbücher*. Die *positive Gesetzgebung*, selbst die sogenannte *Philosophie* derselben, bewegt sich nur in dem engen, von dem historischen Rechte gezeichneten Kreise, und beschränkt sich darauf, einerseits zu *befestigen*, zu *sanctioniren*, durch genauere Bestimmungen jedem Zweifel zu entrücken, was im Laufe der Zeiten aufkam, andererseits zu zeigen oder zu erklären, *wie*, d. h. auf welchen Wegen es gekommen, erstarkt und zur jetzigen Gestaltung gelangt sey. Allerdings sind manche historische Rechte auch *vernunftrechtlich* begründet, demnach *wahre Rechte*. Andere dagegen stehen mit dem Vernunftrechte in unheilbarem *Widerspruche*, und diese mögen nimmer etwas anderes seyn, als *factische Uebungen*. Noch andere, wiewohl etwa nach der Form der Einführung mangelhaft, sind einer nachfolgenden Heilung empfänglich, aber alle, auch die rechtsgültig eingeführten, unterliegen, insofern sie auf der Einführung beruhen, auch wieder der Modification und Abschaffung.

Der Vf. verdient dem Dank aller denkenden Männer für diese bestimmt ausgesprochenen Sätze. Denn namentlich wird in unserer Zeit bey dem historischen Rechte fast gar nicht unterschieden, was in demselben als vernunftrechtlich, mithin als für immer gültig, besteht, und was nur durch Gewalt, Herkommen, Gewohnheit und Mißbrauch sich einschlich, und folglich theils *als unrechtlich*, theils *als veraltet*, auf dem Wege der Reformen beseitigt werden muß. Dazu kommt die vorherrschende einseitige Meinung von einer sogenannten *Philosophie des positiven Rechts*. Es hat dem Fortbilden des Vernunftrechts nichts mehr geschadet, als wenn man dasselbe, mit Hugo und Andern, bloß für eine Philosophie des positiven Rechts, und was bey den Meisten mit dem positiven Rechte identisch ist, für eine Philosophie des *römischen Rechts* hielt. Unter einer Philosophie des positiven Rechts kann Rec. nichts anders denken, als was *Michaelis* in seinem bekannten Werke für das *mosaische Recht* leistete, was die Literatur dem *Montesquieu*, *Filangieri*, dem *Deslut de Tracy* u. a. verdankt, und wodurch zunächst das Verhältniß eines factisch bestandenen oder noch bestehenden positiven Rechts zu dem Vernunftrechte ausgemittelt, so daß wir dasselbe nach seinem innern Zusammenhange, nach seinen Licht- und Schattenseiten, nach dem, was in demselben noch als zeitgemäße, und was als veraltet erscheint, geprüft wird. Denn während jedes positive Recht an sich als ein in sich abgeschlossenes Ganzes erscheint, erforscht die *Philosophie* desselben seinen Ursprung, seine Aus- und Durchbildung, sein Verhältniß zu einem gegebenen (d. h. in der Wirklichkeit bestehenden) Volke und Staate, seine Vollständigkeit wie seine Lücken, seinen organischen Zusammenhang wie die in ihm bestehende Vermitt-

schung und Verbindung heterogener Bestandtheile. Noch fehlt unserer Literatur ein Werk, welches, in diesem Sinne, die gesammten positiven Rechte vom Ganges bis zur Tiber und Themse einer strengen Prüfung unterwürfe, und darnach ein gemeinsames Ergebniss über den Geist der Gesetze aller Völker vermittelte.

So wie in dem angegebenen Verhältnisse des Vernunftrechts zu dem positiven und historischen Rechte der Rec. mit dem Vf. übereinstimmt; so auch (S. 64) in der bejahenden Beantwortung der Frage: ob das Vernunftrecht *streng allgemein*, und also *nur eins* sey? — Es stehe hier eine Stelle aus dem Werke des Vfs: „Diesseits wie jenseits der Linie, und in der alten wie in der neuen Welt, sind Sklaverey, Leibeigenschaft, Raub und Unterdrückung — *Unrecht*; dieß — wie jenseits der Linie können nur Unvollbürtigkeit, Vertrag oder Verbrechen die Gleichheit des persönlichen Rechts schmälern; dieß — wie jenseits der Linie ist, wo eine gesellschaftliche Verbindung besteht, in der durch die Vernunft dem Gesamtwillen angewiesenen Sphäre Recht, was dieser Gesamtwille verordnet. Es streitet daher *nicht* gegen die Gleichheit und Allgemeinheit des Vernunftrechts, daß z. B. bey ansässigen Völkern, wo weit und breit kein herrenloser Grund mehr ist, keine *Occupation* mehr durch einen Zuerstkommenden gedenkbar, oder durch einen Andern zulässig sey; oder daß, wo auch nur *Gesammitbesitz* einer Horde einen Bezirk, etwa zum Behufe des Weidens, besteht, ohne ihren Willen überhaupt keine Zueignung, selbst nicht durch Anbau, geschehen könne; oder daß, je nach dem Zustande der Cultur und der socialen Verhältnisse, hier die natürliche Gewalt ausgedehnter, dort beschränkter, hier die Freyen mehr, dort weniger frey oder abhängig, hier die Gesellschaftsgewalt in den Händen Weniger oder Vieler, Aller oder eines Einzigen sey. Alle diese verschiedenen Einsetzungen können, je nach Umständen, gut und wohlthätig, und nach Titel oder Form ihrer Gründung dem allgemeinen und gleichen Vernunftrechte vollkommen entsprechend seyn. Sie können aber auch demselben *widersprechen*; und alsdann sind sie wohl factisch bestehend oder *geltend*, doch rechtlich *ungültig*. Eine *allgemein gültige* Norm ihrer Beurtheilung ist eben daher nothwendig, und auch (im Vernunftrechte) *vorhanden*.“

Der Vf. theilt das Vernunftrecht (S. 92 ff.) ein in vier Haupttheile: 1) in das *reine* (absolute und hypothetische) *Privat-* (oder außergesellschaftliche) Recht; 2) in das allgemeine (von der Staatsgesellschaft wegblickende) *Gesellschaftsrecht*, welchem auch das *Familienrecht* und das *Kirchenrecht* (beide nämlich unter Abstrahirung vom Staate betrachtet) beygezählt werden; 3) in das *Staatsgesellschaftsrecht*, oder das (innere) *Staatsrecht* (öffentliches Recht im engsten Sinne); und 4) in das *Völker-* oder *Staatenrecht* (oder auswärtiges Staatsrecht).

Ueber

Ueber das Verhältniß dieser Theile gegen einander erklärt sich der Vf. (S. 103) dahin: Das Princip des *Privatrechts* ist die *äußere Freyheit aller Einzelnen*, d. h. aller juristischen Personen; das Princip des *öffentlichen* das *allgemeine Gesellschaftsrecht* und der Inhalt des bürgerlichen Vereinungsvertrages. Da das Vertragsrecht in der Sphäre des *Privatrechts* liegt, so ist auch das *öffentliche auf dem Grunde des Privatrechts erbaut*, und eigentlich nur eine durch den Inhalt des bürgerlichen Vertrages bestimmte oder begrenzte Abtheilung desselben. Dem öffentlichen Rechte entfließen abermals *Privatrechte*; aber dieselben sind sodann nicht mehr unbedingt oder selbstständig, wie die ursprünglichen oder außerbürgerlichen Naturrechte, sondern *bedingt*: a) auf die Fortdauer dieses geschlossenen Vereins, und b) auf die Fortdauer desselben Gesamtwillens.

Absichtlich verweilte Rec. bey diesen Mittheilungen, weil aus dieser Darstellung der eigenthümliche Geist und Charakter des von dem Vf. aufgestellten Systems hervorgeht. Die weitere Ausführung dieses scharf abgegrenzten und in sich zusammenhängenden Systems muß man in dem Werke selbst nachsehen, aus welchem Rec. nur noch Einzelnes aushebt, um die Schranken einer Recension nicht zu sehr zu überschreiten.

(Der Beschlufs folgt.)

RELIGIONSSCHRIFTEN.

LÜBECK, b. Aschenfeldt: *Lehrbuch der biblischen Glaubens- und Sittenlehre* für mittlere Klassen der Gymnasien, von H. Kunhardt, Dr. der Philos. und Prof. am Gymnasium zu Lübeck. 1828. VIII u. 168 S. 8. (10 gGr.)

Dieser Titel verspricht ein Religionslehrbuch und der Vorbericht einen Leitfaden bey dem Unterrichte der Confirmanden. Ob beide Zwecke mittelst dieses Buches erreicht werden können, muß sein Inhalt entscheiden.

Hr. Prof. K., in seinem Kreise Religion und Religiosität durch Wort und Schrift (Vorlesungen über Religion und Moral. Hamburg 1815) begründend und fördernd, vereinte sich 1806 mit den Lehrern in den obern Klassen des Gymnasiums zu Lübeck aus freyem Antriebe, abwechselnd in jedem Winter-Halbjahre die Vorbereitung der aus ihrem Schülerkreise zur Confirmation geeigneten Gymnasiasten zu übernehmen, und sie bestimmten dazu wöchentlich 3—4 Abendstunden. Eine sehr nachahmenswerthe Einrichtung. Für diesen Unterricht soll dem Lehrer und Schüler dieses Buch Leitfaden seyn.

„In keiner Gattung des Unterrichts, schreibt der Vf. Vorb. S. V, ist dem Lehrer ein aus seinem geistigen Innern entsponnener Leitfaden, mehr Bedürfnis, als eben im Religionsunterrichte. Umfang, Anordnung, Darstellung des Ganzen muß ihm eigenthümlich, und, wie viel er auch dem Stoffe nach von Andern aufgenommen haben mag, doch zu seinem Eigenthume verarbeitet worden seyn, wenn die Paragraphen nicht seinem Geiste Zwang anthun sollen, und wenn er in seinen Belehrungen sich geben will, wie er ist.“ Rec. stimmt dem Vf. bey, insofern jeder Lehrer ein christliches Religionsgebäude zu entwerfen und aufzuführen fähig ist, fürchtet aber, wenn Jeder es versuchte, viele Mißlungene; ja, er fürchtet sogar, wenn nach diesem Leitfaden zugleich der Religionsunterricht in den mittlern Klassen ertheilt wird, — so erklärt er sich die Vereinigung des Doppelzwecks dieses Buches, den Titel und Vorbericht angeben, — von jedem der übrigen Lehrer, mit welchen der Vf. den Unterricht der Confirmanden besorgt, die Klage über Zwang. Oder hat der Vf. an der Abfassung seines Lehrbuches die übrigen Lehrer Theil nehmen lassen, oder so ganz aus ihrer Seele es geschrieben? Wie friedlich über den guten Zweck sich Alle vereinigten, so gewis auch über das Mittel zur Erreichung desselben. Ist aber unsere Vermuthung über die verschiedene Angabe der Bestimmung dieses Buches richtig, so wird der vorbereitende (Gymnasial-) und der vollendende (Confirmanden-) Unterricht seine Grenzen wohl beachten, und der letztere die Glaubens- und Sittenlehren summarisch wiederholen, Verstand, Herz und Willen mehr beschäftigen, damit christlicher Sinn und Wandel seine Früchte sind.

Dazu eignet sich dieser Leitfaden sicher, denn er hält sich, wie jedes protestantische Lehrbuch sollte, an die christlichen Urkunden, läßt die Glaubenslehren in einer natürlichen Ordnung einander folgen, begründet sie durch biblische Beweisstellen, die aber nur citirt sind, und baut auf sie die christliche Sittenlehre, wie der Vf. gesteht, meist nach *Reinhard's Moral* und nach seiner oben genannten Schrift. — Gewis hatte der Vf. gültige Gründe, die sich auf die Glaubenslehre beziehenden biblischen Beweisstellen, welche von den Zöglingen auswendig gelernt werden, im Anhang besonders abdrucken zu lassen. Wären sie an Ort und Stelle, wo sie hingehören, abgedruckt, so wäre der Raum, welchen die Ueberschriften über den Bibelsprüchen einnehmen, gewonnen.

Durch die Sorgfalt des Verlegers sind Druckfehler fast ganz vermieden und das Buch als Schulbuch sehr gut ausgestattet worden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1830.

PHILOSOPHIE.

STUTTGART, b. Gebr. Franckh: *Lehrbuch des Ver-
nunftsrechts und der Staatswissenschaften*, von
Karl v. Rotteck u. s. w. Erster Band.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch des natürlichen Privatrechts, von u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. stellt (S. 130) acht Rechte auf, welche aus dem Urrechte der Persönlichkeit hervorgehen, „oder vielmehr aus demselben identisch sind“:

- 1) Das Recht des Menschen auf seinen Körper und auf dessen Unverletzlichkeit, überhaupt auf sein ganzes physisches Daseyn, so lange es nicht auf Unkosten des Rechts Anderer sich behaupten will;
- 2) das Recht jeder sinnlichen und geistigen *Lebensäußerung* unter derselben Beschränkung, daher insbesondere auch das Recht der selbstgewählten *Gottesverehrung*;
- 3) das Recht der Erstrebung *beliebiger Zwecke* ohne Eingriff in die Persönlichkeit oder Freyheit Anderer, daher insbesondere das Recht der *Erwerbung*;
- 4) das Recht des Gebrauchs *herrenloser Sachen* durch *Occupation*;
- 5) das Recht der freyen *Gedankenmittheilung* an Alle, welche sie vernehmen wollen, überhaupt der freyen *Wechselwirkung* mit jedem, der sie nicht ausschlägt;
- 6) das Recht der *Veräußerung*, d. h. der unbedingten oder bedingten *Verzichtsleistung* auf eigene Rechte, und das der *Uebertragung* solcher Rechte an Andere, die da einwilligen oder annehmen;
- 7) das Recht der *Verhinderung* jeder Herrschaft, jedes Zwanges und jeder Beschränkung der persönlichen Freyheit, wofern nicht ein besonderer Rechtstitel (zumal Vertrag oder Beleidigung) irgend Jemand dazu ermächtigt;
- 8) das Recht der *Selbstvertheidigung*, überhaupt der zwangsweisen Behauptung aller Rechte gegen jeden Angreifer und Beleidiger.

Von diesen acht Rechten unterscheidet aber (S. 131) der Vf. das Recht der *Ehre* oder der guten Achtung, das Recht der *Sicherheit* und das Recht der *Wahrheit*, die man gleichfalls gewöhnlich als Urrechte aufführt. — In dem Abschnitte (S. 144) von der *Sklaveray* kämpft der Vf. siegreich gegen Hugo's Vertheidigung derselben.

In dem *hypothetischen Privatrechte* (S. 152) behandelt der Vf. drey Hauptgegenstände: 1) *Eigenthum* oder *dingliches Recht*; 2) *Vertragsrecht*; 3) *Zwangsrecht*. Bey dem Ideenreichthume und der erschöpfenden Gründlichkeit des Vfs in diesen drey wichtigen Abschnitten, sey es dem Rec. verstatet, zunächst nur bey einigen Dogmen des *dritten* Abschnitts zu verweilen, wo er dem Vf. nicht beyzustimmen vermag. Diels ist namentlich bey der Annahme eines *natürlichen Strafrechts* der Fall, obgleich Rec. gegen die aufgestellte Lehre vom *Zwange* nichts zu bemerken ändet. Der Vf. versteht (S. 244) unter dem rechtlichen *Zwange* im Allgemeinen „jede zur Durchführung unsers Rechts gebrauchte Gewalt gegen andere Personen, die jenem Rechte sich hindernd (störend, gefährdend, verletzend, entgegenstellen, oder die (physische oder psychologische) *Nöthigung* Anderer zu einem unserm Rechte gemäßen Thun, Unterlassen, oder Dulden. Bey einer völlig und allseitig der Rechtsregel gemäßen Wechselwirkung tritt keine Befugniß des Zwanges ein, indem die Grundidee des Rechts in der allseitigen *Freyheit* besteht. Das Princip des Zwangsrechts ist *rein formal*, und so auch dessen *Maafs*. Nur Aufhebung des *Widerspruches*, Herstellung einer vernünftigen *Gleichheit* der Wechselwirkung begehrt das Rechtsgesetz, einen andern *materiellen Zweck* oder Grund hat es nicht.“ S. 248 folgen die (sechs) speciellen Rechtsregeln für die Zwangsausübung, unter welchen *sub c. Rec.* bloß den Begriff „des zufällig höhern *Steigungs-* oder *Noth-*Preises einer Sache“ mehr verdeutlicht gewünscht hätte. — Wenn aber (S. 252) der Vf. ein *natürliches*, d. h. schon im außerbürgerlichen Zustande gültiges *Strafrecht* annimmt, und alle bisher aufgestellte *Theorien* für das öffentliche Strafrecht theils für *unbedingt nichtig*, theils als *in leerer Luft schwebend* erklärt, wofern man sie nicht auf das Princip eines außerbürgerlichen Strafrechts gründe; so gesteht Rec., daß er in *dieser* Lehre ganz von dem Vf. abweicht. Denn Strafe kann, nach des Rec. Ansicht, nur *im* Staate erfolgen, wo jeder — mit Ausnahme der seltenen Fälle des Nothrechts — sich der eigenen Ausübung des ihm zustehenden Zwangsrechts begiebt, und dieses auf die im Staate rechtlich begründete höchste Gewalt überträgt. Der Gleiche kann den Gleichen wohl zwingen, aber *nicht strafen*; sonst müßte es auch unter gleichberechtigten Völkern und Staaten *Straf- und Ra-*

Rache-Kriege geben. Wohin würde aber dies führen! Eben so kann Rec. nicht beystimmen, wenn der Vf. (S. 257) behauptet: „Die Rache mag oft, ja in der Regel, gegen die Moral streiten, aber gegen das Recht streitet sie nie, wenn sie das gerechte Maass nicht übersteigt.“ Dagegen unterschreibt, mit dem angenommenen Vorbehalte, Rec. die von dem Vf. aufgestellten charakteristischen Merkmale (S. 256) des *Strafrechts im Staate*. — Aus demselben Grunde aber, nach welchem Rec. das Strafrecht im Privatrechte verwirft, muß er auch gegen das vom Vf. (S. 262) aufgestellte „*natürliche (Privat-) Kriegerrecht*“ sich erklären.

In dem Abschnitte, welcher (S. 267) von dem *Gesellschaftsrechte* handelt, unterscheidet der Vf. sehr scharf, und mit Recht, zwischen der *Gesellschaft* und der *Corporation* (z. B. Priesterschaften, Klöstern, Innungen u. s. w.), entscheidet (S. 273) dahin, daß es bloß *freie* Gesellschaften gebe, und stellt (S. 275) den Begriff des *Gesamtwillens* auf. — Ueberhaupt verdient *dieser* Abschnitt wegen der Neuheit und Tiefe der aufgestellten Lehren volle Beherzigung.

Weniger stimmt Rec. mit vielen einzelnen Behauptungen des Vfs. in dem Abschnitte vom *Familienrechte* (S. 290) überein, ob er gleich hier weniger an der Sache, als an den gebrauchten Worten Anstoß nimmt. Denn so trefflich der Vf. bey der *Ehe* die moralische Seite derselben hervorhebt, und so siegreich er *Hugo's* Lehre (S. 297) widerlegt, so stimmt er doch mit dem Rec. in folgendem Satze nicht überein: „Die Ehe ist nicht bloß ein Vertragsverhältniß, sondern zugleich ein dem Realrechte oder Eigenthume wenigstens analoger *Besitzstand*, welcher demnach factisch eingeführt seyn muß, um rechtlich zu bestehen, so wie ohne factische *Occupation* kein Eigenthum Statt findet.“ Dasselbe gilt (S. 304) von folgendem Satze: „Das Aelterrecht ist seiner Wesenheit nach nichts anders als wahres *Eigenthumsrecht* auf das Kind.“ Abgesehen von diesen einzelnen Behauptungen, sind aber die Lehren von der Ehe, von dem Verhältnisse zwischen Aeltern und Kindern, vom Aufhören der älterlichen Gewalt und von dem Verhältnisse zwischen Dienstherrn und Gesinde, mit einem philosophischen Geiste behandelt.

Der Schlusssparagraph dieses Bandes macht den *Uebergang von der Familie zum Staate*, so daß der nächste Band das Staatsrecht mit Einschluss der Lehre von dem *Verhältnisse der Kirche zum Staate* behandeln wird.

Möge der Vf., der mit hoher Würde und Wärme die große Angelegenheit des Vernunftrechts vertheidigt, den schönsten Lohn in der Anerkennung seiner Verdienste um die Aufrechthaltung des philosophischen Charakters einer der wichtigsten Wissenschaften von den besonnenen Forschern unsers Zeitalters finden.

GRIECHISCHE LITERATUR.

STRALSUND, b. Löffler: *Demosthenis Oratio in Midiam*. In usum scholarum curavit Dr. Guil. Arn. Blume. 1828. 4½ Bogen gr. 8. (10 gGr.)

Seit der vortreffliche *Spalding* die *Demosthenische* Rede gegen *Midias* für Jünglinge bearbeitet herausgegeben hat, ist dieselbe wohl nicht bloß in akademischen Vorlesungen, sondern auch in den höhern Klassen guter Gymnasien häufig erklärt worden. Ob für die letztern überhaupt *Demosthenes* gehöre, und, wenn das, ob nicht vielmehr andere Reden, wie z. B. die *Olynthischen*, vorzuziehen seyn, daran wird man gerade jetzt um so mehr zweifeln können, da man einzusehen angefangen, daß in der neuern Zeit die Gymnasialbildung ihre natürliche Stufe überschritten hat und einen Schritt wieder zurück thun muß. Indefs wie dem auch sey, für akademische Vorlesungen bleibt die Rede immer sehr geeignet, und eine brauchbare Handausgabe dazu sehr wünschenswerth. Wie wenig hier die *Spalding'sche* Ausgabe, bey vielem Vortrefflichen, billige Forderungen befriedigt, weiß Jeder, der sie kennt. Es konnte dies auch nicht anders seyn, da einmal überhaupt damals noch wenig zur Textes-Verbesserung der Redner vorgearbeitet war, und außerdem *Spalding*, wie er selbst sagt, mit einer *tumultuaria opera* die Ausgabe veranstaltet hat, da er sie zu spät angefangen und mehr Arbeit fand, als er erwartet hatte. Sehr viel gewann die Rede in Text und Erklärung durch die Ausgabe *Buttmann's* (1823), der nun auch schon der Philologie entrissen ist: mit grammatischen und historischen Noten, Excursen und Index wurde die Interpretation bereichert, und der Text dadurch sehr viel verbessert, daß *Buttmann* die reichen *Collationen Bekker's* benutzen konnte. Indefs wie schlimm es auch hier noch um Correctheit des Textes aussah, zeigte sich bald in der *Bekker'schen* Ausgabe der Att. Redner; auch die *Midiana* erhielt auf jeder Seite Verbesserungen. Diese im Ganzen sehr gute Recension dieser Rede nun für den Zweck der Vorlesungen zugänglicher zu machen, war die Absicht des Hn. *Blume* bey vorliegender Ausgabe, die eben darum willkommen seyn muß. Hr. *Bl.* giebt in der kurzen Vorrede an, „*recognoscenda Bekkeriana recensio, Buttmanniana diligenter collata, se caute versatum nunquam ab editionum optimarum scriptura ita recessisse, ut codicum praestantissimorum vestigia non premeret.*“ Die vorgenommenen Aenderungen habe er in kurzen Noten am Schlusse anzeigen wollen, sey aber durch die Veränderung seiner Stellung und Lebensweise daran gehindert worden: und allerdings wäre wenigstens die Angabe der Varianten von *Buttmann* und *Bekker* wünschenswerth gewesen, etwa unter dem Texte. Wie groß die Abweichung dieser Textes-Recension von der *Buttmann'schen* ist, zeigt sich schon darin, daß, abgesehen von den Veränderungen der Interpunction und Orthographie, sich

sich in den beiden *ἐποθέσεις* drey und zwanzig, und schon in der ersten Hälfte der Rede über hundert meist erhebliche Varianten finden. Diefs geht nun freylich hauptsächlich auf *Bekker* zurück, dessen Text Hr. *Bl.* nur neu durchgesehen hat: er ist daher von diesem nur wenig abgewichen und ihm auch in Orthographie und Interpunction durchgehends gefolgt, Einzelnes abgerechnet, und besonders dafs der Deutlichkeit wegen in der Interpunction häufig Mittelglieder abgetrennt sind. So findet sich in den beiden *ἐποθέσεις* gar keine Abweichung, in der Rede, von vorn herein, folgendes S. 516 *Reisk.*: τοιοῦτόν τι, *Buttmann's* Lesart, für τοιοῦτο: doch hat schon *Buttm.* selbst in den *Add.* die Lesart der *Paris. opa.*, τοιοῦτο, vorgezogen. Gleich darauf mit *Buttm.* τὰ φαινόμενα αὐτῷ δικαιοτέρ' εἶναι τὰυτα ψηφισάσθω statt des *Bekkerschen* τ. φ. αὐτῷ δικαιοτέρ' εἶν. τ. ψ., wo αὐτῷ, welches schon *Buttm.* wollte, nicht nöthig ist, δικαιότας' aber durch die Mehrzahl der *Codd.* vertheidigt wird, da dem Gedanken nach sich nicht streng entscheiden läßt. S. 517 hätte vielleicht aus 3 *Codd.* mit *Buttm.* gegen *Bekker* τῶν ἄλλων ἀπάντων ὧν beybehalten werden können für τῶν ἄλλων ὧν, da man nicht sieht, wie ἀπάντων sollte hineingekommen seyn. S. 517 extr. billigen wir die Beybehaltung von *Buttm.*'s Conjectur ῥῆτι ἔξῆναι μήτε ἐνεχυράσθαι μήτε λαμβάνειν ἕτερον ἑτέρου für μη (oder μήτε) ἔξῆναι κ. τ. λ., wo *Bekker* mit einigen *Hdschr.* μη. S. 518 in οὐ γὰρ ὅπως μη τὸ σῶμα ἐβρίσθαι τινος — φρεσὶ χρῆναι, ἀλλὰ καὶ — ist μη gegen *Bekker* und *Buttm.* mit fast allen *Hdschr.* beybehalten: mit Recht, da auch die gegenüberstehende Proposition dem Satz eine andere Gestalt giebt, als in den gewöhnlichen Fällen von οὐχ ὅπως. Dagegen wäre S. 518 in βούλομαι — ἐπιδείξαι ἔτι καὶ περὶ τῶν πληγῶν εἰπεῖν wohl besser mit den meisten und besten *Hdschr.* und *Bekker* das ἔτι gestrichen worden. Dafs S. 520 in καίτοι τοιοῦτον οὐδὲς πώποτε οὐδένα φησὶν ἀκηκοέναι τολμήσαντα — mit *Buttm.* τοιοῦτον gegen *Reiske's* und *Bekker's* τοῦτό γ' beybehalten ist, müssen wir billigen, da das Allgemeine hier passender ist, als das Einzelne, und τοιοῦτον ohne τι nicht gesagt werden kann. *Ibid.*, weiter unten, wäre besser διέτελεον vor dem *Punctum* mit *Bekker* geschrieben, als διέτελεσε mit *Buttm.* Was bald darauf folgt, δικαιοτάτους, hat *Bl.* mit *Bekk.* für δικαιοτάτους καὶ πιστοτάτους gesetzt, freylich mit den meisten *Hdschr.*; allein der Zusatz scheint von der Art, dafs er besser mit *Buttm.* beybehalten würde. S. 521 in τὸ — ἡμεληγμένα καὶ τὰ περὶ τὴν ἐαυτῶν ἀδικήματα τοῦτο πεπραγμένα stimmen wir Hr. *Bl.* bey, der gegen *Buttm.* und *Bekk.* τὰ wieder zurückgeführt hat, wenn auch die meisten *Hdschr.* dagegen sind: die Wortstellung scheint den Artikel zu erfordern. In dem *μαρτύρων* S. 521 ist, ausser dem καὶ vor καταγίνομαι, welches unerheblich, *Παμμελως* — ἔχων mit den meisten *Hdschr.* beybehalten, statt dafs *Bekker* ἔχω, welches schon *Wolf* u. A.; wir möchten diefs ἔχω unbedenklich vorziehen, da das Ganze eine historische Aussage ist, und für eine Art Titel in dem ersten Satze zu viel gesagt wird. Ein

paar Kleinigkeiten sind S. 523 προβάλλεσθαι με ἔδει mit *Buttm.*, wo *Bekk.* προβάλλεσθαι μ' ἔδει, und S. 524 διασπρῶνται — διακ' ἵστασθαι δι' αὐτῶν λαβεῖν statt αὐτῶν, wo beide Mal absolute Entscheidung schwerlich möglich ist. S. 525 ist mit *Buttm.* die Conjectur *Auger's* καὶ ταῦτ' αὐτὰς ταῖς ἡμεραῖς aufgenommen, statt dafs *Bekker* bey der Lesart der *Hdschr.* καὶ τὸ αὐτ. τ. ἡ. geblieben, und freylich, obschon der Artikel bey den Attikern häufig demonstrativisch vorkommt, auch in dem Ausdruck τὸ δὲ für τοῦτο δὲ, wird sich doch von dieser Art (καὶ τὸ für καὶ τοῦτο) kein Beyspiel bey guten Schriftstellern finden; überdies war die Corruption ganz leicht. Gleich darauf wäre aber besser mit bey weitem den meisten *Hdschr.* und mit *Bekker* εὐορκα beybehalten, als ἐνορκα mit *Buttm.* aufgenommen: denn gesetzt auch, dafs der von *Buttm.* im Index angegebene Unterschied der beiden Wörter ganz genau und strenge ist, so läßt sich auch εὐορκον als *actio quae ratione habita iuris iurandi fit* hier recht gut denken. S. 526 in εἴπερ ὑπὲρ τοῦ κοινῆ βελτίονος δὲ μέλει ὧν ist ὑπὲρ mit *Buttm.* gegen *Reiske*, *Spalding* und *Bekker* beybehalten: allein es steht auf sehr schwachen Füßen, was man auch bey der Lesung von *Buttmann's* Note fühlen muß; denn einmal läßt sich die Construction μέλει μοι ὑπὲρ nicht nachweisen (*φροντίζειν* ὑπὲρ und μέλει περὶ sind verschieden), und dann sind es nur wenige Handschriften und von untergeordnetem Werth, auf welche die Lesart sich stützt, wenn man auch den unangenehmen Laut nicht in Anschlag bringen will. S. 528. τί γὰρ δὴ ποτε; ἂν τις — καὶ πάνιν τί δὴ ποτε; ἂν μὲν. — So hat Hr. *Bl.* mit *Buttm.* die Frage geordnet, statt dafs *Bekker* τί γὰρ δὴ ποτ', ἂν τις —; καὶ πάνιν τί δὴ ποτ', ἂν μὲν —; Aber von dem τοὺς νόμους τοῖς ἐβρίσταίς ἐφ' ἀπάντων χαλεποὺς εἶναι sollen zwey Belege gegeben werden: hier palst das zweyte καὶ πάνιν τί δὴ ποτε; als abgesonderte Frage nicht: es wäre eine wunderliche rhetorische Phrase; nimmt man es aber mit dem Folgenden zusammen, so führt es das zweyte Beyspiel sehr gut ein; dafs διὰ τί folgt, was *Buttm.* entgegengesetzt, stört nicht, indem diefs zum Theil etwas Anderes sagt, zum Theil in der oratorischen Rede sehr gut folgen kann. In dem νόμος S. 529 ist ἐβρίση mit *Bekker* und den *Hdschr.* *Spald.* und *Buttm.* ἐβρίση aus einigen wenigen *Codd.*; es ist letzteres wohl passender, wegen des Sinnes und wegen des folgenden ποιῆση. Ebendas. ist ἀφ' ἧς ἂν ἡ γραφή nach *Markland's* Conjectur geschrieben gegen die Lesart der *Hdschr.* ἀφ' ἧς ἂν ἡ γραφή: auch wir glauben, dafs ἡ nicht fehlen kann. S. 530 und gleich darauf in den *μαντεῖαις* ist die gewöhnliche Form *κνισσῶν* vorgezogen, nicht mit sehr vielen und den besten *Hdschr.* *κνισῶν*, die *Bekker* das erste Mal aufnahm: wenn man nicht den *Hdschr.* folgen will, so ist dergleichen schwer zu entscheiden. In der zweyten *μαντεῖα* ist die dorische Form κατὰ αἰτρία statt κατὰ τὰ π. aufgenommen: aber gegen alle *Hdschr.* diefs zu thun, ist zu gefährlich. Gleich darauf ist dagegen mit Recht καὶ vor *μαντισσομέν* aus-

ausgestoßen, da das δεξιὰ ἀνλόγοις nur zu dem letzteren, nicht zu στεφανηφορεῖν gehören kann; wenn nicht vielleicht jenes καὶ höher hinaufzusetzen und das Ganze so herzustellen ist: — καὶ στεφανηφορεῖν, καὶ κατὰ τὰ πάτρια, θεοῖς — ἀνλόγοις, μυασθωρεῖν: so in dem Orakel in der Rede Adv. Macart. θεοῖς Ὀλυμπίοις πάντεσσι καὶ πάσαις δεξιὰς καὶ ἀριστεράς ἀνλόγοις μυασθωρεῖν κατὰ πάτρια (πάτρια Buttman). In der Constitutionirung der beiden letzten Orakel ist Hr. Bl. ganz den Emendationen Buttman's gefolgt. Die Stelle ist zu schwierig und die Hdschr. sind hier zu corrupt, als daß wir, was sich gegen die gelehrten und scharfsinnigen Ausführungen Buttman's erinnern ließe, in dieser kurzen Anzeige mit verhältnißmäßigem Raumaufwand auseinanderzusetzen könnten.

Und überhaupt wird das Angeführte hinreichen, um dem Leser ein Urtheil über die vorliegende Ausgabe an die Hand zu geben. Wir sind etwa 16 Reiske'sche Seiten durchgegangen, und die bemerkten Stellen sind alle die, worin Hr. Bl. hier von Bekker abgewichen ist, und die, wo seine Kritik das Richtige nicht getroffen hat; die vielen Abweichungen von Buttman anzugeben, war nach dem oben Bemerkten unnöthig. Die geringe Zahl jener Stellen, und worüber sich allerdings zum Theil noch disputiren läßt, zeigt also, daß Hr. Bl. die Recension dieser Rede mit sehr viel Sorgfalt, mit richtigem Urtheil und genauer Sprachkenntniß bearbeitet hat, daß er überhaupt geleistet hat, was er leisten wollte, und dieser Abdruck zu Vorlesungen sehr geeignet ist. Er ist dieß auch besonders durch die Genauigkeit in Orthographie und Interpunction und die Richtigkeit des Druckes. Die Interpunction ist nach guten logischen Grundsätzen geordnet, doch auch mit Rücksicht auf Deutlichkeit: nur hie und da fehlt dieses. Auf die Correctheit des Druckes ist ebenfalls viel Fleiß verwandt und Druckfehler finden sich daher wenige; nur gleich auf den ersten Blättern, wie das wohl kommt, sind einige bedeutendere stehen geblieben: so gleich S. 2 Z. 2 ἐκείδη für ἐπειδή; S. 6 Z. 16 ist nach ἀλλὰ καὶ ausgefallen ἄλλα πολλά καὶ. Sonst finden sich dann und wann Accentfehler: S. 7 Z. 29 ἐπιδείξω, S. 23 Z. 11 προορᾶσαι, S. 36 Z. 11 διαφθαρέντος, u. dergl. Der Druck selbst ist freylich etwas klein, doch klar, scharf und lichtvoll. Das Papier ist recht anständig.

L. N. V.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.* Begonnen

von W. Müller, fortgesetzt von Karl Förster. Fünftes Band.

Auch unter dem Titel:

Auserlesene Gedichte von Jacob Schwieger, Georg Neumark und Joachim Neander u. s. w. 1828. XLI u. 254 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Das allenthalben rühmend anerkannte Unternehmen des verstorbenen W. Müller, die Dichter des siebzehnten Jahrhunderts in zeitgemäßen Auszügen wieder in die jetzige Literatur einzuführen, ist in sehr wackere Hände gefallen. Hr. Förster tritt ganz in die Fußstapfen seines verewigten Freundes und verfährt bey der Auswahl mit derselben Umsicht und Sorgfalt. Darum nehmen wir dankbar von ihm die vorliegenden Denkmale der frühern Zeit. Jacob Schwieger, eigentlich Schwiger (starb wahrscheinlich nicht vor 1667), unter dem Namen Filidor des Dorfers bekannt, ist wohl der unbedeutendste unter den drey hier eingeführten Dichtern. Ein herumschweifendes Leben gab seinen Gedichten eine gewisse leichtfertige Sinnlichkeit, die nicht immer gefällt. Die beiden andern gehören mehr der geistlichen Poesie an. Wen hätte nicht schon Neumark's: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ erbaut? Der fromme Sinn, der sich in diesem Liede ausspricht, beseelte auch den Dichter überhaupt, der 1621 zu Mühlhansen geboren wurde und 1681 zu Weimar als Archivsekretair starb. — Joachim Neander's Lieder athmen den Geist der Spener'schen Schule, und sein Leben (er starb im 40sten Jahre als Prediger in seiner Vaterstadt Bremen) gab in den mannichfaltigen Kämpfen, die es trafen, ein Zeugniß reiner, gottergebener Demuth.

NEUE AUFLAGEN.

LEIPZIG, b. Glück: *Handbuch der practischen Heilmittel- und Heilungslehre zum Gebrauch für angehende Pferdeärzte und Freunde der Rofsarzneykunde.* Von Seyfert von Tennecker, Königl. Sächs. Major der Cavallerie u. s. w. Zwey Bände. Dritte, wohlfeilere Auflage. 1830. Erster Band. XVI u. 523 S. Zweyter Band. X u. 542 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Das System des Concurses der Gläubiger nach dem gemeinen in Deutschland geltenden Rechte.* Von Dr. A. Schweppe, Appellationsrathe zu Lübeck. Dritte, über ein Viertel vermehrte Ausgabe. 1829. XVIII und 299 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1830.

LATEINISCHE LEXIKOGRAPHIE.

FRANKFURT a. M., b. Brönnert: *Etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache mit Vergleichung der griechischen und deutschen*, von Konrad Schwenk. 1827. 652 S. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

In diesem Buche werden alle lateinischen Wörter nach ihrer etymologischen Abstammung, wie etwa im griechischen Lexikon des *Henricus Stephanus* aufgeführt, neben jedem Worte stehen 2—3 deutsche Bedeutungen und neben den Stammwörtern die verwandten griechischen und deutschen Wortstämme, und zwar immer solche Dialektformen, welche dem lateinischen Worte am ähnlichsten sind. Z. B.: „*fero, tuli, latum, ferre*, tragen (*φέρω, φέρω* v. *φέρω, fahren, führen*).“ — „*bahren*, wovon die *Bahre*; *farjahn*, wandern, *fahren, vaaren*, d. i. *fahren, farraz*, gehen, *ferian*, führen.“ — „*fer-tus, a, um*, fruchtbar.“ — „*fertilis, e. fertiliter*, fruchtbar. *prae-fertilis*, sehr fruchtbar.“ Dann folgen *fertilitas, ferculum, feretrum* etc. — Und nicht bloß alle lateinischen Ausdrücke früher und späterer Zeit sind aufgenommen, sondern auch alle griechischen Ausdrücke der Medicin, Rhetorik, Mechanik, Naturwissenschaften u. s. w., die sich in latein. Schriftstellern finden. So finden sich im *h* unter *ἀπό* 37 solche Wörter: „*ὑπαιθρος, hypaethrus, a, um*, unter freyem Himmel befindlich.“ — *ὑπὸ ἁλλῇ hypallage, es, f.*, die verkehrte Verbindung der Wörter.“ So folgen *ἐνέχοον, ἐνελάτη, ἐφ' ἐν.* so ganze Seiten bey *ἐνί, διά, ὑδωρ, πόλις*, bey *χαμαί*.

Hatte der Vf. demnach den doppelten Zweck, einmal die abgeleiteten lateinischen Wörter unter ihre Primitiva zu stellen, sodann zu zeigen, wie die griechische und deutsche Sprache mit der lateinischen viele Wortstämme und Wortbildungen gemein habe, so ist nicht zu leugnen, daß er durch diese Arbeit manchen Beytrag zum richtigen Verständniß der lateinischen Wortbildung, manche treffende Zusammenstellung lateinischer, griechischer und deutscher Wortstämme gemacht hat. Dessen ungeachtet kann Rec. nicht umhin, zu erklären, daß das ganze Unternehmen seinem Plane und seiner Ausführung nach mißlungen zu nennen sey, und daß die Wissenschaft durch dasselbe wenig gefördert worden. Denn für Schüler kann dies Buch

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

nicht gearbeitet seyn, wegen der Menge von Hypothesen, schwankenden Ansichten und offenbaren Irrthümern; Gelehrte aber werden an ein *etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache mit Vergleichung der griechischen und deutschen*, wenn auch nur billige, doch ganz andere Ansprüche machen, als der Vf. zu erwarten scheint. Sie werden verlangen, daß der Vf. die lateinische Sprache in ihre Elemente zerlegt und vor den Augen des Lesers gleichsam wieder aufbaut. Diese Elemente sind die *radices* (oder *Themata* nach *Buttmann*) und die Anhängesylben, aus welchen beiden Theilen der Sprachschatz erwächst, der eine neue Bereicherung erhält durch die Zusammensetzung oder Composition. Jene Anhängesylben unterscheiden sich aber dadurch von der Composition, daß man die Anhängesylben, welche früher vielleicht auch ein selbständiges Wort waren, doch nicht mehr als solche anerkennt; während bey der Composition jeder Theil als besondere Worte in der Sprache noch dastehn. Der Vf. aber scheint diese *Radices*, welche den Stamm für jede grammatische Form enthalten, nicht gehörig gewürdigt zu haben, wie dieß die alten indischen Grammatiker mehr gethan haben, als die Griechen und Lateiner und mit ihnen großentheils unsere Grammatiker. Widersprechend sind daher die Annahmen des Vfs., wenn er sagt, *fundere* komme von *fons*, wiederum *fons* von *frondere*, da vielmehr das eine von einer gemeinschaftlichen Radix *Fund* oder vielmehr *Fud*, das andere von einer Radix *Fron*d herkommt. Es scheint dies auch der Grund zu seyn, warum der Vf. sich in der Unterordnung der Wörter nicht immer gleich bleibt; z. B. unter *φέρω* führt er an *fors, fortis, fortuna*; dagegen *fordus, trüchtig*, welches er ebenfalls von *fero* herleitet, steht unter besonderer Rubrik. Ferner hat der Vf. weder die Ableitungssylbe noch die Regeln der Composition genau beobachtet. Das Suffixum *men* wurde gebraucht zur Bildung von Substantiven *neutr. gen.*, so aus *Luc(ere) lumen*; *Fulg(ere) fulmen*; *Acu(ere) acumen*; *Stra(vi, tum v. sternere) stramen*; *Se(vi, tum v. serere) semen*; *Fe (Feo v. effetus) femer*. So kommt von der Wurzel *No(vi, tum v. noscere eigentlich Gno) nomen*. Unser Vf. hat diese einfache Ableitungsweise nicht beachtet und weiß nicht, ob es aus *novimen*, welches Wort gegen alle Analogie vom Vf. erdichtet ist, oder aus *ὄνομα* entstanden sey. — Die Römer bildeten Substantive *masc. gen.* auf *o gen. onis*: *catus* schlau, *klug*

K k

klug *Cato. nasus* die Nase *Naso*, *cicer* die Erbse *Cicero. tenebrae* davon *tenebrio* der gern im Finstern ist, Betrüger, so *nébulo* von *nébula*. Unser Vf. scheint diese durchgreifende Ableitungsweise übersehen zu haben, und ist mehr geneigt es von *neobulo* für *obolo*, keinen Obol werth, herzuleiten, wofür wir in der Sprache keine Analogie finden. — Man bildete Adjectiva auf *stus* wie *faustus*, *modestus*, und ein vorhergehendes *r* fiel vor dieser Anhängesylbe aus: *funestus*, *scelestus*, *honestus*, *onustus*, *venustus*, *justus*, *moestus*; demnach ist nicht zweifelhaft, daß *festus* mit *feriae* zusammengehört. Man vergleiche damit den Vf. h. v. Er sagt: „*festus*, *a*, um festlich feyerlich soll von *ἐστῖν* kommen und „*fesiae*, *feriae*“ damit verwandt seyn. Vielleicht sind die *dies festi*, „*dies fasti*“. Die Verwandtschaft von *ἐστῖν* bey *Vossius* wird jeder auf sich beruhen lassen, aber da die *dies festi* eben *dies nefasti* waren, so wäre dieß eine Ableitung wie *lucus a non lucenda*. — Ja man sieht gar nicht ein, was der Vf. unter Ableitungssylben versteht, wenn er bey *fundo* sagt, „*fudo* sey das einfachere Thema und *do* Formationssylbe, so daß *fuere* der Stamm sey.“ Wie in *findere*, *scindere*, *tundere* das *n* eingeschoben ist, *d* aber zum Stamme gehört, was aus dem Perfect dieser Wörter und aus den verwandten Sanskritwurzeln *bhid* und *bid* theilen; *techid* spalten; *tud* schlagen erhellt, so gehört auch in *fundere* das *d* zum Stamme. Der Vf. scheint auch jene Form *Fuere* nur erdichtet zu haben, um darauf weiter zu bauen. Er fügt nämlich hinzu: „es scheint dieß *fuere* für *chuere*, *huere* zu stehen und mit *χύνω*, *χέω* verwandt zu seyn“. (??)

Schon oben bey *nebulo* läßt sich ersehen, wie der Vf. mit den Gesetzen der lateinischen Composition bekannt ist. Wir wollen hier nur ein Beispiel hinzufügen, um zu zeigen, daß der Vf. auch von dieser Seite nicht genügt. Betrachtet man *demens*, *amens*, *concores*, *excores*, *effrons*, *anceps*, *praeceps*, *bidens*, *iners*, so kann kein Zweifel entstehen, wie *ingens* zusammengesetzt sey und daß es bedeute, was über alles Geschlecht, über alle Classification hinausgeht, *ungeschlacht*, *ungeheuer*. Und daß dieß die richtige Ableitung ist, ersieht man eben aus dem deutschen *ungeschlacht*, denn dieß kommt eben so von Geschlecht, dessen ältere Form *Geschlacht* s. bey *Wachter* im *glossar. s. v.* Schlacht, herkommt. Diese sich darbietende Ableitung mußte entweder angenommen oder widerlegt werden; der Vf. aber weiß nicht, welcher von den verschiedenen Etymologien, die bey *Vossius* stehen, er folgen soll; ob es komme „von *gens*, *quod in gentem sufficiat*, von *geno* mit verstärktem *in*, oder von *censeo*, *quod tantum sit, ut censi non possit*.“ Der Vf. bemerkt nur, „von *censeo* könne es nicht seyn, man müßte denn eine Form *cenere* oder *canere* annehmen, was mißlich sey, es scheine von *geno* zu kommen und das Mißgeschaffne, Ungeschlachte, Ungeheure zu bezeichnen.“

Man wird ferner von einem Etymologen der lateinischen Sprache mit Recht verlangen, daß er nicht bloß jene Sprachgesetze kenne, durch welche allein Sicherheit für die Ableitung gewonnen wird, sondern auch um die Unsicherheit und das Schwankende zu heben, womit die Etymologie zu kämpfen hat, daß er keine Form annehme und bilde, wenn sie nicht entweder durch die Sprachmonumente, wozu theils die schriftstellerischen Werke, dann alle Inschriften in Stein und Erz, desgleichen alle Reste der altitalischen Sprachen gehören, festgestellt ist, oder doch durch die augenscheinlichste Analogie der ganzen Sprache als einst vorhanden erwiesen und erhärtet wird. Streng muß der Etymolog die Gesetze erforschen, nach welchen die Vokale und namentlich die Consonanten sich in den verschiedenen Zeiten und Dialekten verwandelt und nicht von der einmaligen Umwandlung eines Consonanten sogleich zu neuen Zusammenstellungen Veranlassung nehmen. Wie weit unser Vf. diesen Gesetzen nachgekommen, ist zum Theil aus dem bereits Angeführten klar. Von Beweisen aus den Inschriften, aus den Resten der etruscischen und oscischen Sprache ist wenig die Rede, und Formen bildet der Vf., wie er sie eben braucht, wobey er so weit geht, daß er die selbst ersonnenen Formen aufstellt, ohne nur den Leser in Kenntniß zu setzen, daß die Form bloß von ihm erdacht sey. Welche Gewaltstreiche er sich in dieser Rücksicht erlaubt, weist zur Genüge der Artikel *annus* aus. Er sagt: *annus* kommt von *arcinus*, wie *urna* aus *urcinus*, *urca*, *orca*; *penna* von *petenna* *πετέρνη*; *pone* von *postine* von *post* (*postinus* wie *crastinus* von *cras*); *manes* aus *macines* *μάχαιρες*; *laterna* aus *lampiterna*. Wo also mit der Sprache umgegangen wird, darf man sich freylich nicht wundern, wenn man neben einzelnen treffenden Bemerkungen auf die wunderlichsten etymologischen Gaukeleyen fast auf jeder Seite stößt. Dem Rec. bietet sich gleich dar „*jus*, *juris*, *n.*, das Recht. Wahrscheinlich ist, sagt der Vf. s. h. v., die Grundbedeutung das Reden, Ausprechen, und es scheint mit *ἄω*, *αῶω*, *λάω* verwandt; vgl. *jus* die Brähe rücksichtlich der Formation; *jubeo* ist damit verwandt.“ Im nächsten Artikel: *jus*, *juris*, *n.*, Brähe „*ῥαο*, *ῥαο* Saft, Feuchtigkeit: *λός* kann auch *λόγ* heißen, Gift, wahrscheinlich zunächst Feuchtigkeit, *ῥαο*, *αῖμα*. *He-sych.*“ Bey *juvo* heißt es: „die Formen nach der ersten Conjugation sind abgeleitet und die Grundbedeutung ist wohl *tragen*, weshalb es auch den Accusativ regiert; ungefähr ähnlich *levare*. Der Stamm scheint mit *ἄω*, *οἶω*, *tragen* übereinzukommen, davon erweitert *ἔνω*, *ὀνάω*, *ὄρμη*. „Man sehe *populus*, *ludo*, *laus*, *nepos*, *canere* u. a. Hat aber der Vf. alle Grundsätze der Etymologie bey der lateinischen Sprache aus den Augen gelassen, so wird man in Absicht auf die griechische und deutsche Sprache keine weitem Erwartungen haben. Und auch hier findet sich gleiche Willkühr in Umwandlung der Vokale und Consonanten; eine Menge

unerhörter Formen, Mangel an Kenntniß der Ableitungssyllben, und bey diesen weit verbreiteten Sprachen kein Unterschied der Formen nach Zeit und Ort, wie bereits aus dem Obigen grobentheils erhellt. Man vergleiche oben, wo unter dem Artikel *fero* zum Adjectiv *βαρύς* ein Verbum *βαρύνω* angegeben ist; man wird vergeblich ein Verbum *λάω* suchen, was unter *jus* das Recht angegeben ist. Um *jus* die Bräthe mit *λός* in Verbindung zu bringen, fügte der Vf. die Form *λόρ* bey, ohne zu bedenken, daß das *r* in *jus*, *juris* radikal ist, in jenem *λόρ* nur Nominativendung seyn würde. *cibus* soll vielleicht verwandt seyn mit *κάντω*, *κάνω*, *κάβω*, *κάω* kauen. Man fragt mit Recht nach einer Stelle, wo *κάντω* kauen bedeutet, wo *κάβω*, *κάω* sich finde. So steht neben *κορμός*, um eine Verwandtschaft mit *corpus*, *corpor-is*, wahrscheinlich zu machen, eine Form *κορμός*, die äolisch seyn soll.

Auch die Anforderung wird man billig finden, daß der Vf. die Forschungen Anderer benutzte und aufnahm. Allein er hat gerade bey seiner Arbeit die Werke benutzt, die durch die Forschungen unserer Zeit an Ansehn verloren haben. In unserer Zeit ist man wohl ziemlich darüber einverstanden, daß die oft ganz willkürlichen Etymologien der alten lateinischen Grammatiker wenig Gewicht haben; ihnen aber legt unser Vf. gerade ein großes Ansehn bey. Was aber in neuerer Zeit für Etymologie des ganzen Sprachstamms geleistet worden ist, ist von ihm gar nicht benutzt worden; namentlich vermissen wir die Benutzung der Schätze, welche in *Grimm's* deutscher Grammatik aufgespeichert liegen. Was läßt sich von einem Werke über Verwandtschaft der deutschen und lateinischen Sprache erwarten, wo die gediegenen Arbeiten dieses Sprachforschers unbenutzt sind. Vortreffliche Vorarbeiten findet man auch in *Schlegel's* indischer Bibliothek und in *Bopp's* grammatischen Schriften. Ja es scheint fast, als wäre der Vf. überhaupt ganz unbekannt mit dem Standpunkte; auf welchem sich die Wissenschaft befindet. Denn während in jenen Werken erwiesen ist, daß die lateinische, griechische, deutsche, slavische und mehrere asiatische Sprachen Töchter einer gemeinschaftlichen Stammsprache waren, von welcher die einzelnen Töchtersprachen in verschiedenen Zweigen sich verbreiteten und den ihnen von der Muttersprache mitgetheilten Schatz von Wörtern und Flexionen selbständig vermehrten, weiter ausbildeten oder auch zum Theil vernachlässigten, so daß zwar alle diese Sprachen mit einander viele Wörter und Flexionen gemein, aber auch wieder ihre Eigenthümlichkeiten haben, scheint unser Vf. alles Ernstes noch der Meinung zu seyn, daß die lateinische Sprache eine Tochter der griechischen sey. Er spricht sich zwar, da keine Vorrede vorhanden, nirgends darüber aus, aber daraus, daß er dem Ansehn der alten Grammatiker huldigt, die jene Ansicht hatten, daß er von jedem Worte eine griechische Ableitung versucht, daß er z. B. bey *crux* bemerkt, welches griechische Wort mit *crux*

verwandt sey, sey schwer zu ermitteln, ist man wohl zu jener Annahme berechtigt. Und zwar um so mehr, weil, wenn der Vf. jene Forschungen gekannt hätte, sich gar nicht einsehen läßt, wie er eine solche Zusammenstellung der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache ohne Kenntniß des Sanskrit und des Persischen unternehmen konnte, da durch diese Sprachen oft erst die Identität scheinbar verschiedener Wörter in andern Sprachen bewiesen, dagegen manche bisher allgemein geglaubte Wortableitung widerlegt wird. Hätte der Vf. z. B. das sanskrit. Wort *kaesa* das Haar, *kaesara* die Mähne gekannt, er hätte nicht *caesaries* von *caedere* abgeleitet, um so weniger, da ja *caesaries* nicht das abgeschnittene Haar bedeutet. Auch *Caesar* ein Haariger, Haarkopf hängt damit zusammen. Hätte der Vf. das sanskrit. Wort *pāsu* das Vieh gekannt (mit dem *S* als Gaumenbuchstaben, welches im Griechischen in *x*, im Lateinischen in *c*, im Deutschen in *s* überzugehen pflegt), er würde *pecus* nicht von *πένω* ich kämme abgeleitet haben.

BIBLISCHE LITERATUR.

BREMEN, b. Kaiser: *Blicke in das Leben des Apostels Paulus und der ersten Christengemeinen.* Nach etlichen Kapiteln der *Apostelgeschichte.* Von Gottfried Menken. 1828. VIII u. 516 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Vorliegende Schrift enthält einen Commentar über *Apostelgeschichte* Kap. 15 bis 20, in der bekannten Weise des Vfs. Der Text ist nach Luthers Uebersetzung abgedruckt, und in mehrere grössere oder kleinere Abschnitte getheilt, deren jedem der Vf. in einer oder mehreren Nummern, welche von I bis XXXIX durch das ganze Werk fortlaufen, die Erläuterungen folgen läßt. In diesen behandelt er die biblische Erzählung mehr auslegend, als erklärend, sie durch historische, öfter noch durch psychologische Bemerkungen bald umschreibend, bald ausfüllend, fast homilienartig, und knüpft einen großen Reichthum mannigfacher Betrachtungen an. Die Erläuterungen sind zum Theil treffend und überzeugend; nicht häufig solche, wie S. 19 — 21 (zu Kap. 15, 1 ff.) über die Frage: „Wie konnten die Christen zu Antiochien durch das Vorgeben: wenn ihr euch nicht beschneiden lasset ff., sich so bewegen und in Unruhe bringen lassen?“ die dahin beantwortet wird: daß die Einfachheit und Milde des Evangeliums und die Leichtigkeit seiner Befolgung vom festen Glauben an dasselbe abschrecke. Aufschluß hierüber liegt vielmehr ganz nahe darin, daß die unberufenen Lehrer, welche dort predigten, einen Anhang von Judenchristen fanden, die aus Vorliebe für alte Gewohnheit, ganz so wie der Vf. S. 37 zu v. 5 und S. 89 zu v. 20 u. a. a. O. richtig bemerkt, ihnen beystimmten. Wenn der Vf. S. 22 behauptet: „die Christen zu Antiochien waren Heiden gewesen; von dem A. T. und vom Judenthume mochten sie nicht viel wissen,“ so hat er über-

übersehen, daß Kap. 11, 19 das Gegentheil angedeutet wird. Man würde übrigens dem Vf. Unrecht thun, wenn man die getadelte Stelle für etwas Schlimmeres, als für einen mißlungenen Versuch einer psychologischen Erklärung halten wollte. Sein ganzes Buch spricht einen hohen sittlichen Ernst und oft recht hervorhebend die volle sittliche Strenge des Evangeliums aus. — In etwas wortreicher, aber edler Rede verfolgt der Vf., so wie ihm der Text dazu Veranlassung giebt, die verschiedenen Zwecke seiner Schrift. — Den im Titel als den vornehmsten angegebenen, nämlich die Schilderung des Paulus, verliert er dabey nicht aus den Augen, und fügt, je nachdem ihm die biblische Erzählung Gelegenheit bietet, einen Charakterzug zu dem andern. So vertheidigt er den Apostel glücklich S. 99 (Kap. 15, 39) wegen seines Streites mit Barnabas, S. 111 (Kap. 16, 8) wegen der Beschneidung des Timotheus u. s. f., so daß der Apostel am Schlusse des Werks in seiner ganzen Größe und Liebenswürdigkeit vor des Lesers Seele steht. — Auch auf den Zustand und die Einrichtung der ersten Christengemeinen nimmt der Vf. öfter Rücksicht, und wenn er hierbey die Schattenseite weniger hervorstellt, so mag dieß darin Entschuldigung finden, daß sich dazu ihm nicht so oft Veranlassung darbot, als dieß bey der Auslegung der apostolischen Briefe der Fall gewesen seyn würde. Ausführlicher verbreitet er sich S. 177 über die Taufe, S. 421 über die Sonntagsfeyer, S. 423 über das Abend- u. Liebesmahl, S. 444 über die Aeltesten. Doch stimmt die Behauptung, daß alle Aeltesten zugleich Lehrer gewesen wären, nicht mit der Stelle 1 Tim. 5, 17. In dem, was der Vf. über die Taufe sagt, will er sehr gezwungen, das Besprengen mit Wasser bey derselben aus der Stelle Apostelg. 16, 30—33 rechtfertigen. Eben so wird irrig der einfache Sinn von einer natürlichen Gottesoffenbarung durch vernünftiges Nachdenken über die Welt und durch das Gewissen in Röm. 1, 19. 20 und Kp. 2, 14. 15 nicht anerkannt, sondern diese Stellen werden S. 291 u. 301 dahin gedeutet, daß sie sich auf eine ursprüngliche, d. i. im Anfange geschichtlich in unmittelbarer Rede Gottes gegebene Offenbarung beziehen; der Ausspruch des Dichters Apostelg. 17, 28: „Wir sind seines Geschlechts“ wird S. 292 ein Nachhall früherer Erkenntniß genannt, und der Altar mit der Aufschrift: „dem unbekannten Gott“ soll nach S. 263 ein von den in und um Athen mit ähnlicher oder gleicher Inschrift befindlichen, verschiedener, ursprünglich dem wahrhaften Gotte geweihter gewesen seyn. Dessen ungeachtet ist der Vf. kein Feind der Vernunft, kein Verfechter irgend eines symbolischen Lehrbegriffs, und eben so wenig mißkennt er den überwiegenden Werth des Sittlichen im Christenthume, und ob er gleich der reformirten Confession angehört, so weiset er doch mit edler Freymüthigkeit die von vielen

Bekennern seiner Kirche angenommene und noch neuerlich wieder vertheidigte Lehre von der Gnadenwahl S. 138—142 zurück. Wenn er auch nicht so tief eingeht, daß er das Heil und die Seligkeit in die sittliche Durchbildung des Geistes vorzugsweise setzt, so ist ihm doch die Vollendung der Sittlichkeit die wahre Höhe des Evangeliums — nur diese Sittlichkeit in der innigsten Verschmelzung mit der christlichen Wahrheit gedacht. Für den Zweck des Christenthums erkennt er nach des Apostels Ausdrucke: „Besserung zu Gott im Glauben an unsern Herrn Jesum Christum.“ — Nach dieser in der Schrift herrschenden sittlichen Ansicht des Christenthums benutzt der Vf. jede Gelegenheit, sittliche Bemerkungen anzuknüpfen, um sittliche Momente hervorzuheben, vgl. unter andern was z. B. S. 162 über die Gefängnisse, S. 314 über den Spott, S. 327 über die Verbindung der Frömmigkeit mit dem alltäglichen Leben, S. 349 über den Kampf wider das Gute und S. 483 über das schlechte Gewissen gesagt wird. — Hierher gehören auch vorzüglich die zahlreichen Stellen, welche Winke für Geistliche, besonders die jüngern unter ihnen, enthalten, z. B. S. 229, wo er vor dem unverständigen Eifern in Sachen der Religion warnt; S. 358, wo er den Werth und den Mißbrauch der Gelehrsamkeit eines Dieners des Wortes würdigt; S. 426 die ausgedehnte Predigt; S. 437, wo er „das unmäßige, ewige Sprechen, Reden, Schreiben, Lehren u. dgl., ohne daß man in Stille und Erbauung durch Wort Gottes und Gebet die eigene Leere aus der Quelle wieder anzufüllen sucht“ tadelt; S. 477, wo er über die Bewahrung der Eigenthümlichkeit redet. Weit weniger befriedigt, was der Vf. über die persönliche Seelsorge beybringt. Wenn er von S. 500 an die Ermahnung als etwas Vorzügliches in der apostolisch-väterlichen Treue und Wirksamkeit des Paulus hervorhebt, dann S. 502 weiter zu zeigen sucht: „So war es einst, allein so ist es nicht mehr!“ und behauptet, diese Ermahnung, als Sache der Gemeinde, sey der Kirche in allen Gestalten und Formen entschwunden, und an ihre Stelle die tägliche Selbstermahnung mit dem Worte Gottes getreten; so hat er gewiß die Erfahrung vieler der frömmsten und treuesten Pfarrer gegen sich.

NEUE AUFLAGEN.

LUDWIGSBURG, in d. Nast'schen Buchh.: *Telemach*. In das Deutsche übersetzt nach Fenelon. Dritte Auflage. 1829. X u. 301 S. 8. (12 gGr.)

GREFFELD, b. Funcke: *Deutsches Lesebuch für Schule und Haus*. Zunächst zur Beförderung religiös-sittlicher Bildung in Elementar- und Bürgerschulen. Zweyte Auflage. 384 S. 8. (12 gGr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1830.

BOTANIK.

1) PARIS, b. Dériville: *Organographie végétale*, ou description raisonnée des organes des plantes, pour servir de suite et de développement à la Théorie élémentaire de la Botanique, et d'introduction à la Physiologie végétale et à la description des familles; avec 60 planches en taille-douce. Par Aug. Pyr. de Candolle, membre du Conseil souverain de la République et Canton de Genève, Professeur etc. 1827. gr. 8.

2) STUTTGART u. TÜBINGEN, b. Cotta: *August(in) Pyramus De Candolle's Organographie der Gewächse*, oder kritische Beschreibung der Pflanzen-Organen. Eine Fortsetzung und Entwicklung der Anfangsgründe der Botanik und Einleitung zur (in die) Pflanzen-Physiologie und der Beschreibung der Familien. Mit 60 Steintafeln. Aus dem Französ. übers. und mit einigen Anmerk. versehen von Dr. Carl Friedr. Meisner, Mitglied(e) der allgem. schweizer. Gesellschaft für die Naturwissenschaften. Erster Band. 1828. XXVIII u. 491 S. gr. 8. (Preis beider Bände 4 Rthlr.)

Die im J. 1813 zu Montpellier erschienene „*Théorie élémentaire de la Botanique*“ des berühmten Vfs erlebte zu Paris 1819 eine zweyte Auflage und 1814 eine von dem verstorbenen Römer veranstaltete deutsche Uebersetzung. Darauf gab K. Sprengel unter dem Titel: „*A. P. de Candolle's und K. Sprengel's Grundzüge der wissenschaftlichen Pflanzenkunde zu Vorlesungen*. Leipzig 1820.“ ein Werk heraus, von welchem Hr. de Candolle in der ersten Note der vorliegenden Schrift erklärt, daß es ihm gänzlich fremd sey und seine Gedanken und Ansichten durchaus nicht richtig darstelle. Diefes wird sich nun auf keine Weise von Nr. 2. sagen lassen, da er selbst Hn. Meisner zu dieser Uebersetzung aufmuntert und ihn dabey vielfältig unterstützt hat. In dem langen Vorwort sucht der Uebers. darzu-
thun, daß er den Sinn der Urschrift nie miß-
verstanden habe. Wir finden keine Ursache daran zu zweifeln; doch gesteht er selbst, nicht selten unserer Sprache Zwang angethan zu haben. Leider ist diefes nur allzu häufig der Fall. Auch kommen oft ganze Sätze vor, die nichts weniger als deutsch sind, und eine Menge Wörter, die, wie *Extrava-*
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

sat, Trachee, Lymph, Cortial, Endogenen, Adventiv, extra-axillär u. s. w., nimmermehr als deutsch angesehen werden können. Als Beyspiel der ersten Art wollen wir nur S. XVIII anführen, wo der Hauptzweck des ganzen Werks folgendergestalt angegeben wird: „Die Organographie ist die Auseinandersetzung dessen, was zur Symmetrie der partiellen Organe gehört.“ Der Fehler hat offenbar einen zweyfachen Grund: dieser liegt einertheils am Uebers. selbst, der, zu wenig vertraut mit dem unerschöpflichen Reichthum seiner Muttersprache, es vorzog, die Kunstausdrücke bloß mit einer deutschen Endung zu versehen, wodurch ein wahrhaft widriges Gemisch von halblateinischen, halbfranzösischen und halbdeutschen Wörtern entstand, — und andernteils in der rednerischen Urschrift, die alle Mängel des Genferfranzösischen zur Schau trägt, von dem Piquet (*Mélanges de Littérature*) mit Recht sagt: „le style des Genevois manque souvent de pureté, et il est généralement emphatique, ambitieux et surchargé de termes scientifiques; il a une physiognomie particulière; mais, certes, ce n'est pas celle du bon goût.“ Alle in französischer Sprache geschriebenen Werke des Hn. de C. erinnern lebhaft an die drollige Klage von Domergue (*Solutions grammaticales* p. 375): „Je n'ai plus cette liste vraiment plaisante, à l'aide de laquelle on pourrait faire un dialogue en français de Genève, que n'entendraient pas ceux qui parlent le français de Paris.“ Kurz, fast eine jede Zeile der Uebersetzung des Hn. M. erzeugt bey dem Leser das unangenehme Gefühl einer höchst mühsamen, holperigen und sprachwidrigen Uebersetzung. War es denn aber überhaupt nöthig, möchten wir fragen, dieses neueste de Candolle'sche Werk ins Deutsche zu übersetzen? In jeder Beziehung können wir darauf nur entschieden mit — Nein! antworten. In Deutschland ist nicht ein einziger Botaniker, der nicht im Stande wäre die Urschrift zu verstehen. Gewifs wird Jedermann vom Fache, findet er dazu Veranlassung, sie lieber zu Rathe ziehen, als die ohnehin durch unzählige Druckfehler verunstaltete, sogenannte Uebersetzung. Dazu kommt aber der innere Werth der Urschrift. Dieser möchte nur beziehungsweise von Wichtigkeit seyn; denn der Vf. kennt nur die Leistungen der französischen und englischen Botaniker. Aus seiner Unkunde der deutschen Sprache und der Leistungen deutscher Kräuterkenner, weswegen er
Ll sich

sich in einer Note förmlich entschuldigt, entstehen wesentliche Lücken im Vortrage und mitunter die lächerlichsten Verwechslungen. Auch hat er bekanntlich selbst in der Pflanzenzergliederungskunst niemals etwas Eigenthümliches geleistet oder etwas Neues entdeckt; endlich ist er, man muß es bekennen, nicht glücklich in der Bildung der von ihm erfundenen Kunstausdrücke, wie die Bezeichnung der Kelchblätter und der verschiedenen Arten der gefiederten oder zerschnittenen Blätter es satksam darthun. Schon der Titel bezeichnet das Buch als eine Fortsetzung der Eingangs dieser Anzeige genannten *Théorie élémentaire*; dessen ungeachtet sagt S. XX der Uebersetzung: „Die Organographie ist die gemeinschaftliche Grundlage aller Theile der Wissenschaft von den organisirten Wesen; als Studium der Symmetrie der Wesen ist sie der Grundstein der ganzen Theorie der Classificationen; als Lehre vom Nutzen der Organe ist sie die Basis der Physiologie; als genaue Beschreibung dieser Organe ist sie der Anfang der Glossologie (Kunstsprache) und der beschreibenden Naturgeschichte.“ Das Ganze ist in Bücher eingetheilt, die in eine gewisse Anzahl von Kapiteln zerfallen, deren Unterabtheilungen Artikel heißen. Eingedenk des uns vergönnten Raumes können wir den Inhalt nur allgemein andeuten, und werden um so lieber die Ueberschriften der Uebersetzung beybehalten, als auch dieselben dazu dienen können, das über sie gefällte Urtheil zu bestätigen. Das erste Buch handelt, mit angemessener Ausführlichkeit, von den Elementarorganen und ihren ersten Zusammensetzungen, welche noch für Elementar- Organe gehalten werden, mithin vom Zellgewebe, von den Gefäßen, von den sogenannten Pflanzenfasern, von der Cuticula und der Epidermis, von den Spaltöffnungen (*Stomata*), von den Saugschwämmchen (*Spongioles*), von den Saugwürzchen (*Suçoirs*), von den Linsenkörpern, den Drüsen (*Glandes*), den Haaren (*Poils*), von den Behältern des eigenthümlichen Saftes (*Réservoirs du suc propre*), von den Lufthöhlen (*Lacunae, cavités aériennes*), von den Rhaphiden (Nadeln, *Rhaphides*), von den Gelenken, dem Aufspringen (*Dehiscencia*), von der Eintheilung der Gewächse nach ihren Elementar- Organen in die zwey Hauptarten, gefäßlose oder Zellgewächse (*Végétaux cellulaires*) und gefäßführende oder Gefäßgewächse (*Végétaux vasculaires*). Den Schluß macht die Eintheilung der zusammengesetzten Organe. Im zweyten Buche, von den Fundamental- Organen oder von den zur Ernährung wesentlichen organischen Theilen, werden die verschiedenen Arten des Stammes, der Zweige, der Wurzeln, der Blätter und die Ernährungs- Organe der cellulären Gewächse nach ihrem äußern und innern Bau und ihren Verrichtungen erläutert. Im dritten Buche, von den Reproductions- Organen oder von den zur Reproduction wesentlichen organischen Theilen, ist die Rede vom Blüthenstande und seinen Arten, von dem Bau der Blume bey den phanerogamischen Ge-

wächsen. Schon diese kurze Uebersicht des Inhalts deutet auf die unlogische Stellung mancher einzelnen Abschnitte. Wer wird z. B., um das deutliche Bild eines Gewächses aufzustellen, mit dem Stamme beginnen, dann zu den Wurzeln übergehen und erst ganz zuletzt, d. h. erst nach der Frucht und dem Samen, von den Knospen reden? Was von den eigenen nadelförmigen Gebilden im Innern der Pflanzen oder den Rhaphiden gesagt wird, muß mit einem lehrreichen Aufsätze über Krystalle in den Pflanzen verglichen werden, der in den Mittheilungen aus dem Gebiete der Flora und Pomona, Dresden 1829, Nr. 2, S. 6 angedeutet steht. Endlich, um nicht tiefer in die Würdigung anderer Einzelheiten einzugehen, bekennen wir, der Ansicht des Vfs. nicht beytreten zu können, der zufolge die Gefäße der Pflanzen, die überhaupt als Luftkanäle dienen, in gewissen Fällen auch Säfte führen sollen. Sehr saubere, von Heyland gezeichnete und von Plée Vater und Sohn in Kupfer meisterhaft gestochene Abbildungen begleiten die Urschrift, während bey der Uebersetzung nur Steindrücke befindlich sind.

NATURGESCHICHTE.

NORDHAUSEN, b. Koehne: *Rosae plantarum historia succincta*, in qua Rosarum species tum suae terrae proventus tum in hortis suppositicias secundum normas naturales ad stirpium beses tres primitivos revocat inque speciminum ratorum fidem Rhodologorum et Rhodophilorum captui accommodat *Fredericus Guil. Wallroth*, M. et Ch. Dr. etc. 1828. XI und 311 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Kaum giebt es eine Pflanzengattung, die ihrem Bearbeiter größere Schwierigkeiten zu überwinden darböte, als gerade die Rosen. Dieß darf nicht fremden, da ihre Geschichte bey den ältesten Dichtern beginnt und sie, zu allen Zeiten, als die vorzüglichste Zierde der Gärten betrachtet wurde. An ihnen übte sich schon sehr früh die Vervielfältigungskunst der Gärtner, was nicht wenig dazu beytrug, die Begriffe von Art und Abart zu verwirren. Dieß konnte auch um so leichter geschehen, als einerseits die Natur eine gleichsam natürliche Verwandtschaft aller Rosen aufs deutlichste ausspricht, während sie andererseits bey den einzelnen Theilen die auffallendsten Abweichungen gestattet. Nicht genug aber, daß Gärtner und sogenannte Blumisten um die Wette die Artenkunde verwirrten; auch die eigentlichen Botaniker vom Fache trugen das ihrige dazu bey. So entstand ein Wald von Synonymen, aus welchem nur anhaltende Studien der wilden und in den Gärten gezogenen Arten und Abarten, Culturversuche und endlich wissenschaftliche Kritik herauszuhelfen vermochte. Dieser dreyfache, mühsame Weg ist vom Vf. nicht ohne Glück und nicht ohne Scharfsinn betreten. Wenn auch die vorliegende Schrift nur als ein Auszug einer vollständigen

gen Geschichte der Rosen betrachtet werden kann, an welcher Hr. W. seit Jahren arbeitet, so leistet sie doch gerade Alles, was man von einer eigentlichen wissenschaftlichen Monographie zu fordern berechtigt ist. Ein großer Vorzug derselben besteht, bey sehr anständiger Ausstattung von Seiten des Verlegers, in der Entfernung alles dessen, was das Buch weniger bemittelten Käufern unzugänglich machen könnte. Das Ganze zerfällt in zwey Abschnitte: S. 1. *De Rosa generatim*, und S. 83. *De Rosa speciatim*. Im ersten Abschnitte handelt das erste Kapitel S. 8. *Variorum de Rosa, plantarum genere auctoritates*, ab. Mit ungemeiner Belesenheit führt der Vf. in chronologischer Ordnung vor, was sich bey den Alten über die Rosen vorfindet. Mit gleichem Fleiße werden die übrigen zahlreichen neuern und neuesten Werke angeführt, die den Rosen gewidmet sind; wobey wir nur die Leistungen italienischer Botaniker und einige französische Dichter vermissen, die in eigenen Schriften die Rosen besungen haben. Das zweyte Kapitel S. 17 enthält: *Partium Rosae fruticem integrum tum congruenter tum invita natura constituendum, examen succinctum*. Für die botanische Kritik ist es unbestritten das wichtigste: denn es beleuchtet alle erheblichen Erscheinungen, welche die Formen und die Organe der Rosen darbieten. Diese kritische Würdigung der verschiedenen innern und äußern Kennzeichen der Rosen nach dem Grade ihrer beziehungsweisen Wichtigkeit ist an sich keines Anzugs fähig. Die so verschiedenartig bezeichnete Frucht belegt der Vf. ganz zweckmässig, nach dem Vorgange von *Plinius* und *Bauhin*, mit der Benennung *Alabaster* (Buttenfrucht, *ex vasculis unguentarii similitudine*; *Butte vernaud.*) Es liegt in der Natur der Sache, daß die Botaniker bey ihrer wissenschaftlichen Anordnung der Arten bald diesen, bald jenen Theil als den wichtigsten ansahen. So z. B. nahm *Linné* die Gestalt der Frucht, *Schrank* ihre Oberfläche, *Woods* die *Aculeae*, *Léman* die Blättereinschnitte, *Rau* die An- oder Abwesenheit der Blattdrüsen als obersten Eintheilungsgrund an. Der Vf. wählt dazu die *Sepala calycis*. Durch ihre Gleichförmigkeit oder Ungleichförmigkeit entstehen die zwey großen Abtheilungen: *Rosae homoeosepalinae* und *Rosae heterosepalinae*. *Linné* unterschied 18, *Murray* 21, *Willdenow* 39, *Persoon* 45, *Thory* 57, *Poirét* 64, *Léman* 80, *Lindley* 101 und *Trattinick* gar 246 Arten. Eingedenk des *Linné*'schen Ausspruches: „*eum, qui varietates ad species suas redigit, non minora praestare quam qui species ad propria genera amandavit*“ und seiner eigenen Grundsätze, führt Hr. Dr. W. sie alle auf XXIV Hauptarten zurück, nach folgender hier im Auszuge stehenden Uebersicht: † *Sepalis omnibus simplicibus* (*Rosae homoeosepalinae*). * *stipulis nullis*: 1. *Rosa berberifolia Pallas*. ** *stipulis solutis* s. in auriculas setaceas plerumque caducas productis, stipellas liberas mentientibus. 2. *Rosa Lyellii Lindl.* 3. *Rosa Banksia R. Brown.*

4. *Rosa sinica Ait.* *** *stipulis alaribus persistentibus*. ° *stylis liberis in unguem crassiusculum dispositis s. umbilicatis*. 5. *Rosa indica Burm.* 6. *Rosa sericea Lindl.* 7. *Rosa campestris Clus.* 8. *Rosa suavis Willd.* 9. *Rosa alpina Linn.* 10. *Rosa pendulina Linn.* 11. *Rosa cretica Tournef.* 12. *Rosa palustris Marsh.* 13. *Rosa humilis Marsh.* 14. *Rosa majalis C. Bauh.* 15. *Rosa blanda Ait.* ° *stylis approximatis columnam gracilem mentientibus s. columnaribus*. 16. *Rosa moschata Gesn.* 17. *Rosa multiflora Thunb.* 18. *Rosa scandens Mill.* 19. *Rosa rubifolia Lindl.* †† *sepalis compositis, difformibus* (*Rosae heterosepalinae*). 20. *Rosa vulpina Gesn.* 21. *Rosa Cynorrhodon Thail.* 22. *Rosa setigera Mich.* 23. *Rosa villosa Linn.* 24. *Rosa Chamaerhodon Clus.* Die Nummer 21. ist die *Rosa canina Linn.* Es liegt außerhalb der Grenzen dieser Anzeige, uns in eine nähere Prüfung der S. 88 beginnenden speciellen Aufzählung der Haupt-, Unter-, Ab- und Spielarten und der stets mit aufgeführten Monstrositäten einzulassen. Wir sind dem Vf. das Zeugniß schuldig, allenthalben mit Umsicht, Fleiß, Scharfsinn und Unbefangenheit verfahren zu seyn und Alles berücksichtigt zu haben, was der Berücksichtigung werth war. Dafür spricht wohl am besten der Umstand, daß er nicht weniger als 721 von den botanischen Schriftstellern und Gärtnern unterschiedene Arten in den Kreis seiner Synonymen gezogen hat. Soviel weist nämlich der S. 301 befindliche *Index specierum* nach, welcher indessen auch die im Texte aufgeführten deutschen, französischen und englischen Benennungen umfassen sollte. Nicht alle Ansichten des Vfs werden den unbedingten Beyfall der Kräuterkundigen finden. Diefß stehet zu erwarten; aber seit der Erscheinung des vorliegenden Werkes wird man nicht mehr mit *Marschall von Bieberstein* (*Flora taur. caucas.* III. 358) sagen können: „*Rhodologiae clavis hucusque et nunc quoque desideratur et afferat denique lucem huic intricatissimo generi dies!*“

PHILOSOPHIE.

STUTTGART, b. Gebr. Franckh: *Ueber philosophische Kunst. Erstes Heft*: Eine historische Vorfrage. Von G. Mehring. 1828. XXVI u. 102 S. 8. (18 gGr.)

„Nicht ohne Scheu (sagt der Vf.) lege ich einstweilen meinen Versuch dem Publicum vor, von seinem Urtheile wird es zum Theil abhängen, ob ich diese Untersuchungen fortsetzen darf.“ Philosophische Schriftsteller, die so auftreten, pflegen sich gern von mehrern Seiten zu zeigen; und so hat denn auch diese kleine Schrift eine besondere Vielseitigkeit, welche wir, aufrichtig gesagt, bedauern, weil eine ausgezeichnet reine Schreibart uns begierig macht nach einem festen Kern, den wir nicht finden können. Was versteht der Vf. unter philosophischer Kunst? Meint er, diese Kunst sey einfach und für alle Theile der

der Philosophie nur eine und dieselbe? Hält er sie für ein Eigenthum des Genies, wofür es kein Lehren und Lernen giebt? Soll die historische Vorfrage wohl dahin weisen, ein vergangenes goldenes Zeitalter der philosophischen Kunst aufzuspüren? — Solche Fragen dringt uns der Titel auf. Das Büchlein sagt: „Vielleicht hätte ich statt philosophische Kunst auch philosophische Methode setzen können“; und nun folgen unzulängliche Bemerkungen über das Wort Methodenlehre, woraus wir nichts Anderes schließen können, als daß der Vf. wirklich den Ausdruck *Methode* anstatt *Kunst* hätte gebrauchen sollen. „Mein Standpunkt (sagt er) ist ganz am äußersten Anfange der Philosophie; der des kritischen Beobachters ihrer Genesis.“ Damit stimmt folgende spätere Aeußerung zusammen: „Der Boden, auf dem die Philosophie wurzelt, aus dem sie ihre Sätze zieht, auf dem sie allein ihre Systeme bauen kann, ist der menschliche Geist, und es ist deswegen auch *unbestritten* anerkannt und oft wiederholt worden, daß die Philosophie von der psychologischen Untersuchung über den Menschen anfangen müsse.“ Freylich ist das oft genug wiederholt, selbst bis zur Erschöpfung der Geduld; aber unbestritten anerkannt ist es nicht. Glauben konnte dieser unrichtige Gedanke so lange finden, als man von den Schwierigkeiten der Psychologie keinen Begriff hatte; und bedecken konnte man den Fehler so lange, als man gegen alle Regeln einer tüchtigen Erfahrungswissenschaft (welche das Gleichartige zusammenzustellen gebieten) die Beobachtung der Menschen von der Beobachtung der Thiere losriß, ja sogar die *innere Selbst-Anschauung*, welche allemal individuell ist, für gleichgeltend mit *Menschen-Beobachtung* hielt, und darin die Quelle der psychischen Anthropologie finden wollte. Merkwürdig aber ist nun die Wendung, wodurch der Vf. sich den Schwierigkeiten der Psychologie entzieht. Um sich an den äußersten Rand der Philosophie zu stellen und deren Genesis zu beobachten, verwechselt er mit der Wissenschaft die Geschichte derselben, und während wir nun der Vorrede gemäß erwarten, er werde bey der Sinnlichkeit anfangend die bekannte Leiter der Seelenvermögen zur Vernunft hinansteigen, erblicken wir ihn im Buche selbst beschäftigt mit den sieben Weisen, insbesondere mit dem Thales. Statt der angekündigten Probe von philosophischer Kunst empfangen wir eine Probe von Gelehrsamkeit, von Belesenheit im Platon u. s. w. „Damit man erfahre (sagt die erste Seite des Buchs), welches die Aufgabe aller philosophischen Kunst sey, muß es daran liegen, zu untersuchen, wie sich die Forderungen des menschlichen Geistes unter den verschiedensten

Umständen ausgesprochen haben, um durch *Induction* der verschiedenen Aufgaben sowohl als ihrer Lösung, die apriorische Disjunction derselben zu *bestätigen* und ihr gleichsam eine Controlle aufzustellen.“ Also, schlossen wir, befindet sich die erwähnte, einer Controlle zu unterwerfende, Disjunction schon in den Händen des Vfs; und die große Zuversicht der sogenannten psychischen Anthropologie, auf deren Boden er sich stellen will, läßt uns nicht lange zweifelhaft, zu welcher Schule wir ihn rechnen sollen. Die Unbefangenheit, womit von der „Kritik des Erkenntnißvermögens, welche die philosophischen Aufgaben und die Hauptarten ihrer möglichen Auflösung deduciren sollen“, gesprochen wird, — als ob diese Meinungen noch heutiges Tages die unangefochtene Basis und den Mittelpunkt des philosophischen Forschens und Streitens ausmächte, — giebt dem Büchlein das Ansehen, als wäre es vor zwanzig Jahren geschrieben und käme nun zufällig ans Licht. Wahrscheinlich leht der geistreiche und gelehrte Vf. zu sehr absondert von literarischen Kreisen, um mit dem jetzigen Stande der Philosophie bekannt zu seyn; oder es müssen ihn die zurückstoßenden Kräfte, welche, leider! zu sehr in der heutigen *Speculation* wirksam sind, stärker als billig afficirt haben. Doch ganz allein hieran liegt es bey ihm nicht. Man sieht vielmehr auch eine positive Kraft des Vorurtheils für *Thatsachen* bey ihm geschäftig, welche an den Platz der *Gedanken* treten sollen. Er meint, die Geschichte der Wissenschaft sey für keine andre Wissenschaft so wichtig, als für die Philosophie; und *erst aus der Summe aller möglichen Systeme könne das System der objectiven Philosophie construiert werden*. Wer so sprechen kann, dem rathen wir geradezu, von philosophischer Kunst zu schweigen. Denn offenbar fehlt ihm der eigentliche Nerv des Philosophirens, das kräftige *Erzeugen* eigener philosophischer Gedanken, welches von jeder, irgendwie denkbaren, Benutzung vorhandener Systeme, *toto genere* verschieden ist. Hiemit aber wollen wir den Vf. nicht abschrecken vom Schreiben. Nicht unter den eigentlichen Denkern, aber wohl unter den Gelehrten kann er einen anständigen Platz erlangen. Mit diesen mag er überlegen, was die *oock* in der Urzeit griechischer Speculation gewesen sey. Sie werden ihm gern glauben, daß *Lexikographie* im historisch-pragmatischen Sinne, worin aus der Geschichte gewisser Wörter die Bildung der Völker und Wissenschaften aufgeklärt werden soll, etwas höchst Verdienstliches sey; nur mit philosophischer Kunst hat ein so gelehrtes Geschäft wenig gemein.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1830.

LITERATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Campe: *Wilibald Pirkheimer's Aufenthalt zu Neunhof*, von ihm selbst geschildert. Nebst Beyträgen zu dem Leben und dem Nachlasse seiner Schwestern und Töchter, von *Moritz Maxim. Mayer*. 1828. VIII u. 64 S. 12.

Als im J. 1521 die Pest Nürnberg heimsuchte, begab sich *Pirkheimer* nach dem benachbarten, in anmuthiger Gegend gelegenen Marktflecken Neunhof (oder richtiger Neuenhof, Neuhof), dessen Herr, *Martin Gender* von Heroldsberg, P's Schwager war. Hier übersetzte P. einige Dialoge Plato's in die lateinische Sprache und widmete sie seinem Freunde *Bernhard Adelmann* von *Adelmannsfelden*, *Canonicus* zu Eichstädt und Augsburg. Diesem Freunde, auf dessen Ermahnungen *Pirkheimer* bey der drohenden Gefahr Nürnberg verließ, wird in der genannten Zuschrift d. d. ex secessu nostro *Neopagano Cal. Sept. 1521* von Neunhofs anmuthiger Lage ausführliche Nachricht gegeben; und hatte sie sich auch seitdem eines mehrmaligen Abdruckes zu erfreuen, so soll uns dieser neue darum nicht unwillkommener seyn. Der Hr. Herausg. hat in dem Vorworte über die verschiedenen Abdrücke dieses Briefes Auskunft gegeben, aber nicht gesagt, welcher von ihnen bey dem neuen Abdrucke zum Grunde gelegt wurde. Dafs es weder nach dem ersten Abdrucke vom J. 1623, noch nach dem in den opp. *Pirkheimeri ed. Goldast*. p. 232 gegebenen geschah, lehrte uns die Vergleichung derselben. Bey der Angabe des ersten Druckes hat Hr. M. die des Formats vergessen, und wir folgern aus den kleinen Verschiedenheiten des Textes, dafs ihm dieser Druck nur dem Titel nach bekannt war. Ein Exemplar liegt uns vor und wir geben danach den Titel genauer:

DIALOGI PLATONIS. | Axiochus, vel de morte. | Eryxias, vel de diuicijs. | De Justo | Num virtus doceri possit. | Demodoco, vel de consultando. | Sisyphus, siue de consulendo. | Clitophon, seu admonitarius. | Definitiones Platonis. | WILIBALDO PIRCKHEIME- | RO INTERPRETE. | Nuremberg, apud Fridericum Peylpus. Anno M.D. XXIII.

Dieser Titel steht in einer Leisteneinfassung; unten in der Mitte liegt ein Würfel, auf dem oben die Worte stehen: „RATIO VINCIT.“ Die Vorder-Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

seite hat die Jahrzahl: „M:D:XXII“ (sic!). Abgebildet findet man diesen Würfel in *Jos. Heller's* Geschichte der Holzschnidekunst (Bamberg 1823. 8.) S. 110 und 420. Die Zuschrift beginnt mit der Sign. *aij* und endet auf der Rückseite des 4ten Blattes. Mit der Sign. *b* beginnt die Uebersetzung der Dialoge. Am Ende des Werkes auf der untern Hälfte der 1sten Seite des 1sten Blattes nach der Sign. *i iij* folgt ein Druckfehlerverzeichniß in 2 Columnen. Das Ganze beträgt neun Bogen in 4to. Als Varianten nennen wir die kürzere Ueberschrift: „*Nobili ac — Adelman, de Adelmüsfelden etc.*“ st. *Nobili et — Adelman de Adelmanssfelden, Eystetensis* u. s. w.; ferner *Pirckheymer* st. *Pirkheimer*; *S. D. P.* st. *S. P. D.*, *lachrimas* st. *lachrymas*; *Nuremberga* (Goldast: *Nurberga*) st. *Noremberga*; *pximis* (— *proximis*) *his annis* st. *proximis bis* (ohne *annis*; Goldast: „*proximis his*“); *martires* st. *martures* (Goldast: *matires*); *frequentior* st. *frequentius*; *aut naturae* st. *ac naturae*; *tam otiosus* st. *tum otiosus*; *qui legantur* st. *quin leg.* u. s. w.

Dem lateinischen Texte zur Seite steht des Herausgebers deutsche Uebersetzung. Sie folgt leider zu sehr den Worten des Briefes und es geht darum der ganze, schöne und wahrhaft poetische Anstrich des Originals völlig verloren. Wozu aber überhaupt eine Uebersetzung? — Wer diese Sprache P's nicht versteht, wird schwerlich auch Freude haben an dem großen *Pirkheimer*; wer sie aber hat, bedarf der Uebersetzung wahrlich nicht! — Der Zuschrift selbst geht ein Vorwort des Hn. Herausg. voran, dessen Anfang gar sonderbar klingt: „Eine schöne Gegend, beschrieben von einem Manne, den — *J. Cochläus* — also schildern konnte: *Senatorum* u. s. w. — gewinnt gewiss an Schönheit durch den Mann, der sie beschrieb.“ Hier übersah Hr. M. das Ungereimte der Behauptung, dafs eine Gegend durch eine Beschreibung derselben an Schönheit gewinnen könne. — S. VI sagt der Vf., Nürnbergs geistiger Verfall scheine „nach der alten Prophezeiung, jetzt ferner zu seyn als je, wo einst ein Fuhrmann vorbeifahren und mit der Peitsche knallen und sagen würde: hier stand das hochberühmte Nürnberg.“ Darf man sich wohl erlauben, durch Zwischensätze am unrechten Orte so unverstündlich zu werden? —

Zu dem Sendschreiben hat Hr. M. Erläuterungen geliefert, welche besonders *Pirkheimer* und seine M m Fa-

Familie, Neunhof u. s. w. betreffen. Die erste Ermüthung hätte sich über P's Aufenthalt in Neunhof weiter verbreiten sollen. Der Vf. nennt nur einen von hier datirten Brief P's an Mosellanus (prid. Cal. Nov. 1520), welcher zu seiner Zeit mitgetheilt werden sollte. Vor allem konnte bemerkt werden, daß derselbe Adelmann schon am 11. Dec. 1519 unserm P. rieth, der Pest wegen sich von Nürnberg zu entfernen (vgl. *Heumann's documenta litt.* p. 180); ferner, daß P. im Januar 1521 wieder in Nürnberg war und daß sein längerer Aufenthalt in Neunhof mehr Folge seiner eigenen Unpäßlichkeit, als der Nürnberger Pest war (vgl. *Riederer's* Beytrag zu den Reformationsurkunden u. s. w., Altdorf 1762. 4.) S. 53. Anmerk. a. Auch die vielfache Bewegung, welche Eck's Werk, die Bulla von 1520, für Pirkheimer während seines Aufenthaltes zu Neunhof in dieser Zeit mit sich brachte, hätte nicht so ganz unbeachtet bleiben sollen, zumal da *Riederer* a. a. O. und in seinen Nachrichten, besonders I. Bd. S. 167 ff. und II. Bd. S. 54 ff., so trefflich vorgearbeitet hatte. Zu S. 17 Anmerk. giebt Hr. M. Nachricht von P's Kindern: Felicitas (sie starb nach *Nopitsch* am 29. März 1580), Catharine, Crescentia, Barbara, Charitas und einem bald nach der Geburt gestorbenen Sohne. Außerdem hatte P. noch einen unehelichen Sohn Sebastian. Unrichtig sagt Hr. M., daß P's Gattin, Crescentia Rieter, am 16. Jun. 1804 gestorben sey. Nach der Inschrift ihres von Dürer gefertigten Bildnisses starb sie XVI. Cal. Jun., also am 17ten März d. J., vgl. *Pirkheimeri opp. ed. Goldast.* p. 16. — S. 38 sagt Hr. M. von Rudolf Agricola, daß er im J. 1442 geboren wurde. Eben so *Jöcher*. Aber *Clement* erwies, daß er im August 1448 geboren seyn müsse, vgl. *Adelung's* Fortsetzung des *Jöcher'schen* Gelehrten-Lexikons. — Seinen Todestag giebt der Vf. auf den 15. Oct. 1488 an, aber nach *Jöcher* starb A. am 15. Oct. 1485. Wir bemerken dazu, daß er nach des Nürnberger *Just. Rösner's* handschriftlichen Angabe am 1. Jan. 1485 starb, vgl. *Sinceri* (*Schwindel's*) Neue Sammlung (Frankf. u. Leipz. 1738. 8.) 2tes St. S. 94. Die Pariser Ausgabe der Werke Platon's von 1518 erschien in Folio (nicht in Quart) vgl. *Panzer's Annales* VIII, 46. No. 998. Eine Ausgabe von 1522 kennt *Panzer* nicht, dagegen führt er eine andere hier fehlende an: Basel, J. Frob. et Episcop. 1532. fol., vgl. VI, 287. 866.

In einem Anhang S. 40—54 giebt Hr. M. einige Beyträge zu E. Münch's Werke: Charitas Pirkheimer, ihre Schwestern und Nichten, Biographie und Nachlaß. Nürnberg 1826. 8. So dankenswerth diese Beyträge sind, so hat uns doch die Art mißfallen, auf welche sie gegeben werden. Wir glauben, daß Hr. Mayer durch Hn. Münch's Erklärung in den Blättern für liter. Unterhaltung 1828. Beylage Nr. 12. beruhigt seyn werde, und zweifeln nun nicht länger, daß Hr. Mayer bald an die Herausgabe der Werke Pirkheimer's gehen werde, wozu ihn ja Münch selbst und andere Verehrer des Mannes kräftig unterstützen wollen. — In diesem Anhang er-

halten wir von S. 41—49 hieher gehörige Auszüge aus *Casp. Bruschii chronologia monasteriorum Germaniae illustrium*. S. 49 wird ein bey Münch fehlender Brief der Charitas, an *Casp. Nützel* und *Lazar. Spengler* nach Augsburg geschrieben am 8. Sept. 1518, mitgetheilt aus Kiefhaber's Nachrichten zur Geschichte Nürnbergs. Am Ende dieses Briefes heißt es: „darvmb ist mein rath, das jr die frumen reinen Herten auch anruft das sy inkrunpis hoch ruffen, das die Sach von statt gee.“ Im Vorworte zu diesem Briefe wünscht Hr. M. die Autopsie des Originals, weil ihm der letztere Ausdruck dunkel blieb; doch macht er dabey ein neues Wort: „krunpis.“ — Das Wort ist wohl falsch gelesen worden. Vertheidigen liesse sich vielleicht unsere Vermuthung dafür „in profundis“ (nach der Abkürzung: pfundis) zu lesen; denn an und für sich giebt diese Lesart einen guten Sinn, dann stimmt sie besonders gut zu dem Gegensatze: hoch, und endlich rechtfertigt sie der Charitas eigene Schreibart. Sie schreibt ihre deutschen Briefe gern mit lateinischen Brocken; selbst in diesem Briefe heißt es z. B.: „Es geschieht alles in caritate.“ Ist die Lesart wirklich richtig, so läßt sie sich durch das aus dem Deutschen stammende *krympa*, *krunps* etc., in der Bedeutung von *indigentia*, *res angusta* gar wohl erklären und giebt den richtigen Sinn. Vgl. *Wachter's Glossarium* s. v. *krumpen*. S. 52 theilt Hr. M. nach einer Leiste, die zu einem Gemälde gehört zu haben scheint, den Todestag der Charitas (d. Sebaldi 1532) mit, und danach aus der Nürnberger Stadtbibliothek einen ungedruckten Brief der Charitas an den Propst Hector Pömer ohne Datum. —

Nach einer Rüge an Münch verspricht endlich der Vf. die baldige Herausgabe der Briefe des *Sixtus Tucher* an Charitas Pirkheimer aus der Nürnberger Bibliothek, wenn anders sich Theilnahme erwarten lasse. Von unserer und gewiß vieler Anderer Seite hat er sie zu erwarten, und, da der sterbliche Mensch nicht Herr seines Lebens ist, so bitten wir Hn. M. dringend, damit zu eilen, auf daß er nicht wiederum umsonst zusammengetragen habe! — Auch sammelt Hr. M. über Hi. Baumgärtner, F. Fistorius, Hs. Rosenblut, den Barbierer Fols und Melchior Pfinzing und bittet um freundliche Unterstützung, die ihm reichlich zu Theil werden möge! Dem Büchlein ist die Abbildung der Clause, welche Pirkheimer's Lieblingsplatz zu Neunhof war, bey gegeben. —

KUNSTGESCHICHTE.

NÜRNBERG, Druck d. Campe. Officin: *Johann Neudörffer's* Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten (,) so innerhalb hundert Jahren in Nürnberg gelebt haben 1546 (,) nebst der Fortsetzung von *Andreas Guden* 1660. Abgedruckt nach einer alten Handschrift in der Cam-

Campe'schen Sammlung. 1823. VIII u. 98 S. 12.
(16 gGr.)

Der Herausgeber dieser Nachrichten, Hr. Dr. *Friedr. Campe* zu Nürnberg, hatte in der Vorrede zu *Dürer's Reliquien* (Nürnberg. 1823. 12.) verheissen, wenn es gewünscht werde, noch manches Interessante aus der frühern Zeit Nürnbergs, „der Wiege deutscher Industrie und Erfindung, der Krone deutscher Kunst und Wissenschaft und der grössten der deutschen Republiken,“ mitzutheilen, und beginnt nach freundlicher Aufnahme der Reliquien die von allen Seiten gewünschte Erfüllung seines Versprechens mit dem Abdruck dieses Neudörffer'schen Werks. Da Sandtart *N's* Handschrift kannte und benutzte und Joh. *Gabr. Doppelmayr* sie sogar bey seinen historischen Nachrichten von den Nürnberg. Mathematicis und Künstlern (Nürnberg. 1730. fol.) zum Grunde legte, so könnte ein Abdruck derselben leicht überflüssig scheinen. Aber wir erfahren dennoch in derselben hie und da etwas Neues, und der Herausg. bemerkt in der Vorrede, um jenem Einwurfe zu begegnen, ausdrücklich, daß bey Doppelmayr die einfache deutsche Sprache dem Schwulste, jeder eigenthümliche Zug den Citaten weichen mußte und so der zarte Ton des Manuscripts gänzlich verwischt sey. Der erstere Grund rechtfertigt gewiß diesen Abdruck, wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß die von vielen Künstlern Nürnbergs schon längst bekannten Nachrichten jenes gewünschte Interesse bey weitem nicht so stark hervortreten lassen, als Hr. C. zu glauben scheint. Den zweyten Grund aber wünschten wir nicht aufgestellt; denn außer den beiden als Beweis *des zarten Tons* in der Vorrede nochmals abgedruckten Stellen möchte wohl schwerlich noch etwas der Art in dem ganzen Buche sich finden. Daß Hr. C. überhaupt seine Handschrift überschätzte, könnten wir ihm vielfach zeigen, aber wir verzeihen es seiner auch darin sich aussprechenden Wärme und Liebe für Nürnberg's Vergangenheit um so williger, als wir von ihr für die Zukunft gewiß noch manches Gute zu erwarten haben.

In der Vorrede hätten wir noch ausführlichere Nachrichten über Neudörffer's Leben erwartet, zumal da das, was Andr. Gulden von ihm in den Nachrichten sagt, auch gar unbefriedigt läßt. *Johann Neudörffer* war — um nur das hier kurz zu bemerken — Bürger und Rechenmeister zu Nürnberg, wie er sich selbst in der Zuschrift dieser Nachrichten nennt, daselbst im J. 1497 geboren, und auch durch mehrere Schriften, besonders über Kalligraphie, rühmlich bekannt. Er starb zu Nürnberg am 12ten November 1563. Vgl. über ihn und seine Schriften *Doppelmayr* a. a. O. und *Will's* Nürnberg. Gelehrten-Lexicon. Mit großem Lobe redet Hr. C. von *N's* Verdiensten und er nennt ihn *den Schöpfer unserer Bücherschrift*, weil er eine zierliche Fractur zeichnete, welche dann der Formschneider Hieronymus Rösch schnitt, und weil Nürnberg alle deutsche Druckereyen mit Schriften, alle Gießereyen

mit Abschlügen versorgte. Ganz kurz sagt auch Hr. C. nur, daß er *Neudörffer's* MS. besitze, eine diplomatisch genaue Anzeige desselben war gewiß bey so einer Arbeit unerlässlich! Die Fortsetzung dieser Nachrichten von A. Gulden beginnt mit neuem Titelblatte S. 65. Aber die spätere, nachtragende Hand zeigt sich auch auf jeder Seite der Neudörffer'schen Nachrichten selbst, und es entsteht dadurch die Vermuthung, daß *N's* Angaben auch sonst von derselben berichtet seyn mögen. Warum aber schied Hr. C. nicht sorgsam alles das, was von *N.* nicht herrührt, von seinen eigenen Worten? Es war das leicht geschehen und hätte dieser Ausgabe auch in kritischer Hinsicht einen höhern Werth gesichert. Und sollte man nach der Angabe des Titels überhaupt nicht zweifeln: ob Hr. C. *N's eigene Handschrift* besitze? Wenn es der Fall ist, warum diese unsichere Bezeichnung? — Warum wählte Hr. C. ferner auf dem Titelblatte das J. 1546, da doch *N's* Vorrede am 16ten Oct. 1547 geschrieben ist? — Aufmerksam glauben wir endlich darauf machen zu müssen, daß aus *Neudörffer's* Vorrede hervorgeht, wie dieß Werk in einer Zeit von kaum acht Tagen entstand, und *N.* sagt hier selbst ausdrücklich, „daß ich mich — unterfangen — so viel *mir diese 8 Tag meine Schüler bey Nachtzeit* vergund haben, — eine kurze Verzeichniss zu stellen“ u. s. w. Dieses Geständniß reicht vollkommen aus, uns den richtigen Standpunkt zu geben, von welchem *N's* Arbeit betrachtet seyn will, und wir glaubten seine Mittheilung dem Publicum um so mehr schuldig zu seyn, als Hr. C's einmal vorgefaßte Meinung diesem Buche einen zu hohen Werth beyzulegen scheint. —

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen erlauben wir uns noch einige besondere. Schon eine oberflächliche Vergleichung mit Doppelmayr's Werke lehrt, daß wir in Neudörffer's Nachrichten Kunde von manchem bisher ungenannten Nürnberger Künstler erhalten. Wir bemerken als solche z. B. *Baumhauer*, die drey des Namens *Hans Beham*, *Braun*, *Brechel*, *Foltz*, *Grabner*, *Grünwald*, *Hartlieb*, *Heberlein* u. s. w. Aber auf der andern Seite vermißt man auch wieder Künstler, welche wir durch Doppelmayr kennen lernen, wie aus der Zeit Neudörffer's *Scheuffelin*, *Amberger*, *Seb. Böhm* († 1550), *Schön*, *Andreae*, *Hele* und noch viel mehr aus der Zeit, wo Gulden ergänzen konnte, z. B. *Hi. Braun*, *Jac. Binck*, *J. v. Berg*, *Seb. Ebner*, *Mich. Koch*, *Pancr. Labenwolf*, *J. Lencker*, *Hi. Lobsinger* u. s. w. Da aber, wo dieselben Künstler bey Neudörffer und auch bey Doppelmayr aufgeführt werden, ergänzt oft einer den andern in genauern Angaben. Der Kürze wegen lassen wir den leichten Beweis denen, welche an Nürnberg's Geschichte Freude haben. — In Rücksicht auf die größere oder geringere Vollständigkeit bey Neudörffer oder bey Doppelmayr machen wir auf die verschiedene Orthographie der Namen, welche hie und da sich findet, aufmerksam, um den sonst leicht möglichen Irrthum zu verhüten. Wir nennen als solche

bey

bey Neudörffer:

Leo Bronner,
Ganabach (oder nach dem
Register Ganebach),
Gerla,
Glim,
Heiden,
Jamnitzer,
Kulmbach,
Vischer,

bey Doppelmayr:

Leo Pronner.
Jannebach.
Gerl.
Klimm.
Hayden.
Jamitzer.
Kulmbach.
Fischer.

Dazu gehören noch Cunz Lechner, welcher bey Doppelmayr den Vornamen Conrad hat — was aber ein und derselbe Name ist — und Georg Fella, welcher bey D. Georg Voll genannt wird. Billigen wir es auch, daß Hr. C. die Orthographie N's unverändert lieferte, so müssen wir es tadeln, daß im Register sich einzelne Abweichungen finden, z. B. heißt Ganabach im Register: Ganebach, Bonnacker im Reg.: Bonacker, Bayr im Reg.: Bayer. — Sollten der Schlosser Hans Ehmann und der Brillenmacher Hans Ehemann nicht Eine Person seyn? Das verschiedene Handwerk ließe sich wohl in Einer Person denken, und der gemeinschaftliche Todestag (1. April 1551) rechtfertigt die Vermuthung. — S. 24 ist bey Neudörffer die Rede von einem Kugelschmidt, dessen Name aber nicht weiter genannt ist. Der Hr. Herausg. hat in Parenthese nicht mit Unrecht den Namen Danner fragend eingeschaltet; wie aber kam er darauf, im Register den Georg Memersdörffer mit Verweisung auf den Kugelschmidt aufzuführen, da ja dieser einer viel spätern Zeit angehört? Er starb 1724; vgl. Doppelmayr S. 314. Aehnliche unbestimmte Angaben des Namens kommen auch sonst bey Neudörffer vor, wie S. 9: Röhren Cuntz, S. 26: der böse Böltz, S. 46: Simon mit der lahmen Hand. Sie tragen alle zu sehr den Charakter jener Zeit an sich, als daß man dem Neudörffer darüber Vorwürfe machen könnte. Beyspiele der Art haben uns namentlich Kirchenbücher jener Zeit in reicher Menge geliefert, und wir unterdrücken die Mittheilung einiger gar seltsamer hier nur ungern.

Ueber die Verdienste der einzelnen Künstler zu reden, kann hier der Ort nicht seyn, eben so wenig können wir auch nur die wichtigsten Erfindungen, welche wir den Künstlern Nürnbergs verdanken, hier aufzählen. Wie wir überrascht wurden durch die Nachricht von so manchem Guten, was aus Nürnberg hervorging, so werden auch alle, welche Neudörffer's Büchlein lesen, dieselbe Freude und denselben Dank mit uns theilen.

Daß man in Neudörffer's Nachrichten Kunde erhalte über die erste Ausgabe des *Theurdank*, wis-

sen wir schon seit mehr als hundert Jahren, und es zeugt wahrlich von gar weniger Bekanntschaft mit dem, was über dieses Buch bis auf die neuesten Zeiten so vielfach besprochen ist, wenn Hr. C. in der Vorrede S. VII ausdrücklich sagt: *daß nun auf einmal der lange Streit über den Theurdank geschlichtet sey, indem wir sehen, daß er mit Typen gedruckt ist, daß sie Stockhammer zeichnen und Schönsperger schnitt*. Neudörffer aber selbst sagt S. 47: „und wiewohl Kayserl. Maj. vorher durch den Schönsperger auch eine Fractur machen und den Theurdank damit trucken lies, welche Proh Herr Vincenz Stockner, Kays. Maj. Hof Secretarius macht, daß ich auch gesehen und der Kayser mit eigener Hand darunter die Wort, *Te Deum laudamus* schrieb.“ Vergleichen wir diese Worte mit Hn. C's Folgerungen, so kann man sich darüber nicht genug wundern. Was sollte daraus werden, wenn man sich solche Interpretation erlauben darf?! — Wir bemerken dazu noch, daß der Hof-Secretair sowohl von Sgm. Jac. Apinus, in dessen Anmerkk. zu J. Jac. Grynaei Epp. famil. ad Cp. And. Julium script. p. 204 diese Stelle aus Neudörffer's MS. zuerst angeführt wird, desgleichen von J. Dav. Koeler in seiner *disquisitio de incluto libro poet. Theurdank ed. Bhd. F. Hummel* p. 29 und 30, und von Breitkopf über Bibliographie und Bibliophilie S. 8 und a. a. O. Rockner (nicht Stockner oder gar Stockhammer) genannt wird. Auch wir folgen unbedingt dem Resultate der neuesten Untersuchungen, daß der Theurdank mit gegossenen beweglichen Buchstaben gedruckt wurde, und daß nur die großen Versalbuchstaben, so wie die verschiedenen Schreiberzüge in Holz geschnitten waren. Wir verweisen auf das, was Ebert in seinem bibliographischen Lexikon mit gewohnter Sachkunde darüber mittheilt. — Möge aber diese Nachweisung dem Hn. Herausgeber eine Warnung seyn zu größerer Vorsicht und Behutsamkeit in ähnlichen Fällen! —

Dem Werke selbst sind die sehr saubern Bildnisse Peter Vischer's, Adam Kraft's und Hans Sachs's beygegeben, und es ist dadurch auch äußerlich so zweckmäßig als schön ausgestattet worden. Unsere Anzeige beschließen wir mit dem herzlichen Wunsche, daß Hr. C. seine Pressen, welche ja, wie er selbst sagt, in Spönsperger's - des Augsburger's — und Petrejus Geiste arbeiten, auch ferner für Nürnberg's Geschichte öffnen wolle. Möge ihn eine freundliche Anerkennung dieses Verdienstes in der glücklichen Ausführung des so dankenswerthen Unternehmens nicht ermüden lassen! —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

März 1830.

OEKONOMIE.

- 1) STUTTGART, b. Löflund u. Sohn: *Die Honigbiene, ihre Naturgeschichte, Physiologie und Behandlung.* Von Eduard Bevan, Dr. der Arzneywissenschaft. Aus d. Engl. Mit einer Stein-drucktafel. 1828. XVIII u. 376 S. 8. (1 Rthlr.)
- 2) BERLIN, b. Amelang: *Neuestes vollständiges Handbuch der Bienenkunde und Bienenzucht; nebst einer Anleitung zur vortheilhaftesten Verwendung des Waxes und des Honigs.* Als Anhang ein Bienenkalender und eine Uebersicht der Literatur der Bienenzucht. Für Bienenwirths und Bienenfreunde. — Nach den vorzüglichsten Bienenchriftstellern und eigenen Erfahrungen bearbeitet von M. K. G. Raschig, Pfarrer zu Jacobsdorf bey Frankfurt a. d. O., der Königl. Preuss. Märkischen ökonom. Gesellschaft zu Potsdam ordentl. Mitgliede. Mit 4 Kupft. 1829. XII u. 314 S. 8. (1 Rthlr.)

Es ist gewiß über keinen Zweig der Landwirthschaft so viel geschrieben worden, als über die Bienenzucht, und besonders sind in den neuern Zeiten eine Menge Schriften erschienen, welche, nach der Versicherung ihrer Verfasser, nicht nur die Dunkelheiten, in welche die Natur und Oekonomie dieser interessanten Insekten gehüllet sind, auflichten, sondern auch die Behandlung derselben ausnehmend erleichtern und ihre Zucht zu einem ungleich höhern und sicherern Ertrage zu bringen lehren sollten. Gleichwohl ist durch alle diese Schriften weder für den einen noch für den andern Zweck etwas geleistet worden, und wir sind in beiderley Hinsicht noch um keinen Schritt über die Beobachtungen eines Huber und die Verbesserungen eines Knauff hinausgekommen. Rec. freut sich daher jedesmal, wenn ihm eine neue Bienenchrift zur Hand kommt, weil er darin, wo nicht eine völlige Aufklärung jener in der Naturgeschichte der Bienen herrschenden Dunkelheiten, doch wenigstens einige interessante Beobachtungen, die dazu dienen können, oder auch Verbesserungen in der Wartung, Pflege und Benutzung der Bienen zu finden hofft. In dieser Erwartung nahm er auch die beiden vorliegenden Schriften zur Hand, fand sich aber in keiner Hinsicht durch dieselben befriedigt.

Nr. 1. ist aus dem Englischen übersetzt, enthält aber nichts, was nicht längst in Deutschland bekannt
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

gewesen wäre. Der Vf. wollte freylich nur einen bescheidenen Versuch machen, einen leicht verständlichen Ueberblick des gegenwärtigen Zustandes der Bienenkunde in historischer, physiologischer und praktischer Beziehung zu liefern, und schrieb nicht sowohl für den Landmann, als für gebildete Leser — Freunde der Naturgeschichte — und diesen, welche sich einige Kenntnisse von den Bienen und ihrer Zucht zu erwerben wünschen, mag das Buch wohl eine angenehme Unterhaltung gewähren, da eine Menge Beobachtungen über dieses merkwürdige Insekt darin zusammengestellt sind. Der eigentliche Naturforscher aber findet eben so wenig als der praktische Bienenwirth etwas Neues, und der Anfänger der Bienenzucht wird sich oft vergebens darin Rath zu erholen suchen. Die Einleitung enthält eine sehr kurze Geschichte der Bienenkultur von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten herab. Das Buch selbst zerfällt in zwey Theile. Der erste giebt vom 1sten bis zum 30sten Kapitel einen allgemeinen Ueberblick der Geschichte und Physiologie der Bienen, der zweyte aber handelt vom 31sten bis 58sten Kapitel die Anatomie und Physiologie der Bienen ab. Wir wollen kürzlich den Inhalt angeben, woraus zugleich die Ordnung, in welcher der Vf. die Materien auf einander folgen läßt, ersehen werden kann. Kap. 1 wird die Geschichte der Honigbienen nach ihren verschiedenen Arten in einem Stocke vorgetragen. Der Königin wird noch ein förmliches Regiment zugeschrieben. Um sie von den Drohnen und Arbeitsbienen unterscheiden zu lehren, sind auf der beygefügten Stein-drucktafel Abbildungen geliefert, die aber kein Mensch für das, was sie darstellen sollen, erkennen, geschweige darnach eine Art von der andern unterscheiden lernen wird. In der Naturgeschichte der Bienen weicht der Vf. nicht von dem Gewöhnlichen ab und ist besonders über die Art der Befruchtung der Königin ziemlich ausführlich, indem er der meisten Beobachtungen Reamur's, Bonnet's und Huber's gedenkt. Auch er ist der Meinung, daß die Begattung der Königin in der Luft Statt finde. Warum im Fluge? ist bis jetzt noch ein Geheimniß. — Daß die Arbeitsbienen die Eyer der Königin von einem Orte zum andern tragen, wie Einige behaupten, leugnet er, weil solches nicht mit den Eyern geschehe, welche an den Seitenwänden der Zellen liegen, um ihnen eine bessere Lage zu bereiten, sondern die Zellen um 2 Linien höher zu

zu bauen, und weil jedes Ey, woraus Arbeitsbienen entstehen, welches die Köpigin sich einmal in Drohnzellen zu legen genöthigt sieht, von ihnen gegessen wird. — Kap. 2. Der Bienenstand. Kap. 3. Das Bienenhaus; kann durchaus nicht als Muster dienen. Kap. 4. Die Weide der Bienen. Der rothe Wiesenklees wird eben so wenig als der Quendel oder wilde Thymian von den Bienen besucht, was auch der Vf. davon rühmen mag. Kap. 5. Der Honigthau. Kap. 6. Der Einkauf der Bienen; zeugt von gar zu wenig Umsicht. Kap. 7. Die Bienenkästen. Es sind die bekannten Christ'schen. Die in denselben angebrachten Stäbe sind den Bienen oft verderblich gewesen, und noch schädlicher sind die zwischen den Kästen befindlichen Breter mit einem 6 Zoll langen und breiten Loche in der Mitte, weil sie die Bienen im Winter am Fortrücken verhindern und dadurch ihren Untergang herbeyführen. Kap. 8. Die Bienenkörbe. Der Vf. begreift darunter die gewöhnlichen Strohkranze, Glocken und Stülpstöcke. Kap. 9. Vergleichung der Vortheile bey hölzernen Kästen und bey Strohkörben. Der Vf. giebt den Kästen den Vorzug, die Erfahrung spricht aber dagegen. Kap. 10. Die Flügelskörbe. Nichts anders als die von *Huber*, *Dunbar* u. A. gebrauchten Beobachtungsstöcke. Kap. 11. Die Theilscheiben. Sie sind ebenfalls bekannt und bey dem Ablegen gut zu gebrauchen, denn sie verhüten das Auseinanderfallen der durchschnittenen Rosen und das Herausströmen der Bienen. Kap. 12. Die Magazinucht. Kap. 13. Das Schwärmen. Höchst unbefriedigend. Kap. 14. Vergleichung der Vortheile bey der Magazinucht und bey der Zucht in einfachen Körben. Die Vortheile sind nicht genau gegen einander abgemessen. Kap. 15. Symptome, welche dem Schwärmen vorangehen. Der Vf. erklärt sich für Spurbienen. Kap. 16. Das Fassen der Schwärme. Kap. 17. Ueber das Versetzen der Bienen von gewöhnlichen Strohkörben in Vorraths-Körbe oder Kästen für die Magazinucht. Kap. 18. Ueber das Aufsetzen und Untersetzen der Körbe mittelst der Theilscheibe. Viele werden den Vf. hier gar nicht verstehen. Kap. 19. Schwärme oder Stöcke zu vereinigen. Wird niemand genügen. Kap. 20. Schickliche Zeit zur Beraubung (Zeidelung). Ist zu kurz und enthält durchaus nichts Bestimmtes. Kap. 21. Den Honig mittelst der Theilscheibe zu nehmen. Dieses Verfahren ist mit zu vielen Umständen verknüpft und das Betäuben der Bienen mit Schwefel nicht ohne Gefahr. Kap. 22. Ueber den Anzug, dessen man sich bey der Beraubung der Bienen zu bedienen hat. Statt der Bienenhaube rath der Vf. Gaze um den Hut zu binden. Kap. 23. Die Fütterung der Bienen. Kap. 24. Die Krankheit der Bienen. Weder in Hinsicht der Ursachen, noch in Hinsicht der Mittel ist hier etwas Zuverlässiges zu finden. Kap. 25. Die Feinde der Bienen. Kap. 26. Ausländische Bienen. In Guadeloupe, Peru und Mexiko haben die Bienen keinen Stachel und ihr Honig ist von dem Honig unserer Bienen ganz verschieden, so dünn wie Wasser, daß er

zum Getränk dient und von sehr aromatischem Geschmack. Bey uns würden diese Bienen nicht gedeihen. Kap. 27. Die Scheidung des Wachses vom Honig. Kap. 28. Das Wachs. Es ist nach seinen Bestandtheilen beschrieben, wobey auch des vegetabilischen Wachses gedacht wird. Kap. 29. Der Honig. Kap. 30. Der Meth. Man findet hier einige historische Nachrichten über die große Achtung, in welcher der Meth vormal in England und bey allen skandinavischen Völkern stand. Auch über die Gährung sind einige gute Bemerkungen mitgetheilt. Eine Anweisung zur Bereitung des Meth wird aber nicht gegeben.

Der zweyte Theil enthält nun die Anatomie und Physiologie der Biene in folgenden Capiteln. Kap. 31. Anatomie. Es werden hier nur im Allgemeinen diejenigen Theile der Bienen berührt, welche am merkwürdigsten und wichtigsten sind. Die Notizen sind alle aus andern Schriftstellern entlehnt, aber angenehm zusammengestellt, den Hypothesen fehlt es jedoch an Haltbarkeit. Kap. 32. Die Sinne der Bienen. Nicht ohne Interesse, namentlich die von *Swammerdam*, *Reaumur* und *Hooke* über das Gesicht der Insekten angestellten Versuche. Kap. 33. Die Instincte der Bienen. Es sind mehrere Thatsachen angeführt, welche auf Ueberlegung und Vernunft schließen lassen, andere werden als Beweise für das Urtheilsvermögen der Bienen dargestellt. Wenn nun gleich den Bienen von dem Vf. Vernunft beygelegt wird, so will er diese doch nicht mit der Vernunft des Menschen verwechselt wissen, indem er unter jener bloß das Vermögen verstehe, aus vorhergegangener Erfahrung und Beobachtung Folgerungen zu machen und dadurch die Mittel den Zwecken anzupassen. Unter Instinct hingegen begreife er das Vermögen und die Neigung, gewisse Handlungen ohne Beziehung auf Beobachtung oder Erfahrung auf die nämliche einförmige Weise zu verrichten. Sonach wäre die Insekten-Vernunft nur beschränkter, als die menschliche. Kap. 34. Ueber die Baukunst der Bienen. Meist aus *Reaumur*, *Huber* und *Hunter* zusammengetragen; der Ideen des Hn. v. *Racknitz* ist dabey nicht gedacht. Kap. 35. Untersuchung des Ursprungs und der Natur des Bienenwachses. Kap. 36. Der Blumenstaub. Kap. 37. Der Bienenkitt. Kap. 38. Der Einfluß der Bienen auf die Befruchtung der Blumen.

Nr. 2 ist für Bienenwirthe und Bienenfreunde bestimmt, und — wie auch auf dem Titel bemerkt ist — größtentheils Compilation. Eigene Beobachtungen und Erfahrungen sind uns nur wenige aufgestoßen. Ueberhaupt scheint der Vf. noch nicht lange Bienenzucht getrieben zu haben. Seine Führer sind *Christ*, *Lukas*, *Matuschka* und *Unhoch*, wenigstens stellt er diese oben an und scheint auf *Knauff*, der doch unleugbar die richtigste Behandlung der Bienen gelehrt hat, wenig Werth zu legen. Der ganze Unterricht ist in folgende sechs Abschnitte getheilt: I. Naturgeschichte der Bienen. II. Bienenzucht. Verschiedene Arten derselben. Bienenbe-

hältnisse und Verfertigung derselben. Verschiedene Arten derselben. Beobachtungsstöcke. III. Bienenstand. Lage. Beschaffenheit. Einrichtung und Verwahrung desselben. Bienengeräthschaften. IV. Anschaffung, Herbeysschaffung und Aufstellung der Bienen. V. Behandlung und Pflege der Bienen. VI. Das Gewinnen des Honigs und Wachses von einfachen Körben, Kästen u. s. w. (Zeidelgeschäfte). Deren Behandlung und Verwendung.

Wenn man die ersten drey Abschnitte liest, geräth man in Versuchung zu glauben, als ob der Vf. noch nie, oder erst seit kurzer Zeit und in enger Beschränkung Bienenzucht getrieben haben könne, da hingegen der 3te und 4te Abschnitt einen sehr gewandten Bienenater verräth. Nachdem er die Wichtigkeit der Bienenkenntniß und den Nutzen der Bienenzucht — welchen er, mäßig genug, nur zu 20 pC. anschlägt — kürzlich angegeben hat, trägt er die Naturgeschichte der Bienen vor, ohne sie jedoch mit neuen interessanten Beobachtungen zu bereichern, oder die Dunkelheiten aufzuklären, in welche noch die Entstehung, das Geschlecht und die Bestimmung der Drohnen gehüllt sind; im Gegentheil ist die ganze Lehre noch verwirrt und dunkler dadurch geworden, daß den Bienen Mißgriffe, Fehler und Versehen in Menge Schuld gegeben werden. Durch einen solchen Mißgriff, wenn sie nämlich ein weibliches Arbeitsbieneney in eine Drohnenzelle tragen, soll es geschehen, daß die daraus erbrütete Biene als ein Mittelding zwischen Mutterbiene und Drohnenmutter hervorgehe, nur unfähig zur Erzeugung, so wie zum Legen der weiblichen und männlichen Arbeitsbieneneyer. Solche, wirklichen Mutterbienen ähnliche, große Drohnenmütter sollen dessen ungeachtet nur Drohneneyer legen, wodurch also eine Menge Drohnen entstehen, die Arbeitsbienen abnehmen und ein solcher Stock nothwendig zu Grunde gehen müsse. Auf die Untersuchungen eines Huber, Jurine u. A. ist gar keine Rücksicht genommen, welches sehr zu bedauern ist; denn das Geschlecht der Arbeitsbienen kann doch lediglich nur durch anatomische Untersuchungen dargethan werden. Daß man die Arbeitsbienen in männliche und weibliche eintheilt, geschieht ohne genügenden Grund, denn noch hat man bey keiner derselben männliche Geschlechtstheile entdeckt. — Die Ursache des Schwärmens sucht der Vf. in der Ueberzahl der schon vorhandenen und noch aus den Brutzellen ausschlüpfenden Bienen, also in der Uebervölkerung, da doch hier ein eigener Trieb zum Grunde liegt. Wie sehr der Vf. nach Vollständigkeit strebt, geht daraus hervor, daß er die Bienen auch noch in Klotzbeuten und massiven oder gemauerten Ständern zu behandeln lehrt; denn die damit verbundenen Schwierigkeiten werden von ihm nicht verschwiegen, auch werden solche gemauerte Ständer schwerlich noch irgendwo angetroffen werden. Um Nachschwärme von Klotzbeuten zu verhüten, wird angerathen, die Vorsetzbreter etwas zu lüften und 8 Tage lang etwas da-

zwischen zu stecken, so daß eine Spalte entsteht. Wir möchten diesen Rath nicht befolgen, aus Furcht Räuber herbeyzulocken, die sich nach einem abgestoßenen Schwarm immer am liebsten einfänden. Auch der 10ten Regel, welche S. 73 in Betreff der Korbbienenzucht gegeben wird, können wir unsern Beyfall nicht geben: „Schwärme, welche nicht ganz voll gebaut haben, oder honigarm sind, überwintere an einem ruhigen und temperirten Orte und füttere sie bey noch guten Tagen. Honigarme Stöcke darf man durchaus nicht mit in den Winter nehmen, denn sie sind nicht nur der größten Gefahr ausgesetzt, wenn heftige und anhaltende Kälte eintritt, sondern kosten auch mehr als sie werth sind. Die Bienenzucht kommt durch sie nicht empor.“ — Eine sonderbare Behauptung stellt der Vf. S. 76 auf: „In der Regel dauert die ganze Zeit, wo Honig vorhanden ist, nur dreyßig Tage, indem sie ungefähr den 10ten Junius anfängt und bis zur Roggenärnte oder bis 10 Tage vor dem Ende des Julius dauert, also im Ganzen 41 Tage; da aber gewöhnlich dazwischen Tage kommen, an welchen die Bienen nichts einsammeln können, so sind im Durchschnitt nur 30 Tage anzunehmen, in schlechten Jahren noch weit weniger.“ Eine so dürftige Gegend dürfte doch wohl in ganz Deutschland nicht angetroffen werden. In Sachsen nehmen die Trachten schon gegen das Ende des März mit der Saalweide ihren Anfang, auf welche hernach ununterbrochen die Stachel- und Johannisbeerblüthe, der Rübsen und Raps, die Obstbaumblüthe, die Esparsette und eine Menge der ergiebigsten Wiesenblumen, hierauf die Linde, Kornblumen, Wicken u. a. m. auf einander folgen, und den Bienen bis zum 6ten August die reichste Weide darbieten. In Wald- und Heidegegenden dauern die Trachten noch länger, so daß man wohl 90 — 100 Tage rechnen kann, in welchen die Bienen ihre Vorräthe einsammeln können. —

Die Anweisung, die strohern Bienenwohnungen anzufertigen, welche der Vf., aus Unhoch entlehnt, im 2ten Abschnitte mittheilt, ist viel zu umständlich und doch dabey dunkel. Ramdohr hat das viel kürzer und besser gelehrt: — Ein Kitt von Kreide und Firniß ist zum Verstreichen der Fugen an den auf einander gesetzten Strohkranzen, weil er zu sehr erhärtet, so daß er hernach kaum wieder loszubringen ist, ganz untauglich; besser ist eine Mischung aus Lehm und Kuhfladen. Eben so nachtheilig, wenigstens zu kostbar, ist für die Strohkörbe ein Firniß-Anstrich, dessen Zubereitung S. 100 gelehrt wird. Uebrigens giebt der Vf. den Strohkörben mit Recht den Vorzug. Die Beschreibung der Beobachtungsstöcke ist zu dunkel, auch sind die Figuren auf den Kupfertafeln falsch angeführt.

Was über die Behandlung und Pflege der Bienen mitgetheilt wird, ist vortrefflich. Nur über das Füttern und Einstellen der Bienen im Winter sind wir mit dem Vf. nicht ganz einverstanden. Im Winter darf durchaus nicht gefüttert werden, es wäre denn

denn von oben im höchsten Nothfalle, denn es kommen dabey zu viele Bienen um's Leben, auch werden sie bey mäßiger Temperatur gereizt Brut einzuschlagen, die hernach, wenn sie sich bey rückkehrender Kälte davon zurückziehen, abstirbt, welches dann die Faulbrut zur Folge hat. Man muß vielmehr die Bienen mit dem Ende des October so völlig austeuern, daß man hernach ihrer wegen unbesorgt seyn kann. Das Futter im Frühjahr hingegen, und zwar täglich nur ein Paar Löffel voll Honig, befördert, nach aller Erfahrung, das Schwärmen ungemein, aber es soll nicht eigentlich dem Mangel abhelfen. Diels alles giebt jedoch der Vf. am Schlusse des §. 48 selbst zu. — Was aber das Einstellen der Bienen in Scheuern betrifft, welches der Vf. der Sicherheit wegen während des Winters empfiehlt, so ist es immer eine bedenkliche Procedur, denn es stellt sich zuweilen selbst im Januar so milde Witterung ein, daß die Bienen, um sich zu reinigen, den Ausflug versuchen, und wenn sie sich daran verhindert sehen, sich gewaltig durch einander tummeln und sich erhitzen, wobey sehr viele umkommen, anderer Nachtheile nicht zu gedenken. Wer freylich nur wenig Stöcke besitzt, kann sie in diesem Falle wohl einige Stunden, so lange der Ausflug dauert, auf ihren Stand, und nach zurückgekehrter Ruhe wieder in Sicherheit bringen. Diels ist aber bey einer Anzahl von 30, 50 und mehrern Stöcken nicht ausführbar. — Endlich können wir auch dem Vf. nicht beypflichten, wenn er S. 245 einen Stock versetzen lehrt, dem man durchs Austrommeln seine fruchtbare Mutter benommen hat, und der bereits in Erzeugung neuer Mütter so weit gekommen ist, daß man diese tüten hören kann: denn es entsteht unter den Bienen ein schreckliches Gemetzel und man wartet vergeblich, daß er seine Mütter bis auf eine abschaffe, vielmehr werden sie im Schlachtgetümmel alle erwürgt und der Stock wird weisellos. Eben so vergeblich ist es, einen davon abgezogenen Schwarm wieder mit ihm zu vereinigen und es ihm zu überlassen, die überflüssigen Mütter zutöden, denn am folgenden Tage zieht der Schwarm gemeinlich wieder aus.

Als Anhang ist dem Buche noch 1) ein Bienenkalender, oder eine Anweisung die Bienen der Folge der Jahreszeiten gemäß zu behandeln, und 2) die gesammte Literatur über Naturgeschichte, Zucht und Pflege der Bienen nach chronologischer Ordnung beygefügt.

SCHÖNE LITERATUR.

- 1) **BERLIN**, in d. Maurer. Buchh.: *Spenden aus dem Archive des Sonntagsvereins*. Zum Besten der in den Preuß. Niederungen durch Ueberschwemmungen Verunglückten. 1829. Xu. 276 S. 8,
- 2) *Ebendas.*, b. Enslin, u. **GRAUDENZ**, b. Röhre: *Lustgedränge und Harfenklänge*. Eine Samm-

lung Erzählungen, Balladen und Gedichte von *Wilh. Schuhmacher*. 1828. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

Nr. 1. enthält die zu dem genannten wohlthätigen Zweck herausgegebenen dichterischen Erzeugnisse einer Gesellschafft, wahrscheinlich noch junger Schriftsteller, welche sich Sonntags versammeln, um dieselben einander mitzuthellen und freundlich zu kritisiren. Die Namen der Vff. sind: *Wilhelm Förster, August Kahlert, Wilhelm John, Ludwig Lieber, Leonhardi, Carl Herlofsohn, E. Jakobs, M. G. Saphir, Anton Wollheim, Freimund Ohnesorgen, L. Schneider, J. C. Löwe, Wilhelm Fischer und R. d. L.*, von welchen Einige, wie *Saphir* und *Herlofsohn*, sonst schon in der Lesewelt bekannt geworden sind. Auf eine Beurtheilung der einzelnen Gedichte kann sich Rec. hier nicht einlassen und begnügt sich zu bezeugen, daß sich in den meisten ein rühmliches Streben offenbart. Unter den lyrischen Gedichten und den Balladen ist vieles Werthvolle, in den satirischen Aufsätzen herrscht besonders ein kräftiger Wortwitz; die mitgetheilten Fabeln nach Yriarte enthalten manches Treffende. Am wenigsten werden die *Akten des Gerichtshofes der Liebe* behagen, da sie, zu breit und leer sind, um anzuziehen. Im Uebrigen wünscht Rec. dem Büchlein, auch um des Zwecks seiner Herausgeber willen, recht viele Leser, und rühmt mit Recht das, was die Verlagshandlung für dasselbe gethan hat, wenn er auch nicht die „vielen andern sich freundlichst unterzogenen desfallsigen Bemühungen derselben“ (Vorr. S. VI) kennt.

Nr. 2 führt einen sonderbaren Titel. Unter *Lustgedränge* versteht der Vf. nämlich Prosaische und unter *Harfenklänge* Poetische Mittheilungen. Wenn sich auch die zweyte Benennung rechtfertigt, so weiß Rec. doch durchaus nicht, was er aus der ersten machen soll. Er erklärte sie sich zuletzt so, daß den Vf. die *Lust gedrängt*, oder mit andern Worten, der *Kitzel gestochen* hat, etwas der Art drucken zu lassen. Denn den Leser wird wahrlich dabey die *Lust* weder drängen noch drücken. Die Erfindung der ersten Erzählung ist, bey aller Unwahrscheinlichkeit, gemein, der Witz schaal und die Sprache niedrig. Die zweyte Erzählung bewegt sich wenigstens rasch von der Stelle, wie der Held in der Extrapost. Am besten ist das Seegemälde. Die Gedichte sind sämmtlich sehr gehaltleer, und die Verse voll grammatischer und metrischer Fehler; z. B.

Frühlingsblick.

Winters Nacht
Ist vollbracht,
Blume sprießt,
Aehre schießt
Neh' empor;
Vögelchor
Singt wieder in dem Thale
In der Gottes Tempelhalle. (!!)

oder: Bruchstück aus einer Ballade:

Als man endlich eingefangen
Diese Fein'ger für das Land,
Ward das Schloß von den Gerichten
Eingerissen und verbrannt. (!!)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

GESCHICHTE.

HAMBURG, b. Perthes: *Geschichte des Thüringischen Volkes.* Für das Volk und die Jugend. Von Karl Herzog. 1827. XXIV u. 496 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gGr.)

Dieses Buch enthält die genannte Geschichte bis zum Augsburger Religionsfrieden 1555 in gedrängter Kürze. Da des Interessanten viel, nicht allein aus der thüringischen, sondern auch allgemeinen, vorzüglich der deutschen, und vielseitig nicht bloß aus der Geschichte der Regenten und Kriege, sondern auch der menschlichen Bildung in Gewerben, Künsten und Wissenschaften und des sittlichen Zustandes des Volkes und mit eigner Anschauung der thüringischen Oertlichkeiten in lebhafter Sprache zusammengestellt ist, und der Vf. überdiß sein Werk so anziehend und ergetzlich als möglich zu machen gesucht hat, z. B. durch Einflechtung alter Reime, in welchen sich der Volkswitz ausspricht; so wird es sich hoffentlich vieler Leser erfreuen. Nicht wenig Subscribenten hatte es vor seiner Erscheinung erhalten; doch werden auch sachkundige Beurtheiler nicht wenig zu tadeln finden. Der Vf. wird fast dann nur ausführlich, wenn er in sein Lieblingsgebiet, in die Mährchen geräth. Er nennt sie, selbst die abgeschmacktesten unter ihnen, Sagen. Solche Vermischung der Mährchen mit der Geschichte ist bey einem für das Volk und die Jugend bestimmten Buche um so unstatthafter, je weniger diese Art vor Lesern die Andeutung, daß es eine Sage, keine thatsächliche Erzählung ist, berücksichtigen werden; nach einer Viertelstunde denken sie nicht mehr daran, daß Sage dabey gestanden, und sprechen nun z. B. von Attila's Reichthage zu Eisenach, oder den thüringischen Edlen als Zugvieh am Pfluge, mit eben der Zuversicht, als von der Niederlage der Thüringer unter Thachulf durch die Böhmen, oder der Ungarnschlacht bey Merseburg. Auch findet man nicht einmal überall die Andeutung, daß es nichts als eine spätere Sage sey, z. B. bey der Erzählung von Ludwigs des Eisernen List bey Erbauung Weisensees S. 189, bey dem Gr. Eberhard von der Mark als Schweinhirten S. 190, bey Friedrich dem Freudigen in der Schmelzhütte S. 319. Ludwigs des Springers Entkommen vom Giebichenstein ist dem Vf. S. 130 eine Thatsache, während doch die Sage nur den Grafen von

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Thüringen wegen Ermordung des Pfalzgrafen Friedrich auf den Giebichenstein setzen läßt. Sagen, die mit der Geschichte streiten, sollte man doch vollends ganz übergehen. So erzählt der Vf. S. 77 die „schöne“ Sage von Heinrich dem Ersten auf dem Vogelheerde. Doch nach der Geschichte traf Eberhard Heinrichen zu Hause (*Ekkhardus de casibus monasterii S. Galli c. 6. bey Goldast, Script. Rer. Al. I. p. 80.*) Von den vielen Stellen, wo der Vf. keine Ahnung von Kritik zeigt, wollen wir nur einige ausheben, andern Beurtheilern eine reichliche Nachlese nicht mißgönnd. So S. 17, wo nicht die mindeste Andeutung sich findet, daß den Antheil der Sachsen an dem Sturze des thüringischen Königreichs nur Spätere erwähnen; S. 53, wo der große Roland als Karls des Großen Neffe glänzt; S. 80, wo Heinrichs des Ersten rüddiger Hund nicht mangelt; S. 98, wo der Vf. von den Zügen spricht, welche uns die Zeitbücher von Ludwig dem Bärtigen überliefern; S. 96 und 97, wo der Vf. die Einweihung der Kirche zu Altenberge und Ludwigs des Springers Taufe erzählt u. s. w. Dergleichen Sagen erlaubt sich Hr. H. als Thatsachen vorzutragen! Noch bemerken wir im Allgemeinen, daß Hr. H. sich für einen Theil der Geschichte Thüringens des 11ten, 12ten, 13ten und 14ten Jahrhunderts einen übeln Führer, den mährchenreichen *Rothe*, gewählt hat; er preiset auch dieses fabelreiche und von Ausschmückungen erfüllte Werk S. 409 ungemein, nennt es auch das älteste thüringische Zeitbuch in deutscher Sprache, und weiß nichts von der von *Schöttgen* und *Kreysig* in den *Diplomariis et Scriptoribus* T. I. p. 85 — 106 herausgegebenen thüringischen deutsch geschriebenen Chronik, welche älter als die *Rothe'sche*, aber feylich auch ärmer an Mährchen und Ausschmückungen ist, und daher keine so reichlich fließende Quelle für Hn. H. gewesen wäre. — Doch selbst auch der unkritische alterschwache *Rothe*, ungeachtet er das abgeschmackte Mährchen, wie *Margarethe* ihren ältesten Sohn beißt und auch den andern beißen will, ausgeschmückter als das oben genannte Zeitbuch bey *Schöttgen* und *Kreysig* hat, nennt Friedrich doch immer den Freudigen, nirgends den Gebissenen, mit dem Bisse, mit der gebissenen Wange, welchen fabelhaften Beynamen Hr. H. bis zum Ekel häufig braucht. Auch ist noch zu bemerken, daß der Vf. sich bey verschiedenen Angaben verschiedener Schriftsteller nicht

Oo

zu

zu helfen weifs. So sagt er z. B. S. 267, daß König Heinrich Raspe an einer vor Ulm erhaltenen Pfeilwunde nach Einigen, nach Andern an der goldenen Ader gestorben. An letzterer Todesart ist aber gar nicht zu zweifeln, da sie die gleichzeitig und kurz darauf Lebenden einstimmig berichten und von der vor Ulm erhaltenen Wunde nicht das Mindeste wissen, und erst weit später Lebende mit dieser Angabe hervortreten. Hr. H. hat sein Augenmerk vorzüglich auf Sagen gerichtet, aber auch hier macht er keinen Unterschied zwischen gleichzeitigen und spätern Sagen, und mengt sie ohne Umstände unter einander; so z. B. S. 75, wo es von Hatto's Todesart heift, daß nach der einen Volkssage ihn Gottes Racheblitz erschlagen und der Teufel ihn mit Seele und Leib durch die Luft geführt und in den brennenden Aetna geworfen, und er nach der andern von Mäusen lebendig aufgezehrt worden. Hier hätte gesagt werden sollen, daß es eine gleichzeitige Sage, daß Hatto, der vor Gram und an Krankheit starb, vom Blitze getroffen, nach drey Tagen verschieden (s. Wittikind von Corvey, S. 636 bey *Meibom*), und wie Teufel ihn holen, spätere Ausschmückungen, und wie Mäuse ihn lebendig fressen, späteres Märchen. S. 138 heift es: „Noch lange lebte Hoyer im Liede und in der Sage, die ihn selbst an den Hof des Königs Artus in Britannien versetzte.“ Aber wer setzte ihn denn zuerst dahin? Der Dichter Wirnt von Grafenberg in seinem Wigalois, und die Sage wurde erst aus diesem Gedichte entlehnt. Da es auch Werke geben muß, welche mit den Märchen und den Sagen der Vorzeit bekannt machen, so wäre H's Werk in dieser Hinsicht höchst verdienstlich und sollte den Titel führen: „*Geschichte des Thüringischen Volkes, vorzüglich mit Berücksichtigung der Sagen und Märchen*“, wenn bey Sammlung und Darstellung derselben mit Kritik verfahren, die Zeit und der Ort angegeben wäre, wo man sie zuerst finde. Jedoch wenn es hierum nicht, sondern nur um eine oberflächliche Kenntniß der Sagen und Märchen, welche sich an die thüringische Vorzeit knüpfen, und hauptsächlich um Unterhaltung zu thun ist, können wir H's Werk mit gutem Gewissen empfehlen. Nur einige Sagen und Märchen deutet der Vf. bloß an, oder übergeht sie gar; z. B. wie Landgraf Ludwig der Eiserne sich tot stellt, wie seine Seele befragt wird, wie Friedrich der Freudige sich vom Hirten fangen läßt. Ausser dem fühlbarsten Mangel an Kritik leidet das H'sche Werk an einem andern großen Uebelstande, nämlich an den in nicht geringem Maasse als Thatsachen vorgetragenen Vermuthungen, von denen Rec. nur einen Theil verzeichnen will. Als gewifs, ohne alle Andeutung, daß es nur Muthmaßungen und nicht wirkliche Thatsachen sind, oder sich wenigstens nicht als solche erweisen lassen, wird z. B. vorgetragen: S. 19, daß am Ronneberg, wo das Schloß Vitzenburg sich erhebt, die Franken und Thüringer sich geschlagen; S. 25, daß Vogastisburg Voigtsburg im Voigt-

lande sey; S. 27, daß Rudolstadt dem Herzoge Rudolf seine Entstehung verdanke, und Orlamünde und Dornburg aus dieser Zeit seyen. Von Thüringern, welche sich gegen Karl den Großen empört hatten, und theils nach Italien zum heiligen Petrus, theils nach Neustrien und Italien geschickt worden waren, damit sie bey den Reliquien Karl's und seinen Kindern Treue schwören sollten, trägt der Vf. S. 56 als Thatsache vor, daß sie auf dem Rückwege auf Anstiften der grausamen, rachedurstigen Fastrada angehalten worden seyen, während dieses doch bloß Vermuthung bleiben kann, und Eginhart bloß in Beziehung auf die Ursache der Verschwörung, nicht auf das Schicksal der Verschwornen sagt: Man glaubt, daß der Grund und Ursprung dieser Verschwörungen (nämlich Pipin's gegen seinen Vater und der Thüringer gegen denselben) die Grausamkeit der Königin Fastrada gewesen; und deshalb hat man sich bey beiden gegen den König verschworen, weil er, in die Grausamkeit seiner Gattin willigend, von der Gütigkeit und gewohnten Milde derselben entsetzlich abgewichen zu seyn schien. Ob auch Fastrada das schreckliche Schicksal der Empörer auf ihrer Heimkehr veranlaßt, deutet Eginhart nicht an. Ferner trägt Hr. H. ohne Weiteres Vermuthungen als Thatsachen vor, wenn er erzählt S. 75, daß König Konrad verlangt, Heinrich sollte das Herzogthum an Burkard und Bardo, die Söhne des von den Ungern erschlagenen Burkards, abtreten; S. 78, daß Heinrich der Erste sich verwundet in eine Burg zurückgezogen, da Lamprecht nur von einer Krankheit überhaupt spricht; S. 84, daß Heinrich, Otto's des Großen Bruder, als er nach Lothringen ging, Rudolstadt, Arnstadt, Dornburg, Altstadt seinen Vertrauten übergeben, da von seinen ihnen anvertrauten Städten die Quellen doch nur Scheidingen und Merseburg namhaft machen; S. 90, daß die Aebtissin Mathilde 999 einen Reichstag zu Dornburg an der Saale gehalten, da doch unter dem *Darniburg* des Dithmar weit wahrscheinlicher *Derenburg* zu verstehen ist; S. 143 und 153, daß der Engelingau ursprünglich Angelgau geheiffen und den Sitz der Angeln andeute; S. 160, daß Lambert von Aschaffenburg 1077 gestorben, da sein Werk zwar nur bis hierher reicht, aber er am Schlusse sagt, daß er wie träger Dichter ermüdet, es nicht weiter führen wolle; S. 116, daß sich die verbündeten Thüringer bey Lupezen versammeln und sich dann nördlicher gezogen, da doch Lambert nur von ihrem Beschlusse, sich dort zu versammeln, redet, und von dem, daß sie sich nördlicher gezogen, gar nichts weifs, sondern viel wahrscheinlicher nach dem Gange des Ereignisses ist, daß sie gar nicht weiter, als bis nach Homburg an der Unstrut gekommen waren; S. 405, daß Heinrichs des Erlauchten glänzendes Turnier im J. 1265 gehalten worden, da doch die Altzellischen Jahrbücher gar keine Zeit angeben; S. 35, daß der Dienstag dem Thuisko geheiligt gewesen. Ist es nicht Verstandigung an Jugend und Volk, solche rei-

reine Vermuthungen als Thatfachen vorzutragen, und ihnen Dinge einzuprägen, die sie später als unbegründet erkennen müssen? S. 35 — 36 wird den Thüringern ohne alles Weitere nicht nur Sartur der Hochheilige, sondern auch die nordische Götterwelt zuertheilt. Die Grenzbestimmungen thüringischer Gauen werden S. 143 mit bewunderungswürdiger Bestimmtheit vorgetragen, und reift nun die Jugend, so muß sie erst lernen, daß sich die Grenzen der Gawe meistens nur durch ungefähre Bestimmungen angeben lassen, und werden, glauben wir, Hn. H. für seine scharfen Bestimmungen, die sie nun wieder verlernen müssen, nicht sehr dankbar seyn. Volk, Jugend und Frauen sind darin so unglücklich, daß jeder, der für sie schreibt, wähnet, man brauche es da nicht so genau zu nehmen, da man doch für sie, welche den Gegenstand nicht selbst durchschauen können, am gewissenhaftesten zu Werke geben sollte. Wir bekämpfen hier jenen Wahn, damit niemand uns vorwerfe, daß wir an eine Geschichte des thüringischen Volkes für das Volk und die Jugend einen zu hohen Maßstab gelegt hätten. Soll auch eine solche Geschichte die Wissenschaft nicht weiter bringen, so muß sie sich doch, um nicht Irrthümer zu verbreiten, der Vortragung der Muthmaßungen als Thatfachen enthalten, und unbegründete Sagen nicht als Geschichte vortragen. Eine billigere Forderung kann man nicht stellen. Auch der Erweiterung der Quellen durch eigene Zuthat muß sich jeder Geschichtschreiber enthalten. S. 100 läßt Hr. H. den Erzbischof Siegfried von Mainz sagen: „der hochselige Kaiser Karl der Große hat schon 778 in einem Kapitular befohlen“, doch Lambert nur: *in Caroli aliorumque privilegiis*. Saxo Grammaticus sagt von Ludwig dem Eisernen: „Ludwig, Thüringens Fürst, nicht allein leer an Freygebigkeit, sondern auch von Habgier voll, bewirkte durch unverschämte Bitte, daß das Rofs des Königs ihm gegeben ward.“ Hr. H. gestaltet es feiner: „Bey dieser Gelegenheit lobte Ludwig das Rofs des dänischen Königs auf eine solche freymüthige Art, daß Waldemar, Ehre halber, sich gezwungen sah, es dem Landgrafen zu schenken“; was sich allerdings besser, wie denn überhaupt das H'sche Werk sehr gut, liest. Nicht so gut nimmt sich S. 17 Wittkind's Thüringer mit dem Stofsvogel aus, da ihn der Vf. zu einem thüringischen Vogelfänger macht, und so an die Vogelfänger unserer Tage erinnert, während doch die Jagd durch Falken und Stofsvögel das Vergnügen der Fürsten und Edeln war. Unter den Antworten, welche der Papst Zacharias dem Bonifacius ertheilt, findet sich: *Nam et hoc inquisisti, post quantum temporis debet lardum commedi. Nobis a Patribus institutum pro hoc non est. Tibi autem petenti, consilium praebemus, quod non oporteat illud mandi, priusquam super fumo sicceatur, aut igne coquatur. Si vero libet, ut incotum nanducetur, post paschalem festivitatem erit manducandum.* — Was macht Hr. H. hieraus? Er

sagt S. 51: „so verbot Bonifaz den Genuß des rohen blutigen Schweinefleisches“, und fährt unten weiter fort: „aber gewiß ist es, daß, je tiefer ein Volk in der Cultur steht, desto roher und thierähnlicher es sich ernährt, und daß der Genuß des rohen Fleisches immer ein Charakterzug der Wilden ist.“ Ist denn kein Unterschied zwischen rohem Speck und blutigem Schweinefleisch? Ist denn der Speck blutig? Wird denn der, welcher rohen Speck zu sich nimmt, schon dadurch zu einem überhaupt rohes Fleisch Genießenden? Wie fruchtbar ist Hn. H's Phantasie, welche aus denen, die rohen Speck verzehren, rohes Fleisch essende Wilde schafft! Aber wie wenig weiß er zu unterscheiden, wenn er zwischen rohem Fette und rohem eigentlich sogenannten Fleische keinen Unterschied macht! Daß Karl der Große den December Heilig- oder Christmonat genannt, sagt der Vf. S. 58; doch nannte Karl ihn nur *Heilagmanoth*. S. 72 stellt es der Vf. so vor, als wenn die Thüringer früher von den Einfällen der Ungarn getroffen worden, als die Baiern, da doch, wie die Jahrbücher bey *Ussermann* und *Pertz* lehren, die Baiern früher von den Ungarn heimgesucht wurden. „Auf diese Art“, sagt Hr. H. S. 79, „von Heinrich in Sachsen und Thüringen erbaute oder befestigte Oerter sind Goslar, Merseburg, Meissen, Quedlinburg, Nordhausen und Duderstadt und wohl noch viele andere, von welchen man keine gewisse Nachricht darüber hat.“ Aber wir haben ja auch bloß gewisse Nachricht, daß Meissen und Quedlinburg von Heinrich erbaut, und Merseburg mit steinerner Mauer umgeben worden. Daß Nordhausen und Duderstadt von Heinrich erbaut oder befestigt worden, ist reine Vermuthung, und Goslar kann gar nicht von Heinrich dem Ersten erbaut seyn, da es nach gleichzeitiger Nachricht seine Erbauung Heinrich dem Zweyten verdankt. Von dem Lichte, welches das Corvey'sche Zeitbuch bey Wedekind (Noten zu einigen Geschichtschreibern des Mittelalters) über den Ungarnkrieg verbreitet, findet man S. 81 bey H. keine Spur. Nach *Lambert*, zum Jahr 1075 S. 180 und 181, drang Heinrich der Vierte aus Böhmen in Meissen ein, um die Sachsen zu überfallen. Sie hatten es aber schon erfahren, und der König wäre beynahe von sächsischen Reitern gefangen. Hr. H. erzählt dieses S. 118 ohne alle Umstände von den Thüringern und gedenkt der Sachsen mit keiner Sylbe. Heinrich der Vierte wurde den 17ten Jan. 1080 bey Flateheim geschlagen und floh aus Thüringen, kam aber im October mit neuem Heere wieder und ward an der Elster besiegt. Hr. H. (S. 121) stellt es so vor, als wenn Heinrich nach der Schlacht bey Flateheim Thüringen plündernd durchzogen und sich an die Elster gelagert, und so bleibt unbegreiflich, wie der bey Flateheim Besiegte sich den ganzen Sommer in Thüringen halten konnte. Nach seinem Lebensbeschreiber starb Wigbert von Groitschin Pegau, nach Hn. H. (S. 139) auf seiner Burg zu Groitsch. In einem Briefe des heil. Bonifacius an

an den Papst Zacharias heisst es von Erfurt: *in loco, qui dicitur Erphesfurt, qui fuit jam olim urbs paganorum rusticorum*. Hr. H. übersetzt es: „Erphesfurt schon ehemals der gemeinschaftliche Wohnsitz heidnischer Bauern“, und bemerkt dabey, dass an eine Stadt mit Mauer und Graben gewiss nicht gedacht werden dürfe. *Urbs* heisst aber im Latein des Mittelalters *Burg*, d. h. eine Feste sowohl von grösserem als kleinerem Umfange, was wir theils Festung, theils Burg nennen. Bey Caesar und Dio Cassius kommen Burgen und befestigte Orte in Deutschland vor, und Tacitus sagt, dass es hinlänglich bekannt, dass die Deutschen keine Städte bewohnten. Die befestigten Orte waren also für Fälle des Kriegs, und Erfurt, wohin das Bisthum gelegt werden sollte, wohl nichts als eine solche Festung, in welche die Landbebauer in Fällen des Kriegs sich und ihren Viehstand retteten. Jedes Dorf ist ja ein gemeinschaftlicher Wohnsitz von Bauern, und in ein solches durfte der Sitz eines Bisthums nicht gelegt werden. Oder meint Hr. H. ein ausgezeichnet großes Dorf, in welchem die Bauern von der ganzen Umgegend wohnten? Da erwiedern wir, dass eben die Bauern gern in der Nähe der Grundstücke ihre Wohnungen hatten. In der Feste Erfurt wohnten aber in Friedenszeiten wohl nur die, deren Felder und Wiesen in der Nähe waren. Auch kann man *pagani rustici* bäurische Heiden übersetzen, und es sind wohl freye sich mit dem Landbaue beschäftigende Thüringer, keine dienstbaren Bauern darunter zu verstehen. S. 188 erzählt der Vf., wie der Kaiser Friedrich I. den Erzbischof Konrad von Mainz geächtet und Landgraf Ludwig der Eiserne die von Konrad erbauten Mauern Erfurts zerstört, und zum Andenken eine Münze prägen lassen mit der Umschrift: „Ludwig von Gottes Gnaden machte mich zu Erfurt unter dem Erzbischof Konrad.“ Welcher Widerspruch! Ludwig bekämpft den abgesetzten Erzbischof, und erkennt ihn gleichwohl als Erzbischof an. Im Uebrigen erhellt ja aus der Umschrift des Bracteaten gar nicht, dass er eine Denkmünze sey, und sie lässt sich so vielfach auslegen, dass es höchst unstatthaft ist, eine Erklärung als die wahre anzunehmen. Ja, es erhellt nicht einmal aus ihr, dass die Münze von Ludwig dem Eisernen sey. Baz wird S. 227 durch „wohl“ erklärt; es heisst *besser*. Wie Friedrich der Freudige in des Grafen Günther von Käfernburg Gefangenschaft gerathen, erzählt der Vf. S. 306. Aber es war nicht Friedrich, sondern sein Bruder Dietrich, wie das *Chronicon Sanpetrinum* berichtet. Die Landgrafengeschichte, welche von Friedrich redet, wird hinlänglich durch Urkunden widerlegt, die er in jener Zeit, wo er gefangen gewesen seyn soll, zu

Eisenberg ausstellte. Daher kann Friedrich auch, wie der Vf. doch S. 307 sagt, durch die Gefangenschaft, in der er nicht war, nicht die schöne Gelegenheit verloren haben, sich, von den Anhängern der Hohenstaufen aufgefordert, als Konrad's Erbe in Italien geltend zu machen. Dass sich Landgraf Albrecht mit seinem Neffen Friedrich dem Stammler, mit welchem er wegen Meissens Theilung entzweyt war, auf Vermittelung des Königs Rudolf 1290 zu Erfurt versöhnt habe, berichtet der Vf. S. 310. Aber die Theilung Meissens war, wie urkundlich erwiesen, schon früher abgemacht, und aus der Urkunde vom 6ten May 1290 bey Tetzl S. 930, wollen wir sie als echt annehmen, erhellt nur, dass sie vor dem König Rudolf geloben, ihre Uebereinkunft zu halten.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE LITERATUR.

BRUNNEN, b. Vieweg: *Gesammelte Schriften von Thomas und Karl August West*. 1829. Erste Abtheilung: Bilder aus dem Leben. Erste Theil. 300 S. Zweyte Theil. 291 S. Zweyte Abtheilung: Kritische und satyrische Streifzüge. Erster Theil. 316 S. Zweyte Theil. 360 S. 12. (4 Rthlr.)

Die unter dem vorstehenden Titel erschienene Sammlung von belletristischen Schriften eines als doppelter Pseudonymus auftretenden Vfs sind zum Theil schon in einer im J. 1806 gedruckten Zeitschrift „das Sonntagsblatt“ dem Publicum bekannt geworden. Diese Zeitschrift, welche in der Anordnung Addison's Zuschauer zum Muster gehabt zu haben scheint, hatte hauptsächlich zum Zweck, herrschende Verirrungen in der damaligen deutschen Literatur zu rügen und vor verderblichen Richtungen derselben zu warnen. Ob sie wirklich dazu beygetragen, dass es in vielen Stücken besser geworden und manches hier scharf gezüchtigte Unwesen hat weichen müssen, weiss Rec. nicht zu sagen, da ihm die damalige Verbreitung und Wirksamkeit dieser Zeitschrift nicht bekannt geworden ist. Aber Vieles darin ist äusserst verständig, passend und schlagend. Die mitgetheilten meist humoristischen und naiven Erzählungen der ersten Abtheilung hat Rec. mit Vergnügen gelesen, da sie auf einem andern Felde gewachsen sind, als die jetzigen historischen Novellen, deren man doch nach gerade überdrüssig wird, und in denen es oft vor der Beschreibung der Helden und Heldinnen bis auf die Unterkleider nicht zu einer Darstellung ihres Charakters kommt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1830.

GESCHICHTE.

HAMBURG, b. Perthes: *Geschichte des Thüringischen Volkes* — von Karl Herzog u. s. w.

(Beschluss der in vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wie der Vf. S. 312 vorträgt, theilten sich nach Friedrichs des Stämmers Tode Friedrich der Freudige und Ditzmann, nach der Bestimmung ihres Oheims, in das Erbe. Aber diese Bestimmung ist nichts als Phantasie Neuerer. Als der in Haft liegende Graf Heinrich von Nassau den Tod des Königs Adolf und die Wahl des neuen Königs Albrecht erfuhr, brach er sein Wort, daß er nicht entweichen wollte, und floh des Nachts aus dem Meißner-Lande in seine Gegenden. So die altzellschen Jahrbücher. Hr. H., der gern gestaltet und auf Uebergänge sinnt, läßt Heinrichen zu Albrecht, der nun Adolfs Kauf des Thüringer- und Meißner-Landes geltend macht, eilen, und vergiftet so, daß Albrecht der Feind des Nassauischen Hauses war. Albrecht brauchte auch zu seinem Streben nach jenen Ländern Heinrichen von Nassau gar nicht. Fälschlich läßt auch Hr. H., (S. 321) den König Albrecht den Grafen von Wilnau den Eiseznachern, vor Gelangung der Wartburg an Friedrich den Freudigen, zu Hülfe senden; es geschah erst nach Ihr. Schon in Leipzig läßt Hr. H. den Wappener Friedrich dem Freudigen, als er gegen die Schwaben bey Lucca zog, den Helm aufbinden, als wenn sich Friedrich unnöthiger Weise von Leipzig bis Lucca mit dem Helme belastet hätte, und den Rittern der Helm leicht wie ein Hut gewesen und sich desselben statt des Hutes bedient hätte. Nur die Ritter in den Romanen bringen den Helm Tag und Nacht nicht vom Haupte. Der Sache weit angemessener läßt Hr. H's Quelle, Rothe, erst vor dem Heinde den Wappener Friedrich dem Freudigen den Helm aufbinden. Nach Albert von Strasburg und Königs-hofen erhielt Friedrich der Heusche für den Abtritt von der ihm von den Kurfürsten angebotenen Königskrone von Karl IV. zehntausend Mark. Hiervon weiß Hr. H. nichts, er sagt nur: „Auch mögen die schlauen Karls Künstler Drohen und Versprechen ihn abgeschreckt und gewonnen haben.“ Der schwarze Berthold ist (S. 372) nach dem Vf. Berthold Schwarz in Freyburg im Breisgau, ohne Andeutung, daß bloß Sage seinen Wohnort dahin

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

legt. Aus des Erfurter Rathes Verbote zu großen Aufwandes führt der Vf. S. 435 an: „Keine Krämerin (wahrscheinlich meint das Gesetz solche, die ihre Ehre feil bieten) oder Dienstmagd soll Perlen zum Kranze oder Haarband tragen.“ Schwerlich wird der Erfurter Rath die feilen Dirnen mit den Dienstmädchen in diese Verbindung gebracht haben, und Kränze zu tragen war jenen ja höchst wahrscheinlich gar nicht gestattet. Die erklärende Parenthese ist also wohl nichts als ein unglücklicher Einfall. Ueber den Mißbrauch mit dem Worte Heerbann, dem auch der Vf. S. 50 und anderwärts huldigt; über die *milites agrarii* des Wittkind, welche dem Vf. „freye Landsassen“ sind; über die Ableitung der Burschen von *bursa*, welche auch Hr. H. als geschichtlich gewiß vorträgt; über den Todestag Friedrichs des Hübischen oder Ernsthaften, den auch der Vf. auf den 2ten Februar fälschlich setzt; über die der Fabelwelt angehörnde Bedrückung der Urner, Schwyzer und Unterwälder durch Kaiser Albrecht und ihren ebenfalls dem Gebiete des Mährchens anheimfallenden Aufstand gegen ihn, welche der Vf., mit der Menge der von ihm als That-sachen vorgetragenen thüringischen Mährchen nicht zufrieden, S. 326 als geschichtliche Ereignisse vorträgt; über des Herzogs Albrecht Befreyung durch des Kählers Schürbaum und anderes Fabelhafte, was der Vf. S. 426 u. 427 von dem Prinzenraube vorträgt, verbreitet sich Rec., des beschränkten Raumes halber, nicht, um ihm so weniger, da er diese Gegenstände den Forschung und Sichtung darth andere Veranlassung schon anderwärts (im Forum der Kritik I. Bd. I. Abth. S. 48—84. S. 49—51. II. Abth. S. 55—58. S. 66—68. III. Abth. S. 50—62) entwickelt hat. „Sie liess das erwartete griechische Kaiserthum antegehen“ sagt der Vf. S. 456, und dieses „Sie“ wird jeder auf die Abhandlung von Johann von Lutzel beziehen; bis er sich besinnt, daß es auf die so entfernt stehende Verrückung sich beziehen soll. S. 481 kommt ein Wortgott zum Vorschein, da gesagt wird: „den Lehrern des Wortgottes.“ Im Uebrigen ist des Vfs Sprache zu leben, und das ist des Buches Verdienst, daß es sich unterhaltend liest, während sein wissenschaftlicher Werth allerdings trübselig ist. Aber auch von dieser Seite ist es nicht ganz unbrauchbar. So z. B. beweisender Vf. S. 190 durch die Worte eines gleichzeitigen Sängers, daß der Streit zu Mainz im J. 1182 nicht ganz so unblutig abgegangen, wie Arnold von

Pp

Lc-

Lübeck berichtet. Strebt künftig der Vf. mehr nach Gründlichkeit, scheidet er mehr die Vermuthungen von den Thatsachen, und die Sagen und Märchen von der Geschichte, so wird er bessere Arbeiten liefern, während gegenwärtiges Werk, auf dem Standpunkte des wissenschaftlichen Geschichtsfreundes betrachtet, einen nur sehr untergeordneten Werth und nur den des fleißigen Sammelns der Sagen hat, deren Kenntniß auch erforderlich ist, aber deren Zusammenstellung nicht ohne Kritik seyn darf. Noch bemerken wir, daß der Gebrauch des anständig gedruckten Buches durch das chronologisch geordnete Inhaltsverzeichnis (S. XIII—XXIV) sehr erleichtert wird.

F. Wächter.

LITERATUR DER DICHTKUNST.

CONSTANZ, b. Wallis: *Die Dichterweihe*. Ein episches Gedicht in fünf Gesängen, von Georg Rapp. Mit einer Titelvignette, gezeichnet und gestochen von J. Lips. 1829. 12. broch. 246 S. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Der Verfasser dieser epischen Dichtung hat sich bereits, nicht ohne Glück, im Gebiete des Drama's und der Lyrik bewegt. Besonders haben uns manche seiner, im Morgenblatte zerstreuten, kleinern Gedichte angesprochen und in uns die Erwartung erregt, auch hier einem Werke zu begegnen, das ein dichterisches Talent bezeugt. Wir haben uns im Allgemeinen in dieser Hoffnung nicht getäuscht gesehen und glauben nicht zu irren, wenn wir von Hn. Rapp Bedeutendes für die Zukunft ankündigen. Schon daß der junge Dichter seine Muse einem größern epischen Gedichte gewidmet hat, dünkt uns lobenswerth. Mit Unrecht ist diese Gattung der Poesie in den letzten Jahrzehnten fast gänzlich durch den Roman verdrängt worden und hat erst in der neuesten Zeit ihr altes Recht wieder geltend gemacht. Uebrigens dürfen wir auch die „*Dichterweihe*“ des Hn. Rapp zu den eigentlichen Heldengedichten nicht zählen; nur die Art der Darstellung, nicht der Inhalt, weist sie diesen zu. Die Hauptperson des Gedichts ist *Claudino*, ein junger Dichter, der besonders im Anfange zu wenig handelnd, und deshalb nicht apaisend genug erscheint. Ueberhaupt leidet im Eingange und in der Entwicklung der Katastrophe das Gedicht an unangenehmer Breite, an mystischer, unklarer Kunst- und Gemüthschwärmerey, einem Gebrechen, das den Leistungen unserer praktischen Kunstjünger, die noch zu keiner klaren Weltanschauung sich erhoben haben, nur zu oft beywohnt. — Der Inhalt des Gedichts ist in aller Kürze folgender: In einem Traum wird dem Dichter *Claudino*, der getraut auf einer Wanderschaft in die weite Welt begeben ist, seine Geliebte gezeigt, mit der er bereits auf einem andern Planeten, dem Jupiter, vereint gewesen. Er findet das ganz in der Regel, trifft auch und

lich die Geliebte auf Erden wieder, aber nur um sie sich vom Tode entrissen zu sehen. Ihm bleibt seine Harfe, die ihm Trost und Beruhigung gewährt. Nebenbey wird seine, ihm selbst bisher unbekannte Herkunft entschleiert, und im vierten Gesange erhält er aus den Händen der dritten Gemahlin Kaiser Friedrichs II., Isabella, den poetischen Lorbeerkranz. Nachdem er im letzten Gesange diesen Kranz den Wellen des Rheins übergeben und seine Harfe an eine Säule des Domes in Worms aufgehängt hat, schlummert er hier unter Chorgesängen ein, um nie wieder zu erwachen. Bey seinem Leichenbegängnisse sind die Edelsten des Volkes zugegen, Frauen tragen seinen Sarg zur Gruft. Aber wir sind deshalb noch nicht von dem Dichter getrennt. Die Scene ändert sich und wir finden uns mit Claudino und andern Bekannten im Himmel wieder, wo nun die endliche, unauflösliche Vereinigung mit der Geliebten Statt findet. — Die einzelnen Gesänge, aus denen die Dichtung gebildet ist, führen die Ueberschriften: *Die Natur, die Freundschaft, die Liebe, das Vaterland, die Kirche*.

In den achtzeiligen, durchaus regelrecht, mit abwechselnden weiblichen und männlichen Reimen, gehaltenen Stenzen begegnen wir oft einer Gewandtheit der Darstellung, einer Wahl der Bilder, einem Schwunge der Phantasie, die uns in jenen schönen Hoffnungen, welche wir von dem jungen Dichter hegen, nur bestärken können; doch hat er auch nicht selten durch den Zwang des Versmaafes und des Reimes sich zu Unverständlichkeiten, müßigen Erweiterungen und fehlerhaften Bezeichnungen verleiten lassen, wie z. B. Str. 15: „wo — durch Höllennacht der tiefe Quell sich schraubt.“ — St. 71. II: „Der Ritter führt ihn sinnend an der Linken hinan, wo Pisa's hohe Wälle winken.“ — St. 74. II: „Amerigo ist reich auch an Gedichten, die er vom Mund der Morgenländer kennt.“ — St. 6. III: „Wo bunt im Schmelz sich Flur und Hügel schmücken, die schwere Frucht sich üppig reifend baucht.“ — Die Ausstattung des Werkchens macht der Verlagshandlung alle Ehre.

STUTTGART u. Tübingen, b. Cotta: *Napoleon in Aegypten*. Gedicht in acht Gesängen, von Barthelémy und Mery. Metrisch übersetzt von Gustav Schwab. Mit dem Original zur Seite. 1829. 119 S. gr. 8. geh. (1 Rthlr.)

Ganz richtig sagt der Uebersetzer in der Vorrede, dieses in meisterliche Beschreibungen sich verliehene Gedicht sey, wenn auch kein Epos, doch ein herrliches Episoden aus dem Heldenleben, das sich vor unsern Augen als Geschichte entwickelt hat und für dessen Gesammtheit der Sänger vielleicht erst in spätem Zukunfte geboren werde. Gewiß bietet Aegypten in seinen historischen Erinnerungen, seinen wunderbaren Monumenten, seinen Hieroglyphen und so vielen andern Dingen, die das Grab ei-

ner für uns untergegangenen Welt stand, in seinen Wüsten, die der Löwe und Tieger bewohnt, in denen sich gegenwärtig die geheimnißvolle Oase verbirgt, eben dem beschreibenden Dichter, wenn wir anders eine glanzvolle Rhetorik, einen Reichthum an Bildern und Allegorien für Dichtkunst gelten lassen wollen; eine Fundgrube, die er nicht so leicht erschöpft; wenn aber die Verfasser meinen, daß nie ein Stoff von gleicher Größe sich ihrer Nationalpoesie zur begeisterten Behandlung bot, so können wir ihnen dieses unmöglich einräumen, da uns die napoleonische Expedition nach Aegypten als ein durchaus abenteuerliches, den großen Zwecken der gährenden Zeit fast fremdes und jedenfalls nutzloses Unternehmen erscheint, das ganz natürlich, als Hauptvorwurf eines *beschreibenden* Gedichts, unter der Masse der großartigen Umgebungen, der mit Reizen jeder Art geschmückten Natur, erliegen muß. Das Gedicht ist in Alexandrinern geschrieben, welche die Franzosen noch immer für die ihrer Sprache am meisten entsprechende metrische Form ansehen, obgleich einige neuere Versuche ihrer bessern Dichter, namentlich *Victor Hugo's*, uns das Gegentheil bewiesen zu haben scheinen. Eben so ist der Artikel des *Ruhms* zu einer stehenden Redensart bey ihnen geworden, die nicht fehlen darf, und ihre Classicität aus der nämlichen Zeit, in welcher der Alexandriner zum classischen Versmaasse erhoben wurde, aus dem Jahrhundert *Ludwigs XIV.* herschreibt. Es ist nicht zu kugnen, daß die Verfasser sich in dieser Form so leicht bewegen, als sie es zuläßt; aber der klappernde Trab einer steifen Rosinante klingt immer durch, und kein rhetorischer Pomp kann ihn verdecken. Nach einer kurzen sogenannten: *Invocation*, in der es am Schlusse auf eine leidige Effectjägercy abgesehen ist, beginnt der erste Gesang, der die Fahrt der Flotte und die Ereignisse bis zum Abmarsche von Cairo enthält. So werden die kriegerischen Begebenheiten auf alle acht Gesänge vertheilt, bis zu der geheimen Flucht Buonaparte's nach Frankreich, und in den zwey letzten Zeilen muß noch einmal der *Ruhm* seine altgewohnte Rolle spielen. Wir wiederholen es: wo das Gedicht den beschreibenden Charakter trägt, ist es an vielen Stellen höchst gelungen; wir sind aber auch überzeugt, daß es den großen Beyfall, den es in Frankreich erhalten, hauptsächlich eben jenen immerwährend wiederkehrenden Citationen des vaterländischen Kriegeruhmes zu verdanken hat. Die Uebersetzung ist in reimlosen, fünffüßigen Jamben verfaßt. Der Uebersetzer hat in seiner höchst gelungenen Uebertragung von de la Martine's Gedichten bereits gezeigt, daß er in den Geist der fremden Sprache eingedrungen ist; er hat aber noch mehr gethan: er hat in jene Uebertragung oft einen poetischen Zauber gelegt, den wir nicht Hn. de la Martine als Eigenthum zugestehen können, sondern seinem deutschen Uebersetzer vindiciren müssen. Von dem vorliegenden Gedichte konnte Hn. Schwab's

Muse nicht in gleichem Grade angeregt werden. Er hat fließend, er hat treu übersetzt; aber *seine* poetische Kraft hat hier wenig mitgewirkt. Hr. Schwab ist ein zu guter deutscher Dichter, um den bloßen rhetorischen Glanz der sogenannten *klassischen* französischen Schule in *succum et sanguinem* aufzunehmen. — Die äußere, sehr elegante Ausstattung des Werkchens läßt nichts zu wünschen übrig.

WIEN, b. Armbruster: *Hans Sachs*. Dramatisches Gedicht in vier Akten, von *Deinhardstein*. 1829. geh. 140 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Gegenstand dieses dramatischen Gedichtes — oder besser Drama's, denn die eigentliche Poesie hat weniger Theil daran — ist die Liebes- und Verheirathungsgeschichte des Nürnberger Meistersängers. *Hans Sachs* liebt die Tochter des Goldschmied's Steffen, Kunigunde. Dieser Steffen ist ein angesehener, reicher und geldstolzer Mann, dem die Liebenden ihre gegenseitige Neigung nicht zu entdecken wagen, weil eben Hans Sachs nur ein Schuster ist. Kunigunde selbst sieht etwas verächtlich auf seinen Handwerksstand, und wünscht, daß er ihn mit einem andern vertausche. Dagegen erklärt sich aber der Liebende, indem er es seiner unwürdig erachtet, einen Stand zu verlassen, dessen Werkthätigkeit er versteht und gleichsam von seinen Aeltern ererbt hat. Der Goldschmied Steffen hat bereits seine Tochter dem Rathsherrn Erban Runge aus Augsburg bestimmt. Dieser erlauscht, daß das Mädchen einen andern, ohne Wissen des Vaters, liebt, endlich entdeckt er auch, daß dieser andere nur ein Schuster ist. Schadenfroh offenbart er nun das Geheimniß dem Goldschmied, der sich nicht entschließen kann, zu glauben, seine Tochter habe sich so tief erniedrigt. Kunigunde verleugnet in der Angst ihres Herzens den Stand ihres Geliebten und vergiftet sich so weit, daß sie verspricht, den bisher verschmähten Runge zu ehelichen, wenn ihr Erwählter in der That ein Schuster sey. In einem Zweygespräch mit diesem dringt sie nun ernstlich, selbst heftig in ihn, den Schuster endlich abzustreifen, da er ja sonst ein wohlhabender Mann sey, der recht gemächlich bloß als Poet leben könne. Ihre Heftigkeit erregt auch die des Geliebten, und ein förmlicher Bruch ist die Folge dieses Zwistes. Sachs beschließt, Nürnberg für immer zu verlassen. Wir finden ihn in einer benachbarten Waldgegend wieder, wo er mit Kaiser Maximilian, der sich auf der Jagd verirrt hat, zusammentrifft. Maximilian bewahrt sein Incognito und bewegt Sachs, dem er einiges Angenehme über seine Dichtergabe sagt, ihn, trotz seines festen Vorsatzes, die Vaterstadt nie wieder zu sehen, nach Nürnberg zurück zu geleiten. Unterdessen ist der Goldschmied Steffen Bürgermeister geworden. Bey den beschränkten Geisteskräften des Mannes, und noch mehr durch sein Benehmen, als ihm die wichtige Kunde wird, erinnert diese Wahl, auf eine dem Stücke ungünstige und lächerliche Weise, an Breme v. Bremenfeld in Holberg's

berg's politischem Zinngießer. Runge giebt sich für den Veranlasser dieser Wahl aus. Nun soll Kunigunde gezwungen werden, ihm sogleich ihre Hand zu geben, und wir können nicht leugnen, daß die Art dieses Zwangsversuchs etwas sehr Widriges und Zurückstossendes mit sich führt. Der heimkehrende Sachs erscheint im entscheidenden Augenblicke im Garten, und Kunigunde schöpft aus seiner Wiederkunft, aus der Versicherung seiner beständigen Liebe neue Kraft zum Widerstande. Sachs eilt zum Kaiser, der übrigens nur für einen fremden Grafen gilt, und bittet um dessen Hülfe. Zuletzt, als eine Achts-erklärung den poetischen Schuster aus Nürnberg vertreiben soll, weil er mit Gewalt in das Haus des Bürgermeisters Steffen gedrun- gen sey, tritt dann auch der kaiserliche *Deus ex machina* aus seiner Wolke hervor, und vereinigt, vermittelt einer Parabel und indem er den Incognito-Rock aufknüpft, das liebende Paar. Runge, dessen Betrug an den Tag kommt, muß sich beschämt entfernen. — Dieses ist ein kurzer Abriss des Stückes, in welchem in einzelnen Scenen auch, jedoch nur sehr oberflächlich, das Treiben der Meistersänger, förmlich und mechanisch im Gegensatze zu Sachsens mehr ausgesprochene als darge-thane poetische Ansichten, berührt wird. Dem wackern Schuster Sachs ist in der Charakterisirung des Verfassers nur seine Einfachheit treu geblieben. Von dem frischen, kecken Humor, von stadtbürgerlicher Kraft und einem gewissen Selbstbewußtseyn, die sich in seinen Dichtungen aussprechen, findet sich keine Spur. Er ist sentimental-blöde, wie Oehlenschläger's Correggio, ohne dessen Kränklichkeit, ohne dessen tiefgehende Lyrik. Kunigunde, seine Geliebte, hat dagegen einen Anflug kecker Naivetät, der diese Rolle, in den Händen einer guten Schauspielerin, zur Hauptrolle des Stückes erheben muß. Vater Steffen ist, wie schon gesagt, zu beschränkt, um mit einigem Anstande Bürgermeister werden zu können. Der Rathsherr Runge steht karrikirt, als ein Hochmuths- und Einfaltspinsel da. Kaiser Maximilian, obgleich der Alexander des gordischen Knotens, ist ohne Bedeutung und zu sehr Nebenperson. Der Dialog ist leicht und fließend, oft aber und besonders in den Scenen zwischen den beiden Liebenden, wo er es gerade nicht seyn sollte, von gar zu prosaischer Dürftigkeit. Hierzu hat den Vf. wohl der Zwang der Schlagreime in einem kurzen Versmaasse — vierfüßigen Jamben — veranlaßt. Der Prolog *Goethe's* ist eine eben so dankenswerthe Zugabe, wie der Abdruck einer Hamburger Recension am Schlusse des Stückes uns als eine überflüssige, auf eitel Selbstlob hinausgehende erscheint.

STUTTGART U. TÜBINGEN, b. Cotta; *Der Paria*. Trauerspiel in einem Aufzuge, von Mich. Beer. 1829. 62 S. 8. geh. (9 gGr.)

Der unverdiente schreckliche Fluch, der auf der unglücklichen Kaste der Paria's ruht, hat Hn. Beer Anlaß

zu einer kleinen Tragödie gegeben, die an dramatischem Interesse, noch mehr aber an lyrischer Schönheit reich ist. *Gadhi*, Einer aus dem tief verachteten Stamme, hatte sich einst heimlich zur nächtlichen Stunde in das herrliche Benares gewagt. Hier fand er auf einem Grabe ein Weib, die Tochter eines Rajah, die gezwungen einen alten, schon im Sterben liegenden Mann ehelichen müssen. Auf dem Grabe der Mutter suchte sie Trost. Der Gatte starb wirklich, und nun ruft sie das unselige Loos der indischen Wittwen zum Scheiterhaufen. Da entflieht Maja — so ist ihr Name — mit dem Paria in seine Einöde, wo sie in tiefer Armuth nur sich und ihrer Liebe leben. Ein Knabe ward die Frucht ihrer Ehe. Einst verirrt sich dieser weitab von der Wohnung der Aeltern und die Mutter verläßt, um ihn aufzusuchen, ihr sicheres Felsenthal. Sie findet den Knaben endlich neben einem Jäger aus dem Stamme der Rajah's, welcher Früchte mit ihm theilt. Bey ihrem Anblicke entbrennt der Jäger zu heftiger Leidenschaft, allein ihre Flucht vor dem ungestümen Manne wird durch das Hervorschießen einer Natter begünstigt. Dieser Jäger ist kein anderer, als Benascar, der Bruder der unglücklichen Frau. Von einem Tiger verwundet, erscheint dieser nach einiger Zeit in der Hütte des Paria. Maja, welche auf Gadhi's Geheiß die Wunde des fremden Gastes verbinden soll, erkennt in ihm jenen Jäger. Er verschmäh't einen Trunk aus den Händen der Verworfenen und will sich durch eine Frucht, die er im Walde gepflückt hat, erquicken. Die Frucht ist giftig. Maja entreißt sie ihm. Da erkennt auch Benascar in ihr die Schöne, die er einst im Walde fand. Indem er sie von dem Paria zur Sklavin verlangt, nöthigt er diesen, die Geschichte seiner Liebe zu erzählen. Es wird offenbar, daß Maja die Schwester des Benascar ist. Dieser will den Gadhi tödten, aber sein Weib verhindert es, und Benascar sendet einen seiner Gefährten ab, um die Braminen herbeyzuführen, daß sie den Paria hinrichten und sein Haus der Erde gleich machen. Auf Maja's Flehen will Benascar ihren Knaben vor dem vernichtenden Zorn der Priester bergen. Während er dieses unternimmt, genießt das Ehepaar, auf Maja's Veranlassung, von der giftigen Frucht. Der Zug der Braminen naht, die Hütte fällt unter den Schlägen des Beils, aber ihre Opfer sind ihnen entrissen und sterben den Tod, den sie selbst gewählt. — Als Erfüllung einer auf tiefe Vorurtheile eingewurzelten Pflicht, könnte die That des Bruders groß erscheinen, wenn dieser nicht früher die Leidenschaftlichkeit eines ungestümen Charakters an den Tag gelegt hätte: so aber würden wir es dem Dichter Dank gewußt haben, wenn er die Erkennung der Maja durch Benascar erst, nachdem dieser aus Rache über verschmähete Liebe die Braminen herbeygerufen, hätte erfolgen lassen. Dann erschiene die That des Bruders in einem mildern Lichte und die poetische Gerechtigkeit erhielte auch ihr Recht. Die Sprache ist nur zu loben. Vortreffliches enthält die Erzählung des Paria, in der er die Entstehung seiner Liebe und die Rettung der Geliebten schildert. Die Ausstattung ist sehr elegant. X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1830.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

ST. PETERSBURG, b. Pluchart: *Beyträge zur Fortification*. 1826. 128 S. 4. Mit 6 lithographirten Planen. (3 Rthlr.)

Der ungenannte Vf. sagt in der Vorrede: „er habe die Ansichten *Virgin's*, die er als einen großen und wichtigen Schritt zu Vervollkommnung der Wissenschaft ansieht, dem Leser wieder ins Gedächtnis rufen und zugleich auf die Nothwendigkeit einer Waffe aufmerksam machen wollen, deren Schußkraft stark genug wäre, die feindliche Sappe zu zerstören, und doch auch leicht genug, um alle Schwierigkeiten zu beseitigen, die den Gebrauch der Kanone gewissermaßen einschränken.“

Den Anfang machen, nach dem Beyspiel aller Lehrbücher der Fortification, Erklärungen, die jedoch durch den etwas pretiösen Stil zum Theil minder verständlich sind, als die Worte, die sie erläutern sollen. Z. B. S. 1. *Feldbefestigung*. „Den ersten meistens nur ephemerischen Arbeiten dieser Art wird zum Beynamen jenes Wort geliehen, das der Scene des Kampfes als Name dient, und fast alles, was auf kriegerisches Wirken Bezug hat, mit wohlbekanntem Vorlaut bereichert. Ihre Kräfte sind der Taktik untergeordnet; diese entscheidet den Streit, überwindet allein ihren(?) Einfluß.“

Permanente Fortification, oder *royale*. „Trifft die Anlage in das Netz eines früher erkannten strategischen Systems und ist auf sie in hinlänglichem Zeitraum die Kunst mit ihren letzten Hilfsmitteln angewandt, so trägt eine solche reife hehre Befestigung, der alle architektonische Mittel unterworfen (sind), das edle Beywort, das ihre Annäherung zur Unvergänglichkeit kund giebt. Jenseits des Rheines führt sie einen Ehrentitel, der ihren großen Endzweck noch deutlicher zeigt. Sie hat wahrscheinlich in neuern Perioden mit der Ausreifung der Monarchengröße im Bunde gestanden.“ Die Kriegskunst ist eine ernste Wissenschaft; schließt sie auch einen gebildeten Stil nicht aus, so ist sie doch, eben wie die Mathematik, eine Feindin gekünstelter und dunkler Ausdrücke. Was würde man zu einer Erklärung sagen, wie: „das Dreyeck besteht aus drey Linien, die sich liebend einander nähern, und indem sie die Hände in einander schließen, drohende Spitzen bilden?“ — Durch eine solche Schreibart wird dem Leser auch das Gute verleidet, was

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

sich etwa mit Mühe aus den nutzlosen Schalen herauslesen läßt. Zu jenem gehört die Bemerkung über die von *Cormontaigne* aufgebrachte Analysis der Festungen, die ihr Urheber als ein sophistisches Vertheidigungsmittel in einem gelehrten Streit aufstellte, die aber seine Nachbeter als einen unfehlbaren Probirstein der Stärke und des innern Werthes jeder Festung ansahen.

Dafs die *Facen* die schwächsten Theile einer Festung sind (S. 11), ist wohl nur bedingungsweise wahr: in so fern sie dem Belagerer kein überlegenes oder wenigstens gleich starkes Frontalfeuer entgegenzusetzen vermögen. Ist dieses so geordnet, dafs der Angreifer seine Brechebatterie schwer oder gar nicht zu Stande zu bringen vermag, so kann man auch die *Face* keinen *schwachen Theil* nennen. Diese, gewifs nicht unrichtige, Ansicht war auch die Schöpferin der *Faussebray*, deren Vortheile ihr bloß durch das später in Brauch gekommene Enfilirfeuer geraubt wurden.

S. 22 heift es: „Das Maximum der *Senkmöglichkeit* der Kanonen ist noch nicht bekannt, obgleich wohl ein Theoretiker dieselbe auf wenig Grade bestimmt zu haben glaubte, und nach diesem unzuverlässigen Grundsatz ein ganzes sogenanntes System modularte.“ Diese Senkmöglichkeit hängt von der Lage des Stirnriegels und der von seiner Oberfläche durch das Zapfencentrum des Rohres gelegten Fläche ab. Jedem Artilleristen aber ist bekannt, dafs diese Fläche nur einen sehr spitzen Winkel mit dem Horizonte machen darf, wenn nicht das Beschläge der Laffete durch die Kraft des Rückstoßes zertrümmert werden soll. 10 Grad dürfte wohl das höchste Maafs dieses Winkels seyn.

Ueber die Vorzüge der Wassergräben, da wo man sie haben kann, ist bey den bessern deutschen Ingenieuren wohl nur Eine Stimme. *Belidor's* Schleichenspieler erscheint allerdings *in thesi* sehr vorthellhaft, hat aber bey wirklichen Belagerungen — so viel Rec. bekannt ist — nur äußerst selten eine Anwendung gefunden, obgleich es bey dem Neubau einer Festung den Aufwand um zwey- bis dreymal hundert Tausende vermehrt. Sein zweckmäßiger Gebrauch erfordert: 1) die gehörige Instandhaltung der Bären und Maschinen; 2) mit der Sache vertraute Ingenieure und Arbeiter, und 3) ruhige Besonnenheit des Commandanten, dafs er die Gräben nicht bey dem ersten Erscheinen des Feindes

Qq

un-

unter Wasser setzen läßt, um sich gegen den *Coup de main* zu sichern.

Mit Wahrheit äußert sich der Vf. S. 26 über die *Außenwerke*, besonders die *Raveline* des neuern *Tracé*, deren Werth nur in passiver Sicherung des Hauptwalles gegen die feindlichen Feuer liegt. Es wird hiebey S. 29 bedingt: 1) daß ihr Umriss nie mit dem des Hauptwalles parallel sey; 2) daß ihre Spitzen und daher ihre *Capitales* nie auf die *Capitales* des Hauptwalles fallen; 3) da sie nur als ein *Zusatz* der Vertheidigungseigenschaften anzusehen sind, darf ihr Verlust auch keinen überwiegend nachtheiligen Einfluß auf die fortgesetzte Gegenwehr der Festung haben; 4) sie müssen das Hauptwerk zum Schutz gegen die Schüsse des Belagerers gänzlich umschließen, jedoch dürfen sie nicht zur Höhe des Hauptwalles steigen, sondern der letztere muß seine angemessene und nothwendige Ueberhöhung behalten; 5) sollen sie den Belagerern auf allen Seiten einen gleich starken Widerstand leisten; 6) ihre Höhe muß den Hauptwall gegen den feindlichen Horizontalschuß sichern und ihn sturmfrei erhalten; diese Regel ist jedoch schon in der vierten mit enthalten.

Anstatt der so vergänglichen Pallisaden im gedeckten Wege wird gegen die Erstürmung (S. 36) ein 6 Fuß tiefer und breiter gemauerter Graben vorgeschlagen, dem wohl kein Ingenieur seinen Beyfall versagen wird; so wie der Forderung einer Geschützvertheidigung für die kasemattirten Reduits, da eine Bestreichung durch Flintenfeuer so gut als keine ist. Der Vf. besorgt zwar (S. 40) Nachtheil von der *Erschütterung* für die Kasematten; allein, nur bey engen und niedrigen Gewölben, aus pedantischer Engherzigkeit bloß für Eine Kanone eingerichtet, ist ein solcher Nachtheil als möglich anzunehmen; bey 18—24 Fuß weiten und hohen Gewölben findet er nach Rec. Erfahrung nicht Statt. Die Abneigung vieler Ingenieure, ja fast der Mehrzahl derselben, gegen eine Anordnung von so unbezweifeltem Nutzen, als die Defensiv-Kasematten, ist bloß ein Beweis ihrer geringen Kenntniß vom Gebrauche und der Wirkung *gut-bedienter* Kanonen und von der großen Macht verjährter, mit den ersten Elementen der Befestigungskunst überkommener Vorurtheile. Sehr wahr heißt es S. 44: „Es scheint nur zu sehr die Losung unseres Zeitalters zu seyn, daß Festungen mit Kanonen belagert und mit Flinten vertheidigt werden. Darauf gründet sich die Kraft des Vauban'schen Angriffes und die Offensivrechnungskunst der Herren Modernisten.“ Weil jedoch dem allgemeinen, besonders dem augenblicklichen Gebrauche der Kanonen ihre, nicht hinwegzuschaffende, Schwere ein unübersteigliches Hinderniß entgegengesetzt, während die *Flinte* eine unermeßliche Menge Pulver gegen die feindliche Tranche *ohne alle Wirkung* verbraucht, wird S. 48 und 117 ein halbpfündiger Doppelhaken vorgeschlagen und auf der dritten Kupfertafel nach seiner Gestalt angegeben, der jedoch bey mehreren

deutschen Artillerieen wenigstens als Stand- und Wallbüchse bekannt und eingeführt, auch schon in *St. Remy (Mémoires d'Artillerie)* beschrieben ist. Gewiß ist es, daß sie vielfache Dienste leisten; daß dieß aber durch einen leichten Drey- oder Vierpfünder in noch größerm Maasse geschieht, wenn ein intelligenter Artillerist ihn beweglich zu machen versteht.

S. 51—61. Von den Minen; nur Bekanntes! Es ist hier der Ort nicht, uns weitläufig über die Anwendung der *Schachtmienen* auszulassen, mit denen von den Oestreichern, Preußen und Russen manichfache Versuche angestellt und wichtige Resultate erlangt worden sind.

Um auch den Nebenpolygonen einen Antheil an der Vertheidigung zu geben, werden S. 64 die *Reversfeuer* nach *Virgin* vorgeschlagen, die allerdings den Vortheil gewähren: zu treffen, ohne sich selbst bloßzustellen, weil dem Geschütz, gegen das sie angewendet werden, ein ganz anderer Zielpunkt gegeben ist. Nur Schade! daß für diese *Reversfeuer* eine sehr erweiterte Anordnung der Außenwerke nöthig wird, wie man sich aus *Virgin's* — neuerlich in zwey deutschen Uebersetzungen erschienenen — Entwürfen leicht überzeugen kann; und dann, daß die Kriegsbaumeister sich gewöhnlich der Einführung jeder neuen Anlage entgegensetzen, sobald ihre Form von dem abweicht, was ihnen als Zöglingen einer Ingenieur-Schule gelehrt worden ist. *Daher* das Beybehaltende der alten *Umrisse*, welche auffallende Fehler sie auch an sich tragen; *daher* selbst die Behauptung: „daß seit *Cormontaigne's* Zeiten nichts Besseres in der Befestigungskunst erfunden oder ausgeführt werden könne“; *daher* endlich das aufgestellte Axiom: eine gemauerte Contrescarpe trage *mehr* zur Festigkeit eines Werkes mit trockenem Graben bey, als eine Frontalvertheidigung des letztern durch eine crenelirte Mauer am Fulse der Escarpe!! —

Der Vf. betrachtet die bey den ältern Systemen durch die Orillons, oder durch *Chasseloup's* Graben-Caponieren, erzeugten *Reversfeuer*, und zeigt S. 72 und 121 die Möglichkeit, jeden innern Raum der Faussebray-Bastions aus vier Orillons zu bestreichen, und dadurch die Wehrkraft dieses Systems zu verdoppeln. Er wendet sich hierauf S. 75 zu andern Verstärkungsmitteln der Festungen: Defensiv-Kasematten auf den Capitalen der Bollwerke; eine, die Stadt umschließende, alte Ringmauer; *Cormontaigne's* weit vorspringende Raveline; die vor den Spitzen seines Vierecks gebildeten Schlüsselpunkte, analog mit dem strategischen Schlüssel des Terrains, die durch vorgelegte, in ihrem Innern gut bestrichene *Hornwerke* geschützt werden (S. 122), jedoch sind diese nicht von den genug bekannten Mängeln frey.

Gegen das Enfilir- und Ricochetfeuer werden S. 83 *Virgin's* Abstufungen der Wallgänge und die veränderte Richtung der zusammengehörigen Linien empfohlen, damit der Belagerer nicht mit einer
und

und derselben Richtung des Geschützes mehrere Werke zugleich bestreichen kann. So dringend auch namentlich Noizet de St. Paul empfiehlt, die Verschanzungslinien der feindlichen Enfilade zu entziehen, so wenig wird doch darauf bey der Ausführung Rücksicht genommen, und es ist unbegreiflich, wie sorglos viele Ingenieure in dieser Hinsicht verfahren.

Der 119te bis 125ste §. sind den *detaschirten Werken* gewidmet, welchen der Vf. eben nicht hold zu seyn scheint, indem er die in Flintenschufsweite liegenden zu den *Außenwerken* rechnet, die entferntern aber für sehr kostspielig und zwecklos erklärt. Dafs auch hier, wie bey vielen andern Dingen, die träge Nachahmungssucht zu weit gegangen ist; dafs man öfters, ohne zureichenden Grund, anstatt *einer* Festung zu Behauptung *eines* und *desselben Punktes* vier Festungen baut, ist wohl nicht zu leugnen. So lange man jedoch den neuerlich aufgekommenen Gebrauch beybehält, Städte von ungeheuern Umfange in Festungen umzuschaffen, oder überhöhet, sich überall der Enfilade darbietende Stellen zu befestigen, wird man sich auch genöthigt sehen, es durch einzelne selbstständige Werke zu thun; weil man selbst mit dem grössten Aufwande in solchem Falle nicht fähig seyn wird, seinem Baue auf andere Weise eine gehörige Widerstandsfähigkeit zu verschaffen.

Sind die *detaschirten* Werke blofs vorgelegte *Lunetten*, denen die neuern Ingenieure ihre Stelle auf den Capitalen der Bastione und Raveline anweisen, so ist die Bemerkung S. 87 sehr richtig: „dafs sie gerade da die Annäherung des Feindes am wenigsten hindern, und dafs man sie deshalb in den Raum zwischen jene Capitale legen müsse, wo sie zugleich die Facen der Hauptwerke gegen die feindliche Enfilade decken, und wo der Belagerer gezwungen ist, seine Sappe in den Schusslinien seiner eigenen Batterie zu führen.“

Sechs lithographirte Platten dienen zu Versinnlichung der aufgestellten Ideen; Pl. II. giebt den General-Plan der von dem Vf. empfohlenen Befestigung nach *Virgin's* System, mit Anwendung der Differenz des äufsern und innern Umrisses, die den letztern gegen die feindliche Enfilade sichert und zu mannichfachen Reversfeuern Gelegenheit giebt. Die kasemattirten Reduits des gedeckten Weges sind mit den Amusetten des Vfs besetzt; jedoch würde Rec. — wie schon oben bemerkt — hier lieber drey- oder vierpfündige Kanonen nehmen, deren Kugel nicht blofs den eben gefüllten Schanzkorb durchdringt, sondern umwirft, und deren Kartetsche den Gang des gedeckten Weges vom Feinde rein erhält, wenn die Flügel der halben Thürme mit 2 Kanonen besetzt werden. Die ganze Anordnung gewährt eine kräftige Gegenwehr, bey der nur noch eine bombenfrey Frontal-Vertheidigung gegen die zweyten Batterien auf der Contrescarpe hinzugefügt werden darf, um ihren Bau ganz unausführbar zu machen.

GEOGRAPHIE.

HANNOVER, b. Hahn: *Beschreibung der Gauen zwischen Elbe, Saale und Unstrut, Weser und Werra*, insofern solche zu Ostfalen und Nord-Thüringen und zu Ost-Engern gehört haben, und wie sie im 10ten und 11ten Jahrhunderte befunden sind. Eine von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen am 10ten Nov. 1821 gekrönte Preisschrift. Von August v. Werssebe, Königl. Grosbr. Hann. Landdrosten, Assessor des Bremen- und Verdenschen Hofgerichts, Erb- und Gerichtsherrn zu Meienburg. Mit einer Karte. 1829. 290 S. gr. 4. (3 Rthlr.)

Die Preisaufgabe, durch welche diese Schrift veranlaßt worden ist, rührte nicht von der Königlichen Societät der Wissenschaften, sondern von einem ihrer Correspondenten, dem Hn. Amtmann *Wedekind* in Lüneburg, her, der seinen eigenen ausgezeichneten Verdiensten um deutsche Geschichtsforschung noch dasjenige, Andere zur Erforschung höchst wichtiger Gegenstände derselben aufzumuntern, hinzugefügt hat. Unter mehreren Mitbewerbern erhielt der durch frühere gediegene Arbeiten in diesem Fache hochverdiente und rühmlichst bekannte Vf. den Preis; und wie uneigennützig er denselben verwandt hat, davon giebt das Erscheinen dieser Preisschrift im Druck die beste Kunde, da die demselben sich entgegensetzenden Hindernisse nur dadurch beseitigt worden sind, dafs der Vf. einen dem doppelten Geldwerthe der Preismedaille gleichkommenden Zuschuss von 50 Ducaten zur Bestreitung der Druckkosten geleistet hat. Beyspiele eines solchen Patriotismus, wie sowohl der Preissteller als der Vf. zu Tage gelegt haben, sind gewifs äufserst selten, und verdienen, wenn irgend Etwas, ausgezeichnet und zur Nachahmung aufgestellt zu werden. Was den Inhalt der vorliegenden Preisschrift anbetrifft, so wird gewifs jeder Geschichtsforscher darin übereinstimmen, dafs durch dieselbe eine sehr bedeutende Lücke in der deutschen Geschichtskunde ausgefüllt worden ist, und dafs ihm kein willkommeneres Geschenk in seinem Fache gemacht werden konnte, als durch die öffentliche Bekanntmachung derselben. Ohne den frühern verdienstlichen Arbeiten über diesen Gegenstand, namentlich des in *v. Leutsch* „Blick auf das Königreich Hannover“ enthaltenen, irgend zu nahe zu treten, erhalten wir in dem vorliegenden Werke eine durchaus befriedigende, höchst genau und umfassend blofs auf Urkunden und auf andere zuverlässige Quellen gegründete Beschreibung der Gauen zwischen der Elbe, Saale, Unstrut, Weser und Werra, die zu Ostfalen, Nord-Thüringen und Ost-Engern gehört haben; so dafs, wenn man damit die Fortsetzung der Beschreibung der Gauen in dem Herzogthum Thüringen, oder der sogenannten sorbischen Mark verbindet, welche hinter des eben erwähnten *v. Leutsch* Markgraf Gero geliefert ist, die Gauverfassung eines sehr beträchtlichen Theils des

des nördlichen und östlichen Deutschlands ins Klare gesetzt worden ist. Dazu kommt, daß in dem vorliegenden Werke jene Beschreibung auf eine wünschenswerthe sehr ausführliche Weise gegeben ist, indem nicht allein bey jedem einzelnen Gau die vorhandenen Nachrichten vollständig vorgelegt, geprüft und die dabey eintretenden Zweifel erörtert worden sind, sondern auch der Vf. bey den einzelnen von den Gaugrafen derselben und den durch den Abgang gaugräflicher Familien Nachricht zu geben bezweckt hat; gewiß eine dankenswerthe Erweiterung des Plans, da es nur auf solche Art möglich wird, es ausfindig zu machen, wie sich allmählig aus den Gauen die verschiedenartigen größern und kleinern bunt durch einander gemischten Territorien in Deutschland gebildet haben. Auch durch diese Untersuchung, wie sie von dem Vf. geliefert ist, hat sich die Bemerkung bestätigt, daß die Eintheilung der geistlichen Diöcesen sich nach der weltlichen Gebiete gerichtet hat, und demnach ursprünglich kein Gau unter mehrere Bisthümer vertheilt gewesen ist. Die Grenzen der Gauen und Diöcesen treffen daher auch in diesen Gegenden Deutschlands zusammen und erläutern sich wechselseitig. I. Im Mainzischen Sprengel befanden sich sächsische und nordthüringische Gauen; die sächsischen hießen: *Lochnie* (*Lachne*, *Lacne*), von den Neuern gewöhnlich Leinegau genannt; unstreitig der größte, bekannteste und berühmteste, *Morunga* (*Marungan*), *Suilbergi*, *Rittiga* (*Hrittiga*), *Lisgo* (*Hlisgo*); die thüringischen: *Eichesfeld*, *Onsfeld*, *Altgowe*, *Germaremarca*, *Winidon*, *Wippergowe*, *Helmegowe*, *Zurrego*, *Nabelgowe*, *Engilin*, *Provincia Wigsezi*. Im Halberstädtischen Sprengel die Gauen *Hartingo* (*Hartego*, *Hardego*), *Suevon*, *Hassegowe* oder *Hosgowe*, *Frisonewelt*, *Northuringowe*, *Derlingo*, *Wittinga*, *Mosidi*, *Belesen*. III. In der Hildesheimischen Diöcese: *Wickanaveld*, *Aringo*, *Gudingo*, *Astfalo* und *Valem* oder *Falin*, *Flotwita*, *Grethe* (*Grethinge*), *Muthwilde* (*Muldese*), *Scotelingen* (*Scotelingo*), *Valsedungon*, *Flenithi* (*Fleithi*), *Ambergo*, *Saligo*, *Leriga* (*Leri*). Unächt sind dagegen der *Densiga*, *Gandesemiga*, *Frethenigaw*, *Grenigawi*, *Venzigawi* oder *Wentsgoi*, *Eriggawi*, *Auganawi* und *Empnegawi*, indem sie auf unächten oder verfälschten Urkunden beruhen. IV. In der Paderbornischen und Mindenschen Diöcese: der Pagus *Auga*, *Tilithi* (*Cigilde*), *Merstem*, *Sellessen*, *Bucki*, *Scapevelden* oder vielleicht *Losa*, *Laingo* (*Loingo*), *Grindiriga*. V. In der Verdenschen Diöcese: der Pagus *Sturmi*, Pagus *Woltsatorum*, *Mosde* (*Mosweddi*), *Bardengo*, *Osterwaldet*. VI. In der Bremischen Diöcese endlich: *Wigmodi*, *Lorgos*, *Heilanga*, *Ostinga*, *Rosoga*; dagegen ist es ohne Grund, wenn man die Bremischen Marschdistricte (*Kehdingen*, *Hadeln* und *Wursten*) als Gaue betrachtet, da sie weder solche, noch Theile anderer Gaue ausmachten, was sich aus der ursprüngli-

chen gänzlichen Verschiedenheit ihrer innern Verfassung erklärt. — Ein sehr interessanter Anhang endlich beschäftigt sich mit Bemerkungen über die Abtheilung von Sachsen in Ostfalen, Westfalen und Engern, über deren politische Wirksamkeit wir wenige Nachrichten haben, aus denen jedoch hervorzugehen scheint, daß jeder Abtheilung ein Herzog vorgesetzt war, und daß in jeder derselben besonders, obgleich wohl nur unbedeutend von einander verschiedene Rechte gegolten haben. Die Namen Ostfalen und Westfalen bedeuten, nach dem Vf., die östlichen und westlichen Grenzen (*Palen*) oder *Grenzdistricte*; Engern hatte seinen Namen davon, daß es in der Enge oder Mitte lag. — Im Ganzen stimmen die Forschungen des Vfs mit denen in v. *Lauch* Blick u. s. w., wiewohl von beiden Verfassern dieselben ganz unabhängig von einander angestellt waren, überein, nur widerspricht der Vf. der Existenz der von letzterm im Lande Wursten und Hadeln aufgeführten Gaue *Foresazi* und *Hogtrunga*, eines Gaues *Laeni*, den v. L. an die Stelle des *Pagi Osterwalde* setzt; wogegen der Vf. die von v. L. bezweifelte Gaue *Heilanga*, *Mosde*, *Leri* und *Lorgu* rechtfertigt. — Die Karte ist eine höchst willkommene Zugabe; nur hätte Rec. gewünscht, die Namen der in den Urkunden erwähnten einzelnen Oerter jedes Gaues, allenfalls mit der Jahreszahl, wann jeder Ort vorkommt, in derselben aufgenommen zu sehen, da dieses ein noch instructiveres Bild der damaligen Gaueintheilung gegeben haben würde. Auch ein alphabetisches Register über die einzelnen Namen hat Rec. ungern vermißt.

Von folgenden Werken sind neue Auflagen erschienen:

STUTTGART, b. Löflund u. Sohn: *Versuch über die Lehre von der Legitimation zum Prozeß*. Von Ludwig Ferdinand Dapp, königl. Würtemb. Oberjustizrath. Nebst einer Vorrede von Hn. Dr. Christian Gottlieb Gmelin, ehemal. ordentl. öffentl. Lehrer der Rechte zu Tübingen. Zweyte Auflage. 1826. LXII und 386 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

BERLIN, b. Hayn: *Allgemeine Weltgeschichte für die Jugend*. Zunächst zum Gebrauche für Söhne und Töchter aus den gebildeten Ständen zum Selbstunterrichte; und für Schulen. Von Karl Stein, Königl. Preuss. Hofrath und Großherzogl. Sachsen-Weimarschen Rath u. Professor. Vierte, vermehrte und durchgängig verbesserte Auflage. 1829. XII und 499 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

LEIPZIG, in der Abel. Buchh.: *Heiraths-Gesamt für Neuverheirathete und Verlobte*, sie mögen es seyn oder noch werden; von M. Ch. F. J. Voigt. Dritte, verbesserte u. vermehrte Auflage. (1829.) IV u. 149 S. 8. (cart. 18 gGr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1830.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

ALTONA, b. Busch: *Fortsetzung der Reformation, oder Beyträge zur Verbesserung der Theologie, Religion und Kirche.* Von Georg Wilh. Block, Kgl. Hannöver. Superintendenten zu Hitzacker. Zweyter u. dritter Theil: *Verbesserung der Gottesverehrung und des Lehramts.* 1829. XVIII u. 262 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der erste, die Verbesserung der Religionslehre betreffende Theil dieses Werks ist bereits von einem andern Rec. in der A. L. Z. Jahrg. 1828. Nr. 261. angezeigt. Dafs der Vf. es mit der Veredlung der protestantischen Kirche und ihrer Diener sehr wohl meint, dafs er seine Wünsche für beide mit einer Wärme und einem Freymuth vorträgt, welche durch seine Stellung und seine eignen langen und rühmlichen Dienste doppelt achtungswerth erscheinen, ist unverkennbar, und so wird man sich auch hier durch des Vfs öftere Wiederholungen der Gegenstände und Breite des Ausdrucks nicht abhalten lassen, von der, wenigstens eigenes Nachdenken erregenden, Betrachtung des Vfs Notiz zu nehmen. Zwey Einwendungen möchten ihm indess vor andern von mehreren Seiten her gemacht werden: erstens, dafs er manches zu schwarz sehe, z. B. wenn er wiederholt, über herrschende Gedankenlosigkeit, Verkehrtheit, Eigensucht der Menschen, über die großen Nachteile davon, wenn mehrere Prediger an einer Gemeinde angestellt sind u. dgl. m. klagt; sodann, dafs er sich mit einer vergeblichen Hoffnung schmeichelt, wenn er ein Universalmittel zur Hebung fast aller Mängel im kirchlichen Lehrstande in der hier auf jeder Seite fast wiederkehrenden Empfehlung des Studiums der Mathematik überzeugend empfehlen zu haben glaubt. Wie gut der Vf. sich auf dieses Fach versteht und wie große Vorliebe er dafür hat, ist bekannt: doch wird man bey der grössten Achtung vor dieser Wissenschaft und bey der festesten Ueberzeugung von dem Nutzen ihres Studiums, wenn es recht betrieben wird, sich des Gedankens nicht erwehren, dafs er sich hier zu großer Uebertreibung habe verleiten lassen, z. B. wenn er unter öftern Wiederholungen von dem Studium der Geometrie und Analysis nicht nur klares, richtiges Denken, Streben nach der Wahrheit um ihrer selbst willen, sondern auch Gewissenhaftigkeit in der Pflichterfüllung und einen guten

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

und festen Charakter als sichere Folge ableitet und selbst behauptet, dafs nicht die Theologie, aber wohl die Geometrie Geistesstärke und Kraft zur Ertragung von Leiden gebe; dafs der sittliche Charakter eines Predigtamts кандидaten mittelst der Geometrie geprüft werden könne u. s. w. Diefs alles müßte, wenn es wahr seyn sollte, durch Induction von psychologischen Erfahrungen bestätigt werden. Solche aber werden besonders aufmerksame Schulmänner gerade von dem Gegentheil oft beyzubringen im Stande seyn. Auch hat Hr. B. nirgends gesagt: das Studium der Mathematik müsse nicht ein bloßes Erlernen, wie er es nennt, d. h. ein gedankenloses Aufnehmen des Mitgetheilten, ein bloßes Gedächtniswerk seyn; er setzt gegen alle Erfahrung voraus, diefs sey wohl bey allen andern Gegenständen, die man als Hilfsmittel der Humanitätsbildung empfiehlt, aber nicht bey der Mathematik möglich. Hier scheint des Vfs *εργον ψευδος* zu liegen und er unter dem Namen der Mathematik als Grundlage aller höhern Bildung bloß Selbstständigkeit und eigne geistige Thätigkeit empfehlen zu wollen. Wenn er nun gesagt hätte: Nicht eher wird es mit der Theologie und namentlich mit dem Lehrstande besser werden, als bis die, welche sich ihnen widmen, sich um klare Erkenntnis der Natur und des Menschen bemühen, also auch ihren eignen Geist kennen lernen und dem Grundsatz folgen, allenthalben mit eignen Augen zu sehen und stets mit Besonnenheit geistig thätig zu seyn: und dazu ist die Mathematik im weitesten Sinne (die Naturwissenschaften mit eingeschlossen) ein treffliches, fast ganz unentbehrliches Mittel! — so würde man schwerlich viel dagegen einzuwenden haben. Das wird indess nur selten mit dem übrigen Inhalte des Buchs von Seiten derer der Fall seyn, welche die Zwecke der Gottesverehrung und des Lehrstandes eben so vorurtheilslos betrachten, wie der Vf., ja er wird ihnen sogar selten etwas Neues und Unerwartetes sagen, indess Andre in seinen freymüthigen Aeußerungen mancher bittere Wahrheit finden werden.

Im zweyten Theile geht das erste Hauptstück, welches den Begriff und Zweck der äußern Gottesverehrung darstellen will, von dem Grundsatz aus, dafs die vernünftig-religiöse Bildung des Menschen dadurch befördert werden solle, und also kein anderer äußerer Zweck dadurch erreicht werden könne, und entfernt so allen Wahn von einem

Rr

Dienst.

Dienst, welcher der Gottheit geleistet, und von einem Verdienste, welches durch Verrichtung eines *operis operati* erworben werde. Im zweyten Hauptstück, wo er von der *Einrichtung* der äußern Gottesverehrung redet, eifert der Vf. zuerst gegen alles, was Mechanismus und Gedankenlosigkeit befördert, z. B. stehende Gesänge und Gebete, wie vortrefflich sie auch an sich seyen, und sucht dann zu zeigen, daß von den vier Mitteln, auf das Gemüth zu wirken und mithin Andacht auszusprechen und anzuregen, die symbolischen Handlungen, weil sie leicht in theatralisches Wesen ausarten, die Bilder und Verzierungen, weil sie leicht bloß die Neugierde beschäftigen, für die vernünftige (protestantische, im Sinne Jesu begangene) religiöse Feyer fast gar keinen Werth haben, ja oft schädlich werden, einen desto größern dagegen Gesang unter Orgelbegleitung und den größten die religiöse Rede. Im dritten Hauptstück führt die Frage nach der *Nothwendigkeit* und *rechtlichen Möglichkeit* der Verbesserung zuerst auf die andere über das Verhältniß der Kirche zum Staate, welche dahin beantwortet wird: Da die Kirche zur Erreichung der Staatszwecke mitwirkt, so ist sie dem Staate untergeordnet, doch nur so, wie z. B. die öffentlichen Bildungsanstalten; so wenig der Staat diesen Methode und Inhalt der Belehrung vorschreibt, so wenig wird er auch in die innern Angelegenheiten der Kirche sich mischen dürfen. Das vierte Hauptstück geht nun auf die *einzelnen Theile* der öffentlichen Gottesverehrung ein, und es kommt hier manches vor, dessen Richtigkeit weniger zu bezweifeln seyn möchte, als die Ausführbarkeit, weshalb der Vf. selbst auch Einiges unter die *pia desideria* rechnet und die Erfüllung derselben künftigen Zeiten anheimgibt. Wer sollte ihm nicht Recht geben, wenn er S. 52 ff. auseinandersetzt, die Lutherische Bibelübersetzung sey, abgesehen von dem Unrichtigen, was sie enthalte, für den Volksgebrauch in Kirchen und Schulen gar nicht mehr geeignet, denn die Sprache derselben werde von dem Volke nicht verstanden, und die Prediger, welche sich der aus ihr entlehnten, fälschlich sogenannten biblischen Ausdrücke auch in eigner Rede bedienen, um sich das Ansehen von biblischen Predigern zu geben, beförderten dadurch nur Gedankenlosigkeit, weil man die dem Schalle nach bekannten Worte nun für verständlich und verstanden halte; es sey an sich schon schwer, bey dem Vorlesen ergänzende und verdeutlichende Erklärungen einzuschalten, hier aber oft ganz unmöglich, weil der Buchstabe der Uebersetzung von dem wahren Sinne sehr weit abweiche, u. dgl. m. Der Vf. empfiehlt die Einführung einer bessern Uebersetzung, und zwar bloß eine vom N. T., in Schulen und Kirchen; man kann ihm zugeben, daß es schwer auszumachen sey, welche man wählen solle? aber bey seinen übrigens richtigen Ansichten muß es auffallen, daß er (S. XIV) seine Freuden äußert über die vom Senat zu Frankfurt a. M. gegebene Erlaubniß, die Uebersetzung des Hn. v. Meyer

anstatt der Lutherischen zu gebrauchen, wodurch dem Volke ~~Was~~ etwas Anderes, aber bey weitem Schlechteres dargeboten wird. Sollte denn eine in Luther's Geist gearbeitete, aber die jenem noch unüberwindlichen Fehler vermeidende Uebersetzung, wie z. B. die von *de Wette* bearbeiteten Bücher des A. und N. T. sie musterhaft geben, die vom Vf. gewünschten Zwecke nicht erfüllen? Bey sparsamer Angabe der Varianten im Uebersetzen müßte unsers Erachtens ein so gedrucktes N. T. wenig theurer seyn, als ein Lutherisches. — Vorzüglich beachtenswerth sind auch S. 61 ff. manche Aeußerungen über die Predigten, die Texte, den Perikopenzwang, den Vortrag u. s. w. Hie und da schweift der Vf. in das Gebiet des *ersten* Theils hinüber, z. B. S. 68 ff., wo der Vf. unter Anderm mit Recht manche Mißbräuche bey der Confirmation, der Abendmahlsfeyer u. s. w. rügt.

Der dritte Theil (S. 113 ff.) giebt im *ersten* Hauptstück die höchst würdige Darstellung von dem, was der evangelische Lehrstand seyn soll. Der Vf. will, daß er nicht Anspruch mache auf den Nimbus eines Priesters, als Vermittlers zwischen dem Volk und der Gottheit, aber geschmückt sey mit allen christlichen Tugenden, damit er den Gemeinden als Muster vorleuchte. Gelegentlich macht der Vf. einige Bemerkungen darüber, wie die Prediger, insofern sie Staatsbürger sind, noch anderweitig wohlthätig und nützlich wirken können: er sähe sie unter Anderm gern als Stellvertreter der Aerzte, aber nicht gern der Landwirthe. Das zweyte Hauptstück stellt die *Vorzüge* und *Schwierigkeiten* des christlichen Lehramts einander gegenüber, und nennt unter den erstern zunächst die, durch welche eigensüchtige, die Würde dieses Amts nicht erkennende Menschen zu demselben hingezogen werden, dann die edlern und wesentlicheren. Wenn der Vf. bey Erwähnung der Schwierigkeiten auch anführt, manche Männer von Geist würden durch die Vorstellung zurückgehalten, sie würden in diesem Amte genöthigt seyn, ihrer Ueberzeugung zuwider zu handeln, so hätte er wohl nicht so leicht hin, „als komme das bey den jetzt humanern und vernünftign geistlichen Oberrn nicht mehr vor“, sich darüber trösten sollen; der Vf. dachte aber wohl bloß an die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher. In dem dritten Hauptstück, welches von der *Beschaffenheit, Bildung* und *Vorbereitung* der Prediger handelt, tritt der Vf. nicht allein den öffentlich anerkannten Mißbräuchen, welche jedermann abgeschafft wünscht, so bald die Umstände es nur irgend gestatten, mit Eifer entgegen, sondern bestreitet auch Manches, was fast eben so allgemein für nützlich und nothwendig gehalten wird. Der Vf. ist dabey in seiner Darstellung nicht ganz gerecht; z. B. wenn er behauptet, Studium der Mathematik sey dem Prediger nothwendig (S. 143 ff.), Alterthumskunde, Sprachkunde, Geschichte aber tragen zur Bildung nichts Wesentliches bey. S. 152 heist es ferner: „Es ist zu beklagen, daß Religionslehrer

Lehrer nur künstlich und zufällig gebildet werden, anstatt daß jeder wahre Lehrer sich selbst bilden müßte, alle große und ausgezeichnete Lehrer sich von jeher selbst gebildet haben, und wer das nicht thut oder nicht kann, schwerlich Beruf zum Lehramte hat." Damit leitet der Vf. seinen Wunsch ein, das Universitätsstudium für die künftigen Prediger wenigstens aufgehoben zu sehen. Abgesehen aber davon, daß dann der ganze Stand bald eingehen müßte, da von der Natur nicht zu erwarten ist, daß sie alljährlich in Deutschland mehrere Hundert „ausgezeichnete Köpfe“ hervorbringe, die ohne alle Anleitung und Beyhülfe sich selbst zu „großen Lehrern“ bilden, stellt der Vf. auch den Universitätsunterricht so verkehrt dar, als wenn er ihn seit 50 Jahren nicht mehr kenne. Mehr Befriedigung wird man in dem vierten Hauptstück finden, welches von den äußern Erfordernissen, Bedingungen und Verhältnissen des Lehramts redet. Unter Anderm giebt der Vf. hier eine gewissermaßen neue Erklärung von Simonie (S. 176), indem er darunter die unrechtmäßige Anwendung geistlicher Aemter zum Erwerb irdischer Güter verstanden wissen will, und auf die in dieser Hinsicht vorkommenden Mißbräuche aufmerksam macht. Den größten Mangel bey den Candidatenprüfungen, daß nämlich nur die Kenntnisse der Candidaten, weniger ihre Geschicklichkeit, gar nicht ihr Charakter erforscht werde, wird man mit Einschränkungen zugeben müssen. Die Bemerkungen über die nothwendige Lehrfreyheit der Prediger (S. 193 ff.) enthalten manches Beachtenswerthe. Anderes ist schon oft beklagt worden, z. B. daß die protestantischen Prediger wegen ihres geringen, oft aus vielen Kleinigkeiten auf eine erniedrigende Weise zusammenzusuchenden Gehalts sich nur kümmerlich ernähren, und daher weder auf ihre geistige Fortbildung etwas verwenden, noch auch den Rang im öffentlichen Leben einnehmen können, der ihnen unter den gebildeten Ständen gebührt; doch auch Hr. B. giebt hier keine Hülfsmittel an, welche Finanzministern anwendbar scheinen dürften.

STATISTIK.

Berlin, b. Trautwein: *Beyträge zur Kenntniß des gewerblichen und commerciellen Zustandes der preussischen Monarchie.* Aus amtlichen Quellen. Von C. W. Ferber, Königl. Preuss. Geh. Ober-Finanzrath. Mit 9 Tabellen. 1829. X u. 300 S. gr. 5. (1 Rthlr. 18 Gr.)

Der Vf. gehört zu den sächsischen Beamten, die nach der Theilung ihres Vaterlandes in preussische Dienste traten. Bey seiner Versetzung in den erbethenen Ruhestand übergiebt er dem Publico mit Genehmigung des Königl. Ministeriums diese, dem Inhalt und der Form nach gleich beachtenswerthe Schrift. Dafür wird ein jeder, der an den Schicksalen eines bedeutenden Staates und dessen Verwaltung Antheil nimmt, ihm um so mehr verbunden seyn, als die Quellen, aus welchen er schöpfte, unverwerflich sind; denn

sie fließen aus amtlichen Angaben. Er ist hier der Ort nicht, über den freylich höchst relativen Werth statistischer Zählungen uns näher auszulassen, oder darauf aufmerksam zu machen, wieviel dabey von der Einsicht und selbst von der Rechtlichkeit der mit der Aufnahme derselben beauftragten Unterbehörden abhängt. Aus diesem Grunde können wir aber auch nur bedingt dem S. 6 aufgestellten Satze beypflichten, daß die Ein- und Ausfuhr-Listen den Spiegel liefern, der das treueste Bild des Gewerbelebens, des mehr oder weniger lohnenden Verkehrs eines Landes und dessen innern Wohlstandes zurückzustrahlen vermag. Eine solche allgemeine Behauptung verliert namentlich in einem jeden Staate den größten Theil seiner Bedeutung, der, wie Preußen, ein Grenzzollsystem befolgt. Es hiesse sich absichtlich einer Täuschung hingeben, wollte der Staatswirth bey der Berechnung des Verkehrs von Preußen nicht die freylich kaum in Zahlen darstellbaren Ergebnisse des sehr bedeutenden Paschhandels mit in die Wagschale legen. Wenn also der durch seine amtliche Stellung wohlunterrichtete Vf. immer nur die Aus- und Einfuhrnachweisungen seiner Schrift zum Grunde legt, und für die treue Uebertragung der mit ministerieller Genehmigung aus amtlichen Quellen entnommenen Zahlen und Thatfachen einsteht, so spricht er überall nur von redlichem Verkehr. Auf diese Thatfachen gründet er Schlüsse, entwickelt Ansichten, äußert endlich Wünsche, die nur als die eines Privatmannes zu betrachten sind, wie er in der Vorrede es bevorwortet. Auch erinnert er ausdrücklich daran, daß er nur Beyträge zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Gewerbethätigkeit und des Handels der preussischen Monarchie liefern wolle, und nicht ein Werk, das Alles umfasse und erschöpfe, was darauf Bezug habe. Ausser diesem Zwecke hat das Buch noch die Absicht, die Ueberzeugung zu begründen, daß das von Preußen befolgte Handelssystem die wohlthätigsten Folgen für den Staat haben müsse. Das Werk, enthält es gleich nur Bruchstücke, wird bey jedem verständigen und vorurtheilsfreyen Leser diese Ueberzeugung erwecken und befestigen. Der uns zugemessene Raum gestattet es nicht, in eine kritische Würdigung der Einzelheiten einzugehen, oder gar hier die oft überraschenden, aus amtlichen Quellen geschöpften Zahlenverhältnisse näher zu prüfen, die ohnehin nicht nur im Texte, sondern auch in den demselben beygefüigten Tabellen übersichtlich zusammengestellt sind; wir müssen uns vielmehr begnügen, den Gang des Vfs anzudeuten und nur hin und wieder uns eine Bemerkung erlauben. — Der erste Abschnitt beantwortet nach der Reihenfolge des neuesten Steuertarifs (Erhebungs-Rolle) vom J. 1827 die Frage: welche und wie viele Fabrikmaterialien, Fabrikate und Verzehrungsgegenstände führt der preussische Staat ein, welche und wie viele eigene Erzeugnisse und Fabrikate führte er dagegen aus? Die Gegenstände, von welchen diese Nachweisungen geliefert werden, sind: Baumwolle, Bley, Droguerie und Farbewaaren, Fabrikmaterialien, Thran, Eisen, Federposen, Bettfedern, Flachs, Werg, Hanf, Heede, Getreide, Hülsenfrüchte, Sämereyen, Mühlenfabrikate,

kate, Lein- und Hanfsaat, Raps und Rübesaat, Glas, Häute, Felle, Lohe, Leder, Holz, Hopfen, Instrumente, Karden, Kleidungsstücke, Kupfer und Messing, kurze Waaren, Leinenwaaren, Lichte, Papier, Papiertapeten, Pelzwerk, Schiefspulver, Seide, Seife, Steine, Steinkohlen, Talg, Theer, Daggert, Pech, Töpferthon, Töpferwaaren, Porcellan, Wachstuch, Wachseleinwand, Wachstafft, Wollproduction und Wollwaaren, Zink, Abfälle, Zucker, Syrup, Bier, Branntwein, Essig, Oel, Wein, Taback, Häringe, Vieh, Butter, Käse, andere Verzehrungsgegenstände, Borsten und Bernstein, Bücher, Schriften und Landkarten. Dabey werden die neuesten Nachweisungen über die eben genannten, zur Versteuerung gekommenen Gegenstände mit denen früherer Jahre verglichen; doch darf nicht übersehen werden, daß, wie die Erhebungsrolle zeigt, in Preußen diejenigen mehr oder weniger veredelten Fabrikate, die auch das Ausland liefert, fast ganz abgabenfrey beym Ausgange sind, und deren Ausfuhr mithin der vollständigen Kenntniß der Steuerämter hinsichtlich der Ausfuhr mehr oder weniger entzogen werden. Dieß ist namentlich mit den für den Staat so hoch wichtigen aus Wolle gefertigten Waaren aller Art der Fall, die ganz frey von Ausfuhrabgaben in's Ausland gehen. Der reich ausgestattete Abschnitt erhält dadurch einen noch größern Werth, daß der Vf. nach Anleitung des Berichts der Commission zur Beurtheilung der letzten National-Ausstellung im J. 1827 diejenigen preuß. Fabrikanstalten namhaft macht, welche in jedem einzelnen Zweige sich besonders hervorgethan haben. In der Regel werden die Angaben aus den 4 Jahren 1825, 1826, 1827 u. 1828 mit einander verglichen; wo sie sich auf industrielle Bevölkerung beziehen, ist es zu bedauern, daß man nicht die Ergebnisse der im J. 1829 aufgenommenen sogenannten statistischen Nachrichten abgewartet hat, deren Aufnahme bekanntlich in Preußen alle 3 Jahre erfolgt. Allenthalben stößt man auf lehrreiche technische Winke und beachtenswerthe Andeutungen über die Ausdehnung der einzelnen Industriezweige, ihren Stillstand, ihre Fort- oder Rückschritte. Bey der Vergleichung mit andern Staaten ist uns eine oft wiederholte Bitterkeit gegen Frankreich aufgefallen, dessen industrielle Gesetzgebung unbestritten feindlich der preussischen gewerblichen Thätigkeit entgegentritt. Höchst interessant sind die S. 211 über den Borstenhandel und den Bernsteinhandel mitgetheilten Angaben. Beide gehören zu den wichtigern Zweigen der preussischen Industrie, erscheinen indessen in keiner amtlichen Aus- oder Einfuhrliste, und widerlegen mithin die unbedingte Wichtigkeit dieses letzten Maassstabes des Gewerbestandes. Mit Recht sind Bücher, Schriften, Landkarten und Kupferstiche als Repräsentanten des geistigen Verkehrs angesehen, und es verdiente ein Auszug aus diesen ebenfalls lehrreichen Angaben als ein Beytrag zur literargeschichtlichen Statistik von Preußen in die literarischen Nachrichten unserer Blätter aufgenommen zu werden. Die zweyte amtliche Quelle, die der Vf. S. 218 aufsucht, um die steigende Ge-

werbsamkeit in den letzten Jahren durch Zahlen nachzuweisen, sind die Rechnungen über den Ertrag der Gewerbestener. Diese Quelle scheint uns fast noch unsicherer als die erste; denn nach den vom Rec. bey wohlunterrichteten preussischen Staatsbeamten eingezogenen Erkundigungen entspricht das Gewerbesteuer-Gesetz vom 30. May 1820 nur höchst unvollkommen dem Zwecke. Es erfordert, so künstlich ist es, ein eigenes Studium, und liefert am Ende statt einer verhältnißmäßigen Besteuerung aller Gewerbetreibenden im Grunde nur einen unbedeutenden Nachtrag zu der Klassensteuer. Einen zuverlässigern Anhalt zur Kenntniß der Verbreitung der preussischen Gewerbsamkeit und des Wachstums derselben seit dem J. 1819 in ihren verschiedenen Verzweigungen gewährt dagegen die der S. 229 beygefügte allgemeine Gewerbetabelle, ein gedrängter Auszug aus den größern Nachweisungen, welche von dem königl. statistischen Bureau für die Jahre 1819, 1822 u. 1825 ausgearbeitet wurden. Der S. 230 beginnende vierte Abschnitt ist dem preussischen Handel ausschließlich gewidmet. Es wird nachgewiesen, wie dieser Handel im Allgemeinen gewachsen sey. Als Beweise der wachsenden Größe des innern Handels gelten: 1) der lebhafteste Jahrmarktsverkehr und der, doch nur sehr langsam sich entwickelnde, Mehlhandel zu Frankfurt an d. O. und zu Naumburg. S. 262 werden diese beiden Messen sächsische Messen, die zu Leipzig dagegen eine preussische genannt; eine in der That treffende Bezeichnung. — 2) Die Vermehrung der Kunststraßen und andere neue Baunternehmungen zur Beförderung des Verkehrs, als der Hafenbau zu Schwiebmünde, die Regulirungen der Oder und der Havel, der Clodnitz-Kanal, die Schiffarmachungen der Saale und der Lippe und die Coupirung der Elbe bey Magdeburg. Die Verhältnisse des preussischen Handels mit dem Auslande sind S. 262 meisterhaft dargestellt. Was von der Schifffahrt und der Rhederey, von der Vergleichung des englischen und französischen Handels mit Preußen, endlich von der rheinisch-westfälischen Compagnie zu Elberfeld und dem Verhältnisse der Course beygebracht wird, beweiset nicht nur die gründlichste Kunde der speciellen Thatsachen, sondern auch die geläuterten Ansichten des Vfs und seine Vertrautheit mit den Forschungen der einsichtsvollsten Staatswirthe. Am Schlusse entwirft er in kräftigen, würdevollen Zügen ein Bild der gegenwärtigen gewerblichen und commerciellen Lage des preussischen Staates, seiner Geistesbildung und seiner Finanzwirthschaft. Er endet mit der Frage: welcher Staat mehr gesicherte Elemente des Glückes in sich vereinige, als der preussische?

Von Seiten des Verlegers ist das Buch in Beziehung auf fehlerfreyen Druck und Papier trefflich ausgestattet. Er ersucht die Buchhandlungen, ein frey liegendes, später gedrucktes Blatt über den auf 75,48 Quadratmeilen berechneten Umfang des Regierungsbezirks Stralsund entweder in die noch unverkauften Exemplare einzulegen, oder es den Käufern nachzuliefern.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1830.

THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Handbuch der christlichen Sittenlehre*. Von Dr. Christoph Friedrich von Ammon. — Zweyter Band. Erste Abtheilung. 1826. XXII u. 299 S. Zweyte Abtheilung. 1827. X u. 280 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Der erste Band dieses Lehrbuchs (vgl. A. L. Z. 1824. Nr. 66 — 68) enthielt das Allgemeine der christlichen Sittenlehre; im vorliegenden Bande beginnt die Abhandlung des Besondern derselben. — Nach der Bd. I. S. 101 vom Vf. gegebenen Erklärung sollte die ganze Moral durch die drey Theile, die *Nomothetik*, welche die Frage, worin „die sittliche Harmonie (Uebereinstimmung des Willens mit dem Gesetze) überhaupt“, die *Anthropologie*, welche die, worin eben dieselbe Harmonie „in der menschlichen Natur bestehe“, und die *Ethik*, auch „*Pflichtenlehre*“ genannt, welche die, wie dieselbe „in einzelnen Verhältnissen des menschlichen Lebens erfolge“, zu beantworten hat, umfaßt werden.

Vom Inhalte der *Ethik* insbesondere giebt der erste §. der ersten Abtheilung (S. 8) folgende Uebersicht: „Unsere sittlichen Verhältnisse beziehen sich entweder auf Gott, unsern Schöpfer und Richter, oder auf uns und unsere Mitmenschen, oder auf lebende Wesen, die der Menschheit unterthan sind; daher unterscheiden wir (hier) Religions-, Selbst- und Nächsten-Pflichten, und Pflichten gegen die lebende und organisirte Natur als diejenigen Verbindlichkeiten, mit deren Entwicklung und Begründung sich die menschliche Vernunft vorzugsweise“ (denn von Pflichten gegen die unorganisirte Natur und gegen „höhere Geister und Verstorbene“ kann, nach S. 7, nur anhangsweise in der Moral die Rede seyn) „beschäftigen soll.“ Wir haben also in der Recension dieser Pflichtenlehre zuerst die *Religionspflichten* nach des Vfs Ansicht und Behandlung zu berücksichtigen.

Der nächste §. (hier der zweyte, nach der fortlaufenden Zahl §. 85) erklärt sich über diese Art von Pflichten also: „Religionspflichten im engern Sinne des Worts“ (wo aber findet sich etwas von denen im weitern Sinne?) „sind diejenigen Verbindlichkeiten, die wir gegen Gott als unsern Schöpfer, Vater und Richter zu erfüllen haben. Sie theilen sich in vorbereitende, welche den Gegenstand der Verbindlichkeit überhaupt betreffen, und in eigentliche oder

wirkliche, die den Umfang dieser Verbindlichkeit selbst enthalten. Diese zerfallen abermals in unmittelbare, welche eine directe sittliche Thätigkeit des Willens in Beziehung auf Gott bezeichnen, und in mittelbare, welche die äußere Weckung und Belebung des religiösen Sinnes zum Zwecke haben.“ Denkt man daran, daß man hier eine christliche, mithin religiöse, Sittenlehre vor sich hat, so sieht man leicht ein, daß in einer solchen eigentlich alle Pflichten Religionspflichten sind, inwiefern man darunter, was doch wohl die angemessenste Bedeutung ihres Namens ist, sittlich-richtige und mit Religiosität auszuübende Handlungen versteht; und eben diess war vermuthlich der Grund in jenem Zusatz: „im engern Sinne des Worts.“ Aber unendlich viel kommt, um eine wahrhaft christliche, eine im Geiste des ursprünglichen Evangeliums gefasste und ausgearbeitete, Sittenlehre zu bekommen, darauf an, wie man die Verbindung der Religiosität mit dem sittlich-richtigen Handeln genauer bestimme; und darüber hat sich der Vf. auf wesentlich ungleiche, um nicht zu sagen, widersprechende Art, indem er bald einen auf sich selbst beruhenden, mithin keine Moral voraussetzenden, Gottesbegriff annimmt, von welchem alle, also auch die moralische, Wahrheit abhängen, bald wieder z. B. von einer „sittlich-religiösen“ Menschenbildung redet und Bd. I. S. 106 ausdrücklich behauptet, „die moralische Weltordnung sey zuletzt die Seele aller Religion“, und eben hiermit (sein gewöhnlicher zweydeutiger Ausdruck ist, man müsse sich, um sittlich-gut zu handeln, „seiner in Gott bewußt seyn“) im Grunde gar nicht erklärt. Wenn er nun aber die von ihm insbesondere so benannten Religionspflichten in „*vorbereitende*“ und in „*eigentliche oder wirkliche*“ eintheilt, folglich beide als Arten Eines Geschlechts einander entgegensetzt; so fragt man billig, schon um der Logik willen, wie jene ersteren, die vermöge des Gegensatzes keine „wirklichen“ sind, dennoch sollen Pflichten heißen und seyn können? Sind sie dessen ungeachtet, des Vfs Meinung nach, in Wahrheit „Pflichten“, so dürfte er wenigstens in Hinsicht auf diese nicht die Moral von der Religion, was er sonst so gern thut, ableiten wollen, da sie ja vom Kreise der wirklichen Religionspflichten, d. h. von allem demjenigen Pflichtmäßigen, wozu Religion vorausgesetzt wird, durch ihren Begriff ausgeschlossen sind. Hat er sich demnach durch solche die Religiosität vorbereitende, sie also selbst erst mög-

lich machenden Pflichten nicht zu einer außer der Religion liegenden und sie bedingenden absoluten Pflichtidee, gewiss ohne das zu wollen, bekannt? Alle jene Pflichten selbst, nach §. 84 auch die „propädeutischen“ in ihrer Art genannt, bestehen am Ende in der Einen, den rechten Glauben an Gott; und hiermit die wahre Religion zu haben, wodurch natürlich nicht nur Unglaube und Aberglaube, sondern auch jede falsche Religionsansicht, für pflichtwidrig erklärt sind. So begreift man, wie die §§. 84—86 die Ueberschriften: „der religiöse Indifferentismus, der Atheismus, der Pantheismus, der Aberglaube und Fanatismus“, bekommen konnten, und der einzige pflichtgemäße Gottesglaube wird mitten unter diesen Fehlern gegen die vorbereitende Religionspflicht §. 87, der den „Deismus“ zur Ueberschrift hat, vorgezeichnet und eingeschränkt. In einer christlichen Sittenlehre, dergleichen die vorliegende ausdrücklich seyn soll, muß man unstreitig unter dem rechten Glauben nur den des Christenthums verstehen, und so wird ja freylich jene als die erste aller Pflichten hier vorgestellte einerley bedeuten mit der, den christlichen Glauben zu haben. Da man nun aber ohne diesen ein wirklicher Christ gar nicht seyn würde, so leuchtet ein, daß das erste Pflichtgebot dieser christlichen Sittenlehre nicht ein solches für den Christen ist, sondern für den Menschen, in wie fern er noch nicht zu den Christen gehört, folglich, genau genommen, hier mit Unrecht eine Stelle gefunden hat. Was indessen über allerley fehlerhaften Sinn in Absicht auf Religion hier Richtiges vorgetragen wurde, kann doch auch für den Christen darum nützlich und sogar nöthig heißen, weil er als Christ immer noch Mensch bleibt, auch dies in der edlen Bedeutung des Worts zu seyn nie aufhören soll, und eben deswegen vor jedem überhaupt menschlichen Fehler in Ansehung des religiösen Glaubens sich zu bewahren hat. Auffallen wird es jedem, des herkömmlichen philosophischen Sprachgebrauchs kundigen Leser, den Theismus (§. 87) vorsätzlich „Deismus“, womit man häufig eine für die Religion zu unbestimmte und mangelhafte Vorstellung von Gott bezeichnet hat, hier genannt zu sehen. Weit auffallender aber, als den Namen, welcher ohnehin anderwärts (Abth. I. S. 287 u. 299) wieder im gewöhnlichen Sinne vorkommt, finden wir den Begriff, welchen Hr. v. A. von einem „christlichen Deismus“ (S. 42—44) aufgestellt und zu rechtfertigen gesucht hat. Er fordert dazu ausdrücklich den Glauben an „Vater, Sohn und Geist“, und in Absicht auf die beiden letzteren Gegenstände giebt er von demselben folgende Erklärung: „Gott hat seinen Sohn aus der Fülle seines weisen Schöpferworts als Vorbild und Heiland der Menschen hervorgehen und in Jesu als Menschen erscheinen lassen, daß er, obschon unsichtbar eins mit seinem Vater, doch als das sichtbare Haupt seiner Brüder für sie der Abglanz seiner Herrlichkeit, der Weg zur Wahrheit, und wieder durch den vom Vater ausgehenden Geist der Religion der Mittler

und Seligmacher unseres Geschlechts werde.“ Man sieht ohne unser Erinnern leicht, daß ein solcher Dreyeinigkeitsglaube, was die zweyte Person (der Vf. will nun einmal „die Persönlichkeit der Trinität“ behaupten) anbetrifft, der Vernunft des Christen Gewalt anthut, in Rücksicht der dritten dem apostolischen Christenthum keine Genüge leistet. Die Rechtfertigung desselben ist auf den mit der Bibel in offenbarem Widerspruch stehenden Gedanken gegründet, er solle nicht vom „Gott des Universums“, sondern nur von einem „Menschengott“ gelten. Am Ende aber wird versichert, er „löse sich, wenn der Glaube an den Sohn Gottes, nach Ephes. 4, 18, vollkommen sey, wieder in die lebendige Idee des Einzigen auf“; woraus man wenigstens erkennt, daß die Härte des Ansinnens, einen solchen „Deismus“ als Pflichtsache zu betrachten, dem Vf. selbst fühlbar wurde. Die wahre und höchst ausgezeichnete Eigenthümlichkeit des christlichen Gottesglaubens nach Jesu Lehre hingegen, daß Gott aller Menschen himmlischer Vater ist, findet man hier nirgends ihrem Werthe nach hervorgehoben, sondern nur (S. 42) ganz kurz erwähnt.

Als die unmittelbaren wirklichen Religionspflichten werden die Ehrfurcht, die Liebe und das Vertrauen gegen Gott in den §§. 90, 99 und 103 aufgeführt und allerdings auf würdige, dem Verstande und Herzen zugleich zusagende, Weise dargestellt. Dazwischen aber wird zuvörderst (§. 91—95) mit übermäßiger Weitläufigkeit vom Eide gehandelt, weil „man,“ wie es sogleich im Anfange des §. 91 heißt, „namentlich durch Aufrichtigkeit in dem Eide die Ehrfurcht vor Gott beweist.“ Doch ist ein solcher, nach dem eben daselbst gegebenen Begriffe, im Allgemeinen jede „feyerliche Betheuerung der Wahrheit bey dem, was uns ehrwürdig und heilig ist,“ so daß man nicht bloß bey „dem Schöpfer“, sondern auch „bey dem Geschöpf“ schwören kann, und daher ein „bürgerlicher Eid“ noch vom „religiösen“ unterschieden werden muß. Dagegen aber wird auch S. 74 in der Erklärung zu diesem §. wieder behauptet, daß, „wer an keinen Gott glaube, keines Eides fähig sey“, und hiermit eine wesentliche Verschiedenheit des religiösen und des bürgerlichen Eides geläugnet. Von jenem indessen spricht der nächste §. 92, als von „einer feyerlichen Betheuerung der Wahrheit bey Gott“, insonderheit, wo S. 78 „Abhängigkeit aller Rechtsstreitigkeiten und öffentlichen Verbindlichkeiten“ von diesem Eide den stolzen Politikern zur Demüthigung vorgehalten wird. In §. 93 ist nun ferner ausschließlich von „der Sittlichkeit des Eides“, welches Wort jetzt bloß vom religiösen gilt, gesprochen. Er wird nicht nur für erlaubt, sondern für eine „gute und fromme Handlung“, als ob dadurch eine Religionspflicht ausgeübt werde, erklärt. Das Verbot Jesu Matth. 5 soll bloß auf die dort genannten Formeln gehen, wo dann freylich *ὅλως* und v. 37 überflüssig wären, und Jac. 5, 12 trotz der klaren Allgemeinheit des Ausdrucks doch nur von den alltäglichen Eidschwüren gel-

gelten, weil „kein Israelit“ (also auch kein Christ?) aller Ablegung eines Eides „sich versagen durfte“. Das Wahre in dieser Sache, auch dem Christenthume gemäß, welchem ein Gebieten des Eides nur angedichtet werden könnte, ist doch unstreitig nur dies: Der Rechtschaffene schwöre unbedenklich, wo er es um Anderer willen nicht vermeiden kann, muß aber dabey wünschen, daß alle Menschen seyen, wie er, von welchem man, weil jedes seiner Worte wahrhaftig ist, keines Eides bedarf; und das Ideal eines Menschenvereins erfordert nicht minder Entbehrlichkeit des Eidschwörens, als Entfernung alles Kriegs. Vom „Gebrauche und Mißbrauche des Eides“ insbesondere redet demnächst §. 94, in welchem zuletzt den Gerichtshöfen der, in der Hauptsache gewiß beyfallswürdige, Rath ertheilt wird, „einen stufenweisen Gebrauch der bürgerlichen und religiösen Eide zu verordnen und diese (giebt es denn aber nicht-religiöse?), als kirchliche Handlungen, von der geistlichen Behörde vollziehen zu lassen“. Der nächstfolgende §. 95 endlich ist namentlich dem „Religionseide“ gewidmet. Dieser wird hier anfangs aus unzulänglichen Gründen nachdrücklich als pflichtgemäß dargestellt, dann dem triftigen Einwande, daß er die Gewissensfreyheit gefährde, bloß die Möglichkeit, daß der denkende Theolog sich in seiner jedesmaligen Privatüberzeugung irre, entgegengesetzt, und am Ende eingeräumt, daß die symbolischen Schriften, auf welche er geleistet wird, auch Irrthümer enthalten können, mithin im Ganzen darüber keine reine und sichere Entscheidung gegeben. Wer wird aber nicht die Verwerflichkeit dieser Art von Eid für eine echt christliche Sittenlehre entschieden anerkennen müssen, sobald er nur erwägt, daß dieselbe den ausdrücklichen Zweck hat, die Meinung von ausschließlicher Rechtgläubigkeit einer Parteykirche zu verewigen, da das biblische Christenthum allem kirchlichen Parteywesen offenbar widerstrebt? Warum nahm doch der weise Stifter des Christenthums seinen Aposteln, um etwa seine Kirche vor alten Judaismen zu verwahren, nicht feyerlichst einen Religionseid ab? Der nächste §. hat zum Gegenstande „die Gelübde“, als „mit dem Eidschwure verwandt“. Sie sind, nach dem hier aufgestellten Begriffe, „feyerliche Versprechungen, die man Gott in entscheidenden Augenblicken leistet“, worin das wesentliche Merkmal fehlt, daß ihr Inhalt nicht dürfe an sich schon Pflicht seyn, mit welchem zugleich alle vom Vf. vorgebrachte Vertheidigung derselben widerlegt ist: denn wer pflichtartiges Gott, wie feyerlich immer, verspricht, ist zu dessen Beobachtung nicht darum verbunden, weil er es so versprach, sondern weil er es auch ohne alles Versprechen zu thun schuldig ist. Sagt doch Hr. v. A. bey dieser Gelegenheit S. 111 selbst: „Der Fromme“ (unstreitig als Mensch schon, obgleich diese christliche Sittenlehre dies anderwärts nicht anerkennt?) „ist sich selbst ein Gesetz, und bedarf daher auch keines Gelübds, Gott wohlgefällig

zu werden.“ Aller Glaube an Verbindlichkeit aus einem Gelübde ist verwerflich nach dem reinen Christenthum, weil derselbe, wenn auch das Gelübde dem Pflichtgesetze entspricht, doch das Vorurtheil enthält, es könne der in und mit diesem Gesetze uns aufgebene heilige Gotteswille durch irgend Etwas, es sey Gelübde, oder Eid, oder was sonst, noch heiliger werden. Am Anfange des zunächst hierauf folgenden §. 97 heist es: „Mit der Ehrfurcht gegen Gott streiten der Tadel Gottes und seiner Vorsehung, der Mißbrauch seines Namens, der Meineid und die Gotteslästerung“; aber auch die hiermit auf Einmal und als zur Einheit in sich selbst verbunden angekündigte Materie ist wieder in zwey §§. vertheilt, wovon der eine über die beiden ersteren hier genannten Pflichtverletzungen, der andere über die beiden letzteren spricht. Nach diesem „übertrifft die Blasphemie den Meineid noch an Ruchlosigkeit“, gemäß dem dieser Sittenlehre anklebenden Irrthume, daß es eine religiöse Pflichtwidrigkeit gebe, welche in ihrer Verwerflichkeit höher stehe, als Verletzung einer auch ohne Religion gültigen absoluten Pflicht, dergleichen für den gegenwärtigen Fall die der Wahrhaftigkeit ist; wiewohl der Vf. selbst weiterhin von seinem strengen Urtheile über Gotteslästerung so sehr nachläßt, daß man wohl glauben kann, es habe auch ihm (Aehnliches kommt bey ihm Abth. II. S. 84—85 vor) der Gedanke wenigstens dunkel vorgeschwebt, daß die Vorstellung einer Pflicht gegen die Person, gleichsam das Individuum, Gottes nur Anthropomorphismus sey. Zu der im Ganzen trefflichen Abhandlung von der Liebe gegen Gott (§. 99) ist in den drey unmittelbar darauf folgenden die vom Gebet als Anhang gegeben, welche unstreitig noch schicklicher hinter der vom Vertrauen zu Gott ihren Platz bekommen hätte, einerseits weil in diesem Vertrauen auch die Ehrfurcht und Liebe gegen Gott, kurz der gesamte Frömmigkeitssinn eingeschlossen ist, andererseits weil das Gebet die Sprache der Andacht überhaupt ist, mithin die Seele des ganzen insgesamt so genannten Gottesdienstes, von welchem dann in gehöriger Ordnung sogleich nach dem Gebete würde gehandelt worden seyn. Diesen Einschaltungsabschnitt finden wir abermals ohne Noth zu drey §§. ausgedehnt. Wir machen zu dem weitläufigen Abschnitte nur folgende kurze Bemerkungen. S. 145 wird zu Joh. 11, 41 das ausdrückliche, für den unparteyischen Beurtheiler gewiß unerwartete, Lob hinzugesetzt, daß „diese Stelle das merkwürdigste und folgenreichste Gebet, das je zum Himmel aufstieg, enthalte.“ Offenbar zu eng, und überdies mit unnöthiger Wortfülle definirt der Vf. S. 148 das Gebet als „andächtige Erhebung des Gemüths zu Gott, dem allmächtigen und milden Geber dessen, was wir bedürfen“, als ob nicht z. B. ein an Gott gerichtetes Sündenbekenntniß auch den Namen des Gebets verdiene, von welcher Art desselben aber auch, so wie von andern außer dem Bittgebete, hier nichts vorkommt. Ueber Erhörung des letztern spricht

spricht §. 101 anfangs recht ernstlich vertheidigend; dann wird ebendasselbst die Sicherheit derselben auf die beiden Gegenstände, „Weisheit und Brot“ beschränkt, und endlich nur der innere Werth solches Gebets für „entschieden“ erklärt. Das Vertrauen zu Gott ist §. 103 gleichfalls zu eng so bestimmt, daß man dadurch „die Hoffnung hege, daß er alle Verwickelungen unsers Schicksala weise und herrlich endigen werde“, indem „die Ruhe der Seele, die aus der Ueberzeugung fließt, daß Gott Alles wohl macht“, vom Vf. insbesondere Zufriedenheit mit Gott genannt, richtiger das Ganze des Vertrauens bezeichnet hätte, zu welchem dann jene Hoffnung und diese Zufriedenheit, deren Wesen in Bescheidenheit und Ergebung liegt, als Theile gehörten.

Unter den mittelbaren wirklichen Religionspflichten versteht Hr. v. A. mit Einem Worte die kirchlichen, d. h. diejenigen, welche nur unter der Voraussetzung und zum Behuf einer kirchlichen Gemeinschaft auszuüben sind. Der Anfang im Vortrage derselben wird hier, §. 104, mit dem „Eintritt in die christliche Kirche“ gemacht. Diese Titelworte sind aber nicht treffend genug. Der eigentliche Inhalt des ganzen, übrigens hochwichtigen und wohlausgeführten §. besteht in Vertheidigung und Einschärfung der Christenpflicht, an dem Kirchenverein, in welchen man bereits aufgenommen ist, ernstlich und beharrlich fernerhin Theil zu nehmen; und von jenem Eintritt, welchen als Menschenpflicht, nur aber freylich nicht als Zwangspflicht, eine christliche Sittenlehre allerdings auch darstellen könnte und sollte, ist dabey bloß in so fern die Rede, als zu dem Hauptinhalte durch eine kurze Betrachtung über die Nothwendigkeit kirchlicher Anstalten für die menschliche Gesellschaft eingeleitet wird. §. 105, wo von Verpflichtung des Christen, an einem bestimmten Orte und zu bestimmter Zeit Gott zu verehren, geredet ist, wird jener, ungeachtet in der Ueberschrift von einem „Tempelvereine“ die Rede ist, nach Joh. 4 freygegeben, in Rücksicht der Zeit aber für die Sonntagsfeyer als „mittelbare Religionspflicht des Christen“ aus allerley theils ungeeigneten, theils unzureichenden Gründen entschieden. Richtiger, was die Sache, nicht die Bibelcitate, wovon hier vorzüglich viele falsch sind, anbetrifft, ja in echt evangelischem Geiste wird §. 106 „die religiöse Geistesbildung in der Kirche“ als Christenpflicht empfohlen, und dabey insbesondere über die Conventikel und den „religiösen Dilettantismus“ ein scharfes, aber wahres und weisliches Urtheil gefällt. Trefflich ist auch in dem langen §. 107 von „den Religionszweifeln“ gehandelt, welche der Vf. eben so wenig unbedingt verwirft, als ohne Einschränkung billigt. Dieß je-

doch, daß Jesus den ungläubigen Thomas, wie S. 215 behauptet wird, deßwegen getadelt habe, weil dieser Mißtrauen in Jesu eigene Voraussagung seines Auferstehens gesetzt hätte, ist selbst gar sehr zu bezweifeln, und vielleicht bloß, um jener Voraussagung ein gläubiges Zeugniß zu geben, hier Gelegenheitlich vorgebracht. Mit §. 108 aber, nach welchem es Pflicht des Christen seyn soll, um der im Leben vorkommenden Sünden willen von „den kirchlichen Mitteln der Versöhnung mit Gott“ und von „der (ebenfalls kirchlich gefassten) Buße“, welches die ausdrücklichen Gegenstände dieses §. sind, Gebrauch zu machen, hat man Ursache unfrieden zu seyn. Recht lehrreich wird zwar hier einerseits historisch über die Beichte, und insbesondere über deren Ausartung zur römisch-katholischen Ohrenbeichte, gesprochen, aber alsdann andererseits nicht nur die unter den Protestanten häufig eingeführte allgemeine Beichte, durch welche namentlich die lutherische Kirche sich mit der reformirten in diesem Stücke leichter vereinigt, ohne hinreichenden Grund gemißbilligt, sondern auch eine dem Sinne des A. T. entsprechende Bußstrigkeit und ein Glaube an Versöhnung durch das Verdienst Jesu Christi, wie ihn kaum die jüdisch-christliche Lehre der Apostel im N. T. darstellt, welche beide Dinge übrigens nach Hn. v. A.'s Ansicht zu den unmittelbaren christlichen Religionspflichten, also eigentlich nicht hieher, gehören würden, als etwas dem Christenthume überhaupt Eigenes betrachtet und gefordert. Wer nicht, heist es S. 230 u. 231, an mögliche, ja vielmehr nothwendige, „Sühne der verletzten Pflicht“, die nicht durch Bestraftwerden des Sünders, sondern durch einen fremden Sündenbüßer bewirkt wird, und an „einen Gehorsam Christi, durch welchen dieser unsre Schuld und Strafe wegnimmt“ und „den wir uns durch die gläubige Aufnahme seines Verdienstes aneignen“, glaubt, der „versündigt sich schwer an dem Evangelium und an der Menschheit“! Mag die päpstliche Kirche von solchem Glauben immerhin, wie nicht zu läugnen ist und Hr. v. A. ihr bey dieser Gelegenheit verweist, allerley Mißbrauch zum Vortheil der Hierarchie gemacht haben und noch machen; so müssen wir dennoch, dem reinen Evangelium Jesu Christi gemäß, behaupten, daß, so lange auch die Protestanten an diesem „katholischen“ Glauben (mit diesem Beynamen führt ihn Grotius in seiner bekannten Vertheidigung desselben auf) in seiner starren Form festhalten, sie immer halbe Papisten bleiben und sich gegen den ebenfalls heillosen, doch nur consequenten, Gebrauch, den unsere Mystiker und Frömmel so eben wieder davon machen, nie genugsam werden wehren und verwahren können.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

April 1830.

THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Handbuch der christlichen Sittenlehre.* Von Dr. Christoph Friedrich v. Ammon. — Zweyter Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von der kirchlichen Absolution, welche der Vf. gern auch aufrecht, so wie für die protestantischen Geistlichen daher den Doppelnamen „Lehrer und Priester“ geltend erhalten möchte, spricht derselbe S. 234 ff. zweydeutig, indem er sie einmal als „Verkündigung der Vergebung der Sünden“, dann aber auch wieder als „Erlassung der Sünden“ aufstellt und zuletzt urtheilt, sie „mache einen wichtigen Theil des Berufs jener Geistlichen aus.“ Die beiden nächsten §§. 109 u. 110 enthalten die moralische Ansicht und Beleuchtung der zwey christlichen Sacramente. Hier ist folgendes über dieselben ausgesprochene allgemeine Urtheil falsch, daß die Kirche ihrer als symbolischer Handlungen, dergleichen es außer ihnen bekanntlich noch viele giebt, darum nicht entbehren könne, weil „unsere aus der Betrachtung der Außenwelt“ (warum wird nur diese Erkenntnisquelle für den Gottesbegriff hier genannt, welche sogar nicht einmal die unmittelbare und eigentliche ist?) „geschöpfte Kenntniß Gottes durchaus symbolisch ist.“ Läßt sich denn nicht auch die reinste Idee, z. B. die des Rechts, symbolisiren? Der Vf. scheint bloß durch das Gemeinschaftliche des Ausdrucks „symbolisch“ für Handlung und Erkenntniß in der Religion, bloß also durch den Reiz eines Wortspiels, zu seinem, in der Erklärung jenes §. mit einem unbefriedigenden verworrenen Raisonement unterstützten Urtheile verleitet worden zu seyn, und jetzt nicht an das Wahre, was er S. 262 selbst erwähnt, gedacht zu haben, daß das Bedürfnis christlicher Sacramente, ohne alle Rücksicht auf das Wesen der menschlichen Gotteserkenntnis, darauf beruht, daß das Christenthum nach dem Willen seines Stifters eben eine Kirche d. h. Anstalt für eine geschlossene religiöse Gesellschaft ist, die zur Aufnahme und Forterhaltung ihrer Mitglieder solche Weiheacte unumgänglich nöthig hat. Wie konnte Hr. v. A. ferner die Reformirten und die Quäker S. 237—238 in Absicht auf die Gottesverehrung, weil beide keine Bilder lieben, in gleiche Verdammnis werfen? S. 238

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

werden die Sacramente plötzlich zu „geheimnisvollen“, und hiermit doch wohl zu mehr als nur symbolischen Handlungen gemacht, vermuthlich um so gelegentlich zur nachherigen höhern d. i. orthodoxen Werthbestimmung derselben den Grund zu legen. Bey allem Mysteriösen und Wunderhaften aber, was sie an und in sich haben sollen, und was sich nach S. 239 nicht erklären läßt, erlaubt sich der Vf. auf der nächstfolgenden Seite dennoch eine psychologische Beschreibung, wie es mit ihrer Wirksamkeit zugehe. Von der Taufe insonderheit wird zuerst mancherley Historisches gegeben, worunter die Behauptung, daß „Urheber einzelner Secten unter den Juden“ sich vor Jesu derselben bedient hätten, durch die dafür einzig citirte Stelle Joh. 1, 25 wohl eher zu widerlegen, als zu beweisen wäre. Der wesentliche Unterschied der Taufe Christi und des Johannes wird S. 241—242 darein gesetzt, daß, da beide den Glauben an Wiedergeburt (sogleich wird er der johanneischen so gut wie abgesprochen) enthielten, dieser „nach dem Täufer seinen Grund rationalistisch in der eigenen Sinnesänderung, nach Jesu supernaturalistisch in der Gemeinschaft des heiligen Geistes hat.“ Unmittelbar darauf heist es: „Das führt nun zunächst zu der Verpflichtung, sich taufen zu lassen!“ Was also anders, als der Glaube, daß in der Christentaufe eine wundergehaltige Wiedergeburt geschehe? Auch wird sie wahrscheinlich deswegen S. 247 bestimmter ein „reelles Symbol der geistigen Wiedergeburt“ genannt. Aber S. 239 hatte der Vf. diese „metaphysische“ (richtiger hyperphysische) „Kraft der christlichen Taufe unentschieden lassen wollen, gleich als ob hier die Dogmatik keinen Einfluß auf die Moral haben dürfe. Es ist dagegen, schon nach dem von uns Angeführten, unläugbar, daß seine Behandlung der Religionspflichten die Sittenlehre von der Glaubenslehre, und zwar ausdrücklich von der kirchlich gerechten, völlig abhängig macht. Die Kindertaufe namentlich ist für Hn. v. A. ein wahrer Stein des Anstoßes geworden. Er gesteht S. 242 selbst zu, daß für sie aus exegetischen, historischen und dogmatischen Gründen kein stringenter Beweis zu führen sey; und doch muß sie, zum bestehenden Kirchengebrauche gehörig und in den symbolischen Büchern gebilligt, seinen Maximen zufolge in Schutz genommen werden. Es wird daher von ihm hier erst wider und dann für sie auf eine Weise gesprochen, daß er dadurch offenbar mit sich selbst in Wider-

T t

streit

streit geräth. Das N. T. ist, wie er S. 242—243 sagt, gegen sie, vorzüglich weil 1 Petr. 3, 9 „ein persönliches Gelöbde“ zur Taufe eines Christen verlangt wird; nach S. 244 hingegen war dieselbe Taufe „ihrer Einsetzung und dem frühesten Gebrauche gemäß immer der Anfang des Unterrichts in der christlichen Religion“, wovon jedoch in den dafür angezogenen Stellen Matth. 28, 19 (oder soll etwa hier übersetzt werden: „macht sie durch Taufen zu Lehrlingen“?), Ap. 8, 38. 16, 33 das Gegentheil steht; und nachdem S. 243 der von Luther eifrig vertheidigte Kinderglaube für unannehmbar erklärt worden ist, wird dennoch S. 244—245, weil „das Bewußtseyn des Menschen nichts Anderes, als eine Reflexion seiner selbst in der göttlichen Idee oder im Erwachen nach dem göttlichen Bilde“ (dieses aus Ps. 17, 5, welche bekanntlich sehr dunkle Stelle also hier wohl ihre Aufhellung finden sollte?) „ist“, und daher der Religionsunterricht „schon mit dem Eintritt der kindlichen Seele in das Bewußtseyn beginnen könne“, behauptet, daß es „folglich(?) dem Gebote Jesu angemessen sey, daß jenem Unterrichte die Taufe vorangehe“, in welchen Sätzen wohl nicht ohne Ursache der Zusammenhang vermist werden möchte. Ueber die Sacramente überhaupt wird S. 247 noch bey Gelegenheit (anders wieder in Absicht auf das Abendmahl S. 254) geurtheilt, sie seyen nur für den ein religiöses Symbol, der „durch den Glauben ihnen eine moralische Kraft abgewinnen könne“, womit offenbar alle in ihnen selbst enthaltene Wirksamkeit, heilig und selig zu machen, geläugnet ist. Wider den unter Protestanten fast überall abgeschafften Exorcismus hat sich Hr. v. A. S. 249 frey und kräftig erklärt. Um aber nicht seine Behandlung des christlichen Abendmahls für die Sittenlehre eben so umständlich kritisiren zu müssen, wie wir es uns bey dem über die Taufe von ihm Vorgetragenen erlaubt haben, wollen wir aus §. 110 nur die folgende Stelle S. 252, die sein ganzes Urtheil über dieses Christensacrament, so weit er selbst sich dabey treu bleibt, begründet, wörtlich hier vorlegen: „Nur dann, wenn wir glauben, wir selbst seyen, wie Himmel und Erde, durch das Wort des Herrn geschaffen, er aber“ (Jesus Christus nämlich, jenes Mahles Stifter und Gegenstand) „sey dieses menschengewordene Wort selbst, durch welches der Vater Alles schaffe und erhalte, kann die“ (vom Vf. natürlich festgehaltene) „Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahl für uns“ (Lutheraner) „einen vernünftigen(?) Sinn und eine eigentliche“ (nicht etwa die calvinische) „Bedeutung haben“; aus welcher Stelle deutlich hervorgeht, daß es, der vorliegenden Sittenlehre gemäß, Pflicht sey für den Christen, wenigstens den lutherischen, an die zwey Naturen in der Einen Person des Messias Jesus zu glauben, und nach welcher es uns auch nicht Wunder nehmen darf, daß (s. S. 252) in Hn. v. A.'s Augen „der Moment der“ (römisch-katholischen, übrigens S. 258 wieder verworfenen) „Elevation selbst für den unbefangenen“ (dabey indess

doch dem Dogma vom Gottmenschen hingegebenen) „Denker bedeutungsvoll genug ist.“ Die drey letzten §§. dieser ganzen Abtheilung sprechen im Grunde von einerley Sache, von dem pflichtgemässen Sinne des Christen für kirchliche Gemeinschaft; allein auch diese Materie ist so zerstückelt und auseinandergezogen, daß §. 111 von „der Erhaltung der Einheit mit der Kirche“, §. 112 von „der Parteysucht und (der) Zwietracht mit der Kirche“ und §. 113 von „der Apostasie“ insbesondere gehandelt wird. Dennoch hat des Vfs Rednergabe über jenen Einen Gegenstand drey allerdings recht leserwerthe, von S. 260 bis S. 299 reichende §§. auszuarbeiten und darzubieten vermocht. Ist es aber nicht, um dieß zuerst hier zu bemerken, eine für seinen Glauben zu freymüthige und gefährliche Behauptung, nach welcher (S. 262) „die Einheit der christlichen Kirche“, für jeden Einzelnen also die Theilhabung an dieser, „der Grund ist von der Einheit (d. i. der Vereintheit?) mit Christo“ selbst? Denn wenn dieser der Christus, nach Hn. v. A. Gott und Mensch zugleich, nur für den Christen, nicht für den Menschen überhaupt ist, so hat sein Gottseyn keine objective, sondern nur subjective Gültigkeit. Im gerechten Unwillen darüber, daß „aus einer Kirche Christi eine Kirche des Papstes geworden“, spricht der Vf. (S. 265) den echt protestantischen Wunsch aus: „Möchten alle die, welche aus der Freyheit Christi und der durch ihn erworbenen Gnade gefallen sind, zu dem Glauben der Apostel“ (in so fern diese mit Jesu Christo Ein Geist beseelt) „zurückkehren, so würden sie wieder ihre“ (und Christi) „Schüler und unsere Brüder seyn“! Sogleich daran knüpft er aber auch (S. 266) den Anspruch der Möglichkeit, „daß wir uns noch einmal losreißen müßten von der ungläubigen Welt“, d. h. von den christlichen Vernunftgläubigen, wahrscheinlich um sich auch gegen die Irrationalisten der protestantischen Kirche nicht ungerne bezeugen zu haben. Und doch, wenn er daselbst hinzusetzt: „Der Menschen Knechte können und dürfen wir nicht seyn“, so ist dieß eben die Maxime, welche jene Vernunftgläubigen befolgen, die selbst Jesu Lehre nur darum, weil sie „nicht sein, sondern dessen, der ihn gesandt hat“, ist, für wahr und saligmachend halten, und jene also mit Hn. v. A. gemein haben. Gegen die frommen Conventikel wird hier nochmals, so wie überhaupt dieser §. 111 mit §. 104, wo diese Sache schon vorkam, sehr verwandt ist, mit Nachdruck gesprochen. Seine dermalige Vorliebe für das Alte im lutherischen Lehrbegriffe giebt der Vf. §. 112 dadurch zu erkennen, daß er S. 270, das Vergangene wie Gegenwärtiges behandelnd, die Bemerkung macht: „Da diese christlichen Weisen (πνευματικοί, τέλει), die sich zur Einheit des wahren Glaubens“ (nach dem Zusammenhange der Rede hat man dabey an die der „Eintrachtsformel“ zu denken) „erhoben haben, absterben und von einem jüngern Geschlechte (ψυχικοί?)“ — dieß wären also die lutherischen Theo-

ogen aus der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die als Gegner und Verbesserer jener Formel aufgetreten sind, und zu welchen Hr. v. A. vormals selbst gehörte — „ersetzt werden; die durch neue Forschungen und Zweifel zu gleicher Vollendung“ die sie aber unstreitig nicht erreichen können, da doch wohl mehr als Eine „Einheit des wahren Glaubens“ etwas Unmögliches ist) „aufstreben; so sind Ketzereyen, oder doch“ (um nämlich diese Neuerungen in der lutherischen Theologie mit milde-rem Ausdruck zu benennen?) „Irrthümer, in der-eyen Kirche unvermeidlich“ u. s. w. Aber S. 271 bis 272 werden diejenigen, welche vom Kirchenglauben (denn von diesem kann hier nur die Rede seyn) im Ganzen, was dessen Geist und Wesen an- betrifft, abweichen, unter Anführung von lauter ungeeigneten Stellen des N. T., in welchem auch überhaupt vom wirklichen Atheismus kein Aus- spruch vorkommt; und mit Berufung auf das Bey- spiel der Muhamedaner, die „kein entehrenderes Schimpfwort, als das eines Gaur, kennen“, sogar eines verdammlichen „Unglaubens“ geziehen. Sehr merkwürdig ist das S. 276 über die in Paris beste- hende „Gesellschaft der christlichen Moral“ gefällte, übrigens, um dieß beyläufig zu erwähnen, mit dem der Vorrede des ersten Bandes S. XI ihr ertheilten Lobe geradezu streitende, vom Vf. ohne Zweifel jetzt vergessene Urtheil, nach welchem „ihr inneres Princip“ darum nichts taugt, weil „jede christliche Pflicht aus dem Glauben hervorgeht, die Ausmitte- lung eines allen (christlichen) Parteyen gemein- schaftlichen Glaubens aber große Schwierigkeiten hat“; durch welches Urtheil der Vf. offenbar sich selbst schlägt: denn läßt sich schwerlich eine, wenn auch noch so kleine Glaubenssumme, in welcher alle Christenparteyen zusammenstimmen, ausmit- teln, so wird auch, was in jedem Falle Pflicht des Christen sey; da diese aus dem Glauben hervorge- hen soll, ebenfalls schwerlich jemals ausgemacht werden können; und so würde Hr. v. A.'s christliche Sittenlehre, gewiß wider seinen eigenen Wunsch und Willen, nicht für alle Christen eine solche seyn, sondern bloß für diejenige Partey derselben, zu deren Glauben er sich selbst bekennt. Den Be- griff der „Apostasie“, von welcher endlich §. 118 noch redet, ist so weit gefaßt, daß unter der, viel- leicht nur der Eintheilung nach den Kategorieen zu Liebe aufgeführten, Vorstellung einer „nothwendigen“, d. i. pflichtgemäßen, Apostasie auch die durch die Reformation bewirkte Losreißung vom Papst- thum, welches jene freylich für Widerchristenthum erklärte, und von welchem daher sich zu trennen Luther gewiß nicht als bloße Kirchen-, sondern als unmittelbare Religionspflicht betrachtete, diesen gehässigen Namen bekommt. „Wirkliche“ Apostasi- en, die einzigen, von denen hier eigentlich zu handeln war, werden bloß in scherzhaftem Tone als solche, die „in vielen Fällen“ (wie hat man sie aber in den wenigeren zu beurtheilen?) „der Deser- tion auf den Vorposten gleichen und wie die Recru-

tirung durch Werberkünste meist schlechte Solda- ten für das Glaubensheer liefern“, näher bestimmt. Unter „möglichen“ endlich, welche, um die Mo- mente der Modalität vollständig zu haben, doch auch nicht fehlen durften, sind diejenigen verstan- den, die „sichtbar und unaufhaltsam durch den ganzen Gang unserer geistigen Bildung vorbereitet werden“, nämlich alle künftigen Uebertritte vom Papstthum zum „alten, reinen Katholicismus“, wel- che aber nicht allein in ihrer Art möglich genannt werden können.

Mit der Anerkennung von *Pflichten des Menschen gegen sich selbst*, deren Vortrag die zweyte Abthei- lung des zweyten Bandes dieser christlichen Sitten- lehre ausfüllt, tritt man in das eigentliche Gebiet der Moral in so fern ein, als hiermit zuerst die Rede ist von einer pflichtartigen Gesinnung und Handlungsweise, die nicht durch ihren bloßen Ge- genstand, sondern durch dessen verpflichtende Na- tur bestimmt wird: denn gegen den Menschen über- haupt, es sey dieß der Mensch in unserer eigenen, oder jedes Andern Person, giebt es eine Verpflich- tetheit für uns um deswillen, weil der Mensch das Subject der Moralität, oder mit dem Vermögen, Pflichten und Rechte zu haben, begabt ist, was mit ihm kein anderes Wesen gemein hat, und in der Uebung einer Selbstpflicht wird dieses moralische Subject zu seinem eigenen Object. Bey Hn. v. A. hingegen, nach §. 114, dem ersten dieser neuen Ab- theilung, sind Selbstpflichten eben so, wie auch Pflichten z. B. gegen Thiere und Pflanzen, nur von ihrem Gegenstande benannt, weil in seiner christl. Sittenlehre alle Verpflichtung für den Menschen le- diglich von Gott ausgeht. „Wird sich der Mensch“, heißt es hier S. 3, „seiner Abhängigkeit von Gott klar und deutlich bewußt, so erkennt er auch, daß er als organisirtes, der Persönlichkeit und Cultur fähiges und für den Genuß des Lebens empfängliches Wesen Vieles“ (nämlich gegen sich selbst, was man nach dem Zusammenhange hinzudenken muß) „zu thun und zu lassen hat.“ Wer sieht aber nicht leicht ein, daß der Mensch, ein solches We- sen zu seyn, sich auch ohne alle Rücksicht auf seine, übrigens unlängbare, Abhängigkeit von Gott bewußt werden kann? Folglich wenn derselbe ge- gen sich darum, weil er ein solches Wesen ist, Pflichten zu beobachten hat, so gründet sich dieß nicht, wie viel auch der Vf. S. 5 dafür vernünfteln mag, auf das Bewußtseyn jener Abhängigkeit, son- dern auf das dieser menschlichen Wesenheit. Hr. v. A. glaubte seine entgegengesetzte Behauptung ei- ner „christlichen“, mithin nothwendig religiösen, Sittenlehre schuldig zu seyn. Religiös aber ist die- selbe in Absicht auf die Pflichten des Menschen ge- gen den Menschen der Wahrheit nach nicht dadurch, daß sie solche Pflicht aus dem Bewußtseyn dessen, daß ein Gott ist, ableitet, was auch Jesus nirgends gethan hat, sondern weil sie deren Beobachtung mit diesem Bewußtseyn innigst verbunden wissen will, so daß die Moral durch die Religion Weihe und Le-

Lebendigkeit und hiermit stärkere Kraft bekommt, wobey jedoch der Begriff Gottes schon moralisch (für die Wissenschaft also unter Voraussetzung der Gültigkeit einer Moral) gefaßt, nach dem Christenthum Jesu nämlich der eines himmlischen Vaters aller Menschen, ist. In den vorhin aus §. 114 angeführten Worten liegen zugleich die besondern Theile der ganzen Abhandlung von den Selbstpflichten angedeutet, indem der Vf. nach S. 7 alle diese Pflichten auf solche „in Rücksicht des Lebens“, dann „der Persönlichkeit“, ferner „der Cultur“ und endlich „der Selbstbeglückung“ zurückzuführen sucht. Allein die letzten, um diels sogleich hier zu bemerken, sind des Namens der Pflichten unwerth, weil sie sich auf „das Empfänglichseyn für den Genuß des Lebens“ gründen müßten, dieses aber für sich betrachtet, d. h. als bloßes Stück der Sinnlichkeit, welche (anders freylich urtheilt Hr. v. A., der S. 6 gelegentlich in der Selbstliebe „den Grund aller Tugend“ anerkennt und daher alle Menschen für nothwendige „Egoisten“ erklärt) der Vernunft nichts zu gebieten hat, keine Pflicht begründen kann. Nur als Vernunftwesen kann der Mensch ein verpflichtendes, und eben darum in der Selbstpflicht ein solches (der Vf. bemüht sich S. 5 vergeblich, und selbst in Widerspruch mit Röm. 7, dieses Verhältniß der Vernunft zur Sinnlichkeit wegzudisputiren) nur für das Sinnlichkeitswesen in seiner eigenen Person seyn, und es kann folglich in Absicht auf jene Empfänglichkeit alle Selbstverpflichtung nicht auf deren Befriedigung (dann nämlich wäre in ihr, in der Empfänglichkeit für Lebensgenuß, der Grund solcher Verpflichtung enthalten), sondern bloß darauf sich beziehen, daß diese, an sich weder gebotene noch verbotene Befriedigung durch Vernunft näher bestimmt und eingeschränkt werden solle. Kurz, es giebt keine wahre Pflicht des Menschen gegen sich selbst, als die der Selbstachtung, die er sich als moralischem Vernunftwesen, d. h. als einer Person, schuldig ist, theils um nicht diese Persönlichkeit in sich herabzuwürdigen, theils um sie durch gehörige Cultur zu ehren; und selbst für sein Leben hat er nicht um dieses Lebens an sich genommen willen, sondern weil es das eines persönlichen Wesens (nicht bloß animalisch) ist, pflichtgemäß zu sorgen.

Die Richtigkeit dieser über und wider des Vfs Plan in der gegenwärtigen Abtheilung vorgetragenen Bemerkungen wird sogleich durch seine Unbeständigkeit in der Behandlung der von ihm zuerst aufgeführten Art von Selbstpflichten, nämlich der Pflicht, sein Leben zu erhalten, bestätigt. Es sind derselben die nächsten fünf §§. (115—119) gewid-

met, und hiermit freylich auch diese Materie sehr willkürlich zersplittert. Nach §. 115 ist Lebenshaltung „die erste Selbstpflicht“, worunter, obwohl aus dem zweydeutigen Grunde, weil das Leben die Bedingung der Möglichkeit einer Pflichterfüllung überhaupt sey, was der Vf. von der moralischen Bedingung nimmt, da es doch nur von der physischen gelten kann, die oberste und vornehmste verstanden zu seyn scheint; und in Folge dessen wird der Selbstmord in der weiten Bedeutung einer „freywilligen Selbsttödtung“, dessen Ursachen jener §. 115 hauptsächlich aufzählt, im §. 116 als „unnatürlich, unklug, unrecht, unsittlich, irreligiös und unchristlich“ (wozu hier, fragt man dabey wohl billig, die beiden ersten nichtmoralischen Attribute, und warum das Wesen der letztern so zerissen?) dargestellt. Dagegen wird §. 118, welcher von der Verwegenheit und der (freywilligen) Selbstverstümmelung handelt, so wie §. 117 vom Duell, welche beiden Dinge der Vf. als den „mittelbaren (besser würde es heißen, den indirecten) Selbstmord“ aufführt, gebilligt und gelobt, sein Leben um der Pflicht willen in Gefahr zu setzen, wos offenbar nicht das Leben, sondern die Pflicht, als das für den sittlichen Menschen Höhere, vorausgesetzt ist. §. 119 werden noch besonders „Verwaltungsregeln gegen den Selbstmord“ gegeben und damit endlich der lange Vortrag über das Negative der Pflicht, das Leben sich zu erhalten, beschloszen. Das Affirmative derselben kommt in den drey zunächst folgenden vor, von welchen §. 120 „die Mäßigkeit“, d. h. die Frugalität, geregelte Thätigkeit und vernünftige Leitung des Geschlechtstriebes“ empfiehlt, §. 121 „die Unmäßigkeit“, aber nur als „Thorheit in der Verwaltung der uns anvertrauten Lebenskraft“, folglich mehr eudämonistisch, als moralisch, verwirft und straft, und §. 122 die zum Wohlbefinden des Menschen nöthige „allgemeine Gesundheitspflege“ beschreibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

NEUE AUFLAGE.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Die Ruinen, oder Betrachtungen über die Revolutionen der Reich, und das natürliche Gesetz.* Vom Grafen G. F. v. Volney, Pair von Frankreich u. Mitglied des Instituts. Aus dem Französischen, mit einer Vorrede von Georg Forster. Siebente Auflage, vermehrt mit einem Vorwort über das Leben des Verfassers, vom Grafen Daru, Pair von Frankreich. 1829. XXV u. 310 S. gr. 8. mit 3 Kupfern. (1 Rthlr. 8 gGr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1830.

THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Handbuch der christlichen Sittenlehre.* Von Dr. Christoph Friedrich v. Ammon. — Zweyter Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Pflichten der Persönlichkeit (§. 123 — 128) werden S. 77 erklärt für diejenigen, die der Mensch „gegen sich als Person, oder sittliches Mitglied des göttlichen Reichs, welches nach dem Bilde Gottes geschaffen und zu einer unendlichen Vervollkommenung und Glückseligkeit bestimmt ist, zu erfüllen hat“; wobey sich mit Recht fragen läßt, ob nicht nach diesem theils zu weiten, theils zu vollen Begriffen alle Selbstpflichten unter die obige Rubrik gestellt werden könnten, welche Frage dadurch keineswegs beseitigt ist, daß Hr. v. A. die unter derselben abgehandelten durch den Beynamen „der persönlichen“ vor andern auszuzeichnen gedachte, da sich hiezu schwerlich ein Gegensatz finden möchte. §. 123 über „die Würde des Menschen und Christen“ setzt jene sehr richtig darein, daß der Mensch Person (nicht Sache) sey, und bestimmt den Begriff der Person S. 78 recht treffend durch die Worte: „ein (im Verhältniß zu allen Sachen) für sich bestehendes Wesen, welches mit Vernunft und Freyheit für unbedingte Zwecke wirksam ist.“ Ueber die Würde des Christen aber kommt etwas Eigenes nicht vor; es wird vielmehr S. 86 in Rücksicht einer solchen nur gesagt, daß „die Erlösung durch Jesum die Wiederherstellung (ohne Zweifel heißt dieß, da überall das hiermit als „Wiederhergestelltes“ Bezeichnete als Naturbeschaffenheit, mithin als von jeher unverlierbar, beschrieben ist, nur so viel, als bewirkte thätige Wiederanerkennung) unserer sittlichen Freyheit und Würde zum Endzweck habe“, folglich die Christenwürde auf die Menschenwürde zurückgeführt. Nach dem Apostelglauben hingegen, der Hn. v. A. für reines Christenthum gilt, steht (s. z. B. 1 Kor. 2, 14—16, vgl. 3, 16, 1 ff., Jac. 1, 18, 1 Petr. 2, 9) der Christ, bloß als solcher, an Würde über dem Nichtchristen, also über dem Menschen an sich betrachtet, und die vorliegende christliche Sittenlehre hatte demnach olgerichtig nicht von Wiederherstellung, sondern von Erweiterung und Erhöhung der Menschenwürde durch jene Erlösung zu sprechen. Die beiden näch-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

sten §§. haben zum Gegenstande den Leichtsinn und die Niederträchtigkeit, als diejenigen Gemüthsenschaften, die „mit dem Bewußtseyn unserer sittlichen Würde im (in) geraden (m) Widerspruche stehen.“ Die Abhandlung von dem Leichtsinne, der eigentlichen Charakterlosigkeit, ist eine der gelungensten und lehrreichsten in dieser ganzen Abtheilung. Zur Niederträchtigkeit, welche, von dem Vf. durch „Verläugnung unserer sittlichen Würde“ genauer bestimmt, wohl schicklich, wenn Leichtsinn nur Mangel an gebührender Selbstachtung enthält, das förmliche Widerspiel derselben genannt werden mag, ist unrichtig (S. 98) überhaupt gerechnet, daß „der Mensch in den wichtigsten Angelegenheiten seiner Person von seiner Vernunft keinen Gebrauch macht, sondern sich blindlings von Andern lenken und leiten läßt“, da dieß zwar eine Art von Sklavensinn, aber insgemein unverschuldet ist, und daher eher als Vorbereitung und Grundlage zur Niederträchtigkeit, denn als solche selbst betrachtet werden muß. So wie aber die Menschenwürde nach der vorliegenden Sittenlehre durch Leichtsinn und Niederträchtigkeit (nicht auch z. B. durch Geiz und Wollust?) verletzt wird, so gehören dagegen nach ebenderselben zu deren Bewahrung und Ehrung die Selbstbeherrschung, die sittliche Unabhängigkeit von fremder Willkür und die Vertheidigung jener Würde, wenn sie angefochten ist; von diesen moralischen Gegenständen findet man daher in den drey letztern §§. dieses Abschnitts gehandelt. Das Wesen der Selbstbeherrschung hat der Vf. richtig unter Anderm (S. 106) durch den Ausdruck: „über uns wachen, daß Freyheit und persönliche Würde nicht von den Feinden der Tugend uns entrissen werde“, bezeichnet. Aber erkennt er nicht eben hiermit an, daß Selbstbeherrschung nicht bloß zur Ausübung der Pflichten gegen sich selbst, sondern zur Tugendhaftigkeit überhaupt, und so zur Leistung aller menschlichen Pflichten, erfordert wird? In der That ist sie, eben so viel besagend, als erworbene praktische Freyheit, eine der allgemeinen Eigenschaften des sittlich guten Charakters, welche als besondere Pflicht in einem wahren Systeme der Sittenlehre keinen Platz bekommen darf; und unser Vf. hat ihr einen solchen hier dennoch, und eben an dieser Stelle, fälschlich nur darum gegeben, weil er alle Pflichten lediglich nach ihrem Gegenstande unterschied, wo ihm dann freylich Selbstbeherrschung um ihres Namens willen

Uu

len

len zu den Pflichten des Menschen gegen sich selbst zu gehören schien. Er drang nicht tief genug in das Wesen des Pflichtsinns überhaupt, und eben so wenig daher auch in die innere Verschiedenheit seiner nächsten Untergattungen ein; was sich S. 7 durch die gelegentliche Behauptung, daß „die meisten geselligen (d. i. Nächsten-) Pflichten nur eine Anwendung der Selbstpflichten auf sie seyen“, durch welche der wesentliche Unterschied beider so gut wie aufgehoben ist, bestätigt zeigt. In Absicht auf die Pflicht, sich von fremder Willkür unabhängig zu erhalten, wird durch den §. 127 selbst das etwas bedenklich lautende Gebot aufgestellt, man „solle von einer Stufe äußerer Freyheit zur andern (wie hoch endlich?) sich erheben“; aber es wird dasselbe durch die nachfolgende Erklärung, wie sich erwarten liefs, gehörig modificirt und beschränkt. Die im nächsten §. 128 beschriebene und eingeschränkte Vertheidigung der angefochtenen Menschenwürde bezieht sich ausdrücklich nicht auf diese Würde in der eigenen Person des Vertheidigers, sondern in jedes Menschen Person und in der Menschheit überhaupt. Es ist um desto rühmlicher, daß der Vf. darüber so frey urtheilt, je leichter es war, durch den auch von ihm selbst erwähnten Conflict mit dem Dogma von der Erbsünde, welches in Wahrheit von einer Würde des Menschen eigentlich gar nicht zu sprechen erlaubt, und mit den Annahmen des mißverstandenen monarchischen Principis sich davon abhalten zu lassen; in welcher Hinsicht es merkwürdig ist, daß derselbe hier (S. 181) mit den Worten schließt: „In einer so gebildeten, reizbaren und beweglichen Zeit, wie die unsrige, gebietet es sogar die Klugheit, dieser Pflicht eine hohe Aufmerksamkeit zu schenken.“ Aber wie kommt, fragen wir wohl billig, die Empfehlung dieser Pflicht eben hieher, da Vertheidigung der Menschenwürde offenbar nicht bloß zu den Selbst-, sondern zu den Menschheits-Pflichten überhaupt, und insbesondere eher noch zu den Nächsten-, als zu den Selbst-Pflichten gehört.

Sehr ausgezeichnet ist die unmittelbar hierauf folgende Abhandlung der auf die *Ausbildungsfähigkeit des Menschen bezüglichen Pflichten* gegen sich selbst in §§. 129 – 181. Insonderheit kommt §. 180 Mehres, z. B. über Vermeidung des Pedantismus, der regellosen Vielwissung, der Affectgenialität zur Sprache, wovon sonst in der Sittenlehre wenig oder nichts erwähnt, geschweige denn so genügend gehandelt wird. Wollte aber §. 181 S. 161 Hr. v. A. dem Adelstolze, welcher, für die Moral allerdings nicht gleichgültigen, Sache überhaupt öfters von ihm gedacht wird, durch die Behauptung, es sey „dem Gesetze der Stetigkeit angemessen, daß Jemand nicht gern von dem Stande herabsteige, in dem er geboren wurde“, eine wenigstens physikalische Grundlage darreichen? Uebrigens wird auch hier (§. 181) über die Wahl des Berufs und die nöthige Sorge für einen solchen viel Gutes gesagt.

Am weitläufigsten verbreitet sich der letzte Abschnitt in den nächsten sechzehn §§. über die so benannten „*Pflichten der Selbstbeglückung*“, welche diesen Namen, wie schon zuvor gezeigt worden, nur in so fern, als sie von wahrer, d. h. von einer durch pflichtmäßige Selbstachtung gemäßigten und geregelten, Beförderung des eigenen Wohlbefindens verstanden werden, und hiermit nur indirect, führen können, deren Titel aber dem Vf. allerdings Gelegenheit und Stoff zu mancher sehr interessanten moralischen Betrachtung verschaffte. §. 182 sollen zuvörderst „die Quellen des menschlichen Elends“ aufgesucht und nachgewiesen werden. Wie dürfte man aber wohl mit Hr. v. A. die tiefste und allgemeinste derselben, „den Grund der Sünde, und mit ihr auch des Uebels“, finden wollen „in dem Anfangspunkte der menschlichen Perfectibilität und dem bis zur Reife der Vernunft unvermeidlichen Mißbrauche“ dieser Vernunft, ohne den Schöpfer des Menschen selbst für den Urheber alles Bösen zu erklären? Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß man mit einem solchen Versuche, das Geheimniß vom Ursprunge der Sünde zu enthüllen, eben so sehr dogmatisch falsch urtheilen, als man die Moral verderben würde, wenn man, wie hier S. 160 geschieht, die Lebensregel: „Weiche nicht nur überall schmerzlichen Empfindungen, als solchen, aus, sondern strebe auch nach dem höchsten Maasse des Wohlseyns, dessen deine Natur fähig ist“, offenbar die Grundmaxime des Epikureismus, für ein sittlich-gültiges „Gebot“ anerkennen und daraus „Pflichten“ der Selbstbeglückung ableiten wollte. Nach §. 183 soll „die Seligkeit Gottes das einzige richtige Vorbild der wahren menschlichen Glückseligkeit seyn.“ Für eine auf die Glaubenslehre gegründete Sittenlehre, wie die gegenwärtige ist, allerdings consequent! Allein nicht zu gedenken, daß das erste aller Merkmale im Begriffe jener Seligkeit, nach welchem diese durch Heiligkeit bedingt gedacht werden muß, in der Sittenlehre seinen ursprünglichen Sitz hat und nur aus dieser in die Glaubenslehre verpflanzt werden kann, so würde, wenn die göttliche Seligkeit wirklich das Urbild der menschlichen Glückseligkeit wäre, für den Menschen das Gebot gelten: „Werde bedürfnislos, wie Gott“, was der Vf. S. 171 selbst als thöricht, wie natürlich, verwirft. Es zeigt sich von allen Seiten, daß das Bestreben, Moral auf Religion wissenschaftlich zu bauen, ein verkehrtes Unternehmen ist. Und ebenso wird man die im Allgemeinen schon gerügte Unrichtigkeit dessen, daß es eine (directe und eigentliche) Pflicht der Selbstbeglückung gebe, leicht an dem Besondern, was hier als eine solche aufgestellt ist, gewahr. Wer wird Hr. v. A. es zugeben können, daß, nach dem sogleich folgenden §. 184, ein „sittlicher“ Werth der Ehre darin bestehe, daß „die gewährte Ehre in eben dem Maasse beglückt, als die versagte kränkt“? Und wie setzt er doch eine Pflicht, nach Ehre zu streben, dadurch selbst in Zweifel, daß er gebietet, sie „mehr als Folge, wie

rie als Endzweck unserer Handlungen" (der Wahrheit gemäß hätte er sagen sollen: „nie als Endzweck“, d. h. um ihrer selbst willen zu begehrend, „sondern immer nur als Folge“, wie erogar, was seine eigene Unsicherheit beweiset, 1. 183 wirklich sagt) „zu betrachten“? Nicht, nach ihre, vielmehr nur nach wahrer Ehre zu streben, d. h. dem natürlichen, in der Selbstliebe begründeten Triebe nach Ehre nur in so weit, als er mit der pflichtmäßigen Selbst- und Nächstenachtung vereinbar und ihr pädagogisch förderlich ist, Beredigung zu leisten, das läßt sich gebieten; und so findet schon in Hinsicht auf diesen edelsten Theil der menschlichen Glückseligkeit keine directe Pflicht, sondern nur eine indirecte Statt. Von den für eine Pflicht, nach eigener Ehre zu streben, S. 181 angezogenen fünf Bibelstellen trifft nicht eine einzige; die äußerste Grenze, bis zu welcher der christliche Sinn in der Selbstehre gehen dürfe, ist 1. Kor. 10 — 12, 13 durch des Apostels Beyspiel gezeigt. Im nächsten §. unsers Buchs wird das Laster des Ehrgeizes im Ganzen genommen richtig und wahrhaft erbaulich dargestellt, übrigens aber auch durch Mehres das von uns gegen den vorigen §. Bekehrte bestätigt. Der erste von den zunächst folgenden (§. 136 und 137) spricht vom „Werthe des Luxus“, der zweyte vom „sittlichen Gebrauche desselben überhaupt und von „der Schminke“ insonderheit. Dort wird eine Begriffsbestimmung und dann eine Apologie des Gegenstandes versucht, indem dargethan werden soll, daß den Luxus „weder Vernunft noch Christenthum verlamme“, wovon das Erstere nur in so fern, als man jeden über das Naturbedürfnis hinausgehenden Genuß, der aber doch nicht immer „Luxus“ genannt werden kann, dabey sich denkt; wahr ist, das Letztere, wofür sich der Vf., man möchte wohl fragen, ob im Ernste, z. B. darauf, daß Jesus „noch im Grabe mit Gewürzen umwunden wird“, und daß Paulus „ganz bestimmt“ (zur Begünstigung des Luxus?) „lehrt, es sey Alles gut und nichts verwerflich, was mit Dank gegen Gott gegossen werde“, beruft, wenigstens nicht erwiesen reissen kann; hier (§. 137) werden die Bedingungen angegeben, unter welchen nur eine Art von Luxus für erlaubt (folglich in dieser Materie überhaupt nichts von Pflicht!) gelten könne, und namentlich der Gebrauch der Schminke dem Christen gestattet, weil „Matth. 6, 17 die Verbergung der Blässe des Angesichts (liegt das in *rhypai*?) „zur Zeit des Fastens empfiehlt und 1. Kor. 12, 23 es für anständig erklärt, das minder Ehrbare des Körpers“ (durch Schminke nämlich?) „zu verhüllen und zu schmücken“, am Ende aber (S. 210) dennoch eingestanden, als jener Gebrauch „von dem Vorwurfe des Leichtsinns, der Zweydeutigkeit, oder doch der Schwachheit, nicht wohl frey zu sprechen“ sey. Der nächste §. 138 stellt „die sittliche Ansicht der Gesellschaften“ auf, worauf dann im §. 139 „die sittliche heilnahme an der Gesellschaft“ noch besonders

betrachtet und näher bezeichnet wird. Der Werth „geselliger Kreise, die sich der Tranlichkeit der Familien annähern und doch ihre Vertraulichkeit ausschließen, oder beschränken“, wird nach dem erstern §. S. 211 dahin bestimmt, daß sie ein nicht bloß erlaubtes, sondern auch dem Sittlicherwerden zuträgliches Vergnügen gewähren, aber endlich doch, wie billig, bemerkt, daß ebendieselben „nicht als Gegenstände einer unmittelbaren“ (soll heißen directen) „Pflicht betrachtet werden können.“ Zugleich werden für die Uebung und den Genuß der Geselligkeit gute, zum Theil recht feine und nicht jedermann sogleich gegenwärtige Regeln mitgetheilt. Ein durch Inhalt und Vortrag vorzüglich entsprechender §. ist auch der zunächst hierauf folgende (140), welcher „die häusliche Glückseligkeit“ nach ihrem hohen Werthe, aber auch nach ihren vielen vermeidlichen Hindernissen und nach den Mitteln, sich dieselbe zu bewahren, lehrreich zu betrachten giebt, wobey übrigens der zwar bedingten, als solcher aber unbestreitbaren Pflicht, sich zu verhehlichen, auf deren Ausübung die häusliche Glückseligkeit zuletzt beruht, wahrscheinlich nur darum keine Erwähnung geschieht, weil die Sache der letztern, unter den Titel der Beglückung seiner selbst gebracht wurde, für welche es eine eigentliche Pflicht nun einmal nicht giebt. Die nächsten §§. (141—144) sind mit einer für die Sittenlehre, zumal für eine christliche, allzu weitläufigen moralischen Beurtheilung des Vergnügens, welches Schauspiele, Glücksspiele und Tanz, welcher, als Vergnügungssache, auch zu den Spielen des Lebens gehört, ihren Liebhabern gewähren, angefüllt. Ein Lächeln muß es jedem ernsthaften Leser abnöthigen, wenn Hr. v. A., um in dieser Partie seiner christlichen Sittenlehre doch auch etwas Böbischchristliches anzubringen, S. 242 zum Zeugniß für die Unschuld des Glücksspiels die Verloosung des „galiläischen Gewandes Jesu“ und die Erloosung des neuen Apostels, Matthias, ja, zur Apologie des Spielens überhaupt S. 243 sogar Jesus selbst, weil er bey einer gewissen bekannten Gelegenheit „Buchstaben in den Sand zeichnete“, unter den zusagenden Beyspielen aufführt. Endlich beschäftigen sich noch die drey letzten §§. der gegenwärtigen Abtheilung des Buchs mit einem Gegenstande, der ohne Widerrede eine andere Stelle verdiente, als er hier bekommen hat, und den der Vf. daher an seinem gebührenden Orte nur vergessen zu haben scheint, nämlich mit der wahren und directen Selbstpflicht des Menschen, sich seiner Würde gemäß gegen die zeitlichen Güter zu verhalten. Wie passend der Inhalt dieser §§. an die Abhandlung insbesondere von den Pflichten der Persönlichkeit sich angeschlossen haben würde, leuchtet daraus hervor, daß er S. 266 die Pflicht, „für das äußere Eigenthum“ zu sorgen, die Grundlage zur Wirthschaftlichkeit, auf ein Recht der menschlichen Person zurückführt; welches übrigens, seiner witzigen Demonstration zufolge, so gewiß zum „Natarrechte“ gehört, daß

sogar „die Kühe auf den Schweizer-Alpen“ es in Anspruch nehmen. „Wenn“, so hebt §. 146 an, „die Wirthschaftlichkeit ihre Grenzen (welche sind aber diese?) überschreitet, so wird sie (die Tugend?) Geiz“; was offenbar blofs des rhetorischen Uebergangs wegen so gesagt werden konnte. Richtiger wird der Geiz selbst sogleich nachher dadurch bestimmt, dafs derselbe „den Besitz der äufsern Güter höher, als jede Vollkommenheit des Geistes und Herzens“ (noch richtiger wäre doch: „als die ganze Würde des Menschen“) „stelle“; und überhaupt ist von dieser „kalten Leidenschaft“ und diesem „dummen Laster“ im Verfolg der Rede darüber trefflich und anziehend gesprochen. Die Verschwendung ist nach §. 147, hier dem letzten von allen, „der Gegensatz des Geizes“, womit in der That nichts erklärt ist, da z. B. die Freygebigkeit auch so heifsen kann, oder „die Verschleuderung des Eigenthums in einem ungemessenen Aufwande“, womit jenes Laster wenigstens nicht in seinem Wesen, nach welchem es in einer die Menschheitswürde in der Person des Besitzers verletzenden Gröfse des Verbrauchs irdischer Güter besteht, ergriffen und dargelegt ist. In der Schilderung und Beurtheilung dieses Gegenstandes nach seiner Auffassung hatte Hr. v. A. durch die Abhandlung über den Luxus sich selbst vorgegriffen. Unter den Eigenschaften des Verschwenders endlich kommt S. 279 vor eine „gänzliche Zerflossenheit seines Willens“, das soll soviel heifsen, als eine „Charakterlosigkeit“, die „der Tod aller Tugend ist“, zum hinlänglichen Beweise dafür, dafs durch verschwenderischen Sinn, so wie durch Geiz, weit mehr und noch ganz anders, als nur in Absicht auf die Sorge für Selbstbeglückung, gesündigt wird.

(Der Beschluss folgt.)

GESCHICHTE.

AARAU, b. Sauerländer: *Bibliothek der neuesten Weltkunde*. Geschichtliche Uebersicht der denkwürdigsten Erscheinungen bey allen Völkern der Erde, ihrem literarischen, politischen und sittlichen Leben. Herausgegeben von Malten. 1829. Erster bis zwölfter Theil, ein jeder 240 S. 8. (8 Rthlr.)

Bis jetzt hat es wohl noch keine Zeitschrift gegeben, die rücksichtlich des anzubauenden Feldes sich mit der vorliegenden vergleichen läfst; denn der Herausg. versichert in dem Vorworte, dafs „die ganze Schöpfung, aber besonders unsere Erde, ihr Treiben (soll heifsen das Treiben ihrer Bewohner) und ihr Wissen, die Gegenstände seiner Thätigkeit seyn werden.“ Allerdings ist die Bühne grofs, und es wird nicht leicht seyn alle Ansprüche zu be-

friedigen: doch wird durch angemessene Mannichfaltigkeit in diesem zweyten Jahrgange, wie im ersten, dem Leser abwechselnd Unterricht und angenehme Zerstreuung, Lehre und Genufs dargeboten. Seine verdienstlichste Seite ist offenbar die rastlose Mühe, die der Herausg. sich giebt, durch Thatsachen wahre Aufklärung zu verbreiten. „Wir wollen, sagt er, dafs Unsinn und Jesuitismus nicht das verruchte Handwerk der Brutalisierung treiben; dafs Heuchler und Betrüger nicht den geheiligten Namen der Religion entweihen!“ Diese goldenen Worte wiederhallen durch alle zwölf Theile und sichern dem Unternehmen den besten Fortgang. Es verdient dasselbe den bis jetzt in reichem Maafse gefundenen Beyfall, da es zur Beförderung des Guten und Wahren wirklich beyträgt. Wir begnügen uns mit dieser Andeutung des praktischen Geistes, der das Ganze durchwebt, theils weil diefs zur Empfehlung hinreicht, theils aber weil es in der Unmöglichkeit liegt, die zahlreichen Aufsätze des mannichfaltigsten Inhalts einzeln aufzuzählen, oder gar kritisch zu würdigen. Sie sind selbst, wie die kürzern Notizen, oft nur Auszüge aus gröfsern in- und ausländischen Schriften. Wohl wünschten wir die Quellen stets angegeben zu finden. Diese Angabe fehlt mehrentheils. Auch dürfte bey den literarischen Uebersichten eine gröfsere Sorgfalt auf die bibliographischen Momente zu wenden seyn: denn ein jeder Leser ist berechtigt, die Angabe des Druckorts, des Verlegers und des Druckjahres zu fordern. Endlich läfst hin und wieder der etwas gekünstelte Vortrag einige Wünsche unbefriedigt; obgleich nicht geläugnet werden kann, dafs dieser Fehler mit jedem neuen Hefte immer mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Wir sind überzeugt, um uns der eigenen Worte der Nachschrift zu bedienen, „dafs die Philosophie der Erfahrung, der der Herausg. ausschliesslich huldigt, sich fernerhin immer bestimmter, immer umfassender in der „Bibliothek“ aussprechen wird, sey es im Gebiete prüfender Moral, oder kritischer Geschichtsforschung; sey es in dem des geographischen Wissens und belehrender Reisen, oder in den Sittengemälden der durch Farbe, Sprache, Glaubensmeinungen, Gewohnheiten und Klima so auffallend verschiedenartigen Bewohner unsers Erdballs; sey es in Hinsicht auf innere Religion und äufsern Cultus, oder auf die Civilisation im Allgemeinen und Besondern; sey es in Bezug auf die Wissenschaften, welche das Leben, den Wohlstand der Staaten und Individuen, das öffentliche und das häusliche Glück betreffen, oder die allein die Natur und ihre Verzweigungen in Anspruch nehmen; sey es endlich im grofsen Kreise der Literatur aller Nationen, oder in dem der Kunst und Kritik.“

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1830.

THEOLOGIE.

Lutze, b. Göschen: *Handbuch der christlichen Sittenlehre*. Von Dr. Christoph Friedrich v. Ammon. — Zweyter Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der vorstehenden Inhaltsanzeige der 66 §§ dieses Handbuchs der christlichen Sittenlehre, welche den zweyten Band desselben ausmachen, dürfen wir, um den Raum zu sparen, nur noch ein kurzes Urtheil über dessen Werth, wie es sich hier zuerst für die „besondere Sittenlehre“ uns dargestellt habe, noch folgen lassen. Ein Freund des Rec. schrieb darüber an diesen Folgendes: „Abstrahirt man von der wissenschaftlichen Strenge, so ist das Buch voller geistreicher Bemerkungen und treflicher Worte; ich glaube, es giebt keine unterhaltendere und anziehendere Moral!“ Rec. trägt keinen Augenblick Bedenken, diesem, das Buch und dessen Verfasser ehren sollenden, Urtheilssprüche seine Beystimmung zu geben. Hr. v. A. scheint auf eine schöne Form, und hiermit auf das Unterhaltende und Anziehende des Vortrags, was er auch schon im ersten Bande, obgleich dieser das Allgemeine, folglich das Abstractere und Trocknere, der Sittenlehre behandelt, nach Möglichkeit beachtete, hier, in der Bearbeitung des Besondern derselben, so viel Aufmerksamkeit und Fleiß verwendet zu haben, dass man kaum anders denken kann, als, er habe allenfalls lieber die Materie der Form, als diese jener, aufopfern wollen. Dürfte man sich hier, wie bey der Lesung eines Romans, um die Wahrheit des Vorgetragenen unbekümmert, bloß dem Eindrücke, welchen die Beredsamkeit eines Schriftstellers hervorbringen kann, überlassen, so würde man es gewiss für etwas Schweres halten müssen, ein vollkommneres Lehrbuch der Moral, als hier geliefert wird, in deutscher Sprache jemals zu fertigen. Und eben so wenig, als seine rednerischen Vorzüge, machen wir den in der obigen Sentenz gerühmten Reichthum an geistreichen Bemerkungen und treffenden, d. h. den Gegenstand passend und nachdrucksvoll bezeichnenden, Worten dem Werke streitig; es legt vielmehr dasselbe sichtbar von der tiefen und ausgebreiteten Menschenkenntniß und Lebensweisheit seines als vielseitig gebildet anerkannten Verfassers und von dessen ausgezeichneten Fertigkeit, dem gefalsten guten Ge-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

danken das rechte Wort zu geben, häufig die sprechendsten Beweise dar. Aber das in jenem, zu Gunsten des Vfs. gefällten, Urtheile enthaltene Lob ist durch den äußerst wichtigen Umstand, dass man dabey „von der wissenschaftlichen Strenge abstrahiren“ müsse, bedingt. Es ist billig, den Anspruch der Wissenschaftlichkeit im strengsten Sinne des Ausdrucks nicht zu machen an ein „Handbuch“ der christlichen Sittenlehre, wiewohl der Vf. im Buche selbst den Namen „System“ von dieser seiner Lehre gebraucht hat; und gern bekennen wir auch, in diesem zweyten Bande mehr, als in dem ersten, durch den Inhalt, im Ganzen betrachtet, befriedigt worden zu seyn. Wo man aber auch in einem Lehrbuche strenge Wissenschaftlichkeit zu erwarten nicht berechtigt ist, da darf, oder vielmehr muß man doch Wahrheit verlangen, und wenn man in solcher Hinsicht durch den einen Theil derselben mehr, als durch einen andern, sich befriedigt fand, so ist hiermit doch immer noch nicht davon, dass es überhaupt und an sich befriedige, gesprochen. Oft wird sich der uneingenommene Leser auch des vorliegenden Bandes gedrungen fühlen, auszurufen: Mehr witzig, als wahr! Ja, Rec. getraut sich zu behaupten, es gebe auch hier nur wenige Seiten, auf welchen man nicht zu Zweifeln und Ausstellungen, sobald man es mit dem vom Vf. Vorgetragenen genau nähme, sich veranlaßt sehen würde. Vorzüglich auffallend ist auch in diesem Bande der schon bey der Anzeige des ersten gerügte Fehler, dass der Vf. so oft biblische und nichtbiblische Stellen als begründend, oder doch bestätigend, in seinen Vortrag verwebt, welche gar nichts dahin Gehöriges enthalten. Vieles Unwichtige und Tadelhafte aber, was diese christliche Sittenlehre enthält, hat nur darin seinen Grund, dass der für seine Person unstreitig heldenkende und freysinnige Vf., wie ihn unter Anderm seine Vorrede zum ersten Bande dieses Lehrbuchs kenntlich macht, dennoch zugleich das Ansehen haben will, mit dem öffentlich, insonderheit kirchlich für wahr Geltenden in Eintracht und Uebereinstimmung zu stehen, wodurch er öfters und vielfältig mit sich selbst in Widerspruch tritt. Wer hätte z. B. von einem Manne, welcher in jener Vorrede S. IX — X spricht: „Die Moral ist eine Wissenschaft, die unabhängig von allen Dogmen ihr Haupt frey und selbstständig erheben kann“, eine solche an Dogmatik und symbolische Bücher so eng sich anschließende Behandlung der Religionspflichten, wie die

Xx

er-

erste Abtheilung des hier beurtheilten Bandes darlegt, erwarten sollen? Gefissentlich scheint Hr. v. A. auch hier jede Gelegenheit, den Rationalismus in der Theologie zu verunglimpfen, ergriffen zu haben, wofür wir nur aus Abth. I. die beiden Stellen S. 39, wo derselbe zum „unmateriellen Naturalism“ herabgewürdigt, und S. 280, wo Kaiser Julian (!) als „das Vorbild eines echten Rationalisten“ aufgeführt wird, zum Beleg gebrauchen wollen. Was soll man aber sagen, wenn derselbe Vf. ganz naturalistisch z. B. I, 160 die Luc. 22, 43 erzählte Engelserscheinung von der moralischen Kraft des Gebets erklärt, und Jesum wegen des Matth. 27, 46 Erwähnten I, 177 „des Kleinmuthes“ und II, 114 eines „nicht immer vollkommen klaren Bewusstseyns“ zeicht. Ohne Werthunterscheidung wird von ihm des A. u. N. T.'s Auctorität für eine Sittenlehre des Christenthums benutzt; aber zugleich ist z. B. I, 41—42 der mosaische und christliche „Deism“ als wesentlich verschieden vorgestellt. Und so bleibt uns, bey allen aufgezeigten Vorzügen und Vollkommenheiten sowohl, als Mängeln und Gebrechen dieses „Handbuches der christlichen Sittenlehre“ als Resultat einer ernsteren und unparteylichen Prüfung dieß nur übrig: Es ist mit Recht zu empfehlen, doch mehr für den bloßen Liebhaber, als den wissenschaftlichen Freund der sittlichen Wahrheit, und kann insonderheit vielleicht dazu dienen, daß dieselbe auch da gern kennen gelernt und beherzigt werde, wo man auf angenehme Unterhaltung mehr, als gründliche Belehrung achtet; was ja allerdings auch ein wahres und sehr bedeutendes Verdienst genannt werden mußte.

Noch haben wir schliesslich zu erwähnen, daß der ersten Abtheilung dieses Bandes eine Vorrede, der zweyten eine Dedication, und zwar an den verst. Kanzler Niemeyer, in Beziehung auf dessen Jubelfest, voransteht. Die letztere wird durch die gehaltreiche Kürze, mit welcher hier einem wahrhaft Hochwürdigen auf das angemessenste gehuldigt und Glück gewünscht ist, jeden Leser entzücken. Der Zweck der erstern geht vorzüglich dahin, den im ersten Bande vom Vf. aufgestellten Begriff der sittlichen Freyheit, nämlich der freyen Willkür, nach welchem diese in einem Vermögen der Wahl zwischen dem Guten und Bösen, wobey der Wille des Menschen gegen Beides in völligem Gleichgewicht sey, bestehen soll, wider die von Hn. Dr. Bretschneider in seinem „Lehrbuche der Religion“ dagegen vorgebrachten Einwürfe zu rechtfertigen. Hr. v. A. hat sehr Recht, wenn er (S. XVI f.) diejenigen tadelt, welche behaupten, daß die Sünde „nur etwas Vorübergehendes“, ein bloßer Durchgangspunkt, und „von Gott nicht“ sey, und hiermit dieselbe, so weit sie als etwas Moralisches gedacht wird, für bloßen Schein erklären, folglich eine Möglichkeit, zu sündigen, vom Menschen eigentlich läugnen, zu welcher, den wesentlichen Unterschied zwischen Physischem und Moralischem ganz aufhebenden, Ansicht der Grund in der vom „Urseyn“ ausgehenden und consequent in Pantheismus endigenden identi-

tätsphilosophie liegt. Doch kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen, wenn er durch seine Theorie ein gleiches Vermögen für das Böse wie für das Gute dem menschlichen Geiste beylegt, worüber Rec. sich der Kürze wegen auf seine Anzeige des ersten Bandes dieser Sittenlehre beziehen muß.

RÖMISCHES RECHT.

Bonn, b. Marcus: *Entwicklung der Erbfolge gegen den letzten Willen nach Römischen Recht, mit besonderer Rücksicht auf die Novelle 116.* Von J. C. Bluntschli. X u. 310 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Der Vf. hat seinen ersten juristischen Unterricht von Prof. Keller in Zürich erhalten, dem er diese Erstlinge dankbar widmet. Er studirte 1832 in Berlin, als dort die Preisaufgabe: „das Verhältniß der Novelle 116 zum alten Recht der Uebergehung und Enterbung darzustellen, und die verschiedenen Ansichten der Schule bis auf unsere Zeiten zu entwickeln“, gegeben wurde; er gewann den Preis, und benutzte seinen spätern Aufenthalt in Bonn, die Schrift ins Deutsche umzuarbeiten und zu vervollständigen. Kam zwey Jahre hat der Vf. demnach dieser Schrift gewidmet, und in dieser kurzen Zeit so viel Treffliches geleistet, daß Rec. selbst bey den strengsten Anforderungen seinen Beyfall nicht versagen könnte.

Schon das Vermeiden zweyer Fehler, die solchen Jugendschriften eigen zu seyn pflegen, verdient Lob, nämlich Arroganz und Prunken mit gelehrten Citaten. Denn gleich in der Vorrede äußert sich der Vf. mit großer Bescheidenheit, die auch während der ganzen Darstellung ihn nie verläßt. Daß der Vf. reichliche Literaturkenntnisse besitzt, zeigt das letzte Buch seiner Entwicklung; allein er hat sich auf wenige klassische Citate beschränkt, von den Aeltern vorzüglich auf *Averanius, Cujacius, Heineccius, Schulting*, von den Neuern auf *Hasse, Heise, Hugo, v. Savigny* und *Schrader*. Zwar verräth es Unbekanntschaft mit der Literatur, wenn der Vf. (S. 76) bey dem Satze: Söhne muß man *nominari*, dagegen alle weibliche Kinder kann man auch *inter ceteros* enterben, die Bemerkung anknüpft, daß dieses von den Neuern gewöhnlich ganz übersehen werde. Denn Rec. kann hier auf *Cujacius, Holopianus* und *Vinnius*, zum §. 3 J. 2, 13 verweisen, wo dieselbe Bemerkung sich findet. Ferner ist dem Vf. der lehrreiche Aufsatz von *Marezoll* in der von demselben redigirten *Zeitschrift für Civilrecht und Proceß* (Bd. I. Nr. VII): „Ueber die angebliche Legitima der Geschwister“, entgangen, dessen Widerlegung gewiß des Vfs Kräfte in Anspruch genommen hätte. Aber die Aenderung des Wohnorts während der Ausarbeitung der Schrift läßt leicht solche kleine Mängel entschuldigen.

Nach einer kurzen Einleitung (S. 1—10), worin der Vf. den Gegensatz des *jus Quiritium* und des *jus Gentium* hervorhebt, wendet er sich augenblicklich seiner Aufgabe selbst zu, den Gang seiner Darstellung nie durch unnütze Abschweifungen unterbrechend. Er theilt das Ganze in fünf Bücher, von denen das erste (S. 10—60) das „Nichtigkeitsystem des Civil-

rechts und *adversus*“, das zweyte (S. 60—129) die „prätorische Erbfolge gegen das Testament“, das dritte (S. 129—191) die „Lehre vom pflichtwidrigen Testament“, das vierte (S. 205—261) „Justinianisches Väterbenrecht Novelle 115“, und das fünfte endlich (S. 261—310) „Dogmengeschichte“ enthält.

Im ersten Buche eifert der Vf. mit Recht gegen diejenigen, welche noch heute eine *nullitatis querela* annehmen; allein zu weit scheint er zu gehen, wenn er (S. 32 Note 29) gegen Thibaut einen Vorwurf daraus entnimmt, daß dieser vom *Anfechten* eines von Anfang an nichtigen Testamentes spricht. Denn nicht den Sprechenden, sondern die Sprache scheint dieser Vorwurf zu treffen. Die schwierige Stelle in Pauli R. S. III, 4 B, §. 8. (*Filio et extraneo acquis partibus heredibus institutis, si praeterita ad crescat, tantum suo avocabit, quantum extraneo. Si vero duo sint filii instituti, suis tertiam, extraneis dimidiam olit*), welche noch Förster, eben so wie die ältern Ausleger, dahin verstanden hatte, „daß die Tochter mit den eingesetzten Kindern gerade so theilte, wie wenn sie allein ohne Miterben eingesetzt wären, und eben so auf der andern Seite von diesen denselben Antheil erhielte, der auf sie gekommen wäre, wenn keine Kinder im Testament bedacht gewesen“, woraus eine zu große Begünstigung der Tochter hervorgehen würde, hat der Vf. zuerst (S. 39—41) richtig so erklärt: die Erbschaft war bis dahin in gleiche Theile zerlegt. Jetzt kommt die Tochter hinzu, und es muß für sie ein dritter Theil gemacht werden. Die Tochter nimmt von der Hälfte eines Jeden gleichviel, d. h. von Jedem ein Sechstel, so daß sie jetzt so viel wie jeder der beiden Andern erhält. So steht auch der Anfang dieser Stelle mit dem Ende derselben vollkommen in Einklang. Der Schluß muß nämlich, worauf der Vf. ebenfalls hindeutet, nicht von einem und demselben Falle, wenn mehrere Söhne und zugleich mehrere *Extranei* eingesetzt sind, sondern von zwey Fällen verstanden werden; entweder sind bloß zwey Söhne eingesetzt, dann erhält die Tochter ein Drittel, gerade soviel wie jeder Sohn, oder es sind nur mehrere *Extranei* eingesetzt, dann erhält die Tochter die Hälfte des väterlichen Vermögens, also in beiden Fällen ihre ganze Intestatportion. In der bekannten Stelle Ulpian's 28, 1 (*B. P. datur aut contra tabulas testamenti, aut adversus tabulas, [aut] intestati*) glaubt der Vf. (S. 66 Note 71) das sehr befremdende *adversus* sey durch eine Verwechselung der Siglen *adu* oder *sedu* mit *adu* entstanden. Allein diese Vermuthung ist wohl nicht zu begründen, da wir aus Bösch's *Index Siglarum* zum Gajus p. 490 sehen, laß für *secundum* die geringe Abkürzung *secudum* nicht leicht mit *adu* zu verwechseln ist. Man muß daher wohl *adversus* beybehalten und durch *secundum* erklären, wie auch offenbar diese Bedeutung in Tit. 20. 14 vorkommt, wenn man nicht etwa annehmen will, daß *secundum* in der Handschrift ausgefallen,

und *adversus* als Glossem der vorherstehenden Bezeichnung in den Text übergegangen sey*). — Sicher Unrecht thut der Vf. unserm Zeitalter, wenn er „den meisten unsrer Rechtsgelehrten“ (S. 94) den Vorwurf macht, daß sie abgöttisch den starren Buchstaben des Gesetzes verehren und ihm den Geist des Rechts opfern. Seit Hugo's Vorgänge kann man wohl behaupten, daß Philosophie und Geschichte des Rechts die Dogmatik so durchdringen, daß nur wenige Rechtsgelehrte jetzt leben werden, welche nicht mit der Ansicht von *Celsus: scire leges non hoc est, verba earum tenere, sed vim ac potestatem* übereinstimmen; und Rec. fürchtet nicht den vom Vf. ausgesprochenen Vorwurf zu verdienen, wenn er hier die Bemerkung anknüpft, daß der Vf. nicht wohl daran gethan hat, die Ueberschrift (S. 117) „*contra tabulas bonorum possessio parentis manumissoris*“ und die Regel, oder wie der Vf. sich (S. 166 Note 226^a) ausdrückt, das Sprichwort: „*Exheredatus partem facit ad minuendam, numerum facit ad augendam querelam*“ gerade so anzuführen, als stände dieß Alles wörtlich so in den Quellen. Eben so mißfällt dem Rec. der vom Vf. gewählte Ausdruck *Afterkind* für *postumus*. Ihm scheint *Afterkind*, verglichen mit *Aftermiethe*, *Afterheu* und *Afterwelt*, ein Kind bedeuten zu müssen, welches einem frühern Kinde folgt, also nothwendig ein schon vorhandenes Kind voraussetzt, etwa ein Kind, welches eine Mutter nach Verlust ihres einzigen Kindes adoptirt hat, während doch *postumus* nur das nach einem bestimmten Zeitpunkt, Tod oder Testament, geborne Kind bezeichnet. Daher möchte wohl der Name *Nachkind* theils mehr mit dem lateinischen Ausdruck harmoniren, theils besser klingen, als das häßliche *After*. — S. 163 Note 224 hat der Vf. kein vollständiges Verzeichniß der Stellen geliefert, in welchen *Falcidia* so viel als Pflichttheil bedeutet. Außer den bey *Zimmern Röm. Untersuch.* S. 50. Note 6 und *Hugo R. G.* S. 650. Note 2 angeführten, welche zum Theil dem Vf. entgangen, sind noch c. 4. §. 1. Th. C. 5, 1, *Lex Rom. Burg. tit. X, Vatic. fragm. §. 281.* und *Petri Except. LL. Rom. lib. I. cap. 13* nachzutragen. Sehr richtig ist zwar die vom Vf. (S. 179) gemachte und gewöhnlich übersehene Bemerkung, daß die Ergänzung des Pflichttheils, wenn der dazu Berechtigte zum Erben eingesetzt ist, auch durch *familiae eriscundae actio* geschehen könne. Allein die c. 2. C. 3, 29, die er dafür anführt, ist sicher unbeweisend. Eben so richtig, aber ganz ohne Beweis geblieben, ist der Satz des Vfs (S. 156), kein *Arenarius* dürfe die *inofficiosi querela* anstellen, den er aber, wohl nicht ganz mit Recht, auf alle Personen, die schändliche Gewerbe treiben, ausdehnt. — Bey der Frage nach der eigentlichen Natur der eben genannten Klage entscheidet sich der Vf. für ihre persönliche Natur, allein auf eine so eigenthümliche, die Quellen scharfsinnig combinirende Weise, daß sie im Buche selbst (S. 172 ff.) nachgelesen zu werden verdient. —

Durch

*) Dagegen läßt sich doch für den Versuch, die Corruption der Stelle aus mißverstandenen Abkürzungen herzuleiten, noch anführen, daß in den vatikanischen Fragmenten für *contra* und *secundum* fast ganz dasselbe Zeichen gebraucht wird.

Durch Nov. 115, meint der Vf., seyen alle Kinder gleichgestellt, und es käme nichts darauf an, ob die Kinder sich in väterlicher Gewalt befinden, oder nicht. Allein, wenn gleich im Allgemeinen dieß wahr seyn mag, so stehn doch zwey Enterbungsursachen gegen die Eltern (Nr. 3 u. 4) nach einer strengen Auslegung nur den Hauskindern zu, und einige Enterbungsursachen stehn wiederum nur gegen den Sohn (Nr. 7 u. 8.) oder gegen die Tochter (Nr. 11) zu, so daß wenigstens in dieser Beziehung die Novelle keine vollständige Gleichstellung eingeführt hat. — Doch das Wichtigste der Schrift ist die (S. 240 ff.) vertheidigte Ansicht über den Inhalt der Novelle 115 und deren Verhältniß zum frühern Recht. Ueber Jenes ist des Vfs Ansicht folgende: Justinian habe die Uebergehung oder Enterbung der Kinder und Eltern verboten, und für den Fall der Uebertretung dieses Verbots Nichtigkeit der Einsetzung verordnet (S. 245). Allein diese Nichtigkeit sollte nicht eine absolute seyn (S. 241), sondern nur zu Gunsten der Eltern und Kinder eintreten, so daß diese im Fall der Ausschließung die Erbschaft *ab intestato* fordern, weil ein Testament vorhanden ist, das wegen seiner Pflichtwidrigkeit von dem Gesetz nicht als wirksam anerkannt wird (S. 240). Ueberhaupt glaubt der Vf., daß die vielfachen Unterschiede zwischen *nullum* und *ruptum testamentum* und der *contra tabulas bonorum possessio* nicht mehr praktisch gewesen, sondern die letzte das einzige gewöhnliche Rechtsmittel gewesen sey (S. 246). An dieß habe sich Justinian angeschlossen, womit auch der Ausdruck *rescisso testamento* in der Novelle übereinstimmt, den man ebenfalls bey der *contra tabb. B. P.* findet (fr. 1. § 1 D. 37, 5), und daraus erklärt sich sowohl die relative als die theilweise Nullität des Testaments. Hieraus geht schon hervor, daß der Vf. das frühere Recht durch die Novelle für gänzlich umgeschaffen hält, zumal da die Novelle überall ihre Bestimmungen, nämlich aus dem alten Civilrecht die „in Beziehung auf die Notherben völlige, keiner Fictionen bedürfende Nichtigkeit der Einsetzung“, aus der *contra tabb. B. P.* die relative Nichtigkeit des Testaments und die Aufrechthaltung der Legate, und aus der Lehre vom pflichtwidrigen Testament die Ausdehnung auf Kinder und Eltern, und die Bestimmungen über die Ausschließungsgründe entlehnt hat. Der Vf. geht (S. 247—254) deshalb allen nur möglichen Fällen durch, um zu zeigen, daß für alle sich Entscheidungen in der Novelle finden, und daß man daher namentlich dem Vater nicht außer dem Rechtsmittel, welches die Novelle gewährt, noch eine *contra tab. B. P.* gewähren dürfe. Nur Geschwister werden in der Novelle nicht genannt; aber die Seltenheit des Falles, daß eine unanständige Person ihnen vorgezogen wurde, entschuldigt die Vergesslichkeit Justinian's. Der Nov. 118 schreibt der Vf. in Beziehung auf den Pflichttheil mit Recht keine weitem Folgen zu, als welche durch die veränderte Rangfolge der Intestaterben herbeygeführt sind, z. B. daß jetzt der Enkel in der Gewalt seinem emancipirten Vater nachsteht, während früher er mit ihm concurrirte (S. 259). — Nicht zu vertheidigen scheint es, daß der Vf. den Grundsatz des kano-

nischen Rechts, die *legis Falcidia quantitas* und der Pflichttheil könne zurückbehalten werden, schon seit der Nov. 115 im Geiste des Röm. Rechts begründet finden will (S. 262), und eben so wenig kann Rec. mit der Entscheidung folgendes vom Vf. (S. 263) aufgestellten Falles übereinstimmen: „Ein Vater enterbte seinen Sohn, legirte ihm aber ein Haus. Der Sohn nahm das Legat an; Kann er jetzt noch als Intestaterbe auftreten?“ Der Vf. schwankt hier, ob der Sohn *per exceptionem* zurückgewiesen werden und das Legat behalten, oder ob er Intestaterbe werden, das Legat aber außerdem-verlieren solle. Nach des Rec. Ansicht kann man drey Resultate unterscheiden: Der Sohn tritt nicht als Intestaterbe auf, dann bleibt ihm das Legat. Er tritt als Intestaterbe auf, verliert den Proceß, und mit ihm auch das Legat; oder er siegt, dann behält er außerdem noch das Legat. Denn die Gültigkeit der Legate ist in der Novelle ganz ohne alle Beschränkung ausgesprochen, daher bleibt es im letzten Falle bestehen, und es kann der Sohn wegen Annahme des Legats nicht abgewiesen werden, weil er den letzten Willen dadurch ja nicht als Testament, sondern nur als Intestat-Codicill angesehen wissen wollte. — In der sehr fleißig gearbeiteten Dogmengeschichte hat der Vf. vorzüglich zwey Fragen überall berücksichtigt: Vertheidigt ein Jurist das Inofficiositäts-, das Nullitäts- oder das gemischte System? und hält derselbe das ganze alte Recht für aufgenommen und untergegangen in die Novelle (Ausschließungssystem, nach der Terminologie des Vfs), oder läßt er neben der Novelle noch das civile und prätorische Präteritionsrecht fort dauern (Enterbungssystem)? Aus der Zeit vor den Glossatoren werden im Orient *Julian* (über den die gewöhnliche Meinung, daß er Anhänger des Inofficiositätssystems sey, wankend zu machen versucht wird), die *Basiliken* mit ihren Scholien, die *Ecloga* vom J. 876 (die der Vf., wenigstens nach *Biener*, gegen die Chronologie hinter die Basiliken stellt) und *Harmenopol* erwähnt; im Occident die *Türiner Glosse*, *Petri Exceptiones*, der *Brachylogus* und die Gesetze der Longobarden. Glossatoren führt der Vf. zwölf auf. Bey der Darstellung des Systems von *Irnerius* (S. 284) glaubt der Vf. aus dem Ausdrucke *irritum est testamentum* schließen zu können, *Irnerius* sey ein Anhänger des Nullitätssystems, da *irritum est* bedeute: „das Testament ist nichtig, nicht aber: es wird nichtig.“ Daß diese Voraussetzung aber unrichtig sey, bedarf keines Beweises. *Bulgarus* ist nach dem Vf. der einzige Glossator, welcher das Inofficiositätssystem vertheidigt, und *Johannes Bassianus* derjenige, bey welchem zuerst eine Spur des gemischten Systems sich findet, das seit *Azo* und *Accursius* herrschend wurde. Aus dem Zeitalter der Scholastiker reißt der Vf. nur sechs der wichtigsten auf, vorzüglich bey dem sehr bunten Systeme des *Bartolus* verweilend. Mit *Alciatus* glaubt der Vf., beginne eine neue Epoche, und von ihm abwärts zählt er noch mit guter Auswahl bis auf die neueste Zeit zwey und vierzig der berühmtesten Juristen auf, Alles aus eigener Lectüre kennend, da ihm *Pugge's* und *Savigny's* Bibliotheken offen standen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1830.

RÖMISCHES RECHT.

LÖWEN, b. Valinlhout u. Vandenzande: *Xaverii Caroli Eugenii Lelièvre*, Namurcensis, in acad. Lovan. nuper Juris Rom. et hodierni Doctoris, Commentatio antiquaria de *Legum XII Tabularum patria*, quae ex sententia Ordinis philos. et literatur. ejusdem academiae praemium reportavit d. XVII a. Kal. Novembres 1826—1827. 367 S. gr. 4.

Bekannt ist die Sage, daß die Redactoren des Zwölftafelgesetzes vorzüglich Rechte griechischer Staaten aufgenommen, und sich zu diesem Zwecke eines gewissen *Hermodorus* bedient hätten, dem dafür zur Dankbarkeit eine Statue errichtet worden sey; aber eben so bekannt auch, daß die Richtigkeit dieser Sage von den neueren Rechtslehrern sehr bezweifelt worden ist, weil sie namentlich mit dem Umstande, daß das in den Bruchstücken derselben enthaltene Recht nur Italisches Recht ist, nicht zu vereinigen ist, und überdies manche aus den politischen Verhältnissen der damaligen Römer, und der ganzen Natur ihrer Verfassung und ihres Nationalcharakters, entspringende Schwierigkeiten ihrer Annahme entgegenstehen. Deshalb wurde von der philosophisch-literarischen Facultät zu Löwen als Preisfrage aufgegeben: „*Dijudicetur nobilis illa Romanorum traditio, leges XII tabularum ab Atheniensibus esse petitas; ita quidem ut et veterum ea re testimoniiis examinatis et indole potissimum ipsarum legum explorata, statuatur, utrum quae illarum cum Atticis ac Doricis maxime legibus similitudo reperiatur; ex Romanorum illius aetatis ingenio ac moribus queat explicari, an peregrinae earum origini sit tribuenda.*“ — Den Preis erhielt im obengedachte, mit sehr großer Belesenheit und höchst gründlich ausgearbeitete Schrift, deren einziger Zweck ist, jene Sage als durchaus unbegründet zu widerlegen; ein Zweck, welcher auch in so fern als völlig erreicht anzusehen ist, daß für die Zukunft von einer Annahme des griechischen Ursprungs der Zwölftafeln wohl nicht weiter die Rede sein kann. Das Werk zerfällt in acht Kapitel, dessen Inhalt detaillirt anzugeben ist, um den Ideen Gang des Vfs näher darzulegen. Im ersten Kapitel werden zuerst alle Stellen der alten, so wie der neueren Schriftsteller aufgeführt, welche sich über diese Sage ausgesprochen haben; sodann aber gezeigt,

daß der Erzählung eines *Livius*, *Dionysius* von Halicarnass u. A., welche den Inhalt der Zwölftafeln aus den attischen Gesetzen hergeleitet wissen wollen, 'so schlechthin kein Glaube bezumessen sey, wenn dieselbe den aus dem Inhalte der erstern in Vergleichung mit dem letztern zu entnehmenden Resultaten und dem beiderseitigen Volkscharakter im Widerspruch stehe. Specieller wird dieses im zweyten Kapitel nachgewiesen. Die Widersprüche der alten Schriftsteller in Betreff dieser Sage werden gerügt, und schon dadurch deren Glaubwürdigkeit bestritten, dann aber auch die Nichtigkeit derselben durch die Bemerkung nachgewiesen, daß die Zwölftafeln den Instituten des *Pericles*, die damals bey den Athenern galten, ganz und gar entgegenstehen. Gezeigt wird in dieser Hinsicht, daß Solon's Gesetze von den in den Zwölftafeln vorhandenen ganz und gar abweichen, daß der Culturzustand Athens damals ein ganz verschiedener war, als zu Rom, daß der Geist der Zwölftafelgesetze mit dem attischen im mindesten nichts gemein hatte, daß endlich dasjenige, was etwa aus Solon's Gesetzen für die Römer gepaßt haben würde, schon vor dieser Zeit in Rom befolgt worden sey. Widerlegt wird hier beyläufig *Ciampi's* Meinung, wenigstens die *leges ad res sacras pertinentes* seyen aus den attischen genommen durch die dargelegte Verschiedenheit zwischen der römischen und griechischen Religion. Das dritte Kapitel untersucht die Nichtigkeit der gleichfalls von einigen alten Schriftstellern gegebenen Erzählung, das Zwölftafelgesetz sey aus spartanischen Gesetzen hergenommen. Auch hier wird die Unerheblichkeit der Gründe, auf welche sich jene Erzählung stützt, durch die Bemerkung nachgewiesen, daß diejenigen römischen Institute, die mit den lakonischen übereinkommen, schon vor jener Zeit zu Rom bestanden und sich aus dem römischen Volkscharakter ganz von selbst ergeben mußten, so daß eine Reception derselben aus Sparta kaum denkbar sey. Aufgeführt werden sodann die Stellen der alten Schriftsteller über den Antheil, den *Hermodorus* an der Redaction der Zwölftafeln gehabt haben soll, und auch hierin auf die Widersprüche derselben aufmerksam gemacht. Wollte man die Sache nicht gänzlich verwerfen, sondern dafür halten, daß etwas Wahres derselben zum Grunde liege — doch der Vf. möge hier selbst reden: „*Ex diversis auctorum sententiis jam sequi, traditionem de Hermodoro saltem maxime dubiam*“.

Yy

esse,

esse, quisque videt: quod vero iis se continere non posse credit, quae supra attulimus, ei vel haec concedimus libenter, quin ea re infringamur sententiam nostram. Ponamus igitur et concedamus, Romanos, qui iura privatorum omnia siue in desuetudinem venissent, siue eorum cognitio solis gentibus patriciis contigisset, nec vero plebej, igitur nullae inter utrumque ordinem rationes certae exstitissent, haec iura privata ad exemplum Graecorum ordinasse, et iis in ea re adfuisse Hermodorum illum exulom. In hanc rem revera innuere videtur traditio, de qua loquitur Livius; inque hac interpretatione nihil omnino invenitur, quod indoli legum Romanarum, seu etiam verisimilitudini adversatur. Fulgus vero Romanum, cum germanus traditionis sensus evanuerit, facile fieri potuit, ut crederet XII tab. leges fuisse ex jure Graeco translatae, vi quidem ad exemplum Graecorum jus privatum, quod in iis continebatur, fuerit ordinatum; eine neue Ansicht, nach welcher Hermodorus nur als Redacteur eines Theils der Zwölftafeln, und zwar nur in Bezug auf die Form, und nicht auf den Inhalt erscheint, und die sich allerdings dadurch empfiehlt, daß die aus dem Inhalt der Zwölftafeln und aus den übrigen Gründen zu entnehmenden Schwierigkeiten einem historischen Grunde jener Sage nicht entgegenstehen. Im vierten Kapitel werden noch andere Gründe gegen die Sage über den griechischen Ursprung der Zwölftafeln aufgeführt. Zuerst wird auf das gänzliche Stillschweigen der griechischen Schriftsteller, welche Zeitgenossen der Entstehungsperiode der Zwölftafeln waren, über dieselbe, so wie auf das des Cicero, Gewicht gelegt, auf die Schwierigkeiten, die aus der den Römern unbekannten griechischen Sprache, so wie aus der Ortsentfernung, sich ergeben mußten, hingedeutet, dann aber weitläufiger ausgeführt, daß jene Sage weder mit dem Geiste der damaligen Zeit, noch mit dem so verschiedenen Culturstande beider Völker, noch endlich mit dem beiderseitigen Nationalcharakter zu vereinigen sey. Die Römer hätten, selbst wenn sie es gewollt, die griechischen Gesetze nicht recipiren können, da sie dadurch ihren Nationalcharakter zerstört, und aller Staatspolitik entsagt haben würden. Aber sie hätten solches auch nicht gewollt, da die Absicht der Patricier und Plebejer nicht dahin gegangen sey, fremde Gesetze zu recipiren, sondern nur die bestehenden Rechtsnormen in eine öffentliche Urkunde gebracht zu sehen, deren Kenntniß auch den Plebejern zugänglich sey. Und eine solche Reception sey auch nicht nöthig gewesen, da alle in diese Zwölftafeln aufgenommenen Rechtsnormen in den königlichen Gesetzen und der Gewohnheit des Volks vorhanden gewesen seyen. — Hiemit schließt sich die eigentliche Ausführung, die der Vf. beabsichtigte; die folgenden Kapitel sind eigentlich nur als Beylagen zu betrachten, wodurch die in den drey erstern aufgestellte Behauptung, der Inhalt der Zwölftafeln habe nichts Gemeinsames mit den grie-

obischen Gesetzen, sondern widerspreche ihnen vielmehr, näher erläutert und erwiesen wird. „De comparatione legum XII Tabularum, ad jus publicum, sacrum et privatum pertinentium, cum Atticis legibus ejusdem argumenti instituta, efficitur, nihil omnino e jure Graeco Romanos desumpsisse: quo opportunitate ratio similitudinis legum Atticarum et Romanarum explicatur“ ist die gemeinschaftliche Ueberschrift der folgenden Kapitel, und unstreitig diese Abtheilung des ganzen Werks die allerwichtigste, indem jeder einzelne uns aus den Zwölftafeln erhaltene Satz mit den uns gleichfalls erhaltenen Bruchstücken der griechischen, namentlich attischen Gesetze genau und sorgfältig verglichen, und nach den Abweichungen und Uebereinstimmungen beider Legislationen erläutert wird. Die erstern werden in dieser Bezugnahme aufgeführt, um die Unmöglichkeit, wenigstens die hohe Unwahrscheinlichkeit nachzuweisen, daß die Zwölftafeln aus den griechischen Gesetzen entnommen seyen, die letztern, um zu zeigen, daß jene Uebereinstimmung rein zufällig sey, indem beide Völker zu diesen mit einander übereinstimmenden Sätzen von einander unabhängig hätten gelangen müssen und auch wirklich gelangt seyen, ohne daß man anzunehmen befugt seyn könne, die Decemviren hätten aus griechischen Gesetzen zu schöpfen nöthig gehabt. — Druck und Papier sind sehr schön, leider ist aber das Buch durch Druckfehler sehr entstellt, und wenn gleich viele derselben auf sechs ganzen Seiten angezeigt sind, so sind doch mehrere unbemerkt geblieben, indem sogar S. 86. §. XII. die ganze Rubrik Caput IV. fehlt.

MEDICIN.

LEHRZIE, b. Hartmann: Dr. A. N. Gendrin u. s. w. *anatomische Beschreibung der Entzündungen und ihrer Folgen in den verschiedenen Geweben des menschlichen Körpers.* Aus d. Franz. übersetzt, mit Nachträgen und einem Register vermehrt von Dr. Justus Radius, außerordentl. Professor der Medicin an der Universität zu Leipzig u. s. f. Zwey Theile. 1828 und 1829. 672 u. 636 S. 8. (4 Rthlr. 12 gGr.)

Auch unter dem Titel:

Bibliothek der ausländischen Literatur für praktische Medicin. Achter u. neunter Band.

Histoire anatomique des inflammations, Paris et Montpellier 1826, ist der Titel eines Werkes von Gendrin, über welches sich bereits Andral, Galtier de Glaubry, Fabre und andere Franzosen theilhaft ausgesprochen haben, während die Académie de médecine zu Paris dem Verfasser desselben einen Theil des Montyon'schen Preises zuerkannt hat. Rec. übernahm es daher gern, die Uebersetzung dieses Buchs in die deutsche Sprache anzuzeigen. Hätte der Hr. Herausgeber durch die bloße Ueber-

Uebersetzung einer unlängst guten Arbeit den Dank des medicinischen Publikums sich schon verdient, so gebührt ihm derselbe um so mehr, als er einige Zusätze beyfügte, und neben nöthigen Nachträgen auch ein vollständiges Sachregister folgen zu lassen verspricht.

Dem Unternehmen einer wörtlichen Uebersetzung französischer Lehrbücher ins Deutsche stellen sich nicht selten, auch selbst bey gründlicher Sachkenntnis des Uebersetzers, bedeutende Schwierigkeiten entgegen, welche jedem Kenner der Wissenschaft sowohl, als auch des Geistes beider Sprachen bekannt sind. Auch der Hr. Uebersetzer vorliegenden Werkes stiefs auf jene, und empfiehlt deshalb seine Arbeit am Schlufs der Vorrede der nachsichtigen Beurtheilung, sich mit der Art des abgehandelten Gegenstandes, wie mit der nicht ganz leichten Schreibart des Verfassers entschuldigend. — Dem Rec. liegt das Original nebst der Uebersetzung vor, und indem er die Gültigkeit jener Entschuldigungsgründe erkennt, verkennt er um so weniger den Fleifs des Uebersetzers, indem die Sprache fliefsend, der Stil rein ist, und überall Deutlichkeit die Lectüre erleichtert. Ob die Umschreibung des Titels nothwendig gewesen, will Rec. dahingestellt seyn lassen, hat doch der Hr. Uebersetzer im ersten und zweyten Theile S. 1 das kürzere „Anatomische Geschichte der Entzündungen“ selbst beybehalten. Der eigenen, zwischen [] eingeschlossenen Zusätze vom Hn. Herausgeber sind wenige, und hätten wohl auch noch von diesen einzelne, z. B. Theil I. S. 146, die Erklärung fliegender Sinusapismen,fügig wegleiben dürfen. Nur Einmal weicht die Uebersetzung vom Original ab, wodurch der Sinn verfehlt, und ein Unrecht gegen *Béclard* begangen wurde, Th. I, 100. *Béclard* schreibt in seiner *Anatomie générale* (nicht wie *Gendrin* und *Radius* citiren S. 283, sondern 203), indem er von dem Gefüge der unter der Haut gelegenen Beutel redet: *Leur texture est fort simple, comme celle des membranes séreuses en général, et ne semble différer de celle du tissu cellulaire etc.* *Gendrin* führt diese letzte Stelle nur wörtlich ein: „elle ne semble différer de celle du tissu cellulaire“, während er vorher das Gewebe dem der serösen Häute gleichstellt. Hr. Prof. *Radius* übersetzt: „Ihr Gefüge ist dem der serösen Häute gleich, von denen sie sich nach *Béclard* nur durch etwas stärkere Verdichtungen u. s. w. zu unterscheiden scheint“, während dieser Unterschied auf die Zellhaut zu beziehen ist. In dem *Béclard* nur deren Einfachheit mit der der serösen Häute im Allgemeinen zusammenstellte, waren ihm wohl die Verschiedenheiten derselben bekannt, die ihnen, neben den wesentlichen, schon von *Gerlach*, *Bichat*, *Monro* angegebenen Bedingungen, welche sie mit den serösen Häuten gemein haben, zukommen. An einer andern Stelle (Th. I, 58) hat der Verfasser von der Nachgeburt gesagt, lafs sie sehr grofs gewesen sey, „et en raquette“. Diese Worte hat der Hr. Uebersetzer weggelassen,

da er den Sinn derselben nicht genau ausmitteln konnte. Sie bezeichnen eine länglich runde, nach der einen Seite hin schmaler werdende Form, wober die Nabelschnur meistens am Rande sitzt, und ist der Ausdruck von den Raketen, mit welchen man den Federball schlägt, entnommen. In diesem Sinn braucht schon *Baudelocque* die Benennung (*L'Art des Accouchements*, T. I. §. 460): „Quand le cordon s'implante au bord du placenta, n'importe de quel côté, on donne à ce dernier le nom de placenta en raquette.“ *Gendrin* hat seinem Werke eine Einleitung an die Spitze gestellt, und dasselbe in drey Bücher abgetheilt, von denen jedes wieder in Kapitel und Abschnitte zerfällt. Den Schlufs macht ein Rückblick auf den im Werke abgehandelten Gegenstand, eine Theorie der Entzündung und allgemeine Grundsätze einer rationellen Behandlung derselben. In der Uebersetzung ist dem ersten Buch eine erste Abtheilung, der keine zweyte folgt, vorange stellt. Uebrigens folgt der Herausgeber möglichst genau dem Original. Von Druckfehlern ist die Uebersetzung ziemlich frey. Hätte dieselbe nicht durch Weglassung der von *Gendrin* gegebenen Beschreibungen der normalen Zustände der Organe, vor Abhandlung der pathologischen Veränderungen, abgekürzt werden können? Sie enthalten nur Bekanntes, was in jedem anatomischen Handbuche ausführlicher zu finden ist, und deshalb unter derselben Voraussetzung, unter welcher der Hr. Uebersetzer viele interessante Beobachtungen aus *Duges's*, *Morgagni's*, *Neumann's*, *Laennec's* u. s. w. Schriften wegliefs, ausgeschlossen werden konnten.

Was das Werk selbst betrifft, so gehört keine grofse Belesenheit dazu, um auf diesem französischen Boden manche bekannte Deutsche und Engländer maskirt zu finden, oder Andere zu vermissen, deren Beobachtungen zu Bereicherung des Werkes gewifs beygetragen haben würden. Nichts desto weniger aber empfiehlt Rec. das Studium dieses Buches jedem jungen Arzt, dem es nicht blos darum zu thun ist, Recepte zu schreiben; er empfiehlt es wegen der guten Quellen, aus denen *Gendrin* schöpfte, wegen der vortrefflichen Beobachtungen, die es enthält, und aus welchen die Resultate der Lehre gezogen, mithin nicht aus der Luft gegriffen sind, was sich allerdings von einzelnen Schriften unserer Zeit, namentlich über Entzündung der Häute u. s. w. handelnden, nicht sagen läfst, die wir deshalb wohl mit Recht zu den Mißbildungen oder den mangelhaften Bildungen zählen. Rec. wird die obigen Vorwürfe, wie die Empfehlung des Werkes, durch Heraushebung des Einzelnen aus dem Ganzen rechtfertigen.

Es enthält nämlich das erste Kapitel des Werkes den gesunden Zustand des Zellgewebes, dessen acute, chronische und brandige Entzündung. Wenn nun auch die Beschreibung des gesunden Zellgewebes weder so genau, noch so gründlich ist, als wir sie in den bessern anatomischen Handbüchern zu lesen gewohnt sind, so finden wir doch in der Darstellung der anatomischen Kennzeichen bey den verschiedenen Ent-

Entzündungsarten des Zellgewebes viel Interessantes und Belebendes. In Anführungen von Stellen aus andern Schriftstellern wird nicht gerade genau verfahren. So z. B. schreibt *Béclard* in seiner *Anatomie générale* (S. 160): *On peut donc regarder le tissu graisseux comme composé de vesicules etc.* *Gendrin* aber: *Le tissu adipeux est composé etc.* — Im zweyten Kapitel, und zwar im ersten Abschnitt, beschreibt der Vf. die serösen Häute im gesunden Zustande mit Sachkenntniß, und schöpfte in der That aus den besten Quellen, nur vermissen wir auch hier unter den Namen den des hochverdienten *Meckel*, besonders da, irren wir nicht sehr, diese Quelle dem Beschreiber nahe lag. *Gendrin* führt (S. 78) Gründe auf, daß sich die unter den serösen Häuten liegenden rothen Haargefäße in dieselben fortsetzen. *Rec.* hält diese Behauptung weder für ausgemacht wahr, noch für allgemein richtig. So ist die Spinnwebhaut ganz gefäßlos, und die in Thieren bloßgelegten serösen Häute sind ganz ungefärbt. Ihre Durchschnittsfläche zeigt nach dem Tode kein Blut. Gegen *Bichat* wird angenommen, daß die serösen Häute im gesunden Zustande nicht gänzlich unempfindlich sind. Die Gründe scheinen nicht haltbar. Denn wir wissen, daß sie keine Nerven bekommen, und nach Einspritzungen oder Ergießungen durch Verwundung können wir sie nicht mehr als im gesunden Zustande befindlich betrachten. Specieller handelt nun der Vf. die einzelnen serösen Häute selbst ab. Er giebt die Verbindung des Brustfells mit den Lungen als eine sehr innige an, und hat nur in so weit Recht, als sie hier inniger ist, als an den Wänden des Brustkastens, indem jenes von den Lungen leicht getrennt werden kann. Mit großer Umsicht hat der Vf. die anatomischen Veränderungen in den serösen Häuten sowohl nach der acuten als chronischen Entzündung, je nach dem Grade, dargestellt. Wir finden hier Irrthümer berichtigt, Meinungen Anderer bestätigt, neue Beobachtungen hinzugefügt, und Berichtigungen wie Bestätigungen aus Krankengeschichten trefflich entlehnt. Auch *Gendrin* sah (S. 163), und zwar sehr häufig, bey Personen, die an Entzündung des Brustfells gelitten hatten, Bänder, die sich entweder von den Rippen zu dem Lungenbrustfell, oder vom Zwerchfell zu der Grundfläche der Lungen erstreckten, wodurch die von *Meckel* gegen *Bichat* und *Tisch*, welche sie für ursprüngliche Bildungsfehler hielten, aufgestellte Behauptung bestätigt wird. — Die Entzündung der Gebärmutter fand der Vf. häufiger, als Entzündungen anderer Eingeweide des Unterleibes, auf das Bauchfell übergehend, nur sucht er die Ursache in der Verbindung, welche durch die Muttertrompeten zwischen der Höhle des Uterus und der des Unterleibes

zu Stande gebracht wird. *Rec.* glaubt vielmehr die Bedingung dafür in der Verbindung des Bauchfells mit dem obern Theile der Gebärmutter zu finden. Uebrigens ist ein solcher Uebergang der Entzündung des Gebärgorgans auf das Bauchfell durch Berührung oder Zusammenhang des Gewebes kaum nöthig, da wohl in den meisten Fällen, wo jene Entzündungen einander folgen oder neben einander bestehn, eine gleiche Ursache auf beide Organe einwirkte.

Sehr interessant und wichtig sind die Beobachtungen, welche der Vf. in Bezug auf die acute und chronische Entzündung der Schafhaut mittheilt (228 ff. 353 ff.). Wichtig gewiß, insofern jene Zustände unläugbar bestehn, und viele Frühgeburten durch Entzündung der Fruchthäute veranlaßt werden. Es ist in der That wünschenswerth, daß beschäftigte und obstetricischen Instituten vorstehende Geburtshelfer diesen Gegenstand würdigen, besonders da dieser Zustand nicht außer dem Bereich der Kunst zu liegen scheint. Einige von *Rec.* gemachte Erfahrungen finden auch in des Vfs aufgestellten Beobachtungen ihre Bestätigung. In drey Fällen, die *Rec.* zu beobachten Gelegenheit hatte, war Einmal ein Stoß auf die linke Seite, welche auch bald darauf der Sitz der Schmerzen wurde, vorangegangen; im zweyten Fall schien ein heftiger Schreck über einen Feuerlärm im Hause der Schwangeren die Ursache zu seyn; im dritten war sie nicht zu ermitteln. In den ersten beiden Fällen trat die Geburt zu früh ein. Die Mutterkuchen waren groß, weich, enthielten an der Uterinalfläche knöcherne Concremente, während sich auf der Foetalfläche runde speckartige Gebilde, zu denen sich Gefäße hinzogen, befanden. Die Schafhäute zeigten an einzelnen Stellen Verdickung, kleine Klümpchen von ausgeschwitztem Blutgerinsel, zahlreiche rothgrüne Flecken, Ungleichheit, gallertartige Flüssigkeit, die zwischen ihnen und der Lederhaut gelagert war, eine klebrige Materie, oder, wo diese fehlte, zahlreiche rothe geschlängelte Gefäße. In keinem der vom *Rec.* beobachteten Fälle war die Blase im Muttermunde gesprungen, und wo sich der Riß befand, waren die Häute sehr weich. Zufolge des frühern Abgangs der Fruchtwasser verliefen die Geburten sehr langsam, und waren sehr schmerzhaft. Die eine Schwangere hatte 9 Tage vor ihrer Niederkunft einen heftigen Schüttelfrost, und schon Tage darauf konnte man durch die Auscultation keinen Puls des Foetus mehr auffinden. Die Oberhaut des Kindes löste sich ab, war mit einer gelben Masse überzogen, das ganze Kind in einem putriden Zustande. Auch die andern beiden Kinder waren todt, jedoch in allen drey Fällen der *funiculus umbilicalis* um den Hals geschlungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1830.

MEDICIN.

LEIPZIG, b. Hartmann: Dr. A. N. Gendrin's u. s. w. *anatomische Beschreibung der Entzündungen und ihrer Folgen in den verschiedenen Geweben des menschlichen Körpers.* Aus dem Französ. übersetzt — von Dr. Justus Radius u. s. w. Zwey Theile.

Auch unter dem Titel:

Bibliothek der ausländischen Literatur für praktische Medicin. Achter und neunter Band.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Beschreibung anatomischer Veränderungen bey acuten, chronischen, phagedänischen und brandigen Entzündungen der serösen Häute (neuerlich hat Gaillard in der *Revue médic.* Nov. 1829. S. 176 bis 178 Bemerkungen über den Brand bey Darmbrüchen mitgetheilt) folgt die pathologische Anatomie der faserigen, faserig-knorpeligen und knorpeligen Gewebe, nach vorausgeschickter Angabe des gesunden Zustandes dieser, von dem ersten Begründer der Arzneywissenschaft genannten nervösen Gewebe, wobey der Vf. die Ehre der Schule von Kos zu retten sucht, behauptend, daß sie Sehnen, Bänder u. s. w. von den eigentlichen Nerven zu unterscheiden gewußt. Allein selbst Erasistratus war noch nicht frey von dem Vorurtheil, daß die Bänder und Nerven von einer und derselben Natur seyn, obwohl Herophilus, der Zeitgenosse desselben, die Nerven zuerst für Werkzeuge der Empfindung angab, sie jedoch, wie Aristoteles, für Kanäle (ποροι) hielt. — Der Vf. hält die Gelenkknorpel allein bey Erwachsenen für wirkliche Knorpel (S. 389 u. 393), indem die andern, wie die des Kehlkopfs und der Rippen, eine zellige Grundlage hätten. Und, behauptet er, wären der Entzündung nicht unterworfen, diese nur der chronischen. Was den ersten Punkt betrifft, so bemerkt Rec., daß allerdings die Gelenkknorpel aus sehr vielen, auf dem Knochen aufsitzenden Fasern bestehen, diese aber nach ihrem freyen Ende hin weicher werden, daß die Rippenknorpel aus Blättchen zusammengesetzt sind, welche durch Quersfasern zusammengehalten werden, und daß endlich in den Kehlkopfknorpeln eine zellige Structur, wie sie nach Morgagni nicht selten vorkommen soll, von den besten Anatomen, namentlich von Meckel, Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

nicht gefunden wurde. In Bezug auf die Entzündung der Gelenkknorpel ist aber zu entgegnen, daß sie allerdings in ihnen vorkommt, indem sie bey Gelenkkrankheiten sich röthen, sich auflockern, anschwellen; nur entzündet sie sich selten und langsam, wie alle Knorpel, die selbst der Fleischwarzenbildung fähig sind.

An einer andern Stelle (407) giebt der Vf. an, daß die Entzündung der Zwischenwirbelknorpel nur nach Verletzungen der Wirbelsäule vorkomme. Allein Rec. führt nur die Untersuchungen Palletta's und Brodie's an, aus welchen sich ergiebt, daß die Zwischenwirbelknorpel, bisweilen selbst früher als die Knochen, der Sitz der Entzündung sind. — Bey der brandigen Entzündung der Hornhaut (448) hält der Vf. einen von Saunders beobachteten Fall nicht für Brand der Hornhaut. Auch Schön hat diesen Fall in seinem Handbuche der pathol. Anatomie des menschlichen Auges (1828) bey Brand der Hornhaut angeführt, hält jedoch später (in den liter. Annalen von Hecker, 6ter Jahrgang, 1830. Januar) die von Saunders gemachte interessante Beobachtung wohl richtiger für eine idiopathische Erweichung der Hornhaut. Ueberhaupt ist in genanntem Handbuche S. 168 — 179 die Entzündung der Hornhaut mit ihren Folgen offenbar genauer und gründlicher abgehandelt, als es von Gendrin geschehen ist. Das 4te Kapitel enthält die Pathologie der entzündeten Knochen. Rec. glaubt mit vollem Recht behaupten zu dürfen, daß wir in einigen Handbüchern der pathologischen Anatomie, namentlich in dem von Meckel, so wie auch in dessen Handbuch der menschlichen Anatomie (Th. I. S. 404 u. s. f.), eine reichere Ausbeute finden, als in dem vorliegenden Werke. Ist der interessante Gegenstand der brandigen Entzündung der Knochen, der Nekrose, erschöpft und genügend bearbeitet worden? Jeder, dem nur ein Theil der Literatur darüber bekannt ist, wird es mit dem Rec. verneinen. Der Vf. sieht in den Exostosen nur chronische Entzündung der Knochen (472). Daß sie häufig zu den Ausgängen der Entzündung gehören, ist unlängbar, indem die Structur des Knochens dabey gewöhnlich verletzt ist; doch findet sich dieser auch im normalen Zustande.

Das 5te Kapitel umfaßt die pathologische Anatomie der entzündeten äußern Hautdecken. Der Vf. nimmt nur in den Händen, auf den Fingerspitzen, unter den Fußblättern und Zehen, d. h. überall da, wo

wo die Talgbälge fehlen sollen, Hautwärtchen an, während sie zwar an den Lippen, der Eichel, Vorhaut, Clitoris u. f. nicht geläugnet werden, nur aber dürfte der Ursprung der Schleimbäute nicht mit dem Gewebe der Haut verwechselt werden (490). Rec. sieht, zumal da der Vf. von den Ursprungsstellen der Schleimbäute spricht, die Nothwendigkeit dieser Trennung nicht ein, theils weil die allgemeine Bedeckung und das System der Schleimbäute, obgleich sie sich unterscheiden, doch durch äußere Gestalt, Zusammensetzung, Thätigkeitsäufserung u. s. w. sehr mit einander übereinkommen, die Bedeutung der Hautwärtchen dort, wie an der Lippe, der Eichel u. s. f. gleich ist, theils auch, weil da, wo Talgbälge sind, Hautwärtchen sich finden, mithin nicht nur an solchen Stellen, wo jene fehlen, sie bestehen. — Der Behauptung von *Leeuwenhoek* und *Bichat*, daß die Oberhaut Poren habe, widerspricht der Vf., und tritt so auf die Seite von *Meckel*, Vater und Sohn, und *Humboldt* (507). Indessen hält Rec., ohne die Porosität annehmen zu wollen, den Versuch einer Vergiftung durch Brechnuß, und mit Oberhautläppchen, die vom Arm eines Leichnams nach eingetretener Fäulniß getrennt worden waren, keineswegs für zuverlässig beweisend.

Die Entwicklungsgeschichte der Nägel ist von *Béclard* entnommen; doch hält Rec. die Bemerkung dabey, daß dieser sie unter allen Anatomen am besten beschrieben zu haben scheine, für gar zu patriotisch. — Wie *Gendrin* (524) die weißliche Haut, welche man nach Verbrennung oder Zugpflastern unter der erhobenen Oberhaut auf der Lederhaut findet, für noch nicht erwähnt halten kann, begreift Rec. nicht. Die Sache ist unbekannt. —

Sehr genau und belehrend ist die Darstellung der anatomischen Kennzeichen pustulöser Entzündung. Aechte und falsche Schutzblattern, die normale Schutzblatternarbe, die Pusteln der ächten und unächten Menschenblattern sind trefflich beschrieben und neben einander gestellt, so wie wir ein deutliches Bild der Varioliden und der Pusteln der Masern entworfen finden. Furunkel und Anthrax sind zusammengestellt, und allerdings ist der letztere die Schattenseite des erstern, die asthenisch-paralytische Form desselben. Auch die chemische Entzündung der äußern Hautdecken, Pusteln der Flechten, syphilitische Pusteln, Rüsteln des Kopfes u. s. w., Brandpusteln, brandige Rose sind vollständig dargestellt und unterrichtend. Nur vermißt Rec. die pathol. Veränderungen der Nägel, deren normalen Zustand der Vf. angab. In so fern als sie bey einigen entzündlichen Krankheiten der Haut daran Antheil nehmen, auch partielles Absterben in der Substanz, zufolge einer Entzündung, z. B. nach Quetschung Statt findet, hätte ihnen der Vf. einige Aufmerksamkeit schenken dürfen.

Den gesunden Zustand, so wie die krankhaften Veränderungen der Schleim- und Zottenhäute finden wir ausführlich im 6ten Kapitel (535—910). Der Vf. gewahrte mit Sicherheit eine Menge kleiner,

deutlich sichtbarer Oeffnungen in den Spitzen der Zotten, durch welche kleine Tröpfchen einer durchsichtigen Flüssigkeit, verschieden von einer andern klebrigen, die Zwischenräume der Zotten anfüllenden, ausschwitzten sollen (671). Es stimmen demnach des Vfs. Beobachtungen mit jenen von *Lieberkühn*, *Hewson*, *Hedwig*, *Bleuland*, *Cruikshank*, *Hunter*, von denen die letztern bis zwanzig sahen, überein, und widerlegen die Gründe, welche *Rudolphi* dagegen aussprach. Da der Vf. die Nägel und Haare, als Anhänge der äußern Haut, betrachtete, stand zu erwarten, daß er mit *Bonn*, *Walther*, *La vagna*, *Meckel* auch die Zähne, als ähnliche Anhänge der Schleimbäute, berühren würde. Wir finden es jedoch nicht. Rec. fand häufig *Otalgia* im Gefolge heftiger Zahnschmerzen, und wurde dadurch stets an jenen Zusammenhang erinnert. Von 673 bis 813 folgt die Darstellung der acuten Entzündung der Schleim- und Zottenhäute, eine Darstellung, die jeden Leser dieses Buchs besonders ansprechen wird. Vieles finden wir in dem zwey Jahre später erschienenen, jetzt von dem *Busch* übersetzten, trefflichen Werke *Abercrombie's* „über die Krankheiten des Magens, Darmkanals“ u. s. w. bestätigt. Eine pathologische Anatomie des Ohres giebt es nicht, sagt *Gendrin* (703), indessen haben *Du Vernoy*, *Wildberg*, *Saunders*, *Rivinus* neben der Beschreibung des Gehörorgans auch dessen krankhafte Zustände beschrieben. Sehr gute Beobachtungen von Blatterpusteln auf den Schleimbäuten finden wir S. 785—790 verzeichnet, und nimmt der Vf. an, daß der primitive Sitz der innern Blatterpusteln in dem Gewebe der Häute und dem unter ihnen liegenden Zellgewebe, nicht aber immer und ausschließlich in den Schleimbälgen zu suchen sey.

Der zweyte Theil beginnt mit einer pathologischen Anatomie der entzündeten Blutgefäße (Kap. 7. S. 911—991). Bey der Beschreibung der acuten Entzündung der Poren kommt der Vf. (947 u. 948) auf die *phlegmasia alba dolens* oder das schmerzhaft Oedem der Wöchnerinnen. Das Wesen der wahren *phlegmasia alba* ist nach dem Vf. eine verbreitete Entzündung des Zellgewebes der Gliedmaßen, die sich bisweilen nach Entbindungen einstellt, verschieden von dem Oedem, das in Folge von Verschliefung der Hauptvenenstämme entsteht, und der im engern Sinne sogenannten Wassersucht. In dem Oedem durch Verschliefung der Venen sey das geschwollene Theil nicht entfärbt, wie bey der Hautwassersucht, noch geröthet, wie bey der phlegmonösen Rose, vielmehr sey er weich, behalte den Eindruck des Fingers nicht, wie bey der Hautwassersucht; bey *phlegmasia alba* sey das Glied hart; bey Berührung schmerzhaft, was bey dem Oedem nicht Statt finde. Daraus aber, daß beide Oedeme einen Grad von verbreiteter Zellgewebe-Entzündung des Gliedes hervorbringe, und daß diese Entzündung, gleich der verbreiteten rosenartigen, fast immer Entzündung der Venen erzeugt, gehe hervor, wie sehr sich diese Krankheiten nä-

Sherten. Bey einer an *phlegmasia alba dolens* gestorbenen Frau fand der Vf. keine Entzündung der Venen, und nur eine eiterig-wässrige Erfüllung im ganzen Zellgewebe des Gliedes. — Wer kennt nicht die verschiedenen Meinungen über das eigentliche Wesen dieser Krankheit? Rec. hält mit einigen Andern das Leiden für eine *neuralgia* der kleineren, von den Lendennerven entspringenden und in den Schamtheilen und innern Schenkelmuskeln sich verbreitenden Nervenzweige, besonders aber des *n. cruralis*. Wir führen nur einzelne Gründe dafür an, da sie der von dem Vf. aufgestellten Ansicht entgegen sind. Berücksichtigt man nämlich die Schmerzen, über welche zuweilen Schwangere in einem oder dem andern Schenkel, je nach der seitlichen Lage des Uterus, klagen, die dabey vorkommende Taubheit, Schwäche im befallenen Gliede, den Verlauf, die Natur derselben und ihre Periodicität, und vergleicht man sie mit jenen, welche so häufig Gebärende zu lautem Schreyen nöthigen, die ferner nur so lange bestehen, bis der Kopf entwickelt ist, dann plötzlich verschwinden und nur ein Gefühl von Taubheit zurücklassen, gewöhnlich in dem Schenkel auftreten, nach welcher Seite hin der Kopf mehr aufsteht, nach der Richtung genannter Nerven verlaufend; so findet man sie als identisch, und gleich jenen bey *phlegm. alba dolens* Bezugs der Art und Weise, des Verlaufs, der Periodicität u. s. w. Bedenkt man ferner, daß die weisse Schenkelgeschwulst meistens nur Eine Seite befällt (*White*), an der *intern* Seite des Schenkels verläuft (*Boër*), ihren Ursprung von dem untern Theil der *medulla spinalis* oder vom Knie an nimmt, öfters bey Schwängern, häufiger bey Wöchnerinnen, wo mithin diese Theile litten, erschienen; stimmt man auf die weisse, nur selten röthliche Farbe der Geschwulst, auf die damit vergesellschafteten übrigen Nervenaffecte, auf die folgende Schwäche und auf das Hinken, das oft zurückbleibt, Rücksicht; denkt man dabey an die Erscheinungen, welche Neuralgien wie die *phleg. alba* begleiten, als an die Geschwulst, an den entzündlichen Zustand der Lymphgefäße, an die Anschwellung benachbarter Drüsen und das, die leidenden Nerven umgebende Zellgewebe, selbst an die gute Wirkung der Vesicatorien, an die Art der Krisen: so würde man diese Ansicht nicht so entfernt liegend finden. Auch ein von *Struve* beobachteter Fall, in welchem ein Mädchen nach unterdrückten Katamenien daran litt, steht dieser Meinung nicht entgegen, da wir wissen, daß gehemmte Menstruation einen mächtigen Einfluß auf das Nervensystem übt. Ebenso spricht gerade das so höchst seltene Vorkommen der Krankheit bey Männern mehr dafür, als dagegen, bey welchen auch Neuralgien überhaupt selten vorkommen, und die bey Schwängern, Wöchnerinnen vorhandenen Ursachen fehlen. Der Einwurf, daß das Uebel erst später auftritt, ist kaum zu berücksichtigen, theils weil überhaupt nicht jede Krankheit der Ursache auf dem Fusse folgt, theils und besonders weil

durch später hinzukommende Veranlassung, als Erhitzung, Erkältung u. s. w., nur erst das Leiden gerade in dem geschwächten Theile sich äußern kann. Findet man nicht überhaupt bey Schwängern und Wöchnerinnen ein gereiztes Nervensystem, diese um so mehr, wenn dasselbe schon früher leidend war, und beobachtete nicht *Bisset* eine Nervengeschwulst, die durch vier Schwangerschaften äußerst empfindlich wurde, sich vergrößerte, und sogar, als sie nach der zweyten ausgerottet worden war, in der dritten von neuem erschien? ein Beweis, daß, wenn in der Schwangerschaft oder bey der Geburt die genannten Nerven gelitten haben, um so leichter eine hinzutretende Ursache Krankheit nach solchen Zuständen erzeugen kann.

Vorzüglich gut hat der Vf. dann die chronische, phagedänische und brandige Entzündung der Gefäße abgehandelt, auch dabey die Entstehung der Aneurysmen berücksichtigt. Darauf folgt im 8ten Kapitel die pathologische Anatomie der entzündeten Lymphgefäße und Lymphdrüsen. Zu den Veränderungen des Milchbrustganges hätte der Vf. Bezugs der vorkommenden Erweiterung Fälle von *Baillie* und *Sommerring* benutzen können.

(Der Beschluß folgt.)

SCHÖNE LITERATUR.

STUTTGART UND TÜBINGEN, in der Cotta, Buchh.:
Axel. Eine Romanze von *Esaias Tegnér*. Aus dem Schwedischen von *Gottl. Christ. Friedr. Mohrike*. 1829. 59 S. 8. (8 gr.)

Der durch die „Friedhofs-Sage“ uns bedeutend gewordene Name des schwedischen Dichters erregte ein günstiges Vorurtheil für diese neue Dichtung, und wir griffen mit Erwartung danach, um so mehr, da wir, wie wir zu thun pflegen, die angehängten Anmerkungen zuerst lasen, um nicht im Verständniß des Einzelnen und dadurch im Genuß der Dichtung, als solcher, gestört zu werden, und ersahen, daß bereits zwey Uebersetzungen davon ins Deutsche Statt gefunden haben; eine, wie Hr. M. sie bezeichnet, sehr freye von einem Hn. *Wihl. v. Sauer* im Morgenblatt 1824, und eine andere von einem Hn. *Ludwig Schley* in den von diesem herausgegebenen Schwedischen Dichtungen. Was nun einer dritten Uebersetzung, die noch dazu nicht unter andern Gedichten, sondern allein steht, wo eine kleinere Dichtung immer den Schein einer Präension gewinnt, würdig geachtet wird, das, glaubten wir, müsse von nicht geringem Werthe seyn; wir müssen aber leider gestehen, daß wir überzeugt sind, es hätte bey den beiden frühern Uebersetzungen wohl sein Bewenden haben können. Wir finden weder im Stoffe an sich Neuheit der Situation, noch in der Behandlung irgend Poesie, indem an irgend eine Individualisirung oder Motivirung kaum gedacht ist: es bleibt also nur die Diction übrig, die

zwar

zwar einzelne Schönheiten hat, aber durch die Einmischung der Bilder aus der griechischen Mythologie in einem nordischen Stoffe, und sogar innere Vermischung derselben mit der skandinavischen, unangenehm stört. Diese Behauptungen gegen einen geachteten fremden Dichter zu beweisen, würde mehr Raum erfordern, als wir hier bey der Unbedeutendheit der Dichtung anzusprechen haben; wir wollen uns also nur begnügen, die Armuth der Fabel für eine poetische Erzählung, — denn das ist sie und keine Romanze (wie der Titel besagt), weder nach Umfang, Behandlung noch Form — darzulegen. — Einer aus dem Corps der Leibtrabanten Karls XII, welche das Gelübde thun mußten, nie vor sieben Feinden zu fliehen, nie dem Feinde den Rücken zu zeigen, und nicht eher sich zu verheirathen, bevor nicht Karl selbst sich vermählt habe, wird von seinem Könige von Bender aus nach Stockholm mit einem Schreiben gesandt, welches er dem schwedischen Senate einhändigen solle. Er gelangt zu Pferde bis zur Ukraine, wo er sich von einem Trupp russischer Krieger umringt sieht, die ihm sein Schreiben abfordern. Er kämpft gegen sie, erliegt aber endlich der Uebermacht und bleibt in seinem Blute auf dem Kampfplatze. Eine russische Amazone kommt auf der Jagd dahin, ihr Pferd scheut vor dem Todten, sie sieht Axel genauer an, bemerkt noch Leben und läßt ihn auf ihr Schloß tragen. Hier pflegt sie seiner, und wie er nach und nach geneset, entwickelt sich auch ihre gegenseitige Liebe. Da gedenkt er seines Auftrages und seines Schwures, und erklärt der Geliebten, daß er eilen müsse jenen auszurichten — (die Russen müssen also wohl unterlassen haben ihn zu durchsuchen, was sonst doch ihre Art nicht ist) — und seinen Schwur zu lösen, über dessen Inhalt und Bedeutung er aber die Geliebte in Ungewißheit läßt, ob er ihr gleich sagt, daß dieser das Hinderniß ihrer gegenwärtigen Verbindung sey. — Er verheißt ihr Wiederkehr, allein die Dame hat so allerhand Bedenken und ist erstaunlich neugierig, jenes Hinderniß näher kennen zu lernen. Sie entschließt sich kurz, legt Mannskleider an und schliefst sich einem russischen Corps an, das sich einschiffte, um an der schwedischen Küste eine — nicht eben freundschaftliche — Landung zu bewerkstelligen. Schweden ist von Kriegern entblößt, allein Veteranen und alles, was irgend eine Waffe tragen kann, vereinigen sich zur Vertheidigung, und als sie zu weichen beginnen, erscheint Axel auf dem Kampfplatze, feuert sie an, stellt sich an ihre Spitze und nöthigt die Russen, mit Hinterlassung vieler Todten sich schnell wieder einzuschiffen. Als er im Mondschein auf dem Schlachtfelde seufzend umherwandelt, der Geliebten gedenkend, hört er eine

wohlbekannte Stimme ihn bey Namen nennen und um einen Trunk bitten. Er eilt herbey, — ein Knabe liegt dort in seinem Blute, — es ist die Geliebte, — sie erkennt ihn — und stirbt beseligt an seiner Brust, er aber wird wahnsinnig. — Uninteressant wäre an sich dieser Stoff nicht, und könnte in der gedrängten Form der ächten Romanze und bey kräftiger Darstellung wohl von Wirkung seyn; in dieser breiten Behandlung aber, worin keine Einzelneit sich hervorhebt, keine sich darbietende Situation benutzt ist, nichts in Handlung erscheint, bleibt er gänzlich unwirksam, und man kann nicht, wie der Dichter gleich von vorn herein verlangt, bey Axels Jammer weinen. Die Uebersetzung in den vierfüßigen Jamben mit der nach bestimmten Gesetzen abwechselnden Reimstellung des Originals ist sehr fließend, ob es gleich an einzelnen Härten nicht fehlt und oft falsche Inversionen und Dunkelheit im Ausdruck das Verständniß erschweren. — Zart ist aber die Zueignung an den zur Zeit der Erscheinung des Gedichts noch lebenden, jüngst verstorbenen schwedischen Dichtergreis *Léopold*, der — gleich unserm greisen Dichterkürfürsten — (an den er aber nun freylich nicht reicht) — von der jüngern Dichter-Generation gemißhandelt wurde, und dem der Dichter, diese Thorheit ernst und würdig rügend, seine Dichtung als einen Kranz der Huldigung zu Füßen legt. Wir wollen nur daraus folgende Strophen hersezen:

Aus seiner (des Pindus) Thäler Dunkel rückte
Ein jung Geschlecht heran mit Hohn, —
Sie (?) stürmten zwar, doch Keinem glückte
Zu reichen an des Allen Thron.

Ein Fremdling ging mit seiner Leyer
Dem wilden Tummelplatz vorbey;
Er sah den Streit, das wilde Feuer,
Doch keinen Sinn sah er dabey.

„Was soll“, sprach er, „das tolle Sareben?
Des Alten Mafs ist unser nicht,
Von andern Höh'n sah er das Leben,
Aus anderm Ton geht sein Gedicht.“

„Das Sängerklicht, es kommt von oben,
Wer sah des Urlichts Farbenschein?
Die Erde bricht's, die Wolke drohen,
Und eins nur ist's vor Gott allein.“

„Wie Blumen wechseln, wechseln Töne,
Es wechselt des Gesanges Licht;
In vielen Formen wohnt das Schöne;
Was geistreich ist, ist schön es nicht?“

April 1830.

MEDICIN.

LEIPZIG, b. Hartmann: Dr. N. A. Gendrin's u. s. w. *anatomische Beschreibung der Entzündungen und ihrer Folgen in den verschiedenen Geweben des menschlichen Körpers.* Aus dem Französ. übersetzt — von Dr. Justus Radius u. s. w. Zwey Theile.

Auch unter dem Titel:

Bibliothek der ausländischen Literatur für praktische Medicin. Achter und neunter Band.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Sehr trefflich ist die pathologische Anatomie des entzündeten Nervengewebes im 9ten Kapitel bearbeitet, mit vielen und sehr interessanten Beobachtungen ausgestattet. Das faserige Gefüge sah der Vf. deutlich sowohl in der weissen als in der grauen Substanz (S. 1023), wodurch die schon längst von Meckel gegen Malpighi, Haller, Sömmerring aufgestellte Behauptung, dass auch der Rinde eine faserige Structur zukomme, bestätigt wird. Die Ansicht von Bogros, dass die Markfäden in der Mitte eine Höhle hätten, wird dahin berichtigt, dass es nichts Anderes als das Zeichen einer grauen Faser, welche in der Mitte eines jeden Nervenfädchens, wie in der Mitte des Rückenmarkes vorhanden sey. Von S. 1034—1048 verfolgt der Vf. die entzündlichen Veränderungen des Gehirns, und zwar von dem leichtesten bis zu dem heftigsten Grade und selbst der Eiterbildung hinauf. An gut gewählten Thatsachen, welche die Angaben unterstützen, fehlt es nicht, und passend ist (1044) eine Krankengeschichte mitgetheilt, welche sowohl an sich interessant ist, besonders aber dadurch es wird, dass sie alle entzündlichen Veränderungen des Hirnmarkes vereint zeigt.

Der Vf. zieht nun aus den angeführten Beobachtungen die anatomischen Kennzeichen der acuten Entzündung, und zwar 1) der mässigen, 2) der heftigen, 3) der heftigen mit Erfüllung und Zerstörung des Gehirns durch mehr oder weniger wässriges Blut, 4) der acuten eiternden Entzündung heraus (1047). Von 1049—1055 ist die acute Entzündung der Nerven durch mehrere Grade trefflich beschrieben. Bis 1078 finden wir die chronische Entzündung des Gehirns, Rückenmarkes und der Nerven

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

dargestellt, und auch hier sind die Kennzeichen nach Beobachtungen aus der Natur entnommen. Wir hätten des Vfs Meinung über die Veränderungen des Nerven bey dem Neuroma wohl angegeben finden mögen. Die phagedänische und brandige Entzündung des Nervengewebes beschliesst dieses Kapitel, dem im 10ten die pathologische Anatomie des entzündeten Muskelgewebes folgt. Die von Clarke aufgestellte Angabe, dass die Vielfächerigkeit des Gewebes des eiternden Fruchthälters von Eiterung der Venen herzuleiten sey, wird widerlegt, und dagegen angegeben, dass die stark mit Blut erfüllten Venen durch das entzündete Gewebe hindurchgingen und die mit Eiter erfüllten Zellen sich bestimmt in dem eigenthümlichen Gewebe des Organs selbst befänden. Wenden wir uns zu dem 11ten Kapitel, welches die pathologische Anatomie des entzündeten Drüsengewebes enthält. Wir finden hier die Drüsen in gefärbte und ungefärbte eingetheilt, zu den erstern die Leber und die Nieren, zu den andern die übrigen Drüsen, mit Ausschluss der Milz, Nebennieren, Thymus, Schilddrüse, gezählt. Rec. übergeht die Unhaltbarkeit jener Eintheilung, und bemerkt nur in Hinsicht der Ausschliessung genannter Drüsen, dass der Vf. nach Bichat verfuhr, und deshalb sie nicht zu den Drüsen zählt, weil ihnen Ausführungsgänge abgehen. Warum mag der Vf. die Eyerstöcke seiner Betrachtung so ganz entzogen haben? Uebrigens zählt Rec. dieses Kapitel zu den trefflichsten Darstellungen, und wird dasselbe von Jedem mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden.

Im 12ten Kapitel handelt der Vf. von der acuten, chronischen und brandigen Entzündung der zusammengesetzten Gewebe, nämlich der Lunge und der Milz. Indem er die acute Entzündung der Lunge im leichtern Grade beschreibt, unterscheidet er diesen Zustand sehr richtig von der Lungencongestion, Lungenschlag, und giebt (1232) die Verschiedenheit beider Zustände an. Hierauf wird die Meinung, dass Entzündung der Lungen, wenigstens ursprünglich, stets ihren Sitz in den Luftzellchen habe, dahin berichtigt, dass es nicht immer und nur bisweilen der Fall sey, und dann eine eigenthümliche Form der Entzündung aufrete. Die Verschiedenheiten beider Entzündungsarten werden sodann angegeben.

Den Beschluss des ersten Buchs macht die adhäsive Entzündung, deren anatomische Kennzeichen

Aaa

in

in den verschiedenen Geweben sehr genau angegeben werden. Der Vf. fand bey Durchschneidung der Nerven Verlängerung der getrennten Stücke, und diese von einem gelblich weissen, dem Nervengewebe nicht gleichenden Zellgewebe umgeben, welches sich in die Scheide fortsetzte. Diese Erscheinung, bemerkt er, habe zu dem Glauben geführt, daß sich wahres Nervengewebe erzeuge. Er verneint, daß das Gewebe der Nervennarbe für die Nerventhätigkeit ein Leiter sey, und hält eine Beobachtung von *Villermé*, welche dafür spricht, für ungültig, nur aber, weil der Versuch ihm mißlang. Dasselbe Loos trifft die Erfahrungen von *Cruikshank*, *Haighton*, *Meyer* und *Béclard*. Rec. bemerkt zunächst, daß dem Vf. die Beobachtungen von *Fontana*, *Michaelis*, *Monro* nicht bekannt zu seyn scheinen, welche gerade am wichtigsten dafür sprechen. Daß die Versuche dem Vf. nicht gelangen, widerlegt aber Thatsachen noch nicht, die Mehrere sahen. Zudem wirkte der Galvanismus nach des Vfs eigener Erfahrung durch die Narbe, des von ihm angestellten Versuchs mit einem Hautlappen nicht zu gedenken. Auch kann die Verschiedenheit der verbindenden Substanz nicht gegen ihre Qualität als Nervensubstanz beweisen. Des zweyten Buchs erste Abtheilung giebt eine Beschreibung der entzündlichen Veränderungen der Flüssigkeiten, während die zweyte Abtheilung die Darstellung der nach Entzündungen zurückbleibenden Veränderungen der Gewebe umfaßt. Zunächst stellt der Vf. die Ursachen der entstehenden Speckhaut auf, und giebt die Nebenumstände an, welche ihre Entstehung begünstigen oder hindern. Daraus folgert er, daß man, um den Zustand der Flüssigkeit würdigen zu können, ein tiefes Geschirr von geringem Umfang nehmen, die Temperatur nicht zu niedrig halten müsse, daß der Blutstrom nicht zu lange und die Oeffnung von $1\frac{1}{2}$ Linie seyn müsse, um in der Minute 2 Unzen zu entleeren. Das Blut der Venen beider Seiten fand er gleich, es mochte vom kranken Theile kommen, oder nicht. Das ganze zweyte Buch zeigt Genauigkeit der Versuche und gute Auffassung der für die Resultate zu entnehmenden Punkte. Den höchst interessanten Gegenstand, die idiopathischen und entzündlichen Erweichungen, finden wir in dem dritten Buche beschrieben. Rec. bemerkt, daß nach den trefflichen Beobachtungen von *Lallemand*, *Abercrombie*, *Baillie*, *Recamier*, *Hopfgärtner*, *Hesse* die Erweichung in allen Systemen vorkommt. Sie befällt mehr Kinder als Greise, und ist meist mit Dyscrasien in Verbindung. Nach *Hopfgärtner* beruht sie auf einer örtlichen Vernichtung der Vegetation, die ohne erhöhte Thätigkeit Statt findet. Der Vf. giebt die Erweichung der Knochen, der Schleim- und Zottenhäute, des Nervengewebes, der Muskeln. Rec. findet diesen Theil weniger befriedigend bearbeitet, manches Interessante, was aus den Beobachtungen und Untersuchungen der oben angeführten Schriftsteller hätte entnommen werden müssen, nicht benutzt, anderes von *Jäger*, *Hunter*, *Burns*,

Fleischmann u. s. f. bey der Erweichung der Schleim- und Zottenhäute ganz übersehen. Was die vergleichende Anatomie der tuberkulösen und der entzündeten Gewebe betrifft, so bietet sie etwas Neues in der That nicht dar, und ein Blick in die besten Handbücher der pathol. Anatomie bestätigt es. Dagegen ist die vergleichende Zusammenstellung der scirrösen und der krebshaften und der entzündeten Gewebe sehr genau und selbst von praktischem Werth. — Ein kurzer Anhang, eine Theorie der Entzündung und allgemeine Grundsätze ihrer Behandlung enthaltend, schließt das Werk. Aus den Erscheinungen bey erregter Entzündung, und zwar 1) aus der Reizung durch die Ursache oder krankmachenden Reizung, 2) aus der nachfolgenden übermäßigen Erregung der Gefäße, 3) aus der Blutanhäufung, 4) aus der secundären oder die Krankheit darstellenden Reizung, werden die Heilanzeigen entnommen.

So viel Einzelnes aus dem Ganzen herausheben zu müssen hielt Rec. für nöthig, theils um sein Urtheil, das er an die Spitze stellte, zu rechtfertigen, theils aber und besonders, um zu beweisen, daß der Uebers. für seine Arbeit gebührenden Dank verdiene. Wir wünschen, daß der Herausg. den dritten Theil, welcher, neben einem vollständigen Sachregister, Nachträge enthalten soll, bald folgen lassen möge, obwohl wir die Schwierigkeit der Aufgabe, zufolge der Fortschritte der pathologischen Anatomie in unserm Zeitalter, nicht verkennen.

GRIECHISCHE LITERATUR.

BERLIN, b. Reimer: *Platon's Werke* von *Friedr. Schleiermacher*. Dritten Theiles erster Band: *Der Staat*.

Auch unter dem Titel:

Platon's Staat von *Fr. S.* 1826. 626 S. 8. (2 Rthlr 12 gGr.)

Mit diesem Bande ein Werk seiner Beendigung nahe gerückt zu sehen, das seit mehr als 18 Jahren unterbrochen war, daß sich lebhaft freuen, wer der frühern Bände Einfluß auf gründliche lebendige Kenntniß der griechischen Philosophie, und selbst auf Kunst des Uebersetzers zu erassen weiß. Was *Voss's* Homer für Uebersetzung griechischer Dichter, das ist *Schleiermacher's* Plato für deutsche Bearbeitung philosophischer Klassiker der Griechen geworden, ein Muster und eine Grundlage für alle folgenden Versuche, griechische Philosophie so auf deutschen Boden zu verpflanzen, daß sie mit voller Eigenthümlichkeit und doch nicht Undeutsch reden. Vor *Schleiermacher* begnügte man sich, den Sinn wiederzugeben, so weit es geschehen kann, wenn man seine eignen Begriffsbestimmungen, seine Redeformen und Redewendungen, denen der Griechen unterschleibt; den Eindruck hervorzurufen, den

len das Original gewährt, daran dachte man nicht. Augenscheinlich ward auf *Schl's* Bestreben vorzugsweise gerichtet, und so ernstlich gerichtet, daß die Farbe der verdentschten Platonischen Dialogen auch auf die Einleitungen, vielleicht sogar auf die andern Schriften des Vfs übergegangen ist, ohne daß die Eigenthümlichkeit eben so wenig *Schl's*, als der deutschen Sprechweise dabey gefährdet wäre: denn zum Glück ist letztere noch nicht in das Joch starrer Formen geschlagen, hat vielmehr diejenige Beweglichkeit sich bewahrt, die nöthig ist, den verwickelten griechischen Periodenbau mit seinem Ebenmaße nachzubilden, und so sich selber weiter zu entwickeln. Allerdings finden sich bey *Schl.* ungewöhnliche Wortfügungen; aber finden sie sich in Luthers deutscher Bibel, dem Muster aller Uebersetzungen, etwa nicht? oder sind sie nicht vielmehr aus ihr in den deutschen Sprachschatz übergegangen, wie laut auch zu Anfang dagegen geeifert wurde? ja finden sie sich nicht bey den eigenthümlichsten und bedeutendsten deutschen Schriftstellern? Ob ohne Noth geneuert werde, und ob die Neuerung dem Princip und der Analogie deutscher Rede widerstreite, das ist die Frage. In beiderley Rücksicht lassen sich Wortfügungen rechtfertigen, wie folgende: „die Philosophen und die es nicht sind wollten uns erst, nachdem wir eine lange Rede durchgeführt, zum Vorschein kommen, wer sie beide sind.“ (S. 316. *οἱ δὲ οὐκ ἐκείνοι*). Hier, wie in vielen ähnlichen Beyspielen, kam es darauf an, die durch Relativa oder Participia vermittelten Erweiterungen und Appositionen wiederzugeben, ohne durch Auswüchse und schleppende Zuthaten den Periodenbau zu entstellen.

In der vor mehr als 12 Jahren angearbeiteten Uebersetzung der in gegenwärtigem Bande enthaltenen Bücher vom Staate (I. S. 589) scheint Rec. die Farbe und der Ton des Originals noch glücklicher wiedergegeben, als in der Uebersetzung früherer Dialogen; mag nun die Meisterschaft des Uebers. vortgeschritten und die ohne Zweifel vor der Herausgabe Statt gefundene Feile diesen Büchern erprießlich gewesen seyn, oder jenes ernstere Werk der Kunst und Art unserer Sprache überhaupt und *Schl's* insbesondere sich mehr eignen. Um die Fülle, Mannichfaltigkeit und den fast schwebenden Rhythmus des Phaedrus, Protagoras, Gastmahls u. e. a. I. D. zu erreichen, möchte es unserer Sprache auf ihrem jetzigen Standpunkte wohl noch an Mitteln fehlen, wenn gleich, wer in diesen Beziehungen mit der Vollendung attischer Prosa zu ringen Kraft und Muth in sich fühlte, durch gründliche Einsicht in's, was *Schl.* theils erreicht, theils vermieden hat, unglaublich gefördert werden müßte. Durch den leichten Ton geselliger Conversation läßt sich Plato's niste Grazie, das sorgfältige Ebenmaße seines Periodenbaues und die Präcision seines Ausdrucks nicht wiedergeben; so gemessen, wie Plato sie reden läßt, selbst seine Athenischen Mitbürger schwerlich redet; und doch kann die Anmuth attischer Un-

terhaltung ihres Gleichen bey uns unmöglich finden: uns ihr anzunähern vermögen wir nur, wenn wir zuvor gründliche Einsicht in die bewundernswürdige Kunst ihrer Gliederung erlangt haben; und wie sehr wird die gefördert durch sorgfältiges Studium der Schleiermacher'schen Uebersetzung, die gleich den alten guten Copieen der unerreichbaren Bilder des Bernardo da Vinci und Raphael, theils durch eine bis in die kleinsten Einzelheiten durchgeführte Richtigkeit der Zeichnung, theils durch geistreiche Auffassung des Grundcharakters, feinere Nuancen der Färbung und Schattirung ein für alle Mal zu begründen gewußt hat. In Uebersetzung der philosophischen Terminologie vermißt Rec. stetige Gleichförmigkeit und hält es für wünschenswerth, daß durch Wahl entsprechender Stammwörter und ihrer Derivationen die griechischen Grundbegriffe mit ihren Verzweigungen bestimmter durchscheinen möchten, verkennt aber freylich nicht, daß ein solcher Vorzug sich schwerlich ganz ohne Beeinträchtigung der Deutlichkeit erreichen lasse, die sich, wenn überhaupt, so gewiß nur durch sehr glückliche Wahl deutscher Wurzelwörter und durch ungemeine Sorgfalt in Bezug auf Wortstellung und Wendungen, in ihre unbestrittenen Rechte wieder einsetzen ließe.

Schl's philologisch-kritischer Sinn, dessen Aeußerungen für die ersten 5 Bände durch *Bekker's* Recension und Apparat hie und da glänzend bewährt wurden, ist auch für die Bücher vom Staate nicht weniger thätig und glücklich gewesen. Zwar liegt im Ganzen *Bekker's* vortrefflicher Text der Uebersetzung zu Grunde und wird nicht selten gegen *Asi's* Abweichungen in den Anmerkungen gerechtfertigt (z. B. zu S. 84, 11; 96, 20; 97, 25; 113, 5; 144, 7; 200, 25; 235, 7; 236, 7; 262, 2; 343, 10); aber zuweilen ist doch auch, aus *Bekker's* Handschriften, eine Lesart der von *Bekker* aufgenommenen vorgezogen (wie zu S. 97, 31; 200, 25; 232, 6; 263, 6; 313, 28; 319, 20; 325, 7; 341, 7; 344, 9; 362, 22; 389, 2; 405, 16; 410, 14; 415, 9; 431, 9; 499, 20); oder durch leichte Aenderung, wie zu S. 340, 7; 453, 28; 494, 8; 499, 5, der Text gebessert worden.

Von unschätzbarem Werthe ist auch in diesem Bande wiederum die Einleitung, ja vielleicht die vollendetste unter allen, durch welche *Schl.* Sinn und Zweck der einzelnen Platonischen Dialogen aufgeschlossen hat. Zwar ward in den letzten drey bis vier Jahrzehnden, seit *Morgenstern's* schätzbare Schrift erschien, eben über die Platonischen Bücher vom Staat Treffendes gesagt, die Abzweckung derselben richtiger erkannt, als zuvor, und der Grundriß genauer verzeichnet: dennoch sind sie weder für sich, noch in Beziehung zu den andern Platonischen Gesprächen, so aufgefaßt worden, daß nicht noch vieles, wenn nicht die Hauptsache, *Schl's* Einleitung vorbehalten geblieben wäre, die auf 70 Seiten die leitenden Gesichtspunkte mehr oder weniger ausführlich verfolgt, und überall theils neue Aussichten zu eröffnen, theils bereits eröffnete auf frucht-

fruchtbare Weise zu erweitern oder richtiger zu begrenzen weiß. Der Vf. verschmäht es nicht, auch seinerseits wiederum einen Aufriss des Ganzen den Lesern vorzuführen, indem er 6 Abtheilungen unterscheidet: die einleitenden Verhandlungen über die Gerechtigkeit, im *ersten* Buche; die Gründung des Staats, um in ihm die Gerechtigkeit aufzusuchen, so wie Entwurf zur Bildung für denselben, im *zweiten*, *dritten* und *Anfange des vierten* Buches (bis S. 427 *Steph.*); die Ableitung der Begriffe der Gerechtigkeit und der übrigen drey Tugenden, in Bezug auf den Staat wie auf die einzelne Seele, nebst Zurückführung der drey Hauptbestandtheile des Staates auf die drey Functionen letzterer, im übrigen Theile des *vierten* Buches; den episodischen Abschnitt über die Geschlechtsverbindungen und die eigenthümliche Bildung der zur Regierung und Vertheidigung Bestimmten, im *fünften*, *sechsten* und *siebenten* Buche; die Beantwortung der ursprünglichen Frage, welches Leben das wünschenswertheste sey, durch Veranschaulichung der Vollkommenheit des Staats- und Einzel Lebens, und durch Erörterungen über die Abweichungen von diesem Normalzustande, d. h. über die unvollkommenen Gemüthsstände und Staatsformen, und das Uebergehen derselben in einander, im *achten* und *neunten* Buche; endlich, im letzten Buche, den Schlufsabschnitt über die mimische Dichtkunst und über die Belohnungen der Tugend jenseits unsrer irdischen Existenz. So einfach auch diese Sonderung ist und sich selber rechtfertigend, so hatte sie doch bisher wahrscheinlich hinter der unpassenden Eintheilung in Bücher, die *Schl.* gewiß mit vollem Rechte zwar als sehr alt, aber nicht als Platonisch gelten läßt, sich verborgen gehalten: indem *Schl.* sie ans Licht zieht und die Zusammengehörigkeit und Abfolge der einzelnen Abtheilungen genau erörtert, ist er im Stande, ungleich genügender als es früher geschehen war, zu zeigen, wie einerseits die ursprünglich aufgestellte Frage von der Förderlichkeit eines gerechten sittlichen Lebens in der That das Ganze beherrsche und das Ideal des Staates als Geist für die Tugendlehre erscheine, andererseits im Timäus als Hauptsache die Construction des Staats betrachtet und in Uebereinstimmung damit sehr ausführlich auch dasjenige im Staate behandelt werde, was keine unmittelbare Anwendung auf die Gerechtigkeit leidet. Mag man nämlich das Werk entweder nur als Darstellung der normalen Staatsverfassung, oder lediglich als Apologie der Gerechtigkeit und Tugend betrachten, so muß Unverhältnißmäßigkeit der verschiedenen Bestandtheile und Ueberfüllung mit ungehörigem Nebenwerk unerklärlich bleiben; wogegen die Annahme: „der platonische Sokrates sey hier ein dop-

pelgesichtiger Janus; in dem Werk selbst rede der rückwärts gekehrte Gesicht, im Timäus lasse sich das vorwärtsgekehrte vernehmen“, auf sehr befriedigende Weise erklärt, wie in dem Werke so viel früher gestellte Aufgaben erneuert, oder vorher verzeigte Untersuchungen verknüpft werden, und zugleich im Timäus als erstes Glied einer neuen Reihe von Darstellungen erscheint; wie daher die ethischen und dialektischen Vorarbeiten, in ihnen wieder aufgenommen, ja fast alle in früheren Werken angelegten Fäden durch einen gemeinsamen Abschluß befestigt werden, während zugleich sehr bestimmte Anknüpfungspunkte sich zeigen theils für des Timäus Vortrag über die Entstehung und Ausbildung der Welt bis zu den Anfängen des menschlichen Geschlechts herab, theils für des Kritias Erzählung vom uralten Athen und was Heraklitos noch vorzutragen beabsichtigt haben mag, um des Staat in lebendiger Bewegung zu zeigen. Das hier kurz zusammengefaßte Resultat der Schleiermacherschen Abhandlung über die Gliederung der Bücher vom Staat, ihre Abzweckung und ihr Verhältniß zu den übrigen Dialogen des Plato, wird theils durch Erörterungen über die einzelnen Abschnitte und Vergleichung ihres Inhalts mit den frühern vorbereitenden Untersuchungen über dieselben Gegenstände, theils durch Erklärung und Rechtfertigung der Anordnung und Gliederung selber in das nöthige Licht gesetzt. Wenn aber *Schl.* auf diese Weise der Frage, mit deren Erörterung *Morgenstern* u. A. beschäftigt waren, von vorn herein begegnet, der Frage, ob den Untersuchungen über das Sittliche, oder denen über den vollkommensten Staat der erste Platz anzuweisen; so kommt er zugleich und eben so bestimmt der Annahme zuvor, Ethik und Politik seyen dem Plato absolut identisch gewesen. Jener Frage nämlich wird begegnet durch die Beweisführung, daß durch die Erörterungen über das Gerechte oder Sittliche, als solches, eine lange Reihe früherer Untersuchungen zu ihrem Ziele geführt und abgeschlossen, durch die Grundzüge des vollkommenen Staates eine Reihe neuer Untersuchungen eingeleitet werde: so daß jenen in Beziehung auf die frühern, diesen in Beziehung auf die spätern Dialogen die erste Stelle gebührt, beide aber als untrennbar verbunden betrachtet werden müssen, da Plato, wie schon im Staatsmann u. a. Dialogen angedeutet, im Staate ausdrücklich ausgesprochen wird, das Sittliche oder Gerechte nur im Staate vollkommen schauen, d. h. nur dann seinen wesentlichen Bestimmungen nach vollständig auffassen zu können überzeugt war, wenn er es wie im Einzelnen so auch im Staatsleben aufgefunden haben würde.

(Der Beschlufs folgt.)

April 1880.

GRIECHISCHE LITERATUR.

BERLIN, b. Reimer: *Platon's Werke* von Friedr. Schleiermacher. Dritten Theiles erster Band: *Der Staat*.

Auch unter dem Titel:

Platon's Staat von Fr. S. u. s. w.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Darin besteht die nothwendige Zusammengehörigkeit der Sittenlehre und Staatslehre daß Plato, laß, so wie jene ohne diese beschränkt auf das Einzelne und darum einseitig, so diese ohne jene grund- und bodenlos geblieben seyn müßte. Aber nothwendige Zusammengehörigkeit ist nicht vollkommene Identität; und durch letztere allen Unterschied zwischen Staats- und Sittenlehre aufzuheben, ist eben so wenig dem Plato wie irgend einem andern Philosophen des Alterthums in den Sinn gekommen, konnte ihnen auch nicht in den Sinn kommen, so lange es ihnen daran lag, deutliche und unwendbare Begriffe, nicht leere, nichtssagende Formeln aufzustellen. Daß Plato in frühern Dialogen Ethik und Politik nur als zusammengehörig, nicht als vollkommen identisch setzt, zeigt aufs augenscheinlichste die Art, wie er im Protagoras, Gorgias, Meno, Philebus u. A. die Begriffe des Sittlichen für sich zu finden bestrebt ist, indem er bloß ihre Anwendung auf das Staatsleben berücksichtigt. Daß er aber eben so wenig in den Büchern vom Staat von einer solchen Identität wisse, dafür bürgt theils was Plato, den Uebergang von der Untersuchung über das Gerechte zu dem über den Staat bevorzugend, sagt: es sey in ihm als in dem Größern die Gerechtigkeit leichter zu erkennen (II. p. 368 vgl. IV. p. 434); theils daß er auf den Staat bezüglich Gegenstände physisch behandelt hat, die ethischer Behandlung fähig und bedürftig waren, namentlich die von ihm vorausgesetzte Gleichheit der Geschlechter (vgl. *Schl.* S. 83 f.), und die Frage über das richtige Verfahren bey der Erzeugung; theils das wechselnde Uebergewicht des politischen und ethischen Gesichtspunkts; vorzüglich letzteres im Einzelnen mehrfach nachgewiesen zu haben, werden Schleiermacher'n alle Dank wissen, welche lieber die große Lichtmasse des Platonischen Werkes mitsamt ihren einzelnen Nebelflecken klar und

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1880.

bestimmt erkennen, als ein vorgeblich schlechthin flackerndes Licht in Dunst und Nebel sich auflösen lassen mögen. Damit jeder sein Gewerbe seiner Natur gemäß und zu rechter Zeit verrichte (s. II. p. 370 vgl. p. 374), werden die verschiedenen Gewerbe und Gewerke im Platonischen Staat gesondert und zur Vertheidigung Krieger ihnen zugesellt (p. 374); diese aber als eigener Stand hingestellt und zugleich von dem Nährstande gänzlich gesondert, da doch, was von der Verschiedenheit ihrer Beschäftigung und der dafür nöthigen Uebung gesagt wird, höchstens berechtigen konnte, sie mit den Ackerbauern, Handwerkern und Krämern in eine Reihe zu stellen. Schwerlich läßt sich behaupten, daß Plato, abgesehen von der Absicht den Wehrstand als Repräsentanten des Eiferartigen darzustellen, im Gegensatz gegen Grundsätze und Bedürfnisse der hellenischen Staaten, stehende Heere angepriesen haben würde, da, was sie jetzt rechtfertigt, Umfang der Staaten und ihr Verhältniß gegen einander, zu seiner Zeit gänzlich fehlte; und selbst in unserer Zeit eine Sonderung, wie der Platonische Staat sie festsetzt, nirgend Statt findet, auch nicht in den russischen Militärkolonien. Gewiß aber würde er den Wehrstand nicht dem ganzen Nährstande gegenüber gestellt haben, hätte er nicht von vorn herein im Sinne gehabt, für die drey Functionen der Seele drey entsprechende Stände im Staate nachzuweisen. In der That deutet er auch die Zurückführung der drey Stände auf die entsprechenden Functionen der Seele sehr bestimmt an, bevor er noch die Dreyheit dieser aufgezeigt hatte (s. II. p. 375). — Oder hat Plato etwa alles, was als Thätigkeit des Staats erscheint, zugleich als fortwährende Function eines in den Organismus des Ganzen eingreifenden Gliedes darstellen wollen? Von solcher Absicht findet sich, zum Glück für den Platonischen Staat, keine Spur in ihm; weder für die einzelnen Thätigkeiten der Richter und anderer Aemter, die Plato keinesweges verwirft, wenn gleich er den Gesetzen die nähern Bestimmungen darüber überläßt (IV. p. 425), noch für die Geschäfte der einzelnen Gewerke werden fortwährende Functionen vorausgesetzt. — So wie sich aber jene vorgeblich absolute Identität von Ethik und Politik dadurch widerlegt, daß Plato hier und einige Mal sonst (vgl. *Schl.* S. 16 ff. S. 48) von der Seele auf den Staat überträgt, was nur aus dem Begriff jener fließt, so auch dadurch, daß umgekehrt hin und wieder, auf das sittliche Einzelne übertragen

Bbb

tragen wird, was nur dem Staatsleben eigen ist. Die Vierheit der Tugenden ist Plato bemüht zugleich auf seine psychische Dreytheilung und auf die Dreyheit der Stände zurückzuführen. Weisheit ist ihm die Tugend des Denkenden oder Vernünftigen und der Herrscher; Tapferkeit die Tugend des Kriegerischen und der Wächter; Besonnenheit oder Mäßigung die freye Zusammenstimmung der niedern Vermögen und Stände mit den höhern; Gerechtigkeit die in der That alle andern in sich schließende Tugend. Theils die Besonnenheit oder Mäßigung mit der Gerechtigkeit zu parallelisiren, und die eine für die innere Harmonie der drey Stände und der ihnen entsprechenden drey Functionen der Seele, die andere für die in That übergehende Zusammenstimmung zu nehmen, theils aber und vorzüglich die Gerechtigkeit, nicht die Weisheit, als Inbegriff der Tugenden aufzustellen, dazu ward Plato mehr durch Rücksichten auf den Staat, als auf die einzelne Seele veranlaßt: denn in Bezug auf letztere konnte er unbedenklich die Weisheit mit Sokrates als einzige Tugend oder als Grund aller besondern Tugendrichtungen setzen, in Bezug auf den Staat nicht ohne die beiden untern Stände aller Tugend und Glückseligkeit zu berauben, und die Aristokratie bis ins Unerträgliche zu spannen. Gemildert wird diese auch durch die der Gerechtigkeit als innere Harmonie gegenübergestellte Mäßigung oder Besonnenheit; sie als Tugend des Begehrlichen für sich zu setzen, ließe die Natur desselben eben so wenig in Bezug auf die einzelnen Seelen als auf den Staat zu; wohl aber durfte anerkannt werden, daß das Begehrliche unter Obhut der Vernunft, freyer Fügbarkeit in die Bestimmungen der letztern und in so fern der Tugend fähig, daher auch im Staate als selbstständiger Stand zu betrachten sey. Daß nämlich Mäßigung eben so wenig wie Gerechtigkeit einem einzelnen Theile der Seele und Stände, dem begehrenden und nährenden, zuzueignen, sondern als Einklang aller zu betrachten sey, ist sehr bestimmt ausgesprochen, da sie den Herrschenden sowohl wie den Beherrschten beygelegt wird, und die Stadt, ganz durch sie verbreitet, zur Besonnenheit führen, gleichwie im Einzelnen das Herrschende mit dem Beherrschten einmüthig machen und in der Zusammenstimmung aller drey Functionen bestehen soll (s. besonders IV. p. 431. 442). Ob inzwischen *σωφροσύνη* durch Besonnenheit, Mäßigung oder Mäßigkeit, oder durch Selbstbeherrschung zu übersetzen? durch keinen aller vier Ausdrücke wird der Sinn des griechischen Wortes erschöpfend ausgedrückt, und dieses bey den Griechen selber auf sehr verschiedene Weise gefaßt, bey Plato anders als bey Aristoteles, und bey beiden anders als bey den Stoikern. Den Zwecken der Deutlichkeit ist es daher vollkommen angemessen, wenn Schl. an Stellen, wo die Zweyseitigkeit des Begriffs vorzüglich hervorspringt, Besonnenheit und Mäßigung zur Uebertragung von *σωφροσύνη* verknüpft. In anderer Rücksicht könnte man es vielleicht für

geeignet halten, den einmal gewählten Ausdruck auch da festzuhalten, wo der von dem Griechischen abweichende Gebrauch sehr fühlbar hervortritt; geeignet, um Umfang und Eigenthümlichkeit des letztern um so bestimmter zu erkennen zu geben. Daß im übrigen die Sonderung der Besonnenheit und Gerechtigkeit einer der schwächsten Theile der Darstellung, und selbst von Plato das Gesetz der Einfachheit bey wissenschaftlicher Construction nicht ungestraft verletzt worden, glaubt Rec., ohne dem erhabenen Geiste Plato's zu nahe zu treten, mit Schl. behaupten zu dürfen. Hätte Plato sich nicht vorgesetzt, bey Betrachtung der Tugend den Staat als das Größere zu Grunde zu legen, und jene nicht bloß ihren Wirkungen, sondern zugleich ihren Grundbestimmungen und ihrem Eintheilungsgrunde nach in diesen wiederzufinden, so würde er wahrscheinlich durchgreifendere Erklärungen für die Tugenden der Mäßigung und Gerechtigkeit gesucht, und wenn gesucht, auch gefunden haben; gewiß aber hätte er Verhältnisse der Einzel- und Familienlebens dem Staate nicht zu Opfer gebracht, mit denen dieser zugleich seine natürliche Basis verliert. Wollte Plato seine drey Stände mit den drey Functionen parallelisiren, so mußte er freylich dem Denkenden und Vernünftigen die Sorge für Fortpflanzung und richtige Sondernung der Stände übertragen, und Dank sey es seinem gesunden Sinn, daß er nur parallelisiren, nicht identificiren wollte, und eben darum dennoch eine gewisse Selbstständigkeit den untern Ständen zugestand. Aber würde er, wenn nicht bestrebt zu parallelisiren, ohne die Grenzen, Methode und Anwendbarkeit dieses Verfahrens im voraus genau geprüft und bestimmt zu haben, zu der Forderung einer Gütergemeinschaft gekommen seyn, die selbst Gemeinschaft der Frauen und Kinder einschließen sollte? Denn wenn man uns anmuthet, in den Geist des Alterthums uns zu versetzen, um auch in so weit getriebener Gemeinschaft eine schöne Zierde und ein nothwendiges Glied des Ganzen zu erkennen, so bedenkt man nicht, daß dem Alterthum, dem gleichzeitigen und nachzeitigen, jene Vernichtung individueller Freyheit nicht weniger anstößig war, als sie es uns ist. Oder waren Aristophanes, Aristoteles u. A. vielleicht zu wenig vom Geiste des Alterthums durchdrungen, um einzusehen, daß Plato, in der Absicht, dem durch überhandnehmende Willkür der Subjectivität einbrechenden Verderben zu steuern, sein Heilmittel aus dem Begriff der griechischen Weltanschauung selber geschöpft habe? Wo Zwiespalt unter solchen Heroen des Alterthums sich findet, kann unmöglich Verweisung auf Geist und Begriff der antiken Welt genügen; vielmehr ist der Grund des Widerstreits auszumitteln und zu untersuchen, wie die Männer bey gleichem Zweck (denn jenem Verderben zu steuern lag ohne Widerrede allen Dreyen am Herzen) zu so entgegengesetzten Annahmen über die zu ergreifenden Mittel gelangen mochten. Diese Untersuchung wird im

liegenden Falle um so unerläßlicher erscheinen, bestimmter man sich überzeugt, daß eine solche Errichtung alles Eigenlebens und Hemmung seiner Fortschritte (vgl. *Schl.* S. 43) mit dem Princip der stoischen Lehre von der Liebe nicht wohl vereinbar ist: schwerlich wird man bey gründlicher und unbefangener Prüfung zu andern Resultaten als an Schleiermacher'schen gelangen. Die Politik als Wissenschaft der Gerechtigkeit darzustellen, war allerdings Plato's Absicht, und gewiß eine seiner irdige Absicht; der Versuch, aus den Bestimmungen und der Eintheilung der Tugenden zu Grunde gelegten Sonderung der Functionen der Seele die Theile und Bedingungen des Staatslebens vollständig und unmittelbar abzuleiten, eine sehr egreifliche, aber nichts desto weniger verfehlte Folge jener Absicht, verfehlt, weil sie veranlaßte, einerseits die Forderungen der Sittlichkeit nicht überall rein und bestimmt genug zu entwickeln, andererseits Theile und Verhältnisse des Staats auf Elemente des sittlichen Einzellebens unmittelbar zurückzuführen, die auf Beziehungen der Gemeinschaft beruhen, welche im Einzelleben noch nicht treten können.

Die der Uebersetzung hinzugefügten Anmerkungen sind theils, wie schon erinnert, kritisch, theils der Erklärung einzelner Stellen, theils der Nachweisung der Beziehungen gewidmet, durch welche der Staat sich den andern Dialogen anschließt, die größtentheils durch die Art, wie der Inhalt derselben im Staate vorausgesetzt wird, sehr bestimmt als ihm vorbereitend und einleitend ergeben. Die Anmerkungen der letzten Art sind, zusammengenommen mit den demselben Zweck angehörigen Erörterungen in der Einleitung, vorzüglich geeignet, *Schl.*'s Anordnung der Platonischen Dialogen in ihren wesentlichen Punkten gegen Anfechtungen zu vertheidigen, ohne daß diese besonderer ins Einzelne gehender Widerlegung bedürft hätten. Erheblichere Zweifel bleiben Rec., abgesehen von einigen Dialogen und von einzelnen Gesichtspunkten in Bezug auf ein Paar größere, nur über Stellung und Bedeutung des Parmenides, der aber zu den Büchern vom Staat in entfernterer Beziehung steht. — Unter den erklärenden Anmerkungen ist die über die bekannte räthselhafte im achten Buche die bey weitem ausführlichste, in ihr Gewisses und Wahrscheinliches von dem Ungewissen sorgfältig gesondert und mit Berücksichtigung der schätzbaren Schriften *Schneider's* und *Fries's* gezeigt, in wie weit völlig genügende Erklärung noch immer nicht gelungen ist. Im übrigen beschränkt sich *Schl.* hier, wie in den frühern Bänden, seinem Zwecke gemäß, auf kurze Erklärungen des Schwierigen, ohne die erklärten Lehrstücke als solche zu beurtheilen oder mit abweichenden Annahmen Anderer, wie des Aristoteles, zu vergleichen. Auch Rückblicke auf Neueres finden sich selten und beschränken sich auf einzelne ungesuchte Bemerkungen, in denen die Eigenthümlichkeiten

und Anforderungen der alten und der neuen Zeit, ohne Beeinträchtigung der einen und andern, kurz aber entschieden angedeutet werden. So ist es eine durch Platonische Lehren unmittelbar veranlaßte, gewiß triftige Bemerkung, daß in der Entwicklung des eiferartigen Elements wir dem Alten weit voraus sind und es ihm mit Zuversicht anheimstellen dürfen, zu entscheiden, wo selbststüchtige oder schmeichlerische Sophisterei die Person des Philosophen spiele: denn indem unsre Fürsten sich an die Spitze des ihm entsprechenden Wehrstandes gestellt, haben sie diesen nicht bloß auf eine höhere äußere Stufe erhoben, sondern ihm zugleich einen wirksamen Impuls gegeben in und aus sich, wie Plato es beabsichtigt, das Höhere, Vernunftartige der Herrscher zu entwickeln. Wer in solchen Aeusserungen Anpreisung der in unsern Zeiten Statt gefundenen Militairrevolutionen und demagogische Tendenz findet, mag sehen, wie er so augenscheinlich aus der Luft gegriffene Verdächtigung vor seinem Gewissen rechtfertigen will.

Von *Schl.*'s Hand nun auch noch Uebersetzung und einleitende Erklärung der übrigen Werke Plato's, vorzüglich des Timäus und der Gesetze, zu erhalten, muß man um so lebhafter wünschen, je mehr durch die vorliegende Bearbeitung des Staates die Ueberzeugung befestigt wird, daß durch Anordnung der Platonischen Dialogen und die Nachweisung ihres innern Zusammenhangs *Schl.* mehr für wahres Verständniß des großen athenischen Weisen geleistet, wie irgend ein anderer Erklärer, und daß *J. Bekker* ihn mit Recht *Platonis restitutorum* nennt. Auf das schönste aber würde er sein Werk durch eine kritische Darstellung der Speculation des Plato krönen, zu welcher eine Anmerkung S. 591 Hoffnung macht.

SCHÖNE LITERATUR.

HALBERSTADT, b. Brüggemann: *Magnus Gottfried Lichtwer's Schriften*. Herausgegeben von seinem Enkel *Ernst Ludwig Magnus von Pott*. Mit einer Vorrede und Biographie Lichtwer's von *Friedrich Cramer*. 1827. XLVIII u. 280 S. 16. (16 gGr.)

Die Werke *Lichtwer's* erscheinen hier, 45 Jahre nach seinem im J. 1783 erfolgten Tode, zum ersten Mal zusammengedruckt in einer zierlichen, sehr empfehlungswerthen Ausgabe, die nichts vermissen läßt; denn außer dem Leben des Dichters ist auch sein mit Fleiß gestochenes Bildniß mit einer Nachbildung seiner Handschrift beygelegt. Man findet hier 105 Fabeln, ein Lehrgedicht und einen Anhang von zehn vermischten kurzen Gedichten. Hierin besteht der ganze poetische Nachlaß *Lichtwer's*, in dessen Leben das dichterische Schaffen und Wirken nur eine vorübergehende Episode bildete, so daß der Dichter zuletzt völlig im Geschäftsmann unterging. Er gehört mit *Ramler*, *Leisewitz* und andern Zeitgenossen zu den Schriftstellern, die sich durch Wer-

Werke von geringem Umfang einen Namen erworben haben, und erinnert uns an die glückliche alte Zeit, in der ein solcher Erfolg leichter, als in unsern Tagen zu erringen war.

Unter den Werken *Lichtwer's* heben sich die Fabeln dergestalt hervor, daß alles Uebrige fast nur als Zugabe erscheint. Sie allein haben mehrere Ausgaben (vier rechtmäßige) erlebt, während das Lehrgedicht, obwohl es eine französische Uebersetzung erhielt, nur einmal in Deutschland gedruckt wurde. Was diese Fabeln vor andern auszeichnet, ist zuerst die genaue Beobachtung und innige Befreundung mit der Natur überhaupt und der lebenden Thierwelt insbesondere. Der Dichter ist in die Eigenthümlichkeit derselben tiefer als andere Fabelsänger eingedrungen; seine Gebilde haben, auch abgesehen von der Moral, die sie zu Fabeln macht, als kleine Naturgemälde ihren Werth und gefallen deshalb vorzugsweise Kindern und einfachen der Natur nahe befreundeten Gemüthern. Dann ist auch Darstellung und Sprache in vielen Fabeln höchst ausgezeichnet und selbst vollendet zu nennen; der lebendige, könnige Vortrag wird durch manche originelle Wendung, manchen naiven, ganz für die Fabel geeigneten Ausdruck gehoben, worauf schon *Ramler* in seinem *Batteux* besonders aufmerksam machte. In diesem Vorzuge aber bleibt der Dichter sich nicht gleich; er ist nicht so sehr Herr über die Sprache, daß er nicht hin und wieder durch das Mathe und Verfehlte des Ausdrucks an die *Gottsched'sche* Periode erinnern sollte. Vieles Mangelhafte in den ersten Ausgaben verbesserte er in den spätern und merzte insbesondere manche zu gedehnte und niedrige Stelle aus, doch bleibt mitunter in seinen Fabeln die Erfindung schwach und die Moral zeigt oft nicht von besonderm Geist. An vielseitiger Bildung steht *Lichtwer* gegen *Gellert* zurück, den er dagegen oft durch Lebendigkeit und Treue der Naturschilderung übertrifft. Die Fabeln sind übrigens nach der vierten und letzten rechtmäßigen Ausgabe abgedruckt. Was sich in dieser Ausgabe nicht findet und von *Lichtwer* selbst verworfen war (etwa funfzehn Fabeln der beiden ersten Ausgaben), ist mit Recht weggeblieben.

Lichtwer's Lehrgedicht, das Recht der Vernunft, in fünf Büchern, ist eine Art Encyclopädie der praktischen Philosophie in Alexandrinern. Es erfuhr gleich bey seinem ersten Erscheinen eine kalte Aufnahme, welche ohne Zweifel viel dazu beytrug, den Verfasser der Poesie zu entfremden. Der Dichter wurde allerdings des zum Theil widerstrebenden Stoffes nicht Meister; allein man muß ihm doch das Zeugniß geben, daß er mit Anstren-

gung und oft nicht unglücklich mit demselben umgegangen hat.

Die vermischten Gedichte waren größtentheils schon der zweyten Ausgabe der Fabeln angehängt, blieben aber bey den folgenden Ausgaben wieder weg. In den Literaturbriefen Th. 14. S. 315 werden diese Gedichte geradezu *clend* genannt, ohne Zweifel weil sie stark an das *Gottsched'sche* Zeitalter erinnerten, ja der Rec. geht in seinem *Grimm* so weit, zu behaupten, die zweyte Ausgabe der Fabeln sey durch diese Gedichte *gebrandmarkt* worden (!). In der That aber sind diese Gedichte nicht schlecht, nur verrathen sie weit öfter als die Fabeln eine Unbehülflichkeit des Dichters im Ausdruck und im Gebrauch der Sylbenmaasse. Die vorgesetzte Biographie *Lichtwer's* von Hn. Dr. *Friedrich Cramer* ist eine dankenswerthe Zugabe. Einen besonders reichhaltigen Stoff bietet das Leben *Lichtwer's* dem Biographen nicht; er lebte als Geschäftsmann einfach, ruhig und zurückgezogen war, einen vorübergehenden Briefwechsel mit *Gottsched* abgerechnet, fast ohne alle literarische Verbindungen, griff in das literarische Treiben seiner Zeit nicht ein, und zeigte sich, bey vieler wissenschaftlichen Bildung, doch nicht in höherm Grade original oder genial. Mit dem gleichzeitig zu Halberstadt wirkenden, ihm an Charakter sehr ungleichen *Gleim* stand er in keiner Verbindung, und blieb daher auch von *Klopstock* und andern berühmten Männern, welche *Gleim* zu Halberstadt besuchten, ohne Zweifel gänzlich fern. Ein Jahr nach seinem Tode liefs sein vieljähriger Nachbar und Freund, der im J. 1800 als Kammerdirector verstorbene *F. W. Eichholz*, eine Biographie *Lichtwer's* drucken, die sich außer Halberstadt fast gar nicht verbreitet zu haben scheint; wenigstens finden wir nicht, daß einer der bisherigen Beurtheiler von *Lichtwer's* Schriften sie gekannt hat. Hr. Dr. *Cramer* hat diese höchst wohlgemeinte, aber doch manches Wesentliche übergehende Biographie zum Grunde gelegt und sie aus mündlichen und schriftlichen Quellen dergestalt erweitert, daß auch in dieser Hinsicht für das Andenken *Lichtwer's* Alles geschehen ist. Nur wer sich für *Lichtwer* in dem Grade interessirt, um auch den kleinsten ihn betreffenden Nebenumstand gern wissen zu wollen, wird künftig in der *Eichholz'schen* Schrift noch einige Ausbeute finden. Uebrigens sind in Hn. Dr. *Cramer's* Arbeit einige Versehen zu verbessern; so muß z. B. gleich in dem ersten Satze, statt 1536 und *drey*hundert Jahre, 1636 und *zwey*hundert Jahre gelesen werden.

R — — c.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1830.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Psychologische Skizzen*, herausgegeben von Dr. Friedrich Eduard Beneke. Erster Band. 1825. XII und 492 S. Zweyter Band. 1827. XXXVIII und 698 S. 8. (4 Rthlr. 16 gGr.)

Die vorliegenden, eben so anziehenden als eigenümlichen psychologischen Untersuchungen eines höchst achtungswerthen, scharfsinnigen und selbständigen Denkers verdienen die Aufmerksamkeit und Theilnahme aller Freunde der Philosophie. Zu einer Zeit, da unter uns theils durch die Verirrungen der alten Scholastik, wieder erstanden in der ernüchternden Dialektik einer neuen Schule, theils durch eine frömmelnde Mystik, so viele Köpfe verkehrt werden, da eine seltsame Abneigung gegen das Verständige, Einfache, Klare und Natürliche, und der Vorliebe für das Verschrobene, Hochtrabende, Dunkle und Ueberspannte in Gedanken und Ausdruck immer mehr auf dem Felde der philosophischen Wahrheitsforschung in unserm Vaterlande um sich zu greifen zu sehen, ist es doppelt erfreulich, Leistungen auf diesem Felde zu begegnen, welche den *gesunden Verstand* mit dem Streben nach gediegener Wissenschaftlichkeit vereinigen und statt des Bombastes erworrener, hinaufgeschraubter, anmaßender und inhaltsleerer Redeformeln scharf und originell gemacht, falsche und lehrreiche Begriffe uns darstellen.

Der Vf. beabsichtigt, eine neue Bahn zu einer umfassenden und in allen ihren Theilen sicher begründeten *Naturlehre der menschlichen Seele* durch seine Forschungen zu brechen, einer, wie er sagt, *über Alles herrlichen und reichen Wissenschaft*, in deren Bezirke nach der Ansicht des Vfs die sämtlichen Zweige der wirklich erreichbaren philosophischen Erkenntniß enthalten zu seyn scheinen. Mit einer edlen Begeisterung für die Idee dieser Wissenschaft, auf deren Verwirklichung seit einer Reihe von Jahren seine schätzbaren und rastlosen Bemühungen gerichtet sind, verbindet er eine sehr frühe Anerkennung des Verhältnisses seiner Arbeiten zu dem großen Ziele, das ihm vor Augen schwebt. Offen spricht er es aus (2ter Bd. S. 574), als er weit entfernt sey von der Einbildung, die an ihm behandelten schwierigen Aufgaben in irgend einer Hinsicht erschöpft zu haben. Er wisse nur

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

zu wohl, wie manche der von ihm aufgestellten Gesetze noch genauer Bestimmungen bedürfen, und bescheide sich gern, daß dieser oder jener Satz auch einer durchgreifenden Berichtigung bedürfen möge. Auf die Lösung einiger Aufgaben, die er für höchst wichtig anerkenne, habe er für jetzt ganz verzichten müssen, und noch größer gewiß sey die Anzahl derjenigen, welche er, der Unvollkommenheit seiner Einsichten wegen, jetzt noch nicht einmal als wichtig zu erkennen im Stande sey. Eine vollständige und in allen Punkten sichere Grundlage könne für die Wissenschaft von der menschlichen Seele erst dann gewonnen werden; wann, wie in den übrigen Naturwissenschaften, mit unermüdlichem Eifer Hunderte zugleich arbeiten und ihre unabhängig von einander angestellten Beobachtungen und Versuche durch vielfache Wiederholungen prüfen und bewähren, austauschen und ergänzen; die Kraft des Einzelnen sey einem Riesenwerke, wie dieses, auf keine Art gewachsen.

In der Absicht und in der Methode seiner Untersuchungen, welche auf die Erklärung der allgemeinen Thatsachen des menschlichen Bewußtseyns und aller wichtigern Erscheinungen im menschlichen Geistesleben aus den einfachsten Grundthätigkeiten unserer Seele und aus den Weisen und Gesetzen des Zusammenwirkens derselben gerichtet sind, und in der Grundansicht, von welcher alle seine Deductionen und Erklärungen ausgehen, stimmt der Vf. am meisten mit *Condillac* überein. Wie überhaupt in der Geschichte der neuern Philosophie immer die früher schon zum Vorschein gekommenen Versuche mit neuen Modificationen und zum Theil mit einer vollkommnern Ausführung wiederkehren, so ist es auch die *Condillac'sche Nachweisung des Ursprunges aller übrigen Geistesthätigkeiten aus den verschiedenen Umbildungen der Sinnesempfindungen*, welche der Vf. von neuem unternommen, jedoch auf eine bedeutendere Weise, als sein Vorgänger, und durchaus unabhängig von ihm, durchgeführt hat.

Der erste Band dieser Skizzen, mit dem besondern Titel: „*Skizzen zur Naturlehre der Gefühle u. s. w.*“, enthält, mit größerer Ausführlichkeit und eingehend in die Erklärung der einzelnen Gattungen der Gefühle, (welcher als Anhang eine Abhandlung „*über die Bewußtwerdung der im Unbewußtseyn angelegten Seelenthätigkeiten*“ hinzugefügt

fügt ist,) nur einen Theil der Erörterungen über die Functionen des menschlichen Geistes, die der zweyte, zwey Jahre später erschienene Band mit dem besondern Titel: „*über die Vermögen der menschlichen Seele und deren allmähliche Ausbildung*“, im Zusammenhange einer allgemeinen Theorie der Natur und Organisation unsrer Seele umfaßt. Rec. zieht es daher vor, was er über die Gefühlslehre des Vfs und über dessen Ansicht von der Weise, wie die Gegenstände der innern Erfahrung in das Bewußtseyn aufgenommen werden, zu berichten hat, nach Anleitung des zweyten Bandes, jenem von dem Vf. vorgezeichneten theoretischen Zusammenhange gemäß, mitzutheilen.

Was im Allgemeinen das Verfahren des Vfs bey der Entwicklung seiner Theorie betrifft, so hat Rec. gegen dasselbe den Einwand zu machen, daß der analytische Theil der Untersuchung in jeder Hinsicht zu sehr gegen den synthetischen zurücksteht, und daß nach einer zu kurzen und unzulänglichen analytischen Vorbereitung der Gang der Darstellung sich hauptsächlich in einer synthetischen Construction der Seelenthätigkeiten fortbewegt. Wie sich dieß bey dem Vf. verhält, welche Ansicht er selbst von der zu beobachtenden Methode der Lösung seiner Probleme hegt, und worin jene analytische Vorbereitung besteht, müssen wir vor Allem genau in Betracht ziehen, weil diese Punkte von entscheidender Bedeutung für die ganze Richtung und Eigenthümlichkeit seiner psychologischen Bestimmungen sind. Er wirft sich in der Einleitung (S. 27) die Frage auf, wie die wirklich der Seele angeborenen Vermögen, im Unterschiede von den später erworbenen, in Erfahrung gebracht werden können, da eine unmittelbare Beobachtung, wie die des spätern bewußten Seelenlebens, hier nicht möglich sey. Diese Frage beantwortet er dadurch, daß er annimmt, zunächst müssen die Gesetze der Entwicklung des bewußten Seelenlebens aus der Beobachtung des der unmittelbaren Erfahrung vorliegenden Seyns der ausgebildeten Seele abstrahirt werden; alsdann lasse sich nach dieser die Entwicklung rückgängig construiren, indem man die zusammengesetzten Gebilde stetig in ihre einfachern Bestandtheile auflöse, bis es entweder gelinge, zu den der menschlichen Seele angeborenen Vermögen vorzudringen, oder bis die Unmöglichkeit dieses Gelingens zur überzeugenden Anschauung komme. Dabey verstehe es sich von selbst, daß man für diese rückgängigen Constructionen die *möglich-einfachsten Thätigkeiten der gebildeten Seele* auszuwählen habe, theils um durch eine möglichst kleine Anzahl von Zergliederungen zu den ursprünglichen Vermögen zu gelangen, theils weil ja unstreitig, je einfacher eine Seelenthätigkeit sey, desto mehr andere von ihr abgeleitet seyn müssen, welche deshalb geeignet seyen, durch die von jener aus rückgängig gefundene Entwicklungsreihe ihre Erklärung zu erhalten. Dem zufolge beginnt der Vf. seine Theorie mit der Er-

wägung der *sinnlichen Wahrnehmungen*, welche uns, wie er sagt, unter den mit genügender Klarheit gebildeten bewußten Seelenthätigkeiten, als die ursprünglichsten und einfachsten erscheinen. Er unterscheidet die *sinnliche Wahrnehmung* dadurch von der bloßen *Sinnesempfindung*, daß wir uns in jener der in die Sinne fallenden Objecte *bewußt* werden. Eine solche Wahrnehmung ist nun nach ihm keineswegs eine wirklich einfache Thätigkeit. Die Gründe, welche er hiefür aniebt, beruhen darauf, daß wie die Erfahrung der ausgebildeten menschlichen Seele lehre, eine *sinnliche Wahrnehmung* um so vollkommner von uns gebildet werden könne, je öfter dieselbe sonst schon in uns gebildet worden sey. Wir sehen z. B. die Gestalt und die Gesichtszüge eines Fremden in derjenigen Entfernung und bey derjenigen Beschränkung des Lichtes, in welcher wir die eines Fremden nur sehr unbestimmt sehen. Erst durch öfteres Sehen muß der Blinde, welchem der Gesichtssinn geöffnet wurde, und muß auch das Kind in den ersten Lebenswochen sehr lernen. Je weiter wir unter diesen Verhältnissen zurückgehen, um desto unvollkommner werden die Wahrnehmungen, hören endlich auf *eigentliche Wahrnehmungen* zu seyn, und werden bloße *Empfindungen*. Von solchen Betrachtungen geleitet giebt nun der Vf. folgende Auskunft über die Entstehung der Wahrnehmungen aus den Sinnesempfindungen. Er geht von der Thatsache der Erfahrung aus, daß eine Empfindung nicht etwas in unsrer Seele durchaus Vorübergehendes sey, da wir dieselbe zu reproduciren vermögen. Von früheren gleichartigen Wahrnehmungen oder Empfindungen bleibt Etwas für eine längere Dauer in der Seele zurück und kommt zu unsrer wahrnehmenden Kraft hinzu, *wird zur wahrnehmenden Kraft* für das spätere Wahrnehmen, indem es in dieses letztere als Bestandtheil eingeht. Man verfolge also den Bildungsproceß der wahrnehmenden Kraft von der zu vollem Bewußtseyn ausgebildeten Seele rückwärts. Wir finden eine spätere Wahrnehmung immer vollkommner, als eine frühere, die auf den nämlichen Gegenstand sich bezieht, weil das Product der zunächst vorangegangenen gleichartigen sinnlichen Affection nicht ganz verschwunden, sondern theilweise erhalten und zu der wahrnehmenden Kraft als Bestandtheil hinzugekommen ist. Dagegen ist eine frühere und die in ihr sich aussprechende Kraft immer unvollkommner, als die spätere gleichartige, indem sie zwar der *Qualität* nach ihr gleich ist, aber der *Quantität* nach hinter ihr zurücksteht. Denkt man sich nun eine lange Reihe solcher an Quantität und Bewußtseynsstärke stetig wachsenden Empfindungen und Wahrnehmungen, so erhält man als vorletztes Glied derselben das von einer einmaligen Sinnesempfindung Zurückgebliebene, und als letztes Glied, mithin als die ursprüngliche, der Seele angeborne Kraft das einfache sinnliche Empfindungsvermögen, ohne alle Erfüllung und ohne allen Rückhalt von etwas früher Gebildetem.

em. Hiernach construirt nun der Vf. „den gesammten Entwicklungsproceß der Wahrnehmung“ auch von Anfang her. Der menschlichen Seele angeboren, behauptet er nunmehr, sind einfache sinnliche Empfindungsvermögen, (er nimmt für jede in der unmittelbaren Erfahrung einzeln gegebene Seelenthätigkeit ein einzelnes Vermögen an,) den spätern gleichartig, nur eben *einfach* und durchaus *unerfüllt*. Von diesen Empfindungsvermögen werden die ihnen angemessenen sinnlichen Reize angeeignet, und hierdurch wird von ihnen, indem sie einen Theil derselben dausrund festhalten, eine eigenthümliche Ausbildung gewonnen. Eine zweyte gleichartige Empfindung muß der ersten um das von dieser Zurückgebliebene, oder beynabe zwiefach, an Stärke überlegen seyn. Eben so bey dem dritten, vierten, fünften, tausendsten Empfindungsact. Der Art nach sind sie dem ersten gleich. Aber indem sie zugleich das von den frühern Empfindungsacten Angebildete als Bestandtheil und so dasselbe Empfindungselement drey-, vier-, fünf-, tausendfach in sich enthalten, müssen sie an Stärke stetig zunehmen. Diese Stärke des Vorstellens ist das *Bewußtseyn überhaupt*, und so entsteht die starke Kraft durch vielfache Ansammlung der schwachen, und entspringt das Bewußtseyn aus dem Unbewußtseyn.

Zufolge dieser nach ihren Hauptpunkten wiedergegebenen Darstellung der *Genesis der Wahrnehmung* hat der Vf. dasjenige festgestellt, was ihm für das *Einfache* und *Ursprüngliche* in Bezug auf die menschlichen Seelenthätigkeiten gilt. Dieses Ursprüngliche erblickt er in einer Menge der Seele angeborener, noch in keiner Wirksamkeit hervorgetretener *sinnlicher Empfindungsvermögen*, welche Empfänglichkeit besitzen für Anregungen von außenher, so daß aus den ersten Anregungen die ersten Sinnesempfindungen hervorgehen. Wie er aus der Empfindung als einzigem Elemente die Wahrnehmung, die ihres Gegenstandes sich bewußt wird, erzeugt, so läßt er ferner aus Empfindung und Wahrnehmung alle übrige, niedere und höhere Seelenfunctionen entstehen, und betrachtet dem zufolge die *Sinnlichkeit* als die *Wurzel alles Geistigen* im Menschen und führt alle der menschlichen Seele in Vergleich mit der thierischen *eigenthümlichen Vorzüge* auf eine *ursprüngliche höhere Kräftigkeit der menschlichen Sinnesvermögen* zurück.

Hier findet nun Rec. die *Analysis der Wahrnehmung* unbefriedigend. Er kann es dem Vf. nicht vergeben, daß sich das unbewußte Empfinden in ein klar bewußtes Vorstellen durch bloße vielfache Ansammlung und Ineinanderbildung von Sinnesanschauungen verwandelt. Vielmehr kommen für die Entwicklung der klar bewußten Wahrnehmung der sinnlichen Gegenstände mehrere Punkte in Betracht, welche der Vf. außer Acht gelassen zu haben scheint. Zuvörderst bietet sich in dieser Beziehung die Frage dar, in Aeußerung welcher Kraft und nach welchem Gesetze die Unterscheidung des erschei-

nenden Gegenstandes, in so weit derselbe von dem wahrnehmenden Subjecte verschieden ist, von der (sinnlichen) Erscheinung, in so weit dieselbe ein Zustand des wahrnehmenden Subjectes ist, vor sich gehe? Diese Unterscheidung begleitet, wie eine leichte Selbstbeobachtung lehrt, alle unsre Wahrnehmungen der Aufsendinge; sie liegt aber auch, wie eine tiefere Forschung nach dem Dafürhalten des Rec. lehrt, aller Anerkennung des Daseyns angeschauter Aufsendinge *zum Grunde* und ist die *gemeinsame Wurzel* des Bewußtseyns der Außenwelt und des Selbstbewußtseyns. Richtig und besser als von *Fichte* selbst gefaßt, (d. h. ohne den idealistischen Wahn gefaßt, daß die Aufsendinge von dem Ich producirt werden,) besitzt die von *Fichte* ausgesprochene Annahme einer ursprünglichen Entgegensetzung des Ich's und des Nicht-Ich's eine sehr berücksichtigungswerthe Bedeutung. Die Entfaltung des Bewußtseyns der Aufsendinge geht zugleich mit der Entfaltung des Selbstbewußtseyns in dem menschlichen Individuum vor sich, und es ist nicht möglich, zur eigentlichen oder bewußten Wahrnehmung eines der Außenwelt angehörigen Gegenstandes ohne die bezeichnete unterscheidende Thätigkeit des Ich's zu gelangen. Ferner fragt es sich auch, in Anwendung welches Vermögens und nach welchem Gesetze in der Wahrnehmung der sinnenfälligen Aufsendinge die Anerkennung der zeitlichen und räumlichen Verhältnisse der durch die Erscheinung sich kundgebenden Objecte erfolgt? Denn es ist gleichfalls unbestreitbar, daß der Mensch keine bewußte Wahrnehmung eines angeschauten Körpers besitzen kann, ohne daß von ihm die Dauer des Raumerfüllenden in der Flucht der Augenblicke, das Bestehen des Ausgedehnten im Raume, die Coexistenz des angeschauten Dinges und des anschauenden Selbstes, überhaupt das zeitliche und räumliche Verhältniß in gegenseitiger Beziehung des Objectes und des Subjectes auf einander aufgefaßt wird. Von dieser Auffassung ist abhängig die Anerkennung des Daseyns des Wahrgenommenen, ohne welche jede Anschauung eine bewußtlose seyn würde. Hier kommen also für die Wahrnehmung gewisse Bedingungen in Betracht, welche *Kant* schon festzustellen und zu erklären versuchte, indem er sie auf die der menschlichen Seele angeborenen Formen der Sinnlichkeit und auf die Apprehension der Einbildungskraft zurückführte, und welche, indem sie eine tiefere und genüendere Deduction in Anspruch nehmen, keineswegs ganz übersehen und übergangen werden dürfen, wie es von dem Vf. geschehen ist. Endlich gilt auch noch dies rücksichtlich auf die Bedingungen, unter denen eine Sinnesanschauung zu einer bewußten Wahrnehmung wird, daß wir den angeschauten Gegenstand, indem wir sein Daseyn anerkennen, zugleich unter *Ordnungsnormen des Mannichfaltigen*, also unter Theilvorstellungen, unter Begriffe, in unserm Vorstellen rubriciren müssen. Ohne den Gebrauch dieser Ordnungsnormen würde das Mannichfaltige der Anschauung ein verworrenes chaotisches Durcheinander für unsere Vorstellung blei-

bleiben und nichts Besonderes würde mit Klarheit in unserm Bewußtseyn hervortreten können. Eine begrifflose Anschauung ist keine bewußtlose Wahrnehmung. Nie aber findet bey Menschen, die aus dem Zustande der frühesten bewußtlosen Kindheit herausgetreten und zu einiger Entwicklung der Intelligenz gelangt sind, ein Anschauen von Gegenständen, wenn sie ihnen nicht völlig ihre Aufmerksamkeit entziehen, ohne Subsumtion derselben unter Begriffe als unter Ordnungsnormen Statt. Wir erblicken z. B. nie einen Menschen, einen Baum, ein Haus mit so viel Aufmerksamkeit, als erforderlich ist, um diese Anschauung für einen Moment in unserm Innern zu fixiren, ohne daß wir den Begriff „Mensch, Baum, Haus“ auf den erblickten Gegenstand beziehen und ihn dadurch nach den allgemeinen Bestimmungen anerkennen, die ihm mit allen Gegenständen seiner Gattung gemeinschaftlich sind, so weit wir diese Bestimmungen bereits in unser Denken aufgenommen haben. Möchten diese Bemerkungen hinreichen, den Vf. darauf aufmerksam zu machen, daß er allerdings manche Aufgabe, welche zum Behuf einer gründlichen Erklärung der *Wahrnehmung*, in dem von ihm angenommenen Sinne dieses Wortes, gelöst werden mußte, nicht ins Auge gefaßt hat. Da hieraus das Urtheil im Allgemeinen sich ergibt, welches Rec. über die Zulänglichkeit aller übrigen psychologischen Constructionen des Vfs hegt, und da eine genauere Beurtheilung der einzelnen Abschnitte des vorliegenden Werkes die Grenzen dieser Anzeige übersteigen würde, so begnügt sich Rec. damit, im Folgenden noch eine kurze Uebersicht der Hauptpunkte in der Seelenentwicklungstheorie des Vfs, welche an die bereits bezeichnete Wahrnehmungslehre mit durchgängiger Consequenz sich anschließen, mitzutheilen.

(Der Beschluss folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

WEIMAR, b. Hoffmann: *Gedächtnispredigt bey der öffentlichen Todesfeyer der Höchstseligen Frau Großherzogin zu Sachsen-Weimar-Eisenach, Louise, geb. Landgräfin von Hessen-darmstadt, am Sonnt. Reminiscere, den 7. März 1830, in der Haupt- und Stadtkirche zu Weimar gehalten von D. Johann Friedrich Röhr, Großherzogl. Oberhofprediger u. General-Superint. Mit erläuternden Anmerkungen. Zweyte Auflage. 1830. 32 S. gr. 8.*

Es wird hinreichend seyn, nur in wenigen Zeilen den Inhalt dieser neuen homiletischen Gabe des berühmten Vfs anzudeuten, um unsere Leser zu

eigener sorgfältiger Benutzung derselben zu veranlassen. Aus 2 Tim 4, 7. 8. leitet der Vf. ab „die erhebende Rückerinnerung an unsere vollendete Lebensmutter“, und diese gilt vornehmlich „der erleuchteten Frömmigkeit, welche Ihr eigen war, der sittlichen Reinheit, in welcher Sie strahlte, der hohen Geistesbildung, durch welche Sie sich auszeichnete; der seltenen Seelen- und Charakterstärke, welche Sie an den Tag legte, und der aufopfernden Menschenliebe, durch welche Sie Ihren Christensinn bewährte.“ Auch bey denjenigen, welche der erhabenen Verewigten, die durch so seltene Gaben und Tugenden vor unzähligen ihres Geschlechts ausgezeichnet war, nicht näher standen, bedurfte es der Erinnerung des Vfs (S. 6) nicht, daß, wie bey jedem andern Anlasse, so auch bey diesem sein Wort in dem Dienste der Wahrheit stehe, welche der heiligen Stätte ziemt. Die Geschichte wird das Bild der Verewigten, zu welchem die Anmerkungen noch einzelne treffliche charakteristische Züge liefern, nicht treuer zu zeichnen vermögen. Nur Eine Aeußerung des Vfs in Beziehung auf die erleuchtete Frömmigkeit derselben sey uns erlaubt wegen ihres Zeitinteresses hier mitzutheilen: „Was Ihr bey stetem Denken und Forschen über die evangelischen Glaubenslehren nicht als wahr und göttlich einleuchtete; was Sie an dem, Ihr in den früheren Jahren des Lebens ertheilten, christlichen Unterrichte mit den richtigern Einsichten einer auch hierin fortgeschrittenen Zeit nicht mehr im Einklange fand, das machte sie auch nicht länger zum Gegenstande eines bewußtlosen und hartnäckigen Beyfalles, sondern vertauschte es gegen die bessere Ueberzeugungen, welche sich Ihr aufdrangen; diese aber machte Sie durchgängig von der Uebereinstimmung derselben mit der göttlichen Lehre Jesu selbst und mit der dem Menschen in das eigene Herz geschriebenen Offenbarung Gottes abhängig, Ihr Glaube war ein eben so schrift- als vernunftgemäßer, und frömmelnder Wahn- und Irrglaube fern von Ihr.“ — „Aus diesem Grunde betrübte Sie sich auch tief, wenn gewisse Zeiterscheinungen Ihr hie und da auf eine planmäßige Verfinsternung der Geister hinzudeuten schienen; wenn Sie gewahr wurde, daß irdische Gewalthaber und deren Rathgeber das Heil der Welt in Zurückführung derselben zu längst beseitigten Irrthümern und Vorurtheilen suchten; wenn Sie von ihnen verderbliche Vorkehrungen zur Bevormündung wahrheitsliebender Denker und Forscher treffen sah und sich gestehen mußte, daß irgendwo die gute Sache des Lichts und Rechts von den eigennützigen Feinden derselben gehemmt und gefährdet wurde.“ (S. 14.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

May. 1830.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Psychologische Skizzen*, herausgegeben von Dr. Friedrich Eduard Beneke. Erster und zweyter Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. ordnet die Gesamtheit der von ihm angenommenen psychischen Bildungsprocesse in fünflassen. Die beiden ersten sind die *Aneignung der äußern Reize* und das *Wiederentschwinden derselben*. Ursprünglich der Seele angeboren sind nur die noch unerfüllten Vermögen für die sinnlichen Empfindungen. Diese können sich nicht, aus sich selbst ihre Erfüllung geben; dem Gesichtsvermögen z. B. muß der Licht- oder Farbenreiz von außen gegeben werden. Wo solche Reize wirklich gegeben sind, werden sie dann innerlich gemacht durch mehr oder weniger feste Aneignung. Hierauf beruht der erste Bildungsproceß, die *Reizaneignung*, vermöge welcher aus den sinnlichen Empfindungsvermögen wirkliche sinnliche Empfindungen, und später, durch das Hinzufliessen der gleichartigen *Angelegtheiten* (d. h. schon erfüllter und ausgebildeter Vermögen), sinnliche Wahrnehmungen werden. Kaum hat dieser Proceß seine höchste Spitze erreicht, so tritt auch schon der entgegengesetzte, das Reizschwinden, ein. Die so eben gebildete Wahrnehmung scheidet wieder aus der bewußten Seelenentwicklung und erhält sich nur als eine Angelegtheit für eine künftige Erinnerung. Bloß ein Theil des aufgenommenen Reizes bleibt also angeeignet, ein Theil entschwindet wieder, oder die wirkliche Empfindung wird zu einem ausgebildeten Empfindungsvermögen, die bewußte Wahrnehmung zum unbewußten Wahrnehmungsvermögen herabgestimmt. Diese unbewußten Vermögen können jedoch wieder zum Bewußtseyn gereigert werden, und dies geschieht durch den dritten Bildungsproceß, den Proceß der *Ausgleichung der beweglichen Bewußtseynsstärke*. In jedem Augenblicke sehen wir alle unsere Seelenthätigkeiten bestrebt, ihre beweglichen Elemente gegen einander auszugleichen. Wir lesen z. B. einen Brief. Die hierbey als Wahrnehmungen erzeugten Gesichtsbilder der Buchstaben sind früher mit gewissen Tönen, diese mit gewissen Vorstellungen und Begriffen in Verbindung gewesen. Der in jenen Wahrneh-

mungen aufgenommene Reiz fließt also auf die unbewußten Vermögen dieser Töne, Vorstellungen und Begriffe über, und indem diese hierdurch in bewußte Seelenthätigkeiten verwandelt werden, stellen wir die Laute der Wörter, welche der Brief enthält, und die durch diese Wörter bezeichneten Gedanken vor. Stehen die Angelegtheiten für diese Gedanken wieder mit denen für andere Gedanken oder mit den Angelegtheiten für gewisse Gefühle und Strebungen in Verbindung, so wird die Ausgleichung, auch auf diese Angelegtheiten übergehen, und die in denselben vorgebildeten Gedanken, Gefühle, Strebungen werden, wenn anders die mitgetheilten Elemente hinreichen, ebenfalls zum Bewußtseyn erhoben. Der vierte Bildungsproceß besteht darin, daß die gleichartigen Elemente unter einander sich anziehen und verbinden. Hierauf beruht die Erweckung ähnlicher Vorstellungen durch einander und die Begriffs- und Urtheilsbildung, nebst vielen andern psychischen Entwicklungen. Hierzu kommt endlich fünftens der Proceß der *Anbildung neuer Seelenvermögen*. Die Erklärung dieses Processes gehört zu den schwierigsten Problemen, und zwar nicht sowohl der Psychologie, als der allgemeinen Naturwissenschaft (?). Hier läßt sich deshalb nur zusammenstellen, was in der unmittelbaren Erfahrung von demselben vorliegt. Erfahrungsmäßig werden wir dieses Processes dadurch inne, daß auch nach der vollkommensten Erfüllung der vorhandenen sinnlichen Vermögen durch die denselben angemessenen Reize in einiger Zeit eine neue Empfänglichkeit für diese, und zwar in einem Maße sich zeigt, welches sich aus dem vorher erläuterten Reizentschwinden auf keine Weise erklären läßt. Wir haben unsern Gesichtssinn mit Bildern, unsern Gehörssinn mit Tönen bis zum Uebermaße angefüllt, so daß sich dieselben für jede neue Reizung, stumpf zeigen, und siehe, am nächsten Morgen, nach einem erquickenden Schläfe, zeigt sich eine vielleicht noch reichere Empfänglichkeit, als am vorhergehenden Tage. Eben so verhält es sich auch mit den andern Sinnen. Der bis zum Ueberdruße gesättigte Geschmacks- und Geruchssinn werden von neuem für Reize empfänglich, obgleich wir in der, wenn auch unvollkommenen Erinnerung der frühern Eindrücke, ein bedeutendes Quantum des früher für dieselben gegebenen Vermögens erfüllt festhalten. Hierfür läßt sich nur in der *Anbildung neuer Vermögen die Erklärung finden* (?).

Ddd

Durch

Durch die angegebenen fünf Bildungsprocesse, einzeln oder in Verbindung mit einander, wird Alles, was überhaupt in der menschlichen Seele wird, gestalten sich also aus den einfachen Vermögen zu sinnlichen Empfindungen, die zusammengeordneten Gebilde geistiger Seelenenthätigkeiten. Wie die Wahrnehmungen, gehen auch die Gefühle und die Begehungen aus den sinnlichen Empfindungen hervor. Der Unterschied zwischen diesen Seelenzuständen beruht auf dem Verhältnisse des äussern Reizes zu der Kraft des sinnlichen Vermögens. Der äussere Reiz nämlich ist entweder angemessen der Kraft des sinnlichen Vermögens, oder zu groß oder zu klein.

1) Der angemessene fällt das Vermögen entweder nur so eben vollständig aus; oder mit ausgezeichnetem Reichthume; im ersten Falle findet die Vollreizung Statt, aus welcher die klare und deutliche Wahrnehmung entspringt, im zweyten Falle: die Lustreizung, in welcher ein Uebergewicht der Reize und eine Hingebung des Vermögens an dieselben sich zeigt.

2) Der zu starke Reiz wirkt entweder auf einmal, wo dann Ueberreizung eintritt, die meisten theils als Schmerz sich äußert; oder nach und nach, wo Ueberdruß oder Ekel entsteht.

3) Der zu geringe Reiz bringt eine Wirkung hervor, welche zwar der verschiedensten Abstufungen fähig ist; aber der Kürze wegen füglich mit dem allgemeinen Ausdrucke „Halbreizung“ bezeichnet werden kann. Die Halbreizung kündigt sich an in einem Unbefriedigtseyn und in einem Aufstreben des unerfüllt gebliebenen Theiles des Vermögens zur vollständigen Erfüllung. Hiernach sind die sinnlichen Empfindungsvermögen die Urvermögen nicht nur für die sinnlichen Wahrnehmungen, sondern auch für die Lustempfindungen, Ualustempfindungen, Schmerzempfindungen und Ueberdrußempfindungen; mit andern Worten: die sinnlichen Empfindungsvermögen sind zugleich auch Gefühlvermögen. Gefühl überhaupt ist das in jedem Lebensaugenblicke zwischen den neben einander sich entwickelnden Seelenenthätigkeiten eintretende unmittelbare Gegeneinandermessen ihrer Elemente. In jedem Augenblicke messen sich unsere Seelenenthätigkeiten unmittelbar durch ihr Daseyn und ohne das weiter etwas hinzukommen brauchtes, gegen die ihnen zunächst liegenden, in Bezug auf ihre Elemente, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, rein auf dieses unwillkürlich eintretende Sich-gegen-einander-messen die Urtheile zu gründen, das dieselben kräftiger oder unkräftiger, lebendiger oder weniger lebendig, frischer oder anfrischer, einfacher oder zusammengesetzter, oder das sie einander gleich oder von einander verschieden seyen. Dieses unmittelbare Sich-gegen-einander-messen unserer Seelenenthätigkeiten ist dasjenige Verhältniß, welches im gewöhnlichen Denkgebrauche, wie im philosophischen, mehr oder weniger bewußt und klar, dem Begriffe „Gefühl“ zum Grunde liegt. Nur wird im gemeinen Sprachgebrauche bloß dasjenige Gegeneinandermessen ein Gefühl genannt, in welchem ein bedeutender, auf-

fallenderer Abstand der Seelenenthätigkeiten sich offenbart; dagegen in der Sprache der Wissenschaft gehören zu den Gefühlen selbst alle mathematische Gleichsetzungen und Ungleichsetzungen, weil in ihnen Elemente von Seelenenthätigkeiten gemessen werden, und daher, so weit das Gleichsetzungsverhältniß in der Mathematik reicht, beruht diese ernsteste der Wissenschaften auf einem eigenthümlichen Fühlen. Die Strebungen sind theils aus dem Verhältnisse der Halbreizung zu erklären, wo sich der noch unerfüllte Theil des Vermögens als Aufstreben äußert, theils aus dem Reizschwinden bey dem Verhältnisse der Lustreizung. Die letztere Bestimmtheit ist die vollkommene, indem die Lustreizung das Vermögen in einem Grade ausgebildet zurückläßt, wie dasselbe bey dem Mangel an Reiz in der Halbreizung nicht ausgebildet werden kann. Das Bewußtseyn wird den Strebungen erst durch vielfache Ansammlung der Vermögen und durch das Zusammenfließen der angesammelten Vermögen zu einem Acte. So zur gehörigen Stärke ausgebildet zeigt sich bey der Halbreizung ein Aufstreben zur vollkommeneren Auffassung des zu fernem oder zu dunklen Gegenstandes, das Aufstreben der Lustreizung aber zeigt sich in derjenigen Bestimmtheit, in welcher es den Namen „Begehren“ erhält. Die Vermögen für sinnliche Wahrnehmungen und Empfindungen sind zugleich auch Einbildungsvermögen; das erstere nämlich sind sie, insofern sie, bey dem Hinzukommen neu angebildeter Vermögen, unmittelbar von außen durch gleichartige sinnliche Reize, das zweyte, wenn sie durch Uebertragungen von andern Seelengebilden aus zu wirklichen oder bewußten Seelenenthätigkeiten gesteigert werden. Die von früheren Lustgebilden in mäßiger Vielfachheit angesammelten Angelegtheiten bezeichnet man, inwiefern sie als Einbildungsthätigkeiten zum Bewußtseyn gesteigert werden, mit dem Namen „Nägunngen.“ Der Begriffsbildungsprocess oder Abstractionprocess geht auf folgende Weise vor sich. Man nehme an, in einer menschlichen Seele seyn nach und nach zehn Wahrnehmungen gebildet worden, welche, obgleich verschieden von einander, doch in gewissen Vorstellungselementen übereinkommen. Vermöge der Anziehung des Gleichartigen treten die gleichartigen Elemente von Anfang in innigere Verbindung mit einander, als die verschiedenartigen. Dem zufolge strömt bey der Vorstellung dieser Wahrnehmungen die bewegliche Bewußtseynstärke fortwährend zu den gleichartigen Elementen hin, aber nicht von ihnen zurück. Wirken nun keine andern Verhältnisse störend ein, und sind die gleichartigen Elemente nicht zu unbedeutend gegen die verschiedenartigen, so wird, indem das auf die gleichartigen Elemente beschränkte Durchströmen der beweglichen Bewußtseynstärke die Verknüpfung dieses letztern stetig an Innigkeit steigert und hierdurch wieder zu ihnen hin entschiedener sich ausbildet, das Bewußtseyn dieser Elemente immer höher und höher anwachsen, während die

te verschiedenartigen Elemente immer mehr und mehr ihrer beweglichen Bewusstseynstärke beraubt und also dem Unbewusstseyn genähert werden. Dies ist das *eigentlich Geschehende bey der Begriffsbildung*. Der Proceß würde hier vollendet und der Begriff rein hervorgebildet seyn, wenn vermöge der Concentrirung aller beweglichen Bewusstseynstärke in den eben hierdurch auf das innigste verbundenen gleichartigen Elementen die ungleichartigen gänzlich zum Unbewusstseyn zurückgesunken wären; ein Erfolg, welcher indessen, mancher Lebensverhältnisse wegen, nur selten vollständig eintritt. Der Vf. erklärt nun den Verstand als die Gesamtheit der auf diese Weise in einem Menschen gebildeten Begriffsangelegenheiten, und bemerkt, daß den Begriffen, vermöge ihrer größern *Vielfachheit*, d. h. vermöge der größern Vielfachheit der in denselben enthaltenen gleichartigen Vorstellungselemente, eine höhere *Bewusstseynklarheit*, als den unter ihnen enthaltenen besondern Vorstellungen, zukommen muß, nach eben dem Verhältnisse, nach welchem diesen Vorstellungen im Vergleich mit den einfachen sinnlichen Empfindungen eine höhere Bewusstseynklarheit zukommt. Das Urtheil in seiner einfachsten Gestalt ist ihm die bewußte Vereinigung einer Vorstellung, welche das Subject des Urtheils, und eines Begriffs, welcher, als in dem Subject enthalten, das Prädicat des Urtheils bildet. Das höhere Denken entsteht aus dem niederen durch vielfache Ansammlung gleichartiger Vorstellungselemente; durch die Verknüpfung dieser Aggregatgebilde mit den mehr besondern Vorstellungen im Urtheilsverhältnisse wird auch für diese eine höhere Klarheit vermittelt. Das Denken ist demnach nur *ein in der zweyten Potenz vervielfachtes Empfinden*. Die abstractesten Begriffe liegen mit den ersten sinnlichen Empfindungen in einer Reihe, welche nirgends durch das Hinzukommen eines von diesen specifisch verschiedenen Elementes unterbrochen wird, sondern ihren Fortschritt allein in der vielfachern Ansammlung der schon ursprünglich gegebenen Elemente hat. Dasjenige, was den Vorzug der menschlichen Seele vor der thierischen oder die Vernünftigkeit der erstern und für sich und innerlich bestimmt, ist nichts Anderes, als die höhere Kräftigkeit der menschlichen Sinnesvermögen, durch welche die aus denselben hervorgegangenen Gebilde *vollkommen sich zu erhalten* und in diesen vollkommeneren Angelegenheiten *vielfacher sich an einander zu bilden und zu durchdringen* in den Stand gesetzt werden. Hieraus allein läßt sich in der That Alles ableiten, was den Menschen vor den Thieren auszeichnet. Der Mensch allein ist eines eigentlichen bewußten Vorstellens fähig. Denn nur seine sinnlichen Vermögen eignen die von außen aufgenommenen Reize kräftig genug an, um dieselben in angemessener Vollkommenheit festzuhalten, auch bey dem Hinzukommen anderer Thätigkeiten in der Verbindung mit diesen Reizen zu verharren und auf diese

Weise so vielfach sich anzusammeln und in einander zu bilden, daß das unbewußte Empfinden in ein klar bewußtes Vorstellen sich verwandelt. Der Mensch allein bildet eigentliche Begriffe, in ihm allein findet sich ein eigentliches Denken. Denn nur seine Vorstellungen besitzen die Klarheit und Kraft, daß sie im Abstractionsproceß sich zu durchdringen vermögen. Der Mensch allein hat Selbstbewusstseyn und Weltbewusstseyn. Denn nur bey so kräftigem Vorstellen können die vielfach zusammengesetzten Aggregate von Vorstellungen entstehen, welche für die Vorstellung unsrer selbst und der Weltverhältnisse erfordert werden. Der Mensch allein ist einer Wahl, einer Ueberlegung fähig. Denn Ueberlegung und Wahl erfordern ein Nebeneinandertreten und Nebeneinanderbeharren mehrerer Vorstellungsgruppen und Vorstellungsreihen, oder mehrerer Gefühle und Strebungen, die zugleich in mannichfache Verhältnisse des klar bewußten Vorstellens eingegangen sind, und ein solches Nebeneinandertreten und Nebeneinanderbeharren wäre nicht möglich ohne jene ursprüngliche Kräftigkeit. Der Mensch allein empfindet neben dem Angenehmen das Schöne und Erhabene. Denn diese Empfindungen setzen eine gewisse Gehaltenheit der Kraft und eine Ausdehnung des Vorstellens voraus, welche nur in Folge jener ursprünglichen Kräftigkeit sich bilden kann. Der Mensch allein vermag das Sittliche und das Unsittliche in sich zu erzeugen und von einander zu unterscheiden. Denn dieser Unterschied bezieht sich auf Aneinanderbildungen von Werthgefühlen und Strebungen, welche nur unter Voraussetzung jener ursprünglichen Kräftigkeit denkbar sind. Auf diese *ursprüngliche Kräftigkeit* also werthen wir für die Erklärung aller der menschlichen Seele eigenthümlichen Vorzüge zurückgewiesen; aus ihr aber folgt auch, bey einsichtsvoller Ausfüllung der Mittelglieder, diese Erklärung so vollständig, daß wir für dieselbe keiner weiteren Annahmen bedürfen.

Rec. glaubt, daß diese Proben hinreichen werden, um seinen Lesern eine vorläufige, zum Studium des gehaltreichen Werkes vorbereitende und ermunternde Ansicht von der Methode, dem Geiste und den leitenden Grundsätzen der vorliegenden Theorie der menschlichen Seele zu verschaffen. Gewiß wird Jeder, wenn er auch mit dem Rec. in der Hauptsache dem verdienstvollen Vf. die Beystimmung versagen sollte, durch den Reichthum und das Tiefeindringende der dargebotenen Untersuchungen in hohem Grade sich angeregt zur vielseitigeren Erwägung der ihm bereits vertraut gewordenen psychologischen und erkenntniß-theoretischen Probleme, und auf manchen neuen oder doch bisher weniger beachteten Punkt in diesem Gebiete seine Aufmerksamkeit hingewiesen finden, und nicht ohne mannichfachen Gewinn wird er dieser achtungswürdigen Darstellung der Resultate einer mit seltenem Fleiß und seltener Denkkraft durchgeführten Forschung die verdiente Theilnahme zollen.

SCHÖNE LITERATUR.

BERLIN, b. Cosmar und Krause: *Der Kirschkern*.
 Novelle von Heinrich Schmidt. 1829. 177 S. 8.
 (1 Rthlr.)

Galshill, ein junger Schotte von guter Familie aber eingeschränkten Vermögensumständen, geht nach des Vaters Tode auf Reisen, und lernt am Ufer des Genfer Sees eine junge schöne Französin kennen, deren Eltern sich auf ein dort gelegenes Landhaus zurückgezogen hatten, welches sie nach dem frühen Tode derselben allein bewohnt. Er verliebt sich in sie, und der Zufall will ihm so wohl, daß, als er eines Tages durch einen gefährlichen Sturz von einem Felsen bedeutend verletzt, von Landleuten in seine Herberge getragen wird, die Schöne dem Zuge begegnet und ihn aus Mitleiden, der bessern Pflege wegen, in ihr Landhaus tragen läßt, wo er bis zu seiner völligen Wiederherstellung verbleibt. Als er ihr vor der Abreise seine Liebe förmlich erklärt und zu ihren Füßen sinkt, tritt ein junger Mann herein, welchen Jeannette ihm als ihren Verlobten vorstellt, mit welchem sie sich in Kurzem verheirathen werde. Dieser, ein junger Bauverständiger Namens Ludwig, ladet ihn etwas spöttisch zur Hochzeit, reicht seiner Braut den Arm, und beide entfernen sich. Galshill schwört ihnen feurige Rache. Bald darauf wird Ludwig Baumeister in Z., einer nordischen Handelsstadt, welche zugleich seine Vaterstadt war, wohin ihm Jeannette als Gattin folgt. Nach einigen Jahren wird Galshill von dem schwachen Fürsten, zu dessen Staaten die Stadt Z. gehört, dort zum Commandanten bestellt, und benutzt die Gewalt, welche ihm sein Amt giebt, Ludwig zu demüthigen. Zu dem Ende beschließt er einen öffentlichen Bau aufzuführen, wozu ein anderer junger Baubedienter den Riß und Anschlag anfertigen muß. Dieser wird dem in die Wohnung des Commandanten vorgeforderten Ludwig zum Gutachten vorgelegt, und dieser erklärt: daß, wenn der Bau nach diesem Plan ausgeführt werden sollte, nicht nur viel Geld unnütz weggeworfen werde, sondern auch *das Gebäude in Kurzem zusammenstürzen würde*. Dessen ungeachtet wird die Ausführung des Plans dem Vorfertiger desselben übertragen. Ludwig suchte den Bau dadurch zu verhindern, daß er die Sache den sachverständigen Aeltermännern der Gewerke zur Prüfung unterwarf, und als das Urtheil allgemein dahin ausfiel, daß der Bau unausführbar sey, übernahm es ein achtbarer Doctor der Rechte, eine Klage bey den Gerichten einzureichen, um die Ausführung zu verhindern, wurde aber von diesen, *aus Furcht vor der Macht des Commandanten* und fürstlichen Lieblings, damit zurückgewiesen, und bedeutet: ein höchstes Collegium mit dieser und ähnlichen Klagen künftig zu verschonen. Nun beginnt der Bau, aber die auf ihre Privilegien sich stützende Bürgerschaft wird darüber aufgebracht, und es kommt so weit, daß die Gewerke die Arbeit verweigern. Dieß

wird Ludwig als eine Aufwiegelung der Unterthanen ausgelegt, und er gefänglich eingezogen. Ein Unfall, den seine Frau vor dem rachsüchtigen Commandanten zu seiner Befreyung versucht, bleibt ohne Erfolg; aber auf eine Vorstellung, welche die Bürgerschaft bey dem Fürsten durch den Doctor Rose übergiebt, erhält der Commandant den Befehl, den Ludwig sofort in Freyheit zu setzen. Inzwischen ereignet sich ein anderer unglücklicher Vorfall. Ludwigs Sohn, ein munterer lebenswürdiger Knabe, hat auf dem Platze vor dem Palais des Commandanten einem andern Knaben mit einem Kirschkern ins Auge geworfen, und auf das Geschrey, welches dieser darüber erhebt, wird er von einem Polizeybedienten, der ein Diener und Günstling des Commandanten war, ergriffen und in den Hof geschleppt. Dieser Diener hatte einst in der Schweiz von Ludwig wohlverdiente Prügel erhalten, und um sich nun dafür zu rächen, schlägt er den armen Knaben mit einem Stocke, auf Zulassung des Commandanten, der dabey aus dem Fenster zusieht, dergestalt, daß das Kind nach wenigen Stunden stirbt. Hierüber wird der Pöbel empört, rottirt sich zusammen, rückt vor das Haus des Commandanten, reißt das fürstliche Wapen ab, zerstreut die im Archiv befindlichen Urkunden und demolirt das Haus. Der Commandant rettet sich durch eine Hinterthür auf das vor dem Eingang des Hafens stationirte Schiff. Durch den Doctor Rose wird der Fürst von der Sache benachrichtigt und für diese gewonnen. Schön am andern Morgen langt er in einer Schaluppe an, besteigt das Schiff und hat eine kurze Unterredung mit Galshill, von dessen Schicksal man lange nichts erfährt, bis man endlich nach zwey Jahren in öffentlichen Blättern liest: daß ein auswärtiger Staatsbeamter (Mak Glasgill), der auf der Citadelle zu M. gesessen, indem er sich über die Brustwehr gelehnt, vom Schwindel ergriffen, hinabgestürzt und zwischen den Felsen zerschmettert gefunden sey. Dieß ist der sehr abgekürzte Inhalt dieser Novelle. Der Sache scheint etwas Wahres zum Grunde zu liegen, und die Thatfachen sind recht gut erzählt. Aber wie kann ein Baumeister bey bloß flüchtiger Ansicht eines Risses (S. 60) mit Bestimmtheit sagen: daß ein hienach aufgeführtes Gebäude in Kurzem zusammenstürzen werde? (wenn es nicht etwa den Mindestfordernden in Verding gegeben wird) oder in welchem der europäischen Staaten (die Türkei ausgenommen) würde ein Gericht, bloß aus Furcht vor einem Commandanten, eine bey ihm angebrachte Klage zurückweisen, vorausgesetzt, daß es überhaupt üblich wäre, die Ausführung eines von der Staatsbehörde beschlossenen Baues durch gerichtliche Klagen abwenden zu können? Auch wird nicht leicht ein Fürst sich zu dem Verbrecher verfügen und nach mündlichem Verhör ein mündliches Urtheil fällen. Dieß Alles hätte der Vf. besser motiviren oder anders stellen müssen, um den Beyfall sachkundiger Leser zu gewinnen. An dem Aeußern des Werkes ist nichts auszusetzen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1830.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Uebersicht des Gewächs-Reichs in seinen natürlichen Entwicklungsstufen*. Ein Versuch von H. G. Reichenbach, königl. Sächs. Hofrath u. s. w. Erster Theil. Schlüssel für Herbarien und Gärten, oder Anordnung des Gewächsreiches nach Classen u. s. w. 1828. XIV u. 294 S. 8.

H. Hofr. Reichenbach's vielfache Verdienste um die Botanik und seine unermüdliche Thätigkeit sind bekannt, wenn auch nicht alle seine herausgegebenen Schriften von gleichem Werthe sind. Die gegenwärtige, unstreitig eine Frucht grossen Fleisses, ist jedoch schwierig, in einem Blatte wie das unsrige, speciell zu beurtheilen. Eine neue Anordnung sämtlicher Gewächse, bis zur Zahl von nahe 6000 Gattungen, ohne eine andere Erläuterung als eine „vorläufige deutsche Erklärung“, noch dazu in einem andern Buche (nämlich des Vfs Botanik, auf die er zu Zeiten verweist) gegeben, kann hier unmöglich einer ausgeführten Prüfung unterworfen werden. Wir erwarten jene im zweyten Theile. Allein als „Schlüssel für Herbarien und Gärten“, für denjenigen Theil des botanischen Publicums, der auf keine Stimme in den Verhandlungen über das natürliche Pflanzensystem Anspruch macht oder machen darf, ist dieses Buch wohl einer Beurtheilung fähig. Und wenn wir uns da mit Manchem nicht zufrieden erklären, so möge der von uns hochgeachtete Vf. darin nur einen Beweis erblicken, daß wir seine bedeutende Arbeit nicht mit einer leicht- oberflächlichen, nichtssagenden Anzeige haben abfertigen wollen.

Die Vorrede gewährt keinen deutlichen Aufschluß über die Principien, die den Vf. bey seiner Anordnung geleitet haben. Auch fehlt dem Buche ein allgemeiner tabellarischer Conspectus, welcher Mängel die Uebersicht seines Systems erschwert. Der größte Fehler aber dürfte in der sehr übel gewählten Schrift liegen, deren falsche Eleganz das Auge nicht wenig ermüdet. Schon der Titel mit den kurzen, dicken Versalien und Capitälchen, die neuerlich Deutschland überschwemmt haben, macht einen sehr unangenehmen Eindruck. Die zwey und vierzig damit gedruckten Zeilen desselben lassen fast kein Papier übrig. Eben so unbequem erscheinen sie im Buche selbst, wo die deutschen Wörter

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

durch schief stehende unterschieden sind (wie z. B. *HUELLENLOSE PILZE*) und die Klassen mit den nämlichen Lettern, in Ordnungen, Formationen und Familien zerfallen, die, in der Mitte herab, auch zu viel Platz bedecken. Die Gattungen endlich, in zwey Columnen neben einander, wo die Zahl der andern Hälfte herüberspringt, denen die abbrevirten Namen der Autoren in Capitalschrift angehängt, und die Synonymen in Cursiv untergesetzt sind, vollenden die Ueberladung, und machen einen leichten, bequemen Gebrauch fast unmöglich.

Weit zweckmäßiger wäre gewesen, wenn die Gattungsnamen mit ihrer Numer in einfacher Columnne herabgelaufen, Capitälchen möglichst vermieden, und so wenig wie möglich Zwischentitel angebracht worden wären. Allein auch ausserdem halten wir des Vfs Empfehlung, nach diesen *Namen* und *Zahlen* Herbarien und Gärten zu bezeichnen, völlig verwerflich, da solche sich nach wenigen Jahren ändern müssen, oder Einschießel nöthig machen, ohnedieß aber *Namen* nicht oft genug bey den Pflanzen angebracht werden können, um den Gebrauch derselben zu erleichtern.

Anlangend den Gehalt des Werkes selbst, so wiederholen wir, daß wir erst des Vfs Gründe zu vernehmen wünschen, die seine Anordnungen bestimmt haben. So wie jetzt dieses Schema, welches nichts anders als eine stets wiederholte Trias ist, vor uns liegt, können wir nichts anders als Willkür darin erblicken. Es erscheint uns an manchen Orten dermaßen naturwidrig, daß die gezwungensten Verhältnisse daraus entstehen. Wir verkennen nicht den Scharfsinn, der aus einzelnen Combinationen hervorleuchtet; die Stellung von *Cuscuta* z. B. in die Nähe von *Basella*, der *Berberis* etc. zu *Bocconia*, der *Euphorbien* unter die *Rutaceae* u. s. w., haben uns sehr angesprochen. Ob aber andere Verbindungen, mit denen wir unsere Ansichten unmöglich vereinigen können, andern Botanikern besser gefallen, müssen wir von ihnen erst erwarten. In diesem trichotomischen System steht z. B. *Pandanus* noch bey den *Bromelien*, *Rafflesia* bey *Lycopodium*, *Equisetum* und *Casuarina* in einer Klasse mit den Nadelhölzern, getrennt durch *Thesium* u. a. Santaleen. Die *Convolvuli* sind neben die *Labiaten* gebracht, *Vaccinium* von den Eriken getrennt und zu *Viscum* gestellt, die *Passifloreae* mit den *Contorten*, die *Umbelliferae* mit den *Papilionaceis* zusammengebracht. Wie gesagt, Rec. erwartet

Eee erst

erst ganz neue Ansichten entwickelt zu sehen, ehe er solche Stellungen versteht, und erwartet sie von dem im Prüfen so fleißigen Vf. mit Begierde.

Ungern machen wir auch noch Ausstellungen an der deutschen, nicht ganz consequenten Terminologie. Die Namen der Klassen sind nicht wohlklingend: z. B. auf Cl. IV *Spitzkeimer* folgt Cl. V *Zweifelflumige*, Cl. VI *Ganzblumige*, Cl. VII *Kelchblühige* u. s. w. Eben so im Einzelnen. Auch die Wörter: *Lippenblüthler*, *Saumbüthler*, *Drehblüthler*, *Aehnlichblühige*, möchten wir nicht für glücklich gewählt halten.

Der Reichthum an neuen Gattungen, aus grosser Belesenheit hervorgegangen, verdient alle Achtung und Anerkennung. Leider nur sind zu viele darunter, die nicht haltbar sind und es nicht seyn dürfen. Möchte doch der Vf. die festen Grundsätze der phil. botanica dabey nicht vergessen haben! Was sollen die Namen unbekannter und solcher Personen, welche in der Wissenschaft sich nur geringes Verdienst erworben haben? An welche botanische Verdienste erinnert *Weinreichia*, *Wilhelmsia*, *Ebelingia*? Wir könnten noch manches gar schwache Subject andeuten, was hier zu freygebig seinen Platz gefunden hat. Solche Verschwendung vernichtet den Werth dieser Ehre in den Augen derer, für die sie nach Verdienst ertheilt wird. Auch die doppelten Ehrentitel sollten vermieden seyn. Wir finden hier *Korria* und *Bellendena*, *Gay-Lussacia* und *Lussacia*, *Camissonia* und *Chamissoa*, *Aylmeria* und *Lambertia*, *Belvisia* und *Palisota*, *Fridericia* und *Zollernia*.

Doch genug der Aussetzungen, die uns sowohl die Wichtigkeit des Gegenstandes, als die Achtung vor dem Buche abdrang, welches, wenn auch seine Anordnung keinen Eingang finden sollte, doch als vorzügliches Repertorium der *Genera plantarum*, mit treuer Autoritätsangabe und Synonymik, und einem höchst reichhaltigen Register, seinen Werth hat.

LITERATURGESCHICHTE.

PRAG, b. Straschyrpka: *Historie Literatury Czeske* pracy Josefa Jungmanna, d. i. Geschichte der böhmischen Literatur von Joseph Jungmann, Prof. humaniorum in Prag. 1825. 706 S. 8. (3 Fl. Conventionsgeld.)

Dieses merkwürdige Buch hat folgende Einrichtung. S. 1—6: Von den Slawen im Allgemeinen; die Böhmen hatten vom Anfange des 8ten Jahrh. ihre Fürsten. S. 2 giebt Hr. J. den Böhmen, (Rec. möchte auch im Deutschen lieber den Tschechen sagen,) nebst den Mähren und ungrischen Slowacken der Zahl nach den dritten Platz unter den Slawen; denn den ersten nehmen die Russen, den zweyten die Polen ein. Das Altslawonische rechnet Hr. J. unter das Russische. Vom Kleinrussischen sagt er nichts. §. 4. S. 4: Das Böhmische oder Czechische ist ein abstammender Dialekt von den Slawen an der Donau.

Diese dürfen wohl ihre Sprache weniger verändern haben, als die Böhmen selbst. Eintheilung der Literatur: 1) die alte, von 550—1620; 2) die zweyte Periode oder die mittlere, 1620—1774; 3) die neuere, 1774 bis jetzt. Die erste Periode enthält 5 Unterabtheilungen. 1. Abth. S. 6: Die Czechen wandern in Böhmen ein 550, weil sie in Ungarn von den Bulgaren gedrängt werden. Die Gegend um Prag wird den Czechen zu Theil, hievon entsteht der Name des ganzen Landes. Das Volk bildet sich nach und nach aus; Czech, Samo, Krok, die Fürstin Libusa regieren ihr Land unter dem Beystande der Kmeten (Lechen, junger Helden, Ritter) und Wladyken (Fürsten, Herrep). Von Premysl entspriest der Herrscherstamm zu Wyszehrad 823. Diese ganze Periode dürfte mehr mythologisch und erdichtet, als wahr seyn. S. 9: Sänger gab es unter den Tschechen; aber alles hat die Zeit und das Christenthum verwischt. Nur Namen der Flüsse, Berge, Städte und einiger Fürsten haben sich erhalten. Die Fuldischen Annalen 872 führen 5 böhmische Woywden, *duces*, Fürsten, an, und darunter scheint ein, Herimann, einen deutschen Namen zu haben. Als auch hier ein Ariminus! Die zweyte Abth. geht von 876, von der Einführung des Christenthums bis zum König Johann dem Lützelburger. §. 10: Politischer Stand Böhmens. §. 11: Bildung des Volkes *osuwjenj*. Seit Karls des Gr. Kriegen fangen die Slawen an sich zum Christenthume zu neigen 805. In Mähren ist Moimar Christ 824. Rastislaw, Swatopluk Koczel, die Heiligen Cyrill und Method führen die griechische Liturgie in Mähren ein, aber nicht in Böhmen. Hier kommt das Christenthum von lateinischen Priestern aus Regensburg (Rezen) her 845. Nebst Borzywog (lies Borschiwoy) lassen sich noch 13 andere Fürsten, Wladyki, Woewody, taufen. Doch geht die Einführung des Christenthums nicht schnell von Statten. Erst 874—880 wird es herrschend, Rec. setzt hinzu: wie überall in der Slawen- und Deutschen-Welt. Es ist auch Sitte gewesen, nicht eher die Einführung des Christenthums als gültig anzusehen, als bis eine völlige lateinische Hierarchie eingerichtet wurde, und diese fand nicht sogleich Statt. So war es in Lithauen; drey Vierteltheile des Landes waren Christen, ja zwey Drittheile hatten schon seit undenklichen Zeiten als griechische Christen ihre 6 Bischöfe, aber das ist alles für nichts, bis die lateinischen Bisthümer Wina und Samogitten errichtet wurden, 1384. Dies Datum galt erst zur Angabe der Einführung der christlichen Religion in Lithauen; so war es auch in Böhmen und Polen. Schon längst war auch in Mähren und Ungarn, an der Grenze von Bulgarien jenseit der Donau, auch dießseit in Oberungarn in Großmähren, auch wohl wo sonst noch mährische Fürsten über Slawen herrschten, das Christenthum nach griechischem Brauche eingeführt. Vielleicht war, die von Chrysostom erwähnte sarmatische heilige Schrift gothisch-deutsch und gothisch-slawisch, doppelt, vielleicht in einer vorcyrillischen Schrift,

Irft, aber das alte Christenthum wird nicht ge-
 ehnet. Ob das böhmische Mähren an der nördli-
 en March Morawa jemals von Cyrill und Method
 lehrt worden, ist problematisch; ob Böhmen je-
 als zuerst griechischen Ritus gehabt habe, ist un-
 weislich; aber in der ganzen Slawenwelt war die
 nführung des Christenthums älter, als die Ein-
 führung der lateinischen Hierarchie. Ueberall findet
 man davon Spuren. Ganz Böhmen ward erst 995
 ristisch nach dem lateinischen Ritus. Doch hob
 s Heidenthum noch dann und wann sein Haupt
 hervor, und Bretislaus 1092 mußte noch heidnische
 ebräuche, Zauberey und Wahrsagerey verbieten,
 o wie der heilige Unwurm im Erzstifte Bremen
 noch drittehalbhundert Jahren (1052) nach der Be-
 ehrung der Sachsen 12 heidnische Heiligthümer
 orfand. Man kann es den christlichen Bekehrern
 nicht verübeln, daß sie die heidnischen Gebräuche
 nicht aufbewahren oder aufzeichnen wollten, sondern
 bald wie möglich in Vergessenheit zu bringen such-
 en und nur auf strenge Beobachtung des äußern Chri-
 enthums hielten, da zu dem innern Christenthum
 das ungebildete Volk zu roh war. Die Böhmen ha-
 ben doch noch fast unter allen slawischen Völkern
 als Andenken an ihre alte Mythologie am meisten
 erhalten, doch weiß man nicht recht, wie viel man
 Neues dazu erdichtet hat, denn die Gebirgsvölker
 sind immer zur Dichtkunst mehr geneigt, als andere
 der Ebene, und so wie Böhmen jetzt vielleicht
 aus eben dem Grunde in der Musik die erste Rolle
 spielt, so würde es auch in der Dichtkunst die erste
 Rolle gespielt haben, wenn nicht seine Schicksale
 daran gehindert hätten. Es hat wenigstens die
 meisten poetischen Sagen. S. 17 beschreibt Hr. J.
 die Einführung der Klöster und Orden in Böhmen.
 S. 19: Bergwerke, 1300. Land- und Stadtrecht, um
 ben diese Zeit. Magdeburger Recht hat Leitme-
 rz; Slan, Lana, Brüks, Kuttenberg Judenrecht
 267. Nun kommen auch schriftliche Denkmäler.
 Das angebliche Lied des heiligen Adalbert († 983):
pospodyne pomiluy ny, Herr erbarm dich unser; die
 älteste Handschrift davon ist von 1397 in der Prager
 Bibliothek; ein anderes Lied haben die Polen: *Bor-
 uroditza Marya Matko zwolena*. Einige andere
 weltliche Lieder führt Hr. J. an. *Snemy*, Reichs-
 age? Libusa's Gericht will *Dobrowsky* nicht als echt
 ansehen. Die Königshofer Lieder sollen zwischen
 1290—1310 gedichtet worden seyn. Sie sind schön
 und auch deutsch heraus von Hn. *Hanka*, 1819. In
 der 5ten Abtheilung unter Johann dem Lützelburger,
 1410—1419 unter Hufs, kommt schon mehreres vor.
 König Johann, halb Deutscher halb Franzose, hatte
 auf die Literatur wenig Einfluß, weit mehr der
 Kaiser Karl IV, 1349—1378. Jetzt wird Böhmen
 blühend, die Gerichtspflege wird verbessert. *Ma-
 rta Carolina*, zwey mährische Landtafeln. Nun
 scheinen auch böhmische Geschichtschreiber.
 Man schrieb sie nur Latein. Karl IV war nicht
 so sehr für die slawisch-böhmische Literatur, sondern
 mehr für die altslawonische ein wahrer Beförderer.

Die slawischen Mönche im Kloster Emaus, aus
 Croatien vertriebene Benedictiner, Glagoliten, stif-
 tete er, 1346. Auch seine Gemahlin Elisabeth liebte
 das Böhmische. Ihre Löffel hatten in böhmischer
 Sprache die Inschrift: Was Gott will, muß gesche-
 hen! Doch nun zeigen sich auch Germanismen, S. 89,
 welche die altslawonischen Wörter verdrängen. *Da-
 nemit's* Reimchronik 1310, gedruckt 1620 und von
Prochaska neu aufgelegt 1786. Romane, *Tristram*.
 Gedichte. Die Chronik des *Martini Poloni* 1586, eine
 Römische Kaiserhistorie. Die Trojanische Geschichte
 von *Guido de Columna*; *Pulkawa*, der erste Ge-
 schichtschreiber in Prosa 1374, gedruckt erst 1786,
 auch von dem verdienstvollen Arzt *Prochaska* her-
 ausgegeben. Alles in allem 109 Schriften führt Hr.
 J. in diesem Zeitraume auf. So viel hatte wohl da-
 mals keine andere slawische Nation. Die 4te Ab-
 theilung S. 62 geht von 1410—1526, bis Ferdinand I.
 Der Vf. zeigt erst den politischen Stand Böhmens,
 dann die Bildung des Volks, hierauf den Zustand
 der Sprache. Der politische Stand Böhmens ver-
 schlimmerte sich unter Kaiser Wenzel I. Doch
 bildete sich die Sprache aus; selbst die Religions-
 streitigkeiten unter Hufs und dem einfältigen Bi-
 schof Zbinko trugen zur Bildung der Sprache vieles
 bey. Die Hussiten schrieben schön böhmisch. *Ziz-
 ka's* Briefe, freylich nur Copieen, sind voll Feuer.
 Der Schlachtgesang der Böhmen: *Nepryatel se ne
 bojte*, fürchtet euch nicht vor den Feinden! tönte
 fürchterlich vor den Ohren ihrer Gegner, aber in
 Böhmen selbst fand Hufs eifrige Feinde. Seine Par-
 tey theilte sich in mehrere Unterabtheilungen. Sie
 verfolgten oft einander selbst, und Roms Politik
 triumphirte nach und nach über die Tapferkeit der
 nichtkatholischen Böhmen. Hussitische Bücher wur-
 den zeitig verbrannt:

*Zbynek zagio Abeceda, spalil knihy nie nie weda oder
 Ereybiskup abeceda etc.*

Der Erzbischof Zbinko von Hasenburg verbrannte
 die Bücher, ohne sie zu lesen, S. 85. Aesop's Fa-
 beln, nicht vom h. Cyrill, sondern von Cyrill de
 Quidenon d. i. Guidone bey Lucera im Neapolitani-
 schen. Der Rath der Thiere, 1495; in das Latein
 übersetzt von D. *Antonin* 1521, Cracau 4to, ist ur-
 sprünglich böhmisch, ward zuerst böhmisch ge-
 druckt 1528, dann 1628, 1814 wieder aufgelegt. Die
 ganze 4te Abtheilung hat 658 Schriften. Auch jetzt
 konnte man noch sagen, welche slawische Nation
 hatte damals so viel? Sehr interessant ist S. 122
 bis 127 das Verzeichniß der Bibeln und biblischen
 Bücher, Handschriften von Nr. 302—335, in allem
 33 — drey gedruckte Bibeln, 1488 zu Prag, 1489 zu
 Kuttenberg, 1506 zu Venedig in Italien (böhmisch
 Benatki). Merkwürdig ist es, daß Wien und Vene-
 dig bey allen slawischen Völkern so viele Namen
 haben: Wieden, Wiemo, Wien. Benatki böhmisch,
 Mliecko serbisch, Venedig.

Auch im 5ten Zeitraum 1526—1620 blühte die
 böhmische Literatur immer mehr und mehr auf. Der
 böh-

böhmische Adel kultivirte mit Eifer seine Muttersprache, 1610. Werke zählt der Vf. 318. Auch jetzt noch konnten die Czechen fragen: hat wohl ein anderes slawisches Volk so viel? Interessant ist die Fortsetzung des Bibelstudiums und auch die Zunahme in der Rechtsgelehrsamkeit, die sich hier zeigt. Die mancherley Ausgaben der Gerichtsordnungen findet man S. 256: böhmische, mährische, schlesische von Teschen, Oppeln und Ratibor. Stadtrechte mancherley. Vom Magdeburger nur Auszüge und Vergleichungen 1571, S. 239. Die Jurisprudenz geht bis S. 256 und zählt nahe an 200 größere und kleinere Werke. Nun kommt S. 321 die zweyte Periode, die mittlere, der Verfall der böhmischen Sprache von 1620 — 1774. In dieser Periode zählt der Vf. 1848 Werke binnen 154 Jahren; aber wenn es gleich auch noch ein und anderes gutes Werk darunter gab, so waren sie weder an Sprache noch Gehalt denen 1610 Werken gleich, die von 1526 bis 1620 binnen 106 Jahren erschienen waren. Die Jesuiten waren die ärgsten Feinde der böhmischen Literatur. Kopiasch verbrannte ohne Unterschied katholische und protestantische Bücher, sobald sie nur alt waren. Die dritte Periode hebt 1774 mit der Aufhebung der Jesuiten an. Schon unter Maria Theresia ward es besser, noch besser unter dem hochherzigen Joseph II. Allerdings hatten Balbin und einige gelehrte Jesuiten ihre Verdienste um die böhmische Literatur selbst, aber sie schrieben meistens lateinisch, oder deutsch, und obendrein schlecht deutsch. Auch litten sie neben sich keine Concurrenz. Böhmen hatte 154, Mähren 75 Klöster, Joseph hob in Böhmen 71, in Mähren 41 Klöster auf, die Jesuiten ungerechnet, S. 476. Was Joseph II. noch mehr that, ist bekannt, er gab Religionsfreyheit; 1775 besuchten nur 14000 Kinder Schulen, 1785 117,733, 1789 239,442. S. 619 zählt der Vf. 1353 Weber binnen 50 Jahren. Jetzt können aber die Böhmen nicht mehr fragen: hat irgend ein anderes slawisches Volk so viel? Rec., der kein geborner Böhme (Tscheche) ist, kann über den Stil des Vfs nicht urtheilen, doch dünkt ihn, daß er gut seyn müsse und sich dem goldenen Zeitalter nähern könne (1540 — 1620), weil es ihm (dem Rec.) so leicht ward alles zu verstehen; es dünkte ihn, daß er den *Hagak*, der sehr gut schrieb (1540), oder irgend einen alten Böhmen lese. Ungern vermißt Rec., daß Hr. J. keine Erwähnung davon gethan, 1) daß in den Herzogthümern Zator und Auschwitz auch in Polen bis etwa 1568 die böhmische die Gerichtssprache war; daß man böhmische Urkunden dort findet; 2) daß eine Klage des *Lucas Gornicki* nicht anführt, daß man in Polen (1535) es für schön gehalten haben, Czechen in ihre Reden einzuflicken, und statt *stary* dafür, *slawy* gesetzt haben. Zum Schlusse führt

auch Rec. noch *matko* (mutter) was dem Vf. nicht bekannt seyn konnte. Auch in Krakau wurden mehrere böhmische Bücher zu Anfang des 16ten Jahrs gedruckt, Kalender und Gebetbücher. Rec. hat auch Handschriften gesehen, die halb böhmisch halb polnisch sind. Aus einer, wovon nur ein Fragment übrig ist, führt er das Vater Unser an: *Otane nas, gony gony na nebesyach, omyczmy* *gnano tiog, prazduw krolestwo n. s. w.* Will man diese, als ganz böhmisch gelten lassen, so mag es seyn. In Polen brauchte und las man viel böhmische Bücher. Die ersten Drucke Polens sind von Czechen. Jetzt wird in Polen wohl nichts mehr böhmisch gedruckt, als nur zu Czenstochan: das Gebetbüchlein *Uieczka Krasnikowa* in 8vo, wovon Rec. ein Exemplar von 1800 vor sich hat. Auch deutsch, unter dem Titel: Maria, die Zuflucht, die Trösterin der Sünder — kommt dieses Büchlein vor.

Die böhmische Gerichtssprache hörte in Schlesien im preuss. Antheile erst 1740 auf. Doch hat das Böhmische weiter keinen sonderlichen Einfluß auf das Polnische in Oberschlesien gehabt, als da man auch dort die neudeutsche Construction *tertium pluralis* in der Antedé Sie, *oni*, eingeführt hat. *Petke's* Geschichte der deutschen Sprache in Böhmen ist auch sehr interessant, und eine deutsche böhmische Literatur und eine lateinische nach Art dieser böhmischen wäre wohl zu wünschen.

SCHÖNE, LITERATUR.

Leipzig, b. Zarges u. Comp.: *Die sieben Heirathen des Elias Galland*. Von L. B. Picard. Deutsch von Fr. Gleich. Zwey Thle. 8. 1829. (2 Rthlr.)

Bei einem neuen Roman des Hn. Picard weiß man immer schon voraus, was man zu erwarten hat. Eine locker geschürzte Intrike, Ereignisse ohne große Wichtigkeit, die aber leicht dargestellt sind; flache Charakteristik, eine hüpfende französische Laune, die angenehm berührt, ohne tief einzudringen; ansprechende Scenen aus der Gegenwart oder der nächsten Vergangenheit, ein geringer Anflug von Sentimentalität — das sind die Hebel, welche Picard gewöhnlich in Bewegung setzt, und wir nicht mehr verlangt, wer solche Erzeugnisse, ohne von dem Begriffe eines Kunstwerkes auszugehen, nur in der Absicht zur Hand nimmt, einige müßige Stunden zu verkürzen, der wird seine allerdings gemäßigten Forderungen befriedigt finden. Von dem nämlichen Gesichtspunkte, unter dem im Allgemeinen die Unterhaltungsschriften des Hn. P. stehen, sind auch diese *sieben Heirathen des Elias Galland* zu betrachten. Hr. Gleich ist als geschickter Uebersetzer bekannt und hat sich auch hier aufs neue als solcher bewährt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

May 1830.

GESCHICHTE.

LONDON, b. Whitaker: *A Dissertation on the Passage of Hannibal over the Alps.* By H. L. Wickham and J. A. Cræmer, late Students of Christ Church, Oxford. Second edition. 1828. XXV u. 235 S. 8.

Schon im Alterthume war man, wie uns Liv. XXI, 31 berichtet, nicht einig darüber, wo Hannibal bey seinem Zuge aus Spanien nach Italien über die Alpen gegangen sey. Nach dem Polybius bey Strabo (VI, 3. 12) gab es nämlich 4 Alpenpässe: 1) die *Alpes maritimas* (der südlichste Uebergang), 2) die *salutis Taurinos* oder die sogenannten Kottischen Alpen (*M. Genevre*), 3) die *Alpes Grajas* (kl. Bernhard) und 4) die Rhätischen Alpen (*M. Peninus*, jetzt gr. Bernhard). Den ersten dieser Wege läßt ihn keiner der Alten gehen, und sie waren also nur in Hinsicht der drey übrigen getheilte Meinung. Gewöhnlich glaubte man, Hannibal sey über den *Peninus* gegangen (Liv. I. c.); *Coelius Antipater* hingegen, ein Zeitgenosse des Polybius, war der Meinung, daß er über das *jugum Cremonis* (Andere lesen *Centronis*, wahrscheinlich *M. Grammont*, am kl. Bernhard), gegangen sey. Livius aber verwirft diese beiden Uebergänge und behauptet, der *M. Genevre* sey der Uebergangspunkt gewesen; weil alle darin überein kämen, daß Hannibal im Lande der Tauriner von den Alpen herabgestiegen sey. Hieraus aber folgt, daß er über den genannten Berg ging, weil der Weg über denselben ins Land der Tauriner führte. Mit dieser Behauptung des Livius stimmt selbst Polybius III, 56 u. 60, vorausgesetzt, daß er recht erklärt wird, wovon weiterhin die Rede seyn wird, desgleichen Strabo I. c. und Appian b. Hannibal. cap. 4, 5 überein.

In unseren Zeiten ist man nicht nur in die 3 genannten Uebergänge, sondern in mehrere (den *Cenis* und *Viso*) getheilt, und der Streit über den Zug des Hannibal über die Alpen ist zwischen den Engländern und Franzosen, so zu sagen, ein Nationalstreit geworden, und man ist nicht bloß wegen des Uebergangspunktes, sondern auch wegen der verschiedenen dahin führenden Wege uneinig. Die englische Parthey nimmt den *Polybius* zu ihrem Führer; die französische den *Livius*, welchen sie mit einem zu vereinigen sucht. Denn diese beiden Schriftsteller betrachtet man hierbey mit Recht als die wichtigsten. Zur ersteren Parthey gehören:

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Gibbon (*Miscellan. Works*, Vol. II. S. 182 sq. und Vol. III. S. 199); der General *Melville*, ein Schotte, dessen Entdeckungen, die er auf seiner Reise durch die Alpen in Hinsicht auf den Zug des Hannibal gemacht hatte, der Genfer Gelehrte *de Luc*, in *Histoire du Passage des Alpes par Hannibal*. Genf 1818, und in einer zweyten Auflage 1825, dem Publicum mittheilte und *Melville's* Ansichten mit neuen Gründen zu befestigen suchte; und früherhin *Whitaker* in *The course of Hannibal over the Alps*. London 1798. 2 Voll. 8. An diese Parthey schloß sich nun die Verfasser der vorliegenden Schrift an, in so fern auch sie dem *Polybius*, und *Gibbon's* Urtheile über den *Polybius* und *Livius* folgen. In der Absicht, den Weg des Hannibal genau auszumitteln, bereisten sie zuerst 1819, und noch einige Male, auf verschiedenen Wegen die Alpen; hatten den *Polybius* und die Schrift des *de Luc* bey sich und fanden, wie sie sagen, den von dem Letztern angegebenen Marsch des Hannibal; mit dem *Polybius*, wenige Punkte abgerechnet, genau übereinstimmend. Deshalb versichern sie, daß Hannibal, vermöge des Weges, welchen *Polybius*, wie sie sagen, deutlich (s. die Vff. S. 10 u. 190) und genau (S. 7) angebe; besonders wenn man die von ihm (III, 39. 49. 50) mitgetheilten Entfernungen und ganz besonders die natürliche Beschaffenheit der Wege zu Hülfe nehme, nirgends wo anders als über den kl. Bernhard gegangen seyn könne. Der auf ihrer Charte rothgezeichnete Weg dahin geht von *Roquemaure*, wo Hannibal über die *Rhone* setzt, an diesem Flusse bis *Vienne* hinauf. Von da wendet er sich östlich durch die sogenannte Insel, wo die *Allobroger* wohnten, über den *M. du Chat*, wo die Vff. den Fuß der Alpen annehmen, nach *Chambery* und *Montmelian*, und von hier an der *Isere* weiter über *Conflans*, *Moutier* und *Scez* nach dem kl. Bernhard, als dem Uebergangspunkte. Von diesem Berge läuft er zuletzt an der *Doria baltea* hin über *La Tuille*, *Aosta* und *Ivrea* durch das Gebiet der *Insabres Libicii*, welche die Vff. als das erste Volk, zu dem H. in Italien kommt, annehmen, nach *Turin*.

Diesen Weg, welchen *Melville* und *de Luo* angegeben, haben die Vff. mit neuern Gründen unterstützt und glauben dadurch dem Streite ein Ende gemacht zu haben. Sie bemerken dabey (Vorrede 1. S. 17), daß, obgleich *Coelius Antipater*, zur Zeit der Gracchen, derselben Meinung gewesen sey, die sich auch in den Sagen des Landes erhalten habe, sie den-

Fff

dennoch zuerst von *Melville* von neuem belebt und mit den sichersten Gründen, welche sie selbst noch vermehrt hätten, unterstützt worden sey.

Der wichtigste Schriftsteller von der französischen Parthey, an deren Spitze *Folard* (in seiner Uebersetzung des Polybius T. IV. p. 86 sqq.) steht, ist unstreitig *Letronne*, welcher die Schrift des de Luc zuerst im *Journal des Savans*, Jan. 1819, prüfte und auf die Gegenschrift des de Luc wiederum ebendasselbst, Dec. 1819, antwortete. Ausser diesem gehören hierher *Larauza* (*Histoire critique du passage des Alpes par Annibal*. 1826) und *Napoleon* in *Mélanges historiques* Vol. II. Mehrere andere auch deutsche Gelehrte, welche an diesem Streite Theil genommen und unter denen *Mannert* und *Reichard* hierbey eine vorzügliche Stimme haben, finden sich, nebst dem Resultate ihrer Schriften, verzeichnet in *Zander's* Heerzug über die Alpen. Götting. 1828. 8., welche Schrift in dieser A. L. Z. 1829. Nr. 57., worauf sich Rec. bezieht, beurtheilt worden ist.

Was nun die gegenwärtige Dissertation unserer Vff. betrifft, so erschien sie zuerst 1820 und hat in der Hauptsache keine bedeutenden Veränderungen in dieser zweyten Auflage erlitten. Sie hat nur, nach der Versicherung der Vff., durch eine zweyte Untersuchung des betreffenden Locals und anderer dahin gehörigen Dinge noch mehr Bestätigung erhalten. Auch habe *de Luc* in einer zweyten Auflage seiner Schrift fast in allen Stücken, worin die Vff. von ihm abweichen, ihre Meinung angenommen. Sie ist in 10 Kapitel und einen Anhang getheilt. Das erste handelt von dem historischen Charakter des Polybius; auf dessen Glaubwürdigkeit die Vff. sich hauptsächlich stützen und von der früheren Geschichte der Alpen. Das zweyte erzählt den Marsch des Hannibal aus Spanien bis an die Rhone und den Uebergang über dieselbe, und das dritte bis zum ~~ersten~~ den Zug des Hannibal von der Rhone bis zur Höhe des kl. Bernhard. Kap. 7 handelt vom Herabwege von den Alpen und der Ankunft im Lande der Insubrer. Kap. 8 wird Livius und dessen Weg; Kap. 9 die Meinung des *Letronne* und Kap. 10 die des *Folard* und Anderer geprüft. Im Anhang sind die betreffenden Kapp. des Polybius III, 34. 39. 42—60 übersetzt; dann eine kurze Geschichte eines silbernen Schildes, den man in dem Dorfe Passage in der Dauphiné gefunden hat, und zuletzt die Entfernungen der Oerter, über die Hannibal auf seinem Zuge nach Italien kam oder gekommen seyn soll, aus dem Itinerario des Antoninus mitgetheilt. Voraus geht eine Charte von Arrowsmith, worauf der Weg des Hannibal von der Rhone bis Turin angegeben ist, 2) ein Abriss des Passes über den kl. Bernhard, 3) eine Abbildung des gefundenen Schildes, und 4) ein Abriss des Passes über den M. du Chat.

Da diese Schrift nicht nur die neueste, sondern auch die ausführlichste über diesen vielversprochenen Gegenstand ist, deren gute Aufnahme durch eine zweyte Auflage bestätigt ist, und deren Resultat

bereits einige unserer Flugblätter verbreitet haben: so erfordert es die Pflicht des Rec., sie, so weit es der Raum einer Recension gestattet, wenigstens in ihren Hauptpunkten gewissenhaft zu prüfen. Um dieses zu thun, werden sich seine Bemerkungen vorzüglich auf Kap. 1 und 8 erstrecken müssen, weil auf diesen Abschnitten die Wahrheit der übrigen hauptsächlich beruht.

Was nun zuerst die Glaubwürdigkeit des Polybius, wovon im 1sten Kap. die Rede ist, betrifft: so ist darüber zu bemerken, dafs, da der streitige Punkt nur der ist, wo ist Hannibal über die Alpen gegangen? aber nicht, was ist ihm auf seinem Zuge begegnet? die geographische Glaubwürdigkeit des Polybius in Hinsicht dieser Frage, von der *historischen* nicht unterschieden worden ist. Denn, wenn man auch die letztere Glaubwürdigkeit diesem sonst trefflichen pragmatischen Geschichtschreiber keinesweges streitig macht: so kann er doch, wenn der Weg des Hannibal über die Alpen ausgemittelt werden soll, deshalb kein zuverlässiger Führer seyn, weil er III, 36 selbst erklärt, dafs, da seine Leute, für die er zunächst schrieb, keine genaue Kenntniß von den Alpengegenden hätten, ihnen auch die Namen (der Oerter, Flüsse) nichts helfen könnten, sondern nur ein leerer Schall für sie seyn würden. Nun macht er sie zwar im Allgemeinen nach den vier Himmelsstrichen mit jenen Gegenden bekannt, nennt aber l. c. c. 47—60 ausser den Allobroger und Insubrer kein Volk und ausser der Rhodanus keinen Fluß, auch keinen Berg oder Ort, noch giebt er sonst sichere Zeichen an, wodurch sich bestimmen liesse, was wir zu wissen verlangen, wo, und zwar genau wo, Hannibal über die Alpen gegangen sey. Polybius bereiste zwar diese Gegenden, wie er uns l. c. c. 48 selbst sagt: „*γνώσεαι καὶ θάλας ἔνθεν*“; allein, wie hier der Zusammenhang lehrt, nicht sowohl um Anderen eine genaue geographische Kenntniß davon zu verschaffen, als vielmehr sich selbst zu überzeugen, dafs die Alpen nicht unbewohnt und unübersteiglich wären, und dafs es keines Wunders bedürfte, wie einige seiner Vorgänger behauptet hatten, um sie mit einer Armee zu überschreiten. Eine seiner vorzüglichsten Bezeichnungen des Weges ist capp. 39. 50, dafs das Karthaginienische Heer *παρὰ τὸν ποταμὸν* durch Gallien über die Alpen gegangen sey; diese aber ist so allgemein, dafs sie natürlich auf mehrere Flüsse und Wege paßt und daher auch auf mehrere bezogen worden ist. S. 11 sagen die Vff. selbst: „hätte Polybius die Namen der Oerter und Flüsse genannt, so würde jeder Zweifel über den Weg des Hannibal gehoben seyn.“ Deshalb sieht man aber auch nicht ein, wie die Vff. den Polybius, in Betreff des auszumittelnden Weges S. 7 *genau* und S. 10 und 190, ihn mit Gibbon *deutlich* nennen und bey dieser Untersuchung überhaupt ganz allein zum Führer wählen konnten. Dies läßt sich schwerlich anders erklären, als dafs sie sich, nebst allen Uebrigen von ihrer Parthey, auf Gibbon's Urtheil über den Polybius und

Avius zu sehr verlassen und die Sache nicht selbst genauer untersuchten. Denn wie ist es wohl möglich, ohne Namen der Oerter, Flüsse u. s. w. einen Weg genau und deutlich zu bezeichnen? Dem Polybius war es als Historiker mehr um die *historische* als *geographische* Genauigkeit bey diesem Marsche zu thun. Das Zweyte, worauf sich die Vff. und zwar hauptsächlich S. 38 stützen, ist die vom Polybius angegebene Länge dieses Weges. — Dieser Schriftsteller giebt nämlich (III, 89) vom Uebergange über die Rhone (wo? bestimmt er nicht) an diesem Flusse hinauf (wie weit? bestimmt er auch nicht) bis zum Fusse der Alpen, 1400 Stadien, oder 175 römische Meilen (die röm. Meile zu 800 Stadien gerechnet) als Länge des Weges an. Diese 1400 Stadien aber theilt er (cap. 49) so ein, daß er vom Uebergange über die Rhone und an diesem Flusse hin *bis zur Insel*, 600 Stadien oder 75 röm. Meilen, in 4 Tagemärschen, und von hier bis zum Fusse der Alpen (wo dieser anzunehmen sey; bestimmt er auch nicht) gegen (sic) 800 Stadien oder 100 röm. Meilen, in 10 Tagemärschen, rechnet. Hiernach also ist der Weg von dem Punkte oben an der Rhone, von wo Hannibal sich östlich wandte, bis zum Fusse der Alpen, 200 Stadien oder um $\frac{1}{4}$ länger und erfordert 6 Tagemärsche mehr, als der vom Uebergange der Rhone an dem Flusse hinauf bis zur Insel. Ob nun gleich die Vff. (S. 38) versichern, sich an die genannten Entfernungen des Polybius *vorzüglich* (*above all*) gehalten zu haben: so sieht man doch durchaus nicht ein, wie dies möglich sey, da sie die Armee bey Roquemaure unten an der Rhone, über den Fluß setzen (S. 40) und an diesem hinauf bis Vienne (S. 53) marschiren lassen, den Fuß der Alpen aber bey Chevelu am M. du Chat (S. 50) annehmen. Denn, wenn man die Entfernungen zwischen diesen Oertern auf der Charte der Vff. auch nur mit den Augen mißt, so ist es klar, daß die Entfernung von Roquemaure bis Vienne viel größer sey, als die von Vienne bis zum M. du Chat. Die letztere aber soll nach Polybius $\frac{1}{4}$ größer seyn als die erstere. Hiernach hat entweder Polybius Unrecht, oder die Charte der Vff. ist unrichtig. Liefsen sie die Armee nur bis zur Isere, wie Andere thun, oder auch etwas drüber an der Rhone hinauf gehen, so möchte der Weg von hier bis Vienne und von diesem Orte bis zum M. du Chat allenfalls für $\frac{1}{4}$ länger als der von Roquemaure bis zur Isere (von der Isere bis Vienne giebt Strabo IV, S. 185, 320 Stadien an) gelten; allein so ist dies nicht möglich, ob sie gleich die Entfernung von Vienne bis zum M. du Chat S. 58, dem Polybius so gemäß als möglich, zu 98 röm. Meilen angeben. Aufser der Allgemeinheit der vom Polybius in Bezug auf diesen Marsch angegebenen Entfernungen ist ferner zu bedenken, daß der Weg durch Gallien zur Zeit des Polybius, nicht eben so wie von Emporium bis zur Rhone (Polyb. I. c. cap. 39) durch Meilensteine ausgemessen war, und daß auch päterhin, wo die Römer mit diesen Gegenden genauer bekannt waren, die Entfernungen der Oerter,

wegen der Krümmung der Wege, verschieden angegeben wurden; wie man S. 98 der Vff. und 117 sehen kann. Deshalb kann dieselbe Anzahl von Stadien auf verschiedene Wege passen, und so ist, nach der Ansicht des Rec., aus den im Allgemeinen angegebenen Entfernungen des Polybius für die genaue Bestimmung dieses Marsches wenig zu entnehmen.

Was nun ferner den Anbau und die Fruchtbarkeit der Gegenden betrifft, worauf die Vff., wegen der Verpflegung der Armee, bey dem von ihnen angegebenen Wege auch Rücksicht genommen haben: so scheinen sie nicht beachtet zu haben, daß Polyb. cap. 60 ausdrücklich sagt, die übriggebliebene Hälfte der Armee sey aus Mangel an Lebensmitteln halb verhungert und verwildert in Italien angelangt; was mehr auf unfruchtbare als fruchtbare Gegenden hindeutet; besonders wenn man mit der citirten Stelle cap. 55 am Ende vergleicht. Gerade dies würde für den Weg über den Genevre sprechen, von welchem die Vff. (S. 89) sagen, daß eine große Armee ohne Magazine auf dieser Straßse verhungert seyn würde. Dabey weichen auch die Vff. von ihrem Führer ab, ungeachtet sie S. 124 versichern, daß sie sich *genau* (*strictly*) an denselben zu halten bemüht und Andere (S. 38. 51) deshalb tadeln, daß sie dies nicht gethan hätten. Denn nachdem sie gesagt haben, daß die Armee nach Polyb. cap. 39 („*παρ' αὐτὸν τὸν ποταμὸν*“) *beständig* (*constantly*) bis zum Fusse der Alpen an der Rhone hinauf und nicht, nach der Vermuthung neuerer Schriftsteller, von diesem Flusse weg die Isere hinauf marschirt sey: so lassen sie selbst (S. 53) dieselbe bey Vienne von der Rhone abgehen, um den Winkel, den dieser Fluß bey Lyon nach Osten zu bildet, zu vermeiden (was, wie sie S. 53 sagen, Polybius nicht wußte) und führen sie, den gedachten Ausdruck des Polybius im weitern Sinne nehmend, durchs flache Land an gar keinem Flusse hin bis St. Genis am M. du Chat. Wenn aber der Ausdruck des Polybius genau genommen und nichts anderes als die Rhone darunter verstanden werden sollte: so müßte ja Hannibal seinen Weg über *Genf* genommen haben, und also noch nördlicher, als der gr. Bernhard liegt, gegangen seyn; dies ist aber ganz unglaublich (siehe *Wannert* Geographie Th. 9. Abth. 1. S. 37). Deshalb ist es sehr wahrscheinlich, daß Polybius (cap. 39), wie Letronne meint, mit den Worten: „*παρ' αὐτὸν τὸν ποταμὸν*“, im Allgemeinen nur die Richtung des Marsches, ohne den Punkt bis zu welchem zu bestimmen, habe andeuten wollen; cap. 60 aber, wo er dieselben Worte gebraucht, ist es wahrscheinlich, daß unter diesem allgemeinen Ausdrucke *die Isere* verstanden werden müsse. Dieser Meinung war auch *Schweighäuser* (Polybius T. V. p. 596) anfänglich; nimmt sie aber am Ende der Note zurück, was die Vff. (S. 157) zu ihrem Gunsten bemerken; daran thut aber Schweighäuser, wie wir glauben, nicht Recht, weil, wie gesagt, etwas Unmögliches daraus folgen würde, wenn *ποταμὸς* hier, wie cap. 39, *die Rhone* bedeuten sollte. Auch Li-

vius,

vius, von welchem hernach die Rede seyn wird, läßt die Armee, indem er sie über den M. Genevre führt, immer παρά τὸν ποταμὸν, d. i. wahrscheinlich an der Rhone, Isere, Romanche und Doria bis nach Turin gehen, und kann, wegen dieses allgemeinen Ausdrucks, wenn man beide Schriftsteller recht erklärt, sehr wohl mit dem Polybius in Uebereinstimmung gebracht werden; da die Wege in jenen Gegenden und Zeiten sehr wahrscheinlich meistens nur an den Flüssen hinführten. Sollten sich aber hin und wieder schwierige Passagen auf diesem Wege finden: so finden sich dieselben eben so auf dem Wege der Vff., z. B. der M. du Chat, welches Gebirge Polybius (cap. 49) δυσπρόσοδον und δυσέμβολον nennt (vgl. die Vff. S. 74).

Ein vorzügliches Hinderniß, was Strabo (IV, 6, 12) mit den Worten „δια τῶν Ταυρινῶν, ἢν (ὁδὸν) Ἀννίβας διήλθεν“ den Vff. in den Weg legt, suchen sie durch eine ungewöhnliche Erklärung der Worte des Polybius III, 56 „κατῆρε τολμηρῶς (εἰς) τὰ περὶ τὸν Πάδον πεδία καὶ τὸ τῶν Ἰσόμβρων ἔθνος“ zu beseitigen. Diese übersetzen sie nämlich (S. 114): „he descended boldly into the country of the Insubrians and the plains about the Po“, und halten sie in diesem Sinne für eine vorzügliche Stütze ihrer Meinung. Dessen nach nehmen sie die Gegenden um den Po für den Wohnsitz der Insubrier (Libicii), welche sich auf ihrer Charte an der Doria nördlich von Turin finden und das καὶ explicative, und geben so diesen Worten den Sinn: „in die Gegenden um den Po, d. i. zu den Insubriern.“ Allein jeder Andere wird hier die πεδία περὶ τὸν Πάδον, wo die Tauriner wohnten, von dem ἔθνος τῶν Ἰσόμβρων, welches Volk nicht am Po, sondern drüber wohnte und dessen Hauptstadt Mailand war (Strabo V, 1, 6), und das auch mächtig genug war, um in Verbindung mit den Bögern die Römer bekriegen zu können (Polyb. cap. 40. 44) von den Insubres Libicii, welche gewöhnlich Libicii genannt werden und an der Doria, als ein unbedeutendes Volk wohnten, unterscheiden. Weshalb es denn auch nicht leicht jemanden einfallen kann, wenn er sich nicht, wie die Vff., wegen der obigen Stelle des Strabo in großer Verlegenheit befindet, καὶ anders als conjunctive, wie gewöhnlich zu nehmen und diesen Worten des Polyb. ihren natürlichen Sinn: „er stieg muthig in die Gegenden des Po und (dann) zu den Insubriern von den Alpen herab“, zu lassen. Wenn aber die Erklärung dieser Worte unrichtig ist, so ist es zugleich auch der Schluß, den sie Vff. daraus ziehen, nämlich, daß Polybius sich selbst widersprechen würde, wenn die Worte des Strabo vom Polybius selbst herrührten; denn nach dem Polyb. sey Hannibal von den Alpen zuerst in das Land der Insubrer (Libicii) und dann erst nach Turin gekommen. Doch gesetzt, daß Strabo diese Worte als Eigenthum hinzugesetzt hätte, so müßte er sie doch mit dem Polybius übereinstim-

mend gefunden haben; welches auch deshalb sehr wahrscheinlich ist, weil Livius XXI, 38 sagt: „*inter omnes constet*.“ Hätte dieser, nach unsrer Meinung, sehr behutsame und kritische Historiker den Polybius in jener Stelle anders verstanden, als ihn jeder, die Vff. ausgenommen, versteht, so würde er nicht gesagt haben „*inter omnes*“ und nicht unterlassen haben, über die abweichende Meinung von ihm geachteten Polybius (Liv. XXXIII, 10) eine Bemerkung zu machen. Ist aber dieß so, wie Reversier sich versichert: so folgt zugleich daraus, daß Polybius Uebergangspunkt derselbe sey, den Livius angiebt, und daß der, den die Vff. angeben, der unrichtige sey.

Nicht weniger auffallend übersetzen (S. 52) die Vff. die Stelle des Polyb. cap. 47: „ἡς (Ἀλπεῖς) τὸς ἐπεράρας Ἀννίβας ἀπὸ τῶν κατὰ τὸν Ποταμὸν τόπων ἐμβάλεν εἰς Ἰταλίαν“ zu ihrem Vortheile so: „welche Alpen Hannibal in der Gegend, wo sie an die Rhone stoßen, bey seinem Marsch nach Italien überstieg.“ Diese Gegend aber, behauptet die Vff., sey der M. du Chat, nordöstlich von Vienne, und dieß sey die Strafse, die nach dem kl. Bernhart führe. Wer kann aber wohl gedachte Worte anders übersetzen, als: *welche Alpen Hannibal von den Gegenden am Rhodanus — überstieg*. Ob sie gleich auch in der Ernesti'schen Ausgabe (T. I. p. 318) unrichtig übertragen sind, durch: *ea parte, qua oritur Rhodanus*, so sind sie doch von Schweighäuser T. I. p. 490 *a locis circa Rhodanum* richtig übersetzt.

(Der Beschluss folgt.)

SCHRIFTEN FÜR DIE JUGEND.

MAGDEBURG, b. Rubach: *Der Einsiedler, oder Wilhelms wunderbare Abenteuer, und der Sklav.* Zwey Erzählungen zur belehrenden Unterhaltung für die erwachsene Jugend von C. Hildebrandt. 1828. 331 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die erste dieser Erzählungen ist ein zweyter Robinson, in welchem aus dem ersten manche Einzelheiten getreu copirt sind, und zum Theil sogar zweymal vorkommen, z. B. das Erschrecken Wilhelms vor dem Papagey. Dem Zwecke angemessener ist es, daß Robinson anfangs fast gar keine Hilfsmittel zu einem bequemern Leben hat, als daß Wilhelm gleich ganze Kisten mitbringt. Doch findet sich auch Eigenthümliches. Die zweyte Erzählung schildert die Schicksale eines geraubten und in die Sklaverey verkauften Griechenknaben. Im Ganzen erzählt der Vff. gut und für die Kinder anziehend. Nur muß er sich vor allzu großer Anhäufung des Unwahrscheinlichen, vor unzeitiger Spasmacherey hüten und auf den Stil mehr Sorgfalt verwenden. Ein Mann von großen Umsichten ist undeutsch, da Umsicht keine Mehrheit hat, und mich zureden ein Sprachfehler.

May 1850

REISEBESCHREIBUNG.

WINTERHUR, b. Steiner: *Straßzug durch das östliche Ligurien, Elba, die Ostküste Siciliens und Malta*, zunächst in Bezug auf Pflanzenkunde im Sommer 1826 unternommen von S. Brunner, Med. Dr. in Bern. 1828. XVI u. 884 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 Gr.)

Wir begreifen nicht, warum der Vf. in einer 14 eiten langen Vorrede sich abmühet, die Einwendungen zu widerlegen, die man vielleicht gegen die Herausgabe seines Werkes erheben könnte. Er behauptet sich mit der Versicherung, daß kein wissenschaftlich gebildeter Leser über die Menge der bereits vorhandenen Reisebeschreibungen über Italien klagen, und Niemand unter dem gewählten Titel eine statistisch - geographisch - physikalische Beschreibung von Ligurien, Elba, Sicilien und Malta erwarten werde. Wer kein besonderer Freund der Pflanzenkunde ist, wird ohnehin die absichtlich am Schlusse eines jeden Abschnitts zusammengestellten botanischen Notizen überschlagen; Hr. Dr. B. verließ Genua am 3ten Jun. 1826, um über Quinto, Nervi, das die Schweiz und Deutschland mit Agrumen versorgt, Recco, Chiavari, Lavagna, begünstigt durch seine grauen Thonschiefer, womit die Dächer der ligurischen Hauptstadt und deren Umgegend gedeckt werden, Sestri, mit einer der reizendsten Aussichten, und verschiedene andere Ortschaften nach Spezzia zu wandern. Des letzten Ortes Sehenswürdigkeiten bestehen in dem nach ihm benannten Meerbusen, dem sichersten und größten aller natürlichen Häfen des Mittelmeeres, der berühmten aus dem Grunde der See hervorsprudelnden Süßwasserquelle und dem fünffachen Hafen (Porto Venere). Von Sarzanna, der vorgeblichen Wiege der Familie Buonaparte, wurde nach dem apuanischen Gebirge gelenkt, namentlich nach den lebhaft betriebenen Marmorbrüchen von Carrara und von da über Carrara selbst und Pietra Santa nach Pisa. Diese letzte Gegend, die ehemals dem Meeresgrunde angehörte, war früher dergestalt ungesund, daß z. B. Viareggio auf 15 Einwohner wenigstens Einen am böartigen Wechselieber verlor. Wer würde sich nicht über die vollständig gelungenen Luftverbesserungsversuche mittelst Abzugsgräben und Ventil-Schleusen freuen, welche Giorgini in den *Annales de physique et de chimie*, Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1850.

1825, XXIX. p. 225. bekannt gemacht hat? — S. 26 beginnt der zweyte Abschnitt, ein Ausflug nach Elba, wovon die neuesten Werke über diese Insel von Arsenne Thiebaut de Bernaud, Forbin-Jansson und Ninci benutzt sind. Das gewählte Motto: *Stāt magni nominis umbra*, deutet schon auf manche Einzelheiten über Napoleon's Aufenthalt in Porto Ferrajo. Auch kann der Vf. nicht genug die uneigennützigte Rechtlichkeit seines Cicerone Giuseppe Lazzarini rühmen, der den Beynamen *Cervellofino* (feines Gehirn) führt, und, außer einer vollständigen Ortskunde, auch noch nicht gewöhnliche mineralogische Kenntnisse besitzt. Er empfiehlt ihn unbedingt allen Naturforschern, die etwa wünschen sollten, vollständige Mineraliensuiten von der gebirgigen Insel zu besitzen, von der schon Virgil (Aeneis lib. X. v. 174) sagt: *Insula, inexhaustis chalybum generosa metallis*. Uebrigens beläuft sich die gesammte Volksmenge Elba's, ohne die aus 1000 Mann bestehende Besatzung, auf etwa 14,000 Seelen, wovon 4000 auf die Hauptstadt kommen. Im dritten Abschnitt S. 64 wird die Uebereinfahrt von Livorno nach Milazzo geschildert. In wissenschaftlicher Beziehung sind die dabey angestellten vergleichenden Versuche zwischen dem Woltmann'schen Strommesser oder Rheometer und dem Logg interessant. Nach den Ergebnissen zu urtheilen, dürfte das erste dieser Werkzeuge das zweyte wohl niemals verdrängen. Die Schilderung von Milazzo, auf dessen Rhede (denn einen eigentlichen Hafen giebt es nicht) die Schiffsgesellschaft Quarantaine halten mußte, und von Messina füllt den vierten Abschnitt S. 88. Man wird sie mit Vergnügen lesen, weil der Vf. im hohen Grade die Gabe besitzt, Einzelheiten aufzufassen und sie nach ihren gegenseitigen Beziehungen darzustellen. Dazu kommen eine höchst gebildete Sprache, bey welcher man sehr selten an das Vaterland des Vfs erinnert wird, — und ungewöhnliche Kenntnisse in den verschiedenartigsten Fächern. Hier, wie an andern Stellen des Werkes, erinnern nur gelegentliche Bemerkungen an den eigentlichen Beruf des Hn. Dr. B. Wir rechnen dahin die Beschreibung von verschiedenen Contumaz- und Medicinal-Anstalten, was von dem häufigern Genuße des Gefrorenen in Italien, von den Wassermelonen in Sicilien gesagt wird. Dann gehören auch die vielen über das Klima beygebrachten Thatsachen und die Erwähnung eines besondern Gegengifts bey dem Bisse gift-

giftiger Schlangen. Es besteht in einem Aufgusse der getrockneten Blätter von *Poralea bituminosa* L. Alle diese gerühmten Vorzüge trifft man im fünften Abschnitt S. 119, der die Reise von Messina nach *Dalmea* und die Besteigung des *Monte* beschreibt. Auch hier fehlt es nicht an Berichtigungen der Vorgänger, wie z. B. des Abbate Ferrara, unsers Landsmannes *Kephalides* u. m. A. Der sechste Abschnitt S. 191 erzählt, was dem Reisenden in *Catania*, während eines zweymaligen Aufenthalts in *Syracus* und in dem traurigen *Marzamemi* begegnete, das zwar berühmt ist als Sitz einer bedeutenden Thunfischerey (*Scorpaen Thynnaus*), aber nur eine Stunde von der südlichsten Spitze Siciliens, dem öden *Capo Pachina*, liegt, wo Wölfe schaarenweise hausen. Anschaulich wird hier, wie im ganzen Buche, das Eigenthümliche des südlichen Lebens hervorgehoben, wozu die Bezeichnung der Personen, mit welchen der Vf. näher bekannt ward, nicht wenig beiträgt. Auch sind hin und wieder geistreiche und überraschende Ansichten eingestreut. So wird unter andern an einer Stelle gesagt: „Auf vulkanischem Boden ist Leichtsinns fast einheimisch“, was sich dadurch psychisch erklären läßt, weil Alles, was der Mensch auf solchem Boden genießt, nur Genuß der Gegenwart seyn kann. Ganz besondern Dank muß man es aber H. Dr. B. wissen, das abgedroschene Kapitel der Ueberreste aus dem Alterthum fast unberührt gelassen zu haben. Ganz Sicilien seufzet unter dem tiefsten Elend, der Frucht einer wahrhaft widersinnigen Verwaltung, die unter andern allen Gewerbheiß absichtlich niederdrückt. Freylich wollen die neapolitanischen Großen kein glückliches und starkes Sicilien, weswegen die von dem einsichtsvollen Handelsmann *de Welz* in der Schrift: *Saggio sui mezzi di moltiplicare prontamente le ricchezze della Sicilia*, Paris 1822, (XV u. 137 S. nebst einer Generalkarte der Insel) niedergelegten Vorschläge unbeachtet geblieben sind. Die Ueberfahrt nach *Malta*, der Aufenthalt in *Valetta*, ein Ausflug nach *Civita Vecchia* und die Rückkehr nach *Livorno* füllen den siebenten oder letzten Abschnitt des Werkes. *Malta* ist, wie der Vf. ganz richtig sagt: „ein Uebergangspunkt, für den Menschenbeobachter belehrend wie für den Forscher im Gebiete der übrigen Natur, und in der neuen Geschichte ein Ort von höchster Wichtigkeit.“ Die Reisebeschreibungen von *de Borch*, *Dalmeieu*, *St. Non*, *Houel*, *Brydone* u. m. A. geben über den ältern Zustand Nachrichten. In neuern Zeiten erschließen wieder einige Schriften über diese *ultima Thule* des südlichen Europa, namentlich *Avalos Tableau historique politique, physique et moral de Malte et de ses habitans*, 2e. edition, Paris 1820, 2 Bde. Der Vf. bezieht sich oft darauf. *Valetta* gewährt einen ganz einzigen Anblick, denn hier wußte die Kunst, der Natur zum Trotz, einen nackten, unfruchtbaren Felsrücken mit schwebenden Pallast-Straßen zu überbauen. Für das Auge des Europäers ist daselbst Alles neu und ungewohnt;

Alles, Kleidung, Sprache und Gesichtszüge verrathen die Nachbarschaft Afrika's und den außer-europäischen Ursprung der Bewohner. Eine Menge Gegenstände erinnern noch an die vormaligen Herrscher der Insel, nämlich an die *Johanniter*. Noch jetzt, wie im Alterthume, sind indessen die Bewohner mehr dem Handel und dem Gewinne als den Wissenschaften und den Künsten ergeben. Aus der Zählung im Januar 1826 ergab sich für die Volksmenge der Inseln *Malta*, *Comin* und *Gozzo*, die zusammen einen Umfang von 60 italienischen Meilen haben, eine Zahl von 99,585 Seelen. Familien von 12–15 Kindern sind nicht selten, die würde uns zu weit führen; die von Vf. versuchte ausführliche Schilderung des merkwürdigen Standes in seinen verschiedenartigen Beziehungen zu verfolgen. Aus diesem Grunde begnügen wir uns zwey Bemerkungen daraus zu entnehmen: einmal, daß die englischen Methodisten in *Malta* eine ihrer Stationen aufgeschlagen haben, und dann, daß der *Padre Carlo* in der kleinen Schrift: *Mezzo stabile di prosperità per l'isola di Malta e Gozzo*, *Malta* 1825, seine Landleute auffordert, die Baumwolle nicht bloß zu bauen, sondern auch zu verarbeiten. Der so reichhaltige Streifzug in die auf dem Titel genannten Länder verdiente die vorzügliche äußere Ausstattung, die ihm von Seiten des Verlegers zu Theil geworden ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BÜRCH, b. Schultze's: *Bedenken aus höherem Standpunkte über die religiösen Absonderungen unserer Zeit*, in Bezug vornehmlich auf die neuesten Ereignisse in den Cantonen *Bern* und *Waad* und hieraus abfließende Rätze (abgeleitete Rathschläge) für das kirchliche Publicum überhaupt, die kirchl. Geistlichkeit insonderheit und jed. evangelische Landes-Obrigkeit vornehmlich. Von einem freysinnigen Landmann. 1829. 624 S.

Diese Schrift ist zwar zunächst zu einer Bestreitung und Berichtigung einer von dem Prof. *Wyl* zu *Bern* herausgegebenen Predigt „über die religiösen Partheyungen oder Absonderungen unter uns“ bestimmt, sie enthält aber, auch abgesehen davon, so viele bey den gegenwärtigen kirchlichen Verhältnissen allgemein beherzigungswerthe Andeutungen, daß sie jedem denkenden Religionsfreunde hohes Interesse gewähren muß. Da wir dem Vf. hier nicht in alles Einzelne folgen können, so heben wir nur Einiges, was nicht oft genug erinnert werden kann, aus seinen auf gründliche Sachkenntnis gestützten Bemerkungen hervor. Nachdem der Vf. gezeigt hat, daß die neuesten Separatisten, in der Schweiz meistens *Momiers* genannt, zu denen in Deutschland die neuen Erweckten, sogenannten Evangelischen, Pietisten und Hyperorthodoxen

hodoxen gezählt werden können, welche die allgemeine äußere Kirche als ein „ausgestorbenes, verfallenes Haus“ betrachten, aus dessen Trümmern ihr neues Kirchlein als die wahre Kirche sich erheben müsse, keineswegs nach Aeußerungen des oben erwähnten Predigers, mit den Anachoreten des 4ten und 5ten Jahrhunderts, den Katharern, Waldensern, oder den echten Anhängern *Spener's* und *Franken's*, sondern vielmehr mit den Wiedertäufern verglichen werden könnten; wie ihr Streben meistens aus unreinen Quellen hervorgehe und bestimmten biblischen Aussprüchen widerstreite: beweiset er, daß Manches, was man, am meisten jene Parthey selbst, als herrliche Früchte des frommen Eifers derselben zu preisen pflege, z. B. die Bibelverbreitung, die Missionsanstalten, bey unparteyischer Würdigung in einem ganz andern Lichte erscheine. So bemerkt man z. B. in Basel u. a. O., wie jene Parthey durch ihre Zudringlichkeit den einheimischen öffentlichen wohlthätigen Anstalten viele und zum Theil nöthige Beyträge und Vermächtnisse ableitete; wie in Groß-Britannien bey den schreyendsten Mängeln des Kirchenwesens, des Armenwesens, der Volksschulen, jede der zahlreichen Partheyen bey ihren Bemühungen und Verwendungen nur parteyische Zwecke verfolgt, ohne jene ernstlich zu berücksichtigen. „Man zeige dort, sagt der Vf. S. 21, einen Privatverein, wie vor drey Jahren in Zürich entstanden, welcher die *sämmtlichen Gemeindeschulen* des ganzen Landes durch Verbesserung der Schulmeister-Gehalte, durch Bildung künftiger Schulmänner und durch Pensionen für alte, die für diesen Beruf nicht mehr taugen, in der kurzen Zeit schon bedeutend gehoben hat.“ Sehr beachtenswerth ist, was über das verkehrte Treiben der Bibel- und Missionsgesellschaften gesagt wird. „Das Evangelium will im lebendigen Worte verkündet werden, wie ursprünglich, von Männern, die des Volkes und Landes recht kundig durch ihren Charakter Hochachtung einlösen; Zutrauen und Glauben zu gewinnen wissen, wie Paulus 1 Thess. 2, 1—13. Und ehe Druckschriften bey dem gemeinen Volke nützen können, müssen Schulen errichtet seyn. — Sonst sind Bibel- und Missionsanstalten eitel. — So lange noch im Vaterlande so viel zu thun übrig bleibt, lassen man für entlegene Erdtheile zunächst diejenigen Christenvölker sorgen, „welche in Verkehr mit uns stehen, mehr als 200 Millionen Fl. jährlich abgewinnen, wie England seinem Ostindien, dieselben beherrschen“, und deren unchristliche Herrschsucht bisher gerade der Bekehrung jener Völker so unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte. Wenn einmal durch eine wahrhaft christliche Regierung die Gerechtigkeit einheimisch wird in West- und Ostindien, am Kaukasus, bey den Tataren, Tungusen — dann werden die Heiden von selbst nach dem Glauben verlangen, kraft dessen ihre Herren so milde, weise Väter sind. Auch Christus beschränkte sich auf seine Volksgenossen inner-

halb der Grenzen seines Vaterlandes und befahl seinen Jüngern, ihren Weg nicht zu den Heiden zu nehmen, sondern in die Städte Israels. (Matth. 10, 5. 6.) Erst nachdem sie aus Judäa vertrieben waren, bereiseten die Apostel und Jünger die Niederlassungen der *Juden* im Auslande; und nur wo diese ihnen kein Gehör gaben, widmeten sie ihre Bemühung jedem nächsten des Evangeliums begierigen Heiden (Apostg. 8, 4. 13. 6, 19.). Es bedurfte keiner die Kosten der Reise und des Unterhalts in fremden Landen zusammenbringender Missionsvereine: denn Paulus und Barnabas erwarben ihren Bedarf unter den Heiden mit eigener Handarbeit; und gerade dieses mußte mitwirken, um die Uneigennützigkeit ihres Geschäftes vor jedem Verdacht, als ob sie Gedungene von Menschen wären, zu sichern, und als Beyspiel von Frugalität. „In unserm Lande können wir selbst beides, das wahre Bedürfnis und die zweckdienlichsten Mittel und Wege der Abhülfe ausmitteln, und über die treue Verwendung und ihre Frucht Controle führen, da wir von jener Freygebigkeit in die Weite zwar schön klingende, aber oft unsichere Berichte erhalten, und nicht wissen, wie viel auf dem langen Wege da und dort hängen bleibt. Wer erstaunte nicht, als vor ein Paar Jahren erst ruchtbar wurde, wie überreich die Agenten, Secretäre, Reisende der englischen Bibelgesellschaft sich besolden lassen, während man in frommer Einfalt diesen Weckern und Lobpreisern der christlichen Wohlthätigkeit die uneigennützigste Aufopferung wenigstens ihrer persönlichen Kräfte zutraute.“ (S. 24.) Sehr treffend wird auch bemerkt, wie den angeblich reinchristlichen Anstalten nur Absichten einer Parthey zu Grunde liegen, die nur *ihr*, sehr entstelltes, Christenthum zu verbreiten, *ihr* Reich vergrößern, Creaturen und Diensleute *ihrer* Parthey erziehen will, die dann als Erzieher und Erzieherinnen in Familien, als Lehrer und Lehrerinnen in Schulen, Seminarien — *ihrer* Parthey in die Hände arbeiten; weshalb man um so mehr nur die gemeinchristlichen und kirchlichen Anstalten seiner christlichen Mildthätigkeit und Freygebigkeit genießen lassen sollte, die nicht von einer Parthey gemodelt und dirigirt werden. Im Folgenden weist der Vf. darauf hin, daß die Lehre solcher Separatisten von richtigen biblischen und kirchlichen Principien abweiche, daß Mangel an wahrer christlicher Einsicht und Liebe, Ueberspannung, Einseitigkeit und Beschränktheit sie charakterisire; und verbreitet sich sodann darüber, wie man sich gegen jene zu verhalten habe. Wenn hier unter andern der Rath gegeben wird, daß man den Separatisten in Hinsicht ihres Benehmens in kirchlichen Dingen keine sonderliche Aufmerksamkeit schenke, so möchte dieser doch wohl sehr zu beschränken seyn. Die gegenwärtige mystisch-separatistische Modeepidemie würde sicher nicht zu einer so verderblichen Verbreitung gelangt seyn, wenn man das: *Principis obsta!* dabey in Anwendung gebracht hätte.

Welt

Weit beachtenswerther ist dagegen die Aufforderung an die Kirchenlehrer, daß, da die Sprecher bey den Separatisten durch wirklichen oder affectirten Enthusiasmus für sich und ihre Sache so leicht zu interessiren vermögen, jene dagegen alle Kraft aufbieten, um durch edle, der heiligen Sache würdige, Kopf und Herz ergreifende Beredsamkeit zu begeistern, und auch durch Benutzung der Geschichte und Hinweisen auf die den Separatismus in der evangelischen Kirche, nach dem bekannten: *divide et impera!* fördernden Jesuiten, den pietistisch-separatistischen Verirrungen zu wehren suchen. In Beziehung auf das Verhalten der oberbischöflichen Behörde gegen diese dringt der Vf. mit Recht darauf, daß den separatistischen Vereinen und Conventikeln nicht Begünstigungen, welche selbst der vaterländischen Kirche versagt sind, auf Kosten dieser eingeräumt werden, und daß sie verhindert werden, die Angehörigen der Landeskirche psychisch und somit ökonomisch und politisch zu verderben. „Sobald eine Seuche nicht weiter greifen kann, nimmt sie von selbst ab; unvermerkt treten die Anhänger der Partey zurück, die nicht aus eigenem inneren Triebe, sondern durch Beschwatzungen, Vorspiegelungen oder sonst irre gemacht, beygetreten waren, wenn sie sehen, daß die Sache nicht gehen will. Allein durch Gewährung einer gesetzlosen Freyheit in Sachen gemeinsamer, mehr als häuslicher Belehrung, Unterhaltung, Uebung religiöser Art, so daß man die Separatisten aller Art sich aufs engste verbrüdern und verbünden, sie durch reisende Emissare, Geldcolleoten, Tractätchen und alle Künste der Proselytenmacherey ungestört ihr Werk fördern läßt, wird die Kirche ihnen schändlich preisgegeben und verrathen.“ (S. 49.) Um aber den Separatisten nicht Veranlassung zu dem Vorwurfe zu geben, daß die Kirche „ein ausgestorbenes verfallenes Haus“ sey, so suche man auf angemessene Weise Kirchlichkeit zu befördern. Dahin gehört, daß man das oft höchst abschreckende unsaubere, dumpfe, feuchte und kalte Lokal der kirchlichen Versammlungen zweckmäßig verbessere, daß man statt der unverständlich gewordenen alten Bibelübersetzungen von *Piscator*, *Luther*, statt der veralteten Katechismen, Gesangbücher und Liturgien, solche mit Lehrweisheit einführe, welche den Fortschritten der Cultur und Wissenschaften entsprechen. Mit Nachdruck schildert der Vf. die großen Nachtheile, welche aus der Vernachlässigung jenes Gegenstandes, „auf welchen schon der Graf Zinzendorf 1739 aufmerksam machte, unvermeidlich hervorgehen müssen. „Möchten doch, setzt der Vf. S. 55 hinzu, die protestantischen Fürsten und Obrigkeiten allzumal es einsehen, daß, wenn man es gerathen findet, nach *papistischen* Maximen nicht mit den Zeiten fortzuschreiten, son-

dern die oberbischöfliche Klugheit bloß in Verewigung des Altherkömmlichen setzt, es der Kirche geht wie einem Hause, dessen Eigenthümer Generationen hindurch weiter nichts als die Schäden, wenn sie allzu sichtbar werden, verkleistern, und seine Wurmstichigkeit ignoriren, die unmerklich eingeschlichenen Mißbräuche und Vernachlässigungen mit einbegriffen. Muß nicht am Ende ein solches geführtes Kirchenwesen, wie Staatswesen, eine Revolution leiden, wenn noch etwas Kräfte übrig sind, oder in Lethargie verfallen, wo dann seine äußern Feinde die leichteste Arbeit haben?“ Gegen den leidigen Einwurf, daß die oberbischöfliche Behörde zu sehr auf das Volk (eigentlich nur das Pöbel) Rücksicht zu nehmen habe, nicht immer thun dürfe, was an sich wahr und gut wäre, wird bemerkt, daß einerseits der Mangel an kirchlichem Sinn und Gemeingeist, andererseits die noch so vorherrschende papistische Anhänglichkeit an äußerliche Dinge großen Theils von der mangelhaften Verfassung und Organisation der Kirche herrühre, welche der letztern zu wenig Einfluß auf ihre Gesellschaftsrechte und zu wenig kirchliches Leben gestattet. Man biete dem Volke nur Besseres dar, mache die Vorzüglichkeit desselben vor dem Herkömmlichen bemerklich; aber man zwinge nichts auf oder ab. Mögen irmerhin einzelne Gemeinden bey dem Alten bleiben, während die Uebrigen das Neue annehmen. Uniformität ist bey Gegenständen, die nach der Geistesbildung, nach der Empfänglichkeit und Fähigkeit bestimmt seyn wollen und ohne Freywilligkeit auch ohne Segen sind, durchaus vom Uebel. Man belehre nur das protestantische Volk auf alle Weise, insbesondere durch tüchtige Geistliche, über seine kirchlichen Angelegenheiten; man lasse es, ohne es, wie bisher in den unbedeutendsten Dingen zu bevormunden, seine evangelische Freyheit üben, und man wird Wunder sehen. Ein ganz neues kirchliches Leben wird die segensreiche Folge davon seyn. — Wenn der Vf. in Beziehung auf Liturgie, Gesangbuch, Ketzismus, die Regel aufstellt: sie dürfen nichts erhalten, was Stark- oder Schwachgläubigen, oder Buchstabendienern anstößig seyn könnte, so wird dieß nur dadurch zu bewirken seyn, daß man sich dabey streng an unzweifelhafte, klare, sinn- und wortgetreu übersetzte Lehrsprüche Jesu und der Apostel hält. Wie Vieles würde auch in dieser Hinsicht zu bessern seyn! „Warum läßt man sonst alle Künste und Wissenschaften Fortschritte machen? Nur die Theologie, die wissenschaftliche und die populäre und das Kirchenwesen sollen zurückbleiben! Es ist inconsequent, einzig darin den Chinesen nachzuahmen!“ (S. 61.) Möge die Stimme des wohlmeinenden und sachkundigen Vfs nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch auswärts, mit Erfolg vernommen werden!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1830.

SCHÖNE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Göschen: *Adam und Eva*, oder die *Geschichte des Sündenfalls*. Ein humoristisches Epos in zwölf Büchern, von Jens Immanuel Baggesen. 1826. 436 S. 8. (1 Rthlr. 18 Gr.)

Die Erzählung von der Entstehung unsrer Erde und ihrer Bewohner, von den Lichtern am Himmel, deren Bestimmung seyn soll, „Tag und Nacht zu machen, und Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre zu geben“, und besonders die Erzählung von dem Sündenfalle Adams und Eva's, wie wir sie in der Genesis lesen, gehört zu den naivsten und sinnvollsten Mythen einer grauen, von keinem Forscherblick mehr zu durchschauenden Vorzeit; und sie ist so höchst ergötzlich in ihrer alterthümlichen Einfachheit, daß wir dem alten Aufbewahrer derselben nicht genug für seine unschriftstellerische Bemühung danken können.

Unzählige Mal ist die verhängnißvolle Nascherey im Paradiese von den Malern, besonders der altdeutschen Schule, mit mehr oder weniger geschicktem Pinsel, in der Regel ziemlich geistlos, dargestellt worden, da es den Meisten nur darum zu thun war, ihre Kunstfertigkeit in Zeichnung oder Colorit am nackten männlichen und weiblichen Körper zu zeigen, wobey der verführerische Apfel, und vollends die Schlange dabey, die Scene erklärte, wenn es auch der mimische Ausdruck in den beiden, oft ganz steif neben einander stehenden Personen durchaus nicht that. Daß aber die neueren Dichter diesen Stoff zu künstlerischer Bearbeitung, verhältnißmäßig, so wenig benutzten, ist aus mancherley Gründen zu erklären, deren Entwicklung indessen hier zu weitläufig seyn würde, so nahe auch die große Verschiedenheit zwischen den Kunstmitteln und Zwecken des Malers und denen des Dichters vor Augen liegt.

Um so mehr Aufmerksamkeit verdient das vorliegende Gedicht von Jens Baggesen, der sich, schon vor einer langen Reihe von Jahren, ehrenvoll auch am nachbarlich-deutschen, wie am vaterländisch-dänischen, Parnass einbürgerte. Es ist seine letzte vollendete, größere Arbeit, an der er, auch unter langwierigen körperlichen Leiden, mit unzerstörbarer Lebendigkeit des Geistes hing. Die Freude, sie gedruckt zu sehen, sollte er aber eben so wenig erreichen, als die Absicht, in seinem Vaterlande zu

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

sterben, denn dicht vor der deutschen Grenze desselben, in dem wohleingerichteten Freymaurer-Krankenhaus zu Hamburg, endete seine unruhvolle Lebensbahn.

Das Gedicht ist, wie der Titel besagt, ein humoristisches Epos, und besteht aus zwölf Büchern, denen noch eine sogenannte historisch-kritische Einleitung, ebenfalls in Versen, vorangeht.

Ob der Dichter seinen Stoff ernsthaft oder scherzhaft behandeln wollte, das hing lediglich von seiner Neigung ab. Der Stoff paßte für das Eine, wie für das Andere. Der Verfasser wählte eine scherzhafte Behandlung. Kein Verständiger wird ihn deshalb tadeln wollen, denn so viele Schwachköpfe auch von der jetzt grassirenden Frömmel-Influenza ergriffen sind, und so viele Heuchler und Schelme auch so thun, als ob sie davon ergriffen wären: so kann doch wohl keinem im Ernst einfallen, jener uralten Volks- oder vielmehr Völkersage die Autorität und den Heiligenschein eines christlichen Glaubens-Artikels beyzulegen.

Daß Baggesen der Aufgabe, die er sich machte, gewachsen war, hat er, der Hauptsache nach, durch die Arbeit selbst vollkommen bewiesen. Rec. hörte sie mit lebhafter Theilnahme schon vor ein paar Jahren in einem Kreise von Freunden vorlesen, und hat sie, mit noch erhöhter Theilnahme, jetzt selbst gelesen. Er glaubt daher, sich manchen Dank bey dem gebildeteren Theile der deutschen Lesewelt zu verdienen, wenn er dazu beyzutragen sucht, auf dieß Werk eine größere Beachtung zu lenken, als ihm bisher, bey der erdrückenden Ueberfüllung unsers literarischen Markts, geworden zu seyn scheint.

Weit entfernt davon, sich selbst mit seiner Arbeit wichtig zu machen, spricht der Vf. in der Einleitung nur in einem scherzhaften Tone darüber. Er nennt sich einmal sogar einen Hanswurst-Homer. Er sagt S. 19, er habe die Urkunde

entwickelt und entfaltet,

Wie Herder, und wie Kant, poetisch, kritisch
schier,

doch daß man diese Aeußerung nicht mißverstehe, folgt gleich der Zusatz:

Doch alles so auf eigene Manier,
Wie mir die Laune kreuz und quer gewaltet.

S. 20 setzt er hinzu:

Weil in der Welt und in dem ganzen Weltlauf alles,

Bis auf mein schlechtes Reimen hier,
Nichts ist im Grund, als deutliche Bewährung,
Entwicklung, Erweiterung, Erklärung,
Und öfters bloße Wiederholung schier,
Des Sündenfalles.

Und am Schluß der Einleitung spricht er sogar folgendes Urtheil über diese und das Gedicht selbst aus:

Doch möcht' ich niemand sie (die Einleitung) zu lesen zwingen,

Denn sie gefällt mir selber nicht.
Wird die Erzählung selbst nicht angenehmer,
Spaziere sie nur gradeswegs zum Krämer,
Und komme wöchentlich mir, Stück nach Stück,
Statt Tags- und Nachts-Journal von ihm zurück!

Letzteres muß Rec. für eine humoristische Uebertreibung erklären; was aber die *Einleitung* betrifft: so bekennt er, daß sie auch ihm, wenigstens zum Theil, nicht gefallen hat. Sie ist an sich überflüssig; einer der Hauptgedanken in derselben, nämlich der, daß die Geschichte des Sündenfalles ursprünglich von keinem *Juden* herrühren könne, weil sonst Geld oder Geldeswerth das Motiv desselben seyn würde, ist nicht ein eigner, sondern ein entlehnter, noch dazu etwas zu lang ausgesponnener Witz; und die Verstöße gegen Sprache und Versbau, von denen späterhin die Rede seyn wird, kommen hier, verhältnißmäßig, am häufigsten vor. Dem für sich bestehenden Gedicht schadet dieses glücklicherweise nicht das Mindeste, und so kann Jeder, dem sie nicht zusagt, die Einleitung überschlagen, ohne sich an dem Vf. oder an sich selbst zu versündigen.

Das erste Buch des Gedichts beginnt S. 25, und hat an der Spitze als Motto die gut passenden Worte aus Horaz: *Ex noto fictum carmen sequar*. Mit voller Freyheit guter Laune hebt das Gedicht an, und zieht sehr bald den empfänglichen Leser (an einem *nicht* empfänglichen ist freylich Hopfen und Malz verloren) vergnügt mit sich fort. Es ist ein glücklicher Einfall des Dichters, die wichtige Belehrung, daß vor Erschaffung der Welt, ehe *etwas* da war, *nichts* da war, in die pomphafte, dunkelklare Terminologie der neueren philosophischen Schulen zu kleiden. Nur ist zu bedauern, daß, bey dem schnell wechselnden Auf- und Untertauchen der philosophischen Systeme und dem eben so schnellen Veralten derselben, auch dieser Witz bald veralten und seine Wirkung auf den größten Theil der Leser verlieren wird. Der Vf. scherzt selbst S. 80 u. 81 hierüber, indem er sagt:

Ich bin begierig, wie, nach zwey, drey tausend
Jahren,
Die Uebersetzer meiner Genesis
In Südamerika — — —
Wohl geben werden, und erklären
Das (unsre Schule sonst in allen Ehren)
Dann sicher Unverständliche darin?

Ich kann Euch aber, liebe *Wolf* und *Vosse*
Der künft'gen neuen Welt im Jahr
Viertausend hundert (oder später gar)
Nicht helfen, nicht einmal mit einer Glosse.
Zwar lieb' ich und verehr' ich Euch recht sehr,
Es freut mich herzlich — —
Daß Ihr mich übersetzt — u. s. w.

So fährt der Vf. in gleicher, guter Laune fort, von dem Erschaffnen auf einen Erschaffer zu schließend, der *Licht und Liebe* hervorrief, und unsre Erde mit Pflanzen und mit Thieren ausstattete,

Bald so, bald so, bald anders noch gepaart,
Sich lustig zu multipliciren,

zu denen dann bald hinzukamen:

Ein allen Vätern nöth'ger Urpapa,
Und eine, Müttern gleich nothwendige Mama,
Die sich gleichschlechtweg Menschen nannten, u. s. w.

denen er die Ehre anthut, zu behaupten, daß nicht die Affen *sie*, sondern daß sie die *Affen* nachahmten, und er schließt diesen Scherz endlich mit der Erklärung:

— Original ist weder Topf noch Töpfer
In dem gesammten All der endlichen Natur;
Ein Einz'ger, über sie Erhabner, ist es nur:
Original ist ganz allein der Schöpfer.

In gleich glücklichem Tone wird im zweyten Buche das Nähere über die Erschaffung der Menschen und über sein

Studiren
Des Physikalischen in Pflanzen und in Thieren;
und über sein Philosophiren über sich selbst erzählt, zum Beyspiel:

— — Ich bin!
Ich setze mich! — ich denke! — cogito,
Und ergo sum, — sum, ergo, cogito!

dann wird das drückende Gefühl seines Alleinseyns, ohne ein Wesen seiner Art, geschildert, und so die Erschaffung seiner Gefährtin eingeleitet. Allein auch bey diesen Schilderungen, die gar leicht eine unreiferen Dichter zu sentimentalen Phrasen verleitet haben würden, hält der Vf. sich glücklich in seinem Tone, und treibt auch mit der Klage nur Scherz. So sagt Adam unter Anderm:

Was hilft mir mein selbstdenkendes Erwachen
Hier unter diesen Nicht-Ichs-Siebensachen
Von Strahlen, Schatten, Bäumen, Affen, und
Was sonst sich hier thut meinen Sinnen kund?
Mit keinem von dem Allen kann ich scherzen.
Zwar find' ich manches schön, gewandt, und stark,
und klug,
Zwar brummt's, und zischt's, und blökt's, und
schwätzt's genug,
Allein kein Einsig's spricht zu meinem Herzen,

Wozu die ganze Plage
Mit meinem Lexikon, mit der Zoologie,
Sammt der vergleichenden Anatomie
Von Physiognomien aller Affen,
Die mich Studirenden begaffen.
Ich werde nie doch so gescheit wie sie —

Ein Himmel ist die Welt an jeder Eck
 Ein Meisterstück im Großen und im Kleinen —
 In jedem Leben seh' ich einen Zweck —
 In meinem nur, in meinem seh' ich keinen —
 Ich bin allein der faule Fleck!

Man sieht schon aus dem Obigen, daß ein Hauptmittel zur Erreichung eines komischen Effects die Anticipation von Begriffen und Kenntnissen ist, die dem ersten Menschen noch sehr fern liegen mußten. Der Vf. bedient sich dieses Mittels sehr oft, und mitunter sehr glücklich, was mit dem Gebrauch mancher plebejen Wörter (z. B. Bengel und Podex), welche wiederholt vorkommen, eben nicht der Fall ist. — Ein höherer Schwung der Begeisterung und ein schönerer Wohlklang der Verse tritt ein bey der Schilderung, wie Adam und Eva sich einander zuerst erblicken, sich entgegen eilen, umarmen und küssen. Diese Stelle (wie manche spätere, wo der Dichter sich zu einer rein-edlen Sprache erhebt) würde in das beste, ernst-edel gehaltene Gedicht passen; doch ohne einen schreyenden Contrast zu bilden, nimmt sie auch hier, vollkommen passend, ihre Stelle ein, ist durchaus kein *hors d'oeuvre*, sondern giebt nur ein Zeugniß, daß der Vf. nicht bloß zu scherzen, sondern auch mit warmer Empfindung zu sprechen, und Scherz und Ernst durch glücklichen Uebergang von einem zum andern, meisterlich zu verbinden und zu trennen versteht. — Gern theilte Rec. die Belege für dieses Urtheil mit; doch da mußte er mehrere Seiten aus dem Gedicht abschreiben; er überläßt es daher den Freunden guter poetischer Werke, das Buch lieber selbst in die Hand zu nehmen, und zu lesen, was da für sie bereitet ist.

Im dritten Buche verschwindet der ruhende Schöpfer des Weltalls, nachdem er vorher noch dem Jehovah die Regierung der Erde aufgetragen.

Der war also nunmehr der Erde Gott,
 Genannt seitdem mit vielen Namen —

Er tritt zu den Menschen; er spricht

— mit erderschütternder Gewalt:
 „Es ist ein Gott!“

und setzt dann hinzu:

Ich bin auch Sein' Erscheinung hier!
 Ich heiße Jehovah! *Ihn selbst* könnt ihr nicht
 kennen,
 Nicht sehen, nicht begreifen, und nicht nennen —
 Liebt und verehret ihn in mir!

Es entspinnt sich ein naives Gespräch zwischen ihnen. Jehovah segnet das liebende Paar zum Ehebande ein und verschwindet. Hierauf folgt eine schöne Andeutung des Unterschiedes zwischen reiner Unschuldliebe und zwischen schuldbeflecktem Sinnentriebe.

Jehovah erscheint zum zweyten Male, und zwar ernsthafter, als früher, um ihnen das Essen vom Erkenntnißbaum des Guten und des Bösen zu verbieten. Sehr gut sind die Motive hiezu entwickelt. Adam ermahnt Eva, jenen Baum auch nicht einmal anzusehn.

Das vierte Buch beginnt mit dem (einem Studenten in den Mund gelegten) Anklage gegen den Verfasser, daß seine Geschichte bisher ziemlich trocken, platt,

Langweilig ohne Maass und Ziel und Ende,
 Mit einem Wort: philisterrnäßig schlecht

ausgefallen sey. Der Vf. giebt das zu, verweist auf das Folgende, und setzt mit genialer Laune hinzu:

Verteile, war ich dir bisher zu wenig toll;
 Ich bin nicht jung, wie du; ich bin nicht flüchtig,
 Ich werde langsam toll — erst wenn ich will und
 soll —

Doch, werd' ich's einmal, werd' ich's tüchtig.

Nun wird der Faden der Erzählung aufs neue angeknüpft, und gern möchte Rec. darüber Schritt vor Schritt berichten, und viele vorzüglich geglückte Stellen ausheben, die er sich zu diesem Behufe bereits angemerkt hat; aber es gebricht ihm an Raum dazu in diesen Blättern, und er beschränkt sich daher nur auf wenige kürzere Andeutungen und Fingerzeige.

Eva wird, bey dem steten Einerley ihrer Paradieses-Freuden, aus Langweile mißlaunisch, wodurch ein hübsches Gespräch zwischen ihr und Adam veranlaßt wird. Sie beschließen, einen Spaziergang querfeldein durch die ganze Welt, bis ans Ende derselben, zu machen. Am andern Morgen beginnen sie ihre Wanderung, Adam von seinem Hunde, Eva von ihrem Lämmchen begleitet. Eva empfindet, durch Schwielen an ihren Füßen, in Folge des langen Gehens, den ersten Schmerz. Echt paradiesisch schließt sich ihnen am zweyten Tage nach und nach ein immer größerer Zug von Thieren an: zuerst ein Löwe, dann zwölf Vierundsechziger, zwölf Dromedare, eben so viele Strauße, ein wildes Ross, mit einem Orang-Utang auf dem Rücken, ein Rhinoceros, und endlich gar noch ein Dutzend ungeheure Mammuths. Ein vor ihnen liegender Nebel macht, daß sie glauben, das Ende der Erde erreicht zu haben. Sie finden, daß sie weit kleiner ist, als sie geglaubt hatten, und kehren um mit ihrem großen Kometenschweife von Thieren, denen Adam nun bey einer Musterung Namen giebt. Als Eva ermüdet ist, setzt sie Adam auf den Löwen, der am Ende aber plötzlich aus seiner paradiesischen Sanftmuths- und Enthaltensamkeits-Rolle fällt, indem er, ohne daß es Eva sieht, ihr Lämmchen frisst. Das war der erste Mord. — (Wovon aber Löwe, Tiger, Wolf, Hyäne, und die andern fleischfressenden Raubthiere während der paradiesischen Unschuldperiode, ehe sie sich aufs Morden legten, ihren Hunger stillten? diese naseweise Frage hätte früher wohl in Verlegenheit setzen können; jetzt aber kann sie das nicht mehr, da Friedrich von Schlegel uns noch vor seinem Tode belehrt hat, daß erst durch den Sündenfall der Menschen auch die Thierwelt sündhaft wurde, und seitdem also wahrscheinlich erst den Raubthieren scharfe Klauen und Mordzähne anwuchsen.) —

Adam,

Adam, in seinem Streben nach gründlicher Gelehrsamkeit, bedauert unterwegs, daß er die Kunst noch nicht eronnen, auf Papier zu notiren, was er in seiner Seele schon zu zeichnen und zu malen begonnen. Eva hingegen, mit ihrem leichteren Sinn, ist schon zufrieden, wenn sie nur immer etwas Neues sieht. Sie sagt:

Des Neu' und Fremd' ergötzt mich. Es sind Grüsse
Der unbekannten äusseren Natur;
Ich grüsse wieder, damit gut!

Schon auf der Reise leitet ein Traum, den Eva hat und mittheilt, die Neugier nach dem Erkenntnißbaume ein. — Das *siebente* Buch hebt mit der alten Bemerkung an, daß der Deutsche (nicht immer, doch oft) vor lauter Gründlichkeit nicht zum Genuß komme, daß er, statt das Huhn zu *essen*, es anatomisch studire, und über dem Stoff zum Schreiben eines Buchs Alles vergesse. Der Vf., obgleich ein Däne, theilt, seiner Versicherung nach, diese Neigung mit dem Deutschen, indem er, während in dem modischen Paris, wo er sich eben aufhielt, seine leichten Nachbarn alle

Vom Ebro bis zum Belt, und von Calais bis Wien,
Wein saufend, Hühner fressend, lustig ziehn,
Und profitiren von dem Sündenfalle
Nach Herzenslust,

ihn (den Sündenfall), ohne etwas davon zu haben, deutsch und geduldig *beschreibe*.

Im lustigen Widerspruch mit dieser Deutscherheit steht es, daß der Vf. gleich in dem nämlichen (dem *siebenten*) Buche die *Schlange* als Informator der Eva auftreten läßt, um ihr Unterricht in der französischen Sprache zu geben, und daß im *achten* Buche Lehrer und Schülerin viel Französisch, oder *Parisisch*, wie es im Gegensatz des *Paradiesischen* genannt wird, mit einander sprechen. Ein Einfall, auf den der Vf. schwerlich gekommen wäre, wenn er sein Gedicht nicht in *Paris* geschrieben hätte, der aber, wenigstens von *einer* Seite, gar nicht unpassend ist. Der Satan, in Gestalt der glänzend-schönen Schlange, spielt hier nämlich die Rolle eines galanten, schmeichelnden Hofmanns, indem er sich für den Gouverneur der Kinder Jehovah's ausgiebt; und seiner angeborenen Doppelzüngigkeit ist es also ganz angemessen, daß er nicht allein *Paradiesisch*, sondern auch *Parisisch* (die angebliche Hofsprache bey Jehovah) spricht.

Wäre man indessen auch hierüber mit dem Vf. nicht einverstanden: so muß ihm wenigstens *darin* Jeder Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er wirklich meisterhaft den Verführer seinen teuflischen

Plan verfolgen läßt, bis das Ziel erreicht. Neugier und Eitelkeit von Eva's Seite helfen in sein Spiel erleichtern; auch der gutmüthige, nach höherem Wissen strebende Adam wird von dem schmeichlerischen Schwätzer bethört; und so wird die Unschuld, ohne es zu ahnen, die Beute der Lüge. — Diese ganze Verführungsgeschichte ist ein trefflich angelegtes und ausgeführtes, psychologisch richtiges Gemälde, das überall die Hand eines geschickten Meisters verräth. Es ist zum großen Theil in dialogischer Form aufgestellt, und auch diese ist dem Vf. fast durchgängig sehr gegliedert.

(Der Beschluss folgt.)

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Lauffer: *Geschichte der christlich-kirchlichen Beredsamkeit*, durch biographische Nachrichten von den berühmtesten Kirchenvorstern und durch Beyspiele aus ihren homiletischen Schriften erläutert. Von Dr. Anton Wiesner, Prediger in Belgern. Erster Theil. 1829. X u. 214 S. 8. (18 gr.)

Wir würden es für höchst nöthig halten, von vorliegender Schrift eine ausführliche Recension zu liefern, wenn ihr Vf. noch lebte. So aber bedarf es nur der Versicherung, daß dieses Werk eine neue Bestätigung zu dem Urtheile liefert, das, so viel wir wissen, über alle seine früheren Schriften gefällt worden ist. Auch hier erscheint er als flüchtiger Compiler und Vielschreiber, dem mehr daran gelegen zu haben scheint, etwas Fertiges zum Verleger wandere, als mit welchem Grade von Vollkommenheit es von diesem in die gelehrte Welt gesendet werde. Zu entschuldigen, nur nicht zu rechtfertigen ist es, wenn seine ökonomische Stellung des Vf. zu dieser Art Schriftstellerey verleite; die Keckheit, mit welcher er, allen gründlichen und mißbilligenden Beurtheilungen seiner Schriften zum Trotz, fortfuhr, die Erwartungen des Publicum auf gediegenere Leistungen, und (dürfen wir hinzusetzen) die Speculationen seiner Verleger zu täuschen, hatte schon längst ein sehr ungünstiges Urtheil gegen ihn erregt. Es läßt sich vermuthen, daß der Verstorbene bald selbst eingesehen haben würde, er habe in der Anlage dieses Werkes einen gewaltigen Mißgriff gethan; wenn er nicht etwa von vorn herein beabsichtigte, es zu einem der voluminösesten in unserer Literatur anzuwachsen zu lassen, wobey ihn das Publicum wohl nicht begünstigt haben würde.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1830.

SCHÖNE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Göschen: *Adam und Eva*, oder die *Geschichte des Sündenfalls*. — Von *Jens Immanuel Baggesen* u. s. w.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bis zum Schlusse des *elften* Gesanges ist die Erzählung so weit vorgerückt, daß Eva selbst entschlossen ist, mit dem Verführer nach dem Baume mit der verbotenen Frucht hinzugehen, und daß sie, erröthend zwar, aber doch ohne Widerstreben, ihre Fäße von ihm umringeln und küssen läßt. Im Ganzen ist bis dahin der Ton des Gedichts sich ziemlich gleich geblieben; im *zwölften* Buche aber ist ein so *ernster* Ton vorherrschend, daß man unwillkürlich fragen muß, wo die vorherige gute Laune des Vfs geblieben sey? Wollte er so ernsthaft *enden*, so hätte er gleich ernsthafter *beginnen* müssen. Da er diess aber *nicht* gethan, sondern bis dahin Alles auf eine scherzhafte Weise dargestellt hatte; so hätte er auch den letzten Act seines Drama's so behandeln müssen. Ohne sich irgend eines sträflichen Leichtsinns schuldig zu machen, hätte er doch mit leichterem Sinne die Katastrophe ansehen und behandeln können.

Was die alte Urkunde nur andeutet, das hat unser Vf. vollkommen deutlich ausgesprochen: der Genuß des verbotenen Apfels verlockte die Uebertreter des göttlichen Verbots zum Genuße sinnlicher Liebe. — Hiedurch konnten sie, je unschuldiger sie waren, desto überraschter, ja erschrockener für den Augenblick seyn. Aber ist es nicht ein Donnerwetter um eines Eyerkuchens willen, wenn der Dichter hierüber in einen ganz tragischen Ton verfällt? Hatte Jehovah nicht selbst ihnen gesagt, daß sie fruchtbar seyn und sich mehren sollten? Ist hieran nicht die Bedingung des Genusses physischer Liebe von dem Schöpfer selbst unabweislich gebunden? Und hatten die ersten Menschen im Paradiese denn, wie etwa die Liebespaare in unserer verkünstelten Welt, erst eine Verlobungs- und eine Trauungs- Feyerlichkeit abzuwarten, ehe sie dem allermächtigsten und allgemeinsten Triebe der Natur folgen durften? Wie kam der fröhliche, oft schelmische *Baggesen* also dazu, über diese aller-verzeihlichste Sünde des ersten Menschenpaares anders, als nur *scherzend* zu klagen oder zu schel-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

ten? — Rec. weiß keine andere Antwort auf diese Frage, als die, daß der Vf. eben zu Paris, im Mittelpunkte einer ungeheuern Sittenlosigkeit lebte, daß der tiefe Schmerz über so vieles, furchtbares Unglück, was er-hieraus entspringen sah, sein Gemüth aufs heftigste ergriffen hatte, und daß er seine tiefe Trauer über die ewig erneuerte Verführung der Unschuld bis zu dem sogenannten Sündenfalle des ersten Menschenpaares ausdehnte, — kurz, daß er, überwältigt von seinem schmerzlichen Gefühl, seine dichterische Freyheit einbüßte und unwillkürlich tragisch wurde, wo er, um sein Werk consequent durchzuführen, seine scherzhafte Laune hätte behaupten müssen.

Der Vf. hat, als Künstler, hiemit einen Fehler begangen, der ihm aber, als Menschen, nichts weniger als zur Unehre gereicht. Auch ist dieser Theil des Werks an sich großes Lobes werth; und wenn er auf der einen Seite dem Vf. den Vorwurf zuzieht, sich nicht bis ans Ende in einem gleichen Tone gehalten zu haben, so wird man auf der andern Seite dadurch mit Achtung gegen das Talent des Vfs erfüllt, weil man am Ende kaum weiß, ob ihm der Ton des Scherzes oder des Ernstes mehr glückt.

Rec. kann sich nicht enthalten, wenigstens eine Stelle aus diesem ernsten Theile des Werkes mitzutheilen:

Es wurden immer mehr die Augen aufgethan.
Sie sah'n nicht mehr allein, was jetzt sie sah'n —
Sie sah'n das Bö's auch jetzt in seiner Riesengröße,
Verlachend alle Pflicht, zertretend alles Recht,
Ermordend alles Gut' im ganzen Menschgeschlecht,
Als läge schon das Buch von unsern Tagen
Und allen vorigen vor ihnen aufgeschlagen.
Der rothe Pfeil in diesem Blick durchlief
Nur ihr Entsetzen. — Ach! ich muß es wagen,
Das traurige Warum dem Leichtsinn laut zu sagen,
Weil unter ihrer Brust schon jetzt ein Kain schlief.

Diese Hinweisung auf den ersten Brudermörder, den Chorführer der Verworfenen des Menschengeschlechts, ist ein trefflicher Pinselstrich in dem ernstesten Gemälde. Hiegegen stelle man nun den Schlufs des ganzen Gedichts, wo der Dichter von Eva sagt:

Heil uns! Uns ward erfüllt und klar, was einst sie sang,
Prophetisch unbewußt in wunderbarem Tone:
Wer weiß, ob mir vielleicht entblüht der Menschheit
Krone? —

Wir wissen's achtzehnhundert Jahre lang.

Kkk

Hier

Hier ist mit einem eben so trefflichen Pinselstriche das höchste Licht jenem tiefsten Schatten gegenübergestellt, und es ist meisterhaft angedeutet, wie tief der Mensch fallen und wie hoch er sich erheben kann. Man kann mit wenigen Worten nicht leicht mehr sagen, als B. an diesen beiden Stellen es gethan hat. Mit jeder hat er sich ein Blatt an seinem Lorbeerkränze verdient. —

Hier möchte Rec. gern seine Anzeige schließen; allein er darf in Absicht des Technischen des Werkes nicht unerwähnt lassen, daß man nicht nur in Absicht des *Versbaues*, sondern auch der *Sprache* auf sehr Vieles stößt, was kaum zulässig, ja was entschieden fehlerhaft ist. Rec. könnte ein langes Verzeichniß notirter Beyspiele für diese Behauptung mittheilen, allein der Leser, der sich hierauf versteht, wird sie von selbst finden; der Vf. kann sie nicht mehr verbessern; und zum Schulgebrauch ist ja das Werk nicht bestimmt, daß es nöthig wäre, die liebe Jugend darauf aufmerksam zu machen. — In einer kurzen Vorrede sagt schon der Verleger (der rühmlich bekannte, auch schon dahingeschiedene G. J. Göschen), daß Solöcismen in ein paar Versen vorkämen, die zum Unglück in den Reimen wären und ohne unbefugte Abänderung ganzer Verse nicht hätten weggeschafft werden können. — Darin irrte nun Göschen freylich, daß nur in den Reimen ein paar Verse Solöcismen vorkämen, doch muß man es ihm sehr Dank wissen, daß er keinem unbefugten Verbesserer das Manuscript preisgegeben hat. Bey einem Werke von solcher Eigenthümlichkeit, wie das vorliegende, wäre das Eingreifen eines Andern (und wäre er auch ein ganz verwandter Geist) doppelt sträflich gewesen. Auch ist in diesem Falle über prosodische und sprachliche Fehler leicht wegzusehen, da der Vf. ein Däne ist. Bey einem Deutschen wären solche Fehler im höchsten Grade anstößig, ja sie verdienten die allerstrengste Rüge; dagegen sind sie bey einem Ausländer sehr zu verzeihen, zumal in einem Werke, das übrigens, in Absicht seiner Originalität und seiner Fülle von Geist und Leben, eine wahre Bereicherung unserer Literatur ist.

Schon meinte Rec., daß B. in Paris das correcte Schreiben der deutschen Sprache verlernt habe, allein das Lesen von 11 Seiten in der Parthenais hat ihn so eben überzeugt, daß es auch diesem, mit dem meisten Beyfall aufgenommenen deutschen Gedicht *Baggesen's* keinesweges an prosodischen und grammatikalischen Incorrectheiten fehlt.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Kollmann: *Allgemeine Geschichte der Kriegskunst, ihrer Entstehung, Fortschritte und Veränderungen in Europa, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten.* Aus dem Französ. des Obersten *Carrión Nisas*, und mit Anmerk. von H. F. Rumpff, königl. Preuss. Lieut. und

Ritter. Mit XIV Steintaf. Erster Band. 1826. XVI u. 480 S. Zweyter Band. 1827. X u. 436 S. 8. (5 Rthlr. 8 Gr.)

Der Titel dieses Werks bezeichnet nicht genau den Inhalt desselben, denn man findet hier keinesweges eine *Geschichte der Kriegskunst*, sondern vielmehr Betrachtungen und Ansichten über den Zustand der *Taktik* und über ihre Fortschritte zu verschiedenen Zeiten, wie auch der Uebers. in der Vorrede selbst bemerkt hat.

Das erste Buch handelt von dem Ursprunge der Kriegskunst, die nothwendig eben so alt ist, als der gesellschaftliche Zustand des Menschen. Der Vf. bemüht sich hier, den Ursprung des *Phalanx* der Griechen — einer 16 Mann tiefen Masse — auszumitteln, die er in ihrer ursprünglichen quadratischen Form als die Zahl der Krieger betrachtet, welche 7 oder 8 Familien aufstellen konnten. Weil aber die Griechen die ersten sind, welche uns Nachrichten über die Stellung der Truppen hinterlassen haben, hält sie der Vf. auch für die Erfinder des *Phalanx*, ob gleich es nicht gedenkbar ist, daß nichtgriechischen Völker mit ihren großen Heeren ohne alle Ordnung gefochten haben sollen. Schon der Gebrauch des Gewehres: des Spießes und des Schwertes, erforderte eine Ausdehnung der Fronte; eine Aufstellung, bey der das erste Glied allein zum Gefecht, das zweyte und dritte zu seiner Unterstützung, die übrigen aber zum Ersatz der Gefallenen und zu Verstärkung der Stosskraft bestimmt waren. Daher die keilförmige Stellung zum Angriff, die sich bey den ältesten, am wenigsten cultivirten Völkern findet, die nie etwas von den Griechen und ihren Kriegsschriftstellern gehört hatten. Um seine Theorie von der allmählichen Bildung des *Phalanx* (der Masse) aus der *Tetrarchie*, einem Quadrat von 8 Kriegsleuten auf jeder Seite, dem *Syntagma*, aus 4 *Tetrarchien* oder 256 Mann bestehend, und der *Pentakosiarchie*, wo 2 *Syntagmen* neben einander standen und ein langes Viereck von 512 Mann darstellten, zu begründen, führt der Vf. alles auf die Griechen zurück, und findet selbst im *Homer* Beweise für seine Behauptung. Nach einer kurzen Uebersicht der Thaten der Griechen bey *Marathon*, *Platäa* und im peloponnesischen Kriege kommt der Vf. S. 47 auf *Philipp* und *Alexander* von *Makedonien*, die allgemein für die Erfinder der 16 Mann tiefen Stellung gehalten werden. Hier heißt es von den letztern: „Durch einen weit umfassenden Ehrgeiz getrieben, bildete er sich bald eine Strategie in riesenhafter Ausdehnung, und wendete dabey mehr Willenskraft, als Mannichfaltigkeit und Feinheit der Berechnung an. Von der Natur mit größtem Genie als sein Vater begabt, wußte er die ihm zu Gebote stehenden Kräfte vielleicht weniger scharfsinnig(?) zu benutzen, und was den taktischen Theil derselben betrifft, so kann man sagen, daß er ihn verstärkte, ohne ihn zu vervollkommen.“ — Hier scheint sich der Uebers. in den Phrasen des Vfs ver-

erlorn zu haben; man sieht nicht wohl, was er durch den letzten Ausdruck sagen will.

Nachdem der Vf. bis zu S. 68 sich mit den verschiedenen Stellungsarten der Griechen, d. h. mit den einzelnen Abtheilungen des Phalanx beschäftigt und die verschiedenen Benennungen derselben angegeben hat, beschreibt er S. 69 die Ausrüstung des Kriegers, nach seiner verschiedenen Bestimmung zum Gefecht auf der Stelle, oder blänkelnd. S. 74 wird nach *Thukydides* der zufällige Ursprung der schrägen Schlachtordnung angegeben; daß jeder Krieger immer nach der rechten Seite hin auschreite, um diese, nicht durch das Schild bedeckte, Seite nicht bloßzugeben, und sich mit durch das Schild seines Nebenmannes zu decken. Hier war demnach allezeit der rechte Flügel derjenige, welcher zuerst den Angriff that: ein Vorzug, den er zum Theil bis auf unsere Zeiten behauptet hat, obgleich die Beschaffenheit des Feuergewehrs und seines Gebrauchs, zum Feuern wie zum Handgefechte, die linke Seite vorbringt.

Die vierte Abtheilung beschäftigt sich ausschließlich mit *Xenophon* und seinen Verdiensten als Heerführer und Schriftsteller. Die durch ihn veränderte Schlachtordnung auf dem Rückzuge der Zehntausend, das Benehmen des klugen und entschlossenen Anführers bey diesem Rückzuge selbst, — wo jedoch die Griechen durch manche Nebenumstände: das weiche Kriegsleben der Perser, die Empörung der Gebirgsbewohner auf den Kardukern gegen jene — begünstigt wurden; seine Uneigennützigkeit u. s. w. sind besonders hervorgehoben.

Im zweyten Buche geht der Vf. zu dem römischen Kriegswesen über, dessen Einrichtung von dem Ursprunge des Staats an bis zu den punischen Kriegen in der ersten Abtheilung betrachtet wird. Die zweyte Abtheilung redet von den Legionen, zur Zeit ihres schönsten Flores, von ihrer Bildung, Stärke und Aufstellung zum Gefecht. Der Vf. betrachtet sie, nicht ohne Grund, als den Gegensatz der tiefen Colonne (des *Phalanx* der Griechen). Die dritte Abtheilung ist zu Vergleichung der beiden erwähnten Stellungsarten bestimmt, mit Anwendungen auf die neuere Zeit. Die zwar undurchdringliche, aber auch eben so unbewegliche Masse des *Phalanx* war nur auf freyem ebenem Felde brauchbar; dem wilden, unregelmäßigen Angriffe der Barbaren einen Damm entgegenzusetzen: von Terrainhindernissen getrennt, ward es ihr schwer, die erlorn Ordnung wiederherzustellen. Hier erschien die Manipularstellung der Legion beweglicher, und auf allen Seiten — bald einzeln, bald vereint — zum Angriff wie zur Gegenwehr geschickt. Nothwendig wurden daher die Makedonier von den Römern besiegt; während diese selbst wieder zur tiefen Massenstellung übergingen, um den furchtbaren *Parthern* zu widerstehen, denen *Crassus* erlag, und über die erst spät *Trajan* siegte. Nachdem der Vf. die Bemerkungen *Folard's*, *Mauvill's* und *Puysegur's* über die erwähnten beiden

Stellungsarten angeführt, geht er in der vierten Abtheilung zu den *Kriegslisten* der Alten über, die durch die veränderte Beschaffenheit der Kriegskunst gegenwärtig fast ihren ganzen Werth verloren haben. Nur die dem Feinde verborgenen forcirten Märsche und die Hinterhalte sind noch anwendbar, und auch noch öfterer mit Nutzen gebraucht worden. Als Beyspiel wird hier die Schlacht von *Luzzara* angeführt, wo *Eugen* sein Heer hinter dem Damme des Zero in Versteck gelegt hatte, jedoch keinen Vortheil davon zog, weil es von den Franzosen entdeckt ward, wie auch wohl nicht anders zu erwarten war. Die Einschließung von *Figueiras* 1811 scheint übrigens Rec. nicht in diese Kategorie zu gehören, obgleich sie einen Beweis von der Thätigkeit und Umsicht der französischen Ingenieure giebt, die zugänglichen Stellen ihrer Umschließung durch einen Verhack von Olivenbäumen so fest zu verwahren, daß es den belagerten Spaniern unmöglich ward, hindurchzudringen.

Im dritten Buche wird von dem Verfall der Legion geredet, der von dem Zeitpunkte an eintrat, wo *Marius* die schlechtern Bürger und Sklaven, ohne Auswahl, in die Legion einstellte, und wo jener Unterschied der *Principes*, *Hastaten* und *Triarier* mit der Manipularstellung verschwand, weil die tiefere Cohortenstellung allgemein eingeführt ward. Mit Vergnügen hat Rec. die sehr gute Schilderung der allmählichen Verschlechterung des römischen Heeres S. 204 ff. nach ihren Ursachen und Wirkungen gelesen. Es war bald dahin gekommen, daß *Cäsar* die ungehorsamen Soldaten *Quirites* nannte — das früher jedem Römer als der höchste Ehrentitel galt — und ihnen die Benennung *Commilitones* (Kameraden) entzog. Die *milliarische Cohorte*, zuerst von *Adrian* gebildet, war über 1200 Mann stark, und machte ein Elitencorps, dessen nähere Bestimmung *Vergilius*, — aus einem viel spätern Zeitraume, zeigt. Unter *Alexander Severus* ging man wieder zu einer Art von Massenstellung über, die aus 6 Legionen bestand und weder früher noch später ihres Gleichen hatte; auch diese vermochte jedoch nur so lange den Sieg zu fesseln, als die Feinde den Namen der römischen Legionen scheueten; bald ging mit der moralischen auch die physische Wirkung verloren, und das Reich trat täglich seinem gänzlichen Untergange näher.

S. 233 kommt der Vf. auf die Kriegsmaschinen, die früher bloß zu dem Angriff und der Vertheidigung bestimmt, nun zu dem Feldkriege übergingen, um die Legionen zu unterstützen und den gesunkenen Muth des Soldaten zu ersetzen. Man vermifft hier eine nähere Beschreibung dieser Maschinen: der *Katapulte* und *Balliste*, die in einer allgemeinen Geschichte der Kriegskunst nicht fehlen sollte, und von denen auch der Uebers. nur ganz oberflächlich redet, da sich doch im *Vitruv*, *Plinius* und *Polybius* genaue und anschauliche Beschreibungen finden, die *Dilich* (Kriegsschule, Frankf. 1680. fol.) durch Figuren erläutert hat. Gern würde der Leser dagegen

gen die lange Abhandlung über den Soldaten-Eid entbehrt haben, die dem Vf. Gelegenheit giebt, von der schon öfter erwähnten und genugsam bekannten Entartung des römischen Kriegers zu reden.

Von dem Werke des *Vegetius* geht der Vf. in der fünften Abtheilung dieses Buches zu den andern Schriftstellern über, aus denen die Abnahme des römischen Kriegswesens erhellet, und endet mit dem Untergange des römischen Reiches, um sich im vierten Buche mit dem Zustande der Kriegskunst im Mittelalter zu beschäftigen. Unter jenen Schriftstellern werden hier *Urbicius*, der Kaiser *Mauritius*, der Kaiser *Leo*, *Anna Comnena* genannt. Der Vf. schließt mit einem allgemeinen Ueberblick der Geschichte der Stellungskunst der Griechen und Römer, welche Er im Vorhergehenden gegeben hat, und mit einigen Betrachtungen über die Ursache des Verfalls des römischen Kriegswesens der mit dem des Reiches selbst in unmittelbarer Beziehung stand.

Nach dem Untergange des römischen Reiches in Italien bildete sich zuerst das Reich der *Franken*, eines Volkes deutscher Abkunft, und mit diesem das *Lehnswesen*, wie der Vf. sagt: ein Surrogat der frühern Sklaverey, den Lehren des Christenthums angepaßt. Die Kriege zerfielen nun in Einzelkämpfe, wo die niedern Lehnleute ihren Oberherren gleichsam nur zur Folie dienten; wo der Kriegstand sich auf die Ritter und ihre *Knappen* (*Ecuyers*, Schildträger) beschränkte, die Infanterie aber beynahe ganz aus dem Treffen verschwand — wenigstens nur zum Davonlaufen brauchbar war. Weil jetzt Alles auf der Reiterey beruhete, giebt der Vf. im vierten Buche S. 305 eine Uebersicht ihrer Geschichte, die großentheils nur eine Wiederholung des schon früher Gesagten ist und zur Vervollständigung desselben dient. Rec. kann sich nicht enthalten, hier zu bemerken, dafs, so wie die Armenier und Perser die ersten geharnischten Reiter hatten, diese Rüstung sich auch noch bis jetzt in der Nähe des Kaukasus erhalten hat.

Nach einer Schilderung der Kreuzzüge S. 313, in denen zuerst wieder fechtendes Fußvolk vorkommt, das bey den Sarazenen als *Janitscharen* (1372) zuerst eine durchaus regelmässige Gestalt erhielt und im 16ten Jahrh. weit über der europäischen Infanterie stand (*Busbecquii Opera*, 1633. 16. p. 402), beschreibt der Vf. die Ausrüstung der Krieger bis zu der Epoche, wo die allgemeinere Anwendung des von den Arabern nach Europa gebrachten Schießpulvers eine gänzliche Revolution des Kriegswesens herbeyführte. Hier ist S. 319 bey der Schlacht von *Crecy* zu berichtigen, dafs 3000 engli-

sche Reiter (die Lanze zu 5 Mann gerechnet) zu 2000 Bogenschützen, nicht aber blofs 2600 Engländer, 60,000 Mann von den französischen Gemeinen erschlagen haben, wo auf jeden Einzelnen 25 G. tödtete kommen würden; selbst bey jener Voraussetzung scheint die Angabe übertrieben.

Von den deutschen Rittern hat der Vf. — so derbar genug — gar keine Kenntniß, sondern vermischt sie mit den sogenannten *Reiterknechten* des spätern Jahrhunderts, wie auch der Uebers. sehr richtig bemerkt. Kannte er denn die Geschichte des Johanniter- und des Deutschen Ordens nicht, die beide so viele glänzende Thaten deutscher Ritter aufzählen? Kaiser *Karls V.* schwer gerüstete, d. h. völlig geharnischte Reiterey führte keine Lanzen mehr, und ward deshalb 6 bis 10 Mann tief gestellt, um dem Anfall der noch in Einem Gliede stehenden französischen Speerreiter (mit Lanzen bewehrte Gensd'armes) widerstehen zu können.

Im 9ten §. der ersten Abth., wo der Vf. vom Einflusse der *Feuerwaffen* (des Feuergewehrs) den Gebrauch der *Schutzwaffen* (Waffen oder Rüstung, bey unsern Vorfahren *Wapen*) redet, kehrt er wieder zu den Römern und Griechen zurück. Nicht allein in der Schlacht bey *Talmon*, sondern immer fochten die Gallier nackend, um nicht mit ihren Mänteln an dem Gesträuche hängen zu bleiben und im Gefechte gehindert zu werden. Ueberhaupt führten die celtischen Völkerstämme keine andern Waffen, als das Schild, das theils von Holz, theils auch mit Blech überzogen war. In der spätern Zeit geben die Geschichtschreiber die schwierigere und theuere Anschaffung des Harnisches und der Pickelhaube als den Grund an, warum die Hakenschilden leichter zu ersetzen waren, als die Spielsträger, die deshalb endlich im 17ten Jahrh. ganz verschwanden. Der Vf. deutet S. 332 auf die Wiedereinführung der Schutzwaffen, und der Uebers. sagt in einer Anmerkung: „Würde nicht ein Fußvolk, aus starken, muthigen Männern gewählt, mit großen kugelfesten Schilden, mit Pike, Dolch und Pistolen bewaffnet, zum Choq gegen Reiterey und Fußvolk sehr vortheilhaft seyn?“ Allen Rec. muß bemerken, dafs eine 8 Zoll dicke kiehlne Planke, mit 1 Lin. starkem Sturzblech beschlagen, auf 50 Schritt von der Kugel eines gewöhnlichen Infanteriegewehres, mit $\frac{3}{4}$ Loth Ladung durchdrungen ward. Auffallend ist, dafs der Vf. der *deutschen Lanzknechte* nicht erwähnt, deren doch 2000 unter *Franz I.* den Franzosen dienten, und von denen 6000 (die *Schwarzen Haufen*) durch *Franzbergs* Lanzknechte 1525 bey *Pavia*, als dem deutschen Volke Abtrünnige, erschlagen wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1830.

KRIEGSWISSENSCHAFT.

LEIPZIG, b. Kollmann: *Allgemeine Geschichte der Kriegskunst, ihrer Entstehung, Fortschritte und Veränderungen in Europa, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten.* Aus dem Französ. des Obersten Carrion Nisas, und mit Anmerk. von H. F. Rumpf u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

Das Geschützwesen ist S. 339 nur kurz und unbefriedigend beschrieben, doch hat der Uebers. nach Hoyer's *Geschichte der Kriegskunst* noch einige Notizen hinzugefügt, wobey Rec. bemerkt: daß die ersten, aus eisernen Stäben zusammengesetzten Büchsen keinesweges sehr klein, sondern vielmehr sehr groß waren, wie man aus einigen, noch in Zeughäusern vorhandenen Exemplaren sieht. Schon 1325 beschaffte der König Ismael von Granada die Stadt Baza mit Feuergeschützen, die einen donnerähnlichen Knall von sich gaben, und die deutschen Ritter erfochten 1339 den Sieg über die Litthauer durch Hülfe drey *weiter* Büchsen, die steinerne Kugeln schossen. S. 342 steht die Beschreibung des Einmarsches Karls VIII. mit seinem Heere in Rom, aus dem *Paul Jovius* gezogen; sie ist eben so wenig eines Auszuges fähig, als die Schilderung der *Contottieri* in Italien, nach *Macchiavelli*, die man eher Räuberbanden, als wirklichen Kriegern gleich achten muß, und die — zwey verschiedenen Herren am Seld dienend — nur Scheingefechte anstatt wirklicher Treffen lieferten, wie die Schlacht bey Anghiari, wo auf beiden Seiten ein *Einzig*er todt blieb, der mit dem Pferde stürzte und den Hals brach.

Die dritte Abtheilung beschäftigt sich mit dem Zustande der Kriegskunst in Europa, und vorzüglich in Frankreich seit *Macchiavelli* bis zum Tode *Heinrichs IV.* Man sieht nicht, wie jener Staatsmann, der weder Feldherr noch Regent und ohne allen Einfluß auf das *Kriegswesen* war, dazu kommt, einen Abschnitt in der Geschichte desselben zu machen? — Schon *Karl VIII.* verlor einen Theil seines Feldgeschützes in Neapel und bey dem so schwierigen Rückmarsche aus Frankreich; den *Bel-lay*, ein Augenzeuge, mit lebhaften Farben schildert; das Uebrige ging durch die Schlacht bey Pavia verloren. Daher die geringe Menge derselben

in den folgenden bürgerlichen Kriegen, bis *Heinrich IV.* und sein Feldzeugmeister *Sully* die Artillerie wieder, als eine neue Schöpfung, aus ihren Händen hervorgehen ließen. S. 377 heist es: „man erfand nach der *Büchse*, deren Bedienung schwierig war, die *Muskete*, und führte sie bey dem Fußvolke zuerst im J. 1567 ein.“ Es ist nicht klar, was hier unter der *Büchse* zu verstehen sey? Die eigentlich gezogenen Röhre waren damals bey den Truppen noch nicht im Gebrauch; diese führten den *halben Haken*, der eine zweylöthige bleyerne Kugelschoß, und hier unter jenem Namen verstanden wird. Die Beschreibung der Schlacht bey *Montcontour* 1573 ist gut: es wird von der Stärke, Bewaffnung und Stellung der beiden Heere sowohl, als von dem Verlauf des Gefechtes genaue Nachricht gegeben.

Eine nicht durchaus befriedigende Gegeneinanderstellung der *alten* und der neuern Befestigungskunst schließt diesen *ersten* Band. Aus ihr geht hervor, daß in dem langen Zeitraume von dem Aufblühen des griechischen Kriegswesens bis zur Erfindung des Schießpulvers im Belagerungskriege keine neuen Angriffsmittel erfunden wurden, und daß daher auch die Vertheidigung, oder welches eben so viel ist, die Befestigungskunst, so gut als keine verbessernden Abänderungen erlitten hat. Diese wurden erst durch die Anwendung der Feuergeschütze nothwendig, und hervorgebracht, um den Bedingungen ein Genüge zu leisten, Geschütz auf den Wällen aufstellen zu können, den feindlichen Geschossen dauernden Widerstand zu leisten und vorzüglich das Stürmen des Belagerers zu hindern.

Der zweyte Theil soll den Zustand der Kriegskunst seit der Anwendung des Schießpulvers bis auf unsere Zeiten darstellen; daher ist der Anfang desselben zum Theil Wiederholung des zu Ende des *ersten* Bandes Gesagten, nur daß der Vf. jetzt mehr ins Einzelne und Besondere eingetht. Sehr befriedigend ist die vorausgeschickte Uebersicht der Anwerbung und Verwaltung des französischen Heeres, welche der Uebers. in einer Anmerkung auch in Hinsicht der übrigen europäischen Armeen ergänzt hat. *Sully* hatte 1610 durch zwölfjährige Verwaltung einen Schatz von 35 Millionen *Livres* aufgehäuft, (die nach dem jetzigen Geldwerth etwa 80 Millionen betragen würden); hatte 400 Geschütze von verschiedenem Kaliber mit allem Zubehör vorrätbig, 200,000 Kugeln, 4 Millionen Pfund Pul-

Pulver und eine vollständige Ausrüstung für 60000 Mann zu Fuß und für 16000 Reiter. Eine Verwaltung, mit der sich in der neuern Zeit nur die *Friedrichs des Großen* vergleichen läßt! Unrichtig ist S. 81, „dass *Montecuculi* die Kriegsverfassung *Gustav Adolfs* darstellt“; er redet bloß von dem kaiserlichen Heere, dessen Einrichtung beynahe in allen Stücken ganz von der schwedischen abwich, wie sie der große Beschützer der Reformation mit so viel Kenntniß des Menschen und der Umstände eingeführt hatte. *Montecuculi* nennt die Pique das vornehmste Gewehr; G. A. gab dagegen einigen Regimentern bloß erleichterte Musketen mit Rad-schlössern, mit denen nur allein das von ihm erfundene *Feuer auf Commando* ausführbar war. Nicht bey dem kaiserlichen, sondern bey dem protestantischen Heere ward die große Veränderung vorbereitet, die späterhin bey allen europäischen Heeren Statt fand. Nur G. A. setzte seine Infanterie auf 6 Glieder, um durch Eindupliren derselben drey zu bekommen und abtheilungsweise feuern zu können; eine zweyte — nicht minder wichtige und für die Folge einflußreiche — Einrichtung des großen Schweden war die Erleichterung seines Feldgeschützes, durch die es möglich ward, dasselbe den Truppen bey allen ihren Bewegungen folgen lassen und jedem Regimente zwey Geschütze zutheilen zu können. Diese Anordnung wird S. 87 mit zwey Worten abgefertigt, und der Uebers. bemerkt, dass *Schiller* in seiner *Geschichte des dreißigjährigen Krieges* den Sieg bey Leipzig den (sogenannten) *ledernen Kanonen* zuschreibe. Der Dichter war hier im Irrthume; jene vom Baron *Wurmbrand* angegebenen Kanonen wurden, nach beendigtem Kriege mit den Polen, wieder abgeschafft und nach *Chemnitz's* Zeugniß durch leichte eiserne Vierpfünder ersetzt.

S. 41 kommt der Vf. wieder auf *Macchiavell* zurück, und giebt die Schilderung des deutschen Kriegswesens nach demselben, „weil jener Zeitraum (1520) nicht weit genug von *Montecuculi* (1667) entfernt sey“ (?), da doch zu. des letztern Zeiten schon manche Veränderung in die Wirklichkeit getreten war, die der Erstere kaum ahnden konnte, und die Tiefe der Stellung hatte sich schon von 10 auf 4 Mann verringert. S. 89 ist eine Gegeneinanderstellung des Prinzen *Condé* und *Turennes* von St. *Euremont*, zum Vortheil des letztern, der man seinen Beyfall nicht versagen kann, und von welcher der Vf. zu einer nähern Erläuterung des Zeitalters *Turenne's* und einer Darstellung seiner Persönlichkeit übergeht. Eine Beschreibung der französischen Kriegsverfassung schließt diese dritte Abtheilung; die vierte beginnt mit der Erzählung der von *Turenne* gewonnenen Schlacht in den Dünen 1658, mit welcher das 1680 von dem Herzoge von *Alba* den Portugiesen bey *Lissabon* gelieferte Treffen und der gelungene Angriff des *Scipio Africanus* auf *Carthago* in Parallele gestellt werden. S. 94 folgen noch einige Beyspiele von dem Einflusse zufälliger

Umstände auf die Kriegsergebnisse, worauf der Vf. die letzten Bewegungen *Turenne's* vor seinem Tode anführt und nur einiges Unbedeutende über den Zustand der französischen Armee bey und nach jenem sagt.

Das zweyte Buch hat zur Ueberschrift: „Die Kunst geräth zum ersten Male nach der Entdeckung des Schießpulvers wieder in Verfall“; als Beweis davon wird angeführt, dass *Turenne* öfters die Bataillone mit Schwadronen untermischt habe, und dass er einen Theil seiner Infanterie zur Reserve bestimmt habe; dass man aber nach seinem Tode wieder zu alten Sitte übergegangen sey, die Infanterie, ohne Rücksicht auf das Terrain, stets in die Mitte, die Reiterey auf die Flügel zu setzen. Als zweyter Rückschritt von der Vollkommenheit wird die fortwährend steigende Größe der Armeen und die damit unmittelbar zusammenhängende flache Stellung derselben angeführt, die als der Ursprung des *Positionskrieges* angegeben wird.

Nicht sowohl der höhere Sold der Spiesskrieger als vielmehr der Umstand, dass sie durchgehends leinische und Pickelhauben trugen, war die vornehmste Veranlassung zu Abschaffung der Lanzen bey der Infanterie, die nach und nach nebst der ältern *Muskete* durch die Flinte mit dem Bajonett verdrängt ward, durch das (nach S. 119) *Tallard* in der Schlacht am *Speierbach* siegte. Sehr wahr sagt hier der Vf.: „Wäre dieser Versuch mit dem Bajonett von der öffentlichen Meinung mehr begünstigt worden, vielleicht wäre das Glück, das damals die Franzosen zu verlasen anfang, wieder unter ihre Fahnen zurückgekehrt. Es gab in ihren Heeren nur noch wenig alte und gute Soldaten, und diess war ein Bewegungsgrund mehr, die Taktik der Massen und Kolonnen anzunehmen, wo die Kraft des Ganzen, indem der Einzelne mit fortgerissen wird, die Tapferkeit und Kraft des Einzelnen ersetzen kann.“

Dem S. 123 über *Folard's* Kolonne-Gesagten kann man nicht anders als beystimmen; denn mit Recht wird — gegen viele neuere Taktiker — bemerkt: dass die Kolonne mehr von dem Geschütz leidet, als eine flache Stellung, über die eine große Zahl der feindlichen Projectilen hinweggehet.

Die dritte Abtheilung beschäftigt sich mit den militärischen Schriftstellern *Feuquieres*, *Folard*, *Fuyssegur*, *Santa Cruz*, *Patre Daniel*, *Quincy* und *Tirpin*, die hier der Reihe nach gewürdigt werden. So wie der erstere strenge und rücksichtslos mit den Feldherren seiner Zeit verfährt, vergilt ihm auch der Vf. Gleiches mit Gleichem; er lobt dagegen *Folard's* Menschen- und Terrainkenntniß, und erzählt, dass 1812 bey *Borodino* der Fürst von *Eckmühl* die Ortslage bey dem *Recognosciren* richtiger beurtheilt habe, als *Napoleon*, indem er eine Schlucht für unzugänglich erklärte, die Letzterer nicht dafür hielt, und dadurch veranlaßt ward, eine Menge guter Truppen aufzuopfern. *Fuyssegur* erhält S. 154 das ihm mit

Recht

echt gebührende Lob; es würde uns jedoch zu weit führen, dem Vf. in seiner Beurtheilung der angeführten Schriftsteller zu folgen, die von P. *Daniel*, *Quincy* und *Turpin* mehr Tadel als Lob enthält. Man vermisst jedoch einen Gegenstand, wo *Quincy* den Leser vollständig befriedigt: die unter Ludwig XIV. vorgefallenen *Belagerungen*, deren Verlauf er mit großer Genauigkeit erzählt, und durch in Hinsicht des Festungskrieges sehr lehrreich ist.

Das dritte Buch handelt im ersten und zweyten Abschn. von dem Zustande der Kriegskunst in der Mitte des 18ten Jahrhunderts, und giebt als Einleitung einen gut gerathenen Ueberblick der Beschaffenheit des Terrains und seiner Umformung im Laufe desselben, die nothwendig nicht ohne Einfluß auf die Stellung und Bewegung der Armeen seyn konnte. Zwey Männer werden hier einander gegenübergestellt: der *Marschall von Sachsen* und *Friedrich II.*, da ersterer mehr durch seine Schriften, der zweyte aber durch Thaten und Anordnungen Einfluß auf sein Zeitalter übte. Beide waren philosophische Köpfe, deren jeder ein eigenes besonderes System befolgte.

Der *Graf von Sachsen* tadelt die *flache Stellung*, und will wieder zu acht Gliedern zurückkehren, um einer die Vortheile der tiefen Stellung zu verschaffen; der große König von *Preussen* hielt die *Massenstellung* für unnütz, und bediente sich der geschlossenen Kolonne nur zu Beschleunigung der Bewegungen, während er den Angriff selbst an Front ausführen ließ. Den von den Preussen gemachten, wenn auch nicht allezeit gelungenen Bajonettangriffen sind noch die Schlachten von *Kesselsdorf*, *Orndorf*, *Kunersdorf* beyzuzählen; doch ist nicht zu läugnen, daß in allen Treffen das Infanteriefeuer eine wichtige Rolle spielte, so wie dieß auch noch in diesem Augenblicke der Fall ist, was auch die neuern Taktiker dagegen sagen mögen.

Rec. kann hier der sehr gelungenen Schilderung von *Friedrichs* Heere nicht unerwähnt lassen, in Folge dessen es S. 222 heisst: „Dieses ganze System, viele Nachtheile es übrigens hatte, vereinigte aber in sich die Ersparnisse in den Staatsausgaben, die höchste Diensterfahrung der Soldaten und Officiere und das grösste Ansehn des Heeres; es war das Mittel, die verschiedenen Truppentheile bündeln Familien ähnlich zu machen. Nach diesem Systeme werden bey dem Ausbruche eines Krieges, er wenigstens nach dem ersten Feldzuge, alle die Abschiedet, welche die Strapazen des Krieges nicht mehr zu ertragen im Stande sind; den übrigen hat dann eine Beförderung bevor, die desto annehmlicher ist, je weniger man sie in Friedenszeiten erwarten hat, und die Zeiten des Krieges werden dann, wie in Sparta, zu wirklichen Festtagen.“

S. 225 werden *Friedrichs* neue, taktische Änderungen und Verbesserungen erzählt, wobey

zwar des cylindrischen Ladestockes, nicht aber des weit wichtigern trichterförmigen Zündloches gedacht wird, das nur allein den Soldaten in den Stand setzt, bey Nachtgefechten ungehindert und eben so schnell als am Tage laden und feuern zu können. Der Uebers. hat diesem Mangel in einer Anmerk. nachgeholfen.

Von dieser Darstellung geht der Vf. zu dem Streite der Anhänger der tiefen und der flachen Stellung über, welche erstere mit dem Namen der *französischen* im Gegensatz der *preussischen* belegt ward. An der Spitze der letztern stand *Guibert*, die Reihen der erstern führte *Menil-Durand*, mit seinen *Plesionen* von 24 Rotten zu 32 Mann, die S. 251—258 nebst den, im Lager bey *Vaussieux* über die Vorzüge der einen oder der andern Stellung gemachten, Versuchen beschrieben werden, auf die der Vf. *Lloyds* taktische Lehren folgen läßt und daraus den Grundsatz ableitet: „daß man in der Ferne immer sich so dünne als möglich aufstellen, in der Nähe hingegen die Kolonne zum Angriff und das *Quarrée* zum Widerstande(?) anwenden müsse“; wo jedoch der letztere wohl vielleicht nicht kräftig genug seyn, sondern die tiefe Stellung in Anspruch nehmen dürfte, so lange der Feind nicht Kanonen oder Haubitzen gegen sie aufstellt.

Im vierten Buch endlich kommt der Vf. zu den neuesten Kriegen der französischen Republik und nachher *Napoleons*, und zu den durch sie hervorgebrachten Veränderungen und dem Zustande des Kriegswesens bis zum J. 1815. Es wird zuerst die Stärke und Verfassung des Heeres vor und nach *St. Germain's* Ministerschaft angegeben, wo sich manche interessante Notizen über diesen Gegenstand finden. S. 289 heisst es von der französischen Armee gegen die Zeit der Revolution: „Im Aeußern sah das Heer lebendig und kräftig aus, im Innern war es todt; die unvorsichtige Gesetzgebung hatte ihm seine Lebenskraft geraubt. Alle Gemeinschaft, alle Zuneigung zwischen den Officiern und Soldaten hatte aufgehört; es gab keine Bande mehr, die alle einzelne Theile des Heeres von Stufe zu Stufe mit einander vereinigt hätte; nur durch äußere Fesseln, durch die Gewalt standen sie mit einander in Verbindung. Man versammelte eine Truppe auf dem Uebungsplatze; ihre militärische Haltung, der Glanz ihrer Waffen blendete die Augen des Zuschauers, die Regelmäßigkeit ihrer Bewegungen hielt die strengste Prüfung aus: aber alle einzelne Bestandtheile, die hier zusammenwirkten, waren nahe daran, sich völlig aufzulösen. — Der Uebers. fügt hinzu: „Wer erkennt in dieser Schilderung nicht die Geschichte anderer Heere wieder!“ —

Mit der Aeußerung des Vfs S. 301: „daß die Manoeuvrirkraft der republikanischen Heere von ihnen jeden Gedanken entfernte, sich durch Verschanzen an befestigte Stellungen zu fesseln; daß sie bey ihrer guten Zusammensetzung nicht fürchten durften, mit dem Feinde in der Nähe zusammen-

menzutreffen" u. s. w., wird wohl kein deutscher Officier übereinstimmen, der in den ersten Jahren der Republik gegen die Franzosen gefochten hat. Damals konnten die Franzosen gegen alle negativen Eigenschaften eines guten Heeres nur ihren unbegrenzten Enthusiasmus in die Wage legen, der ihnen oft in verwickelten Fällen Hülfe und Rettung bot, ohne die vielen Fehlgriffe ihrer Gegner ihnen aber dennoch kaum den Sieg verschafft haben würde.

Nach S. 300 scheint es, als sey jetzt erst die Einrichtung entstanden, jede Feldbatterie aus 4 Kanonen und 2 sechszolligen Haubitzen zusammenzusetzen; sie bestand aber schon längst, denn die Preußen und Oesterreicher hatten schon 1778 bey jeder Batterie 2 Haubitzen, deren Kaliber übrigens 1803, bey der neuen Einrichtung der französischen Artillerie, von 6 auf $5\frac{1}{2}$ Zoll herabgesetzt ward, während man ihre Länge um $1\frac{1}{2}$ Kaliber vergrößerte. Der Vf. scheint diese Veränderung nicht erfahren zu haben, weil er sie unerwähnt läßt; so wie, daß man zu derselben Zeit auch bey den Franzosen anstatt der Acht- und Vierpfünder lange (21 Kaliber, 1158 Pfd) und kurze (16 Kaliber, 790 Pfd) Sechspfünder einführte. Weil der grössere Theil dieser Geschütze in Rußland verloren ging, traten die alten Kaliber von 4 und 8 Pfund wieder in ihre Rechte.

In dem italienischen Feldzuge führte nach S. 303 Bonaparte ein neues Kriegssystem ein, oder vervollkommnete vielmehr die Kriegführung Friedrichs des Großen, die auch der Marschall von Sachsen empfohlen und Turenne versucht hatte. Hier unterschied sich zuerst die Stimmung der Heere, von denen die übrigen dem Vaterlande, Bonaparte's aber nur dem Ruhme und seinem Obergeneral angehörte. In dem darauf folgenden Kriegszuge nach Aegypten kam durch das ägyptische Quarree die tiefe Stellung wieder mehr in Ansehen, weil die flache den stürmenden Angriffen der Mamelucken weichen mußte. Zugleich konnte man den Werth einer tapfern und gewandten Reiterey erkennen, gegen die nur jenes Widerstand leistete.

(Der Beschlufs folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

BRESLAU, b. d. Herausg.: *Eutonia, eine hauptsächlich pädagogische Musik-Zeitschrift* für Alle, welche lehrend oder leitend die Musik in Schulen und Kirchen zu fördern haben, oder sich auf ein solches Amt vorbereiten; herausg. in Verbindung mit mehrern Musikdirectoren, Cantoren, Organisten und Musiklehrern an Universitäten, Gymnasien und Schullehrer-Seminarien Deutschlands, von Joh. Gottfr. Hientzsch,

Oberlehrer am Königl. evangel. Schullehrer-Seminar zu Breslau. *Ersten Bandes erstes Heft* 1828. 104 S. — *Zweytes Heft* 1829. (mit fortlaufender Seitenzahl bis) 204 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Diese durch alle Königl. Preussische und Fürstlich- und Taxische Postämter, so wie in allen Buch- und Musikhandlungen und durch Hn. Herbig in Leipzig zu erlangende Zeitschrift, von welcher im Subscriptionspreise das Heft 8 gGr., im Ladenpreise 12 gGr. kostet, und von welcher drey Hefte einen Band ausmachen, scheint ihr Publicum berechtigt zu haben, und es ist zu wünschen, daß sich dasselbe noch vergrößern möge; denn es wird durch sie, wenn sie ihrem Zwecke treu bleibt, einem wesentlichen und vielfältig gefühlten Bedürfnisse für den technischen Theil des Unterrichts und nicht bloß des Schulunterrichts, abgeholfen. Die Hauptgegenstände, welche sie sich zu behandeln vorsetzt, sind: 1) *Geschichte der Musik*, in Abhandlungen, Beurtheilungen, Auszügen und kurzen Notizen; 2) *Theorie der Musik*; 3) *Gesang*; 4) *Orgel und musikalische Liturgie oder Agende*; 5) *Orgel und Orgelspiel*; 6) *Erlernung anderer Instrumente*, als: Clavier, Geige, Flöte, Posaune u. s. w.; 7) *Prüfungen in der Musik*; 8) *Biographien*; alle diese theils in eigenen Abhandlungen, theils in Auszügen, Beurtheilungen und kürzern Bemerkungen und Nachrichten; 9) *Nachrichten und Berichte* über den jetzigen Musikunterricht, über Singevereine, Musikfeste, musikalische Proben u. dgl. 10) *Lehrfrüchte und Miscellen*. Diesem reichen Inhalte entsprechen die beiden dem Rec. vorliegenden Hefte auf erwünschte Weise. Die im ersten Hefte anhebende „Geschichtliche Uebersicht des Wichtigsten, was für die Ausbildung der Tonkunst und ihrer Wissenschaft, vorzüglich der Harmonielehre, des Contrapunkts u. s. w. seit der christlichen Zeitrechnung geschehen ist“, ist im zweyten Hefte erst bis auf Luthers Zeitalter fortgesetzt worden. Von der gleichfalls erst angefangenen Abhandlung „über den Gesangunterricht in Schulen“ ist zu hoffen, daß sie sich auch zu den Bedürfnissen der gewöhnlichen Landschullehrer herablassen werde. Die bey mehreren Veranlassungen vorkommende Würdigung des Choralgesangs und der Kirchenmelodien wird sich des Beyfalls sachkundiger Leser zu erfreuen haben. Die Anzeigen und Beurtheilungen musikalischer Werke nehmen einen nach Verhältniß nicht zu großen Raum ein. Dem verdienstvollen Chladni hat der Herausg. im zweyten Hefte ein ehrenwerthes Denkmal gesetzt. Chladni's Nachlaß war bekanntlich dem Rector Hermann in Kemberg bey Wittenberg vermacht worden. Daß der Rector Hermann seitdem gleichfalls verstorben ist, konnte in obigem Aufsätze noch nicht erwähnt werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1830.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Kollmann: *Allgemeine Geschichte der Kriegskunst, ihrer Entstehung, Fortschritte und Veränderungen in Europa, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten.* Aus dem Französ. des Obersten Carrion Nisas, und mit Anmerkkn. von H. F. Rumpfu. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der allgemeine Ueberblick der folgenden Feldzüge — wo der Vf. ganz als Franzose erscheint — ist gut, nur nicht mit Wahrheit gegeben; doch hat der Uebers. die Unrichtigkeiten selbst bemerkt (S. 310 fg.) Die zweyte Abtheilung gehet nun, nach einer Einleitung über die *Kriegsentwürfe*, zu dem letztern Feldzuge Napoleons gegen das empörte Spanien und gegen das verbündete Europa 1814 und 1815 über, den Krieg von 1809 gegen Oesterreich nicht erwähnend, und den Krieg mit Rußland nur verührend als Veranlassung zu dem nachherigen Vertheidigungskriege. Der Vf. sagt: „Wir schweigen von dem Kriege mit Rußland, der nur mit Thränen beschrieben werden kann; denn jene schrecklichen Erinnerungen bieten uns nichts Lehrreiches dar, wir finden darin nichts als eine bedauernswürdige Verschleuderung der Hülfsmittel, ohne eine wahrscheinliche Aussicht auf einen glücklichen Erfolg.“ —

S. 337 fängt sich Napoleons Vertheidigungskrieg gegen das wider ihn verbündete Europa an, der bis an die Grenze von Schlesien für ihn Angriffskrieg ward, weil Preußen noch nicht alle seine Hülfquellen benutzen konnte, Rußland aber nach Erreichung seines Endzwecks ein geringeres Interesse an diesem Kriege zu nehmen schien. Je weiter sich jedoch das französische Heer von seinem Vaterlande entfernte, und je mehr es seine Streitmittel durch Schlachten und Gefechte verbrauchte, um so schwieriger ward seine Lage, und anstatt seine Vortheile verfolgen zu können, sahe sich Napoleon durch den gänzlichen Mangel an Munition zum Waffenstillstande gezwungen, der ihm durch die Zeit, welche er den Verbündeten liefs, sich zu stärken und zum neuen Kampf zu bereiten, den Untergang brachte. Der übrige Theil des Werkes ist mehr strategisch, indem er zeigt, was Napoleon hätte thun sollen, um seinem Untergange zu ent-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

gehen. S. 352 glaubt der Vf., man habe nach der Schlacht von Brienne zu Erleichterung des Rückzuges *Floßbrücken* über die Aube verfertigen können; es ist ihm demnach nicht bekannt, daß frisch abgehaueene Laubhölzer dazu nicht bräuchbar sind, weil sie nicht schwimmen.

S. 358 werden endlich in §. 7. alle bey den Franzosen gemachten Fortschritte aufgezählt: die polytechnische Schule, die Verbesserung der Feldlazarethe; — sie haben sich jedoch, gleich allen Verwaltungszweigen, noch immer sehr mangelhaft gezeigt, — die schnellere Fortschaffung der Infanterie auf Wagen; eine bessere Einrichtung der Conscriptio; die Organisirung der Trainsoldaten und eine verbesserte des Generalstabes; Verbesserung des Anzuges, der Tzakot (?); eiserne Bettstellen, worin die Soldaten schlafen; die Einführung des Laufschrittes; die Veränderung des weissen Anzuges in blauen; als fehlerhaft und dem Endzweck entgegen werden angeführt: die Errichtung der Eliten bey der Reiterey; die Veliten; die Ordonnanz - Gensd'armes und die Ehrengarden. Endlich die *provisorischen Corps*, die, wie Alles, was das Beywort *provisorisch* trägt, nichts taugen.

Mehrere unbedeutende Bemerkungen und ein nicht besseres Wörterbuch der vorkommenden unbekannten Worte schliessen das Werk, das sich in der Uebersetzung recht gut lesen läßt, und wo der Uebers. mehrere mangelhafte Stellen recht zweckmäßig ergänzt hat. Rec. kann jedoch unmöglich den Vorschlägen Beyfall geben: 1) die Stabsofficiere für das Heer aus Hofrathen und Justizbedienten zu bilden, und 2) jedem Lieutenant zu seinem gegenwärtigen Gehalte 20 Rthlr. Zulage monatlich zu geben. Die Gründe gegen beides liegen nahe und bedürfen keiner weitläufigen Auseinandersetzung; beides würde sicher seines Zweckes ganz verfehlen und vielmehr das Gegentheil von dem hervorbringen, was der Vf. dabey beabsichtigt. Verdienstlicher wäre es, wenn der Uebers. die in dieser *Geschichte der Kriegskunst* ganz fehlenden, oder bloß im Vorbeygehen berührten Gegenstände mit aufgenommen und jene dadurch vervollständigt hätte: die erweiterte theoretische Ausbildung der Kenntniß und Benutzung des Terrains, die mit der vergrößerten Beweglichkeit der Armeen so nahe verwandte Kunst des Brückenschlagens und der gegen den Feind unternommenen Flußübergänge; die Vereinigung des Geschützes in sehr starke Batterien, um

Mmm

um

um eine schnelle und entscheidende Wirkung zu erlangen; der merkwürdige Gebirgskrieg 1799 in der Schweiz; der Einfluß des Zeitgeistes auf den Angriff und die Vertheidigung der Festungen, wo ein Rückschritt der Kunst unverkennbar ist; und endlich die Verbesserung des Festungsbaues.

Schießwaffe S. 14, Feuerwaffe a. m. O. für Feuergewehr muß Rec. als unrichtig im Vorbeygehen rügen; eben so die Benennung der *Kanze* als *Waffe*, was sie doch nicht ist, da schon im 15ten Jahrh. der Deutsche *Waffen* und *Gewehr* als zwey ganz verschiedene Dinge unterschied. *Castrametation* ist nicht *Lagermessung*, sondern die Kunst, ein Lager zu wählen und zu ordnen. Druckfehler, wie *Gomaz* für *Gomez*, *Rauls* anstatt *Route*, sind nicht von Bedeutung.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) EISELEBEN, b. Reichardt: *Predigten* von Dr. Karl Adolph Lindemann, Diakonus an der St. Nikolaikirche zu Eisleben. 1829. X u. 252 S. 8. (1 Rthlr.)
- 2) FRANKFURT a. M., b. Wesché: *Neueste Volkspredigten* und *Homilien* auf alle Sonntage des katholischen Kirchenjahres. Von Joh. Martin Gehrig, Stadtpfarrer zu Aub (nachher zu Ingolstadt). Zweyte Auflage. 1829. Erster Theil. VII u. 200 S. Zweyter Theil. IV u. 219 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)
- 3) NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Homilien und einige andere Predigten* in der neuesten Zeit gehalten von dem verewigten Hrn. Consistorialrathe Dr. Joh. Gottlob Marezoll, Superint., Pfarrer d. Stadtkirche u. theol. prof. honor. zu Jena. Herausgeg. nebst einigen Nachrr. üb. das Leben und Wirken des Verewigten von Dr. Heinr. Aug. Schott, Prof. d. Theol. zu Jena. 1829. XXXII u. 370 S. 8. (1 Rthlr. 18 Gr.)
- 4) WIESBADEN, b. Schellenberg: *Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres*, von Dr. Ludwig Hüffell, Großherzogl. Bad. Kirchen- und Ministerialrathe zu Carlsruhe. Zweyter Theil. 1829. VI u. 470 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Der Vf. der ersten dieser Predigtsammlungen, der jetzt selbst Mitherausgeber einer praktisch-theologischen Zeitschrift ist, zeigt sich als einen denkenden und von den herrschenden Fehlern des Zeitalters unangefochtenen Geistlichen. Er gehört weder zu den scheltenden und tobenden Zeloten, noch zu denen, welche mit süßen Worten die Weiblein gefangen nehmen wollen; noch zu den neuen Propheten, die uns verkünden, daß nur allein in dem Namen Jesu, wie er mit Buchstaben geschrieben oder mit den Lippen ausgesprochen ist, Heil sey, und dabey den Geist seiner Lehre ganz verkennen. Die hier gelieferten Vorträge sind bi-

blisch, d. h. aus der Bibel geschöpft, in biblischen Wahrheiten lebendig, und, wenn auch in manchen Predigten etwas selten, durch biblische Sprüche gestützt und in der Sprache gekräftigt. Die Hauptsätze sind meistens einfach und kurz ausgesprochen; selten sind sie neu und anziehend in der Form; z. B.: „Was bleibt, wenn Alles schwindet am Neujahrstage über Ps. 103, 15—22. Einer ist in einem Liederverse ausgedrückt: „Lass mich mit Jedermann in Fried' und Freundschaft leben.“ Die Eintheilung gründet sich meistens auf die Grundsätze der Logik. Die analytische Form scheint dem Vf. nicht zuzusagen, und doch sollte sie in gemischten Gemeinden durchaus nicht vernachlässigt werden. Der Ton und die Sprache sind würdig und einfach, und es herrscht darin Streben nach einer edeln Popularität. Was Rec. im Ganzen vermißt hat, ist eine gewisse Haltung und Hauptfarbe des Ganzen; hier und da hätte er kräftigeres Andringen an das Herz und Eindringen in die menschlichen Verhältnisse gewünscht; und manche gebrauchte Bilder sind so verbraucht, daß man sich füglig liegen lassen sollte; z. B. „das vom ewigen Leben als einem Hafen der Ruhe.“ Sonst ist Rec. wenig angestoßen. Warum S. 2 der Mensch „der Erstgeborne der Schöpfung“ heist, ist ihm nicht klar. Eigentlich war er ja der Letztgeborne. Wahrscheinlich soll es auf die Vorzüge der menschlichen Natur gehen. Dann ist aber der Ausdruck unbezeichnend, da wir von den Vorrechten der Erstgeburt wenigstens in Deutschland nicht eben viel wissen.

Der Vf. von Nr. 2. gehört zu den aufgeklärten Katholiken, die, bey aller Anhänglichkeit an die Lehren ihrer Kirche, doch weit davon entfernt sind, zu verketzern und zu verdammern, was nicht zu ihr gehört, und denjenigen Glaubenssätzen, welche nicht eigentlich aus der Schrift hergeleitet werden können, so viel praktisches Interesse abzugewinnen suchen, daß sie der Gemeinde zur Erbauung dienen können. Die hier gelieferten Predigten (aus frühere Sammlung ward günstig aufgenommen) zeichnen sich durch ihre große Kürze aus, die freylich den Vortrag zuweilen etwas skizzenartig macht. Die Klefeker'schen Entwürfe z. B. sind nicht kürzer. Sonst hat diese Kürze wieder einen eigenthümlichen Vorzug der Predigten bewirkt; es sind dieselben, weil der Vf. lange Auseinandersetzungen und Erörterungen zu vermeiden gezwungen war, sentenzenreich. Ein anderer Vorzug ist die häufig vorkommende Individualisirung. Herrschende Laster und üble Gewohnheiten zieht der Vf. schonungslos vor seinen Richterstuhl und tadelt ohne Ansehen der Person. Dadurch gewinnen seine Vorträge ein specielleres Interesse für seine Gemeinde. Sehr zweckmäfsig sind manche Erklärungen kirchlicher Gebräuche, z. B. des Weihrauchs, der Kerzen, des Weihwassers u. s. w. Ueber die Verehrung der Heiligen wird eben so aufgeklärt geurtheilt. Mehrere Homilien kommen vor, was sehr zu

u. loben ist. Wenn man freylich den Maafsstab an diese Predigten legen wollte, den uns die Musterrediger der evangelischen Kirche, ein *Reinhard*, *Ammon*, *Tzschirner* u. s. w. in die Hand gegeben haben, so würde man mancherley Tadelnswerthes sowohl in Absicht auf den Inhalt als die Form finden. Allein es ist schon erfreulich zu sehen, wie da das Licht überhand zu nehmen anfängt, wo bisher dicke Finsternis war.

Nr. 8. ist ein sehr angenehmes Erbstück des verewigten *Marezoll*, das seinen zahlreichen Verhörern dargeboten wird. Es sollen dieser Sammlung nach der Vorrede noch mehrere folgen. Rec., der sich in diesen Blättern schon mehrere Male über Geist und Ton der *Marezoll'schen* Predigten ausgesprochen hat, unterläßt es, bey der gegenwärtigen Anzeige auf das Einzelne einzugehen; zumal da einer unserer ersten Homiletiker, einer der Meister in Israel, in den vorangeschickten Nachrichten über das Leben und Wirken des Verstorbenen sich selbst so ausgesprochen hat, daß Rec. ihn nur ausschreiben müßte, wenn er gerecht urtheilen würde. Doch kann er sich nicht enthalten, eben aus diesen Meisterbemerkungen Einiges zu Nutz und Frommen jüngerer und angehender Geistlichen mitzutheilen: „Der Geist des Christenthums war ihm (*Marezoll*) der Geist der höchsten göttlichen Wahrheit, und die Einführung desselben in die Menschenwelt, die Offenbarung Gottes in Christo, die vollkommene ewig bleibende Anstalt göttlicher Liebe zur wahren Erleuchtung, Besserung, Beseitigung der Menschheit. Diese feste Ueberzeugung durchdringt seine Kanzelvorträge der frühern und spätern Zeit. Kein unparteyischer Leser wird verennen, daß ihm Jesus Christus der vollkommenste Lehrer der Menschheit, der wahre Erlöser vom geistigen Verderben, das höchste Vorbild der Menschen und Führer zum ewigen Leben war; und an bestlichen Tagen hat sich diess mit besonderer Klarheit ausgesprochen. Psychologisch - religiöse und moralische Betrachtungen über einzelne Tugenden und Fehler waren nach dem Vorgange seines Meisters, *Zollikofer*, seine liebsten Gegenstände. Darter: Würdigungen des herrschenden Zeitgeistes und Warnungen vor den Verirrungen desselben; ernste und erhebende Erinnerungen an die Natur und Würde des Menschen; fromme und helle Blicke auf das Walten der göttlichen Vorsehung und Weltregierung; begeisterte christliche Hoffnungen auf den endlichen Sieg der Wahrheit und Tugend; Schilderungen der Offenbarung göttlicher Allmacht und Weisheit und Liebe im großen Tempel der Natur.“ — „Die biblischen Texte dienten ihm freylich oft nur zur Anknüpfung des Thema, ohne daß er in die Predigt verwebt zu seyn; aber kam doch gern, wo es die Entwicklung seiner Gedankenreihe verstattete, wieder auf den Text zurück. Der Stil bezeugte einen sehr gewandten und durch die Lectüre gebildeten Geist. Populär war derselbe nur in einem gewissen Sinne. Man

hörte es den Predigten augenblicklich an, daß sie vor einer gebildeten Gemeinde und in einer Universität gehalten wurden. Sein Ausdruck hatte ungemaine Klarheit und gediegene Kraft und bewegte sich frey und ungezwungen, meist in der mittlern Sphäre der rednerischen Schreibart. Meisterhaft ist der Periodenbau. Sein äußerer Vortrag empfahl sich allenthalben, obwohl nicht durch Umfang und Wohlklang der Stimme unterstützt, durch Verständlichkeit, angemessenen Wechsel des Tons und durch zweckmässig gesteigerte Lebendigkeit.“ — Doch man möge Hn. Dr. *Schott* selbst hören.

Bey Nr. 4. kann sich Rec. auf die Anzeige des ersten Theils in Nr. 79. der Erg. Bl. vom J. 1828 beziehen. Der Leser findet hier dieselben Vorzüge wieder. Der Vf. redet erwärmt und kräftig, aber zuweilen etwas breit und wortreich.

SCHÖNE LITERATUR.

1) STUTTGART, b. Gebr. Franckh: *Charaktergemälde aus dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts* von C. Spindler. 1829. Erster Band. 310 S. Zweyter Band. 336 S. Dritter Band. 250 S. 8. (5 Rthlr. 6 Gr.)

2) LIEGWITZ, b. Kuhlmei: *Erholungstunden*. Eine Sammlung kleiner Erzählungen von *Henriette Henke* geb. *Arndt*. Zweytes Bändchen. 1829. 296 S. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

3) AACHEN u. LEIPZIG, b. Mayer: *Seyn und Schein*, ein Sittengemälde jetziger Zeit; von L. F. Frhn. v. *Bilderbeck*. 1828. Erster Band. 249 S. Zweyter Bd. 252 S. Dritter Bd. 214 S. Vierter Bd. 207 S. 8. (4 Rthlr. 12 Gr.)

Der Vf. von Nr. 1. ist der deutschen Lesewelt durch seine frühern Romane als ein glücklicher Nachfolger *Walter Scott's*, und unter uns besonders *van der Velde's*, bekannt und lieb geworden. Er hat entschieden Talent für die erzählende und schildernde Poesie gezeigt und weiß den herrlichen Vorrath, den das vaterländische Alterthum dem Schriftsteller in diesem Fache darbietet, gewandt und ansprechend zu benutzen und zu verarbeiten. Denn nicht darauf kommt es an, daß man den Staub der Chroniken durchwühlt, um historische Details aufzufinden, dieselben mühsam verbindet, oder an eine selbst erfundene Fabel knüpft, wie diess in unsern Tagen oft, von mancher unserer Schriftstellerinnen geschehen ist, sondern der Geist des Alterthums, in Lebensart, Sitte, Redeweise, muß lebendig aufgefaßt und den handelnden Personen kraftvoll eingehaucht werden, damit sie selbständig sich bewegen und leben und nicht bloß als Gliederpuppen auftreten, an denen man den dicken Draht, der sie handhabt, beständig gewahr wird. Wir können in dieser Hinsicht das günstigste Urtheil über den ersten Band des Jesuiten aussprechen. Es findet sich hier Alles, was uns in den Anfang des

des achtzehnten Jahrh. zurückversetzt, was uns die Eigenthümlichkeiten des damaligen Lebens und Treibens in einer freyen Reichsstadt, in einem angesehenen und reichen Handelshause lebendig herbezaubert. Es findet sich eine Kräftigkeit und Bestimmtheit, eine Durchführung der Charaktere, die fast eine dramatische Wirkung hervorbringt; die heimlichen Umtriebe der Katholiken und der Grundsatz der Jesuiten, „dafs der Zweck die Mittel heilige“, sind so geschickt in die Fabel verflochten, dafs man nicht ohne die grösste Spannung lesen kann. Leider vernichtet der Vf. diesen Eindruck durch die folgenden Theile fast gänzlich. Wir sind gezwungen, diese ganz als ein *hors d'oeuvre* zu betrachten. Das Bestreben, das Bild des Jesuiterordens in seiner ganzen Vollständigkeit aufzustellen, was ja nimmermehr der Gegenstand eines Romans seyn kann, ist die Veranlassung gewesen, dafs der Vf. seine Helden und Heldinnen wie auf Faust's Mantel aus einem Erdtheil in den andern versetzt, und sie nun auf fremdem Boden leben und handeln läfst, wo sie fast ganz ihre Eigenthümlichkeit verlieren. Mögen sich auch hier einzelne noch so treffliche Schilderungen von Lebens- und Naturscenen finden, mag dieser oder jener Auftritt auch noch so sehr Bewegung und Rührung bewirken, der Eindruck des Ganzen ist verloren; die Handlung wird unstät und schwankend, man blickt nicht mehr in das Leben, sondern man liest nur eben — einen Roman.

Der Verfasserin von Nr. 2. hat Rec. schon früher einmal bey Beurtheilung eines ihrer Werke den freundlichen Rath gegeben, dafs sie nicht zu viel schreiben möge, wenn sie fernerhin gern gelesen werden wolle, weil das allzu häufige Ergreifen der schriftstellenden Feder nothwendig der Reife und Frische ihrer Producte schaden müsse. Dieser Rath sey hier wiederholt: denn die in diesem Bande enthaltene erste Erzählung „Das Herrenhaus“ hat bey sehr viel Anziehendem, Ergreifendem und Rührendem doch Spuren einer unerfreulichen Breite und Geschwätzigkeit. Möge die Vfn sich doch ja recht nahe an ihr Vorbild, *Fr. Jakobs*, halten. Die zweyte kleinere Erzählung „Der alte Ueberall und Nirgends“ erinnert angenehm an *Starkens* Ton und Manier.

Nr. 3. hat Rec. durch den raschen lebendigen Gang der Handlung und durch originelle Darstellungsweise sehr angezogen. Ein leichtgläubiger junger Mann in Paris wird durch mehrere Personen hohen und niedern Ranges, die sein Vertrauen zu gewinnen wissen, auf eine auffallende Weise getäuscht und dadurch der Gemahl eines leichtsinnigen und koketten Mädchens, welches die Folgen eines frühern vertraulichen Umgangs bereits unter dem Her-

zen trägt. Auf eine furchtbare Weise wird er zuletzt enttäuscht, und verläst sein Vaterland als Furcht, als Mörder verurtheilt zu werden, indessen er die Verräther seines Glücks und seiner Ehre niedergeschossen hat. Der *Schein* hat ihn betrogen, die Wirklichkeit ist ganz anders, als sich gedacht hat. Er kommt nach Deutschland in einer angesehenen Handelsstadt macht er die Bekanntschaft eines höchst lebenswürdigen jungen Mädchens und ihres Pflegevaters und Erzieher eines seltsamen aber wackern Alten. Das Vertrauen, mit welchem man ihm entgegenkommt, die lebenswürdige Unbefangenheit Hannchens, Mißverständnisse mancherley Art, falsche Nachrichten, bringen ihn zu der Ueberzeugung, dafs man auch hier ein ähnliches falsches Spiel mit ihm spielen wolle; er hält die Jungfrau, die ihn wirklich liebt, für eine Dirne, er täuscht sich abermals. Er hält für *Schein*, was *Seyn* ist, nachdem er vorher den *Schein* für das *Seyn* gehalten hat. Ein glückliches Ende. Aufklärung des Ganzen, eine Heirath und Kinder machen den Beschluß. Einzelne Scenen sind höchst rührend durch idyllische Einfachheit und Natürlichkeit. Weibliche Lebenswürdigkeit ist in Hannchen höchst anziehend dargestellt. Dival ist ein sittliches Ungeheuer. Sinn und That der Ultra's und Congregationen ist treffend gezeichnet; eben so der Geist der alten Napokonisten. Einzelne Scenen sind freylich mit einem sehr lasiven Pinsel ausgemalt. Verwundert aber hat sich Rec. über eine große Menge von Verstößen gegen die Grammatik, besonders in den beiden letzten Theilen, die unmöglich alle für Druckfehler erkannt werden können.

WEIMAR, b. Hoffmann: *Römhild - Stift*. Eine Erzählung aus dem wirklichen Leben. Von der Verfasserin der „*Erna, Felicitas, Amadea* u. s. w.“ 1828. Erster Theil. 238 S. Zweyter Theil. 238 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Vfn stellt in dieser Erzählung das Innere eines adeligen Fräuleinstifts dar, welches sie durch die verschiedenartigen Charakterzeichnungen der Priorin und mehrerer Stiftsfräulein belebt, und für jeden Leser unterhaltend gemacht hat. Vorzüglich anziehend ist die Charakterzeichnung der jüngsten Conventualin Cäcilie, welche nach einer unglücklichen Liebe im Stifte ihre Ruhe wiederfindet, und durch ihr vortreffliches Wirken sich allgemeine Liebe erwirbt, so dafs sie nach dem Tode der Priorin einstimmig an deren Stelle erwählt wird. In ihr ist ein so schönes Bild weiblicher Tugend aufgestellt, dafs dieses Buch jungen Frauenzimmern zur Belehrung und Nachahmung besonders empfohlen werden kann.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1830.

MEDICIN.

ILMENAU, b. Voigt: *Ueber das Wesen und die Behandlung der Wassersucht im Gehirn; der Brust, dem Unterleibe, den Eyerstöcken und der Haut.* Ein Versuch, die Pathologie dieser Krankheit auf richtige Grundsätze zu basiren, eine neue und wirksamere Behandlungsart zu empfehlen und durch Beyspiele zu erläutern. Von Dr. Joseph Ayre, Mitgl. des Collegiums der Aerzte zu London. Aus dem Engl. übersetzt von Dr. Fr. Reinhard. 1829. 131 S. gr. 8. (18 gGr.)

Diese dem Titel nach viel versprechende Schrift liefert im ersten Kapitel die Pathologie der Wassersucht. Der Vf. bemüht sich zu beweisen, daß die fragliche Krankheit eben so wenig aus Mangel an Ton und Energie der aufsaugenden Gefäße, als aus vermehrter Absonderung der Feuchtigkeiten ebenfalls aus Mangel an Ton der aushauchenden Gefäße, oder endlich durch mechanische Verstopfung des Rückflusses des Blutes in den Venen entstehen könne. Hierauf forscht derselbe nach dem Ursächlichen dieser Krankheit und findet selbiges in einer krankhaften Thätigkeit des Zellgewebes oder der serösen Häute. Er stützt diese Ansicht auf die unlängbare Thatsache: daß in Bezug auf den Erguß der Feuchtigkeit alle Erscheinungen, die bey einer oder der andern Form der Entzündung vorkommen, mit denen in der Wassersucht übereinkommen. Die Feuchtigkeit, die sich bey rosenartigen Entzündungen, auf Einwirkung der Hitze, eines Zugpflasters, bey dem Pemphigus u. s. w. ergießt, sey der in der Bauchwassersucht, oder in jeder andern Form der Wassersucht abgesonderten Flüssigkeit vollkommen gleich. Bey einigen entzündlichen Zufällen zeige die ergossene Feuchtigkeit einen sehr verschiedenen Grad von Dichtigkeit, sey bisweilen ganz zähe und klebrig. Dasselbe fände bisweilen bey der Wassersucht Statt, indem die Flüssigkeit nicht durch die Röhre des Trokars laufen kann oder gar zu einer gallertartigen Masse gerönne. Da nun der Identität dieser Krankheitszustände den Einwurf machen könne, daß völlige Abwesenheit des Schmerzes bey den gewöhnlichen Fällen von örtlicher Wassersucht solcher Ansicht widerspräche, so beruft er sich deshalb auf den verschiedenen Grad von Empfindlichkeit, der so gesonderten Gebilden eigen sey, und daß bey chronischen Ent-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

zündungen die Empfindlichkeit der serösen Häute, welche die Höhlen der Brust und des Unterleibes überziehen, nur in einem geringen Grade gesteigert sey u. s. w. Auch herrschten bey der Entzündung wie bey der Wassersucht gleiche Gesetze, daher hier wie dort Versetzungen derselben auf andere Theile, sogenannte Metastasen, Statt fänden, die lediglich Folge der auf ein anderes Organ übertragenen krankhaften Thätigkeit sey. (Abgerechnet, daß das Wasser im Zellgewebe fortsickert und sich häufig genug nach hydraulischen Gesetzen bewegt, muß man vielmehr annehmen, daß in Fällen, wo das Zellgewebe oder die seröse Haut an einem Theile des Körpers leidet, die Continuität derselben erwarten läßt, daß auch dieselben Gewebe im übrigen Körper mehr oder weniger krankhaft ergriffen sind. Rec.) — Niederer Grad der Entzündung verursache vermehrte Absonderung, die bey den serösen Häuten und dem Zellgewebe vorzüglich eine helle Flüssigkeit sey, aus Serum bestehe und mehr oder weniger Eyweißstoff enthalte. Dieß Product einer gewöhnlichen Entzündung sey als eine mehr oder weniger kritische Erscheinung anzusehen, durch welche die Krankheit gehoben werde, oder mit andern Worten, welche die sie erzeugende Entzündung mindere und aufhöbe. Gar sehr irrten diejenigen, welche die Eigenthümlichkeit des der Wassersucht vorhergehenden Krankheitsprocesses aus dem Befund der Leichenöffnung ersehen und beurtheilen wollten: denn indem sie die Zeichen einer Entzündung nicht fänden, suchten sie den Grund der Wassersucht in mechanischen und andern Ursachen. — Da jedoch die wassersüchtige oder seröse Entzündung denselben Gesetzen unterworfen sey, wie die andern Grade der gewöhnlichen Entzündung, so folge auch, daß der Wasserguß aufhören müsse, wenn eine stärkere Reizung zu der schon vorhandenen hinzukommt. Dieß geschähe oft zufällig, bisweilen und von Seiten der Kunst absichtlich u. s. w.; es berechtige zu der Annahme: daß die Bauchwassersucht, wenn Krankheiten in den Eingeweiden ihr vorausgingen, die Folge einer allmählig von dem innern Gewebe der von der serösen Haut des kranken Organs, zu dem äußern Ueberzuge desselben sich verbreitenden Entzündung ist, (dasselbe gilt auch von dem Wassergusse in Folge von Krankheiten in andern Höhlen,) und daß die an dieser Stelle beginnende seröse oder hydropische Entzündung nach und nach die ganze

Non

seröse Haut dieser Höhle ergreift. Nimmt die Krankheit in dem Zellgewebe des erkrankten Organs zu, so vermehrt sich auch consensuell die Krankheit der dasselbe umgebenden Haut, wo dann eine unbedeutende Gelegenheitsursache leicht einen höhern Entzündungsgrad erzeugen kann u. s. w. — Der Vf. beruft sich ferner auf die mit dem Urin angestellten Versuche des Dr. Wells und Dr. Blackall, welche bewiesen, daß die seröse Entzündung, welche örtliche Wassersucht hervorbringt, häufig mit einem allgemein entzündlichen Zustande verbunden sey. Daß die Wassersucht, wenn sie eine subacute Form annimmt und als Hautwassersucht erscheint, ein idiopathisches Leiden sey, das häufig durch Erkältung entstehe, und daß dann sowohl als wenn sie symptomatisch ist, (hier jedoch in geringerer Menge,) der Urin Serum enthalte. Diese Beschaffenheit des Urins sey fast nur dieser Krankheit eigen und bey der Wassersucht nach Scharlach am auffallendsten u. s. w. Durch solchen Verlust an nährenden Bestandtheilen würde eben so, wie bey langwierigen Eiterungen suppurirender Flächen, die Lebenskraft allmählig vermindert und Cachexie herbeygeführt. (Der Vf. wiederholt nun diese pathologischen Grundsätze und Thatsachen, worauf wir ihm zu erwiedern verbunden sind: daß es sich doch, um Natur und Wesen der Wassersucht zu ergründen, darum handelt, zu erforschen, was dieser krankhaften Beschaffenheit des Zellgewebes und der serösen Häute zum Grunde liegt?! Die Aufhäufung der excrementitiellen Flüssigkeit in verschiedenen Theilen ist nur Form, nichts weiter. Nur zu oft ward fehlerhafte Mischung des Blutwassers bey der Wassersucht entdeckt, und dennoch liegt diese Krankheit zwischen den materiellen Krankheiten der Säfte und den reproductiven in der Mitte! — Da der gelehrte Vf. übrigens keinen Torpor der aufsaugenden und keinen ähnlichen Zustand der aushauchenden Gefäße, ja nicht einmal behinderten Rückfluß des Blutes durch die Venen als Ursache der serösen Ansammlung anerkennen will, so fragen wir, woher kommt es, daß ein gelähmter Theil ödematös wird?! ist hier nicht Torpor der Gefäße in Folge behinderten Nerveneinflusses zugegen! Wie dann, wenn Oedem nach heftiger Quetschung entstand?! Entsteht Wassersucht nicht häufig in kräftigen und starken Subjecten oft schnell und zwar mittelbar durch Stockung des Blutumlaufs im Herzen und den Lungen?! Erregt Compression der Hauptstämme der Venen und lymphatischen Gefäße nicht auch im gesunden Zustande einen partiellen wassersüchtigen Zustand?! Soll bey der unschuldigen Wassersucht der Schwangeren, die zugleich mit der Entbindung weicht, auch eine eigenthümliche krankhafte Beschaffenheit der serösen Häute obwalten?! Soll bey Wassersucht auf großen Blutverlust auch ein entzündlicher Zustand der Membranen Schuld seyn?! u. s. w. Rec.)

Zweytes Kapitel. Aus den über die Pathologie der Wassersuchten aufgestellten Ansichten gehe her-

vor, daß der Erguß der serösen Feuchtigkeit und erhöhte Gefäßthätigkeit in den serösen Gebilden beruhe. Die Reizung äußere sich entweder als subacute oder als chronische Krankheit, als symptomatisches oder als idiopathisches Leiden, und die seröse Entzündung könne örtlich oder allgemein seyn. Von der richtigen Beurtheilung dieser Umstände hängt in Bezug auf die ärztliche Behandlung eines gegebenen Falles die richtige Heilungs-Indication ab. Worauf der Vf. zur Betrachtung der wichtigsten Formen der Wassersucht übergeht. Es sind folgende: 1) Hirnwassersucht, 2) Brustwassersucht, 3) Bauchwassersucht, 4) Wassersucht der Eyerstöcke, 5) Hautwassersucht. Erste Abtheilung: Hirnwassersucht oder Hydrocephalus internus. Diese Krankheit bestehe in einer eigenthümlichen serösen Entzündung der Hirnhäute oder des Zellgewebes, welches die Zwischenräume des Gehirns ausfüllt, doch dürfe sie mit jenen Hirnentzündungen, die unter dem Namen der acuten und subacuten bekannt wären, nicht verwechselt werden, weil deren eigenthümliches Product Eiter und gerinnbare Lymphe sey, zu denen nur bisweilen zufällig seröse Feuchtigkeit hinzukomme. Die hier in Rede stehende oder wahre Hirnwassersucht sey eine chronische Entzündung, die in dem geringsten Grade der Entzündung der serösen Häute bestehe; habe sie sich aber einmal ausgebildet, so entwickle sie alle Merkmale einer acuten Entzündung und verlaufe schnell. Hierauf werden die drey Stadien dieser Krankheit geschildert und dabey bemerkt, daß „häufig der Wassererguß die ihn veranlassende Ursache aufhebe.“ (Wohl ist Uebergang in Wassersucht keine Entzündung mehr, allein die Entzündung dauert bey Hirnwassersucht oft noch fort und verlangt deshalb die doppelte Berücksichtigung; übrigens möchte sich Rec. nicht darauf verlassen, daß Erguß der Feuchtigkeit die Entzündung tilge.) Dann wird erwähnt, daß diese Krankheit als idiopathische und symptomatische vorkomme, und die Ursächliche derselben geschildert. Analog diesem Zustande des Gehirns, welcher bey jungen Personen vorkomme, sey die chronische Congestion in dem serösen Systeme des Kopfes, welche sich bey Personen von eigenthümlicher Constitution, die über die mittlern Jahre hinaus sind, einfindet und sich entweder mit Zerreißung der Gefäße (Apoplexia sanguinea), oder mit Reaction der aushauchenden Gefäße und folglich mit Wassererguß endige. (Daß ein mäßiger Wassererguß die Congestion im serösen Systeme des Kopfes glücklich beseitige, möchte schwer zu beweisen seyn! Rec.) — Hinsichtlich der symptomatischen Hirnwassersucht wird bemerkt, daß besonders bey Kindern ein dem Gehirn durch Leiden der Verdauungswerkzeuge, vorzüglich durch Störungen in den Functionen der Leber sympathisch mitgetheilte Reiz an Bildung dieser serösen Entzündung Schuld sey u. s. w. (Da nach des Vfs eigenem Geständniß der Hydrocephalus internus bey sehr jungen Kindern am häufigsten vorkommt, so

aufs Rec. sich höchlich wundern, daß der Hauptursachen, nämlich der *Evolutionperiode*, der *Hypertrophie* und der *Dentition* dieser vorzüglichen Veranlassungen zu dieser zwischen dem 2ten und 3ten Lebensjahre am häufigsten vorkommenden *Gedärmenkrankheit* keine Erwähnung geschehen ist!) — Die zweite Abtheilung: *Brustwassersucht* (*Hydrothorax*). Sie werde dadurch erzeugt, daß sich in einem kranken Organe eine chronische Entzündung eile, die sich der dasselbe umgebenden *serösen* Haut mittheilt, nicht aber durch ein *sympathisches* oder *consensuelles* Verhältniß mit andern Theilen von ähnlicher Structur. (Doch irrt sich der Vf. stark, daß er nur eine *subacute* Form der der Brustwassersucht zum Grunde liegenden Entzündung annimmt; beym *hydrothorax acutus* ist sie leider oft äußerst *acut*! Gleich fehlerhaft dünkt uns anzunehmen, daß Brustwassersucht nicht in Folge der gegen *Pneumonien* unternommenen übermäßigen Aderlässe entstehen könne, da die Erfahrung der größten Aerzte dafür spricht. Rec.) Dritte Abtheilung: *Bauchwassersucht* (*Ascites*). Nur dann findet bey *Desorganisationen* der Unterleibsorgane, besonders der Leber, Wassersucht Statt, wenn durch andere hinzukommende Ursachen Entzündung hervorgerufen wird, die sich dem Bauchfelle mittheilt u. s. w. Vierte Abtheilung: *Wassersucht der Eyerstöcke* (*Hydrops ovariorum*). Entsteht durch eine gewöhnlich zuerst in der Substanz der Eyerstöcke beginnende *chronische* Entzündung, die sich von da aus zu der sie umgebenden *serösen* Haut verbreitet. Oft nähme diese Entzündung die *subacute* oder *adhäsive* Form an, wo sich die *seröse* Haut fast mit dem *Ovarium* verbinde, ohne daß Wasser gebildet werde, indem der *seröse* Charakter der Entzündung zerstört würde. Stöße und Gewaltthätigkeiten auf die *Regio iliaca* und das naturgemäße Ausbleiben der Monatsreinigung wären die Veranlassungen zu dieser Krankheit. (Rec., der diese Krankheit jetzt häufiger als je sogar bey jungen Frauen und Mädchen beobachtete, glaubt, daß an ihrem jetzt so öftern Vorkommen geheime Sünden Antheil haben.) Fünfte Abtheilung: *Hautwassersucht* (*Anasarca*). Ist *seröse* Entzündung des Zellgewebes in dem Körper, deren Resultat Wassererguß in demselben ist u. s. w. Eine wichtige Folge der *Hautwassersucht* als idiopathischen Krankheit sey, daß sie den Erguß in die Höhlen des Körpers verhüte, indem sie die allgemeine Ursache, die *seröse* Entzündung, zu heben im Stande sey. (Oft genug findet man bey Kindern, die während der *Scharlach-Abschuppung* in *Hautwassersucht* verfallen sind, auch Wasser in der Brusthöhle. Rec.)

Das dritte Kapitel handelt von der Behandlung. Als Heilanzeigen werden genannt: 1) die örtlichen oder allgemeinen Krankheitszustände der Eingeweide oder anderer Theile zu entfernen; 2) die krankhaft erhöhte Thätigkeit in den serösen Häuten oder im Zellgewebe zu heben, welche als nächste Ursache der Wassersucht angesehen werden müsse;

3) die Aufsaugung der ergossenen Feuchtigkeiten zu befördern. — Bey der *Hirnwassersucht* werden harntreibende, gelind Schweiß befördernde und eröffnende Mittel, warme Bäder, Blutegel an die Schläfe, Senfpflaster, eine nicht reizende Kost, warme Bekleidung und Fontanelle empfohlen. Wenn der Vf. weiter unten sagt, man solle das *Calomel* so lange fort geben, bis die Excremente zu ihrer naturgemäßen braunen Farbe zurückkehrten; so steht gar sehr zu bezweifeln, daß dieß während der Anwendung des *Mercuris* geschehen wird! — So zweckmäßig übrigens die hier ertheilten diätetischen Regeln sind, so bemerkt man denn doch, daß der Vf. diese Krankheit selten an sehr kleinen Kindern beobachtet hat. So soll z. B. die *symptomatische* (von gastrischen Reizen entstehende) *Hirnwassersucht* bey Kindern häufiger vorkommen, als die *idiopathische*, was mindestens in Deutschland nicht der Fall ist; dem *Calomel* wird eine spezifische Kraft abgesprochen und ihm nur die purgierende zuerkannt! — Noch nimmt der Vf. einen Zwischenzustand zwischen einer bloßen Anfüllung der Gefäße und dem Ergusse von Wasser zwischen den Hirnhäuten oder in den Hirnhöhlen an. Es gäbe unstreitig außer den häutigen Gebilden noch andere dem Auge unentdeckbare Zwischengebilde, die alle Theile des Hirns durchdrängen, diese sonderten nicht selten eine wässerige Feuchtigkeit ab, welcher Zustand den Namen *hautwassersüchtiger Zustand des Gehirns* verdiene. (Wir können beym besten Willen dem Vf. bey dieser Lieblingsidee nicht in ungekannte Regionen folgen!) Hinsichtlich der nun folgenden Behandlung der übrigen Formen von Wassersucht werden solche Mittel empfohlen, welche die *chronische* Reizung der *serösen* Häute und die *primäre chronische* Entzündung des kranken Organs zu heben vermögen. Schröpfköpfe, Blutegel zu wiederholenden Malen, Vesicatorien; bey Kräftigen und Vollblütigen anfangs ein Aderlaß, das Haarseil (bey der Brustwassersucht). Bey der Bauchwassersucht warnt er vor dem lange fortgesetzten Gebrauche des *Calomels*, weil der *Mercur* bey einigen Formen des Leberleidens Nachtheil bringe, und übrigens treibe derselbe mit dem Urin zu viel Serum ab; auch sollte man nicht vergessen, daß der Speichelfluß zu den entfernten Ursachen der Wassersucht selbst zu zählen sey, und daß die Reizung, die das Quecksilber hervorbringt, jener, welche die Wassersucht begleitet, ganz gleich sey. — In Bezug auf die Purganzen wird so manches praktisch Werthbare gesagt; unter den *urintreibenden* Mitteln giebt er der *Meerzwiebel* und dem *Fingerhut* den Vorzug, reicht sie jedoch in Verbindung und in kleinen Gaben; z. B. keinen vollen Gran *Scilla* und nur ein Sechstheil eines Granes von der *Digitalis*.

Das vierte Kapitel enthält Krankheitsfälle und Sectionsberichte. Wir überlassen die Lectüre dieses Hauptstücks den Wißbegierigen, und bemerken schliesslich, daß es uns dünkt, als sollte diese Schrift dazu dienen, *Broussais'* Theorie auch dieser

Stippe von Krankheiten unterzulegen; wobey der gelehrte Vf. jedoch vergaß, daß es sich nur darum handelt: was der krankhaften Thätigkeit des Zellgewebes und der serösen Häute für ein specifischer Charakter inwohne?! wenn sie für sich und ohne Concurrenz venöser und lymphatischer Abnormitäten die Bildung der Wassersucht einzig und allein bedingen soll! —
(E....r. *)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Kurze Anleitung zum erbaulichen Lesen der heiligen Schrift in der Volksschule.* Von C. C. G. Zerrner, königl. Preuss. Consistorial- und Schulrath, Director u. s. w. 1829. II u. 180 S. gr. 8. (14gGr.)

In 28 Abschnitten wird die Bibel in ihrem ganzen Umfange nach ihrem Gehalte überhaupt und für die Schule dargestellt; und ihre Behandlung in Volksschulen, um den höchsten aller Zwecke, Erbauung, durch sie zu erreichen, von Stufe zu Stufe geschildert und empfohlen. Rec. vermißt jedoch in der Anweisung zum Erklären, die der zum erbaulichen Lesen vorangeht, ausführlichere Mittheilungen über Erklärung der uneigentlichen Ausdrücke, der biblischen Geschichte, der Glaubens- und Sittenlehren, der poetischen Stellen, der prophetischen Bücher u. a. m. Bemerkungen über Einzelnes, z. B. gemüthlich gemachte Stellen (S. 15), Bildung des Geschmacks beym Bibellesen (S. 22), die Trennung von §. 5 und 6, die füglich in einen verbunden werden konnten, u. a. unterdrücken wir, und erinnern nur, daß wohl die wörtlich-biblische Vortragsart in einer Anleitung, die Bibel erbaulich zu lesen, die geeignete deswegen nicht sey, weil diese ja wieder einer Erklärung bedarf, wenigstens die gebrauchten dunkeln Ausdrücke und Redensarten.

Der Anleitung sind Proben von erbaulicher Behandlung einzelner und schwieriger Bibelstellen S. 80 zugesellt, welche ebenfalls diese Anweisung empfehlen. Dem Rec. scheint indess die Verbindung der Erklärung mit dem Erbaulichen nicht allenthalben gelungen, und die Unmöglichkeit erwiesen, die ganze Bibel mit erbaulichen Anmerkungen versehen in die Hände der Lehrer zu liefern, wenn diese nicht gedrängter und fruchtbarer, als hier, abgefälscht werden könnten. Damit man den Geist dieser Andeutungen und die Vortragsart des Vfs kennen lerne, stehe hier, was zu Matth. 8, 27 bemerkt ist: „Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam ist! Wir wissen

es und sehen es hier bestätigt, es war Christus der, von dem wir bekennen: „Ich glaube, daß Jesus Christus ist wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren“ (wo aber sagt die Bibel denn nur diese soll ja hier erklärt werden); da von dem die Schrift sagt: Gott war in Christus. Ja, ehrfurchtsvoll blicken wir zu dir' empor, O herrlicher, indem wir diesen Beweis deiner Gottesmacht lesen, den du einst auf Erden gabst. Unser Glaube an dich soll in keinem Sturme der Anfechtung wanken; du bleibst unser Herr und Gott, und wir sind dein und bleiben dein, bis wir einst droben dich schauen von Angesicht zu Angesicht.“ Der Anhang giebt nach Dinter's Anweisung Th. 1. S. 97ff. das Verzeichniß der in der Volksschule zu lesenden Abschnitte der h. Schrift.

Wie Rec. in Vielem mit dem Vf. übereinstimmt, so geschieht dieß besonders in dem Wunsche, daß diese Anleitung, welche seine Sorgfalt für die Bildung christlicher Volkslehrer aufs neue bewährt, alle dahin leite, abzuthun alles unethische Wesen, vornehmlich alles Gelehrte- und Vernehmthum, woran so viele Seminaristen leiden, und von welcher Krankheit sie schwer genesen, weil sie sich nicht für krank halten, und daher den Arzt ungern sehen und hören.

SCHÖNE LITERATUR.

LEIPZIG, in d. Abel. Buchh.: *Musee-Stunden.* Erzählungen von Charlotte Wolmar. 1) Die Tischung. 2) Das Kloster. 3) Das Kleeblatt. 1849. 202 S. 8. (1 Rthlr.)

Allen drey Erzählungen fehlt es nicht an gebildeter Sprache und Leichtigkeit des Vortrags; nur sind in Nr. 1. die Versuche, welche der Held der Geschichte unter einem angenommenen Namen macht, um die Herzensgüte seiner Geliebten zu erproben, die ihm seine Tante schon ohne sein Wissen zur Gattin anverwählt hat, zu abenteuerlich, als, daß sie den Leser über die Wirklichkeit der Ausführung täuschen könnten. Nr. 2. ist eine Kloster-Geschichte, worin zwei Liebende durch den unbeugsamen Willen eines Vaters getrennt werden, und sich am Ende, nachdem der Geliebte Mönch geworden ist, im Beichtstuhle wieder finden; welches die Geliebte bestimmt, gleichfalls den Schleyer zu nehmen. Nur Lesern, die sich in gleicher Stimmung befinden, kann die fromme Schwärmerei, womit diese Geschichte erzählt ist, gefallen; dagegen spricht Nr. 3. durch Einfachheit und Erfindung wohlthuend das Herz an, und verdient deshalb vor den andern den Vorzug.

*) Zu Vermeidung jedes Irrthums bemerke ich, daß alle von mir herrührenden medicinischen Recensionen vollständig von mir unterzeichnet sind.
Friedländer.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

May 1830.

GESCHICHTE.

LENGO, b. Meyer: *Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens*. Im Namen des Vereins herausgeg. von Dr. Paul Wigand. Dritter Band, in vier Heften (von denen je zwey fortlaufend paginirt sind). 1828. 228 u. 250 S. 8. (2 Rthlr.)

Auch dieser dritte Band giebt einen erfreulichen Beweis von dem regsamem Streben des Münster-Paderbornschen Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens ab; auch er liefert reichliche und sehr dankenswerthe Materialien zu der Specialgeschichte jenes Landes. Das erste Heft liefert: I. Die Fortsetzung des Abdrucks der alten *Privilegien und Statuten der Stadt Borhold* aus einer Handschrift des 15ten Jahrhunderts; sodann II. unter der Rubrik: zur *Kritik der Quellen*, eine gelungene Vertheidigung der Aechtheit der Corveyischen Traditionen und Güterregister, von dem Herausg., gegen den Landdrosten v. Wersebe, welcher offenbar aus ungenügenden Gründen die Güterverzeichnisse des *Sarracho* für Corvey und der von *Falke* herausgegebenen *Traditiones Corbeienses* für unächt und von Beweisfähigkeit entblößt erklärt. Sehr willkommen sind hiebey die mitgetheilten Facsimile's aus der vielbesprochenen Freckenhorster Leberrolle, und aus dem *Registrum bonorum temporalium incliti cenobii et preclari exemptique monasterii Corbee vulgariter nuncupati*. III. *Studium der vaterländischen Geschichte*; ein Auszug aus *Immanuel's* Programm: Bemerkungen über den historischen Unterricht auf Gymnasien. Minden 1827. IV. *Die alte Brücke bey Höxter*, Nachrichten über deren Alter und Schicksale; sie wurde durch die Franzosen unter Turenne zerstört, und die Stadt Höxter hatte einen Muth und keine Kräfte, sie wieder zu erbauen. So ist sie denn bis jetzt Ruine geblieben. V. *Ueber den Druck der vaterländischen Urkunden*, deren Herausgabe der Verein beabsichtigt. Mittheilung von zwey Gutachten über die Grundsätze, nach denen dieses Urkundenbuch zu bearbeiten sey; das letztere von dem königl. Archivcommissar v. Medem. VI. *Kleine historische Beyträge*. VII. *Miscellen*. Unter ihnen verdienen vorzüglich Erwähnung eine *Notiz über Ierm. Ad. Meinder's* literarischen Nachlaß, und über die Urkunden des Klosters Mölenbeck im Hessa-schaumburgischen. Das zweyte Heft liefert: I. eine

vortreffliche Abhandlung des Dr. Stüve über den *sächsischen Krieg* (1070—1125) und dessen Folgen für Westphalen, welche aber keines Auszugs fähig ist. II. *Beyträge zur Geschichte der Villicationen und Meiergüter*. Enthält wichtige Urkunden zur Geschichte der Ausbildung des Meierwesens in Zeitpacht und dann in Erblichkeit. III. *Denkwürdige Siegel*, mitgetheilt von Leopold v. Ledebur, nebst einer lithographirten Tafel. IV. *Andeutungen über die ehemalige Stadt Blankerode im Fürstenthum Paderborn, ihre vormaligen Burgmänner und den in ihren Gemarkungen betriebenen Bergbau*. Vom Criminaldirector *Gehrken*. Sie ward zwischen 1389—1394 zerstört; ihre Ruinen sind unter Waldgestrüpp gänzlich verdeckt. Da von ihrer Entstehung und Untergang so wenig bekannt ist, so haben die hier aus Urkunden zusammengestellten Notizen ein hohes Interesse. V. *Kleine historische Beyträge*; meistens Urkunden. VI. *Preisaufrage*. VII. *Nothzustand deutscher Länder am Ende des 30jährigen Kriegs*; hier der Stadt Höxter aus einer Relation vom 30. März 1648. VIII. *Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens*. Protokoll über die Sitzung desselben vom 29. May 1828 zu Paderborn, namentlich in Bezug auf die Bearbeitung der obgedachten westphälischen Urkundensammlung, nebst Mittheilung eines Plans dieser Bearbeitung. IX. *Alte historische Nachrichten von dem Rechte der Stadt Hildesheim, Bündnisse zu schließen*, vom Archivarius *Zepperfeldt* daselbst. Diese Abhandlung dürfte eigentlich wohl nicht in ein für Westphalen bestimmtes Archiv passen, denn dafs am Schlusse derselben eine Einigung des Grafen *Johann von Rittberg* mit der Stadt Hildesheim, in der Fehde derselben gegen ihren Bischof Bertoldus, Reiter zu stellen, mitgetheilt wird, möchte diese Aufnahme nicht rechtfertigen.

Das dritte Heft enthält: I. *Fragmente aus einem Corveyischen Codex*. Derselbe ist eine Handschrift in fol. ohne Titel, vom *Praepositus Adalbertus* in der Mitte des 12ten Jahrh. mit kunstreichem Fleisse verfertigt und dem heil. Vitus gewidmet, und war ein Gedächtnißbuch der damals lebenden Ordensbrüder, denn jedes Folioblatt, das von drey zierlich gemalten Säulen, über denen sich ein Portal wölbt, welches das Bild eines Schutzheiligen füllt, durchgeschnitten wird, ist einem Kloster gewidmet, dessen Name mit goldenen Buchstaben an der Spitze steht. II. *Statuten der Stadt Höxter* aus dem 18ten und 19ten

19ten Jahrh., mit sehr gediegenen Anmerkungen. III. *Privilegien und Statuten der Stadt Büren* aus dem 13ten Jahrh., in lateinischer Sprache. IV. *Reytrag zur Geschichte der Gau- und Gerichtsverfassung Westphalens*. V. *Ueber Achtwort*, eine sehr treffliche, auf Urkunden beruhende Abhandlung, deren Resultat folgendes ist: Die *Area*, der Grund der alten Curie, war unter die Freyen oder Colonen und Meier vertheilt worden. Dieser Antheil, der wieder zu einem Hof (*curtis*, nun im Gegensatz der *villa*) geschlossen wurde, hieß *Wort*. Jeder Hof erhielt auch einen Antheil an der Waldmark, und diesen nennen die Urkunden *Achtwort*. Dieser Antheil war anfangs nur ideell, und der Nutzen desselben regulirte sich nach dem Bedarf des Holzes und der Weide; nachmals wurde er reell. *Acht* ist entweder von *Aec*, Eiche, oder von *achten*, theilen, herzuleiten. VI. *Kleine historische Beyträge*. Ausser mehrern Urkunden, unter denen eine von 1079, eine Abhandlung über die Lage des dem Kloster Abdinghoff vom Kaiser Heinrich II. geschenkten Hof *Triburi* (es ist nicht *Driburg*, sondern *Drebber* im Osnabrückschen), u. s. w.

Das vierte Heft endlich eröffnet eine ausführliche Abhandlung des Herausg. über *deutsche Provinzialrechte und ihre Sammlung in den Ländern des Königreichs Preussen* — eigentlich über die wissenschaftliche Behandlung des deutschen Privatrechts im Allgemeinen, die man hier nicht sucht, und die deshalb durch einen besondern Abdruck zur Kunde der deutschen Rechtsgelehrten gebracht zu werden verdient. Da der Herausg. die vom Hn. Geh. J. R. v. *Strombeck* begonnene Darstellung der Provinzialrechte der preussischen Staaten für den Landestheil, welcher den Sprengel des Oberlandesgerichts zu Paderborn bildet, zu besorgen übernommen hat, so ist die Aufnahme derselben wohl dadurch motivirt worden, daß ihr Schluß zugleich eine Aufforderung an die westphälischen Juristen, dem Herausg. Materialien mitzutheilen, enthält. II. *Die Urkunden der Stadt Warburg* (älteste von 1260). III. *Gewaltsame Gelderpressung vom Abte des Klosters Holmershausen*, mit Urkunden. IV. *Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens*. Protokoll über die Verhandlungen zu Paderborn vom 15ten Sept. 1828. V. *Die Errichtung der Burg Fürstenberg* (im Sandfelde) und *Uebersicht ihrer nachherigen Geschichte*, mit Urkunden. VI. *Die Stadt Paderborn mit den übrigen Städten des Fürstenthums bis zum Verfall*, Mitglieder des hanseatischen Bundes; vom Criminaldirector Gehrken. VII. *Fragmente, Miscellen*. VIII. *Historische Literatur*; eine Anzeige der v. *Wersebe'schen* Preisschrift über die Gaue zwischen Elbe, Saale und Unstrut u. s. w., nebst einigen Berichtigungen in Betreff der halberstädtischen Gaue. — In diesem Bande sind 56 bisher ungedruckte Urkunden mitgetheilt.

GEOGRAPHIE und GESCHICHTE.

BERLIN, b. Mittler: *Leopold von Ledebur* *Kritische Beleuchtung einiger Punkte in den Feldzügen Karls des Großen gegen die Sachsen und Slaven*. Ein Beytrag zur Geschichte und Geographie der mittlern Zeit. 1829. IV u. 195 S. (1 Rthlr.)

Zu den erfreulichen Erscheinungen in der Literatur der deutschen Geschichtsforschung gehört auch der Eifer und der verständige Sinn, mit welchem die Geographie Deutschlands im Mittelalter jetzt von vielen Seiten erhellt wird, über welche sich ein fast undurchdringliches Dunkel gelagert zu haben schien, dessen Aufklärung die in alten Ortsnamen sehr entstellten Abdrücke alter Handschriften und der Mangel an Urkunden, so wie an genauen Specialkarten auf gleiche Weise gehemmt haben. Diesen Mängeln fängt an abgeholfen zu werden, und es ist denn auch neuerlich eine bedeutende Anzahl einzelner, bisher räthselhafter Punkte aufgefunden und mit einer in diesem Maße bisher ungewohnten Gründlichkeit erörtert, von welcher aus die fernere Orientirung sehr erleichtert worden ist; es sind ferner, was wichtiger erscheint, viele Landes-, Gau- und Diöcesan-Grenzen erforscht und verzeichnet, durch welche jetzt sogar die Möglichkeit ähnlicher so großer Irrthümer, als diejenigen, in welchen die deutschen Historiker bisher herumschweiften, für die Zukunft vernichtet scheint. Noch einige ähnliche Forschungen, wie v. *Wersebe*, *Wedekind* und v. *Leutsch* uns über die Landeskunde des nördlichen und mittlern Deutschlands gegeben haben, und es wird keines Knäuels der Ariadne bedürfen, um in dem ehemaligen Irrgarten einen ungehemmten und untrüglichen Weg zu finden. Vieles ist erleichtert durch die treffliche Methode, welche jene Männer vorgezeichnet haben und welcher andere nur zu folgen brauchen, um fast uofehlbar zum Ziele ihrer Untersuchungen zu gelangen; sehr vieles ist von anderer Seite durch die Herausgabe vieler gut abgedruckten Urkunden geschehen, vor allem aber durch die gründliche Bearbeitung des Textes der deutschen Geschichtsquellen des Carolingischen Zeitalters durch *Pertz*, mit den kurzen, aber gediegenen Erläuterungen, welche der Herausg. beygefügt hat.

Die hier vorliegende Schrift des in dieser Sache bereits vorthellhaft bekannten Hn. v. *Ledebur* schließt sich an jene Arbeiten an, und erörtert in 16 kleinen Abhandlungen eben so viele wichtige und dunkle Punkte auf dem Schauplatze der Feldzüge Kaiser Karls des Großen gegen die Sachsen und Slaven, wobey außerdem manche andere treffliche Erläuterungen, zuweilen mit Benutzung unbekannter urkundlicher Quellen geliefert sind. Daß die gegebenen Erläuterungen stets neu seyn sollten, wird man bey dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft nicht erwarten, doch sind es manche; andere

sind gründlicher und ausführlicher als von den Vorgängern gegeben; in einzelnen ist der Vf. mit den Resultaten anderer ihm unbekannten Untersuchungen zusammengetroffen, wodurch eine große Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit derselben darzubieten scheint. Zuweilen vermissen wir doch die in Arbeiten dieser Art nicht strenge genug zu fordernde Genauigkeit und Kritik in Benutzung der so oft schlecht abgedruckten Quellen. Die Aufführung der vom Vf. rubricirten Ortsnamen unter Beyfügung der Jahre mit wenigen Bemerkungen wird dem Kenner jener Zeiten das Interesse dieser Untersuchungen andeuten. I. *Irmensul* 772. L. *Sigiburg* 776, 776, nicht Asseburg bey Wolfenbüttel, welches der Vf. bey diesem Anlasse freylich mit Wedekind für das in den Kriegen Karls gegen die Sachsen in den Jahren 749—748 vorkommende Oesiburg erklärt, sondern, wie Pertz u. A. angenommen haben, Hohensyberg am Einflusse der Lenne in die Ruhr. III. *Lidbechi* 776. Die Meinung, welche es für Lübbecke hält, wird hier gründlich ertheidigt. IV. *Bucki* 776. Neue Forschungen über die kirchlichen und politischen Grenzen dieses Bezirkes. V. *Iburg* 776. Etwas willkürlich scheint es uns, daß hier die Lesart Viburg vorgezogen wird. Die Burg wird auf dem Widigenberge, dem westlichen Pfeiler der *Porta Westphalica*, gesucht. VI. *Medofulli* 779. Dieser Name bleibt noch jetzt eine *Cruz Interpretum*. VII. *Suntal* 781. wird mit *Gruppen* für das Süntel-Gebirge bey Hausberg erklärt. VIII. *Haculor* 784. IX. *Stagnfurd* 784. Steinfurth an der Ohre, nicht Stafsfort an der Bode. X. *Rimi* 784. Hier wird Mimida (*al. Nimla*) *Annal. Fuld. ad a. 852*, wo Ludwig der Deutsche eine Reichsversammlung hielt, mittelst einer vom Vf. zuerst mitgetheilten Urkunde vom J. 1144 für Niemi, am Einflusse der Nieme in die Weser, wo später das Kloster Bursfelde erbanet ist, erklärt. XI. *Derina* 785. Glückliche und wohlbegründete Bemerkung über Gau, Archidiakonat und Freygrafschaft Bersaburg und einen in der Osnabrücker Diöcese belegenen Gau Ammeri, welcher bisher mit dem gleichbenannten Gau der bremischen Diöcese in Oldenburg verwechselt war. XII. *Habola* 789. Dieser Fluß, auf welchem die Friesen mit dem Heere Karls des Großen sich vereinigten, wird durch Habadol, einen ehemaligen Namen der Yssel, erklärt. XIII. *Alisni* 796. XIV. *Suentana*. Dieser Ort, wo im J. 798 der Obotritenfürst Thasico die nordalbingischen Sachsen schlug, wird für das holsteinische Dorf Bornhöft, ehemals Swentinefeld, erklärt. Diese Ansicht gehört nicht zu den neuen, schon Gebhardi in seiner Geschichte der Wenden giebt sie, und Andere haben sie wiederholt. Die Angabe, daß der Ort noch in einer Urkunde vom J. 1245 Zuentin genannt werde, ist irrig, wie aus näherer Einsicht des dazu citirten *Staphorst* (Hamb. Kirchengesch. 2. S. 24) sich ergibt. Es ist jedoch in Schriftsteller gemeint, welcher in dieser Zeit und in der trefflichen Wolfenbüttler Handschrift

so gut als eine Urkunde gelten kann, *Albert von Stade*, welcher aber *Zventina locum valde solitarium et fratrum minorum eremitorium* nennt, wobey denn die Identität mit dem, wenn gleich nicht die Nachbarschaft des alten, schon früher, wie *Halmold* berichtet, von den wohlhabendsten Holsteinern bewohnten Bornhöft noch bezweifelt werden dürfte. Auffallend wäre es, wenn gleich nicht ohne Beyspiele, daß dem trefflichen Geschichtsschreiber jener Gegenden, dem Pfarrer zu Besau, *Helmold*, die Kunde von einer so denkwürdigen Begebenheit an einem wenige Stunden von seiner Pfarre entlegenen Orte entgangen seyn könnte. Ansichten, wie die vom Vf. aufgestellten, daß eine gewisse militärische Nothwendigkeit manche Punkte besonders dazu ausersehen habe, wiederholt zum Schlachtfelde zu dienen, weshalb denn Suentana mit dem durch die Schlacht, in welcher im J. 1227 die Macht des Dänenkönigs Waldemar gebrochen wurde, berühmten Bornhöft identisch seyn möchte, sind sehr geeignet, auf glückliche Entdeckungen zu führen, können aber nie als Belege zweifelhafter Meinungen gelten. XV. *Hochbuchi* 808—811, und *Connoburg* 809. Diese Abhandlungen, erstere die ausführlichste und lehrreichste von allen, hat Rec. mit großem Vergnügen gelesen und hat sich gefreut, zeitig genug sie gefunden zu haben, ehe er die schon ausgearbeiteten Bogen, in welchen er seine eigenen, im Wesentlichen sehr übereinstimmenden Ansichten über die slavischen Landesdistricte der Ratzeburger Diöcese entwickelt hat, dem Drucke übergab. Ueber Einzelnes hat er sich früher in kleinern Abhandlungen geäußert, welche der Aufmerksamkeit des Hn. v. L. entgangen seyn müssen, und die hier zur Erläuterung angeführt werden dürfen: über die Streitigkeiten der Hamburger und Ratzeburger Diöcesangrenze beym Billwärder und die in demselben belegenen alten Orte in seiner Ausgabe des Billwärder Rechtes vom J. 1498 (Schleswig-1828); über die Grenzen Wagriens und des Bisthums Lübeck, in *Falk's* staatsbürgerl. Magazin 1829. Ueber *Hochbuchi*, über dessen Identität mit Hamburg nach der Behauptung des Hn. v. L. seit Albert von Stade kein hamburgischer Geschichtsschreiber gezweifelt haben soll, was schon deshalb zuviel gesagt ist, weil *Zimmermann* in seiner Hamburgischen Chronik sich zu der von einigen Geschichtsschreibern Ditmarschens aufgestellten (uns freylich durchaus verwerflich erscheinenden) Meinung bekennt, daß es Böklenburg in jenem Lande sey, hat Rec. seit langer Zeit dieselbe Ansicht gehegt, welche Hr. v. L. hier als neu vorträgt, daß es nämlich nordwestlich von der Bille liege, wo der Name noch im Dorfe Oldenburg (Oelberg) und Budberg (Borberg) zu erkennen ist. Rec. hatte seine Ansicht zufällig in einem Aufsätze in einem hamburgischen Blatte öffentlich mitgetheilt, woraus derselbe in *Spangenberg's* N. Hannoverschem Archive, 1828, Bd. XIV. abgedruckt ist, in Entgegnung der dem Vf.

Vf. bekannt gewordenen Wedekinds ebendasselbst Bd. XIII. Das Schloß Altenborch, welches nach der Holsteinischen Chronik vom J. 1199 — 1225 vom König Woldemar zerstört ward, ist, wie der Vf. richtig mathematisch, am südlichen Elbufer; es ist nämlich Altenborch, Ertemborch, Artlenburg zu lesen. Manche Berichtigungen wird der Vf. machen, wenn er den Abdruck der Ratzeburger Urkunden in *Westphalen's Monum. ined.* T. II. zu Rathe zieht, welcher jene besser als der von ihm benutzte Franke gegeben hat. Er ist in dem Irrthum vieler seiner Vorgänger verblieben, den Bach, die *Streknitz* genannt, mit dem *Stecknitz*flusse zu verwechseln. In der Angabe über das Land Butin hat der Vf. S. 150 sich durch eine falsche Interpretation der Urkunde vom J. 1158 verleiten lassen, von einer ehemaligen Kirche in Netschow zu sprechen. Es muß aber daselbst heißen: *Damus — cum jure in terra Butin, ecclesiam in Nusce etc.* — und ist also von Verleihung der Rechte im Lande Butin und ferner der Kirche in Nusse, der wohlbekannten Kirche im Lande Ratzeburg die Rede. Eine für viele der vom Vf. untersuchten slavischen Districte merkwürdige Urkunde vom J. 1194 (bey *Westphalen* l. I. 2050) ist demselben entgangen; sie ist desto wichtiger, da das Register der Beneficien der Bischöfe von Ratzeburg, auf welche er mit Recht seine Angaben stützt, nicht, wie er meint, aus dem Ende des 12ten Jahrh. seyn kann, da in dem Abschnitte vom Lande Wehningen Urkunden vorkommen, welche in dem folgenden abgefaßt sind. — Doch ein Mehreres und Ausführlicheres müssen wir einem andern Orte aufbewahren, und wir nehmen hier Abschied von den vorliegenden Blättern, mit dem Wunsche, dem Vf. bald wieder auf ähnlichen neugebahnten Wegen zu begegnen.

J. M. Lappenberg.

SCHÖNE LITERATUR.

NÜRNBERG; b. Zeh: *Bunte Bilder in Erzählungen, Novellen und Balladen*, von Manfred. 1830. 408 S. 8. (2 Rthlr.)

Nr. 1: der Pathe, eine Erzählung, in welcher ein junger Graf, der lange gegen die Reize des schönen Geschlechts unempfindlich geblieben, endlich doch von der Lebenswürdigkeit einer schönen jungen Wittve besiegt wird, hat ganz das Ansehn der Uebersetzung einer französischen Fabrikarbeit. Nr. 2. ist eine Gespenstergeschichte von *Walter Scott*, die schon aus dem englischen Taschenbuche:

Parquet me not, für 1829, bekannt und hier noch maß wörtlich abgedruckt ist. Von Nr. 3, einer Reihe Balladen und Romanzen, will Rec. nur zwey Stützen, und zwar nicht die schlechtern, aus der Ballade: *Ferdusi*, zur ergötzlichen Probe auszeichnen zu deren besserer Verständlichkeit er Folgend vorausschicken muß: Der Schach von Persien hat bey dem Dichter *Ferdusi* ein großes poetisch Werk bestellt, und versprach, ihm dafür mit Gold zu lohnen, auf Einflüstern der Feinde des Dichters bezahlte er ihn aber schlecht mit Silber. Als in dieß Verfahren nach einiger Zeit gereuete und zwey mit Golde beladene Kamele an den Dichter absandte, kam diesen schon dessen Leichenzug entgegen.

Und manch Jahr, manch unerfreuliches
Schwand dahin, indeß Abscheuliches
Dort geschah durch Ben-Ferdusi's Feind.
Die des Schahes liebes treuliches
Hertz ihm abzuwenden sich vereint;
Ihm, der froh der Sterne Bläuliches
Lenkten sah, das seinen Liedern Freund
Nimmer ahnend, daß so Gräuliches
Sey dem Sängerherzen zu gemeint.

Denn mit klugen und verständigen
Sinn sein Liederwerk zu endigen,
Wußte eben jetzt *Ferdusi's* Geist,
Wußte seinen Riesenstoff zu bändigen,
Der in weiten Wegen ihn umkreist.
Keiner wohl aller Lobendigen
Wagte noch ein Werk so kühn und dreist
Und dem Schah es einzuhandigen,
War der Heldensänger fortgereist.

Nr. 4: der Ball in Buschheim, ist ein gemeines Schwank, der keinen gebildeten Leser befriedigen kann. Nr. 5. Die Novelle: *Ritter Abendroth*, wenigstens das Verdienst, daß sie durch ihre Länge nicht langweilt. In Nr. 6: die *Heldenballade*, wird eine Scene in Xerxes Lager kurz vor der Schlacht bey Thermopylä in so holprigen Versen und mit einem Pathos dramatisch aufgeführt, daß man eine Haupt- und Staatsaction zu hören glaubt. Was endlich Nr. 7: der *Schneeprinz*, eine literarische Novelle, anbetrifft, so mag der Leser die Einleitung füglich überschlagen, weil er sie doch schwerlich verstehen wird, und nur S. 384 im zweyten Abschnitt: die *Conditorey und Bank*, zu lesen anfangen, wo die Erzählung einen Ton gewinnt, der einem nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten recht wohl thut.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1830.

THEOLOGIE.

BAMBERG, b. Dederich: *Das Gericht, oder die Aufdeckung der Unwissenheit und Unredlichkeit lutherischer Doctoren der Theologie und Pastoren in Darlegung des katholischen Lehrbegriffes*, von Doctor Brenner. 1829. XL u. 264 S. 8. (20 gr.)

Ein Mann, der früher als liberaler Denker in der katholischen Welt galt, tritt hier mit einer Schrift voll Sophismen und boshafter Ausfälle gegen protestantische Theologen auf, um deutlich zu beweisen, daß auch er nun unter der Fahne römischer Zeloten stehe. Sein Feuerlärm verbreitet sich hauptsächlich über eine vermeinte allgemeine Zerspaltung des Lehrbegriffs der protestantischen Kirche und über den gänzlichen Mangel eines haltbaren Principis in derselben, und sein Zeterngeschrey wird leider in unsern Tagen von den protestantischen (?) Mystikern unterstützt, die nichts eifriger betreiben, als Symbololatrie, und folglich ein Papstthum in anderer Gestalt herzustellen suchen, während sie sich nur dann für evangelische Christen halten, wenn sie den Andersdenkenden zumuthen, die protestantische Kirche, eigentlich ihr vermeintes Alleinseligmachendes Kirchlein, lieber ganz zu verlassen. Papismus, Pietismus, Jesuitismus — welche enge Verwandtschaft!

Die Schriften, welche Hr. Brenner hier vor sein Gericht zieht, sind: 1) das System des Catholicismus in seiner symbolischen Entwicklung, von Ph. Marheinecke, 1—3. Band. Heidelb. 1810—1813, und 2) dessen *Institut. symbolic.* Berol. 1812. 3) *Herbert Marsh*, Prof. d. Theol. zu Cambridge (jetzt Bischof), vergleichende Darstellung der protest. evang. und röm. kath. Kirche, aus d. Engl. übersetzt u. mit Anmerk. versehen, von Dr. J. Ch. Schreier, (weil.) ordentl. Prof. der Theologie auf der Univ. zu Kiel. Alzbach 1821. 4) Abriss einer histor. und vergleichenden Darstellung der dogm. Systeme unserer verschied. christl. Hauptparteyen u. s. w., von Dr. G. J. Plank. 3. Aufl. Gött. 1822. 5) *Comparative Darstellung u. s. w.*, von Dr. G. B. Winer. Leipz. 1824. 6) *Kirchenverfassung, Lehre und Ritus des Kathol. Protest.*, von H. N. Clausen, Aus dem Dän. von J. Neust. an d. O. 1828. 3 Bde. 7) *Der Katholik und Protestant*, von Otto. 8) *Die reine kathol. Lehre*, von Wormser. Leipz. 1826. 9) *Ueber das* Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

innere Verhältniß der evangelischen Kirche zu der römischen, von Dr. G., in der evang. Kirchenzeitung herausgegeben von Dr. Hengstenberg. Erster Band. Erstes Heft. Juli 1827. 10) Heinrich und Antonio, von Bretschneider. 11) Rudolph's u. Ida's Briefe über die Unterscheidungslehren der protestantischen und katholischen Kirche, von Ammon, Prof. zu Erlangen. 1827. 12) *Evangelischer Glaubensschild*, von Sackreuter, mit einem Vorworte von Zimmermann. 1828. 13) *Unterredungen zwischen dem Prediger und Förster zu Helldorf*, von G. Rittschlag. Merseburg 1828.

Es soll einmal Gericht gehalten werden, sagt der Vf. (S. VI), über diejenigen, welche es gewagt haben, als Unberufene über das katholische Christenthum abzusprechen, d. h. es soll vor aller Welt gezeigt werden, wie wenig sie den katholischen Lehrbegriff kennen gelernt und aufgefaßt haben, wie feindselig sie denselben verdrehen, entstellen und herabwürdigen, wie unrecht sie das Wesentliche zurücksetzen und verschweigen, das Unwesentliche hervorheben und für Fundamental-Glaubensartikel ausgeben, wie gewissenlos sie Urkunden verstümmeln, verfälschen, ja sogar erdichten, um hieraus ihre selbstgeschmiedeten katholischen Lehren zu erweisen, mit einem Worte, wie unredlich sie bey Darstellung der katholischen Glaubenslehre zu Werke gegangen sind.

Daß einmal ein solches Gericht gehalten werde, fordern 1) *das katholische Christenthum*, welches auf eine, seine Würde und Wahrheit höchst beleidigende Weise angegriffen ist; 2) *das katholische Christenvolk*, welches durch solche Ausstreunungen in manchen seiner Mitglieder geärgert, wankend gemacht und verführt werde; 3) *die Clique der lutherischen Katechismusschreiber*, diese müssen ihrer Unwissenheit und Unredlichkeit überführt werden; 4) *die protestantische Partey*, damit diese erfahre, wie von Seiten ihrer Theologen Schein und Trug für Wahrheit ausgegeben, wie schändlich sie demnach im religiösen Unterrichte hintergangen werde, und wie es mit der Gottesgelahrtheit auf ihren Schulen aussehe.

Bey Verfolgung dieses großartigen Zweckes werden bloß Winer und Plank gelinde behandelt. Letzterer habe (S. XXIX) in einem einzigen Bogen mehr Wahres gesagt, als alle vorausstehenden Bände und Broschüren nicht enthalten; Winer lege weniger feindselig und fehlerhaft (S. XVIII) die katholische

lische Lehre dar, aber er könne es nicht über sich bringen, die Beschlüsse der Trienter Synode ungestümmelt anzuführen und aller bitteren Einstreuung sich zu enthalten. *Plank* möge daher zur Belehrung und Beschämung seiner Confessionisten angeführt werden, indem zu hoffen sey, daß sie doch wenigstens das als katholische Lehre erkennen werden, was von einem ihrer berühmtesten Theologen als solche ausgegeben wird, wenn er anders nicht als Kryptokatholik verschrien sey (S. XXX.).

Den Grund solcher angeblichen Treulosigkeit und Verdrehung des Catholicismus von Seiten vieler angesehenen protestantischen Theologen findet Hr. B. auf originelle Weise „in der Noth (S. XXX) die halt (sic!) bey den Glaubensgegnern aufs Höchste gestiegen“, und in der Besorgnis, es möge „das gegenwärtig außer der Kirche gleich einer ausgeprelsten Zitrone saft- und kraftlos gewordene Christenthum Vielen nicht mehr genügen; die dadurch nur locker zusammengehaltene Gesellschaft möge ganz und gar auseinander gehen, und mehrere Mitglieder derselben dürften sich eines Besseren besinnen und dahin wenden, wo der ihnen und ihren Voreltern ehrwürdige Christus noch in seinen alten Rechten besteht, wie dieses bereits von sehr bedeutenden Personen geschehen sey, welche die Vernünftler verlassen und zu den Gläubigen übergetreten sind.“ Wie übereinstimmend mit Klagen der Hengstenberg'schen *Kirchenzeitung*!

Damit nun der Vf. aus seinem behaglichen Traume aufgeschreckt werde, wollen wir ihm beweisen, daß gerade Er es sey, der den katholischen Lehrbegriff nach Belieben modle, den Inhalt und die Satzungen allgemeiner Concilien verkenne und verdrehe, in der Zurechtweisung seiner Gegner häufig Unwesentliches hervorhebe und mit kleinlicher Deuteley sich befasse; mit einem Worte, daß er ganz unredlich bey Darstellung der katholischen Glaubenslehre zu Werke gehe.

Wir übergehen, was der Vf. mit großer Unwissenheit über Mangel an Einheit der Lehre in den protestantischen Kirchen sagt, welche schon ihrem Wesen nach nie in denselben Statt finden kann, da sie nur durch Einheit des Principis vereinigt sind, und folgen, so weit es hier der Raum gestattet, den gestrengen Aussprüchen des Gerichtes über die genannten Schriftsteller. Hören wir daher zuerst den Vf. gegen Dr. Marheinecke, welchem er zunächst die Behauptung zur Last legt: „Die katholische Dogmatik (S. 2) kennt kein Dogma, welches bloß zufällig wäre und angenommen oder auch vernachlässigt werden könnte, sondern ein jedes gehört zum Wesen der Offenbarung und führt die Auflage (sic!) mit sich, daß es geglaubt werde.“ — Daß Hr. Br. selber diesen Satz recht wohl zu beherrzigen hätte, werden wir bald zu zeigen Gelegenheit haben, wann wir ihn der Untreue gegen die Glaubensbestimmungen seiner eigenen Kirche überführen. *Quod est revelatum in verbo Dei et propositum omnibus ab ecclesia catholica fide divina credendum*

(*Veron. regul. fid. cath. Cap. I. §. 1.*) übersetzt Marheinecke: „Was in Gottes Wort geoffenbart und von der Kirche vorgeschrieben ist“ — *Brom* corrigirt: „Was im Worte Gottes enthalten und von der Kirche zu glauben vorgestellt ist“ — da nun *verbum Dei* auch das ungeschriebene Wort Gottes zu verstehen sey. Marheinecke erkläre nämlich, was das für Katholisch, was der Sache nach in der heiligen Schrift enthalten sey und der Form nach durch die Kirche declarirt worden. — Offenbar ist hier ein leeres Spiel getrieben: Welcher Protestant wird nicht, daß die katholische Kirche auch das ungeschriebene Wort für ein göttliches erkennt und ihm gleiches Ansehen mit der Bibel einräumt? Und ist nicht eben dieses ungeschriebene Wort durch Declaration der Kirche zu einem göttlichen erhoben worden? Hat also Hr. M. den Catholicismus entstellt und gehört auch dieser Punkt zur Herabwürdigung des Catholicismus? —

Sehr lächerlich argumentirt der Vf. wieder: Eine von der Kirche auch später erst vorgeschriebene Lehre sey von jeher geglaubt worden, und gerade die kirchliche Bestimmung einer Glaubenslehre sey ein Beweis dafür, daß sie zu allen Zeiten in ihr vorhanden gewesen. Obschon z. B. die Gleichwesenheit (*Homousie*) des Sohnes mit dem Vater erst im J. 325 von dem Concile zu Nicäa feyerlich ausgesprochen worden, so sey sie doch von jeher (!) in der Kirche angenommen, und hätte sie nicht geglaubt werden müssen, so würde Arius, ihr Gegner, nicht verdammt worden seyn. Welche Unwissenheit bey einem Doctor der Theologie! Wo war dann aber die Quelle, aus welcher man in der Folge z. B. das Dogma der Transsubstantiation oder der doppelten Naturen in Jesu und ähnliche metaphysische Speculationen als von jeher bestandene Lehre ableiten konnte? Waren es die Schriften der Kirchenväter? aber diese drücken sich ja noch nicht genau aus, sagt man, eben weil nichts kirchlich bestimmt war. Wie konnten es aber die Väter, wenn schwankend sich auszudrücken, wenn stillschweigend wenigstens alle diese Subtilitäten von jeher geglaubt wurden? — Man beruft sich auf die kirchliche Tradition. Diese soll sich unverfälscht erhalten haben, soll eine Bewahrerin eiliger Gräbeln geblieben seyn? Hat sich doch Alexander, der rechtgläubige Gegner des Arius, so unbestimmt in dem Streite ausgedrückt, daß man keineswegs leugnen kann, seine Ansicht sey dieselbe gewesen, welche in der Folge durch das Concil sanctionirt wurde. Mit einem Worte, wir fordern alle hochgelehrten katholischen Theologen unserer Tage, namentlich aber Hn. B., feyerlich auf, sich aus diesem Labyrinth mit redlichem, unbefangenen Sinne herauszufinden. Sie werden es aber so wenig vermögen, als ein Bossuet, auf dessen Autorität in der neuesten Zeit wieder so sehr gepocht wurde. — S. 6 heist es: Ein dogmatischer Glaube der Welt ist katholischer Glaube, wenn ihn auch die Kirche noch nicht conciliarisch sanctionirt hat; denn er ist ja

an der christlichen Welt angenommen und dadurch in seiner Katholicität beurkundet. Dagegen könne es wohl seyn, daß die am allgemeinsten verbreitete Praxis kein Dogma begründe, weil dieselbe nicht dogmatischer Natur sey. Auch diese Correction des Hn. M. ist kein Beleg für die angeschuldigte Entstellung und Verunglimpfung des Katholicismus; auch möchten wir die Kriterien wissen, an denen man erkennen kann, daß irgend ein weit verbreiteter Glaube wirklich ein von der christlichen Welt angenommener sey. Wo soll die Anfrage geschehen? doch nur bey allen Vorstehern der katholischen Kirche? dann ist ja eben dieser Glaube wieder durch die Kirche sanctionirt. Endlich ist das Vincenz-Lerinische: *Quod ab omnibus, ubique et semper creditum est*, so äußerst schwer zu erheben, daß selbst die gelehrtesten Theologen an diesem Erweise scheiterten, und Papst Leo XII. erkannte diese Regel des Vincentius für ganz unzulänglich, denn er bemerkte bey der Correction des Katechismus von Würzburg: *Verum quidem est, sed haec Vincentii Lerinensis regula non est unicum dogmatum criterium, nec praecipuum; hoc est enim ecclesiae definitio, per quam fuerunt determinatae certae doctrinae, quae olim in dubium vocabantur, et de quibus in patribus diversae occurrunt sententiae*. Es ist also doch am Ende wahr, daß, wie M. sagt, die Kirche ihr Siegel erst allemal auf einen Glaubenssatz drucken müsse, wenn er für katholisch gelten soll. — „Die katholische Kirche (S. 8) leitet ihre Autorität einzig aus ihrer Christlichkeit her; sie erkennt, daß sie von Christus gestiftet worden und die Zusicherung eines höheren Bestandes hat, der sie zu aller Wahrheit leitet und nie in Irrthum gerathen läßt.“ — Hätte die katholische Kirche von jeher ihre Autorität nur von ihrer Christlichkeit hergeleitet, so stände es freylich besser um die protestantische Kirche, die einzig und allein Anfeindungen von allen Seiten und Bluthetheile zu erdulden hatte, weil der Grundsatz der alleinseligmachenden Religion die dem Geiste Christi geradezu entgegengesetzte Unduldsamkeit gegen Andersdenkende zur Folge hatte. Der Vf. mag wohl behaupten, daß die katholische Kirche als christliche Kirche von Christus gestiftet worden, aber daß sie wegen dieser Stiftung ihre Autorität nur von der Christlichkeit herleite, wird kein Vernünftiger zugeben. Daß die katholische Kirche nie in Irrthum gerathen sey, kann nur die größte Verblendung behaupten.

„Die katholische Kirche (heißt es S. 10), als vorzuletzt in der Urzeit und bestehend bis auf die gegenwärtigen Tage, braucht sich nicht selbst zu bezeugen; sie kommt als große unverkennbare Erscheinung in der Weltgeschichte vor. Alle Zeiten und Völker beweisen sie (?); nach Existenz und Wesen ist sie auf eine Weise beurkundet, wie kein Reich auf Erden. Die Geschichte sagt also vor Allem (?), daß die katholische Kirche von Christus errührt, und von ihm (?) ihre Einrichtung empfan-

gen hat, und so, als Werk Gottes zuvor von der Geschichte bezeugt, thut sie ihre Aussprüche kund; wonach dann kein Cirkelfehler begangen wird, welches auch katholische Theologen, wie z. B. Ziegler in seinem katholischen Glaubensprinzip gründlich zeigte.“ —

Aber das hat noch kein katholischer Theolog bewiesen, daß die katholische Kirche, wie sie jetzt besteht, schon in den drey ersten Jahrhunderten bestanden habe, und eben die Geschichte lehrt uns, daß diese Kirche, in der Gestalt, wie wir sie kennen, nicht von Christus gestiftet worden sey. Was übrigens das katholische Glaubensprinzip des Bischofs Ziegler betrifft, so wird Hr. B. ersucht, die Widerlegung desselben in *Paulus Kirchenbeleuchtungen*, 1. Heft S. 67, von einem zur protestantischen Kirche übergetretenen katholischen Klostergeistlichen nicht außer Acht zu lassen.

Daß Hr. Dr. M. recht wohl (S. 11) den Unterschied zwischen der sichtbaren Kirche bey den Katholiken und der unsichtbaren bey den Protestanten wußte, hätte Hr. B. leicht denken können, da jedes Kind mit dieser Differenz bekannt ist. M. hat also auch nicht in dem Sinne sich ausgesprochen, wie es B. auffalste, welcher noch S. 12 mit seiner langen und weitschweifigen Discussion eben das einräumt, was er angreift, daß nämlich die katholische Kirche auch die unwürdigen Glieder als Theile und wahre Glieder derselben annimmt.

„Die katholische Kirche ist (S. 14) der ewig wachende, lebendige Christus unter den Menschen, um diese fortwährend nach seinem Muster umzugestalten und seiner Gemeinde einzubilden. Die Lehrer der Kirche sollen nicht bloß mittheilen, sondern selber die vollendeten Abdrücke der Lehre seyn, und die Lernenden sollen nicht bloß hören, sondern hiernach ihr Leben einrichten, so daß Lehrer und Lernende die Lehre in und bey sich haben. Dieß liegt im Begriffe der katholischen Kirche, und hierin unterscheidet sie sich vom Protestantismus; der wirklich eine Schulmeisterey genannt zu werden verdient.“ — Hätte der Vf. weniger leidenschaftlich zu Gericht gesessen, so würde er uns einräumen, daß es verzeihlicher sey, wenn der Protestant den Katholiken den Vorwurf der Schulmeisterey mache. Oder wo ist die bevormundende Autorität des Lehrinstituts mehr zu suchen; in der protestantischen oder in der katholischen Kirche? Eifert nicht eben der Vf. selber immer gegen „den Freyheitsbaum“ der Protestanten? Kann er ferner behaupten, daß die protestantische Kirche nicht eifriger noch als die katholische darauf dringe, das Wort des Lebens in sich selber zu verwirklichen, und das Wesen des Christenthums in der Gemeinde gleichsam zu verkörpern? Wozu denn so elende Wortfechtereyen, wenn man auf beiden Seiten sich leicht verständigen könnte?

Hoch schwingt sich (S. 14) Hr. Dr. B. zu dem Unendlichen empor, wenn er den Katholicismus mit der göttlichen Vernunft identificirt, während er den

den Protestantismus deshalb mit jenem contrastiren läßt, weil er Christenthum und *menschliche Vernunft* identificire (?). Und doch lehrte der Apostel, daß wir alles nur wie durch einen Spiegel dunkel sehen, daß uns alles noch räthselhaft und Stückwerk sey (1 Cor. 13, 12). Vermuthlich hatte Paulus sich noch nicht zur *göttlichen Vernunft* erhoben, obgleich er ebenfalls von momentaner göttlicher Entzückung in seinem apostolischen Wirken gesprochen hat (2 Cor. 12, 2 ff.), da er noch im Glauben, nicht im Schauen der göttlichen Vernunft wandelte (2 Cor. 5, 7). Wenn das Christenthum nicht mit den Ergebnissen der menschlichen Vernunft vereinigt werden kann, so ist es auch ganz unbrauchbar für die Veredlung der Menschen, weil es dann an einem Organ für die Annahme seiner Wahrheiten fehlt. Soll aber die Vernunft des Menschen in ihrer Würde nicht verkannt werden, so ist sie ebenfalls nur göttlicher Natur und in so fern nicht im Contraste mit den göttlichen Wahrheiten des Christenthums.

Daß die katholische Kirche nie blinden Glauben für ihre Autorität gefordert (S. 15), hätte uns Hr. B. etwas gründlicher und ausführlicher zeigen sollen; denn er wird uns ja doch nicht vorzuspiegeln wännen, daß dieser Vorwurf so leicht beseitigt sey, wenn er behauptet, die katholischen Theologen hätten ja von jeher *Gründe für das kirchliche Ansehen* aufgeführt. Es ist wohl kein Zweifel, daß jeder Marktschreyer Gründe für die verzweifeltste Sache aufsucht und findet, aber es fragt sich zunächst, ob sie haltbar seyn, und, warum der Glaube nicht blind genannt werden müsse, wenn bey allem Unbegreiflichen, was die Bibel nicht enthält und die Kirche dennoch festsetzte, nur der armselige Trost dem Forscher übrig bleibt: Du mußt es glauben, weil es die Kirche so sanctionirte, und mußt dieser glauben, weil sie unfehlbar ist, und sie ist unfehlbar — (wenn auch Leidenschaftlichkeit, Gewaltthat, Parteysucht u. s. w. auf den Concilien vorherrschte; wenn auch nachgewiesen werden kann, daß die allgemeinen Concilien Verkehrtes anordneten), — weil ein Text in der Schrift heist: „Sehet, ich bin bey euch alle Tage, bis an der Welt Ende“, und diesen Text mußt du auf die Unfehlbarkeit der Kirche deuten, weil ihn die Kirche so deutet, die doch einmal infallibel seyn will. Das heist dem Vf. vernünftig seyn, und allen Schein des blinden Glaubens abweisen! Was thut auch der kleine Cirkel, in dem sich das Ganze bewegt? Desto angenehmer die schaukelnde Bewegung zur Verdüsterung des Geistes. — Sonderbar ist es aber, daß der Vf. gar

von dem in den *Katholiken* wohnenden Logosprinzip mit dem sie den aufsen sprechenden Logos aufsaßen. So leitete bekanntlich Justin d. M. die Wahrheit bey den *Heiden* auch von dem Logos (*λογος* *συνεπαριστός*), der in denselben wohnte, ab. — Hr. geht endlich so weit, zu behaupten, die Vernunft sey es, die dem Katholiken sage, wann er Höheres vernehmen und demselben sich gläubig unterwerfen soll. Möchte doch der gewaltige Gegner umsichtiger in seiner Untersuchung zu Werke gegangen seyn, dann würde er doch bemerkt haben, daß bey Aufstellung der menschlichen Vernunft die Richtmaass der christlichen Wahrheit, das Wesen des Katholicismus vom Grunde aus vernichtet und den Protestantismus autorisire: Denn wenn die Vernunft dem Katholiken sagt, wann er sich dem Höheren unterwerfen darf, dann sind alle ja noch katholisch, welche Rom stündlich verdammten; dann sind es alle Protestanten, denen ihre Vernunft sagt, daß sie sich jenen Lehren nicht unterwerfen dürfen, die der Vf. in seiner neuesten Auflage der Dogmatik mit allem möglichen jenseitigen Feuereifer in Schutz nimmt. Man sieht überhaupt auch diesem Werke an, daß der Vf. sich nur überall bemüht, durch oberflächliches Hinsonniren das Unhaltbare haltbar, das Vernunftwidrige vernünftig zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Nauck: *Therese, oder Resignation aus Pflichtgefühl*. Ein Roman. 1830. 231 S. 8 (1 Rthlr.)

Schon die bescheidene Vorrede, womit der genannte Vf. die Herausgabe dieses Werkchens entschuldigt, bey dem seiner Versicherung nach das Wahre im Schluß desselben zum Grunde liegt, soll, erweckt ein gutes Vorurtheil; Rec. kann auch demselben die Versicherung geben, daß er dieß kleine Werk mit großem Interesse gelesen und sich dabey überzeugt hat: daß die edeln Grundsätze, womit dasselbe ausgestattet ist, und die würdige Sprache, womit diese vorgetragen sind, es ganz zu einem Lesebuch für junge Frauen und Mädchen eignen. — Die wenigen bemerkten Sprachunrichtigkeiten, als: heißer statt heißer — Karienvogel — fate st. fade — ihr (sie) Gelübde ablegen zu lassen, scheinen größtentheils wohl nur Druckfehler zu seyn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1830.

THEOLOGIE.

BAMBERG, b. Dederich: *Das Gericht, oder die Aufdeckung der Unwissenheit und Unredlichkeit lutherischer Doctoren der Theologie und Pastoren in Darlegung des katholischen Lehrbegriffes*, von Doctor Brenner u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wenn (S. 17) Luther sich einige heftige Ausdrücke zu Schulden kommen liefs, welche Bestrafung der Andersdenkenden zu verlangen scheinen, so folgt daraus noch nicht, daß er es zum Grundsatz in der protestantischen Kirche erhoben habe, Andersdenkende zu verfolgen. Aber in der katholischen Kirche sind es nicht blos Verirrungen Einzelner, sondern Anordnungen allgemeiner Concilien, und der Geist der Unduldsamkeit, der fast alle Päpste beselte und die blutigsten Auftritte herbeyführte. Man erinnere sich an einen Paul IV, der mit blindem Eifer die Inquisition beförderte; an einen Pius IV, den grausamen Verfolger der Waldenser; an einen Pius V, der alle Protestanten unerbittlich riefte und mit unbiegsamer Härte alle strafte, welche sich einer Abweichung vom römischen Lehrbegriffe schuldig machten; an einen Gregor XIII, der wegen der Pariser Bluthochzeit Processionen anstellen und Medaillen schlagen liefs, und den Ritterorden des heil. Mauritius zur Unterdrückung der Ketzer stiftete; an einen Gregor XV, der den König Ludwig XIII zum Kriege wider die Hugenotten anfeuerte; an einen Urban VIII, der „mit heiliger Freude“ über das Schicksal der Hugenotten zu Rochelle triumphirte; an einen Innocenz X, der die westphälischen Friedensartikel für null und nichtig erklärte; an einen Innocenz XI, der durch den Donner der Kanonen von der Engelsburg seine Freude über die Aufhebung des Edicts von Nantes erkündete und das *Te Deum* deswegen singen liefs. Auch Pius VII und Leo XII hatten ähnliche Grundsätze. Dazu kommt das neueste Manifest der Inquisition (s. Allg. Kirchenzeitung, J. 1829. 30. Juli), das auf dem *campo de fiori* zu Rom angeheftet und in allen Städten der Mark Ancona bekannt gemacht wurde. Das Manifest ist gegeben zu Forlì in der Kanzley der heil. Inquisition am 14. May 1829. Die chauerlichsten Maafsregeln der alten Inquisition sind dadurch wieder restaurirt, um die Ausrottung

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

der Ketzer und Ketzereyen zu bewirken. Man erwäge übrigens die pfäffischen Umtriebe der Congregationen gegen die Protestanten; man sehe das bayrische Volksblatt in dem Artikel über Pierler; man betrachte die Lage der Dinge in Sachsen, in Frankreich u. s. f., und man wird einsehen, wie grundlos und ungereimt die Behauptung (S. 19) sey, daß die katholische Kirche gegen die „Abgefallenen“ Nachsicht, Schonung und Liebe in der That beweiße.

Sehr leicht macht es sich Hr. B. (S. 22) mit Vertheidigung der Lehre allgemeiner Concilien über die Verfolgung der Ketzer (*Conc. Lat. IV. can. 3*), welche auch in der Eidesformel der Bischöfe (*Haereticos — pro posse persequar et impugnabo*) enthalten ist. Diese letztere ist dem Vf. nichts weiter als „eine alte Formel, welcher die veränderten Zeitumstände ihre strenge Bedeutung genommen haben“ — und die Synodalconstitutionen „enthalten blofse Thatsachen, die als Geburten der Zeit weder eine Lehre noch ein Recht begründen“; ja was an ihnen gerügt werde, mache nicht einmal ein Hauptmoment aus, sondern „betreffe nur das Mittel, wodurch der eigentliche Zweck erreicht werden soll. Dieser sey Beendigung der Ketzereyen; dagegen wolle nun die Kirche ein Mittel ergreifen, welches sie damals selbst mit Zustimmung der weltlichen Macht in Händen hatte und mit grofser Wirksamkeit in Anwendung brachte. Dergleichen Lehrsätze würden sogar ausdrücklich verworfen, wie z. B. von der gallicanischen Kirche; auch Pius VI habe den Bischöfen die Eidesformel erlassen, und die Cardinäle der Propaganda hätten am 23. Jun. 1791 den katholischen Erzbischöfen von Irland mit allem Grunde erklärt, der Stuhl zu Rom habe niemals gelehrt, daß man das gegebene Wort bey einem Heterodoxen nicht halten müsse, und daß ein Königen, die nicht zur Gemeinschaft der Katholiken gehören, geleisteter Eid verletzt werden könne.“

Trotz allen diesen Phrasen bleibt es doch wahr, daß die katholische Kirche oft genug solche Grundsätze aufstellte, welche dem Evangelium zuwider laufen, und die Papstgeschichte lehrt, daß Rom ähnliche Grundsätze nur nach Umständen aufgeben habe, wann es das Interesse des hochheiligen Stuhles verlangte. Die Erklärung der Cardinäle der Propaganda, die Nachsicht Pius des Sechsten sichert also die Protestanten noch heut zu Tage nicht gegen solche Artikel aus den Conciliarbeschlüssen, weil dergleichen Acte keine allgemeine und öffentliche

Annihilirung dieser Grundsätze von Seiten der *ganzen* katholischen Kirche; sondern nur temporäre Verfügungen sind, welche zum Theil die bestehende Form politischer Verfassungen den Päpsten abnötigte. Zudem stehen die Lehren von der Erlaubtheit des Trennbruches noch heut zu Tage in dem *Corpus Juris Canon.* und zwar in *Decret. Greg. L. II. Tit. XXIV. c. 27.* und *3. L. V. Tit. VII. c. 16.* Vgl. *Böhmer. jus eccles. protest. IV. L. V. Tit. 7. c. 54.* Da übrigens das Concil zu Constanz (Sess. 19) feyerlich jene schändlichen Grundsätze sanctionirte, und jeder Katholik gehalten ist, die Bestimmungen und Erklärungen allgemeiner Concilien ohne Einschränkung anzunehmen*), so verliert die Ehrenrettung der katholischen Kirche von dieser Seite ihre vorzüglichste Beweiskraft.

Dafs dem Katholiken (S. 29) Schriftforschung erlaubt sey, unterliegt keinem Zweifel; allein diese Forschung wird nur so einseitig gestattet, dafs kein eigentlicher Fortschritt zur lichtereren Ansicht des biblischen Codex möglich wird, indem er nicht von der Vulgata abweichen darf, wie *van Es* bey seiner Uebersetzung des Neuen Testaments erfahren hat. *Clausen* dürfte daher wohl behaupten, die Schriftforschung werde bey den Katholiken hintangesetzt, um so mehr, da der Katholik weiter kein anderes Resultat der Forschung finden darf, als jenes, welches die römische Kirche für vollendet erklärt hat, denn ihr kommt es zu, heifst es in der *Profess. fid. Trid.*, über den wahren Sinn der Schrift zu urtheilen, und diese darf nur nach der einstimmigen Interpretation der Väter ausgelegt werden.

So verhält es sich auch mit *Clausen's* Aeußerung: der erste Glaubensartikel werde für jeden Katholiken Glaube an die Kirche. Es bedarf der Widerlegung aus dem *Catechismus Romanus* nicht, welcher P. I. c. 10. N. 22 ausspricht: *Sanctam et non in sanctam ecclesiam credere profiteamur*; denn wenn man so recht das Wesen des kirchlichen Autoritätsglaubens betrachtet, so dreht sich bey den Katholiken doch alles um die Abhängigkeit von den Vorschriften der Kirche, und somit wird allerdings der Glaube an Gott nur ein Glaube an die Kirche. Sagte doch schon Augustin: *Ego evangelio non crederem, nisi me moveret ecclesiae auctoritas.*

Ueber die Abfertigung D. *Bratschneider's* (S. 31) wegen des *blinden* Glaubens, bedarf es keiner weitern Widerlegung, weil die Gegengründe zu seicht und schon früher widerlegt sind. Zur Probe diene die Bemerkung über das Fischeessen an Fasttagen: wenn auch Fische Fleisch hätten, so wäre es ja doch kein Ochsenfleisch!

Wenn zum Ursprunge der Hierarchie als göttlichen Instituts nur die Bischöfe, Priester und Diakonen gehören (S. 33), wie gegen Hn. *Otto* bemerkt ist, wo bleibt dann der göttliche Ursprung des Papstes? —

Es ist überhaupt sonderbar und verräth offenbar bösen Willen, dafs der Vf. sich mit einer Art *Correctur* befaßt, welche mancher protestantische *Recessent* schon an den aufgeführten Schriften theilweise ausgeübt hat. Dergleichen Versehen aber wie z. B. die Uebersetzung von *ordo* mit *Ordnung* st. *Weihe*, dergleichen kleinliche Rügen beweisen doch wahrlich noch nicht, dafs die protestantische Theologen auf einmal von einem aufgeblasenen Zeloten der katholischen Kirche in die Schule geführt werden sollen. Dahin gehört auch die Zurechtweisung (S. 35) in Betreff der Uebersetzung des *Trienter Canons* über die Keuschheitsgelübde. Ist dem wegen solchen Mangels an Genauigkeit das *Wesen* des Katholicismus überhaupt, ja selbst nur im Punkte des Cölibats, falsch dargestellt? — Auch möge sich der Vf. wohl merken, dafs *wegen* nicht den *Dativ* sondern den *Genitiv* regiere; dieser Fehler ist nicht geringer, als der Ausdruck *Otto's*: die besondern Kirchenversammlungen stehen den allgemeinen *gegenüber*. Nur die Ketzer und ihre Zusammenkünfte stehen den allgemeinen Kirchenversammlungen gegenüber, entgegen der Vf.; denn die *Wörter* arbeiten den allgemeinen vor u. dergl. Sollte man nicht auch in Hn. *B's* übrigen Schriften ähnliche schielende Ausdrücke finden?

Von keiner menschlichen Autorität, heifst es (S. 36), machen die Katholiken die Bibellehre abhängig, sondern von dem göttlichen Geiste, und können daher auch nicht für Maschinen angesehen werden. Möchte aber doch Hr. *B.* den Beweis nicht schuldig geblieben seyn, dafs die Katholiken wirklich vom göttlichen Geiste die Bibellehre abhängig machen! Die Dogmengeschichte bestätigt uns wenigstens das Gegentheil, z. B. in der Lehre von den sieben Sacramenten, von der Erbsünde, dem Primat des Papstes u. s. f., wenn gleich die katholische Kirche sich immerdar auf den göttlichen Geist berufen hat. Die Katholiken heifsen daher mit weit mehr Recht als die Protestanten „beweinenswerthe Knechte, welche in die traurigste Menschenney gerathen sind“, wie dem Vf. zu reden beliebt.

S. 38 wagt der Vf. noch, aller Geschichte zuwider, zu behaupten: die Lehre von der Verwandelung sey von jeher in der Kirche vorhanden gewesen und nur späterhin durch einen eigenen Ausdruck förmlich von ihr ausgesprochen worden.

Wenn dem Hn. *Wormser* die Angabe der Requisiten eines allgemeinen Concils nicht gelungen ist, so möge dagegen Hr. *B.* bedenken, dafs er selbst den Knoten in seiner eigenen Dogmatik nicht lösen konnte und nie lösen wird; denn nie wird man erweisen können, dafs alle allgemeinen Concilien jene Kennzeichen an sich haben, welche die katholischen Dogmatiker von ihnen als Stempel der Echtheit verlangen. — Die Ausstellungen (S. 42) über Hn. von *Ammon* in Betreff der Einheit der Kirche und des Stimm-

*) *Omnia a sacris canonibus et documentis Conciliis tradita, definita et declarata indubitanter recipio atque profiteor*, heifst es in der *Professio fidei tridentina*.

irramrechts auf Concilien sind kleinlich und unhebelich. — Den Punkt (S. 43) über die untrügliche Gewalt des Papstes gegen Hn. D. Marheinecke, und über die Frage, ob der Papst, wenn er *ex cathedra* entscheide, das allgemeine Concil vorstelle, hat Hr. ganz frivol behandelt. Bekannt ist es, daß viele katholische Gottesgelehrte dem Papste Unfehlbarkeit in Glaubenssachen zutheilen, und erst allmählich diese unbaltbare Lehre aufgegeben ward; eben, daß man die Aussprüche des Papstes für unfehlbar erklärte, wenn er *ex cathedra* *) spricht. Sind er in diesem Falle seine Aussprüche unfehlbar, dann ist es ja dasselbe, als ob die ganze Kirche entschieden hätte. Da ferner keine Entscheidung der Concilien Gültigkeit erhalten kann, wenn sie nicht vom Papste approbirt ist, so hängt doch alles zuletzt nur von diesem ab, weswegen denn auch unsere Kirchenlehrer die Approbation des Papstes nicht für nothwendig ansehen. Indes ist die Unordnung der Katholiken unter die päpstliche Autorität besonders in der Bestätigungsbulle des Papstes Pius IV zu dem Concil von Trient ausgedrückt, welche gewöhnlich den Acten des Concils von Trient eugebunden ist. Es heist in derselben: *Si cui in is (decretis concilii) aliquid obscurius dictum et statutum fuisse, eamque ob causam interpretatione aut decisione aliqua egere visum fuerit, ascendat ad locum, quem dominus elegit, et sedem videlicet apostolicam omnium fidelium magistratam, cujus auctoritatem tam sancta synodus tam reverenter agnovit.* —

Wahr ist es allerdings, daß das Concil zu Trient (S. 47) die Erklärung der Schrift nicht als ein Recht des Papstes, sondern der Kirche ausdrücklich bestimmte; aber wie alles in der katholischen Kirche bey solchen Bestimmungen einen Proteus-artigen Charakter annimmt, so möchten wir doch Hn. B. fragen, wer dann außer der Zeit eines versammelten Concils als Repräsentant der katholischen Kirche elte? Wir wissen wenigstens nur, so viel, daß in der Regel die kathol. Bischöfe weiter nichts zu thun haben, als zu allem Ja zu sagen, was Rom dictirt. Ist dort einmal ein Buch *ad valvas ecclesiae* angeheftet, so wird es nicht wieder herabgerissen werden. Bekanntlich wurde selbst der *Diöcesan-Katechismus von Würzburg*, der von dem Bischof approbirt worden ist, in mehreren Artikeln von dem Papste reformirt, und diese angeblichen Reformationen mußten bey der neuen Auflage desselben einschaltet werden. — Der Vorschlag des Veteranen der Theologie, des Domcapitularen Oberthür, zur Verbesserung des Gottesdienstes in den Domkirchen wurde in Rom ebenfalls in den *Index* gesetzt. — Papst Pius VI erließ das Verdammungsurtheil über *Dereser*, damaligen Professor an der Universität zu Bonn, wegen seiner Bibelauslegung, und Pius VII über *Cooper's* Briefe, so wie über das Buch:

Tröstgründe für christliche Mütter, die wegen dem (*sic!*) Schicksal ihrer todtgebornen Kinder in der andern Welt geängstigt werden. Ein Gespräch zwischen einem Pfarrer und einer Mutter, die mit einem todtten Kinde in die Wochen kam. Rotweil.

Daß (S. 48) der Papst einen göttlichen Charakter hat, der weder durch persönliche Laster, verloren, noch durch irgend eine äußerliche Macht genommen werden kann, steht im *Corp. jur. canon.* deutlich; denn es heist: wenn er unzählige Seelen schaarenweise zur Hölle führte, so dürfte es kein Sterblicher wagen, seine Schuld zu rügen. (*Dist. 40.*)

Was über die Hn. Bretschneider (S. 48) und Sackreuter (S. 51) in Betreff der Infallibilität des Papstes gesagt ist, findet schon in dem Vorigen seine Berichtigung. Alle hier beygebrachten Sätze wurden zum Theil in der früheren Zeit von katholischen Schmeichlern des römischen Stuhles behauptet.

Wenn das abgöttische Ceremoniel der Verehrung des Papstes (S. 54) durch die Courtoisie bey der Königin von England entschuldigt werden kann, so muß es um die Logik des Vfs wohl schlecht stehen, noch schlechter aber mit seinem Witze, wenn er spottend hinzusetzt: die protestantische Kirche bestehe ja aus lauter Heiligen und, daher gebühre einem jeden ihrer Mitglieder derselbe Titel. — Was Hr. Riitschlag (S. 54) über den Papst behauptet, daß er die Ungerechtigkeit gerade machen könne, ja sich selbst als Gott erkläre, könnte der hochgelehrte Hr. Doctor wörtlich in den *Noten* zu dem *Jus canon.* lesen. *Papa Deus est.* *Dist. 96. c. satis evidentior.* Lugdun. 1555. fol. p. 470. *Papa de injustitia potest facere justitiam.* p. 203 *ibid.* etc. Eisenschmid über die Versuche neuerer Zeit, das röm. kath. Kirchenenthum durch ein sogen. Urchristenth. der Kirchenr. zu begründen. 1829. S. 52.

Eben so ist es falsch, daß von jeher in der katholischen Kirche gelehrt worden, die bischöfliche Würde sey göttliche Einsetzung; denn wie hätten sonst so lange Kämpfe gegen die Ansicht geführt werden können, als ob die bischöfliche Würde päpstlichen Ursprungs sey. Roms Praxis spricht noch heut zu Tage für diese Verkehrtheit. — Was gegen die Proselytenmacherey der kath. Kirche gesagt ist, bedarf keiner Widerlegung.

Nach S. 60 soll der röm. Katechismus kein symbolisches Buch der kath. Kirche seyn. Diese Behauptung wird die römische Curie gewiß nicht unterschreiben. Wenn dem *Catechismus romanus* der Bellarminische zur Seite gestellt worden ist, so wurde er dadurch noch keineswegs umgestoßen; denn er ist ein symbolisches Buch zweyten Rangs. Er wurde unter der Autorität Pius V auf Befehl und nach der Anordnung des Concils von Trient herausgegeben, vom Papst Gregor XIII und von vielen Provinzialsynoden in Italien, Frankreich und Deutsch-

*) Cf. Du Pin de antiq. eccl. discip. dissert. V. in praefat.

Deutschland von vielen Bischöfen und Doctoren, so wie z. B. von *Carl Boromäus* u. s. f. bestätigt.

Nun zankt der Vf. über die Gültigkeit der Jesuitenkatechismen, der päpstl. Bullen u. dgl. und über die richtige Definition von Symbolen, zum Beweise, daß es ihm nur darum zu thun sey, überall den kleingeistigen und rachsüchtigen Bekrittler zu machen. Unter diese Rubrik gehören auch (S. 65) die hingeworfenen Meinungen über die Apokryphen u. dgl., daß diese nicht deswegen von der kathol. Kirche beybehalten worden seyen, um sich desto weiter vom Protestantismus zu entfernen; denn wenn man die Unhaltbarkeit der Gründe für ihre Beybehaltung erwägt, so sind dergleichen Vermuthungen, wie sie *Dr. Marheinecke* aufstellt, allerdings zu entschuldigen. Gehässig und feindselig aber sind (S. 68) die Anschuldigungen gegen lutherische Doctoren der Theologie über das Hereinstürmen in den früher geschlossenen Canon der Bibel, über das despotische Visitiren und Verschlagen des Moses und der Propheten u. s. f., und lächerlich die Witzeley darüber, daß man in einer erzlutherischen Stadt vor einigen Jahren einen Brief hat vom Himmel fallen lassen.

S. 69 wird *Hr. D. Paulus* wegen seines Commentars und Lebens Jesu, so wie der Recensent des letztern Werkes in der allgemeinen Kirchenzeitung (1828. Nr. 90) bekrittelt, und der Rec. vornehmlich deswegen getadelt, daß er gar keine weitere Ausstellung über die natürliche Erklärung der Wunder gemacht habe, als die Annahme eines Geschichtlichen von Seiten des Paulus, da ja dergleichen Sachen nur eitle Dichtungen seyen. Wohl sind dem zelotischen Ultramontaner solche Wege zu steil und abschüssig, weil ihm das Organ aller höhern Wahrheit überhaupt fehlt; denn er ist und bleibt ewig in seinen engen Schranken der Kirche sklavisch gefangen, wie er es deutlich in seiner neuesten Dogmatik beweiset, in welcher er sich nicht einmal als aufgeklärten Katholiken darstellt; wie sollte er dann begreifen, daß die Lehre Jesu trotz solcher freyen Forschungen noch als eine göttliche bestehen könne?

Wenn (nach S. 71) „das Aufschlagen der grossen, mit wundersamer (?) Erudition gearbeiteter exegetischer Werke der Katholiken“ jeden sogleich vom Gegentheile überzeugen könnte, daß jeder katholische Theolog an die Leseart der Vulgata gebunden sey, so würden nicht schon Bibelübersetzungen nach der Ursprache geradezu verboten worden seyn. Was einzelne katholische Gelehrte sich erlauben, ist deswegen noch kein autorisirter Gebrauch, keine, von Seite Roms für das katholische System eingeräumte Befugniss, keine Erlaubniss zur freyen kirchlichen Praxis. Warum mußte denn eine eigene Preisfrage aufgeworfen werden, ob der Katholik gesetzlich an die Vulgata gebunden sey? wie das Concil. von

Trient ausdrücklich verordnet, Sess. IV. decret. Freylich ist das Wort *authentica* mehr als Einer Bedeutung fähig und wenn man auch darunter nicht anders sollte vorstellen dürfen, als daß man zu Trient der Vulgata den Vorzug vor allen lateinischen Uebersetzungen wegen ihres Alterthums, ihrer Treue und ihres gleichsam geheiligten Gebrauches zugestanden habe, ohne deswegen sprachkundigen Theologen das Recht zu entziehen, ihre eignen Nachforschungen dem hebräischen und griechischen Texte der Vulgata anzustellen, so mußte doch die Verordnung, daß die Vulgata bey allen theologischen Untersuchungen, Vorlesungen und Vorträgen ausschließend gebraucht werden sollte, die unausbleibliche Folge haben, daß die biblischen Urschriften von den Theologen immer mehr auf die Seite gelegt wurden. Die gepriesene Erlaubniss, dieselben durch gelehrte Hülfsmittel aufzuklären, konnte wohl zum Ruhme der Exegese ausschlagen, aber für Religion und Kirche keinen neuen Vortheil bringen, weil alle Auslegungen, welche mit den eingeführten nicht übereinstimmen, zum voraus verworfen waren.

Nur die Kirche und der Papst können das wahre Verständniß der Bibel entscheiden (S. 75), denn es ist die Autorität des Papstes zur Auslegung der Schrift ganz klar in dem Rundschreiben Pius VII. ausgesprochen, mit folgenden Worten: *Per regulas indicis concilii tridentini. jussu editas et per ipsam congregationem indicis *) fuit cautum, omnium iterum memoriarum mandatum, biblicorum versiones in vulgarem linguam non permittendas, nisi quae fuerint ab apostolica sede approbatas et cum annotationibus editas desumptis ex sanctis ecclesiae patribus.*

Wenn *D. Marheinecke* (S. 76) die Tradition eine der heil. Schrift ganz entgegengesetzte Erkenntnisquelle des Christenthums nennt, so ist das freylich nicht im Sinne der katholischen Kirche, weil eben die Schrift von der Tradition, die ihr gleichfalls Wort Gottes ist, nur ergänzen läßt; allein in den Augen des Protestanten muß sie als entgegengekommen erscheinen, daher auch seine Ausdrucksweise immer nach dem Wunsche des *Hn. B.* ausfallen muß. Ueberhaupt mußte diese Art zu tadeln dem Geiste allerdings eine reiche Ausbeute zur Lästerung liefern, weil der Protestant, bald auf die bestehende Praxis der katholischen Kirche und die daraus entspringende Folge, bald auf die inneren Gründe der Wahrheit sehend, leicht Ausdrücke wählen kann, die ihn den Verdacht zu ziehen, als habe er das Wesen des Katholicismus nicht richtig erfast. Wir zweifeln aber keineswegs, daß die katholischen Schriftsteller, und besonders *Hr. B.*, das Wesen des Protestantismus noch weniger richtig auffassen, weil es hier nicht einmal auf starre Namen, sondern auf Vernunftgründe ankommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Sixtus V. ordnete in Rom eine eigene Congregation von Cardinälen an, für die Vollstreckung und Auslegung der tridentinischen Kirchenbeschlüsse.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1830.

THEOLOGIE.

BAMBERG, b. Dederich: *Das Gericht, oder die Aufdeckung der Unwissenheit und Unredlichkeit lutherischer Doctoren der Theologie und Pastoren in Darlegung des katholischen Lehrbegriffes*, von Doctor Brenner u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dafs die bey den Kirchenvätern sich findende Tradition manchmal weit über die Schrift erhoben wurde, ist ganz richtig; denn man entschied auf Concilien zuletzt nur mehr nach der Tradition; ja man kann sogar viele Lehren nur aus der Tradition beweisen. Da aber der Protestant die Tradition unmöglich Gottes Wort nennen und ihr gleiche Achtung wie der Schrift (*parem pietatis affectum*) beylegen kann, so darf er allerdings, auf den Mißbrauch sehend, den man mit der Tradition getrieben hat, eine Art Erhebung derselben über die Schrift behaupten.

So hätte Hr. B. allerdings (S. 77) Recht, dafs die katholische Kirche Lehre und Ritus von Christus oder vom Geiste Gottes empfangen, wenn das Concil zu Trient schon eine sichere Gewährleistung für diese Behauptung abgäbe, aber die Geschichte der Dogmen lehrt das Gegentheil. Es ist daher eine seltsame Art zu schliessen: Ihr Protestanten habt Unrecht, denn es steht im Concil zu Trient anders, und nur was dieses sagt, ist wahr. Das *ἡρώον ψεύδος* der katholischen Kirche ist schon ihr oberster Grundsatz: Unsere Lehre ist durch alle Jahrhunderte nur Eine und dieselbe gewesen, wenn nicht *explicite*, doch gewiss *implicite*. Mit Recht wirft daher *Marheinecke* der katholischen Kirche die Vernachlässigung aller Kritik in Annahme der Traditionen vor (S. 79). — S. 80. nennt Hr. B. das Evangelium vollkommen hinlänglich zur Erreichung des ewigen Heils, und doch hat er kurz vorher die Protestanten mit dem Titel der Stückerangelischen geehrt, weil sie die Tradition nicht als Gottes Wort gelten lassen.

Nur (S. 81) der Kirche kommt es zu, sagt der Vf., die Echtheit der Traditionen zu bestimmen. Nun weifs man aber recht wohl, dafs Jeder nach Kom, als den Mittelpunkt der Einheit, sich wenden müsse, um die apostolische Tradition zu finden; es bleibt also keineswegs so ausgemacht, dafs die Kir-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

che überhaupt die Echtheit der Traditionen bestimme.

Dafs die katholische Kirche (S. 82) keine Lehre, die von Menschen ihren Ursprung hätte, als Tradition aufgenommen haben, dafs sie ausser der Lehre Jesu (S. 83) keine andere kennen will, ist Hr. Otto so gut, wie selbst der ev. Kirchenzeitung bekannt. Allein es ist im Ganzen ein sehr jesuitisches Argument, die Gültigkeit der Tradition nicht erst aus ihrem innern Gehalte abzuleiten, sondern geradezu als Gottes Wort hinzustellen, ohne dafs man nach den Gründen dieser Behauptung fragen darf, oder im Zirkel die Gültigkeit der Tradition und Schrift aus der Autorität der Kirche und die Autorität der Kirche wieder aus der Tradition und Schrift zu beweisen. Dennoch haben die Kirchenväter so oft erinnert, man müsse die Tradition erst am schriftlichen Worte Gottes prüfen. Durchaus grundlos ist ferner die Behauptung (S. 85), die katholische Kirche kenne keine antichristlichen Traditionen, und die Widersprüche der Kirchenväter, die sich auf allen Blättern der Geschichte finden sollten, seyen erlogen. Wer die Dogmengeschichte nur einmal flüchtig überlesen hat, wird sich vom Gegentheile dieser Prahlereyen leicht überzeugen. Wenn aber „die Kirchenväter nicht vom Geiste Gottes getrieben“ waren, so kann auch die von ihnen stammende Tradition keine Gültigkeit haben. — Nach S. 86 geht der Vf. in seinen Machtsprüchen so weit, dafs er das Gebäude des Priestertums schon in der Schrift mit einer Festigkeit errichtet sieht, welche die Pforten der Hölle gar nicht überwältigen können.

Ueber *Erbsünde*, *Gnade* und *Rechtfertigung* läßt sich Hr. B. weitläufig vernehmen, weil diese Spitzfindigkeiten einer verschollenen Dogmatik leichte Gelegenheit zu Spiegelfechtereien bieten; allein wir finden sie gar keiner Beachtung werth, indem die vernünftigen Protestanten längst von dergleichen scholastischem Wustesich gereinigt haben. — Nach S. 120 lehrt die katholische Kirche nur deswegen sieben Sacramente, weil sie gerade so viele, nicht mehr und nicht weniger, im Worte Gottes vorfindet; denn sie könne nichts zum Glauben machen, was sie nicht als solchen vom Urheber des Glaubens empfangen habe. Welche liebenswürdige Einfalt liegt doch in dieser Behauptung! — Wenn die katholische Kirche die Wirkung eines Sacramentes (S. 126) nicht von der Intention, ein Sacrament zu verrichten, abhängig macht, wie kommt es, dafs

Rrr

die

die Kirche, wie Hr. B. zugiebt, doch *diese* Intention von dem Priester fordert, zu thun, was die Kirche thue? Wird daher, wenn der Priester ein Sacrament nicht im Sinne der Kirche ausspendet, (z. B. wenn er bey der Beichte nicht nach dem Willen der Kirche die Absolution in delegirter Machtfülle erteilt, sondern insgeheim bloß spricht: *Deus te absolvat a peccatis*), in solchen Fällen das Sacrament nicht ungültig? und wie oft kann sich dieß bey aufgeklärten katholischen Geistlichen ereignen? Es mag also die *intentio faciendi id quod facit ecclesia* bloß „die mit Freyheit gesetzte äußere Handlung oder den innern Willensact“ bedeuten, so bleibt es doch immer prekär, ob der katholische Christ wirklich ein Sacrament empfängt, wenn der Geistliche nicht mit den Ansichten der Kirche harmonirt.

Dafs es keine Taufe der Kirchen und Altäre giebt, ist wohl wahr; dafs aber die Glockentaufe nicht eine wirkliche Taufe, sondern bloße Ceremonie sey, entschuldigt in der Sache selber nichts, um so weniger, als diese geweihten und getauften Glocken ausdrücklich nach dem römischen Pontificale zur Vertreibung der Gewitter wirksam erklärt werden.

Das Sacrament der Confirmation (S. 133) läßt Hr. B. durchaus nicht von der Tradition herleiten, weil, wie er uns schon früher erinnerte, die Kirche nur das, *was bereits als göttliche Anordnung bestehe*, auch als solche aussprechen könne. Dieses Felsenargument hebt alle Polemik zwischen der katholischen und protestantischen Kirche auf. Wir wissen nun, dafs Alles als göttliche Anordnung längst vorher bestanden habe, was Rom in der Folge festsetzte. — Dafs (S. 147) hinsichtlich der Einschließung des Leibes Christi in der Hostie die Pfarrer von dem römischen Katechismus angewiesen sind, zu lehren: *Christum Dominum in hoc Sacramento ut in loco non esse*, bleibt immerhin ein seltsames Beschwichtigungsmittel für den Zweifler, indem ja Christus, als Gott geglaubt, schon in dem Brote selbst nur *örtlich* vorhanden betrachtet werden kann. Ein Leib ohne einen Ort läßt sich nicht denken. Und wenn von dem *Herbeyschaffen* des Leibes Christi durch Priestermacht nicht die Rede seyn darf, so bleibt es ja doch immer eine mit der Vernunft nicht übereinstimmende Erscheinung, dafs ein Sterblicher durch das Aussprechen von bestimmten Worten ein Stückchen Brot in eine Gottheit umwandeln kanh. Der Vf. giebt sich auch viele Mühe, die „kapharnaitische Credität“ wegen des blutigen Fleisches Christi zurückzuweisen, aber dennoch muß er am Schlusse wieder gestehen, dafs von dem Verbundenseyn des lebendigen Leibes Christi mit seinem Blute *nach dem Gesetze des natürlichen Beysammenseyns* die Rede sey. Was ist denn aber das Gesetz des *natürlichen* Beysammenseyns anders, als eine kapharnaitische Vorstellung? (S. 148) Eben diesen Stein des Anstosses haben in unsern Tagen vernünftige Katholiken so gut

als Protestanten gefunden, und deswegen die anthropomorphistische Ansicht von dem Abendmahl endlich einmal aufgegeben.

Das *Messopfer* (S. 154) ist nach Hn. B. nur in so fern versöhnend, als es *den Vater bewegt*, dafs den Menschen besonderer Gnaden zu ihrer Aussöhnung mit ihm zukommen läßt. Diese Behauptung ist *erstens* unkatholisch, und *zweytens* vernunftwidrig. Unkatholisch; denn die Messe ist *zunächst* deswegen versöhnend, weil sie eine *Erneuerung* des Opfertodes Jesu ist — Vernunftwidrig, *weils* der Erhabenheit und Liebe Gottes unwürdig *wäre*, wenn er erst durch das Messelesen *bewegt* werden sollte, den Menschen Gnaden zur Aussöhnung zukommen zu lassen. Wenn aber das *Messopfer* die ungeheuersten Sünden wohl nicht an und für sich, sondern *mittelst Verleihung der Gnade der Buße* (*dono poenitentiae*) durch Gott erläßt, so ist ja doch der Aberglaube, das *Messopfer* tilge die abscheulichsten Laster, keineswegs beseitigt, in so fern selbst diese Gnadenverleihung, *von der* das Concil zu Trient (Sess. XXII. c. 2. *de sacr. Miss.*) spricht, wieder *zunächst* von der *Messe* ausgeht. Und wenn die Sünde durch eine *geschahene Buße* getilgt werden kann, wenn man die Buße als Gnade erhält, so hört ja alles Verdienst der Besserung auf.

Dafs die Messe nicht *ex opere operato* wirke, beweiset Hr. Dr. B. bloß aus *Bellarmin* (*De Sac. Euch.* L. VI. c. 4.), und überhebt sich also der symbolischen Nachweisung. Eben so behauptet er *abweichend* (S. 156), die katholische Kirche lehre (Trid. Sess. XXII. c. 2. *de sacr. Miss.*), dafs die Erlösung durch Christi Opfer am Kreuze ein für alle Mal *vollendet* wurde, und hieraus *für alle Menschen* die heilsamsten Früchte *erwachsen sind*, dafs aber diese mittelst des *Messopfers* am reichlichsten von ihnen erlangt werden. Mit dieser Erklärung ist das Wesen des Messedogma's keinesweges *treffend* und vollständig angegeben. Der weitere *Beytrag* (S. 159), dafs das *Messeopfer* dem Opfer am *Kreuz* keinen Eintrag thue, bessert und widerlegt *nicht* das Geringste. Es beliebte dem Hn. Dr. nicht, das treffenden Canon aus dem Concil zu Trient *anzuführen*, der die crasse Behauptung von der *Messe* als *eigentlichem Opfer* enthält.

Ob die Seelenmessen nur *per modum suffragii* (S. 161), oder auf andere Weise zur Befreyung der Abgeschiedenen aus dem Fegefeuer wirken, *daß* wird in der Hauptsache wenig ändern. Auch ist es sehr lächerlich, dafs die Theologen genau wissen wollen, was jenseits den Menschen nützte, wenn es auch Jesus nicht offenbarte.

Dafs Christus (S. 163) nicht durch Priesterhand im verwandelten Brote aufgeopfert werde, möchte uns Hr. B. zwar glaublich machen; allein schon der *Mess-Canon* spricht davon, dafs der Priester *bittet*, Gott möge das Opfer — den im Brote befindlichen Christus durch seine Engel vor sein Angesicht *bringen* lassen — *Iube haec perferri per manus sancti*

Evangelii tui in conspectu divinae majestatis tuae —
 oder also diese Stelle, wenn Christus nur durch
 den Dienst der Priester sich selber dem himmlischen
 Vater darbringen soll?

Die Stelle (S. 165): *Sacerdotes per virtutem
 spiritus s. in ordinatione collatam, tanquam Chri-
 sti ministros functionem remittendi peccata exercere,*
 H. beweisen, daß nur immer der h. Geist die Sün-
 den nachläßt; strenge genommen aber heißt es
 deutlich, daß die Priester das Amt der Sündenver-
 gebung ausüben; und dieses hätten sie mittelst der
 Kraft des göttlichen Geistes empfangen. Ferner
 ruft man sich ja ausdrücklich auf Johannes: „wel-
 chen ihr die Sünden nachlasset“ — wo man eine
 Uebertragung dieser Befugniß von den Aposteln
 auf ihre Nachfolger vorwendet, und endlich spricht
 der Priester auch in der Absolutionsformel: *Ego
 te absolvo.* Wenn also jeder Katholik nur Gott
 die Sündenvergebung dankt, wie Hr. B. sagt, und
 nicht seinem Beichtvater, warum sucht man die Pro-
 testanten hinsichtlich des Bußsacraments vorzüglich
 dadurch in die Enge zu treiben, indem man behaup-
 tet, kein Protestant könne bey seiner Art zu beich-
 ten der Verzeihung seiner Sünden sicher seyn? Hin-
 gegen der Katholik erhalte aus dem Munde des
 Priesters volle Versicherung, seine Sünden seyen
 ihm erlassen, weil eben in die priesterliche Lossp-
 rechung das Trienter Concil die eigentliche Kraft des
 Sacraments setzt, wie Hr. B. selber mit dürren
 Worten (S. 176) behauptet.

Darum, daß die Trienter Synode (S. 178) die
 drey Acte der *contritio, confessio* und *satisfactio*
 nicht einmal *materia*, sondern nur *quasi materia*
 nennt, und die *contritio* durch *animi dolor* (Sess. XIV.
 c. 4.) definirt; die *confessio* post *diligentem sui dis-*
cessionem (c. 5. l. c.) und zur *satisfactio verum ani-*
mi dolorem (c. 6. l. c.) verlangt, ist noch immer
 nicht erwiesen, daß sie nicht dem bloß äußern
 Thun bey der Beichte zu vielen Spielraum übrig
 läßt, denn alle diese Eigenschaften bezwecken noch
 keineswegs eine wahre Sinnesänderung, ein ernst-
 liches Wollen, selbst besser zu werden. Und wenn
 es auch (S. 177) nicht symbolisch ausgedrückt ist,
 daß es genug sey, seine Sünden dem Priester zu
 beichten, so ist doch die Ansicht, daß in der Los-
 sprechung die eigentliche Kraft des Sacraments lie-
 ge, geradezu geeignet, den Wahn zu verbreiten,
 als sey die Hauptsache gethan, wenn man sie durch
 die Ohrenbeichte bedingte Absolution erlangt habe.
 Bedenkliche und aufgeklärte katholische Geistliche ge-
 hen selber, daß die Art ihrer Beichte sehr wenig
 zur wahren Sinnesänderung bey dem gemeinen
 Manne beytrage, weil das Ganze ohne geistige Er-
 hebung ist, und an Concurstag zu einem mecha-
 nischen Hinandrängen und gedankenlosen Kreuz-
 schlagen und Bußeauferlegen ausartet. Und wenn
 auch (S. 178) die römische Kirche nur den verflucht,
 der das neuere bessere Leben für sich allein schon
 ohne Bußwerke als die beste Buße erklärt, und in-
 dem fern also die Benennung der Gesinnung und die

Willensheiligkeit nicht verwirft, so hat sie dennoch
 eben durch die unbedingte Forderung von Fasten,
 Almosen u. dgl., als den unerläßlichen Ergänzungs-
 mitteln der eigentlichen Buße, die christliche Sinnes-
 änderung in den Schatten gestellt, als ob sie allein
 nicht Kraft genug hätte, den Christen zu einem wirk-
 lichen Kinde Gottes zu machen, und widerstreitet
 also der Lehre Jesu geradezu, welcher nirgends sagte:
 „Werdet nicht nur andern Sinnes, sondern verrich-
 tet auch sogenannte gute Werke; fastet, wallfahrtet,
 lasset Messen lesen“ u. dgl.: ja der *Catechismus ro-*
manus lehrt, daß der Mangel der zur Nachlassung
 der Sünden erforderlichen Reue durch die Beichte
 ersetzt werde: *Docendum est etsi ejusmodi dolo-*
re non afficiatur, qui ad impetrandam ve-
niam satis esse possit, et tamen, cum pecca-
ta sacerdoti rite confessus fuerit, vi cla-
vium scelera omnia remitti ac condonari. Dasselbe
 bestätigt Concil. Trid. Sess. XIV. c. 4. 6.

S. 185 will uns Hr. B. darthun, daß die Ohren-
 beichte von jeher in der Kirche bestand, weil — das
 Sündenbekenntniß immerdar gefordert wurde; die
 Ohrenbeichte sey also nicht erst im J. 1215 zum Ge-
 setze erhoben worden. Ein solches Absurdum be-
 darf keiner Widerlegung. — Sind (S. 187) Schen-
 kungen an wunderthätige Marienbilder, Vermächtnisse
 an Klöster u. dgl. auch nicht ausdrücklich von
 Concilien als Genugthuung vorgeschrieben, so gehö-
 ren sie doch zu den guten Werken, von welchen
 das Concil zu Trient (Sess. XIV. c. 13. *de Poen. sacr.*)
 spricht. — „Nicht die Beichte ist (S. 189) ein Kir-
 chengebot, sagt Hr. B., sondern die Verordnung, sie
 wenigstens ein Mal im Jahre abzulegen.“ Allein selbst
 katholische Theologen in der Quartalschrift von Tü-
 bingen gestanden bey der Recension des Werkes des
 Prof. Klee über die Beichte, daß sich die Ohren-
 beichte aus den ersten Jahrhunderten der Kirche
 nicht nachweisen lasse.

Daß Hr. Rittschlag (S. 191) sich in seinen Unter-
 redungen mit dem Förster zu Heldorf mancherley
 Ausdrücke erlaubt, welche nicht mit der christli-
 chen Schönung bestehen, daß er auch zu oft die Ne-
 bensache zur Hauptsache erhebt, wurde schon in der
 Kritik dieses Buches in der Leipz. L. Z. anerkannt.

Mit hochwichtiger Miene wird (S. 193) Dr. Mar-
 heineke belehrt, daß Episcopat, Presbyterat und
 Diaconat nicht die kirchliche (denn diese bestehe aus
 andern Amtsstufen), sondern die göttliche Hierar-
 chie bilden, was für uns wenigstens eine wirkliche
 Erweiterung unserer theologischen Kenntnisse ist,
 denn wir konnten uns bisher nicht aus der Bibel
 überzeugen, daß die Amtsstufen des Diaconats,
 Presbyterats und Episcopats eine von Christus ge-
 machte Institution seyen.

In der Stelle *non minus necessaria vel praedica-*
tio Evangelii quam lectio (Sess. V. c. 2. *de reform.*)
 soll gar die Lesung der heil. Schriften für unbedingt
 nothwendig von einer allgemeinen Kirchenversamm-
 lung ausgesprochen seyn, als ob *lectio Evangelii*
 mehr hiesse denn die gewöhnliche Lesung der Evan-
 gelien

gellen bey dem Gottesdienste. Wie bestände wohl eine unbedingte Nothwendigkeit der Lesung deutscher Bibelübersetzung mit der bloß eingeschränkten Erlaubniß, die in dem *Index libr. prohib.* von Pius IV. nach der vierten Regel ausgesprochen ist? — Es ist also bloß vom Lesen-Dürfen, nicht vom Müssen die Rede, und selbst dieses Dürfen hat seine Beschränkung und geistliche Vormundschaft.

Wenn Dr. Bretschneider (S. 196) die Predigt für Nebensache bey den Katholiken erklärt, und behauptet, Niemand sey gebunden, sie zu hören, so hat er die Autorität des Papstes Leo XII. für sich, welcher in der Correction des Würzburger Diocesan-Katechismus erklärte: *Non est obligatio gravis audiendi concionem (extra casum necessariae instructionis) nec eadem, quae audiendi missam.* Die Messe zu hören ist also der Katholik strenge gebunden, die Predigt kann er übergehen. Heißt das nicht, den Ceremoniendienst zur Hauptsache erheben, und das geistige Leben des Christen, welches durch Gottes Wort genährt werden soll, ertöden? —

Wenn auch von der katholischen Kirche nicht angenommen wird, daß Christus seine Apostel durch die förmliche Ordination und Handauflegung eingeweiht habe, so lehrt doch die Trienter Synode (Sess. XXII. c. 1. *de Sac. Miss.*) irriger Weise, daß er sie zu Priestern gemacht habe, als er ihnen das Abendmahl reichete. Eben so suchen zwar die katholischen Dogmatiker Materie und Form des Sacraments der Priesterweihe ohne Grund aus der h. Schrift nachzuweisen (S. 196), weil in dem einfachen Gebote, das Abendmahl fortzusetzen, nichts von einer Materie und Form des Sacraments der Priesterweihe enthalten ist.

In dem Trienter Decret (Sess. XXV. *Decr. de Purg.*) über das Fegefeuer soll nicht von neuen, zu errichtenden Messstiftungen, sondern von schon bestehenden frommen Verordnungen der Gläubigen die Rede seyn, die der Priester zu erfüllen habe, weil es heiße: *Curent episcopi ut sacrificia etc. quae fieri consueverunt a sacerdotibus diligenter persolvantur.* — Welche tiefgelehrte Wortdolmetscherey! Möchte uns vielleicht Hr. B. gar vorspiegeln, es würden für die Verstorbenen keine neuen Messstiftungen mehr angenommen, sondern die bereits bestehenden für die jedesmaligen Nachkommen wieder verwendet? — Hr. B. hat also den Sinn des Decretes so wenig getroffen, als Hr. Marheinecke, der jedoch richtig erkannte, daß obiges Decret eben nicht zur Verminderung der Messstiftungen beyträgt. Es führt dasselbe außerdem zu der Vermuthung, daß die katholischen Geistlichen sich sogar Nachlässigkeiten in Entrichtung der bereits bezahlten Messen für Verstorbene zu Schulden kommen lassen, weil vielleicht manchmal die Masse derselben zu sehr sich anhäuft, wie dieß z. B. an Wallfahrtsorten der Fall ist.

Wenn (S. 206) nach dem Concil von Trient (Sess. XXII. c. 6. *de sac. Miss.*) die Messopfer allein wirksam für die verstorbenen Gläubigen sind, warum läßt denn die kathol. Kirche dennoch den Gebrauch stehen, eine bestimmte Anzahl Messen für einen einzelnen Verstorbenen ausschließlich lesen zu lassen? Warum werden in dem Messcanon besondere Intentionen und Commemorationen gemacht?

Mögen die Katholiken (S. 212) immerhin genau wissen, daß die Ehre, welche Gott gebührt oder die Anbetung, etwas ganz Anderes sey, als die Ehre, welche sie den Heiligen erweisen, so bleibt es doch unumstößlich, daß eine gottesdienstliche Verehrung der Heiligen aus der Bibel nicht vertheidigt werden kann. Eben so ist es wahrhaft lieblich, die Verehrung der Reliquien (S. 213) damit entschuldigen, daß die Trienter Synode allen Aberglauben, alle Gewinnsucht, allen Mißbrauch dabei untersagt habe. (Sess. XXV. *de invoc. Sanct.*) Es handelt sich hier um den Unfug der gottesdienstlichen Verehrung der Reliquien und gegen dieselbe geeifert, diesen kann kein redlicher katholischer Dogmatiker vertheidigen. Wenn also protestantischer Seits der Kopf eines Schiller eine Reliquie genannt und hochgeachtet wird, so ist ja doch diese so oft erbärmlicher Weise hervorgezogene Parallele ganz und gar unpassend. — S. 220 will uns Hr. B. auf die glaubwürdigen Biographien der Heiligen verweisen, um daraus zu lernen, daß Fasten, Absteien und Ehelos-Leben nicht der Grund sey, für einen Heiligen erklärt zu werden: aber eben diese glaubwürdigen Biographien lehren uns, daß dergleichen Selbstpeinigungen *con amore* als die Hauptsache in den Schilderungen englischer Vollkommenheit herausgehoben sind. Waren doch die meisten Heiligen nur Mönche, wie sollten daher nicht dergleichen Nebendinge fast alle andern christlichen Tugenden, deren Erwähnung geschieht, überstrahlen? — Bretschneider hat also Recht, wenn er die, welche sich in Enthaltung von der Welt, in Geschäften und Genüssen und in Selbstpeinigungen auszeichneten, hätten vorzugsweise den Namen der Heiligen erhalten. Wohl sollte nicht von einer Größern, bey den Heiligen zu findenden Barmherzigkeit, als bey Christus (S. 223), die Rede seyn, allein Gott thut ja nach dem römischen Messbuche Alles wegen der Verdienste der Heiligen, und da diese Intercessio per merita sanctorum fast in jedem Messbete anzutreffen ist, so kann man auch obige Hauptung nicht übertrieben nennen.

Die Katholiken dürfen freylich (S. 224) Sündenvergebung nur vom Allerbarmen erwarten; in dem bekannten Hymnus auf Maria: *Ave maris stella* — heiße es aber ausdrücklich: *Solve vincla reis! profer lumen coecis, mala nostra pelle etc.*

(Der Beschluss folgt.)

Junius 1830.

THEOLOGIE.

Brenner, D. Dederich: Das Gericht, oder die Aufdeckung der Unwissenheit und Unredlichkeit lutherischer Doctoren der Theologie und Pastoren in Darlegung des katholischen Lehrbegriffes, von Doctor Brenner u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Rechenst.)

Die Ablehnung von Fegfeuerpeinen durch Todtenmessen und Schenkungen an die Kirche will Hr. B. (S. 236) dadurch vertheidigen, daß die Oblationen *ut per modum suffragii* wirkend angesehen werden, und das Trienter Concil allen schändlichen Gewinn dabey (Sess. XXV. *decr. de Purg.*) untersage.

Hat ferner dasselbe Concil (Sess. VI. *de Justif.* c. 16) vom eignen Bemühen und keinesweges von Zueignung fremden Verdienstes gesprochen, so gilt dies doch nur von den Gerechtfertigten selbst, wie Hr. B. gesteht (S. 227); allein bey der Lehre vom Ablass, wo sich die Kirche im Besitze eines unerschöpflichen Schatzes von Verdiensten erklärt, ist ja doch nirgends eine bestimmte Hingeweiung gegeben, daß die Gläubigen sich diesen Schatz nicht anwenden dürfen und sollen. Und wer bedarf denn dieser Zuwendung? gewiß nicht nun immer, je nach Verlangen, der nicht, wie der Apostel 1. Cor. 16, 68 verschreibt, an eigener Thätigkeit für den Herrn wächst, sondern vielmehr derjenige, welcher es hieran mangeln läßt. Alle, die Glauben an die Wirksamkeit des Ablasses haben, treiben also einen verkehrten Gebrauch damit, und unterstützen mit demselben ihre eigene Willenslosigkeit besser zuwenden. Wäre übrigens bey dem Ablass nicht von Zueignung fremden Verdienstes die Rede, so würde ja wohl auch nicht des Erlasses der Sündenstrafen wegen des Verdienstes Anderer erwähnt werden können.

Welch „außerordentlicher Bußeifer“ endlich nöthig sey (S. 239), um des Ablasses theilhaftig zu werden, ersieht man aus den öffentlichen Vorschriften für Gewinnung der wichtigsten Jubiläums-Ablässe, weil hier die gewöhnliche Beichte nicht hinreicht, sondern das wochenlange Umherlaufen in den Kirchen stationenweise und das Hlergehen einiger Vaterunsen für das Wohl der kathol. Kirche und für Ausrottung des Ketzer unumgänglich nöthwendig wird. Es ist auch gewiß sehr verächtlich

und gefährlich, wenn man an Ablastagen von außerordentlichem Bußeifer spricht; als ob dieser bey sonstiger Beichte zu erlassen wäre; und daß man diesen Bußeifer wieder in mechanische Werkheiligkeit setzt (*propter bona opera, quae ecclesia praescripsit, e debita potentia aliquid ipsi remittit. Bellarm. de indulg. L. 1.*), welche die Kirche vorschreibt. Besteht aber das Wesen des Ablasses wirklich in der wahren Sinnesänderung und nicht in der passiven Uebertragung der Verdienste Anderer; dann muß ja jede Beichte, wenn eine merkwürdige zu Grunde liegt, die Früchte der Ablässe herbeiführen, ohne daß die römische Kirche erst solche Gnadentage auszuschreiben braucht, an welchen man Nachlaß der Sündenstrafen erhält. Ja eben diese Praxis ist höchst vernunftwidrig und der Idee Gottes, als eines stets liebevollen Vaters, zuwider, weil doch nicht erst die Erwerbung des Heiles von gewissen Zeiten und Tagen, also auch nicht von päpstlichen Ablassbullen abhängen darf. Da ferner in zweifelhaften Fällen der Papst Aufschluß geben soll, als *Centrum unitatis*, wie das Concil vorschrieb, so ist die *Correctio* des Papstes Leo XII in dem Katechismus von Würzburg bey der Frage, wie die Nachlassung der Sünden durch die Ablässe zu erlangen sey, bemerkenswerth. Leo XII. erklärt bey der Frage 604 des Katechismus: „*Exigitur tertio loco tanquam conditio ad lucrandas indulgentias, ut quis per constantem conversionem curam suae salutis gerat.*“ — *Rectius illud omittitur aut alio modo exprimeretur; nam ea verba indicare videntur effectum indulgentiarum ab eventu futuro pendere.* (Allg. Kirchenzeit. 1827, Nr. 154.) Die Besserung ist etwas Künftiges; der Ablass, der Nachlaß der Sünden wird auf der Stelle ertheilt; folglich sieht man, wie ein Bußeifer nöthig sey, um einen Ablass zu gewinnen.

Nicht in Wahrheit kann sich die katholische Kirche von dem Vorwurfe (S. 240) reinigen, daß die ewige Seligkeit in ihr um Geld feil geboten wird; sonst würde sie längst den Mißbrauch aufgehoben haben, für die Seele eines Verstorbenen Messen zahlen zu lassen; denn wenn schon die Messe, als solche, nicht bezahlt wird, so besteht doch der Wahn, daß je mehr man Messen lesen lasse, desto eher die Seele von des Fegfeuers Qualen frey werde.

Der katholische Glaube, sagt Hr. B. (S. 242), faßt kein Dogma von dem unerschöpflichen Schatz des

des menschlichen Verdienstes in sich. Wenn aber auch diese Lehre, welche Clemens VI in der Verordnung „*Unigenitus*“ (in *Extravag. commun.* lib. V. Tit. IX. *de poenis* c. 2.) im J. 1349 ausgesprochen hat, nicht in den symbolischen Büchern der kathol. Kirche enthalten ist, so haben sich doch die römischen Päpste in ihren Ausschreibungen des Jubiläums-Ablasses darauf berufen, als auf des Fundament des Ablasses. (Was der Ablass sey und auf welchem Fundamente er beruhe, hat das Concil von Trient (Sess. XXV.) nicht definiert.) Clemens VI sagte, daß Christus seiner streitenden Kirche einen unendlichen Schatz erworben, auch diesen dem Apostel Petrus, dem Schlüsselträger des Himmels und dessen Nachfolgern anvertraut habe, damit sie denselben den Gläubigen heilsam austheilen möchten. Zur Vermehrung dieses Schatzes trugen die Verdienste der seligen Mutter Gottes und aller Auserwählten von dem ersten Gerechten bis zu dem letzten das ihrige bey. Auch in dem päpstlichen Decretale Leo des Zehnten vom J. 1518 wurde die Kirchenlehre von dem Ablass zur *Niederschlagung der Behauptung, als wäre diese Lehre bloße Schulmeinung, ganz für katholische Glaubenslehre erklärt.*

Diese Bulle wurde allen Erzbischöfen, Bischöfen und Ordinariaten von Deutschland mitgetheilt zur schuldigen Nachachtung. Wenn also Hr. B. diese Lehre bestreitet, so ist er nach den ausdrücklichen Worten derselben *lata sententia excommunicat* und kann nur vom Papste absolvirt werden. Auch in der neuesten Zeit, in dem Ausschreiben des Jubiläums von Leo XII, kommt die Lehre von dem unendlichen Gnadenschatze vor, der den Päpsten zur Austheilung anvertraut worden sey; eben so wird in der Ausschreibung des 14tägigen Jubiläums vom Papste Pius VIII 1829 d. 29. Juni erklärt: *Exemplis romanorum pontificum praedecessorum nostrorum insistentes, ecclesiae thesauros, quorum nobis est attributa dispensatio, apostolica liberalitate proferre decrevimus, indita universo catholico orbi indulgentia ad formam jubilei.*

Wenn nun die Päpste für die Reinheit und Unverfälschtheit des Glaubens zu wachen haben, darf ein Doctor der Theologie und Domcapitular die Päpste vielleicht zu Herolden des Irrthums machen, welche dazu gesetzt wären, die gesammte katholische Christenheit zu Irrlehren zu verführen?!! —

Sehr zu bedauern ist es, daß der Hr. Doctor die Bestimmungen der Concilien zu Florenz und Lyon (Labbé XIV. p. 509. T. VIII. p. 526) hinsichtlich der Verdammung ungetaufter Kinder nicht kennt (S. 132). Hat doch Bossuet im Vereine mit den Bischöfen *Le Tellier, de Noailles, de Senne und de Brou* hierüber eine berühmte Epistel an Papst Innocenz XII geschrieben! (*Theol. dogmat. et moral. ab Alex. Natal. T. I.*). In dem *Catechismus romanus* wird bey der Taufe eingeschärft: *Doceantur (fideles) omnibus hominibus baptismi legem a Domino praescriptam esse, ita ut, nisi per baptismi gratiam Deo*

renascantur, in sempiternam miseriam interitum a parentibus, sive illi fideles sive infideles sint, procreentur. Auch das Concil von Trient (Sess. V. *decret. de pecc. orig.* Nr. 2 et 3. u. Sess. VI. *de baptism.* cap. 6.) läßt sich nicht ziehen. — Wenn jedoch in den erwähnten Concilien nicht ein stimmtes über die ungetauften Kinder finden, so schon diese Entscheidung ebenfalls vernunftwidrig, daß der Mensch ohne wirkliche persönliche Sünde einer bloß angeerbten Sünde wegen, verdammt werde. Allein unbezweifelt ist das Factum des römischen Hofes über die Verdammung des oben erwähnten Buches von *Fridolin Huber*, welcher die Lehre von der Verdammung der ohne Taufe sterbenden Kinder aus der katholischen Dogmatik hinwegzuweisen wollte. Warum ist ferner die Nothtaufe in der katholischen Kirche gesetzlich? (Hr. B. kennt also die katholische Glaubenslehre selber nicht gründlich, oder will die Protestanten täuschen und die Blinde heuchlerisch durch angebliche Unwissenheit irreführen.)

Die Ansicht aber die *allgemeinmenschliche*, welche der VI. (S. 66) gegen Sacrament stellt, ist auch keine streng dogmatische, sondern nur eine Milderung des rohen Aberglaubens der katholischen Kirche; denn die katholische Kirche hat kategorisch die Verdammung der Akatholiken ausgesprochen. Im vierten lat. Concil heißt es: *Unus est fidelium universalis (catholica) ecclesia, extra quam nullus omnino salvatur*; im Symbolum des Athanasius (es ist in dem Concil zu Florenz von dem Papste Eugen IV. als eine *compendiosa fidei regula* perbeatus Athanasius edita) erkannt worden (*decret. legem de union. Armen.*), welches alle Sonntage in dem Brevier gebetet wird: *Quicumque vult salvus esse, ante omnia opus est, ut teneat catholicam fidem. Quam nisi quisque integram inviolatamqueieverit, abque dubio in aeternum peribit.* Eben so entscheidet der römische Catechismus auf die Professio fidei Tridentin. (*septem sacramenta, petente originali, de missae sacrificio, de indulgentiis etc.*). Papst Pius VIII sagt im J. 1829 in dem Rundschreiben an die Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe: *Edocendi sunt populi, professionem catholicas fidei unice veram esse, proclamante apostolo, unum Dominum, unam fidem, unum baptismum* (ad Ephes. IV. 4. 5). *Profanum id est, uti inquit Hieronymus, qui extra hanc fidem agnum comedat, et peristurum, regnum diluvio, qui in arca Noë non fuerit. Neque enim praeter nomen Jesu aliud nomen hominibus datum est, in quo nos oporteat salvos fieri* (Act. Apost. 4. 12.) *et qui crediderit, salvus erit; qui non crediderit, condemnabitur* (Marco. 16. 16.). Hr. B. der wegen seines Katholicismus über Andere triumphiren will, ist also selbst ein Akatholik, da er von den Entscheidungen der allgemeinen Concilien, von dem römischen Katholicismus und von dem Rundschreiben Pius d. VIII, dem Eiseitspunkte der katholischen Kirche abweicht, und indem er Andere der Unredlich-

zeit bezüchtigen will, handelt er selber höchst unredlich, da er in der *professio fid. Trident.* als Canoniker die Entscheidungen aller ökumenischen Concilien beschwor, und doch dieselben in seinem Innern nicht glaubt. Die Stelle in der Apostelgeschichte, 10, 55: „Jeder wahre Verehrer Gottes aus Hevley Volk sey Gott angenehm“ darf von dem Doctor der Theologie nicht gegen den Sinn der Concilien und der symbolischen Bücher ausgelegt werden. Es ist diese Unterwerfung unter die Autorität der Kirche in dem Concilio von Trient vorgeschrieben „*ad coercenda petulantia ingenia, ut nemo scripturam ad suos sensus detorqueat etc.*“ Sess. IV. Decret. 2. —

Wenn wir nun die bisherigen Einwendungen und Berichtigungen des Vfs zusammenfassen, so bleibt es noch immer wahr und unumstößlich, daß die katholische Kirche (wie Hr. B. in der Schlussbemerkung (S. 248) läugnet) nichts ist, als eine Zwangsanstalt, in welcher blinder Glaube gefordert, der Vernunftgebrauch gehemmt, die freye Schriftforschung verboten ist, und die Menschen zu Sklaven herabgewürdigt werden. Die römische Kirche ist die Gebieterin aller übrigen, und lehrt auf allgemeinen Concilien, daß man ketzerische Fürsten absetzen, Unterthanen vom Eide der Treue entbinden, Länder und Reiche beliebig verschenken könne. Sie befiehlt, Andersdenkende auf alle mögliche Weise zu verfolgen und erlaubt, Ketzern nicht Treue und Glauben zu halten, und ihr erster Glaubensartikel ist der Glaube an die Kirche. Der Papst besitzt Allgewalt; er stempelte nicht selten bloße Meinungen der Väter zu Dogmen, ist der Gewissensmonarch, und kann selbst, wie das *Corpus jur. canon.* sagt, die Ungerechtigkeit gerade machen, und beweiset durch seine Kirchenherrschaft faktisch, daß die bischöfliche Würde päpstlichen Ursprungs sey. Die heilige Schrift wird von dem römischen Hofe willkürlich gedeutet, und die Tradition oft höher geachtet als die Schrift, ja die Schrift ganz herabgewürdigt, indem man die Tradition katholischer Seits auch für Gottes Wort erklärt, so viel Vernunftwidriges und Lächerliches sie auch enthält. Und eben dadurch, daß sie die Traditionen selbstständig macht und für Gottes Wort ausgiebt, schwächt sie die Kraft des geschriebenen Wortes. Die Zahl der Sacramente hat die katholische Kirche auf sieben festgesetzt, weil sie so viel anzunehmen ihr gut fand, und eine Glockentaufe eingeführt, durch welche nur der crasseste Aberglaube befördert wird. Für jedes einzelne Bedürfnis werden besondere Messen gelesen, und die wahre Bekehrung des Menschen wird durch die Beichtanstalt mehr gehindert als gefördert. Das Fegefeuer ist eine Art heidnischer Fiction und die Heiligen glänzen durch Werkheiligkeit und eine dem Beyspiele zu widerstreitende Lebensweise. Die Heiligsprechung ist eine Art Menschenvergötterung, und mit dem Bilde der Mutter Gottes wird noch immer ein

schmäblicher Unfug getrieben; noch wendet sich das gemeine Volk lieber zur Maria, als zu Gott.

Der Katholicismus erscheint also keineswegs in dem vortheilhaften Lichte, in welches ihn der Vf. zu setzen sucht. Seine ganze Schrift zeigt bey näherer Betrachtung, daß er nur einige Mißgriffe des Ausdrucks protestantischer Schriftsteller, oder hie und da im Ganzen unbedeutende Verstöße gegen die Symbole der katholischen Kirche zusammengegrafft und recht breit aus einander gelegt habe, um sich das Ansehen zu geben, als ob wirklich mehrere lutherische Schriftsteller vom Anfange ihrer Schriften bis zum Ende derselben, ja sogar die ganze theologische Welt, bey den Protestanten darauf ausginge, den Katholicismus absichtlich und muthwillig zu verdrehen, zu verlästern und zu beschimpfen. Allein Hr. B. machte sich die Sache bequem und begnügte sich, höchstens immer 4—5 von den ihm verhassten Gegnern anzuführen, und auch diese kann er nicht in jedem erwähnten Dogma eines Fehlers bezüchtigen; ja die Hauptklage bezieht sich am Ende höchstens auf die Heiligenanbetung und den Ablassverkauf; alles Uebrige läßt sich vertheidigen oder ist unerheblich, betrifft nur Nebendinge und keineswegs die Hauptsache und das Wahre des Katholicismus. Dagegen kommt der unserm Vf. „ehrwürdige“ Dr. Plank erst in der Schlussbemerkung vor, und zwar als gründlicher Kenner der katholischen Kirche, in wie fern diese nämlich das Wesen der Religion nicht sowohl in äußere Handlungen, als in innere Besserung des Herzens setze, und daß wenigstens in den Grundideen ihrer Religionstheorie das Gegentheil davon nicht zu finden sey (?). Die protestantische Kirche darf daher froh seyn, doch Einen Theologen aufweisen zu können, der den Katholicismus nicht verunglimpft und richtig aufgefaßt habe.

Hr. B. beweist überhaupt in seiner ganzen Schrift eine höchst auffallende Zweydeutigkeit des Charakters, die ihn nicht berechtigt, gegen die protestantischen Gelehrten so schmähsüchtig aufzutreten, da er selbst die Lehren und Praxis seiner Kirche entweder nicht kennt, oder absichtlich ignorirt. Katholische Theologen, welche absichtlich darauf ausgehen, sich selbst und Andere über das katholische Kirchensystem zu täuschen, stiften das größte Unheil und tragen zur Fortdauer des Irrthums und des Gräuels an der heiligen Stätte bey. Es ist nur die Alternative geltend: „entweder unbedingt und blind seine Vernunft und seinen Verstand der Kirchenautorität zu unterwerfen, oder bey richtigem Vernunftgebrauch mit freyer durch Auctorität nicht befangener Prüfung ein vernunftgemäßes Christenthum zu vertheidigen.“ Ein Synkretismus des Vernunftgebrauchs und der römischen Kirchenautorität ist ein Unding. Wer ein redlicher Katholik nach römischem Systeme seyn, nicht ein wandelbares Chamäleon, einen religiösen Schaukler machen will, der

der muß nach den symbolischen Büchern die Lehren von der alleinseligmachenden Kirche, von der Verdammung der Heiden und aller Akatholiken, von der Ewigkeit der Höllenstrafen, von der Zurechnung und Verdammung wegen der Erbsünde, wenn sie nicht durch die Taufe gehoben wird u. a., treu und fest glauben, sein Glaubenssymbol muß das Symbol der Kirche seyn. Das fordert ausdrücklich die *Professio fidei Tridentin.*: *Omnia a sacris canonibus et oecumenicis conciliis tradita, definita et declarata indubitanter recipio atque profiteor, simulque contraria omnia atque haereses quascunque ab ecclesia damnatas, rejectas et anathematizatas ego pariter damno, rejicio et anathematizo.* — *Hanc veram catholicam fidem, extra quam nemo salvus esse potest, spondeo, voveo ac juro.* Wer so glaubt und spricht, der ist ein consequenter redlicher Katholik; wer aber in sich selbst zwiespaltig ist, der Kirchenautorität nur so weit folgt, als er es mit seiner jedesmaligen Stimmung und mit seinem Verstande vereinbar findet; wer bey diesem Zwiespalte und bey dieser Untreue gegen sich selber auch noch Andere leidenschaftlich schmäht, sie der Unredlichkeit und Falschheit und der Lüge beschuldigen will, der mag als zweydeutiger Schriftsteller auf sein inneres Verderben aufmerksam gemacht werden und sich Christi Worte ins Andenken rufen: „*Rich-tet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! — Heuchler, ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge, dann magst du zusehen, wie du aus deines Bruders Auge den Splitter ziehest.*“ (Matth. 7, 1 — 5.)

SCHÖNE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Glück: *Der Hofmeister, oder das Monument im Mühlenthale.* Eine Familiengeschichte von C. A. S. Röder. 1830. Erster Theil. 244 S. Zweyter Theil. 244 S. Dritter Theil. 210 S. 8. (5 Rthlr.)

Der in diesem Roman geschilderte Hauptcharakter ist der Kammerdirector eines fürstlichen Staats, der, wie mancher seiner Collegen in Komödien, ein vollendeter Bösewicht ist und durch seine Teufeleien den Knoten schürzt, aber am Ende durch seinen Sturz auch wieder löset. Der zweyte, ein Candidat Wehrmann, der als Hauslehrer eines reichen Kaufmanns - Sohns seinen Zögling auf die Akademie begleitet, wo er ihn bey einem Duell, als tüchtiger Schläger, wie er sich selbst schon während seiner akademischen Laufbahn gezeigt hat, secundirt. Dieser Mentor ist der Held der Geschichte, der sich in die schöne Tochter seines reichen Principals verliebt, ihr das Leben rettet,

und, nachdem er die Einwilligung des gutmüthigen Vaters zur Verlobung mit derselben erhalten hat, sich als einen kräftigen Jüngling zeigt; denn es hat S. 131 von den beiden Liebenden: „sie mußten einstweilen, in Ermangelung eines (B. besern, Handküsse von Wehrmann's Seite und von M. chens Seite auf Händedrücke beschränken. Die erfolgten aber auch in solcher Anzahl, daß das Mädchens Hände nach einer Viertelstunde so bräunlich und blau waren, daß sie, nach einem zufälligen Blick darauf, fast erschrak.“ Merkwürdig ist das Urtheil, welches nach dem vorerwähnten Decret das dem Prorektor bekannt wurde, und wobey Hr. v. Bohlen ein Ohr halb abgehauen ward, erfolgt. Es heist nämlich S. 129: „Sein Proceß war, ungeachtet der gediegensten Einreden, verloren und impensis, dreymonatliche Einkerkierung, Bezahlung der wundärztlichen Behandlung, und weil der Verlust des Hn. v. Bohlen nicht wieder in integrum restituirt werden könne, demüthige Abbitte vor dem öffentlichen Gerichte; nach diesem: fernerer (B. besern auf der Akademie, oder im Weigerungs-fall fortige Relegation für immer.“ Schon nach dem Proben zu urtheilen, scheint der Vf. ein junger Anfänger in der schriftstellerischen Laufbahn zu seyn. Mehrere in diesem Roman dargestellte Begebenheiten zeugen von seiner Unbekanntschaft mit der wirklichen Welt und der Verfassung eines Staats, deren Kenntniß einem Romanschreiber doch unentbehrlich ist, wenn ihn seine Phantasie nicht in das Gebiet der Märchen führen soll. Dabey fällt die Sprache oft in einen gemeinen Ton. Am besten ist ihm noch die Nachbildung des Jüdisch-Deutschen und der Burschen - Sprachge gelungen, wiewohl er auch diese nicht einmal fehlerfrey schreibt, denn er sagt: „die ganze Sipschaft war ihm poma(d)tig.“ Was Rec. von den unzähligen Sprachschnitzern, die in allen drey Theilen dieses Werks vorkommen, denken soll? weiß er in der That nicht, denn das und dafs, ihm und ihn, dem und den fast jedesmal verwechselt, anderer noch weit mehr auffallender Fehler nicht zu gedenken. Druckfehler können sie wohl nicht seyn, weil sich doch in einer Leipziger Officin kaum gedenken läßt, daß bey dem Druck gar keine Correctur Statt gefunden haben sollte; also müssen sie dem Vf. als Sprachfehler zur Last fallen. Am lustigsten nehmen sich diese aber aus, wenn der Vf., wie er so gern that, bey jeder Gelegenheit französische, lateinische oder italienische Floskeln anbringt, dann da heißt es: *quot verba, tot pondera.* Sollten alle Verstöße gegen Grammatik und Rechtschreibung zum Beywies dieses Urtheils specielle gerügt werden, so würde dazu viel Raum erforderlich seyn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1830.

JURISPRUDENZ.

JENA, in d. Cröker. Buchh.: *Erinnerungen an's Lehnrecht*, von Dr. Friedrich Bernhard Vermehren. 1827. 108 S. 8. (8 gGr.)

In dieser Schrift handelt Hr. V. zuerst über das Studium des Lehnrechts in unsern Tagen; daran schließt sich in der zweyten Abhandlung ein Beytrag zur Lehre zur Widerrufsklage; in dem dritten Aufsatze aber wird gesprochen über den Grundsatz im Lehnrecht, daß der Agnat, welcher dem letzten Vasallen zugleich als Erbe im Allodium succedirt, dessen letztwillige Dispositionen über das Lehn nur in so weit anzuerkennen verbunden sey, als er selbst von ihm bedacht worden. — Mit dieser dritten Abhandlung schließt sich eigentlich die Schrift, jedoch ist ihr als *Anhang* auf den letzten vier Blättern noch eine kurze Erwiderung beygegeben worden, welche die Beurtheilung einer Recension über des Vfs Inauguraldissertation zum Gegenstande hat.

Was nun zuvörderst die erste Abhandlung (S. 1—25) betrifft, so beginnt sie der Vf. mit der nur zu sehr begründeten Klage darüber, daß es wohl keinen Zweig in der Rechtswissenschaft gebe, welcher in neuerer Zeit mehr hintangesetzt sey, als das Lehnrecht. Den Grund hievon findet er in der vorgefaßten Meinung, daß das Lehnrecht aufgehört habe, eine praktische Disciplin zu seyn; eine Meinung, deren Entstehung man herleiten müsse aus einer „Vermengung des Lehnwesens an sich mit dem Lehnrechte und der Kenntniß desselben, und aus einer Hinwegsetzung über das, was doch wirklich besteht, weil etwas anderes wohl wünschenswerth wäre“ (S. 11). Während man nämlich finde, daß das *Lehnwesen* in unsere Zeiten durchaus nicht mehr passe, indem es seiner ganzen Form und Gestaltung nach dem Mittelalter angehöre, sey man nicht geneigt, ein Gleiches auch von dem *Lehnrechte* zu denken und dasselbe als etwas für uns gar nicht Gehöriges aus dem Kreise der Rechtsdisciplinen im Geiste auszuscheiden; welches Letztere jedoch, so richtig auch jenes Erstere sey, gänzlich emifsbilligt werden müsse. In der That sey das Lehnrecht so ganz unpraktisch, wie man wohl zu behaupten pflege, keinesweges; denn der vorhandene Lehen gebe es immer noch genug, und man brauche dabey nur auf Preußen, Sachsen, Baiern, Hessen, Baden, Mecklenburg sein Auge zu richten, *Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.*

um sich hievon zu überzeugen. Ja in mehreren Staaten, wie in Preußen, Sachsen, Baiern, seyen sogar neue Lehnsgesetze erlassen worden; zum deutlichen Beweise, wie bedeutend für die Praxis das Lehninstitut immer noch sey, wenn gleich die Zahl der Lehen sich allerdings gar sehr vermindert habe (S. 20—23). Gesetzt aber, daß im Laufe der Zeit selbst alle Lehen verschwinden sollten, so würde man doch auch dann noch genöthigt seyn, bey Untersuchung bestehender Rechtsverhältnisse auf die rechtlichen Beziehungen des Institutes zurückzugehen und aus ihnen, weil einmal alles Bestehende auf etwas Vorhergegangenen fäße, eine Erklärung oder Entzifferung der Gegenwart herzunehmen. Und sehe man endlich von der unmittelbaren Anwendung im Leben ganz ab, so werde sich niemals wenigstens das wissenschaftliche Interesse in Abrede stellen lassen, welches das Lehnrecht zu jeder Zeit erregen müsse (S. 23. 24). Die so große Vernachlässigung des Lehnrechts in unsern Tagen sey daher gewiß sehr verwerflich. — Dies nun sind die Hauptgedanken, welche Hr. V. in dem ersten Aufsatze mitgetheilt hat, und wenn er seine Bemerkungen mit der Hoffnung schließt, daß gewiß auch Andere seiner Meinung seyen, so gesteht es Rec. gern, daß er unter die Zahl derer gehöre, welche die Wünsche und Hoffnungen des Hn. V. theilen. Er ehrt daher den Eifer, womit der Vf. sich des Lehnrechts angenommen hat; muß aber freylich auch eben so offen bekennen, daß er dem Aufsatze mehr Gründlichkeit gewünscht hätte. Etwas Neues hat wenigstens Rec. daraus nicht gelernt; die Flüchtigkeit, mit welcher der Vf. gearbeitet hat, findet indessen einigermaßen Entschuldigung darin, daß Hr. V., wie er auch zu wiederholten Malen (z. B. S. 7. 11. 18. 25) ausdrücklich bemerkt hat, nur die Absicht hatte, bloß einige Andeutungen zu geben.

Anders verhält es sich dagegen hiernächst mit der zweyten Abhandlung (S. 26—87); denn nachdem der Vf. die Frage, welche den Gegenstand derselben ausmacht, schon früher in seiner Doctor-disputation zu beantworten gesucht hatte, ohne daß er sie jedoch hier, weil sie bloß Nebentheil des Ganzen war, mit der gewünschten Ausführlichkeit behandeln konnte, so nahm er Veranlassung, sie in der vorliegenden Schrift zum zweyten Male, dafür aber auch mit desto größerer Umständlichkeit, zum Objecte seiner Forschungen zu machen, und mit bloßen Andeutungen sich also nicht zu begnügen. Die

Die Frage aber, um welche es sich handelt, ist die: ob Descendenten das von ihren Ascendenten veräußerte Lehn revociren können? Bekanntlich wird diese Frage von den bedeutendsten Feudisten der verschiedensten Zeiten eben sowohl bejahet als verneint, und es verlohnte sich daher allerdings der Mühe, die Gesetze selbst einer wiederholten und genauen Prüfung zu unterwerfen. Das Ergebniss der angestellten Untersuchung ist, daß besagte Frage zu verneinen sey. Hierbey stimmt Rec. mit dem Vf., dem Endresultate nach, vollkommen überein; er kann jedoch nicht umhin, sich gegen Manches zu erklären, was die Ausführung selbst betrifft; und dahin gehört namentlich gleich der Anfang der Untersuchung, wo sich unter andern (S. 38) folgender Satz findet: „Das Longobardische Lehnrecht weist uns in mehrern Stellen auf das unzweydeutigste auf die Satzungen des Civilrechts hin, so daß, wo es selbst nichts Ausdrückliches enthält, oder eine Abänderung macht, jenes die Quelle der Entscheidung bleibt.“ Rec. will hier dem Urtheile des Lesers nicht vorgreifen, und fragt daher nur, ob daraus, daß sich im *Liber feudorum* Verweisungen auf das Römische Recht vorfinden, ein Schluß sich ziehen läßt, wie ihn der Vf. daraus gezogen hat; ob nicht im Gegentheil das Longobardische Lehnrecht zunächst aus sich selbst, und aus den Quellen des germanischen Rechts zu erklären ist; und ob wir nicht bey Befolgung des Satzes, daß wo der *Liber feudorum* nichts Ausdrückliches enthalte, das Civilrecht die Quelle der Entscheidung bleibe, Gefahr laufen, in die Irrthümer der Juristen des 16ten und 17ten Jahrhunderts zurückzufallen? — Da nun, so schließt der Vf. weiter, nach dem Civilrecht die Kinder sich bey den Handlungen ihrer Aeltern beruhigen sollen, (läßt sich aber dieser Satz wohl so ganz allgemein vertheidigen?) so könnte, wollte man bey Beantwortung der hier in Rede stehenden Frage das Gegentheil behaupten, dies mit Grund nur dann geschehen, wenn man sich dabey auf ein deutlich sprechendes Lehnsgesetz würde berufen können. Ein solches ausdrückliches Gesetz besitzen wir nun aber durchaus nicht, folglich u. s. w. — Auch hier begnügt sich Rec. mit der bloßen Relation der Gedanken des Vfs, und macht nur darauf aufmerksam, daß die Conscripten der einzelnen im Longobardischen Lehnrechtsbuche enthaltenen Abhandlungen und Collectaneen, nach den neuesten über das Longobardische Lehnrecht angestellten literarhistorischen Versuchen, meist ganz gewöhnliche Lehnsschöffen waren, welche, wenn man von einzelnen Ausnahmen absieht, unbekümmert um das Römische Recht, in ihren Aufsätzen dasjenige mitzutheilen sich begnügten, was sie als hergebrachtes Gewohnheitsrecht ihrer Lehnscurie in der Praxis kennen gelernt hatten. — Der Vf. hätte das Römische Recht ganz aus dem Spiele lassen sollen; er würde alsdann vor manchen Fehlschlüssen bewahrt worden seyn, und auch sein Ziel sicher und besser erreicht haben. Dafs übrigens, wie der Vf. sagt,

nirgends im *Liber feudorum* dem Descendenten das Recht der Revocationsklage zugesprochen wird, und dafs eben dieses Stillschweigen der Quellen für Beantwortung der aufgeworfenen Frage von höchster Bedeutsamkeit wird, ist sehr wahr; auch er bey dieser Gelegenheit die Behauptung seines Gegners, — dafs, wenn den Agnaten die Revocation zugesprochen werde, ein Gleiches auch von den Descendenten gelte, weil Letztere unter den Agnaten mit begriffen seyen, — siegreich angegriffen, indem er den für diese Behauptung angeführten Grund in seiner Nichtigkeit darstellt, und nachweist, dafs im Gegentheil das Longobardische Lehnrecht die Descendenten den Agnaten gegenübersteht. Nur hätte er hier für die entgegengesetzte, von ihm bestrittene Meinung nicht sowohl die L. 12. D. de suis et legit. (38. 16.), als vielmehr den Lehnssatz II. Feud. 11. anführen sollen; denn in dieser Stelle werden die Descendenten, wenn ihnen die Seitenverwandten als *casteri agnati* gegenübergestellt werden, allerdings mit unter die Agnaten gestellt, was indessen der Ansicht des Vfs keinen Abbruch thut, weil diese einzelne Stelle für den gewöhnlichen Sprachgebrauch der Longobardischen Feudisten so wenig angeführt werden kann, je häufiger die für das Gegentheil sprechenden Texte sind. Eine andere Stelle des Longobardischen Lehnrechts, die für die Behauptung der Gegner des Vfs zu sprechen scheint, ist I. F. 8. pr., welche jedoch auf dieselbe Weise, wie namentlich Eichhorn sie verstehen zu müssen glaubt, interpretirt wird, so dafs alsdann auch sie nicht mehr entgegensteht. — Nachdem auf diese Weise der Vf. in dem ersten Kapitel seines Aufsatzes (S. 37 — 52) hauptsächlich sich mit der Entfernung der seiner Ansicht gegenüberstehenden Gründe beschäftigt hat, geht er sodann im zweyten und dritten Kapitel (S. 52 — 67) auf die positive Begründung der nach seinem und des Rec. Dafürhalten allein richtigen Meinung über. Er legt hierbey die Eichhorn'sche Ansicht zum Grunde, wornach der Descendent seinem Ascendenten nicht *ex parte providentia majorum* und *titulo singulari*, sondern *ex beneficio ultimi possessoris*, und zwar *universali titulo* succedirt, als woraus er sodann mit Recht den Schluß zieht, dafs der Descendent, da er zugleich Erbe des Verstorbenen sey, auch die *Facta* des Erblassers anzuerkennen schuldig, und mithin gegen eine von demselben vorgenommene Veräußerung der Revocatorienklage anzustellen nicht befugt sey; die Ansicht, die dann auch in einem *Capitulum extraordinarium* ihre directe Bestätigung findet, woselbst es heist: derjenige, an welchen das Lehn veräußert sey, solle das Gut *sine praejudicio* so lange behalten, *quam diu ille, qui dedit, heredem masculum habuerit* (II. F. 83). — — Außerdem enthält der Aufsatz noch zwey Kapitel, von denen das letztere (S. 82 — 87) Excerpte aus mehrern Partikularrechten enthält; das erste aber (S. 67 — 81) der Beantwortung der beiden Fragen gewidmet ist: Ob nicht die Entscheidung der, den Gegenstand dieses Auf-

ztes ausmachenden, Frage anders ausfallen müsse, nachdem der Sohn Erbe des Vaters im Allodium geworden, oder nicht? Ob nicht das *Beneficium inventarii* der Nachtheile der Veräußerung überhebe? Beide Fragen werden mit Recht verneint; obey der Rec. im Uebrigen auf das Buch selbst verweist.

In der dritten Abhandlung (S. 88—100) wird e von Böhmer und Eichhorn vertheidigte Ansicht stritten, dals der Agnat, wenn er zugleich Erbe des letzten Lehnbesitzers geworden, die letztwilligen Dispositionen desselben über das Lehn nur in so weit anzuerkennen verpflichtet sey, als er selbst von ihm bedacht worden. Diese Meinung werde, so behauptet der Vf., auf Stellen des Justinianischen Gesetzbuches gestützt, welche nichts weniger als einen praktischen Werth hätten, da sie durch ein jüngeres Gesetz Justinians aufgehoben seyen, und ihnen also nur eine historische Bedeutung beygelegt werden könne. Denn die Stellen, auf welche man sich beufe (§. 1. *J. de singul. reb. per fideicommiss. relic.* u. 1. §. 17. *D. ad S. C. Trebell.*), und in denen es allerdings heisse: *Ne plus quisquam alicui rogetur restituere, quam ipse ex testamento ceperit*, seyen durch Nov. I. cap. 2. §. 2. (wenigstens in Beziehung auf den Erben) außer Kraft gesetzt. Durch die Novelle sey nämlich die Rechtswohlthat des Inventars eingeführt und zugleich bestimmt worden, dals der Erbe bey unterlassener Errichtung eines Inventars alle Dispositionen des Erblassers vollständig selbst voll erfüllen solle, wenn die Masse dazu nicht hinreichend seyn und des Erben eigne Sachen dadurch angegriffen werden sollten; eine Bestimmung, durch welche offenbar die alte Einschränkung der Verbindlichkeit von Seiten des Erben, nur in so weit zu leisten, als er durch den letzten Willen selbst be-
lastet worden, aufgehoben sey. Der Agnat des Erben müsse daher selbst die ausdrücklich auf seine eigene Sache gerichteten Dispositionen anerkennen, ohne Unterschied, ob er in so weit honqirt sey, als er anerirt ist, oder nicht, und könne nur durch Errichtung eines Inventars sich von der Verbindlichkeit befreyen, die durch den letzten Besitzer getroffenen letztwilligen Verfügungen über das Lehn anerkennen zu müssen, wobey er jedoch die Disposition selbst gelten lassen müsse, wenn er aus der Erbschaft so viel erhalten habe, als das Lehn werth sey (S. 93. 100). — Rec. läst sich auf die von Hn. V. für seine Meinung angeführten, ben bloß theilweise namhaft gemachten Gründe nicht weiter ein, weil dies zu weit führen würde, sondern fragt auch hier nur, ob denn Eichhorn, um bey Lesern stehen zu bleiben, wirklich anderer Meinung als unser Vf. sey? Richtig ist es nun zwar allerdings, dals Eichhorn in §. 232 seiner Einleitung in das deutsche Privatrecht, unter Berufung auf die schon oben angegebenen beiden Stellen aus dem *corp. juris civilis*, den Satz aufstellt, dals der Agnat auch angetretener Erbschaft die an sich gültige Veräußerung des Lehns in dem Fall anerkennen müsse,

wenn er im Allodium so weit honqirt sey, als er im Lehn belastet ist; allein eben derselbe Schriftsteller wirft auch in §. 361 eben daselbst die Frage auf: ob der Agnat, so fern er die ihm deferirte Erbschaft freywillig angenommen hat, in seiner Eigenschaft als Singularsuccessor nicht solche Handlungen, welche er als solcher keinesweges anzuerkennen braucht, revociren könne, und dann nur als Erbe für die Entschädigung hafte; eine Frage, von welcher er sagt, dals sie bey dem Agnaten eben so zu beantworten sey, wie bey dem Sohne, von welchem letztern er aber in demselben Paragraphen lehrt, dals er (der Sohn) wie jeder andere Erbe für alle Handlungen des Vasallen, dem er succedirt, hafte, wovon ihn jedoch das *Beneficium inventarii* in so weit befreye, als sein eignes Vermögen reiche. Indem daher alles dies nach Eichhorns Ansicht auch von dem Agnaten gilt, ist natürlich Eichhorn ganz derselben Ansicht, wie Hr. V., nur dals er gleich in §. 232 etwas zu erwähnen unterlassen hat, was nach seiner Ansicht besser erst in §. 361 zur Sprache zu bringen war.

Was schließlic den Anhang (S. 104—108) betrifft, so maßt sich Rec., eben weil er Recensent ist, darüber kein Urtheil an.

SCHÖNE LITERATUR.

HAMBURG, b. Hoffmann u. Campe: *Gesammelte Schriften von Ludwig Börne*. 1829. Erster Theil. XXX u. 209 S. Zweyter Theil. 198 S. Dritter Theil. 255 S. Vierter Theil. 329 S. Fünfter Theil. 290 S. Sechster Theil. 210 S. 8. (5 Rthlr.)

Wir haben die in dieser Sammlung zum zweyten Male dargebotenen, früher einzeln erschienenen längern und kürzern Aufsätze nicht ohne mannichfache Befriedigung gelesen. Der Vf. gehört zu unsern geistreichsten Schriftstellern und zeichnet sich durch große Lebendigkeit der Gedankenfolge, durch scharfe Beobachtungsgabe, durch ein kräftiges und gesundes Urtheil über Gegenstände der Literatur und Politik, so wie durch Gewandtheit des Ausdrucks sehr vorthellhaft aus. Seine satyrischen, oft sarkastischen Bemerkungen sind nicht selten einseitig und partyisch, gerade darum aber für den Leser, der einmal weiß, was er davon zu denken hat, immer interessant. Die beiden ersten Theile der Sammlung enthalten *dramaturgische Blätter*; längere oder kürzere Recensionen über alte und neue Theaterstücke und deren Aufführungen, meistens voll Witz und Laune und nicht so entsetzlich langweilig oder tiefgelehrt, wie die Theater-Correspondenznachrichten in unsern meisten Unterhaltungsblättern. Recensionen kann man übrigens billig nicht recensiren, darum schweigen wir von dem Einzelnen und bekennen nur, dals wir oft recht herzlich gelacht haben, selbst da, wo wir mit dem zuweilen etwas über-

übermüthigen Referenten nicht übereinstimmen konnten, und eine bessere Meinung von den getadelten Dramatikern hatten.

In dem *dritten* und *vierten* Theile bieten sich uns vermischte Aufsätze meist literarischer oder politischer Natur, Erzählungen und kleinere Reisebeschreibungen dar, welche letztere vielfachen Stoff zur Beurtheilung des Lebens und Treibens unter dem Monde gewähren. Mehrere bedeutende und unbedeutende Zeitereignisse, Studentenunruhen und die Verhältnisse zwischen Oesterreich und Preussen werden besprochen; die Langsamkeit der deutschen Postfahren (1821 geschrieben, wo die preussischen noch nicht in dem jetzigen Flor waren), und die Frankfurter Oberpostamtszeitung sind dem Vf. willkommen Gegenstände für seine satyrische Geißel, die er schonungslos schwingt, ohne vielleicht die Größe der Schuld in den Gezüchtigten gewissenhaft untersucht zu haben. Sehr ergötzlich sind des Vfs demagogische Anfechtungen und die Schicksale, welche ihn als vermeintlichen Carbonaro in Mailand treffen, erzählt. Wie viel aber mag davon Wahrheit, wie viel angenehme Dichtung seyn? Auch der Aufsatz „der Elfkünstler“ hat uns wohlgefallen; wogegen uns an dem „Narren im weissen Schwane“ manches dunkel geblieben ist.

Die Schilderungen aus Paris, welche der *fünfte* Theil enthält, haben uns am meisten angezogen. Wie lebendig sind sie, wie dramatisch, wie führen sie so täuschend in die merkwürdige Stadt und unter das in allen Verhältnissen sich gleichbleibende, seltsame Volk. Freylich mag auch hier wohl zuweilen mit allzu kräftigen Strichen gezeichnet, mit allzu dicken Farben gemalt seyn. Aber dennoch begleiten wir ihn mit lebhafter Theilnahme in das Gastmahl der Spieler, die Lesekabinette, das englische Speisehaus, den Garten der Tuilerien und nach Versailles, und hören ihn über französische Sprache und die Fehler, welche der Deutsche darin macht, über die merkwürdigen Anschlagzettel, Talma, Gretry's Herz und ähnliche Dinge, mit Vergnügen reden. Besonders lustig ist die Mittheilung einiger Stellen aus dem *Roi des Aulnes*, einer Uebersetzung von Göthe's Erlkönig, die mit der, den deutschen Vf. ganz ignorirenden Nachschrift gedruckt ist: „*Ce beau poëme élégiaque, très peu connu, est de M. H. Delalouche, un des hommes plus spirituels, et un des poëtes les plus distingués de notre temps.*“

Im *sechsten* Theile finden sich Fragmente und Aphorismen, in denen viel Paradoxes, zum Theil auch Unverständliches sich findet. Was will der Vf. z. B. mit der ersten Bemerkung sagen: „Minister fallen wie Butterbrote: gewöhnlich auf die gute

Seite?“ Da übrigens Hr. *Börner* sehr gut schreibt so sind mehrere nicht unbedeutende Verstöße gegen die Grammatik bey ihm unbegreiflich.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Erinnerungen aus meinem Leben*, von K. L. Rahbeck, Königl. Dän. Pro-Mitdirector der Kgl. Schauspiele zu Kopenhagen Ritter vom Danebrog. Aus dem dänischen Original ausgezogen und ins Deutsche übertragen von L. Kruse. Erster Theil. 1829. XII u. 271 S. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Der Autobiograph, der in dem vorliegenden Werk sein äußeres und inneres Leben schildert, ist ein ehrwürdiger Veteran der Literatur, ausgezeichnete dänischer Dichter, Uebersetzer und Dramaturg. Leider ist die Uebersetzung in das Deutsche schwerfällig und unbeholfen, so daß das Lesen selbst kein leichtes Geschäft ist. Sonst begleitet man den aufgeweckten, geistreichen Knaben und liebeswürdigen Jüngling gern durch die Verhältnisse seines Lebens. Den 18ten Dec. 1760 in Kopenhagen geboren, wo sein Vater Justizrath war, fiel seine Kindheit in die Schreckenstage von Struensee's Fall und Hinrichtung. Seine Erziehung war im väterlichen Hause streng, um nicht zu sagen despotisch. Sein Hauslehrer tyrannisirte ihn förmlich, dennoch wulste er die Liebe des gutartigen Knaben zu gewinnen, der auch mit der zärtlichsten Neigung an seiner Stiefmutter und deren trefflichem Vater hing. Sehr glückliche Tage verlebte er auf der Schule zu *Härlufsholm*, und erzählt manche Schul- und Knabenstreich; so war es oft sein Schicksal, den postillen d'amour älterer Schüler machen zu müssen. Dieses Amt überkam er auch späterhin als Student zu Kopenhagen, wo er seine Zeit wohl nützte, obwohl ihm eine unüberwindliche Neigung zum Theater, das er theoretisch und praktisch (bey Liebhaberbühnen) angehörte, oft den ernstesten Studien entfremdete. Bekanntschaft mit den damaligen vorzüglichsten dänischen Dichtern und Schauspielern, nährte die Neigung noch mehr. Es erschienen zu jener Zeit schon seine „Briefe eines alten Schauspielers an seinen Sohn“, und Uebersetzungen deutscher und französischer Stücke, so wie auch eigene dramatische Jugendarbeiten auf die Bühne kamen. Sehr liebenswürdig erscheint er in seinen freundschaftlichen und Familienverbindungen. Die Anhänglichkeit an Freunde und Vaterland hielt ihn lange von einer Reise in das Ausland und zunächst nach Leipzig zurück, die er endlich halb gezwungen antrat, und die ihn mit den ausgezeichnetsten Männern in der damaligen literarischen und theatralischen Welt, namentlich mit *Nikolai, Engel, Mendelssohn* in erfreuliche Berührung brachte. So weit führt uns der erste Theil.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1830.

JURISPRUDENZ.

NÜRNBERG, b. Riegel u. Wiefsner: *Das Land- und Lehnrecht in den deutschen Bundesstaaten; mit beygefügtten Quellen und Literatur im Allgemeinen; zum Gebrauche für Vorlesungen von Dr. Carl August Gründler, Königl. Bayr. Hofrath u. ordentl. Lehrer der Rechte auf der Friedrich - Alexanders-Universität zu Erlangen.* 1828. 132 S. 8. (16 gGr.)

Dem Titel nach sollte man in diesem Buche eigentlich eine wirkliche Ausführung der Lehren des gemeinen Land- und Lehnrechts erwarten; eine solche Ausführung findet sich jedoch darin nicht, sondern es gehört dieser Versuch unter die Zahl der sogenannten Grundrisse. Ob es zweckmäfsig sey, dergleichen Grundrisse zu schreiben, oder nicht, will Rec. hier nicht näher untersuchen; nur bemerkt er, dafs er gegen Grundrisse eine solche Antipathie keinesweges habe, wie sie so Vielen beywohnt, und lafs er es im Gegentheil stets als einen, wenn gleich nicht unmittelbaren, doch mittelbaren Gewinn der Wissenschaft hält, wenn insbesondere über das deutsche Recht Grundrisse mit beygefügtten Quellen-sammlungen geliefert werden. Der wahrheitsliebende Germanist mufs es dankbar anerkennen, wie sehr ihm die drey bereits vorhandenen, mit Excerpten aus Quellen versehenen Grundrisse des deutschen Rechts, trotz ihrer natürlichen Mangelhaftigkeit, von Nutzen gewesen sind, und er wird dem Rec. gewifs beystimmen, wenn dieser behauptet, dafs Eichhorn's Geschichte und Grimm's Rechtsalterthümer durch die darin mitgetheilten Auszüge aus den Quellen für die Weiterförderung der Wissenschaft fast eben so wohlthätig gewirkt haben, als durch die Untersuchungen selbst, welche darin dargestellt sind. — Mit freudiger Erwartung nahm daher Rec. das Buch des Hn. G. zur Hand, weil er nach dem Titelblatte eine Quellensammlung in demselben zu finden erwartete; doch schlugen seine Hoffnungen fehl, da der Vf. sich lediglich darauf beschränkt hat, den einzelnen Paragraphen blofs Citate aus den Quellen beyzufügen, und fand sich Rec. ausserdem um so weniger befriedigt, als bey diesen Citaten Hr. G. fast nur auf den *Codex Maximilianus Bavaricus civilis*, das allgemeine Landrecht für die Preussischen Staaten, das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die deutschen Erblän-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

der der Oesterreichischen Monarchie, das Bayrische Lehnseidict, den *Code Napoleon*, den *Code de Commerce*, die Bayrische Verfassungsurkunde und die Novellen zum Bayrischen Landrechte Rücksicht genommen, also fast nur solche Quellen angegeben hat, die für den Germanisten nur sehr untergeordnete Bedeutung haben. Von den Rechtsbüchern des Mittelalters ist nur das Longobardische Lehnrechtsbuch häufig benutzt; dagegen hat Rec. nirgends ein Citat aus den Volksrechten oder Capitularien angetroffen, und, was die deutschen Rechtsbücher betrifft, nur ein Paar daraus entnommene Citate bey §. 615 b. entdecken können, wo, auf den *Vetus autor de beneficiis*, das sächsische und schwäbische Lehnrecht verwiesen wird. Von den Reichsgesetzen findet sich selbst bey solchen Lehren kein Wort, wo doch diese Gesetze für das deutsche Privatrecht gerade die wichtigsten Bestimmungen enthalten, wie z. B. bey der Lehre von den Zünften, der bürgerlichen Ehre und Unehre, den ungleichen Ehen, der Vormundschaft, dem Verkaufe der Früchte auf den Halmen u. s. w. Doch hat Rec. einige Male die goldene Bulle und Wahlcapitulation im Lehnrechte citirt gefunden, z. B. §. 595. Nach des Rec. Dafürhalten wäre es bey weitem zweckmäfsiger gewesen, statt der Allegate aus dem *Code Napoleon* und dem *Code de commerce* Citate aus den Volksrechten, Capitularien und Rechtsbüchern zu liefern. — Was die Literatur betrifft, deren auf dem Titelblatte ausdrücklich Erwähnung geschieht, so beschränkt sie sich auf die bekannten Werke von Runde, Eichhorn, Mittermaier, Dieck, G. L. Böhrer und Pütz, wozu für das Handelsrecht noch das dieser Disciplin gewidmete Buch von Bender kommt. Ob diese literarischen Nachweisungen auf dem Titelblatte ausdrücklich erwähnt zu werden verdienten, überlässt Rec. dem Urtheile des Lesers.

Frägt man dagegen, wie der Vf. die Lehren des Land- und Lehnrechts systematisirt habe, so dient darauf Folgendes zur Antwort: Das Ganze zerfällt in drey Hauptstücke. Das erste enthält die Einleitung, das zweyte den historischen, und das dritte den dogmatischen Theil. In der Einleitung wird von dem Begriff des deutschen Rechts und den Einteilungen desselben, von den Hilfswissenschaften zur Erlernung des Land- und Lehnrechts, und endlich von der Methode des deutschen Rechts gehandelt. In dem historischen Theile ist dagegen von den

den Quellen des deutschen Rechts und ihren Verhältnissen unter einander die Rede, wobey die auch sonst schon gewählten drey Perioden unterschieden werden. — Was hiernächst den *dogmatischen* Theil betrifft, so enthält er das System selbst, in dessen *erstem* Buche das Landrecht abgehandelt wird, auf welches sodann im *zweiten* Buche dieses Theiles das Lehnrecht folgt. Im Landrechte ist aber zuerst vom Subjecte und Objecte des Rechts im Allgemeinen die Rede, woran sich nächst dem die besondern Grundsätze des deutschen Privatrechts anschließen, und zwar in *fünf* Abtheilungen. Die *erste* Abtheilung ist dem Personenrechte gewidmet, sowohl den Rechten der Einzelnen, die diese theils ohne (Ehe, elterliche Gewalt, Vormundschaft), theils mit Berücksichtigung der Ständeverhältnisse haben (Adel, Bürger-, Bauernstand), als auch den Rechten der Gemeinheiten. Die *zweite* Abtheilung ist dem Sachenrechte bestimmt, und zwar zuvörderst dem reinen Sachenrechte, d. h. demjenigen, welches weder durch das Personenrecht, noch durch Einwirkung der Regalien modificirt ist. (Rechte an eigenen Sachen oder Eigenthum; Rechte an fremden Sachen, oder Dienstbarkeiten, Pfandrecht, Realasten, Frohnen, Grundzinsen, Nöherrecht.) Hier auf folgen I. die durch das Personenrecht modificirten dinglichen Rechte, oder die gemischt-dinglichen, und zwar *erstens*: Rechte des Einzelnen (Einfluß des Familienrechts auf die dinglichen Rechte; eheliche Güterverhältnisse, elterliche und vormundschafliche Rechte auf das Vermögen der Kinder und Pflēgbefohlenen. — Einfluß der Ständeverhältnisse auf die dinglichen Rechte; Güterrecht des Adels, des Bauernstandes). *Zweytens*: Güter der Gemeinden und Corporationen. — II. Modificationen der dinglichen Rechte durch Einwirkung der Regalien; (von dem Verhältniß der höchsten Gewalt zu den Rechten des Eigenthümers, von den einzelnen Hoheitsrechten). — *Dritte* Abtheilung: Vom Erbrechte. Allgemeine Grundsätze von der Erbfolge; besondere Grundsätze (Erwerbung der Erbschaft; gesetzliche Erbfolge; testamentarische Erbfolge; vertragsmäßige Erbschaft; Succession in einzelne Güter und zwar Succession in Stammgüter, Bauergüter, Gerade und Heergeräthe). — *Vierte* Abtheilung: Recht der Forderungen; von den Forderungen aus Verträgen (von den Verträgen überhaupt; von den einzelnen Verträgen). — Forderungen aus unerlaubten Handlungen. — *Fünfte* Abtheilung: Von Gewerbsverhältnissen. Von den Gewerben überhaupt, wo namentlich auch der Zünfte gedacht wird; von den verschiedenen Gewerben insbesondere: Handwerker; sonstige Gewerbe, namentlich vom Handel (Handels-, See- und Wechselrecht). — Nachdem der Vf. hiemit das *Landrecht* beendigt hat, folgt darauf, wie schon oben bemerkt worden, im *zweiten* Buche das *Lehnrecht*, welches, wie das Landrecht, in *fünf* Abschnitte zerfällt. *Erste* Abtheilung: Geschichte der Entstehung, Ausbildung, Verunstaltung und Veränderung

des Lehnwesens. — *Zweyte* Abtheilung: Von der Errichtung und Erwerbung der Lehen. (Hier namentlich von den Lehnsubjecten; von der Lehnfähigkeit, Investitur, Erwerbung des Lehns durch Verjährung.) — *Dritte* Abtheilung: Von den Rechten und Verbindlichkeiten, welche aus schon errichteten Lehen entstehen. I. Rechte des Lehn herrn. (Persönliche Rechte desselben: Recht des selben auf Lehnstreue, Lehdienste, Gerichtsbarkeit, Lehnserneuerung; — dingliche Rechte des Lehnsherrn.) II. Rechte des Vasallen. (Recht der Veräußerung und Verpfändung, der Afterbelehnung, letztwilligen Verfügung; Lehnsvormundschaft, Lehnfolgen.) III. Von den Verbindlichkeiten der Lehnspersonen gegen andere. (Hier wird gehandelt zuerst von den Verbindlichkeiten gegen die Lehnagläubiger, sodann von den Verbindlichkeiten gegen die Verwandten des Vasallen, und endlich von den Verbindlichkeiten gegen die Allodialerben.) — *Vierte* Abtheilung: Von der Aufhebung und Beendigung des Lehnverhältnisses. — *Fünfte* Abtheilung: Vom Lehnproceß. — Schon der flüchtigste Ueberblick zeigt, daß die vom Vf. gewählte Ordnung der Materien vieles Lobenswerthe mit sich führt; die einzelnen Punkte jedoch special herauszuheben, wo Rec. der Systematisirung des Hn. G. seinen Beyfall geben muß, würde offenbar die Grenzen dieser Blätter überschreiten, und so bemerkt Rec. nur, daß es ihm ganz besonders gefallen hat, daß Hr. G. nicht mehr, wie früher, das Land- und Lehnrecht in einem systematischen Zusammenhange vorträgt, sondern beides, wie es auch im vorliegenden Grundrisse gethan, von einander dem Systeme nach trennt.

MEDICIN.

CALCUTTA: *Transactions of the medical and physical Society of Calcutta.* Vol. I. 1825. 403 S. Vol. II. 1826. 430 S. Vol. III. 1827. 454 S.

Das ärztliche Publicum kennt die Wichtigkeit der in den Schriften der ärztlichen Gesellschaft zu Calcutta enthaltenen Abhandlungen bereits aus vielfachen Uebersetzungen, Auszügen und Mittheilungen; wir dürfen uns daher hier auf eine vollständige Inhaltsangabe vorzüglich beschränken.

Vol. I. 1) *Ueber die Kenntniß des Kuschna der Aussätze bey den Hindus.* Von H. H. Wilson. Daß die Sanskritliteratur sehr reich an medicinischen Schriften ist, darauf haben Kenner derselben (und den Rec. namentlich auch sein früherer College Hr. Prof. O. Frank) wiederholt aufmerksam gemacht; wenige dieser Schriften sind erst (vorzüglich in den vor uns liegenden Gesellschaftsschriften) benutzt, und allerdings läßt sich aus ihnen noch manche Ausbeute für Geschichte der Krankheiten, der Heilmittel u. s. w. erwarten; es war daher dem Rec. sehr erfreulich, daß sich einige junge Aerzte mit der Erlernung des Sanskrit befaßten; mögen sie

le nicht unterstützt von ihren Regierungen bleiben! Aus dem vorliegenden Aufsätze (in welchen der Vf. zu viel von seinen Ansichten getragen hat, reine Uebersetzungen wären uns offenbar willkommener gewesen) geht hervor, daß die Hindus Freunde von feinen Distinctionen sind, aber auf der andern Seite auch, daß sie die Symptome sehr umständlich und genau beschreiben. 2) *N. Wallich Beschreibung des Baums, welcher das Campherholz und die Sassafrasrinde in Nipal liefert. Mit einer Abbildung.* Der Baum, den der Vf. in Nipal fand und hier beschreibt und abbildet, wird von ihm *Laurus glutulifera* genannt; er ist dem *L. camphorifera* aus Japan, so wie *L. Sassafras* aus Amerika, besonders aber *L. parthenoxylon* ähnlich. 3) *Beobachtung der tödtlichen Wirkung des Bisses einer giftigen Schlange.* Von P. Breton. 4) *P. Breton Beobachtung einer Heilung einer durch eine Pistolenkugel verursachten Magenwunde.* 5) *J. Adam über den Gebrauch des Phosphors in der Cholera Morbus.* Der Vf. empfiehlt ihn im zweyten Stadio der Krankheit, wie uns scheint ohne hinreichenden Grund. 6) *Bemerkung über ein im Blute gefundenes Oel.* Von J. Adam. Der Vf. fand eine bedeutende Menge Oel im venösen Blute einer Leiche. Er erinnert an ähnliche Beobachtungen von Trail und Hodgson. Bekanntlich lassen sich noch ähnliche hinzufügen. 7) *G. Playfair über den Madar (Asclepias gigantea) und seinen Gebrauch in der Medicin.* Die gepulverte Wurzel dieser Pflanze wird von den indischen Aerzten vorzüglich in der Syphilis, Wassersucht, Ausschlagskrankheiten u. s. w. gegeben; auch mehrere englische Aerzte glauben ihn mit gutem Erfolg gegeben zu haben. 8) *G. Playfair Ueber die Erscheinungen von Heuschrecken in Doab.* Interessante Beobachtungen über die Fortpflanzung und Wanderung dieser Thiere, die der Vf. zu machen Gelegenheit hatte. 9) *J. Henderson über das Leuchten des Meeres.* Unbedeutend. 10) *R. N. Burnard Beobachtung eines Markschwammes.* (Am Kniegelenk eines Bungalases; die Amputation wurde mit Erfolg gemacht. 11) *J. Tytler über die Wirkungen des Bisses des Blutegels von Ceylon.* Eine Blutegelart in Ceylon verursacht durch ihren Biss langwierige, bösertige Geschwüre, wovon der Vf. drey Fälle beobachtete. 12) *G. Skipton über die gute Wirkung der Datura fastuosa und der Melia Azederach im krampfhaften Asthma und in der Hysterie.* Beide in Ostindien häufig angewandten Mittel gab der Vf. auch in ein paar Fällen mit Vortheil. 13) *G. Playfair über das Delirium tremens.* Der Vf., welcher das *Delirium tremens* äußerst oft beobachtete, beschreibt verschiedene Formen desselben. Er gab Opium und Hyoscyamus in sehr großen Gaben. In mehreren Fällen mußte aber der Vf. zugleich starke Aderlässe machen (was Rec. bey höhern Graden nie unterläßt). 14) *T. E. Bader über die Wirkungen der Nux vomica.* Die Eingebornen Ostindiens brauchen sie in großen Gaben (von 2 bis 20 Gran!) bey den Vorläufern des

Aussatzes und in der Wassersucht, auch als Präservativ der Wasserscheu; sie wirkt dann nur nachtheilig, wenn sie nüchtern genommen wird; sie wird daher gewöhnlich kurz vor oder nach dem Essen gegeben. Nur die Kerne sind giftig, das sie umgebende Fleisch fressen viele Vögel ohne Nachtheil. 15) *F. Corbyn Beobachtungen eines mit der Blase verwachsenen Steins.* 16) *J. A. Sinclair Beobachtung einer Läusesucht, ein merkwürdiger, sehr acuter, aber schnell geheilter Fall über eine Krankheit, über welche uns vollkommen genaue Beobachtungen immer noch fehlen.* 17) *J. Bird Beobachtungen über den Dracunculus.* 18) *R. H. Kennedy über den Dracunculus.* 19) *G. Smyttan über den Dracunculus.* (S. 150—190.) Diese auf sehr vielfachen Erfahrungen gegründeten Mittheilungen über eine in mehreren Districten Ostindiens endemische Krankheit sind von höchstem Interesse, aber eines kurzen Auszugs nicht fähig. 20) *A. Macdon-gall Skizze einer medicinischen Topographie des südöstlichen Theils des Chittagangdistricts.* So unvollkommen und unvollständig diese, wie fast alle andern in diesen Verhandlungen enthaltenen medicinischen Topographien sind, so wichtig müssen sie, bey dem Mangel besserer, dem Pathologen doch erscheinen, wir werden sie daher auch nächstens an einem andern Orte vollständig übersetzt mittheilen. 21) *A. Macdon-gall Beobachtung eines Aneurysma in der Kniekehle.* 22) *J. Livingstone Beobachtungen über die epidemische Cholera, wie sie in China erschien.* 23) *J. Annesley Beobachtungen über den Gebrauch und den Mißbrauch des Calomel.* In unsern Klimaten werden wir uns schwerlich entschließen, das Calomel in so ungeheuren Dosen zu geben, wie es der Erfahrung gemäß mit großem Vortheil in den Tropenländern gegeben wird, namentlich in der Dysenterie. Der Vf. giebt es zu 20 Gran pro dosi täglich einmal und abwechselnd mit Abführmitteln. 24) *J. Adam Beobachtung eines Aneurysma's der Aorta.* 25) *J. Adam Beschreibung der Ciconia Angala.* 26) *H. H. Wilson Skizze einer Geschichte des Gebrauchs des Croton Tiglium unter den Eingebornen.* Mit großer Gelehrsamkeit und Benützung der bezüglichen Sanskrit und chinesischen Literatur. 27) *J. Adam Bericht über die Anwendung des Croton im allgemeinen Hospital.* 28) *B. Campbell Beobachtung einer trockenen Gangrän.* Am Unterschenkel eines Eingebornen, welcher leicht entfernt wurde; die Ursache wurde nicht ermittelt. 29) *T. Jackson allgemeine medicinische Topographie von Menrut.* Diese, wie mehrere im Folgenden zu erwähnende medicinische Topographien werden wir an einem andern Orte mittheilen, eines Auszugs sind sie eigentlich ohnehin nicht fähig. 30) *J. Adam Beobachtung einer sonderbaren Geschwulst an einem Eingebornen.* Die sehr große Geschwulst saß am Hinterkopf, am Körper befanden sich aber noch mehrere kleinere. Der Vf. vergleicht sie den Tuberkeln der an Elephantiasis Leidenden. Es sind auch in Deutsch-

einige ähnliche Fälle (z. B. von *Tilesius*; auch ein-
rat in der Würzburger Sammlung) beobachtet
en. Von einem wahrscheinlich ähnlichen Fall
t Rec. die Zeichnung eines japanischen Arz-
die in mehrfacher Hinsicht merkwürdig ist.
Mellis Bemerkungen über das entzündliche
r, welches in Calcutta epidemisch herrschte.
Breton über den Wurm, der in dem Auge
ferdes beobachtet wird. 33) W. Twining Be-
tungen über die *Filaria*, welche in Indien in
Auge der Pferde gefunden wird. Auch in Eu-
war uns das Vorkommen der *Filaria papillosa*
n Augenkammern des Pferdes (und nach neu-
littheilungen auch des Ochsen) wohl bekannt,
Krankheit scheint aber in manchen feuchten
ieten Ostindiens viel häufiger. Die interes-
n, hier erwähnten, zum Theil auch in engli-
und deutsche Journale übergegangenen Mit-
ingen sollen zeugen, daß diese Würmer aus
Blutgefäßen abgesetzt werden können, wie
E. Home glaubte, was uns denn aber sehr
hrscheinlich ist; überdiß hat bekanntlich ein
ösischer Veterinärarzt ihre Erzeugung beob-
t haben wollen, der die Krankheit durch Ein-
ingen von Terpenthinöl heilte; die englischen
rinärzte behandelten sie glücklich durch die
action des Wurms. Auf diese längern Ab-
lungen folgt eine nicht unbedeutende Anzahl
erer Notizen; meteorologische Beobachtungen
May 1823 bis Oct. 1824 zu Grukhpore; die
iten der Gesellschaft u. s. w.

(Der Beschlufs folgt.)

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

FRIZIO, b. Barth: *Tables des principales dimen-
sions et poids des bouches à feu de Campagne,
de siège et de place, avec leurs affûts et avant-
trains, des (leurs) projectiles etc. ainsi que des
charges, des portées etc. des bouches à feu des
artilleries principales de l'Europe.* Appendice
pour tous les manuels d'artillerie. 1827. 1 Bl.
Vorwort u. Inhalt, 25 Tafeln und 8 Supple-
mente in kl. fol. (2 Rthlr. 15 gGr.)

ie Barth'sche Buchhandlung, welche die neue
abe der aus dem Spanischen übersetzten Artillerie
lorla mit einem Atlas, und diese 4 mit vielem
zusammengetragenen — Tafeln in deutscher
he ausgestattet hat, liefs auch die letztern in ein-
anzösischen Uebersetzung erscheinen, die mit
atz-Tafeln vermehrt hier vor uns liegen.
den Anfang macht eine Vergleichs-Tafel der
e und Gewichte aller europäischen Artillerieen,
ir im Druck das G und H zu wenig unterschie-
ind, so dafs man versucht wird, Gannover,
n zu lesen. Hierauf folgen 2) die Durchmesser
Kaliber der Kanonen und ihrer Kugeln nebst
pielräume, dessen Angabe jedoch hier über-
erscheint, weil er immer der Unterschied
eiden ersten ist. Interessant ist die Verglei-

chung aller jener Durchmesser nach französischem
Fuß zu 144 Linien. 3) Die Dimensionen der fra-
zösischen, österreichischen, niederländischen, preu-
ssischen, russischen, sächsischen und englischen
Feldgeschütze, wozu noch die der dänischen und
würtenbergischen nachgeliefert werden. 4) Die
Maafse der Batteriestücke der nämlichen Artill-
rieen, und 5) der eisernen Kanonen bey den Oester-
reichern, Russen, Dänen, Niederländern, Englä-
dern und Schweden, jedoch bey den letztern bloß
die Helvig'schen Kanonen; auch sind die preußi-
schen eisernen Kanonen nicht erwähnt. 6) 7) und
8) Die Mörser und Haubitzen der europäischen Ar-
tillerieen. In Tab. IV—VIII. fehlt die Weite der
Zündlöcher. 9) Die Maafse der Feldlaffeten der
Oesterreicher, Franzosen, Preußen, Russen, Dä-
nen und Sachsen, mit Angabe der Beschläge und
der Supplementtafel. Die englische Einrichtung mit
der Blocklaffete und dem Protzhaken wird bloß in
einer Anmerkung erwähnt. 10) Maafse der öster-
reichischen, französischen, niederländischen und
russischen Laffeten für das Belagerungsgeschütz,
und 11) der zugehörigen Protzen. 12) Die Maafse
der Räder und Achsen zu den Laffeten und Protzen.
die Franzosen, Preußen, Engländer und Sachsen
haben eiserne, die Oesterreicher und Russen höl-
zerne Achsen. 13) enthält Gribeauvel's und Mont-
lembert's Wall-Laffeten. Ungern vermißt hier Rec.
die Erwähnung der preussischen Wall- und Cas-
matten-Laffeten, die einfach und zweckmäfsig sind.
Ueberhaupt ist in diesem Staate in der letztern Zeit
für das *Materielle* der Artillerie sehr viel geschehen,
so dafs es unstreitig den vorzüglichsten beygezählt
werden darf. 14) Mörser-Laffeten und Böcke.
15) Scharfe-Schuß und 16) 17) Kartätschen der vor-
züglichsten Artillerieen. 18) Maafs und Gewicht der
Bomben und Granaten, nebst ihren Ladungen und
dem Maafse der Brandröhren oder Zünder. Die Ta-
dersätze der Engländer, Oesterreicher, Franzosen,
Preußen, Russen und Sachsen finden sich im Supple-
mente. 19) Brandbomben, Carcassen und Leucht-
geln, nach ihren Ausmessungen und Sätzen mit
für sie nöthigen Ladungen. 20) Schußstabellen für
Feldkanonen der englischen, französischen, österrei-
chischen, preussischen, russischen und sächsischen
Artillerie; 21) desgl. für die Haubitzen, wozu im Sup-
plemente noch die dänischen Geschütze kommen. 22)
Schußstabelle für das Schiefsen mit Kartätschen bey
den erwähnten Artillerieen. 23) Wurfweiten der
Mörser bey verschiedenen Pulverladungen. 24) Die
Anzahl der in dem Protzkasten befindlichen Kugel-
und Kartätschenschüsse. 25) Gewicht, Bespannung
und Bedienung der mit ihrer Munition versehenen
und völlig ausgerüsteten Feldgeschütze.

Jeder Artillerist, ja jeder wissenschaftliche Krieger,
mann mufs dem Vf. dieser Tafeln die mühevollen und
genaue Bearbeitung derselben verdanken, die bey
dem Studium wie bey der Ausübung der Geschütz-
wissenschaft von vielfachem Nutzen, — fast unent-
behrlich — sind.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1830.

MEDICIN.

Calcutta: Transactions of the medical and physical Society of Calcutta. Vol. I—III.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In Vol. II. ist vorausgeschickt das Verzeichniß von mehr als 200 in Ostindien wohnenden Mitgliedern der Gesellschaft, von denen viele in äußerst günstigen Verhältnissen leben, so daß man gar nicht begreift, warum wir doch nicht längst zu einer genauern Kenntniß der in Ostindien herrschenden Krankheiten, zu einer genauern medicinischen Topographie, als sie uns auch *Annesley* gab und vielleicht geben konnte, gelangt sind. 1) *Bemerkungen über das Fieber, welches 1824 in Calcutta herrschte.* Von *W. Twining*. 2) *Bemerkungen über dieselbe Epidemie.* Von *H. Cavell*. Ein entzündliches Fieber mit einem eigenthümlichen Exanthem, welches der zweyte Beobachter vorzüglich mit Scharlach verwechselt, welches aber ohne Unterschied sowohl die, welche das Scharlach gehabt, als diejenigen, die es nicht gehabt hatten, befiel. 3) *J. Mouat über ein epidemisches Fieber zu Berhampore im Jahr 1825 im März u. s. w.* Eine der vorigen ähnliche Epidemie, welche auch Acclimatisirte und nicht-Acclimatisirte, Jung und Alt befiel. Der Vf. vergleicht das Exanthem mehr mit Rötheln (*Roseola*). Der Secretair der Gesellschaft fügt in einer Anmerkung hinzu, daß sich dieses Fieber im J. 1825 eben so allgemein in Patna, Benares, Chunarzur u. s. w. gezeigt habe. 4) *J. Grant Beobachtung einer Hydrophobie.* 5) *Browne und Adam Beobachtung einer Hydrophobie.* 6) *H. Cavell Beobachtung einer Hydrophobie an einem Eingebornen.* 7) *J. Mellis über die Wuth der Hunde und der von ihnen gebissenen Menschen.* (In Deutschland bereits durch Auszüge bekannt.) 8) *K. Macaulay halbjährlicher Bericht über seine ärztliche Praxis in Quilon.* Mit Beyfügung eines Falls allgemeiner und großer Feththautmuttermäher in einer eingebornen Frau. 9) *J. Adam Beobachtung einer Zerreißung der Lungenarterie.* 10) *A. Pearson Uebersicht des Inhalts einer chinesischen medicinischen Schrift, welche auf Befehl des Kaisers Kienlung verfaßt wurde.* In einer Anmerkung zur Inhaltsangabe dieser Schrift wird bemerkt, daß der Blattern in den chinesischen Schriften vor dem 7ten Jahrh. keine Erwähnung geschieht; die Inoculation

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

der natürlichen Blattern wurde zuerst im J. 1014 von dem Sohne eines berühmten Ministers versucht und dann eingeführt. 10) *A. Pearson Bemerkungen über die Ansichten der Chinesen von der Paralysis und ihre Behandlung.* Wir glauben kaum, daß die Behandlungsart, mit einer Unmasse von Mitteln, viele Nachahmer finden wird; unter den Chinesen scheint die Krankheit nicht häufiger als anderwärts vorzukommen, nur unter den Missionären, sowohl europäischen als chinesischen, scheint die Apoplexi sehr häufig; über den Grund der Häufigkeit kann der Vf. keinen Aufschluß geben. 11) *W. Twining über das einfache Sehen und die Vereinigung der Sehnerven.* In Deutschland bereits bekannt durch Zeitschriften. 12) *P. Breton Bericht über Versuche mit drey Arten ostindischer Schlangen, um den Grad ihrer Giftigkeit zu bestimmen.* Die Schlangen, mit denen Versuche angestellt wurden, waren *Coluber Naja R.* (*Cobra di Capello*), *Coluber Russelii* (*Bora*) und *Boa fasciata R.*, von denen man Thiere beißen liefs; die erstere war die giftigste, die letztgenannte die am wenigsten giftige. Man liefs sich auch die *Cobra di Capello* und die *Bora* gegenseitig beißen, es erfolgte aber keine Vergiftung. 13) *R. Tytler über das Klima und die Krankheiten in Benkoolen.* 14) *J. Grierson über das endemische Fieber zu Arracan, nebst einer Skizze der medicinischen Topographie dieses Landes.* 15) *W. Butler über die Behandlung von Personen, welche von giftigen Schlangen gebissen sind.* Der Vf. beschreibt nach vielfachen, nicht, wie die meisten seiner Vorgänger, nach einzelnen Beobachtungen; die Hauptsache war ihm immer, gleich über der Wunde eine Ligatur anzulegen, die weitere Behandlung ist in der Schrift selbst nachzusehen. 16) *P. Breton medicinische Topographie der Districte Ramghur, Chota Nagpore, Sirgooja und Sumbhulpore.* Eine der vorzüglichsten Topographien in diesen Schriften. 17) *J. Grierson über das Brennen der Fußsohlen der Eingebornen.* Die Krankheit soll, nach dem Zeugniß eines andern Arztes, nur die Eingebornen befallen und sehr hartnäckig seyn. Die Behandlungsart der eingebornen Aerzte wird gerühmt. 18) *H. H. Wilson über die Behandlungsart der Cholera bey den Eingebornen.* 19) *R. H. Kennedy über die unter dem Namen der Guhwugty oder Churuk Porja bekannte Büßung der Inder.* Die Beschreibung dieser sonderbaren Peinigung, wo sich die Gläubigen an durch die Haut des

xxx

des Rückens gestoßenen Haken aufhängen lassen, ist schon in verschiedene deutsche Blätter übergegangen. 20) *W. Thomas Beobachtung einer Geschwulst in der Leber.* Der Beschreibung nach scheint es eine große Hydatide gewesen zu seyn. 21) *R. Browne Beobachtung eines tödtlich abgelaufenen Falls von Nasenpolypen.* Man fand bey der Section das Siebbein und Keilbein durchbohrt, und Eiter in die Schädelhöhle ergossen. 22) *S. Young medicinische Topographie von Aurengabad.* 23) *P. Breton über die Art der Eingebornen, den Staar zu deprimiren.* Die indischen und muhamedanischen Augenärzte sind zwar reine Routiniers, aber so beschäftigt, wie die beschäftigten europäischen. Ihr Verfahren hat der Vf. durch mehrere Abbildungen erläutert. Von der Erweiterung der Pupillen, von der Operation, die schon Plinius empfahl (durch Anwendung der *Anagallis „pupillas dilatat et ideo hoc inunguntur ante quibus paracentesis fit.“*), wissen sie nichts. Sie machen mit einer Lanzette einen Einstich in die Sklerotika, und führen durch diesen die stumpfe dicke Nadel ein. Mit so großer Fertigkeit sie auch die Operation verrichten, so wissen sie doch vom Bau des Auges gar nichts. 24) *R. H. Kennedy Beobachtung einer Hydrophobie.* 25) *D. S. Young Bericht über die Wirkung des schwefelsauren Chinins im Wechselieber.* Auch in Ostindien zeigte sich das Chinin so wirksam, wie in Europa. Nun folgen noch eine Anzahl kürzerer Notizen.

Vol. III. 1) *J. Tytler über die Diarrhoea hectica.* Sie ist nach dem Vf. eine der allerr häufigsten Krankheiten der Eingebornen Ostindiens, so daß der Vf. drey Vierteltheile der Todesfälle auf Rechnung dieser Krankheit setzt. 2) *S. Ludlow Bericht über die Heilquelle zu Sonah.* Eine warme Schwefelquelle, die aber doch nur eine Temperatur von 108° F. hat. 3) *R. N. Burnard Skizze einer medicinischen Topographie von Arracan.* Auch Pferde starben viel am Fieber, einer Krankheit, welche nach vielen Veterinärzten das Pferd nicht befallen soll. 4) *W. Stevenson Bemerkungen über die Krankheit, welche 1825 unter den europäischen Truppen in Arracan herrschte, und über die Topographie dieses Landes.* 5) *J. Hutchison über eine mit Erfolg extirpirte Geschwulst des Gesichts eines Eingebornen.* 6) *J. Adams Bericht über epidemische böartige Geschwüre oder den Hospitalbrand.* Eine Abhandlung, die uns sehr interessant erscheint, besonders auch in Beziehung auf das Verhältniß der genannten Krankheit zum Wechselieber. 7) *J. Leslie über brandige Geschwüre.* Der Vf. beobachtete sie in Prince of Wales Island, und seine Beobachtungen schlossen sich ganz an die von Adams an. 8) *J. Bird Beobachtungen über Phthisis pulmonalis.* In Ostindien eine seltene Krankheit; sind aber Tuberkel einmal gebildet, so soll die Krankheit sehr schnell verlaufen. 9) *Butter Bemerkungen über die Krankheit, welche 1825 unter den Truppen in Grukore herrschte.* 10) *J.*

Forsyth über das Grasöl von Nemaour. Der hat es noch nicht selbst angewendet, aber bey den Eingebornen steht es in großem Ruf als Heilmittel in Rheumatismen und katarrhalischen Krankheiten, wo man es einreibt; es wirkt stark auf die Harnausdünstung. 10) *G. Macpherson Beschreibung eines Falls von fungus haematodes.* Markschwamm des Auges, welches extirpirt wurde. 11) *H. Clarke Beobachtung einer eigenthümlichen Geschwulst des Auges eines eingebornen Kindes, welche mit Erfolg extirpirt wurde.* Ebenfalls ein Markschwamm. 12) *W. Twining Beobachtung eines Schwammes der Augapfel.* 13) *C. G. Egerton Beobachtung einer Geschwulst in der Augenhöhle.* Auch diese beiden Beobachtungen betreffen Markschwämme des Auges ebenfalls an Eingebornen. 14) *G. Waddell über die Krankheiten, welche unter den britischen Truppen zu Rangore herrschten.* 15) *J. Johnstone Beobachtung einer Lepra mercurialis.* 16) *Ram Coma Shen über das von den Eingebornen Gulanah genannte Heilmittel.* Es ist *Menispermum cordifolium Willd.*, welches in Bengalen sehr gemein ist. Es wird von den eingebornen Aerzten sehr häufig in vielen Krankheiten, besonders in asthenischen Fiebern angewendet, vorzüglich mit vielem Glück in veralteten Wechseliebern. 17) *Ueber den Zustand der Gesundheit in Indien.* Von J. Ranken. Die Bemerkungen enthalten viel Beobachtungswerthes. Die Gesundheitspolizey erhält kein großes Lob. 18) *W. Twining Bemerkungen über die Krankheiten der Milz, mit vielen Beobachtungen; doch enthält der Aufsatz nichts Neues.* 19) *H. H. Wilson über die Behandlung der Milzkrankheiten von den Eingebornen.* Das Hauptheilverfahren, nämlich Cauterisation und Scarification der Milz selbst, war auch längst bekannt. — Es folgt noch ein großer Anhang kürzerer Notizen.

Aus dieser Inhaltsangabe wird man ersehen, wie wichtig die in diesen Verhandlungen enthaltenen Mittheilungen sind. Mit wahrer Sehnsucht sehen wir der Fortsetzung vorzüglich der medicinischen Topographien entgegen, die gewiß mit der Zeit auch an Vollständigkeit gewinnen werden.

Hsgr.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Ueber die Sümpfe und die durch die Sumpfausdünstungen hervorgerufenen Krankheiten.* Eine von der Akademie zu Lyon gekrönte Preisschrift von J. B. Monfalcon. Aus (Nach) dem Französischen frey bearbeitet von Dr. Heyfelder, prakt. Arzt in Trier.

Auch unter dem Titel:

Bibliothek der ausländischen Literatur für prakt. Medicin. 1825. VIII u. 132 S. gr. 8. (14 gGr.)

Diese kleine Schrift, deren Original uns noch nicht zu Gesicht gekommen ist, liefert zwar nicht eine streng wissenschaftlich geordnete und in den einzelnen Theilen gleichmäßige Bearbeitung ihres Ge-

gegenstandes, und verflüchtet eben so wenig man-
 - andere Fehler ihrer französischen Herkunft,
 dient aber bey der Wichtigkeit des Gegenstandes
 so sehr die Beachtung der Aerzte, als Hr. H.
 der deutschen Bearbeitung Alles ausgelassen hat,
 (laut dem Vorberichte) der Geist der *Broussais*-
 - Schule in das Original hineingemischt hat,
 ter andern auch (S. 65) Krankheits-Geschichten,
 diesem Geiste entworfen und nur Bekanntes be-
 itigend. Im Uebrigen scheint Hr. H. sich ziem-
 - genau an das Original gehalten zu haben, we-
 -stens hat er *seine* Bemerkungen nirgends als die
 -igen bezeichnet, und nirgends eine berichtigen-
 -ote zum Texte gefügt, obgleich dieser sie an man-
 -hen Stellen wohl zu fordern hatte.

Die *Einleitung* (S. 1) enthält einige allgemeine
 -bemerkungen über den Einfluss sumpfiger Gegen-
 -en auf Körper und Geist ihrer Bewohner, der all-
 -ählig Menschen und Thieren eine ganz eigene
 -onstitution giebt, aber auch besondere Krankhei-
 -en hervorruft. In Frankreich allein sind an 180,000
 -orgen Land Sümpfe und Moräste. I. *Von den*
Sümpfen, Teichen und den Ausdünstungen stehender
Vasser (S. 4). Entstehungsart der Sümpfe. Be-
 -chaffenheit ihres Bodens, ihre Flora und Fauna. —
 -eiche. — Reiffelder (sie müssen unter Wasser ge-
 -setzt werden, und der Reiffsbau ist daher der Ge-
 -undheit sehr nachtheilig, dasselbe gilt vom Hanf-
 -bau). Die Wirkungen der Sumpfluft sind am ge-
 -fährlichsten in heißen Klimaten, in denen auch die
 -Krankheiten, die sie erzeugt, rascher verlaufen; in
 -Deutschland dreytägige, in Ungarn Petechial-Fie-
 -er in Italien, halbe(?) Tertian-Pyrexie, in Aegypten
 -ie Pest. 1) *Moräste der heißen Zone* (S. 12): Asien
 -at weniger Sümpfe, als Europa; in Sardinien ver-
 -nehmen sie sich jährlich und drohen mit gänzlicher
 -ötvölkerung; Hr. H. hätte aber diese Bemerkungen
 -und ähnliche über Spanien (in welchem, Andalusien
 -berechnet, wenig Sümpfe sind), Corsica und Ita-
 -ien billigerweise dem *Nächstfolgenden* einverleiben
 -ollen. 2) *Moräste der kalten und der gemäßigten*
Zone (S. 16). In allen Provinzen Rußlands finden
 -ich Sümpfe, die Straße von Petersburg und Mos-
 -kau führt durch 200 Stunden lange Moräste; Oest-
 -reich verdankt die Austrocknung seiner Moräste der
 -Sorgfalt Maria Theresia's; Frankreich zählt viele
 -und große Sümpfe, namentlich in der Brenne, der
 -Bresse und der Salogne, und würde nach *Julia* durch
 -Ausrottung der Moräste jährlich 1 Million Bewohner
 -und 7 Millionen Franken gewinnen. Die Bewohner
 -der Brenne sind ein Bild des Jammers, die meisten
 -sterben mit 20 oder 30 Jahren, über 50 Jahre hinaus
 -lebt selten einer. Was die *Natur der Sumpfausdün-*
-stungen betrifft: so glaubt der Vf., daß es weder
 -gekohltes Wasserstoffgas, „noch irgend ein ande-
 -es *agens*“ sey (? *eines* muß es doch wohl seyn),
 -welches in der Nähe der Sümpfe Krankheiten er-
 -zeugt, denn selbst ein künstlich bereitetes, alle
 -chemischen Eigenschaften jener Ausdünstungen be-
 -stehendes Gas bringt keine Fieber hervor; die che-

-mischen Untersuchungen der Sumpfluft haben uns
 -gelehrt, daß wir auf diesem Wege zu keinem frucht-
 -baren Ergebnisse gelangen. — Die in der Nähe von
 -Sümpfen vorkommenden Krankheiten nehmen fast
 -immer den aussetzenden Typus an und ergreifen
 -fast immer dieselben Organe, und in dieser Bezie-
 -hung stimmen die von *Chardin* in Persien und die
 -von *Humboldt* in Südamerika herrschenden Krank-
 -heiten mit einander überein. Den Beschluß dieses
 -Abschnitts machen Bemerkungen über die *Entwick-*
-lungsart der Sumpfluft. In den heißesten Stunden
 -des Tages ist die Nähe der Sümpfe am wenigsten
 -gefährlich, weil die Dünste sich in der durch die
 -Hitze sehr verdünnten Luft leicht nach oben und
 -nach allen Seiten verbreiten, während sie bey Nacht
 -sich mehr concentriren; am gefährlichsten scheinen
 -sie bald nach Untergang der Sonne zu seyn. II. *Ueber*
den Einfluss der Sumpf-Ausdünstungen auf den Or-
-ganismus (S. 38). Die Constitution der Bewohner
 -sumpfiger Gegenden drückt in jeder Rücksicht eine
 -hohe Entwicklung des Lymph-Systems und große
 -Thätigkeit der ausauchenden Gefäße, aber Schwä-
 -che des Irritabeln und Stumpfheit des nervösen Sy-
 -stems aus, und dem Physischen entspricht das Psy-
 -chische, dessen Schilderung (S. 43 fg.) uns an *Mon-*
-tesquieu's: *Le sol est la cause première de nos vices,*
de nos vertus etc. erinnert hat. Was indeß über die
 -Bewohner der Pontinischen Sümpfe nach *Brony* be-
 -merkt wird, dürfte wohl seit Pius VI nicht mehr
 -ganz mit der Wahrheit übereinstimmen. Die mitt-
 -lere Lebensdauer beträgt in solchen Gegenden etwa
 -18 — 26 Jahre, und es hat z. B. die Salogne vom J.
 -1500 — 1760 wenigstens zwey Drittheile ihrer Bevöl-
 -kerung verloren. Die Sumpfluft erzeugt Enzootien
 -und Epizootien (S. 49), wie endemische und epide-
 -mische Krankheiten (S. 52); doch sind diese immer
 -das Product *mannichfaltiger* zusammentreffender
 -Ursachen. — Erörterung des Einflusses der Aus-
 -dünstungen der Sümpfe, Seen und Kanäle — der
 -durch Meer- und süßes Wasser entstandenen Süm-
 -pfe — der auf große Menschenmassen wirkenden
 -stehenden Wasser — der Teich-Ausdünstungen und
 -des Wassers, in welchem Flachs und Hanf geröstet
 -worden ist. III. *Classificirung der Sumpf-Krank-*
-heiten (S. 66). Sie werden *secundum ordinem Pan-*
-dectarum folgendermaßen aufgeführt: 1) Erhöhte
 -Thätigkeit in den lymphatischen Gefäßen, Drüsen
 -und Schleimbeutel und die aus dieser Anlage ent-
 -springenden Krankheits-Formen. 2) Scorbut. 3)
 -Chlorosis. 4) Nachlassende und aussetzende Fieber
 -mit gastrischen Zufällen. 5) Unregelmäßige Fieber
 -derselben Typen. 6) Bösertige Wechselfieber. 7)
 -Folgekrankheiten der Wechselfieber: Wurm-Krank-
 -heiten, Wassersucht u. s. w. Die aussetzenden Fie-
 -ber sollen sich in den Pontinischen Sümpfen durch
 -besondere Heftigkeit der Affection des Gehirns oder
 -der Verdauungs-Organen auszeichnen. Leichenöff-
 -nungen lehren, daß Wechselfieber in sumpfigen
 -Gegenden gemäßigter Klimate nur selten *an sich*
 -tödtlich werden, auch seltener, als anhaltende, orga-
 -nische

ordentlichen Kreislauf durch die Aorta in umgekehrter Richtung an, wie derselbe im Foetus Statt findet. Die Periode für das Leben des *Embryo* ist demnach geendigt, und die Periode für das Leben des *Foetus* fängt in demselben Augenblicke an, in welchem das Herz seine Function (als Centralorgan) antritt.

Als Beweise für die Richtigkeit dier Theorie bieten sich dem Vf. besonders Monstrositäten dar. „Nie hat man,“ — sagt er, „einen Foetus von normaler Bildung gesehen, der nur eine Nabelpulsader oder zwey Nabelvenen hatte, oder dessen Nabelschnur in den Bauch an einem unrichtigen Orte eintrat; dessen Adern, obgleich von normaler Bildung, sich nicht mit einander verbanden, nämlich die Pulsadern mit den *arteriae hypogastricae* und die Venen mit der *vena portae* u. s. w.“ —

Diese sind die Ansichten des Verfassers; Barry in London hat einige *ähnliche* aufgestellt; dieselben aber näher zu betrachten, ist hier nicht der Ort. Die Physiologen werden sie auf jeden Fall gewiß ihrer Untersuchung höchst würdig halten.

ÄSTHETIK.

MAINZ, b. Kupferberg: *Lehrbuch der Literar-Aesthetik*, oder *Theorie und Geschichte der schönen Literatur*, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen, zum Selbststudium und Gebrauche bey Vorträgen, von Dr. Joseph Hillebrand. 1827. Erster Band, enthält *allgemeine Aesthetik* und die *Poetik*. 279 S. 8. Zweyter Band, enthält die *Rhetorik* und *Geschichte der deutschen Nationalliteratur*. Von S. 284—717. (2½ Rthlr.)

Unter Literar-Aesthetik versteht der Vf. die wissenschaftliche Betrachtung des Schönen, insofern es durch Sprache und Schrift, durch *Rede* überhaupt, zu künstlerischer Darstellung kommen kann, also Theorie der schönen Literatur im weitern Sinne, oder auch der sogenannten schönen Redekünste. Ausgeschlossen bleiben die besondern Aesthetiken, oder die Theorien andrer Kunstklassen und Kunstgattungen. Er wollte seinen Gegenstand erschöpfend und übersichtlich, dabey systematisch entwickeln, und verfuhr dabey also, daß er zunächst in den hauptsächlichsten ästhetischen Vordersätzen die entferntere Grundlage der Literar-Aesthetik andeutete, darauf die allgemeinen Momente dieser letztern selbst, wohin namentlich die Natur der Sprache gehört, entwickelte, und dann zu den besondern Theilen, der Poetik und Rhetorik, fortschritt. Grundzüge der declamatorischen Kunst und der Methodik der Stilübungen nebst thematischen Andeutungen fügte er bey, zugleich eine Uebersicht der allgemeinen Geschichte literar-ästhetischer Leistung in alter und neuer Zeit, wobey die Geschichte der deutschen Nationalliteratur in besonde-

rer Abtheilung eine größere Ausführlichkeit ertheilt. Fleiß, besonnenes Denken — zum Unterschiede phantastischen Ansichten — und Klarheit des Gedrucks, sind im Werke kennbar; und dieses dem Zwecke der wissenschaftlichen Ausbildung der Jugend in diesem Fache angemessen, wenn an vielen Einzelnen abweichende Grundsätze und Theilungen von Andern beliebt werden mögen, was in Dingen der Philosophie weder vermessen noch befremdlich ist.

In der *ersten* und kleinsten Abtheilung sind allgemeine ästhetische Vordersätze, in der zweyten zu finden: I. *Allgemeine Theorie der schönen Literatur*; II. *besondere Theorie derselben*, und zwar 1) *allgemeine Poetik*; 2) *besondere Poetik*. In den Vordersätzen, wo Wohlgefälligkeit, Anschaulichkeit, Harmonie als Merkmale des Schönen hervorgehoben werden, heißt es, das Erhabene müsse das Schöne in sich aufnehmen, was eben so gut umgekehrt gesagt werden könnte, dann wird Grazie, Naires (wobei doch bloß im Gegensatz gegen ausgebildeten Lebensverhältnisse und Convenienzen zum Verstand kommt) als verschiedene Erscheinung des Schönen angeführt, dann ästhetisch Rührendes, das Lächerliche und der Scherz, ihre Verbindung mit dem Ernst als Humoristisches und Satirisches erwähnt, und endlich das Idyllische als eine besondere Erscheinung des Schönen bezeichnet, worin Heiterkeit, Frohsinn und Zufriedenheit des Gemüths sich ausdrückt, wobey unsers Bedünkens die Eintheilung einfacher hätte seyn mögen. Ob auch das plastische und romantische Schöne als eine allgemeine Unterscheidung desselben gelte (S. 22), oder nicht vielmehr ein bloßer Völker- und Länderunterschied seyn dürfte, wäre zu fragen.

Die *zweyte* Abtheilung beschäftigt sich im ersten Theile mit der Sprache, ihrem Wesen und ihrer Bedeutung, dem Werthe der verschiedenen Sprachen, dem sprachlichen Kunststil, seinen Redarten, dann auch der ästhetischen Haltung der Vorstellungen. Im *zweyten* Theile wird Poesie und Prosa auf folgende Weise unterschieden. „Erfahrung können die Vorstellungen freye ideale Selbstbestimmung in der Form unmittelbarer Wirklichkeit treffen, welche durch höchstmögliche sprachliche Individualisirung und Lebendigkeit allein angemessene Darstellung finden; oder sie sind Begriffsvorstellungen, gebildet durch verständiges Denken, rein intellectuelle Gedankenreihe, welche sich jedoch sowohl nach Gehalt als Stil der schönen Kunst bieten. Nennt man die erste Art der Kunstströmung die Dichtkunst, die andere die Prosa, so wird sich das Gesamtgebiet der literarischen Kunst in jene zwey Gattungen zertheilen lassen.“ (S. 85.) Schwerlich ist diese Angabe bestimmt genug (äußerlich bestimmter ist die der gebundenen und ungebundenen Rede); denn alle Sprache giebt Begriffsvorstellung, und ganz rein intellectuelle Gedankenreihen möchten höchstens in abstracter Speculation vorkommen, und kaum in der

r. Als oberster Grundsatz der Poesie wird hin-
 gestellt: „Die Dichtkunst strebt, die Welt des
 Wirklichen an sich oder in ihren Beziehungen auf
 als Höchste nach der inneren, damit idealen Be-
 deutsamkeit aufzufassen, diese in lebendiger Vor-
 ellungsentwicklung individuell zu gestalten, ab-
 ispiegeln, und mittelst angemessener Sprachdar-
 ellung zur äussern Erscheinung zu bringen.“ (S. 9)
 ach umgekehrt könnte dieser Grundsatz gelten,
 id so wie er hier ausgedrückt ist, möchte doch
 eine Anwendung auf manche poetische Werke,
 B. die göttliche Komödie des Dante, schwer oder
 ezwungen seyn. Das Vers- und Sylbenmaafs wird
 ey Anlaß des poetischen Rhythmus berührt. Die
 esondere Poetik bestimmt einen dreyfachen Grund-
 harakter der Dichtungen und eine dreyfache Rich-
 ung der Klassenverschiedenheit der Poesie, näm-
 lich eine des Gemüths, des Gedankens und des Le-
 ens, oder eine lyrische, didaktische und dramati-
 che. Unter dieser letztern im weitern Sinne be-
 reift der Vf. auch das Epos. Dann theilt er die
 roffe Vielseitigkeit und Verschiedenheit der lyri-
 chen Dichtungen nach der innern Anschauungs-
 weise der möglichen Beziehungen. „Es kann näm-
 lich die innere Anschauung die Gefühle auffassen,
 insofern sie eine in sich bestimmt abgeschlossene,
 auf gefälligem Gleichgewicht ruhende oder in dem-
 selben fortschreitende und sich offenbarende Ge-
 müthsstimmung bilden; oder insofern sie in stei-
 gender Bewegung jenes Gleichgewicht und Eben-
 maafs verlieren und in ungewöhnlichem Gange fort-
 schreiten, dabey sich aus dem bloß gemüthlichen
 Kreise in das Gebiet des Gedankens erheben, ohne
 laß dieser jedoch in seiner rein verständigen Allge-
 meinheit zu poetischer Anschauung kommt; oder in-
 sofern sie eine Gemüthlage bilden, worin das dunkle
 Gefühl der menschlichen Beschränkung, welches
 die Gegenwart nicht lebendig und frisch genießen
 läßt, sondern über die Gränzen gegenwärtiger Wirk-
 lichkeit in Vergangenheit oder Zukunft hinaustreibt,
 die Grundlage ausmacht.“ (S. 122.) Hiedurch sind
 die Grundcharaktere des Liedes, der Odé und der
 Elegie bezeichnet, bey denen nicht vergessen wer-
 den darf, daß sie auch in einander übergehen und
 gemischt seyn können. Bey der Lehrdichtung setzt
 der Vf. das Princip der Unterscheidung in die innere
 Auffassung und Anschauungsweise der Erkenntniß.
 Es wird nämlich diese entweder nach ihrem reinen
 Charakter in der Form eines organisch zusammen-
 hängenden Ganzen und als Gegenstand scheinbaren
 Unterrichts poetisch aufgefaßt, oder in der Form
 ironischer Veranschaulichung geltend gemacht, oder
 endlich in der Form der Sentenz individualisirt dar-
 gestellt, woraus sich das eigentliche Lehrgedicht,
 die didaktische Satire und das Spruchgedicht erge-
 ben. Die dramatische Poesie im weitern Sinne, als
 schöpferische Darstellung der Handlung in ihrer ei-
 genen objectiven Gestaltung, hat zwey Seiten, die
 pische, und dramatische im engern Sinne; jene ist
 poetische Darstellung der Handlung nach ihrem Ge-

wordenseyn, also freyschöpferische Idealtrende
 Gestaltung des Geschichtlichen nach seiner noth-
 wendigen Weise; diese ist poetische Darstellung
 der Handlung nach ihrem Werden, also freyschöp-
 ferische idealisirende Gestaltung des Geschehens in
 seiner Unmittelbarkeit. Weder im Epos noch im
 Drama macht der Vf. die Forderung, daß nur ein
 Hauptcharakter als eigentlicher Held der Handlung
 auftreten müsse. — Gesetzt auch, die wirklichen
 Schöpfungen der Poesie ließen sich nicht immer
 leicht in diese angegebenen Klassen einreihen, so trifft
 dasselbe Schicksal auch anderweitige Eintheilungen,
 deren Gränzsetzung der Genius des Dichters nicht
 anerkennt, und es dem späteren Aesthetiker über-
 läßt, ihm seinen Rang und Platz in der Literatur
 anzuweisen.

Nach Bemerkungen der allgemeinen Rhetorik
 classificirt der Vf. im zweyten Bande die Prosa-
 kunst aus dem formellen Gesichtspunkt als akroamatisch,
 dialogisch und epistolographisch, aus dem rein ma-
 teriellen Gesichtspunkt als sentimentalisch, theore-
 tisch, oratorisch, historisch, und vergißt auch zum
 Schluß nicht die Geschäftsprosa. Der erste Anhang
 enthält Grundsätze der Methodik der Stilübungen,
 der zweyte Grundzüge zur Theorie der körperlichen
 Beredtsamkeit. Endlich folgt in der dritten und
 letzten Abtheilung ein Abriss der Geschichte der
 deutschen Nationalliteratur. — Die sentimentale,
 oder die Prosa des Gefühls, soll nicht verwechselt
 werden mit der sogenannten poetischen Prosa, ei-
 nem begriff- und bedeutungslosen Zwitterwesen.
 In der didaktischen Prosa findet der Vf. die englische
 Literatur eben so reich als die französische, aber
 dieselbe in den meisten Rücksichten an Gehalt über-
 treffend. Die deutsche ist umfassend und fast über-
 reich; auch darf sie sich in Absicht auf ästhetischen
 Werth bey einer zu großen Menge unvollkommener
 Schriften vieles Trefflichen und selbst klassisch
 Vollendeten rühmen. An das Unvollkommene wird
 man sehr erinnert, wenn im Verzeichniß der Pro-
 saisten Chr. Wolf und Gottsched auftreten (S. 388).
 Bey der oratorischen Prosa, welche Aristoteles,
 Quintilian und Cicero besonders im Auge haben,
 unterscheidet der Vf. die allgemeinen Quellen der
 Motivirung praktischer Thätigkeit in die der Ueber-
 zeugung, Ueberredung und Belebung. In Absicht
 ihrer Gegenständlichkeit unterscheidet er die red-
 nerische Prosa als geistliche und weltliche, in Ab-
 sicht ihres Charakters als darstellende, beräthende
 und rein bestimmende, gesteht aber, es lasse sich
 hiefür nicht leicht ein durchgreifendes Princip auf-
 stellen. Bey den Stilübungen soll zunächst darauf
 gesehen werden, daß sie mit Geist stattfinden; dann
 daß sie ihrem Zwecke entsprechen. Das erste
 scheint das Schwerste, weil reine Stilübungen kaum
 vom Geistlosen sich lössagen; oder was ist es, wenn
 S. 341 Stilübungen aus dem Standpunkte der humo-
 ristischen Naturauffassung empfohlen werden, z. B.
 „Gedanken über einen regnerischen Novembertag,
 über den Einfluß der Hitze auf den Menschen“?

Der Vf. bemerkt deswegen sachgemäß, daß diese und ähnliche Aufsätze besondere Laune voraussetzen. In Beziehung auf die Action bey'm Vortrage behauptet der Vf. zu allgemein, daß Action mit dem Able- sen nicht in Verbindung gesetzt werden soll. Es giebt Meister im Vorlesen, welche aufs glücklichste — zumal für dramatische Werke — jene Verbindung zu treffen wissen. Die Geschichte der deutschen Nationalliteratur ist in drey Perioden getheilt: 1) bis auf Karl den Großen; 2) bis Mart. Opitz; 3) bis auf die Gegenwart. Von der letzten Periode heist es, die Gemeinschaftlichkeit der Beziehung liege in dem Streben nach nationalklassischer Vollendung der vaterländischen Literatur in der neu hochdeutschen Sprache. Dasselbe führte bald zur Nachahmung der Alten, bald leitete es der neuen ausländischen Literatur zu, und hier wiederum empfahl es heute die Italiener oder Franzosen, liefs morgen die Briten als Muster gelten. Eben so war es die Ursache, daß in dieser Epoche das Heil von freyer Nachbildung, in jener von reiner Selbstständigkeit erwartet wurde; daß in der einen geniale Unmittelbarkeit vorzugsweise Mittel der Vollendung schien, während in der andern die Kritik im Vereine mit irgend einer herrschenden philosophischen Ansicht die Bestrebungen leitete; daß endlich hier verständig aufklärende, dort alterthümlich gläubige Richtung bedingend wirkte. — Sehr wahr; denn wir Deutsche sind mit uns selber bey weitem nicht fertig, und daraus entspringt auch, was der Vf. von unserer Gegenwart sagt: „Die großen Meister des vorhergehenden Zeitalters hatten Vorbilder gegeben, welche zur Nachahmung reizen konnten; die Sprache ward in großer Vollendung und mit seltenem Reichthum der neuesten Generation überliefert, der Anregungen gab es eine große Zahl. So mochte es denn leicht geschehen, daß Viele Vieles versuchten ohne Prüfung ihres Berufs, Viele Vieles nachahmten ohne richtige Erkenntniß des Wahren und Rechten und ohne absonderliche Kraft; daß Uebertreibungen, Ausschreitungen, wunderliche Gestaltungen ohne Gepräge und eigenthümlichen Gehalt, leichtfertige Sprachgebilde, seichtes Versgeklänge und lächerliche Mischerzeugnisse im bunten Gewirr sich hervor- drängten. Nichts desto weniger steigt Manches aus der Menge empor, was als Denkmal gediegenen nationalen Kunststrebens gelten kann, und die Hoff- nung giebt, daß die vaterländische Literatur in ihrer Fortgestaltung noch des Trefflichen viel zu erwar- ten hat.“ — Mit dieser Hoffnung sey gegenwärtige Anzeige geschlossen, PP.

PÄDAGOGIK.

HEILBRONN, b. Drechsler: *Ernst und Laune, in Conferenzaufsätzen von Geistlichen und Schul-*

lehrern in Süddeutschland. Gesammelt herausgegeben von einem Schul- und Schu- lerer-Freunde. 1829. Erstes Bändchen. VI 192 S. Zweytes Bändchen. 205 S. Drittes Bändchen. VI u. 167 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Das vorliegende Werk ist ein erfreuliches Zei- chen davon, daß es im Gebiet der Volksbildung ü- ber sich zu regen und zu leben anfängt; und daß es nur zum Heil gereichen, wenn auch hie und da manches verkehrt angefangen oder bey dem be- Willen in der Ausführung verfehlt wird. Rec. einzelne Aufsätze in den ersten beiden Bände mit Vergnügen gelesen. Sie einzeln zu charak- terisiren erlauben die Grenzen dieser Blätter nicht, auch dürfte manchen immer noch unvollkommenen Versuchen dadurch eine gröfsere Wichtigkeit theilt werden, als billig ist. Das dritte Bändchen ist ein Abdruck der *Schulconferenzen des Klosters Ulmenhain* für katholische Schullehrer, d. Weglassung alles dessen, was auf den confession- elen Unterschied darin sich bezieht. Freue sich der edle Veteran, daß sein Licht, wenn auch etwas dämpft, selbst bis dahin dringt!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ESSEN, b. Bädecker: *Vertraute Briefe auf eine Reise von Hannover über Braunschweig durch die Harzgegenden*, von F. W. Dethmar. 1829. Er-stes Bändchen. 199 S. Zweytes Bändchen. 199 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Der Vf., früher Vorsteher eines Erziehungs- instituts für junge Mädchen zu Recklenburg im Ob-erschen, dann eines ähnlichen in Hannover, fühlte die gedungen, seinen Freunden und Freundinnen, so wie ehemaligen Schülerinnen über diesen seinen neuen Aufenthaltsort in diesen Briefen seine Bemerkungen mitzutheilen, und diese Mittheilungen auf einer Reise nach Braunschweig und in den Harz fortzusetzen. Allerdings löblich, aber warum das Alles nicht lassen, wenn die Bemerkungen weder etwas Neues noch etwas Tief-Gefühltes oder Schön-ge- sagtes enthalten? Oeffentliches und Privates, Wissenschaft und Kunst wird von dem Vf. benr- wie (namentlich die letztere)? das wird den Leser bald das Urtheil desselben (S. 109 des ersten Theils) über Theater und dramatische Kunst, bald seine Aeußerung über die Ideale in der Malerey (S. 129 selbst) „Nur Menschliches und Irdisches gebe der Künstler und nichts weiter; darum halte ich es mit der Niederländischen Schule!“ lehren. Wie ver-ir- tet, hat der Vf. auch Hannover wieder verlassen und eine neue Reise angetreten. Wahrscheinlich giebt es da wieder vertraute Briefe!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1830.

PÄDAGOGIK.

SEPTUAGINTA, in der Metzler. Buchh.: *Die Hauptgegenstände des Volksschulen-Unterrichts*, gemustert in einer Reihe von Schullehrer-Conferenzen u. herausgegeben von M. Wilh. Friedr. Daniel, Pfarrer zu Dürnwangen im Königreich Württemberg. In zwei Bändchen. Erstes Bändchen. 1824. XVI u. 276 S. 8. (1 Rthlr.)

Das der Vorrede angehängte „Etwas über des Vfs Behandlung der Schullehrer-Conferenzen“ zeigt ihn als einen Mann, der von seinem Gegenstande sehr richtige Ansichten hat. Jeder, dem diese für das Schulwesen wohlthätigen Fortbildungsanstalten wichtig sind, wird das Vorgetragene mit Vergnügen lesen und zu seiner Belehrung mit dem vergleichen, was Natorp zur Beförderung der guten Sache gewirkt und mitgetheilt hat. Der Vf. glaubte, als Vorsteher einer solchen Anstalt, sich mit seiner Lehrer-gesellschaft erst über die innere Einrichtung oder Verfassung der Volksschule im Allgemeinen verständigen und hernach in die einzelnen Unterrichtsgegenstände eingehen zu müssen. Jenes geschah zuerst, und die darüber gepflogenen Verhandlungen haben die Schrift des Herausg.: „*Ein deutscher Volksschullehrer als Meister unter 100 Schülern* (Leipzig, b. Hinrichs 1819)“ erzeugt. Diefs soll im vorliegenden, sich an das frühere anschließenden Werke geschehen. Das gegenwärtige erste Bändchen verbreitet sich in 16 Conferenzen, nach welchen das Buch abgetheilt ist, über den Leseunterricht, den Religionsunterricht und den Sprachformenunterricht. Die übrigen Unterrichtsgegenstände soll ein zweytes Bändchen mustern. Rec., der nicht weifs, nach welchem Mafsstabe in der erwähnten frühern Schrift die verschiedenen Unterrichtsgegenstände gewürdigt und geordnet sind, ist vorläufig mit der hier gegebenen Reihenfolge nicht zufrieden. Die Sprache ist die Grundlage alles Unterrichts, und die Unterhaltungen über den Unterricht in derselben hätten also wohl das Ganze eröffnen, die aber über Religion, als den Mittelpunkt alles Unterrichts, den Beschluss machen sollen. Doch kommt es hier auf keine Rangordnung, sondern nur darauf an, wie jeder Gegenstand behandelt worden und in wie weit Belehrung darüber zu finden ist. — Ueber den Leseunterricht hat Rec. zwar nichts Neues, aber alles seit der Wiederbelebung der Lautier-Methode

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

vielfach Verhandelte auf eine falsche und belehrende Art zusammengestellt gefunden. Dafs die letztere, die Lautier-Methode, gegen die des Buchstabierens und Syllabierens in Schutz genommen wird, liefs sich von einem mit den Fortschritten des Unterrichtswesens so wohl bekannten Manne und insbesondere vom Vf. der sehr bekannt gewordenen Fibern erwarten. Erfreulich ist es aber, dafs er diefs auf eine gemässigte Art thut, sich nicht geberdend wie Manche, nach deren Geschrey man glauben sollte, das Wohl des gesammten Schulwesens, wenn nicht der ganzen Menschheit, hänge von einer Methode des Lesenlehrens ab. Rec., allen Künstleien feind, ist wenigstens der Meinung, dafs man das Kind, welches gewöhnt ist, jedes Ding zu benennen, auch zugleich mit dem Namen des Buchstaben bekannt mache und überhaupt, den Geist der Lautiermethode in die des Buchstabierens herübernehmend, beide auf eine zweckmässige Art verbinde. Dadurch werden am besten die auf jede einzeln fallenden Vorwürfe beseitigt. Erst also lehre man das Kind die Buchstaben nach ihrem Namen kennen, und dann erst bey der Zusammensetzung zu Sylben mache man es auch mit ihrem eigentlichen Laute bekannt. Das Kind hat sich diesen, ohne es selbst zu wissen, sonst nach und nach abstrahiert, was man auch gegen das Buchstabieren als blofses Gedächtniswerk schreyen möge. Man kann aber dem armen Kleinen zu Hülfe kommen, wenn man, mit den sehr hörbaren Mittellauten, als *f, e, anfangend*, auf einen Unterschied zwischen Laut und Namen aufmerksam macht. Ueberhaupt ist der Gegenstand so wichtig nicht, als man nach dem darüber erhobenen Lärm glauben sollte. Das Wesentliche der Lautier-Methode ist immer von jedem verständigen Lehrer angewendet worden. Und dann sollten wenigstens die Freunde dieser hochgepriesenen Methode die Namen der Buchstaben nicht verändern lassen, um sie den Lauten noch mehr, als ohnehin in den occidentalischen Sprachen zum Nachtheil der hauptsächlich dadurch in Vergessenheit gekommenen natürlichen Lautier-Methode der Fall ist, näher zu führen. Was schadet es denn, und was liegt grade den Lautierern daran, wenn das Kind das Lautzeichen *sch s. c. h.* nennt? Dadurch lernt es ja am sichersten den Namen vom Laute unterscheiden. Nicht einmal die eintönigen Benennungen *ä, ö, ü*, statt der herkömmlichen *ae u. i. s. w.*, in zwey Tönen, sollte man dulden. Wozu diese nur Verwir-

Zzz

wir-

wirungen und Verwechselungen erzeugende Verschmelzung des Namens in den Laut, wenn man doch durch zweckmäßig gebrauchtes Lautieren diesen von jenem unterscheiden lehren will? — Rec. kann übrigens diesen Abschnitt, von der ersten bis zur sechsten Conferenz durchgeführt, allen Lehrern mit Ueberzeugung empfehlen.

Auch über den Religionsunterricht wird viel Beherzigenswerthes mitgetheilt; nur hätte Rec. gewünscht, daß grade in diesem schwierigen Theile des Unterrichts eine etwas ausführlichere Anleitung gegeben und der Stufengang des ersten Unterrichts bis zur Benutzung der Bibel etwas bestimmter vorgezeichnet worden wäre. Auch würde Rec. das Kind nicht von der Außenwelt in sich selbst hineinleiten, sondern umgekehrt aus der innern Welt in die äußere überführen und so diese mit frommem Sinne betrachten lehren, was nie der Fall seyn wird, wenn der Verstand, die Grenzen seines Gebiets überschreitend, nicht nur der Reihenfolge, sondern auch der Wichtigkeit nach in der Religion den Primat behauptet. Ueber den Gebrauch der Bibel und über Gedächtnisübungen im Religionsunterrichte (letzteres mit einer für das übrige Deutschland zu genauer Berücksichtigung des württembergischen Spruchbuchs) sind gute Anweisungen gegeben.

Ueber den Sprachformenunterricht wird von der elften Conferenz an auf eine Weise gehandelt, die den Vf. als einen sehr belesenen, gewandten Sprachkenner darstellt. Kein Lehrer wird diesen Abschnitt, ohne die mannichfaltigste Belehrung und ohne sich zu vielfältiger Anwendung in seinem Unterrichte aufzufordern zu fühlen, durchlesen. — Von S. 113 an folgen Beylagen: 1) „Kann man nicht das Wesen der Lautiermethode auch in die Buchstabier- und Syllabiermethode einführen?“ Bey den gethanen Vorschlägen, die Buchstaben nach der Ungleichartigkeit ihrer Namen in gewisse Klassen zu scheiden und die Schüler stufenweise mit einer Klasse nach der andern bekannt zu machen, oder bey Anwendung der sogenannten Buchstabiermethode das Buchstabieren und Syllabieren so von einander zu trennen, daß man bey ganzen Sylbenklassen zuerst das Syllabieren übe und dann erst das Buchstabieren folgen lasse, weist Rec. auf seine oben geäußerte Meinung hin. In der 2ten Beylage: „Ausführliche Beurtheilung der bisher gewöhnlichen und einer neu vorgeschlagenen Sylbenabtheilung“, zieht der Vf., auf seine Sprachgelehrsamkeit beukundende, aber den Lehrern in niedern Schulen wohl wenig erspriessliche Art, gegen verkünstelte Neuerungen zu Felde. Die 3te: „Zur Anordnung des Bibellesens und der religiösen Gedächtnisaufgaben“, giebt für Beides nützliche Rathschläge. — Möge der würdige Vf. uns recht bald mit dem zweyten Bändchen beschenken!

1) ALTONA, b. Hammerich: *Ueber Anwendung d wechselseitigen Schuleinrichtung in Volksschulen unserer (der dänischen) Herzogthümer, nachdem in der Normalschule zu Eckernförde gegebenen Vorbilde*, von J. C. Möller, D. M. (w heißt das? Dr. Medicinae? oder Dr. u. Mag.) Katecheten an der Altonaer Waisen- und Freischule. 1826. XVI u. 71 S. 8. (8 gGr.)

2) *Ebendas.: Briefe, darstellend die wechselseitige Schuleinrichtung nach ihrem Bestehen in d Normalschule zu Eckernförde, nach ihrem Wesen und Werthe und nach ihrer Gestaltung für unsere Volksschulen den Umständen gemäß*. Von H. Dieckmann, Schullehrer und Dannebrogsmann zu Brunsbüttler Hafen. 1826. II u. 172 S. 8. (14 gGr.)

Um sich von der Beschaffenheit der Normalschule in der Elementarklasse der Schule des Christians-Pflegehauses zu Eckernförde, wie solche von der königl. Commission zur Vervollkommnung und Verbreitung der wechselseitigen Schuleinrichtung in der dänischen Herzogthümern angeordnet und zustande gebracht worden, die nöthige Kenntniß und eine richtige Vorstellung zu verschaffen: dazu leisten beide vorliegende Schriften, vorzugsweise Nr. 1, gute Dienste. Mehrere Ursachen machen eine solche Darstellung wünschenswerth. Es hatte sich, wie das bey allem Neuen nicht anders zu gehen pflegt, vielerley, mitunter ganz einseitige und unrichtige Ansichten und Meinungen von der neuen Einrichtung verbreitet; über die Art der Anwendung derselben in den deutsch-dänischen Volksschulen war man zweifelhaft; und sowohl die Seminaristen, als die jüngern und ältern Schullehrer, welche sich die einzuführende Lehrmethode u. s. w. aneignen sollten oder wollten, bedurften einer Anleitung, damit sie sich im Voraus wenigstens einen einigermaßen richtigen Begriff von der Sache zu machen vermöchten.

Kurz, bündig, sich fest an seinen Gegenstand haltend und zur Erreichung des Hauptzwecks genügend, findet Rec. die Schrift des Hn. Möller in die Mechanik der Bell-Lancasterschen oder wechselseitigen Unterrichtsmethode und das Tactmäßige in den Geschäften der Monitoren, Klassenmonitoren und Obermonitoren, so wie auf den daraus entspringenden Nachtheil für die Entwicklung und Bildung der Geisteskräfte der Jugend, welche, nebst der Erziehung zum Guten, in jeder Schule Hauptsache seyn und daher Anführung zu bloßen Fertigkeiten und mechanischen Uebungen vorangehen und dieselbe stets begleiten soll, macht der Vf. schon in dem Vorworte S. XI aufmerksam; er verkennt oder läugnet dabey aber nicht, daß diese Unterrichtsweise auch ihre gute Seite habe, „wohin besonders Beförderung und Erhaltung einer allgemeinen Thätigkeit“ (unstreitig der wesentlichste Vorzug des durch Schüler zu bewirkenden Wechselunterrichts, besonders in mit Schülern überladenen Schulen), „wie auch

*ch strenge Ordnung bey Allem, was hier ge-
 bieht*“ (dieser letzte Zweck kann sehr wohl auch
 urch andere Mittel als durch Anstellung von Mo-
 toren, Klassenmonitoren u. s. w. erreicht werden)
 gehört.“ Wie es nun gelungen sey, in der aller-
 ichtst angeordneten Normalschule zu Eckernförde
 hier sogenannte *wechselseitige Schuleinrichtung*
 t der in den deutsch-dänischen Volksschulen
 her Statt gefundenen geistbildenden Unterrichts-
 thode, aufs zweckmälsigste zu verbinden (sie ihr
 schädlich zu machen), und dabey über die An-
 endung jener Einrichtung in den herzoglichen
 olksschulen nach dem Vorbilde der Normalschule
 ine Ansichten öffentlich darzulegen: das ist der
 weck dieser Schrift. Passend schickt der Vf. die
 eiden *Grundgesetze* voraus, wonach die königl.
 ommission bey der ersten Einführung jener neuen
 inrichtung verfuhr. Das erste dieser Gesetze hat
 icht eben etwas Ausgezeichnetes; es betrifft so-
 ohl die Abtheilung der Schüler nach ihren ver-
 hiedenen Fähigkeiten, Vorübungen, Vorkennt-
 issen u. s. w., wie solche in neuern Zeiten in allen
 ten Schulen, auch ohne Rücksicht auf *Bell* und
Lancaster, Statt findet, als die Wahl und Verthei-
 ung der Gehülphen und Untergehülphen (sonst un-
 oblicklich *Monitoren* genannt), welche aus den
 chülern ernannt werden, um zu der Zeit, wo der
 Lehrer die eine oder die andere Abtheilung der
 chüler unterrichtet, die Kinder der übrigen Abthei-
 ungen zu einer ihren Fähigkeiten und Kenntnissen
 möglichst angemessenen Selbstbeschäftigung behülf-
 ch zu seyn. Wichtiger ist das zweyte der Grund-
 esetze; es lautet: „Der Lehrer soll immer und in
 dem Unterrichtszweige *Lehrer* seyn und bleiben;
 soll das Fortschreiten der Schüler von einer Stufe
 ur andern in jedem Unterrichtszweige *selbst* leiten;
 ie wechselseitige Schuleinrichtung der Schüler un-
 er sich soll also nicht sowohl *Unterricht*, als viel-
 ehr nur „*Wiederholung* und weitere *Einübung* des
 ereits *Erlernen* seyn.“ Sehr weise und ein Haupt-
 nd wesentlicher Unterschied von dem eigentlichen
bell-Lancasterianismus, wie er, so viel Rec. weiß,
 och immer zu Kopenhagen u. a. a. Orten getrieben
 ird, und wodurch sich diese Lehrart so manchen
 egründeten Widerspruch zugezogen hat. Der Schü-
 er, selbst von höherer Abtheilung oder Klasse,
 ann und soll ja nicht Lehrer seyn: sonst tritt er
 us dem Schulkreise heraus, so gut er sich auch,
 ach bewandten Umständen, dazu schicken mag,
 um nachstehenden Mitschülern zum Wiederholen,
 inprägen, bessern Verstehenlernen und Behalten
 essen, was diese vom Lehrer bereits gelernt hatten,
 ine gute Hülfe zu leisten. Wie viel treffender ist
 iber die Benennung *Gehülfe*, statt *Monitor*! Und
 it wie vielem Grunde verwarf man eben um des-
 illen den Ausdruck *wechselseitiger Unterricht*—
 enn es gleich nicht zu läugnen ist, dafs sich auch
 igen die dafür angenommene Bezeichnung *wechs-
 elseitige Schuleinrichtung* Manches sagen läfst!
 ine wirkliche Wechselseitigkeit findet ja auch

nach dieser Einrichtung nicht Platz; denn sonst
 möchte z. B. der untere Schüler, dem der obere das
 Wiederholen erleichterte, diesem zu seinen Wie-
 derholungen u. s. w. denselben Dienst leisten: wel-
 ches doch nicht angeht. Gliche der Ausdruck:
Lehranstalt unter Benutzung der Schülerhülfe, nicht
 eher einer Beschreibung, als einer Benennung; so
 würde Rec. ihn in Vorschlag bringen. Der Vf. geht
 nun S. 6 f. zur Beschreibung des Einzelnen in der
 Eckernförder Schuleinrichtung über und handelt
 sowohl von den *Sprechübungen*, deren Zweck ist:
 die Kinder nicht nur zum Denken zu veranlassen,
 sondern auch zum Lesenlernen vorzubereiten, als
 von dem *Schreibendlesenlehren*, oder dem Ueber-
 gange zum Lesen durchs Schreiben, und zuletzt
 vom *Rechnen*, wozu in der Normalschule, wie zum
 Lesenlernen, durch blofse Sprechübungen vorberei-
 tet wird, so dafs, wie die Leseschüler anfänglich
 keine Zeichen für die Buchstabenlaute erhalten, so
 auch den angehenden Rechnenschülern keine Zahl-
 zeichen gegeben werden, ehe sie selbstthätig und
 mittelst katechetischer Unterredungen mit dem Leh-
 rer, gebildete Zählbegriffe haben. S. 27 ff. zeigt nun
 der Vf., nach des Rec. Bedünken, äußerst verständ-
 lich und befriedigend, wie die sogenannte wechse-
 lseitige Einrichtung der Normalschule zu Eckern-
 förde in den Elementarklassen der dänisch-deut-
 schen Volksschulen am besten angewendet werden,
 kann und höhern Befehlen gemäfs angewendet wer-
 den soll. Wir können uns hier nicht auf das Ein-
 zelnne, welches sich auf die besondere Beschaffenheit
 der Schulen in den dänischen Herzogthümern grün-
 det, ohne zu ausführlich zu werden, einlassen, und
 schränken uns auf die Bemerkung ein: Mit siegen-
 den Gründen vertheidigt Hr. M. S. 35 f. die *Lautier-
 methode* gegen die *Buchstabiermethode*, welche er-
 stere, wenn anders, wie in der Normalschule,
 Sprechübungen als Vorbereitungsmittel zum Lesen-
 lernen dienen sollen, ganz unentbehrlich ist. Er
 macht auf den vielfachen Nutzen und die überwie-
 genden Vorzüge der Lautmethode (nicht zu ver-
 wechseln mit der Lautiermethode) vor der geist-
 tödtenden Buchstabiermethode aufmerksam, wenn
 sie nach *Olivier's*, besonders aber nach *Stephani's*,
 Anweisung befolgt wird, und beantwortet zuletzt
 die Frage: warum es doch so schwer halte, sie all-
 gemein in Anwendung gebracht zu sehen? Unter
 den mehreren Ursachen, die hier im Wege stehen
 und auf blindem Vorurtheile beruhen, scheint dem
 Rec. die S. 58 f. berührte die gewöhnlichste und die
 wirksamste zu seyn: „man ist noch zu *allgemein*
der Meinung, dafs jeder, der nur selber lesen kann,
auch Leselehrer seyn kann“ (eben als ob jeder Bauer,
 der reiten kann, auch Reitunterricht ertheilen
 könnte!). Unsere Seminarien entlassen die Semi-
 naristen selten so, wie sie zum Heile der Volks-
 jugend zu wünschen wären. Mit einer verbesserten
 Leselehrmethode, auf welcher so unaussprechlich
 Vieles beruhet, geben sie sich wenig ab. Dafs es
 eine *Olivier'sche*, *Stephani'sche*, *Zeijse'sche*, *Pesta-
 lozzi-*

lozzi'sche Methode gebe, erfahren die Seminaristen gewöhnlich; sie können darüber plandern und thun sich vieles darauf zu gut. Geht man aber mit ihnen in die Sache ein; fragt man nach ihrer Geschicklichkeit in der Anwendung der einen oder der andern jener Methoden; wünscht man, bittet man sie, Gebrauch davon zu machen in der neu ihnen anvertrauten Schule: so stehen sie da und bekennen ihr Unvermögen. Selbst von Kindheit an an den Mechanismus des elenden Buchstabierens gewöhnt — scheuen sie oft jede Anstrengung und Mühe, die mit der Einübung jeder andern Methode verbunden seyn könnte. Man weiß sogar, dafs in Schulen, deren frühere Lehrer die *Stephani'sche Methode* mit bestem Erfolge eingeführt hatten, diese wieder verdrängt wurde, weil es den Hnn. Seminaristen zu beschwerlich war; sie sich anzueignen. — Unter den S. 30 angeführten Schriften, welche zu unmittelbaren Denkkübungen Anleitung und Stoff geben, verdiente einen ehrenwerthen Platz des zu frühe verewigten *Matth. Schwarz* Preisschrift: *Was kann ein Schullehrer zur religiösen Bildung seiner Schulkinder beytragen?* Ulm, 1824.

Kürzer, als bey Nr. 1., kann und muß Rec. bey Nr. 2. verweilen. Hr. D. zeigt eben so, wie Hr. M., den besten Willen, der wechselseitigen Schuleinrichtung in den Volksschulen der dänischen Herzogthümer eine günstige Aufnahme und die weiteste Verbreitung zu verschaffen. Aber die übel gewählte Briefform, die er seiner Schrift gegeben; die daraus entspringende Nothwendigkeit, fast in jedem seiner 22 Briefe, um Wiederholungen zu vermeiden (die dennoch nicht ganz vermieden worden), auf einen folgenden oder vorhergegangenen Brief sich zu berufen; das ängstliche Bestreben, bey jeder Einzelheit, oft bey den geringsten Kleinigkeiten, stehen zu bleiben, um dem Leser Alles so begreiflich, wie möglich, zu machen: dießes alles hat den Vf. zu einer Weite und Breite des Vortrags geführt, die ermüdend ist und selbst dem ersten Anfänger im Schulfache, wenn er nicht allzu beschränkt und im Lesen belehrender Schriften ungeübt ist, lästig fallen muß. S. 48 bittet Hr. D. den Freund, an den er (in der Idee wenigstens) seine Briefe schrieb, selbst um Verzeihung dafür, „dafs es mir hier oft bequemer scheint, in dem Tone des Lehrers zum Schüler, als in dem der Freundschaft mich auszudrücken.“ Aber warum denn nicht lieber der ganzen Druckschrift die so viel bequemere aphoristische Form gegeben? S. 40 heift es: „Was das Außere des Tagebuchs betrifft, so ist eine Verschiedenheit darin nicht allein sehr wohl denkbar“ u. s. w. Wer mag dieses je bezweifelt haben? Aehnliche Bemerkungen ließen sich in Menge machen. Gleichwohl ist auch diese Schrift nicht ohne Werth. Sie giebt S. 79 f. von dem Wesen der *wechselseitigen Schuleinrichtung* eine sehr

deutliche Beschreibung. Sie enthält S. 131 über Wahl der Gehülfen, Untergehülfen, Ergänzung gehülfen, ihre Beschäftigungen und Pflichten schätzbare Bemerkungen und Vorschläge. Sie war nicht nur auf das Sittenverderbliche in dem Monitorwesen, wenn z. B. dem Monitor die Befugniß seine Mitschüler öffentlich zu loben und zu tadeln sogar zu belohnen und zu bestrafen eingeräumt auf den daraus entspringenden Neid, Haß, Zwist u. s. w. aufmerksam; sondern — und das ist dem Vf. eigen — er zeigt auch S. 102 den moralischen Gewinn, den ein zweckmäßiges Schülergehülfswesen, wie es in der Normalschule zu bestehen, gewährt, und sagt unter anderm: „Schon frühe empfängt der Schüler Hülfe von seines Gleichem, und bald findet er Gelegenheit, (andere) wieder Hülfe zu leisten. Das erregt Liebe zu andern und erzeugt das Gefühl, dafs Einer des andern bedürfe in dieser Welt; eben so aber die Ueberzeugung des eigenen Werthes (dieses Schullehrer geist gegen jede entehrende That), die etwa in dem Gedanken sich ihm aufdrängt: ich bin nicht nütze in der Welt, so wie keiner es ist, dafs ich keinen will mit der Gabe, die er empfangen hat“ u. s. w. Gewifs hat, von dieser Seite betrachtet eine Lehranstalt unter Benutzung der Schülerhülfe einen wesentlichen Vorzug vor jeder andern Schule, die diese Hülfe verschmähet. Nur neu ist dieses Erleichterungsmittel für jüngere Schüler nicht; Rec. könnte ein Beyspiel davon anführen, dafs schon in einer fast 200 Jahre alten Schulordnung die Benutzung eben desselben Mittels anbefohlen wurde. — Bey dem sonst richtigen deutschen Ausdrucke des Vfs. fällt das S. 104 gebrauchte neu-, aber schlechtgebildete Wort: *entlohnigt*“ (statt: überhoben, entübrigt) auf: „dessen wir gern entlohnigt wären.“ *Baggesen* braucht wohl „*entämlet*“; das geht aber noch eher an, als *entlohnigt*, nach welchem man auch *entmitigt*, *entloftigt* sagen könnte. Welcher Deutsch!!

JUGENDSCHRIFTEN.

ZERNST, in Comm. b. Kummer: *Erzählungen nach Aulus Gellius*. Wißbegierigen Kindern für die langen Winterabende gewidmet von Dr. W. Ludw. Steinbrenner, Pred. zu Großbodungen u. Superint. 1829. 185 S. 8. (21 Gr.)

Eine recht zweckmäßige Sammlung von Erzählungen aus der alten Geschichte, in Campe'scher Manier mit Gesprächen zwischen Vater und Kindern durchwebt. Zuweilen wird der Vater in moralischen Betrachtungen etwas breit, verliert sich aber auch in das Politische. So könnten die Expectationen über die Entnationalisirung des deutschen Volks S. 143, die noch dazu sich nur auf halbe Wahrheit oder Mißverständnisse gründen, ganz wegfallen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1830.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Teubner: *C. Cornelii Taciti Annales*. Recognovit, annotationem criticam adiecit Theophilus Kiefslingius. 1829. X u. 452 S. 8. (21 gr.)

Der Text in dieser neuen Ausgabe der Annalen des Tacitus ist größtentheils nach der Bekker'schen Ausgabe von 1825 abgedruckt, jedoch sind nicht selten von derselben abweichende Lesarten aufgenommen, wenn überwiegende Gründe dafür zu sprechen schienen. Die Bekker'sche Orthographie, welche bey den mit Präpositionen zusammengesetzten Wörtern die Allitteration vermeidet, hat Hr. K. mit der neuerlich schon von Lünemann in der Ausgabe des Tacitus gebrauchten weichern Schreibart vertauscht, welche die Allitteration so viel als möglich sucht. Rec. ist der Meinung, daß die Herausgeber auf beiden Seiten zu weit gegangen sind. Die Schreibart des Hn. K. hat für sich die jüngern codd. Mss., welche von den Werken des Tacitus vorhanden sind, und die edd. Put. und andere alte, welche dem Puteolan gefolgt sind. Die Bekker'sche Schreibart gründet hingegen sich auf die ältesten codd. Mss., die Florentinischen, eine bey weitem göltigere Auctorität. Und in der That hat diese Schreibart etwas Ernstes und Feyerliches, welches dem Charakter des Tacitus ungemein zusagt. Aber man geht zu weit, indem man Jegliches auf seine etymologische Form zurückführt und Härten zuläßt, welche durch keine göltige Auctorität gerechtfertigt werden können. Insbesondere darf wohl in dieser Hinsicht nicht Alles über einen Kamm geschoren werden, sondern man hat darauf zu achten, ob nicht manche Formen der alten Schrift gänzlich fremd, und folglich zu vermeiden sind. Denn es läßt sich wohl denken, daß in manchen Wörtern die weichere Form auch bey der alten allein gäng und gäbe wurde, während in andern die etymologische, wo sie bedeutsam war, für den höhern Stil im Gebrauche blieb. So hat Rec. bis jetzt in alten Schriften und Denkmälern immer nur *appellare*, *aspernari*, *aspectare*, *aspicere* gefunden, und nicht *adpellare*, *adspernari*, *adspicere*, *adpicere*, wohl aber *adpellere*, *adscire*, *adnotare*, *adponere* u. dgl. Es muß also wohl eine Mittelstraße geben, welche in der That von den Florentinischen Handschriften des Tacitus im Allgemeinen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

gehalten wird. — Den Accusativ plur. der dritten Declination auf *is* hat Hr. K. ebenfalls mit Lünemann gänzlich beseitigt und in *es* verwandelt. Unsers Bedünkens sollte man vielmehr darauf ausgehen, jene Form aus den besten Handschriften so viel als möglich wieder herzustellen. Denn es giebt nicht wenige Stellen, von denen sie schon durch die frühesten Herausgg. *invitis Mstis* ist verdrängt worden. Freylich ist schwer zu bestimmen, in welchen Fällen die Alten eine Form der andern mögen vorgezogen haben. Aber gänzlich streichen läßt sich die Form *is* nicht. Wir wenden uns jetzt zunächst zu Stellen, wo Hr. K. von dem Bekker'schen Texte abgewichen ist.

I, 6 wird *adulatione*, wofür B. nach Lipsius *adulationes* liest, wieder hergestellt und mit Pichena erklärt, *senatores omnia adulatione miscuisse*. Könnte diese Erklärung alle Schwierigkeit heben, so würde über die Stelle gar kein Streit erhoben worden seyn. Cap. 10 ist *fecere* für die von den neuern Editoren aufgenommene Conjectur des Muretus *cepere* nach Walther's Vorschlage wiederhergestellt. Cap. 31 ist *tracturus* für *tracturis* wohl zu voreilig nach Steuber's Wunsche zurückgerufen. Cap. 64 liest Hr. K. richtig *inclinantes tum* nach dem cod. Ms. und alten Editionen statt des von Wolf aufgenommenen *inclinantes jam*. Cap. 65 *en Varus, en, eodemque etc.* nach Pichena's Vorschlage. Cap. 66 ist vor *docuerunt* aus dem cod. Ms. und ed. Beza *esse* wiederhergestellt. Cap. 70 steht wieder *sapiens ab imprudenti*, wofür Bekker wohl richtiger *ab rudi* gewählt hatte. II, 2 *ipsorum majoribus* ist mit Recht zurückgerufen. Murel's Verbesserung *ipsorum moribus* war wenigstens nicht nöthig. Cap. 22 *conscientiam factis satis esse* aus dem cod. Ms. und alten Editionen für das von Aldus gesetzte und von den folgenden Editoren beybehaltene *facti*. Cap. 26 ist *consultum est*, wie Walther empfohlen hatte, statt des von Pichena, Ernesti und folgenden nach Murel's Meinung aufgenommenen *consultum esset* richtig hergestellt; ebend. *nullo tum* für das von Oberlin gesetzte fehlerhafte *nullo dum*. Cap. 33 giebt Hr. K. *antistent, ita et aliis quae ad etc.*, weil Lipsius gewollt *ita aliis quae etc.*: gewiß besser, als die wunderlichen Vorschläge, welche manche Andere zur Verbesserung dieser Stelle gethan haben; aber Rec. ist der Meinung, daß

Δ (4)

dafs sich die ursprüngliche und wahre Gestalt derselben aus der Lesart des cod. Ms. *antistent talisque ad reg. etc.* leicht noch auf andere Weise erkennen lasse. Cap. 69 hat Günther im *Athenaeum* 1817. Tom. II. fasc. II. p. 277. Hn. K. überredet, zu schreiben *cognoscendae antiquitati* für *antiquitatis*. Schwerlich wird sich aber diese Uebersetzung bey Kennern des Tacitus weiter fortpflanzen: denn jener Gebrauch des Genitivs kehrt ja unzählige Mal in derselben Weise wieder. Cap. 66 steht *Bastarnas* statt des bisherigen *Bastarnaz*. Diefs hat Beroaldus, Bernegger und die folgenden, jenes *Rhenanus, Ald., Lips., Pich. und Grut.*, also nicht erst *Lipsius und Pichena*, wie Hr. K. angiebt. Auch Rec. zieht *Bastarnas* vor wegen der Inschriften. Vgl. *Piranesi Ant. Rom.* tab. XI. Cap. 73. liest Hr. K. aus dem cod. Ms. *interpretantur* für das von Beroald eingeführte *interpretabantur*. Cap. 77 giebt Hr. K. *quem justius arma oppositum, quam qui l.* statt der von *Pichena* eingeführten Lesart: *quam justius arma oppositum, qui leg. etc.*, billigt jedoch auch die von *Walther* vertheidigte Lesart des cod. Ms. *quem justius arma oppositum, qui leg. etc.*, welche sich auch bey Beroald, Rhenan, Aldus, Lipsius und Gruterus findet und unstreitig mehr für sich hat als die von Hn. K. gewählte. III, 7 ist richtig die ursprüngliche Lesart: *erectis omnium animis petendae e Pisone ultionis* mit Verwerfung von *Freinsheim's* Conjectur *spe petendae* wiederhergestellt. So auch Cap. 15 *divellebant* für das *Ernesti'sche devellebant*, und Cap. 17 *relegatur* für *relegaretur*. Ob Cap. 19 *audire* mit Recht für *audita* zurückgerufen sey, möchten wir nicht bejahen, noch auch ob Cap. 24 *quae intendi* für *in quae tetendi*, was *Ernesti* gab, den Vorzug habe. Desto unbwirklicher ist Cap. 58 das nach *Walther's* Bemerkung zu dieser Stelle erneuerte *aemulatione* für *aemulationi*. IV, 13 ist die alte Lesart: *ob atrocitatem temporum* zurückgerufen, für welche die Neuern geben: *ob atrocitatem morum*. Hr. K. meint: „Cum par esset, ut aqua et igni Sereno interdiceretur, Tiberius indulgens inclementiae cum in insulam deportavit; quod utique gravius erat interdictione.“ Dem Rec. scheint diess noch nicht aufser Zweifel zu seyn. Cap. 33 ist mit Recht *infamias* aus dem cod. Ms. und den alten Editionen statt des seit *Lipsius* gewöhnlichen *infamiam*, und eben so billig Cap. 47 *Jac. Gronov's* Verbesserung *postquam... venera* statt des unstatthaften Beroaldinischen *dum... veniret* aufgenommen. Im cod. Ms. steht *quam... venire*. Cap. 70 setzte Hr. K. wieder die alte Lesart: *non prudentem*, mit der Bemerkung: „ut haec sint verba vulgi culpam a Tiberio Sejani artibus decepto in hunc quamvis simulate reijcientis.“ Rec. findet hier vielmehr eine ironische Frage: *Ohne Bedacht habe Tiber einem so grossen Hasse sich unterzogen? Nein, Absicht und Plan sey es u. s. w.*

Die Aenderung *non imprudentem* kommt nicht von *Lipsius* her, sondern von *Rhe* VI, 19 ist *aurariasque* wiederhergestellt; *que* erklärt durch: *und zwar*. Cap. 33 *accipere Sarmatas* richtig statt der unnöthigen Verkung *accipere* S. XI, 1 hat Hr. K. mit *Lünig* wieder *in concione*; die Lesart des *Pute* *Concionem*, was *Oberlin* mit den *Zweybrü* aufnahm, hat wichtigere Auctoritäten für sich steht sicher, wenn nur die hier von *Tacitus* brauchte Redeweise richtig gefasst wird. Cap. Ende ist *novissime* für *novissimae* und Cap. nach *necis* der Zusatz *ex eo*, welchen *Ernesti* tilgt hatte, wiederhergestellt. So auch Cap. 7 richtig *providere* statt *praevide*, und eben das. *qui et a re publica — peterent*, wofür *Pichena* gegeben hatte: *quieta re publica... peterent*. Cap. 9 ist aus den Handschriften und ab Ausgaben *patefecit* für *patefecerat* zurückgekehrt; Cap. 10 *recipere* — *parabat* für *recipere* — *avebat*. Aus welchem Grunde *avebat* matt genannt werden könnte, sehen wir nicht ein. Cap. 11 ist *ejus* nach *infantia* wiederhergestellt; Cap. 15 das *ab* vor *imbribus* weggeworfen. Cap. 14 ist vor *antiquissima* die alte *et* statt *ea* zurückgeführt und der Satz: *et antiquissima... cernuntur* in Parenthese gesetzt, eine Einrichtung, welche nicht leicht Beyfall finden möchte. Dieser Stelle konnte auf andere Weise besser geholfen werden. Cap. 22 wird gelesen *adipiscuntur* für *adipiscerentur*, mit der Bemerkung: „Revocavi hanc lectionem, quam primus Rhenanus auctoritate cod. Bud. commendavit cum adipiscerentur.“ Aber die Wahrheit ist, dafs *adipiscuntur*, ein Druckfehler, wie es scheint, bey *Alciatus*, von keiner ältern Edition oder einer Handschrift, so viel Rec. weiß, anerkannt wird. Mit Recht aber ist ebendasselbe *et dictaturas* hergestellt, nachdem *Oberlin* aus dem cod. Bud. *dictaturam* geändert hatte. Dem gerade das, was *Oberlin* zur Empfehlung dieser Aenderung sagt, widerräth dieselbe. Cap. 23 liest Hr. K. wieder *senator foret*, wofür *Oberlin* des *Antiquarius* Conjectur *fore* aufgenommen hatte. XII, 13 steht wieder *saxis praestruit* für *saxa p.*; cap. 36 *intendebant* für *incendebant*; cap. 40 wieder sehr richtig *compositi* für *compositis*. XIII, 1 wieder *paratur* für *patratur*. Cap. 5 hat Hr. K. *ne designatis quidem* zurückgerufen, nachdem die neuern Herausgg. *quidem* getilgt hatten; auch *aditis* wieder gegen das völlig unstatthafte *obditis* eingetauscht. Für *auditum*, womit die Neuern das ursprüngliche *aditus* verbesserten, steht nach *Lipsius* Vorschlag *auditus*. Cap. 12 finden sich statt *irreperant* und *severioribus* die alten und ächten Lesarten *irreperat* und *senioribus*, die *Walther* in den *Observ. spec.* I. p. 16 vertheidigt hat, und der Punkt ist richtig nach *genitus* gezogen; XIV, 5 ist *jussum* dem *visum* vorgezogen; cap. 6 *misitque* hergestellt und richtig be-

erkt, daß *putavit* oder Aehnliches zu suppliren
 Y. Cap. 20 liest Hr. K. wieder: *si consideret,*
beatro dies totis ignavia continuaret
et spectaculorum etc. und cap. 32 *in furora*
et datae. XV, 43. *ceterum urbis quae do-*
mus — erectae, mit der Erklärung: „*ceterum*
urbis domus super Neronis domum erigebantur,
et sunt erectae etc.“ Cap. 44. *petita a diis* (a
is i. e. a libris sibyllinis); XVI, 1. *demonstrat,*
p. 2. adveherent. — Doch diese Beyspiele,
 welche noch vermehrt werden könnten, werden
 unzureichend, um zu zeigen, wie sorgfältig Hr. K.
 sich bemühet hat den Text zu berichtigen, und wie
 am dieses zum größten Theile gelungen ist.

Außerdem werden in den Noten auch hin und
 wieder Vorschläge und Verbesserungen gemacht,
 unter denen wir folgende zur Probe ausziehen. I, 6.
et apudque eos will Hr. K. *apudque coss.*
 Was wird damit gewonnen? Cap. 8. *ex quibus*
ui für *ex quis*. Hier ist jede Aenderung unnö-
 thig, wenn nur *visi* richtig verstanden und die
 Stelle besser interpungirt wird. Cap. 15 sollt er
 vor, für *annua ad pr.* zu lesen *annua eum ad*
pr., um so dem cod. Ms. näher zu kommen, wel-
 cher *annum* hat. Aber dieses *annum* ist gewiß
 nichts anders als *annuum*, wie Aldus nach Rhe-
 nanus Vorschläge richtig gesetzt hatte, und hier
 eine von den unzähligen Stellen, wo in den alten
 Handschriften die zwey Vocale durch ein Zeichen
 vertreten werden. Der *annuus praetor* ist der
 jedesmalige Prätor. Dafs die *celebratio* eine
 jährliche war, versteht sich von selbst aus den vor-
 hergehenden Worten *fastis additi*. Cap. 59
 schlägt Hr. K. vor, statt *hominem Germanos* zu
 lesen *hominibus Germanos*. Rec. fragt: zu
 welchem Zwecke hätte Tacitus dieses *hominibus*
 mit solchem Nachdrucke in dem Satze voranstellen
 sollen? und schweigt von der Mattigkeit des Aus-
 drucks, welche überhaupt die mit der Mehrzahl
 dieses Wortes zu dieser Stelle gemachten Verbes-
 serungsversuche begleitet. II, 54 sucht Hr. K. die
 vortreffliche Verbesserung von Vater: *Igitur*
adito Illo quaeque ibi var. etc., noch dadurch
 zu verbessern, dafs er vorschlägt: *Igitur adito*
Illo quaeque alia ibi etc. Wir fragen: wozu
 noch das *alia*? VI, 10 für *qua occupandae*
 soll *quando occupandae* zu lesen seyn. Al-
 lein Heinss scheint das *qua* richtig erklärt zu ha-
 ben. Cap. 12 will Hr. K. *quindecimvirum* statt
quindecimvirum. Aber der *Genitivus partitivus*
 hat gar nichts wider sich und kommt häufig auf ähn-
 liche Weise vor. XI, 3 schlägt derselbe vor, statt
sed consultante, wie jetzt gewöhnlich gelesen
 wird, oder *sed consultanti*, wie die Hand-
 schriften und alten Ausgaben haben, zu setzen: *sed*
consultantibus, und meint, die Sylbe *bus*
 könne von dem folgenden *super* verschluckt seyn.
 Rec. findet gar keinen Grund von der ursprüngli-
 chen Lesart abzuweichen. Die hier vorkommende

Construction des Dativs (*consultanti*) steht bey Ta-
 citus sehr häufig unangefochten und hat sonderbarer
 Weise nur an dieser Stelle den Interpreten bedenk-
 lich geschienen. Cap. 6 wird *tractentur* für
tueantur empfohlen. XII, 26 wird vermuthet,
 dafs Tacitus *perintempestiva* in einem Worte
 geschrieben habe. Hingegen meint Hr. K., dafs XIII,
 48 statt *suburbana* (wofür Ernesti *urbana* gab)
 in zwey Worten *sub urbana* zu lesen sey. XIV,
 20 für *an justitiam augurii* wird vorgeschla-
 gen *an jus etiam augurii*. Cap. 14 wird ver-
 muthet; dafs die Stelle: *quod regibus etc.*, zu le-
 sen sey: *quod is regium etc.*, eine Vermuthung,
 in welche Rec. völlig einstimmt; denn im cod. Flor.
 steht *qs regium*.

An andern Stellen hat Hr. K. durch eine rich-
 tigere Erklärung die überlieferten Lesarten zu sichern
 und ihren Sinn aufzuhellen gesucht. Freylich ist
 auch dieses Bestreben nicht überall gelungen. Wir
 wollen nur auf Einiges aufmerksam machen.

I, 3. *omnesque per exercitus ostentatur*.
 Hr. K. billigt Hauff's Auslegung: *er wird allen*
Armeen vorgestellt. Der hier gültige Begriff des
 Wortes *ostentatur* ergiebt sich wohl aus der
 Stelle III, 9: *ut ... se militibus ostentavis-*
set. Es bezeichnet ein zudringliches Zur-Schaue-
 geben, um Gunst und Ansehn zu gewinnen. Cap. 8
remisit soll heißen: *Er überliefs es ihnen selbst,*
stellte es ihnen anheim. Dies möchte schwerlich
 den Sinn der Stelle seyn. Tacitus will hier sicher
 nichts Anderes sagen, als was Sueton Oct. c. 100.
 ausdrückt mit den Worten: *Verum adhibito*
honoribus modo, und *remittere* bedeutet wie
 oft *imminuere*. Mit stolzer Mäfsigung schränkte
 Tiberius die grossen Anerbietungen und Vorschläge,
 welche zur Ehre des Verstorbenen im Senat gethan
 wurden, ein, und gestattete nicht alles, was gebo-
 ten wurde, d. i. *remisit adroganti moderatione*.
 Damit stimmt ganz überein, was Dio 56, 47 berichtet.
 Cap. 35 finden wir zu den Worten: *neu mortem*,
 die Bemerkung: „*Intellige daret*. *Oratio com-*
motior non se sinit arte adstringi ad leges gram-
maticas, multaue jubet suppleri, quae qui homi-
nes commotiori animo loquentes audit, eorumque
gestus videt, facile suppleat.“ Diese Erklärung
 wird kaum Jemand mehr als alle zur Aenderung
 des Textes von Andern gemachte Vorschläge genö-
 gen. *Orare* setzt Tacitus mit dem Infinitiv, cf.
 VI, 2 *principem orabat deligere senatores*
etc.; XIII, 13 *orabantque cavere insidias etc.*
 Hier nun hätte er vollständig schreiben sollen: *neu*
mortem ... neque inopem requiem esse ora-
bant. Dieses *esse* läfst er nach seiner Gewohn-
 heit weg, wie XIII, 13: *sed Agrippina liber-*
tum aemulam nurum ancillam fremere.
 Die Construction ist griechisch. Cap. 68 in der
 Stelle *proruunt fossas* soll *fossa* seyn *terra*
effossa, so wie c. 65 *agger terra ad aggerem*
 stru-

strengam, necessaria. Aber, mit dem *aggr.* ist's eine ganz andere Sache, als mit dem Begriff *fossa*. II, 27. *libidinum es necessitatum.* Hier sollen *necessitates* enge Verbindungen seyn. Wenn das ist, wie kommen dann *libidines* und *necessitates* zusammen? wo ist ein Beweis, daß beide Begriffe so verbunden werden? Offenbar stehen hier *libidines* und *necessitates* in gleicher Verbindung, wie *voluptates* und *necessitates* bey Plin. epp. 8, 21, und wie *deliciae* und *necessitates* Plin. epp. 5, 19. — III, 19 steht unter *ulciscenda morte* die Bemerkung: „*Ablativus antiquae positus est pro dativo.*“ Aber *Dativ* und *Ablativ* sind hier sehr verschieden. IV, 7. *modesta servitia.* Hier will Hr. K. lieber mit *Freinsheim* die *modestiam servorum* verstehen, als mit *Muret* den Ausdruck auf die geringe Anzahl derselben beziehen. Allein was sollen die bescheidenen Sklaven neben den *raris agris* und *paucis libertis*? Die *modesta servitia* bezeichnen vielmehr die *modestiam* des Tiber's in Ansehung seiner Sklaven, nämlich daß er in diesem Punkte keinen Luxus trieb, wie einst Julius Caesar nach Sueton c. 47 und Andere. — VI, 7. *originem non reperi.* Hr. K.: „*Intellige originem calamitatis eorum.*“ Nein, Tacitus meint, woher *Quadratus* stamme, habe er nicht erfahren. Denn von Julius Africanus hatte er gesagt: *e Santonis Gallica civitate.* Cap. 42. *in barbarum corrupta.* Hier soll *barbarum* das Masculinum, aber nicht *morem*, zu verstehen seyn. Richtiger wird wohl *barbarum* für το βαρβαρον genommen. Dafs *conditoris Seleuci* folgt, fordert nicht nothwendig das *barbarum* im Masculino. XI, 8 supplirt *Ernesti* bey *periturum* sehr richtig *fuisse*; Hr. K. will *esse* verstanden wissen. — Doch wir brechen davon ab, um noch Einiges im Allgemeinen über diese Ausgabe des Tacitus zu bemerken.

Kurze kritische Anmerkungen zu einem Autor schreiben ist darum keine leichte Sache, weil die Anmerkungen kurz sind: der Commentator muß dennoch den ganzen kritischen Apparat vor Augen und geordnet haben, um die Hauptsachen auszuwählen. Die Kürze darf auch nicht zur Undeutlichkeit werden. Lichtvolle Ordnung und Präcision des Ausdrucks ist nirgend nöthiger.

(Der Beschluß folgt.)

SCHÖNE LITERATUR.

GERA, in der Heinsius. Buchh.: *Antonius Prior von Krato.* Geschichtlicher Roman aus den Zeiten der Unterjochung Portugals durch Spanien, in der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Von F. L. Zöllner. 1830. Erstes

Bändchen. 226 S., Zweytes Bändchen: 228 S. (2 Rthlr. 9 Gr.)

Nach dem Tode des ritterlichen Königs Sebastian von Portugal und des ihm nur auf kurze Zeit folgenden schwachen Königs Heinrich wurde der Staat durch politische Unruhen zerrissen, wozu durch die verschiedenen Bewerber um die Krone veranlaßt wurden. Aus diesen politischen Verhältnissen hat Hr. Z. diesen Roman componirt, in dem ihm den Titel Antonius Prior von Krato gegeben, weil dieser als Sohn des Herzogs von Beja, nächster Verwandter, das vorzüglichste Recht auf die Krone hatte. Daer inzwischen in mehreren Schlachten von den Spaniern geschlagen und sein Erbtheil von Spaniens Uebermacht unterdrückt wurde, so daß er sich nach Frankreich flüchten mußte, wo er starb, ohne auf den Thron von Portugal zu gelangen; so ist seine Geschichte so einfach, daß sie nicht als der Hauptheld dieses Romans betrachtet werden kann, zumal da ihn als Maltheser-Kitter die Liebe nicht beglücken durfte. Damit der Leser hiebey nicht zu kurz komme, ist auch die Geschichte der edeln Liebe des Ritters Velasco mit der Gräfin Isabella, in gleichen eines schönen romantischen Paares mit eingewebt, welche, da in ihnen edle Charaktere entwickelt und interessante Scenen herbeygeführt werden, diesen Roman, der sich auch durch einen guten Vortrag empfiehlt, unterhalten machen.

JUGENDSCHRIFTEN.

WIEN, in Comm. b. Tendler: *Gedächtnis- und Vortragsübungen für deklamirende Schüler bey öffentlichen Prüfungen und bey häuslichen Veranlassungen.* Eine Sammlung von Gedichten für Kinder von sechs bis vierzehn Jahren, mit einem Anhang von Original-Gedichten für Familienfeste. Gesammelt u. herausg. von Sebastian Bauer, Lehrer an der Hauptsch. am Hauptmarkt u. an der Mädchenschule in der Spitznerstraße. 1829. 272 S. 8. (16 Gr.)

Eine für den angegebenen Zweck passende, nach den Altersstufen abgetheilte Sammlung, die sehr reichhaltig und mannigfaltig genug ist. Da überall auf die Jugend und ihr besonderes Bedürfnis Rücksicht genommen worden, so fehlen freylich manche Meisterwerke der deutschen Dichtkunst, die nicht gerade einen moralischen Zweck haben und die man sonst in dergleichen Blumenlesen findet, wenn es namentlich für Gymnasien und höhere Bürger- oder Töchter Schulen bestimmt sind. Der Anhang, in kleinen Versen und Liederchen für häusliche Feste bestehend, wird Manchem angenehm und erwünscht seyn. Das Büchlein ist für seinen Preis auch äußerlich wohl ausgestattet.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1830.

RÖMISCHE LITERATUR.

Lirizis, b. Teubner: C. Cornelii Taciti *Annales*. Recognovit — Theophilus Kiesel-
gius etc.

(Schluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Welche Holfsmittel Hn. K. zu Gebote standen, darüber giebt uns derselbe keine genaue Kunde. In der Vorrede sagt er bloß: *Textum quidem ex-
pta orthographia eum exhibui, qualis est in edi-
tione Im. Bekkeri viri praestantissimi anno 1825. 8.
ed. vulgata, ita tamen ut, sicubi repetita annotationum
Rhenani, Lipsii, Pichenaes secundi a Lipsio genui-
ae Taciti manus restitutoris, Gronoviorum, Er-
nestii, aliorum, perustratio aliam scripturam prae-
ferendam esse admoneret, his locis a Bekkeri aucto-
ritate discederem.*

Den von Brotier gesammelten Vorrath von Va-
rianten scheint Hr. K. nicht gebraucht zu haben:
er findet bloß angezogen, was schon Ernesti und
Berlin daraus erwähnt hatten. Eine sorgfältigere
Benützung desselben würde aber für Hn. K's Zwecke
sehr wichtig gewesen seyn. Auch aus der Strom-
beck'schen Collation des cod. Guelf. finden wir
nichts erwähnt, wiewohl die von Ernesti darge-
legten Lesarten dieser Handschrift mit verzeich-
net werden. Hr. v. Strombeck aber hat die Er-
nestische Vergleichung nicht selten als falsch nach-
gewiesen und berichtigt, dürfte also unter den
Auctoritäten um so weniger übersehen werden. Aus
den edd. Spir. Put. Ben. Alx sind bloß Lesarten mit-
getheilt, welche sich bey frühern Editoren nicht
finden, und Hr. K. scheint dieselben nicht selbst
vergleichen zu haben. Wie mangelhaft aber noch
sind jetzt die ersten Ausgaben für die Kritik benutzt
worden, ist eine bekannte Sache. Ja, die Nach-
richten, welche von den dort befindlichen Lesarten
hier dem Andern nacherzählt, sind zum Theil nicht
einmal richtig, wovon Rec. viele Beyspiele nach-
weisen könnte, wenn hier, wo es nur genügt dar-
auf aufmerksam zu machen, Raum genug vorhan-
den wäre. Unter diesen Umständen konnte die
annotatio critica des Herausg. allerdings nur unvoll-
kommen ausfallen. Rec. will mit Benutzung seiner
eigenen Vorräthe davon einen kurzen Beweis führen
und greift geradezu und ohne Auswahl ins 13te Buch
der Annalen. Dort sagt Hr. K. Cap. 1: „Pro irri-
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

taverit e Guelf. Ernestius dederat irritaverat.“
Mansollte meinen, irritaverat sey bloß im Guelf.
zu finden: allein so lesen auch Mss. Flor. Bud. (pr.
m.) Harl. Bodl. Jes. edd. Put. (Mediol. et Venet.).
Cap. 2 wird unter *malae dominationis* bemerkt:
„Pro *malae Rhenan. dedit malis e Bud. quod
idem in Guelf. et ed. Put.*“ Danach sollte man glau-
ben, im Guelf. und ed. Put. stünde *malis domi-
nationis*, wie in ed. Rhenan. Allein die Wahr-
heit von dieser Stelle verhält sich so: *malae do-
minationis* edd. Spir. (diese male), Beroald. Alc.
Lips. sqq. (wahrscheinlich auch cod. Flor.) — *ma-
lis dominationibus* Mss. Harl. Bodl. Jes. Guelf.
edd. Put. M. et V. — *malis dominationis* ed.
Rhenan. und zwar *malis* aus Ms. Bud. Ob in die-
sem auch *dominationis* steht, hat niemand ver-
rathen. — Cap. 3 lesen wir unter *temporis eius*
die Note: „Eius pro illius e cod. Flor. et ed. pr.
cum J. Gronov. recepit Ernestius.“ Eius steht aber
auch in den Vaticc. 1863 und 1864, so wie in dem
Ms. Reg. — Ebendasselbst „aut (vor consulto)
pro ac est a Rhenano e Bud.“ Wo ist aber ac zu
finden? Davon erfahren wir nichts. Es steht dieß
in den Mss. Guelf. Vaticc. Oxonn. edd. Put. M. et V.
Beroald. Alc., auch wahrscheinlich im cod. Flor.,
und ist hier das richtigere. Cap. 4 ist der Lesart
imam intra domum aus dem cod. Guelf., wel-
che dem Hn. v. Strombeck so ausnehmend gefiel,
nicht gedacht, da doch sonst wohl unbedeutendere
Varietäten erwähnt sind. Cap. 5 ist zu *escendere*
nicht die Lesart *ascendere* bemerkt; cap. 6 zu
anquirebant nicht *inquirebant*. Ebendasselbst
steht unter *pleraque* die Note: „Ita Rhenan. e
Bud. ut ante quam intelligatur magis. Edd. vet.
ut codd. quidam habent pleraque, quod praefere-
ro.“ Aber *pleraque* ist nicht bloß aus dem Bud.,
sondern findet sich auch in den Mss. Flor. Vatic.
Bodl. Corb. ed. Spir., und ist ohne Zweifel das Rich-
tigere. *Magis* aber darf vor *quam* keinesweges
verstanden werden. Denn der Sinn ist: viele Dinge
würden nicht *telis et manibus*, sondern *auspiciis
et consiliis* abgemacht. Mit *magis*
würde es heißen: viele Dinge würden sowohl *telis
et manibus*, als auch *auspiciis et consiliis*
abgemacht, aber mehr *auspiciis et consiliis*.
Cap. 7. wird unter *Sohemo* als Variante aus der ed.
Spir. beygebracht *Sohaemo*. Aber in der ed. Spir.
steht *Sohemo*. Cap. 8 ist *aliis quae* für *aliis-
que quae* nicht bloß Conjectur des Muretus, son-
dern

dern Lesart des cod. Agr. und der ed. Spir., und Puteolan hat *aliisque quae*. Ebendasselbst steht *Aegeas* für *Egas*, was sich bey Puteolan findet, nicht in den „*Mss. Flor. aliisque, item ed. Spir.*“, sondern dort ist *Egeas*. Ebendasselbst unter *specie inanium* die Note: „*Bud. spe in animum. Ed. pr. spem, ceterae spe. In cod. Ven. edd. Puteol. Beroald. Lips. specie.*“ Es fragt sich: wer sind die *ceterae*, welche *spe* haben? Nämlich edd. Rhenan. Ald. sqq. bis auf Lipsius. Diese konnten jedoch in diesem Zusammenhange nicht wohl *ceterae* genannt werden. Es fragt sich: was für ein cod. Ven. ist gemeint? Eine ed. Venet., welche Pichena gebraucht hat. Cap. 9 unter *reciperare* die Note: „*Guelf. recipere.*“ Aber eben das haben Mss. Harl. Bodl. Jes. edd. Put. M. et V. Beroald. Alc. Rhen. sqq. bis auf Pichena; und diese sind zum Theil Auctoritäten von gleichem Ansehen mit dem cod. Guelf. Warum soll also dieser allein die Ehre haben? Und so könnten wir fortfahren bis ans Ende, nicht um Hn. K. zu tadeln, sondern um darzutun, daß der kritische Apparat noch in zu großer Unordnung und zu unvollständig ist, als daß diese *brevis annotatio critica* als Auszug von dem Vorhandenen und ohne neue Collationen besser hätte gerathen können.

Eines kleinen Irrthums wollen wir noch gedenken, welcher sich von einer andern Seite her in Hn. K's Noten fortgepflanzt hat. Ann. XV, 68 unter *delinimenta* lesen wir: „*In Bud. delenimenta, quae forma in Tacito reuicitur. Vid. Walch ad Agr. 22. p. 298.*“ Dort hat nämlich Walch die Form *delenitus*, *delenimentum* dem Tacitus abgesprochen. Aber mit welchem Rechte? (Ann. II, 33 haben cod. Ms. edd. Beroald. Alc. Rhen. Ald. *delenimentis*. XI, 37 steht *delenitus* im cod. Flor.; eben so XIII, 44. An obgenannter Stelle Ann. XV, 68 findet sich *delenimenta* aufser dem cod. Bud.; auch im Flor. und edd. Put. M. et V. Beroald. Hist. 1, 77 finden wir *delenimentum* im Cod. Flor. edd. Put. M. et V.

Daß Hr. K. die Unzahl von Interpunctionszeichen mit Bekker vermindert und eine bessere Interpunction eingeführt hat, wissen wir ihm Dank. Zum Schlusse wünschen wir demselben Mufse und Gesundheit zur Fortsetzung seiner dem großen Römer gewidmeten Bemühungen.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Die Germania des Tacitus*. Uebersetzt und in volksthümlicher, deutsch-rechtlicher und geographisch historischer Hinsicht erläutert. Für Gelehrte und denkende Freunde des Alterthums aus gebildeten Ständen, von F. Bülow, J. Weiske und K. v. Leutsch. Nebst einer Charte von Germanien nach Tacitus. 1828. VIII u. 381 S. gr. 8. (1 Rthl. 16gGr.)

Der Zweck dieser Schrift ist ein dreyfacher, welchen die von Hn. Bülow verfaßte Vorrede folgendermaßen bestimmt. Sie soll erstlich zeigen, wie die

Erklärung der Alten auch für die Bildung des Geistes und Herzens von Wichtigkeit werden können, sodann bey der Erklärung der Germania das vielfach verzweigte Leben der deutschen Urwelt enthalten und dem jetzigen Zeitalter vor Augen stellen, endlich auch für den Nichtgelehrten die Schätze einigermaßen lüften, mit denen der gelehrte Pedantismus den Geist des Alterthums umhüllt. Der zuletzt angegebene Gesichtspunkt enthält eine sehr schwer lösende Aufgabe, und Rec. muß bekennen, daß ihm die Lösung durch Abhandlung wie mehrere des Hn. Bülow und des Hn. v. Leutsch beschaffen sind, keinesweges zu Stande gebracht scheint. Vorzüglich hätten die Schleyer, mit welchen der Pedantismus den Geist des Alterthums umhüllt zu haben beschuldigt wird, an vielen Stellen vorgezeigt werden sollen, damit die Leser bey der Betrachtung der Finsternis sich des neu verbreiteten Lichts doppelt erfreuten. — Da die umfassende Erläuterung des Werks eine gemeinschaftliche Bearbeitung durch Mehrere erforderte, so vertheilten die auf dem Titel genannten Freunde die Arbeit dergestalt unter sich, daß Hr. Weiske die Behandlung derjenigen Materien übernahm, die mit dem vaterländischen Rechte in Verbindung stehen, in den gewöhnlichen Ausgaben und Commentaren aber nur oberflächlich und ohne gehörige Rücksicht auf die neuern Forschungen in diesen Rechtsgebiete dargestellt werden. Den geographisch-historischen Theil hat Hr. v. Leutsch bearbeitet. Für Hn. Bülow bleiben die auf das Volkthum sich beziehenden Abhandlungen übrig. Die Uebersetzung hat vom 28sten Kap. an Hr. v. L. vortrefflich. Wie die frühern Kapitel zu vertheilen sind, oder ob sie nur Einen Verfasser haben, ist nicht angegeben. Die Hn. B. und W. haben sich fast immer der Citate enthalten, und zwar theils in der Nichtgelehrten willen, theils weil ihnen bey Schriften der Art [welcher Art? da ja nach dem Anfange der Vorrede dieses Werk einen eigenthümlichen und, wie wenigstens die Vff. glauben, einen Charakter hat. Rec.] das Citiren einer Menge von Stellen, die größtentheils nur halb, oft gar nicht beweisen, wo sie aber von Wichtigkeit sind, den Gelehrten längst bekannt sind, von ihr her als eine Pedanterie erschienen ist, die nur den deutschen Gelehrten noch anklebe. Diese Unterlassung kann Rec. nicht billigen. Stellen freylich, die nur halb oder gar nicht beweisen, dürfen in einem Buche der Art ohne Weiteres weggelassen werden; Stellen hingegen, welche wirklich beweisen und somit nicht bloß von Wichtigkeit scheinen, sondern es wirklich sind, mußten citirt werden, einmal um der Gelehrten willen, die nun einmal das noch lieben, was Hr. B. Pedanterie nennt; sodann vorzüglich um derer willen, welche Gelehrte werden wollen. Denn diese werden nach des Rec. Dafürhalten diejenige Klasse von Lesern seyn, deren Bedürfnissen ein großer Theil der mitgetheilten Abhandlungen noch am meisten entsprechen wird. Die-

igen Freunde des Alterthums, welche auf dem Titel unpassend *denkende* genannt sind, werden Behauptungen über das germanische Alterthum lieber ändern für sie bestimmten Büchern suchen. Die Abhandlungen des Hn. v. L. werden ihnen gar nicht *gelesen*, und die des Hn. W. erfordern, um verstanden zu werden, eine Menge juristischer Kenntnisse, die jenen Freunden in der Regel fehlen.

In der Einleitung spricht Hr. B. über eine von den Ursachen, aus welchen die Erscheinung unsrer Zeit herzuweisen sey, daß viele der Jünglinge, die sich jetzt gerade dem Studium der Philologie widmen, an den Schulen eine Abneigung, wenigstens eine Art von Käthe gegen die Klassiker mitbringen, welche mache, daß dieselben bald ganz bey Seite gelegt werden. Diese Ursache liege in der Art der Behandlung der Classiker auf den Schulen. Die rechte Behandlung sey die, wenn die Lehrer der Jugend den Alten bloß das Vehikel der geistigen Ausbildung eines aufblühenden Geschlechts sähen. Was eine solche Behandlung erfordere, zeigt Hr. B. sofort in einem Beispiele an der Germania selbst. Hier muß die ganze vorliegende Gesamtbearbeitung der Germania als ein Probestück der Art angesehen werden. Die in der Einleitung über den angegebenen Gegenstand mitgetheilten Gedanken sind zwar gut gemeint, aber freymüthig und in das Wesen der Sache eindringend hat sie Rec. nicht gefunden. Als kompetenter Richter über die Behandlung der Alten in den Schulen kann auch schwerlich ein Mann gelten, der seine Gedanken in seiner Muttersprache S. 3 in dieser Form darstellt: „Ich bin weit von dem Gedanken entfernt, eine sprachgemäße, auf Wortformen, Periodenstellung, Sprachgesetze und Sprachbildung Rücksicht nehmende Erklärung der Alten, überhaupt das eigentliche Sprachstudium aus unsern Schulen verbannen zu wollen.“ Am Schlusse der Einleitung bezeugen die Hn. W. und B. noch ihre Pietät dem Hn. Conr. A. Gernhard in Weimar, mit der Versicherung, daß nur dieser Eine Lehrer ihnen auf ihrem Lebensbahnen begegnet sey, welcher dem von Hn. B. aufgestellten Muster entspreche. In der Uebersetzung haben die Vff. nach ihrer eignen Erklärung sich nicht an die Worte gebunden, wohl aber den Geist zu treffen gesucht. Rec. hat jedoch die Uebersetzung großentheils wörtlich gefunden, und an manchen Stellen ist ihm nicht klar geworden, warum sie für des Tacitus Worte grade das gesetzt haben, was sich bey ihnen findet. So heist es gleich Cap. I. für: *a Sarmatis Dacisque mutuo munus aut montibus separatur* — „wo es aber an Sarmaten und Dacien angrenzt, da wachen auf beiden Seiten kriegslustige Völker, daß keins des andern Gebiet verletze, wo die Gebirgskette aufhört, es zu scheiden.“ Dieses kann weder für Uebersetzung, noch für Paraphrase gelten; auch nimmt Rec. darin nicht den Geist des Tacitus wahr, wenn Geist nicht mit Sinn für synonym gehalten wird. Auch wird man zweifeln können, ob des Tacitus Geist getroffen sey, wenn Cap. II. die Worte: *sic condicunt*,

übersetzt werden: *so sagen sie an*. Ueberhaupt würde für den Zweck einer solchen Schrift, als die Vff. geliefert haben, eine durchgängige Paraphrase von Einem Mitarbeiter passender gewesen seyn, als eine solche Uebersetzung, in welcher der deutsche Tacitus sich nicht gleich bleibt. Denn in den Kapiteln, welche Hr. v. L. übersetzt hat, spricht Tacitus bemerklich anders, als in den übrigen. Auch fehlt es nicht an Stellen, welche ohne Zuziehung des Originals nicht verständlich sind. Das nun, was die vereinigten Freunde aus ihrem Eigenen gegeben haben, ist eine Sammlung von Abhandlungen über solche Materien, welche Tacitus in seiner Germania kurz berührt, und zwar nach dem dreyfachen auf dem Titel angegebenen Gesichtspunkte, kürzere und längere Excurse zu des Tacitus Schrift, in welchen die Resultate der neuern Forschungen über diese Gegenstände in einer solchen Form dargestellt werden, daß sie auch von gebildeten Freunden des Alterthums, welche nicht studirt haben, richtig verstanden werden können. In mehrere dieser Abhandlungen ist Mancherley aufgenommen worden, was gar nicht zur Sache gehört, oder mit der Hauptsache nur in einer sehr losen Verbindung steht. Besonders halten sich die Betrachtungen des Hn. B. sehr oft zu sehr im Allgemeinen, ermüden durch zu große Wortfülle, kommen wohl auch leeren Declamationen sehr nahe. Manche dagegen sind sehr wohl gelungen; vor allen die S. 34—64, über die Dichtkunst der Deutschen. Weit weniger hat uns das angesprochen, was S. 58 fgg. unter der Ueberschrift: *Herkules und Odysseus in Deutschland*, vorgetragen wird. Trotz der vielen Worte, die der Vf. macht, wird seine Meinung doch nicht recht klar. Die Abhandlung S. 124 fgg. spricht über die deutschen Frauen sehr sentimental und idealisirend. Nicht ohne Interesse und Belehrung liest man, was S. 146 fgg. über die Götter und über die Menschenopfer gesagt wird. Reicher an Inhalt und belehrender, als die Abhandlungen des Hn. B., sind die des Hn. W. Auch halten sie die Aufmerksamkeit des Lesers fest durch eine gefällige und lebhaft Darstellung. Ganz Ueberflüssiges und gar nicht zur Sache Gehöriges kommt in ihnen höchst selten vor. Aber gerade die Abhandlungen dieses Vfs sind es, wo das Citiren der Quellen am ungernsten vermisst wird, indem sie die spätern rechtlichen Einrichtungen mit dem vergleichen und auf das zurückführen, was Tacitus als die ersten Keime der spätern Einrichtungen erwähnt. Unter den Beyträgen des Hn. v. Leutsch verdienen die auf die geographische Lage der germanischen Völker sich beziehenden Bemerkungen auch von den Philologen, die sich mit dem Tacitus beschäftigen, berücksichtigt zu werden. Seine Abhandlung aber S. 320 fgg.: *Betrachtung über die Art der Alten die Urgeschichte zu behandeln* — ist voll sonderbarer Behauptungen, deren Begründung in einer andern Schrift desselben Vfs., die Rec. nicht kennt, enthalten seyn soll. — Der Druckfehler giebt es eine weit größere Zahl, als angegeben ist.

GESCHICHTE.

LONDON, b. Virtue: *Memoirs of the right honorable George Canning by Thomas Rede.* 1827. 599 S. 8. (12 Sh. 6 D.)

Der berühmte Staatsmann, dessen Lebensumstände diese Memoiren erzählen, ward am 11. April 1770 zu London geboren. Sein Vater, der Anfangs Advocat war, in der Folge aber Weinhandel trieb, womit es ihm jedoch eben nicht sehr glückte, starb ein Jahr nach der Geburt dieses, seines einzigen Sohnes. Die Witwe, ohne Vermögen, suchte auf dem Theater Existenzmittel, und der junge Canning ward unter der Obhut eines väterlichen Oheims erzogen, der ihn in das Collegium von Eton schickte. Mit seinem 16ten Lebensjahre gab der junge Student, den bereits ein hervorragender, allein zum Spotte geneigter Geist auszeichnete, ein Journal, *Microcosmus* betitelt, heraus. Im J. 1792 ward Canning dem berühmten Sheridan und durch diesen Fox und Burke vorgestellt. — Anfangs schien er der Partey der Whigs beyzutreten; allein bald ward er gewahr, daß er auf der Laufbahn der Ehrenstellen und des Glücks nur unter dem Panier der Regierung und durch Beytritt zur Tory-Partey Fortschritte machen könne. Er verließ daher seine Whig-Freunde, ließ sich Pitt vorstellen, traf mit diesem Minister sein Abkommen und trat ins Parlament. Somit begann er seine Laufbahn in dem Augenblicke der Eröffnung des Krieges gegen Frankreich, der, wie man weiß, von den Whigs nicht gebilligt ward. „Das Murren und die Unzufriedenheit, sagt der Vf. bey dieser Gelegenheit, äußerten sich überall; es war keine bloße Mißbilligung des Krieges mehr, sondern der Wunsch, es möchte derselbe zum Nachtheil des Landes selber ausfallen. Jedermann wollte den Frieden: der Handels- und Fabrikstand, die Armen und die Reichen. Die Aristokratie allein widersetzte sich und ihr harinäckiger Widerstand triumphte über den allgemeinen Willen und das Interesse Aller.“ — Im J. 1795 wurde Canning zum Unterstaatssecretair ernannt. Er war, sagt man, gegen Pitt, seinen Beschützer, die Verpflichtung eingegangen, nicht anders zu sprechen, als wenn er dazu aufgefordert werden würde. Diese Fügsamkeit, eine unerlässliche Bedingung seiner künftigen Beförderung, hinderte ihn, sich als Redner beym Anfange seiner Laufbahn bemerklich zu machen. Allererst 1797, bey einer Debatte über den Sklavenhandel, hielt er seine erste, wahrhaft merkwürdige Rede. Im J. 1798 stiftete er gemeinschaftlich mit Hn. Frère und Ellis das antijakobinische Review, das viel Glück machte und dessen Hauptzweck dahin ging, die populären Tages-Meinungen vielmehr lächerlich zu machen, als durch Vernunftgründe zu bekämpfen. — Im J. 1801 ward, nach einer 17jährigen Dauer, plötzlich eine Verwaltung aufgelöst, die sich dem Unterhause und der Nation zum Trotze so lange erhalten und durch Geschicklichkeit und Zahl über eine furchtbare Opposition gesiegt hatte; und mit Pitt verließen Lord Grenville, Lord Spencer, Dundas, Wyndham und Canning das Ministerium. In Folge von Privat-Ver-

trägen hatte Canning versprochen, die neue von Addington geleitete Verwaltung aus allen seinen Kräften zu unterstützen; allein er that es nicht, oder doch schlecht. Bald aber warf er die Larve ab und griff dem Unterhause ein Ministerium, das auf seinen Bestand gerechnet hat, heftig und unaufhörlich an. A drey Jahre später Pitt die Zügel der Regierung wieder ergriffen hatte, berief er Canning, als Schatzmeister des Seewesens, zu sich. Nach dem Tode des Erst Ministers, 1806, trat Canning einer neuen Verwaltung bey, die aus Grenville, Fox u.s.w. bestand, und stellte sich an die Spitze der Pitt-Partey. Bekanntlich ward dieß Ministerium von keiner langen Dauer; und unter dem nachfolgenden, dessen Chef der Herzog von Portland war, erhielt Canning das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, Castlereagh aber die der Kolonien. Einige Zeit nach der mißglückten Expedition gegen Walcheren fand zwischen beiden Letztern ein Zweykampf Statt. Canning, der sich über das ungerechte Benehmen seines Amtsgenossen zu beklagen hatte, ward am Schenkel verwundet und zog sich von den Geschäften zurück. — In den Jahren 1810 und 1811 nahm er die Aufmerksamkeit des Unterhauses nur wenig in Anspruch; als aber Pitt die Frage von der Emancipation zur Sprache gebracht ward, nahm Canning einen glänzenden und thätigen Antheil an den desfallsigen Verhandlungen. Vornehmlich machte er sich in diesem Jahre durch seine Opposition gegen fast alle von Castlereagh vorgeschlagene Maafsregeln bemerklich. Er blieb ohne Anstellung während des J. 1814, und nahm endlich den Botschafter-Posten zu Lissabon an. 1816 wurde er zum Präsidenten des Control-Bureau's ernannt. Bey den Processen der Königin, 1820, weigerte sich Canning, der in freundschaftlichen Verhältnissen zu dieser Fürstin stand, an dieser gehässigen Sache Theil zu nehmen, und reichte seine Entlassung ein. Im J. 1822 wurde er zum General-Gouverneur des britischen Ostindien ernannt; allein Castlereagh's Tod, der im Sept. des nämlichen Jahrs erfolgte, hielt ihn in England zurück, wo er das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten abermals übernahm. Nach Lord Liverpools Austritt aus dem Ministerium, 1827, wurde Canning zum ersten Minister ernannt, eine Stelle, die er jedoch nur kurze Zeit bekleidete, da ihn der Tod bereits am Aug. des nämlichen Jahres seiner glänzenden Laufbahn entriß. — Ausser den nähern Lebensumständen Canning's, wovon wir hier einen ganz kurzen Abriss mitgetheilt haben, bey deren Darstellung über die apologetische Tendenz des Vfs sich nicht verkennen läßt, enthalten die Memoiren noch lange Abzüge aus den Parlaments-Reden des berühmten Staatsmannes und die politischen Gedichte oder Satiren, die derselbe, gleich zu Anfang seiner ministeriellen Laufbahn, gegen die Grundsätze der französischen Revolution, gegen die Sectirer in Frankreich und ihre Bewunderer in England herausgeben zu müssen glaubte. — Das Ganze ist, um unsre Kritik kurz zu fassen, eine Compilation, welcher die Speculation den Titel Memoiren vorgesetzt hat.

72

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

SUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1830.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

ROM, b. Bourlié: *Horae Syriacae seu Commentationes et Anecdota res vel litteras syriacas spectantia*. Auctore Nic. Wiseman, S. T. D. in archigymn. Rom. II. oo. Prof., in collegio Anglorum Prorectore et ss. II. institutore. Tom. I. 1828. XIV u. 280 S. 8.

Endlich erwacht wieder für die syrische Literatur dort eine erfreuliche Thätigkeit, wo seit den Zeiten der Assemani die zahlreichsten und wichtigsten Ueberreste derselben fast gänzlich unberührt kaum den Blicken einiger Neugieriger gezeigt wurden, in Spiritus gesetzten zoologischen Merkwürdigkeiten zu vergleichen, die ein unwissender Curiosus unter Glas und Verschluss in seinem unzugänglichen Museum ängstlich verwahrt. Dafs es aber jetzt noch, wie sonst, in Rom vornehme Beschützer der Wissenschaften giebt, die auch der orientalischen Muse ihre hohen Auspicien nicht versagen, wenn sich nur Verfehrer derselben finden, das zeigen vorliegende *Primitiae studiorum* eines jungen Engländers, welche dem päpstlichen Vicarius in Urbe, Zurla, gewidmet sind.

Der Vf. beginnt mit diesem *ersten Theile* seiner *Horae syriacae* eine Reihe von Abhandlungen, welche unsern Kenntnissen syrischer Sprache und Schriftstellerey reichen Zuwachs verspricht. Hr. W. macht keine Ansprüche auf streng-wissenschaftliche Verarbeitung des dargebotenen Stoffes; aber wir *Oltremontani* werden gewifs immer mit Vergnügen annehmen, was er uns aus der Quelle, an welcher er sitzt, zufliefsen läfst, wenn er nur dafür sorgt, dafs es uns rein und lauter, wie es die Quelle selbst bietet, zukommt. Hr. W. besitzt die Eigenschaften, die dazu gehören, nämlich eine hohe Achtung vor alten literarischen Monumenten, eine ängstliche Genauigkeit in Benutzung und Geschick zur Behandlung derselben, wohey ihm eine dort seltne Kenntniß der nordeuropäischen und vorzüglich auch der neuern deutschen Literatur zu Statten kommt. Der vorliegende Band enthält vier Aufsätze von verschiedenem Werth. Der *erste* erörtert eigentlich eine dogmatische Frage aus sprachlichen Gründen. Sie vertheidigt die katholische Ansicht von der Gegenwart des Leibes Christi im heiligen Abendmahl und somit den buchstäblichen Sinn der Stellen: Mt. 26, 26. 28; Mc. 14, 22. 24; Luc. 22, 19. 20; 1 Cor. 11, 24. 25. Die Akatholischen hatten u. a.

behauptet, die syrische Sprache (der Hauptsache nach identisch mit Jesu Muttersprache) besitze gar kein Wort für den Begriff *symbolischer Darstellung* oder *Bedeutung*; Jesus habe daher in den Einsetzungsworten nothwendig nur das einfache *Seyn* ausdrücken müssen, auch wenn er an symbolische Bedeutung gedacht. So unter den Neuern noch *Horne* in seiner Einleitung in die Bibel (5te Ausg. Lond. 1825.), welcher dem Vf. den nächsten Anlaß zu diesem Aufsatze gab. Er hält sich darin einzig und allein an jenen sprachlichen Punkt („*ego vero philologum ago*“ S. 8) und giebt ein ausführliches Verzeichniß von den syrischen Wörtern, welche den Begriff *symbolischer Bedeutung* und *Darstellung* entweder eigentlich ausdrücken, oder doch nahe berühren. An der Sache selbst, dafs die Syrer solche Ausdrücke hatten, wird niemand zweifeln, der nur einigermaßen namentlich in *Ephräm's* Schriften bewandert ist. Diese sind jedoch in unsern Lexicis noch so gut wie gar nicht benutzt, und die Zusammenstellung des Vfs ist daher, zumal sie so fleißig gemacht ist und auch ungedruckte oder sonst seltene Schriften befaßt, ein schätzbarer Beytrag an Material für das syrische Lexicon, welches nun schon so lange nach seinem Reformator schmachtet. Solchen Beytrag zu liefern, war auch dem Vf. die Hauptsache. Jedoch geht er zuletzt auf die Darstellung des streitigen Punktes bey den syrischen Dogmatikern ein. Jenes Verzeichniß von Wörtern enthält freylich nichts als rohes Material, auch laufen bisweilen beschränkte Ansichten und Unrichtigkeiten mit unter (z. B. S. 33, dafs ܥܠܡܐ intrans.

Bedeutung habe, wenn S. 37 die Form ܥܠܡܐ *Elta-phel* genannt wird; statt des in Lexica und Grammatiken eingedrungenen Undinges ܥܠܡܐ S. 39 ist getrennt ܥܠܡܐ ܥܠܡܐ zu schreiben), und an tieferes Eingehen in die lexicalischen Massen ist nicht zu denken; aber dessen ungeachtet kann die Sammlung Nutzen haben. Dazu sind die Beyspiele hauptsächlich aus *Ephräm's* Commentar zum Pentateuch und aus einigen Stücken des dritten Theils der Werke entlehnt, und Rec. könnte dazu aus andern Partien von *Ephräm's* Schriften viele Nachträge geben.

So z. B. kennt der Vf. für ܥܠܡܐ *allegorice* nur Eine Stelle; es steht aber auch Th. I. S. 351. B.

C (4)

357

857. E. F. u. d. Neben ܡܝܕ fehlt das Verbum ܡܝܕ Ephr. II, 250. D. In einem Excurs zu der ersten Abhandlung behandelt der Vf. noch die Streitfrage *de lingua Christi et Apostolorum*. Er neigt sich zu der vermittelnden Ansicht hin, und erläutert diese nicht unpassend durch das Beyspiel des Schottischen Hochlandes, dessen Bewohner zwar das Englische verstehen, aber mit mehr Wohlgefallen den vaterländischen Tönen horchen, gleichwie auch Paulus mehr Aufmerksamkeit bey den Palästinensern fand, als er in ihrer Sprache redete (Act. 22, 2).

Die zweyte und dritte Abhandlung (S. 79—257) bilden Ein Ganzes und machen den eigentlichen Kern des Buches aus. Sie betreffen die Geschichte der syrischen Bibelübersetzungen besonders des A. T's, und zwar handelt Nr. II. erst von diesen Uebersetzungen überhaupt, darauf von der Peschito insbesondere. Rec. wird sich bemühen, die Hauptresultate der Untersuchungen kurz auszuheben und insbesondere auf gegebene neue Ansichten oder eröffnete neue Quellen hinzuweisen. Die Hauptstelle aus der Vorrede des Barhebräus zu seinem *Thesaurus arcanorum* (von Assemani *Horreum. mysteriorum* genannt) ist längst bekannt, jedoch nie in ihrem ganzen Zusammenhange gegeben. Hr. W. theilt jenes *Prooemium* vollständig mit S. 84 ff. aus einem sehr neuen und fehlerhaften Codex (Vat. 171) mit Verbesserungen nach Conjectur, da er den Cod., welchen Assemani gebrauchte, im Vatican nicht finden konnte. Erläutert dann dieser Stelle eine Uebersetzung und einige kritische Bemerkungen folgen. Die Form ܡܝܕ würden wir lieber von dem genugsam constatirten ܡܝܕ ableiten, als von ܡܝܕ oder ܡܝܕ , wohin es der Vf. zieht S. 88 f. Wir machen aufmerksam auf die unsern Wörterbüchern noch unbekannten Wörter ܡܝܕܝܬܐ Identität S. 87 (gebildet aus der Verbindung ܡܝܕ ܝܬܐ *idem*) und ܡܝܕܝܬܐ *lexicon composuit* (S. 85), zwey merkwürdige Beyspiele der freyen Wortbildung der Syrer. Auch das Verbum ܡܝܕ S. 86. Z. 2 fehlt unsern

Lexicis. Das Wort ܡܝܕܝܬܐ *onus* hat der Vf. richtig übersetzt, aber nicht vollständig begriffen S. 90. Der Stamm ist ܡܝܕܝܬܐ *gravis fuit*, und ܡܝܕܝܬܐ bey *Thomas a Novaria*, worauf der Vf. hindeutet, hat damit nichts zu thun, es ist *μέταλλα*. — Es folgt das zweyte Zeugniß des Barhebräus aus der *Histor. dynast.*, zu welchem Hr. W. die Varianten aus *Abraham Echellensis* Ausgabe des Catalogs von Ebedjesu giebt. Zunächst handelt nun Hr. W. die Meinungen der Syrer ab über Alter, Verfasser und Vaterland der Peschito: lauter Bekanntes, außer einer neuen Stelle des Barhebräus, wo er die Sprache der Peschito tadelt (S. 106), nämlich aus dem *Horr. myst.*

zu Psalm 4, 6. Näher geht der Vf. auf die Wilegung von *Branca's* Meinung ein, welcher behauptete, daß die Peschito erst nach Ephräm und Benutzung von dessen Commentaren gefertigt ist. Es ist namentlich factisch, daß Ephräm viele einzelne Ausdrücke der Peschito sorgsam durch gangbar erklärt. Da er nun hauptsächlich für Edessa schrieb, so steht damit die Alternative fest: entweder waren jene Ausdrücke zu seiner Zeit schon veraltet, so daß Erklärung durch neuere nothig wurde, oder sie standen in landschaftlich dialectischer Differenz mit den in und um Edessa gewöhnlichen. Im erstern Falle mußte die Peschito geraume Zeit vor Ephräm abgefaßt seyn, im zweyten gewinnt die syrische Tradition einige Wahrscheinlichkeit, daß sie im westlichen Asien, vielleicht in Palästina selbst entstanden. Hr. W. entscheidet nichts. „*Ego iudicium non fero: datum moveo, causam agito, testes advoco; me vero iudicem non prorsus et in his studiis novum hominem, Praetorem non constituo.*“ (S. 138.) Etwas zu weit getriebene Bescheidenheit in einer Sache, die nach des Rec. Bedünken kaum großen Zweifel zuliegt, wenn sie gleich fast allein nach innern Merkmalen beurtheilt werden kann. Die Zusammenstellung der merkwürdigsten Worterklärungen Ephräm's (S. 122—136) enthält wieder viele Bereicherungen und Berichtigungen des *Castellus-Michadis*. Ein guter Gedanke, der weiter verfolgt zu werden verdient, ist S. 137 ausgesprochen, daß wir nämlich in der römischen Ausgabe der Commentarien Ephräm's, die bekanntlich aus Catenen gelassen sind, nur Auszüge aus dem Ganzen besitzen, woraus sich auch manche Unordnungen, die darin herrschen, erklären lassen. Der Vf. wirft noch einen Blick auf die nestorianische Recension der Peschito, welche fast nur Abweichungen in der Punctation betrifft, und zeigt endlich, daß die Stelle des Barhebräus, aus welcher man auf eine Recension der armenischen Uebersetzung des A. T. nach der Peschito zu schließeln pflegte, von *Walton* nur gestümmelt worden, und daß sie das eigentliche Factum nicht besage (S. 142). Bekanntlich hat schon *denk* das Factum geläugnet.

Der wichtigste Aufsatz ist der nun folgende dritte, über die *Versio Karkaphensis*. Er macht allen Zweifeln, die man früher über die Beschaffenheit und selbst über die Existenz dieser Uebersetzung gehegt hat, ein Ende, und es mag mit Recht den ähnlichen Arbeiten *Adler's* an die Seite gesetzt werden. Nachdem *Adler* eifrig, aber vergeblich, im Vatican nach einem Codex gesucht hatte, der jene Uebersetzung enthielte, gelang es endlich Hn. W., wenigstens Fragmente derselben zu entdecken, welche für die Begründung eines Urtheils über sie hinreichen, nämlich vor allem in Cod. 153 des Vatican. Derselbe ist, wiewohl sehr undeutlich, bezeichnet von Assemani in der *Bibl. Orient.* II. S. 499 f. und im Catalog der Vat. unter Nr.

P. 152. Der Titel hat den Sinn: *Hefte* (هفته) *über die richtige Punctuation und Lesung des A. und N. T. nach der Karkaph. Ausgabe.* Es werden darin viele einzelne Wörter, aber auch ganze Verse aus den verschiedensten Theilen des A. und N. T. verzeichnet. Zuerst giebt Hr. W. die frühern Meinungen über diese Version, und erzählt, wie er jenem Codex auf die Spur gekommen. Er weist nach, daß derselbe eben die Version enthält, welche Barhebräus als Karkaphensis bezeichnet. Hierauf beschreibt er das Aeußere des Codex ausführlich. Nach den Untersuchungen wurde er geschrieben im J. Chr. 980 von einem Diakonus David im Kloster des h. Aaron auf dem Singar des Bezirkes von Calisura in Mesopotamien. Die Randglossen bieten Varianten bey dem A. T. namentlich aus den LXX und der Peschito (mit der Bezeichnung ܡܬܪܬܡܐ oder abgekürzt ܡܬܪܡܐ), bey dem N. T. aus der *Philoxeniana* und aus deren Bearbeitung durch *Thomas von Harkel*, ferner grammatische Bemerkungen, auch daß ein Satz als Frage zu nehmen sey (z. B. Micha 6, 2) u. a. In paläographischer Hinsicht ist die Handschrift nicht uninteressant. Der Vf. theilt ein Facsimile mit. Der Schriftcharakter ist der sogenannte Nestorianische, jedoch mit Hinneigung zu dem gewöhnlichen. Wichtig ist die fast durchgängige Vocalisation dieses alten Codex mittelst der aus dem Griechischen entlehnten Zeichen. Diese sind den Vocalen der griechischen Schrift, die sich zuweilen am Rande findet, äußerst ähnlich. Für den syrischen Vocal *u* steht hier beständig noch das diphthongische Zeichen ܘܝ (vgl. die Figur desselben in Amira's Grammatik). Dagegen steht für das griechische *v* in Namen z. B. Act. 28, 12 bloß die Figur des *Y*. Auch werden die syrischen Diphthongen *au* und *eu* nach der Art jenes *u* durch ܐܘ und ܐܘܐ bezeichnet, und, was für die Aussprache Werth hat, Sylben wie ܐܘܠܐ mit ܐ, geschrieben. Merkwürdig ist außerdem die Schreibung ܐܘ statt ܐܘܐ, also mehr nach hebräischer Weise, worin zugleich die Aussprache *kül* (und *metül*) gänzlich abgewiesen wird. Die Zahlen werden öfter durch Buchstaben mit numerischem Werth ausgedrückt. — Dieß ist jedoch nicht der einzige Codex, der die *Karkaphensis* enthält. Der *Barberinus* 101, den *Bianchini* auf eine liederliche Weise beschreibt und den schon *Bruno* in Händen hatte, ohne seine Wichtigkeit zu ahnen, muß entweder als Abschrift des Vat. betrachtet werden, oder er ist wenigstens aus gleicher Quelle geflossen. Er hat kein Titelblatt, aber in der Unterschrift kehrt jener Titel des Vat. wieder, mit welchem er überhaupt alle bemerkten Eigenthümlichkeiten theilt. Er ist von zwey verschiedenen Händen geschrieben, und zwar später als der Vat. Einen dritten Codex dieser Art sah *Assemani* in Aegypten. Die *Karkaph.* ist

also nicht, wie *Adler* vermuthete, irgend ein einzelner Codex, den Barhebräus verglichen, sondern eine eigentliche Recension des Textes der *Peschito*, deren Hauptcharakter jedoch nur in kleinern Abweichungen und hauptsächlich nur in der Punctuation sichtbar war. Eben so irrig ist *Michaelis* und *Adler's* Meinung, daß sie die Nestorianischen Lesarten ausdrücke. Das Gegentheil wird von Hr. W. durch Vergleichen erwiesen, und es erledigt sich gewissermaßen schon dadurch, daß das Kloster des h. Aaron, in welchem der Cod. Vat. geschrieben wurde, ein jacobitisches Kloster war (*Assem. Bibl. or. II, 354. 361*), so wie durch andere Merkmale, welche Hr. W. angiebt. Die Ordnung der biblischen Bücher ist eigenthümlich: Pentateuch, Josua, Richter, Hiob, Samuel, David. Hierauf das Nicänische Symbolum, B. der Könige, Jesaja (in 30 Abschnitte getheilt), die kleinen Propheten, Jeremia mit den Klagliedern (als 33ster Abschnitt des Buches Jerem.), dem Gebet des Jeremia, dem ersten Brief Baruchs (wie in der Lond. Polygl. Th. IV), dem zweyten Brief Baruchs (d. i. Buch Baruch) und dem Briefe Jeremiae. Hierauf Ezechiel und Daniel mit den dazu gehörigen Apokryphen, jedoch besonders das Buch der Susanna (nach dem ersten Texte bey *Walton*). Dann die Sprüche, Koheleth und das hohe Lied. Unter der Benennung „*Buch der Weiber*“ folgen Ruth, Esther und Judith. Endlich das Buch Sirach. Alle übrigen Bücher A. T. kommen in diesen Handschriften nicht vor, vielleicht nur weil in ihnen die *Karkaph.* keine Abweichungen zeigte. Das N. T. ist in 3 Theile getheilt, deren erster die Apostelgeschichte nebst den 3 katholischen Briefen der *Peschito*, der zweyte 14 Briefe Pauli, der dritte die 4 Evangelien enthält. Was nun die innere Beschaffenheit dieser Recens. betrifft, so behielt sich Hr. W. eine vollständige Vergleichung noch vor. Aus den gegebenen Beyspielen geht aber hervor, daß die Abweichungen von der *Peschito*, wie schon oben bemerkt, im Ganzen nicht sehr bedeutend sind und daß diese jedenfalls die Grundlage bildet. Beym N. T. bemerkt man ganz vorzüglich das Streben, die aus dem Griechischen beygehaltenen oder ein wenig syrisirten Wörter ihrem Urbilde wieder nahe zu bringen. Die kritischen Randanmerkungen, welche der Vf. in Masse mittheilt, betreffen nicht minder zum großen Theil Kleinigkeiten, ja zuweilen, wie uns bedünken will, bloße Schreibfehler einzelner Handschriften; jedoch fehlt es auch nicht an wichtigern Varianten. Noch machen wir auf den Umstand aufmerksam, daß am Rande dieser Handschriften öfter der alte *Philoxenische* Text neben dem spätern des *Thomas* citirt wird, wovon S. 178 f. einige Beyspiele beygebracht werden. Eine Vergleichung mit der bekannten *Mediceischen* Handschrift der *Philox.*, der einzigen, welche die kritischen Noten und die Unterschrift des *Thomas* nicht hat, könnte es zur Entscheidung bringen, ob die letztere, wie *Adler* vermuthet und *Hug* für gewiß annimmt, den ursprünglichen

lichen Philoxenischen Text enthält, oder nicht. — Die Anfertigung jener Auszüge aus der Karkaphensis schreibt Assemani dem Jacob von Edessa zu, aber, wie Hr. W. zeigt, aus unzureichenden Gründen und gegen innere und äußere Verhältnisse des Buches. Letzterer vermuthet, daß vielmehr der obgenannte Schreiber des Cod. Vat., David, auch Verfasser dieser Zusammenstellung sey, was allerdings aus den Unterschriften gefolgert werden kann.

Den Grund der Benennung *ἡ ἐκ τοῦ ὄρους* d. i. *montana* möchte Hr. W. darin finden, daß jener David wahrscheinlich auch sich der genauern Punctuation der Handschriften seines Bergklosters unterzogen, und daß man den so punctirten Text *editio montana* genannt habe.

Die letzte kürzere Abhandlung behandelt ein historisches Fragment, welches sich in Form eines syrischen Scholion erhalten hat. Nach demselben hieß der Phraao, unter welchem Moses geboren wurde, *Memnophmain*, sein Nachfolger *Aminophthis*, und dessen Nachfolger *Horos*, unter ihm die bekannte Fabel von Moses Zuge nach Aethiopien und seiner Verheirathung mit der Tochter des dortigen Königs. Die beiden letztern Pharaonen finden sich in Manetho's 18. Dynastie (mit geringer Abweichung in dem Namen des erstern) und ebenso auf den ägyptischen Monumenten bey *Champollion*. Dieser giebt dem Horus nach dem armenischen Texte des Euseb. 38 Regierungsjahre, und dieß findet Bestätigung in unserm syrischen Fragmente (der griech. Euseb. und Joseph. nur 36, Julius Afr. 87). Der Name des ersten Phraao bey dem Syrer, so wie die übrigen chronologischen Momente lassen sich schwerlich mit den sonstigen Angaben vereinigen.

Wir wünschen diesen *Horis* baldige Fortsetzung, eine stets so glückliche Wahl wie bey der Abhandlung über die *Versio Karkaphensis*, etwas gedrängteren und correcteren Stil und weniger übertriebene Bescheidenheit. Das Register der syrischen Wörter ist dankenswerth.

E. R.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Nauck: *Der Prediger Johann Friedrich Oberlin im Steinthal*, ein Vorbild für Landprediger. Herausgegeben zum Besten der durch Ueberschwemmung Verunglückten in den Weichsel-Niederungen. 1829. XII u. 81 S. 8. (8gGr.)

Wir beeilen uns um so mehr, die durch Zufall verspätete Anzeige vorliegender Schrift nachzuholen, da sie nicht nur wegen des bey Herausgabe derselben beabsichtigten wohlthätigen Zweckes, sondern auch durch ihren Inhalt ein allgemeines Interesse in Anspruch nimmt. Der um Förderung wahrhaft christlichen gemeinnützigen Lebens und Wirkens hochverdiente Vf., Hr. Regierungsrath v. Türk zu Potsdam,

entlehnte die Materialien zu der hier gelieferten Beschreibung eines der ausgezeichnetsten Laiegeistlichen, des am 1sten Junius 1826 zu Wald (in dem am nordwestlichen Abhange der hoch Bergkette im Departement des Niederrheins gelegenen Steinthal) verstorbenen Pfarrers Oberlin, verschiedenen ihm zugekommenen glaubwürdigen Abhandlungen und Notizen, insbesondere aus einer Abhandlung von *Lutheroth* und dem *Journal de Saubourg*; und zeigt somit durch die That, wie sehr voll ein würdiger Landgeistlicher, den ja Goethe mit Unrecht einen wahren Melchisedek, als König und Priester zugleich, nennt, in geistiger und jeder Hinsicht, selbst mit sehr geringen Mitteln seine Gemeinde zu wirken im Stande sey. Dem hat vernommenen Einwurfe, „viele Landgemeinden sind so sehr verwildert und verdorben, daß selbst ein Apostel bey ihnen nichts ausrichten würde“, begegnet der Vf. durch die aus seiner eigenen Erfahrung geschöpfte Bemerkung, daß er selbst in solchen Gemeinden, die als gänzlich roh und verdorben verfallen waren, immer noch einzelne Gemeindeglieder gefunden habe, die das Gute wollten und bey denen vernünftige Vorstellungen und angemessene Wirksamkeit eines würdigen Geistlichen Eingang fand, wodurch dann bald auch die übrigen gewonnen werden. „Der Keim zum Guten, sagt der Vf., geht in das Menschen nie ganz unter, er darf nur entwickelt und gepflegt werden.“ (S. IX). Möchten dieß zu unsere neuesten pietistischen Modeprediger beherzigen, welche durch gänzliche Verkennung und Herabwürdigung jenes von Gott dem Menschen eingepflanzten Keimes zum Guten und durch ihre verkehrte Blut- und Opfertheologie, von welcher der Erbsen selbst gerade das Gegentheil gelehrt hat, alle sittlich-religiöse Thatkraft und alles lebensfrohe gemeinnützige Streben für wahre Veredlung der Menschheit unterdrücken und vernichten. Trefflich zeigt uns der Vf., wie Oberlin, als treues Werkzeug in der Hand Gottes, durch eine planmäßige, ins Große gehende, Alles umfassende Verbesserung der zeitlichen Lage seiner Gemeindeglieder, die Vatergüte Gottes ihnen gleichsam vergegenwärtigte und auf solche Weise ihre Herzen zur Aufnahme des göttlichen Wortes und göttlichen Lebens empfänglich machte. Einzelne treffende Andeutungen finden sich auch in den eingestreuten Anmerkungen, z. B. über die Wichtigkeit diätetischer und ärztlicher Kenntnisse für den Landprediger. Doch verbietet der Raum, dem Vf. hier in das Einzelne zu folgen. Möge O.'s Beyspiel recht Viele zur Nachahmung reizen, die mit sorgfältiger Berücksichtigung der fortgeschrittenen Zeit- und Kulturverhältnisse, mit wahrhaft christlicher Lehr- und Lebensweisheit gleich ihm factisch darzuthun streben, wie „die Gottseligkeit zu allen Dingen nützlich sey und die Verheißung dieses wie des zukünftigen Lebens habe.“ 1 Tim. 4, 8.

Julius 1830.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

- 1) BERLIN, b. Hayn: *Grammatisch - stilistisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, zur Beförderung eines richtigen und schönen Ausdrucks der Gedanken. Von J. D. F. Rumpff, Königl. Preufs. Hofrath. (Mit dem Motto: Das Wort bildet zum Denker, der Begriff zum Redner.) 1829. VI u. 448 S. 8. (2 Rthlr.)
- 2) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *Dreyhundert und achtzehn Briefe berühmter und geistreicher Männer und Frauen zur vielseitigen Bildung des Stils, des Tones und des Geschmacks im brieflichen Umgange*. Herausgegeben von J. D. F. Rumpff, Königl. Preufs. Hofrath. 1829. VIII u. 422 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Der Stoff zu dem ersten Werke des Hrn. Hofrath Rumpff, eines bekannten Polygraphen, ist nach der Anzeige in dem Vorwort hergenommen von Heyse, Campe und Eberhard-Maafs nach Gruber. Es beginnt mit einem zweyunddreysig Seiten langen kurzen Abriss der deutschen Grammatik, wie es deren hunderte giebt, und der von der richtigen Aussprache der Buchstaben, Sylben und Wörter, Betonung, richtigen Schreibung, Sylben- und Wörtertheilung, dann von den Sprachtheilen handelt, alles höchst oberflächlich. Hier finden wir S. 16, daß man nicht schreiben und sagen müsse: „Ein Stück Brot“, „ein Trunk Wasser“, sondern *ein Stück Brotes, ein Trunk Wassers*, also auch wohl: *Senden Sie mir ein Faß Weines?* — S. 17 wird folgende Regel aufgestellt: „Bey dem Zusammenkommen mehrerer Personen beziehe man *welcher* u. s. w. auf das *Subject* oder auf den Hauptgegenstand, *der* u. s. w. aber auf eine andere Person oder Sache ausser dem Subjecte: „Herr Müller ist Kaufmann zu Berlin und Vater meines Schwagers, *welcher* mir viele Gefälligkeiten erwiesen“, — und nun soll *welcher* auf Herr Müller gehen. — Das war ein wohlgemeinter Vorschlag des verdienstvollen *Seidenstückers*, und Heyse mag den als annehmbar betrachtet haben; aber wer *richtigen und schönen Ausdruck* lehren will, der darf solche Annahmen nicht annehmen, sondern muß sagen: Hier ist die ganze Stellung in Beziehung auf Verständlichkeit falsch, und es muß heißen: Hr. Müller, welcher mir viele Gefälligkeiten erwiesen hat, ist u. s. w. — So ist die Bestimmung des

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Adverbs (S. 17) nicht richtig angegeben, wenigstens nicht im Ausdrucke, wenn gesagt wird, es diene niemals zur Bestimmung des Hauptworts, da es doch in „der Amtmann *hier*“ allerdings etwas vom Hauptworte bestimmt, nur nicht etwas in dem Gegenstande zu denkendes. — Wenn der Organismus der Sprache gehörig wird erkannt werden, so wird die Lehre von dem *regiert werden der Casus* auch eine andere Gestalt gewinnen, und er ist doch bereits so weit erkannt und bekannt, daß Hr. R. darauf hätte aufmerksam seyn sollen: aus diesem läßt sich leicht begreiflich machen, wenn der innere Sinn der Casus bestimmt aufgefaßt wird, warum z. B. *bedürftig* wie *bedürfen* den Genitiv, *angenehm* den Dativ u. s. w. regiert; dann würde aber auch von keinem *regiert werden* des *Nominativ* durch Verben wie *heißen*, *bleiben* u. ähnl., wenn ein Hauptwort als *Prädicat* steht, die Rede seyn, da *Subject* und *Prädicat* eben *Nominative* sind. — Die Angabe des Kennzeichens der sogenannten *Regel- und Unregelmäßigkeit* der Zeitwörter (S. 23) ist viel zu unbestimmt, indem dabey die Kenntniß dessen, was gelehrt werden soll, vorausgesetzt wird: die Abweichung des *Præteritum* (loben — *gelobt*, warnen — *gewart*; aber: bleiben — *geblieben*, kommen — *gekommen*) läßt es, bis auf ein Paar Ausnahmen, einzig und allein mit Bestimmtheit erkennen, ob ein Zustandswort die sogenannte regelmässige Form hat oder nicht, und daraus folgt dann die Abweichung im *Imperfectum* oder auch wohl im *Præsens*. — Der *Modus* (S. 25) wird von dem Vf. richtig als *Redeweise* — (deutlicher auch ihm selbst wäre wohl *Aussageweise* gewesen) bestimmt, und doch giebt er als solchen an *Infinitiv* und *Particip*, bey denen doch von Rede- oder Aussage nicht die Rede ist. — Wenn Hr. R. (S. 27) meint, der Gebrauch sey nicht zu verwerfen, wenn man das Verbum wie der Franzose stellt und sagt: „Wir sollen *lieben* unsre Mitmenschen, wie (als) uns selbst“, (insofern nicht etwa noch mehrere Zielgegenstände folgen), so verkennt er den besonnenen Genius unserer Sprache, und von *richtiger* und *natürlicher* kann nicht dabey die Rede seyn, sondern nur von *unrichtiger* und *unnatürlicher*; und so könnten wir noch mehrere falsche Behauptungen herausheben, die nach dem gegenwärtigen Stande der deutschen Grammatik auch selbst dem bloßen Empiriker, wenn er als Lehrer auftritt, nicht mehr zu verzeihen sind. — Was nun aber das Wörterbuch selbst anbetrifft, so finden wir die Wahl der

Wörter, die Angabe ihrer Flexionen, die kurze bündige Bestimmung der Begriffe, besonders durch die sinnverwandten Wörter, ganz zweckmässig, und das Ganze dankenswerth für den Hülfbedürftigen, wenn auch Einzelheiten vorkommen, die zu berichtigen sind, wie z. B. die Angabe nach so als *bestimmte Gradvergleichung* die Vergleichungspartikel *wie* zu gebrauchen; oder Wörter wie *Ehrdrang*, *Ehrdurst*, — die ungebräuchlich und entbehrlich sind; oder (S. 192) die Behauptung, dass man nicht sagen dürfe: „Ich habe das *im Ernst* gethan“, oder „*Im Ganzen* wird gefehlt“, sondern *in Ernst* (!), *in Ganzen* (!) — und an feinere Unterscheidungen, wie z. B. zwischen *darstellen* und *vorstellen*, nicht zu denken ist. —

Was dagegen Nr. 2. anbetrifft, so ist dies eine wahre Buchmacherey, die an *Nachdruck* gränzt. Hierbey hat sich Hr. *Rumpf* bis aufs Abschreiben *alle* Mühe erspart, denn die Wahl, da sie nicht einmal systematisch ist, kann wohl kaum in Anschlag kommen bey dem stets wachsenden Reichtum durch die nur bedingt lobenswerthe Sitte, den Briefwechsel bedeutender Verstorbener bekannt zu machen. Warum hat der Vf., wenn er das schon vielmals von ihm nach Andern theoretisch über Briefe Gesagte hier nicht abermals wiederholen wollte, denn nicht wenigstens durch angeführte Erläuterungen *sein Publikum*, das *unwissende*, mit den Verfassern dieser Briefe und den Verhältnissen, aus denen sie hervorgegangen sind, bekannt gemacht, und dafür lieber ein halbes hundert Briefe zur Raumersparung weggelassen? Wenn wir auch zugeben, dass das Lesen gutgeschriebener Briefe mehr bilde als alle Theorie, so kann dies doch nur unter der Bedingung gelten, dass sie ganz in ihrer Eigenthümlichkeit verstanden werden, und was kann *sein Publikum* von *Garve*, *Lessing*, *Hermes* u. ähnl. wissen? — So wie sie vorliegt, kann diese Sammlung durchaus den im Vorworte angegebenen Zweck nicht erreichen!

GESCHICHTE.

KÖNIGSBERG, im Verlag d. Gebr. Bornträger: *Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien*, von Dr. Friedrich Ellendt. XIV u. 615 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Mit den Worten: „Wenn mich die eigenthümlichen Schwierigkeiten der Bearbeitung eines historischen Lehrbuches für obere Klassen der Gymnasien dennoch nicht von der Ausführung dieser Aufgabe abgehalten haben, so liegt der Grund davon theils in dem Bedürfniss und dem Erfahrungssatze, dass wir kein Lehrbuch der Art, für höhere Unterrichtsanstalten passend, besitzen, theils in einer aus eben dieser Quelle fließenden Aufforderung, welche höheren Orts an mich erging,“ sucht sich der Verfasser wegen Herausgabe dieses Lehrbuchs zu rechtfertigen, welches die unübersehbare Menge der hi-

storischen Compendien wieder um eines vermindert. Die Aufforderung höheren Orts lässt Res., wie billig, dahin gestellt seyn. Dass wir Deutsche kein für höhere Unterrichtsanstalten passendes Lehrbuch der Geschichte besitzen sollen, ist eine Behauptung, durch welche der Vf. die verdienstvollen Arbeiten namhafter Gelehrten, die den verschiedensten und gerechtesten Beyfall erhalten haben, herabsetzt, zugleich aber die Kritik heraufordert, bey der Prüfung seines Werks die größtmögliche Strenge anzuwenden, um zu ermitteln, ob er sein hartes Urtheil über unsere Lehrbücher der Geschichte durch eine vollendetere Bearbeitung begründet hat. Rec. glaubt jedoch der allerhöchsten verletzenden Aeußerung des Hn. *Ellendt* eine andere Deutung unterstellen zu können, und ist daher weit entfernt, jene Strenge in Anwendung bringen zu wollen.

Den in der Vorrede entwickelten Lehrplan, nach welchem der Vf. den Unterricht in der Geschichte auf Gymnasien eingerichtet zu sehen wünscht, übergehen wir, da die Meinungen über die Art des Unterrichts zu getheilt sind, und hier der Ort nicht ist, sie zu discutiren; müssen uns aber gegen die Absicht S. VIII erklären: dass das Mittelalter mehr ethnographisch zu behandeln sey, da es an Vereinigungspunkten sehr mangle. Gerade das Mittelalter bietet in dem allgemein im Morgenlande verbreiteten Islamismus, in dem großen Frankenreiche, dem Kampfe der Hierarchie mit der weltlichen Macht, der Ausbildung des Lehnswesens, in den Kreuzzügen und in der Entwicklung so vieler Institute, die allen christlichen Staaten gemein waren, hinreichende Vereinigungspunkte dar, um sich vorzugsweise zu einer synchronistischen Behandlung zu eignen.

In der Eintheilung sowohl der drey Zeitalter als der Perioden derselben weicht der Vf. von der allgemein angenommenen Methode ab. Die alte Geschichte endigt mit dem Jahr 396 nach Christo, und ist nur in zwey Perioden eingetheilt, die sich im J. 500 v. Ch. scheiden; die mittlere Geschichte bis zum Jahre 1500 enthält 5 Perioden, welche durch die Jahre 600, 880, 1100, 1273 und 1500 begrenzt sind; die neuere Geschichte zerfällt in 3 Perioden, deren Endpunkte die Jahre 1660, 1786 u. 1815 sind. Der Grund dieser Aenderungen ist nirgends angegeben, und da sie in keinem Falle bequemer sind als die allgemein üblichen Zeiteintheilungen, so können sie nicht gebilligt werden.

Die alte Geschichte ist meistens aus den Quellen selbst bearbeitet; auch sind neue Hauptwerke, als *Heeren*, *Luden*, *Niebuhr*, *Opfr.* *Müller* u. A., nicht unberücksichtigt geblieben. Die bekannten Thatsachen sind richtig und in guter Auswahl vorgetragen. Neue Forschungen darf man in einem Lehrbuche nicht erwarten; Conjecturen sind darin unter allen Umständen ein unwillkommener Ueberflus, wodurch der Lehrer bey dem Ertheilen des Unterrichts aufgehalten, der Lernende aber nur ver-

gewirrt gemacht würde. So kann Rec. es nicht **Wigen**, daß Hr. E. S. 34 die ägyptische Herkunft **in Kekrops** und des **Danaos** bestreitet, weil bey **in Einrichtungen**, die ihnen zugeschrieben werden, **keine Spur** von morgenländischer Sitte bemerkbar **ist**, und weil die Aegypter zu keiner Zeit seefah- **nd** gewesen, nirgend als Gründer von Niederlas- **ungen** erschienen. Sollte der erste Grund statthaft **yn**, so müßten auch alle Einwanderungen aus **leinasion** für unwahr erklärt werden; der zweyte **und** könnte bloß die unmittelbare Einwanderung **rs Aegypten** unwahrscheinlich machen; und end- **ch** daß die Aegypter nirgends als Gründer von **iederlassungen** erscheinen, wird schon durch He- **odot** wenigstens zweifelhaft gemacht, der B. II. **Kap. CIV u. CV** die Bewohner von **Kolchis** für Ab- **kömmlinge** von den Aegyptern hält; auch wanderten **a die Israeliten**, die **Aethiopier** und die **Kriegerkaste** **ms.** Auch **Luden** (s. **alte Geschichte**, dritte Auflage, **r Th. S. 225**.) hält das **Orakel** zu **Dodona** für eine **stiftung** der Aegypter. Ferner die Behauptung **S. 34**), daß die **Griechen** ihre Buchstabenschrift **nicht** unmittelbar von den **Phönikiern**, sondern **durch** den Verkehr mit den **Ioniern** erhalten hätten, **gehört** nicht dahin. Was **Diodor**, auf dessen Ae- **ußerungen** der Vf. seine Behauptung zu begründen **scheint**, B. III. Kap. LXVI und B. V. Kap. LVII **u. LXXIV** darüber sagt, ist verworren und wider- **sprechend**. Da bey dergleichen Angaben von histo- **rischer Gewisheit** die Rede nicht seyn kann, so ist **es wohl zweckmäfsig**, sie unangegriffen zu lassen, **und für** das zu geben, was sie sind, für Sagen, de- **ren Grund oder Ungrund** nicht zu ermitteln ist. **Bey** den Völkerschaften Italiens hätte das nicht **übergangen** werden sollen, was **Niebuhr** (s. **Römi-** **sche Geschichte**; 2te Aufl. 1r Th. S. 26 u. f.) von den **Oenotrern** und **Pelasgern** sagt, welches auch auf die **älteste Geschichte Griechenlands** angewandt werden **könnte**.

In der Geschichte des Mittelalters ist Hr. E. gro- **ssentheils** dem vortrefflich bearbeiteten **Schlossers** **chen Werke** gefolgt, eine Wahl, die nur gebilligt **werden kann**. S. 181 hat der Vf. die richtige An- **sicht** von dem ursprünglichen Geschäftskreise eines **Major domus**, wenn er ihn durch einen **Comes do-** **mus regiae** erklärt, die Uebertragung in Hausmaier **ist daher nicht passend**. — Bey der Erhebung **Pipins** **zum Könige** der Franken (S. 226) wäre eine ausführ- **lichere Darstellung** dieser wichtigen Begebenheit **wünschenswerth**, die freylich **Schlosser** auch nicht **gewährt**, die aber aus **Rehm's** Handbuch der Ge- **schichte des Mittelalters**, 1r Bd. S. 622, hätte ent- **nommen** werden können. **Pipins** Schenkung des **Exarchats** an den Papst war keineswegs, wie S. 227 **behauptet** wird, angeblich, und die Schlüssel der er- **obernten Städte** wurden dem Papst nicht etwa als dem **Statthalter** des Kaisers überreicht. Das **Exarchat**, **so weit Pipin** es den **Longobarden** abgewonnen, **schenkte** er dem römischen Stuhle als Kirchengut. **Gründlich** entwickelt hat diese Angelegenheit **Luden**

in seiner Geschichte der Deutschen Bd. IV. S. 215 **u. f.** — Heinrichs I. Verdienste um Deutschland hät- **ten wohl** mehr hervorgehoben werden können und **sollen**, als es S. 252 geschehen ist. Seine Wirksam- **keit** war keineswegs nur still und fromm und mehr **auf** seine angestammten Herzogthümer als auf das **ganze Reich** gerichtet, wie es a. a. O. heist; im Ge- **gentheil** hat kaum je ein deutscher König sich auf **eine so grosartige** und heilsame Weise für das Reich **thätig bewiesen**, als Heinrich I. — In der Cultur- **geschichte** des dritten Zeitraums würde noch Bi- **schof Bernward** von **Hildesheim** als Gelehrter und **Beförderer** der Künste und Wissenschaften, dann **als Geschichtschreiber Wittekind** von **Corvey** und **Diethmar** von **Merseburg**, endlich **Gerbert** (**Sylve-** **ster II.**) zu nennen seyn.

Die neuere Geschichte scheint im Verhältniß **der beiden früheren Zeitalter** zu kurz behandelt, **denn** sie nimmt keinen grösseren Raum ein, als die **Geschichte** des Mittelalters, daher denn auch bey **Darstellungen** mehrerer Begebenheiten einige Dun- **kelheit** nicht hat vermieden werden können. Dafs **aber** die neueste Geschichte von dem Jahre 1815 ab **gänzlich** fehlt, dürfte sich schwerlich genügend **rechtfertigen** lassen, da jedem Jünglinge, der sich **den Wissenschaften** widmet, die Kenntniß der Ge- **schichte** seiner Zeit unerläßlich ist. Der Mangel **einer Inhaltsanzeige** erschwert den Gebrauch dieses **Buches** sehr.

DRESDEN, in d. Hilscher. Buchh.: *Geschichte von* **Böhmen**. Von Dr. **Julius Franz Schneller**. 1827. **Erstes Bändchen**. X u. 146 S. **Zweytes Bändchen**. 92 S. **Drittes Bändchen**. 92 S. kl. 8.

Auch unter dem Titel:

Allgemeine historische Taschenbibliothek für Je- **dermann**. **Achtzehnter Theil**. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Den Beyfall, dessen sich die *allgemeine histori-* **sche Taschenbibliothek** seit ihrem Beginnen erfreut, **verdankt** sie, nächst dem anerkannt löblichen Zwecke, **die Geschichte** zu einem Gemeingut aller Gebildeten **des Volks** zu machen, und dem verständigen Plane, **der ihrer Anordnung** zum Grunde liegt, auch der **glücklichen Wahl** der Gelehrten, denen die Bear- **beitung** der einzelnen Staatengeschichten übertragen **worden** ist. Ein Geschichtswerk, welches für das **grofse**, der Mehrzahl nach nicht wissenschaftlich **gebildete Publikum** bestimmt ist, muß vor allem **sich durch** eine anschauliche und unparteyische Dar- **stellung** auszeichnen, damit Leser, denen das Quel- **lenstudium** nicht zugemuthet werden kann, nicht **auf Dunkelheiten** stoßen oder schwankend in ihren **Ansichten** bleiben, wodurch bey ihnen die Lust zur **historischen Lectüre** verleidet werden würde. Der **Verfasser** einer solchen Geschichte muß Muth und **Willen** haben, überall strenge und ungeschminkte **Wahr-**

Wahrheit zu sagen, doch auch hinreichende Gemüthsruhe, um ohne verletzende Leidenschaftlichkeit die Sache der Wahrheit gegen Wahn und Vorurtheil zu führen, damit er auch den Schein der Parteylichkeit vermeide, welcher seiner Glaubwürdigkeit Eintrag thun würde. Vor allem ist dieses bey einer Geschichte von Böhmen nothwendig, bey welcher schon die Einseitigkeit und Befangenheit der Quellschriftsteller den Gleichmuth des Geschichtschreibers auf eine harte Probe stellt, außerdem aber die kirchlichen und politischen Factionen, die dieses Land anhaltend und tief erschütterten, eine streng unparteyliche Darstellung sehr erschweren. War es daher bey der Bearbeitung der Geschichte von *Böhmen* für die allg. hist. Taschenbibliothek vorzugsweise erforderlich, daß sie einem Schriftsteller anvertrauet wurde, der Kraft und Unbefangenheit genug besaß, sich von allen politischen und kirchlichen Vorurtheilen frey zu machen und sich auf den kosmopolitischen Standpunkt zu erheben, von welchem aus allein mit Unparteylichkeit über die Thaten und Schicksale der Völker abgesprochen werden kann; so hätte die Wahl des Bearbeiters der vorliegenden Geschichte schwerlich glücklicher getroffen werden können, als es gegenwärtig geschehen ist. Der Vf. war acht und zwanzig Jahre hindurch ein Bürger des österreichischen Kaiserstaates, bekleidete in *Grätz* eine Professur der Geschichte, lernte *Böhmen* auf mehreren Reisen genau kennen, machte mit dem gelungensten Erfolg die Geschichten einzelner Länder der österreichischen Monarchie zu Gegenständen seiner Thätigkeit und wurde endlich durch seine Liebe zur Freymüthigkeit veranlaßt, in das heimatliche Rheinland (nach *Freyburg im Breisgau*) zurückzukehren, um das ihm unschätzbare Gut gesetzlicher Lehrsreyheit wieder zu erlangen. Deutschland kennt und ehrt ihn längst als einen kenntnißreichen, geistvollen Schriftsteller, und als solchen hat er sich auch durch dieses Werk aufs Neue erwiesen. — Die vorliegende Geschichte ist in drey Bändchen abgetheilt, wovon das *erste* die Geschichte Böhmens bis zum Erlöschen des *Luxemburgischen* Königsstammes, das *zweyte* bis zum Ausgange der Regierung *Ferdinands III.*, und das *dritte* bis zum Jahr 1827 enthält. Jedes Bändchen zerfällt wiederum in mehrere Abschnitte — im Ganzen in dreyßig — wovon der letzte sehr zweckmäßig eine gedrängte kritische Uebersicht der vorzüglichsten zu diesem Werke benutzten Quellschriften enthält. Der Vf. hat bey Abfassung seiner Geschichte eine sorgfältige Auswahl der Begebenheiten getroffen, sie mit Einsicht zusammengestellt und die Hauptmomente gut hervorgehoben. Seine Urtheile sind freymüthig, doch nie die Schranken des Anstandes verletzend; die Schreibart ist leichtfließend,

lebhaft, ungekünstelt und stets dem Gegenstande angemessen. Als ein besonderer Vorzug dieser Geschichte verdient bemerkt zu werden, daß darin mehr als wohl sonst gewöhnlich auf die Darstellung des Volkslebens Rücksicht genommen worden ist, und diesem wichtigen Gegenstande mehrere eigene Abschnitte gewidmet sind. Wenn gleich in einem Werke dieser Art keine Resultate neuer Forschungen, noch weniger aber Conjecturen erwartet werden dürfen, da es seinem Zwecke gemäß nur Thatsachen, die keinem Zweifel unterliegen, darstellen soll, so wird man doch mit Vergnügen die vielen neuen Ansichten, die der Vf. von dem Charakter und der Handlungsweise mehrerer historisch merkwürdiger Personen und von der Bedeutsamkeit mehrerer wichtigen Ereignisse aufgestellt hat, mit Vergnügen lesen und des Verfassers Scharfblick und reifem Urtheil die verdiente Anerkennung nicht versagen. Vorzüglich gelungen in dieser Hinsicht ist das, was B. I. S. 8 u. f. über *Ottokar II.*, B. I. S. 105 über *Karl I.* und B. III. S. 46 u. f. über das Volksleben unter *Maria Theresia* und *Joseph II.* gesagt worden ist.

SCHÖNE LITERATUR.

CÖSLIN, b. Hendels: *Schattenspiele des Lebens und der Liebe*, von *Ferdinand Schubert*. Zweytes Bändchen. 1830. 171 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses zweyte Bändchen enthält: „Eduard und Maria“ oder: „die Liebenden unter den Wilden“. Der Vf. erzählt hier die Begebenheiten zweyer Liebenden, die im Amerikanischen Freyheitskriege, wegen kriegeroischer Unruhen mit der älterlichen Familie die Anpflanzung derselben verlassen, und sich tiefer in die Wälder zurückziehen. Auf einem Spaziergange verirren sich Eduard und Marie in die ungeheuern Urwälder, bis sie endlich, nach vielen ausgestandenen Leiden, von einem Trupp auf der Jagd begriffener Wilden aufgefunden, vom Hungertode errettet, und mit nach ihrer Niederlassung genommen werden. Hier finden sie die gastfreyste Aufnahme, und nach einem fast einjährigen Aufenthalte geleiten sie diese Wilden nach dem Fort Niagara, von wo sie durch Vermittlung des Gouverneurs, auf einer englischen Fregatte, den bekümmerten Aeltern wieder zugeführt werden. Die Erzählung ist mit einer Schilderung von den Sitten und Gebräuchen der Wilden ausgeschmückt, und besonders mit einer sehr malerischen Beschreibung von der Ansicht des berühmten Katarakts des St. Lorenz - Stroms bey Niagara, im Winter, bereichert, welche Lesern, die mit diesem Naturwunder noch nicht bekannt sind, eine angenehme Unterhaltung gewähren wird.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1830.

REISEBESCHREIBUNGEN.

PARIS, b. Santelet: *Voyage en Italie et en Sicile*, par M. L. Simond, auteur des *Voyages en Angleterre et en Suisse*. 1828. Zwey Bände in 8, kas. 833 S. (15 Frs.)

Hr. S. durchreiste Italien vor etwas länger als 10 Jahren (Oct. 1817 bis Juli 1818), mithin wenige Jahre vor dem Ausbruche jener Revolutionen, die wir daselbst fast eben so schnell entstehen als gedämpft sahen. Die etwas verspätete Bekanntmachung seiner Reisebemerkungen rechtfertigt er hinlänglich, wenn er selber sagt, daß, um etwas Gutes zu liefern, man sich nicht übereilen dürfe. — In der That ist das Werk, welches vor uns liegt, weder das Product einer poetischen Begeisterung, noch das Stammbuch eines Künstlers oder sentimentalen Prosakten; es ist dasselbe vielmehr lediglich das Tagebuch eines verständigen, ersten und aufrichtigen Mannes, der das, was er sieht, so wie es ihm erscheint, vorstellt, dabey aber sich von seinen Gefühlen, vielleicht auch von gewissen religiösen und politischen Vorurtheilen leiten läßt, die ein gründliches Studium des Zustandes von England ihm einflößte. Der Gesichtspunkt, unter welchem uns der Vf. Italien zeigt, ist demnach gewissermaßen neu; denn hat seine Art, die Dinge zu sehen, auch viel von der eines Briten oder Genfers an sich, so gewahrt man zwischendurch ebenfalls etwas von dem französischen Nationalgeiste. Wir deuteten bereits das an, was der Leser in diesem Buche nicht zu finden erwarten darf. Unter Anderem verhehlt es nicht, daß er weder Kunstsinne habe, noch Geschmack an Alterthümern fände. Nicht zehn Schritte, sagt er in dieser Beziehung, werde er gehen, um eine Erinnerung aufzusuchen; und aus Raphael's Meisterwerken macht er sich eben auch nicht viel. Die Sixtinische Kapelle macht ihn lachen; er erblickt darin nur Häßliches und Verwirrtes. Beym Hinausgehen wundert er sich über Michel Angelo's unbedeutende Leistungen. Die Basreliefs am Triumphbogen zu Mailand zieht er denen des Parthenon vor. Bey dem eisernen Nachen am Palaste des Dogen von Venedig fällt ihm die Briefpost ein; und auf der Piazzetta, nahe bey den Lagunen, umgeben von so vielen Erinnerungen und prunkenden Denkmälern, vergleicht er den Löwen von Sanct-Marous auf der Spitze

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

einer der wichtigsten dem Peloponnes geraubten Säulen mit einem Schlottfeger, der so eben dem Rauchfange entsteigt. — Allein, spricht auch Hr. S. von den Künsten wie ein pedantischer Klassiker von Shakespeare's Tragödien, so ist er ein desto gewissenhafter Beobachter der Sitten, ein einsichtsvoller und treuer Erzähler. Er sah viel, fragte viel und sprach über vieles, und das, was er am Tage auffasste, schrieb er am Abend in sein Tagebuch nieder. Auf diese Weise ist sein Reisebericht eine anziehende Sammlung von Anekdoten und Erläuterungen geworden, die im Ganzen eine sehr treffende Schilderung des italienischen Charakters gewähren. — Da es unthunlich ist, ein Werk dieser Gattung zu analysiren, so dürften einige Anführungen aus demselben mit beygefügten Bemerkungen genügen, um den Lesern einen Maßstab für dessen Werth an die Hand zu geben. Unser Reisender verweilt sich nicht lange bey der Lombardey, etwas länger bey Venedig und Florenz; allein hinsichtlich Roms, Neapels und Siciliens ist er am ausführlichsten. — Hr. S. bestätigt und wiederholt belobend zum öftern jene bekannte Bemerkung der Frau v. Staël, daß sich die Italiener ganz naturgemäß gehen ließen, ohne Ziererey so wie ohne den mindesten Zwang, um der Meinung Anderer zu gefallen: „sie thun und unterlassen nichts, sagt er, weil fremde Blicke auf sie gerichtet sind.“ Diese Bemerkung ist richtig; allein die Thatsache selber, geht man auf den Grund zurück, verdient weit mehr Tadel als Lob, weil das Motiv dieser Handlungsweise wohl nur in jenem Mangel eines Nationalgeistes liegt, den man den Italienern schon seit Jahrhunderten zum Vorwurfe macht. — Die religiösen Feyerlichkeiten, denen Hr. S. während seiner Anwesenheit zu Rom beywohnte, veranlassen ihn zu Schilderungen voller sinnreicher Contraste. So stellt er uns den Papst vom großen Balcon der Peterskirche seinen Segen spendend dar. „Mit der Fingerspitze, sagt er, segnete der Heilige Vater rechts und links das versammelte Volk, und wiederholte dies mehrere Male. Hierauf warf er, bey Weggehen, eine Handvoll fliegender Blätter aus, über welche der Pöbel hinstürzte, gerade wie der nämliche Pöbel zu Paris; wenn bey sogenannten öffentlichen Freudenfesten Bratwürste unter denselben ausgeworfen werden. Zu Rom waren es Ablafzetteln zu Gunsten derjenigen, welche sie erhaschen konnten, indem sie ihre Nebenmenschen unter die

Fälsche getreten." An einem andern Orte erzählt uns Hr. S. einen ziemlich seltsamen Mißbrauch, den die Unrechtllichkeit mit den Frömmigkeits-Uebungen treibt. „Es giebt, sagt er, ein Mittel, die Bezahlung einer Schuld, selbst nach erfolgtem Urtheilsspruche, aufzuschieben: zu dem Ende begiebt man sich, auf das Geheiß des Beichtvaters, in religiöse Abgeschiedenheit, um sich zum Abendmahle vorzubereiten. Während dieser Zeit, deren Dauer der Kardinal-Legat des Departements oder sein Secretär bestimmt, kann keine Auspändung noch Verhaftung Statt finden." Ein Mord ward zu Rom bey hellem Tage auf dem Corso begangen. Hr. S. äußerte sein Erstaunen, daß die zahlreichen Zeugen des Verbrechens es dem Thäter verstatteten, in ein Sanctuarium zu flüchten. Möchten Sie wohl, antwortete man ihm, daß sich ein rechtlicher Mann zu den Amtsverrichtungen eines Sbirren herabwürdigte? „So allgemein, sagt er, ist hier die Stimmung stets zu Gunsten des Verbrechers gegen die Justiz. Man hält die Gesetze für Unterdrückungswerkzeuge in den Händen der Reichen und Mächtigen gegen die Armen und Schwachen. Der volksthümliche Ausruf: *povero cristiano!* betrifft nicht den zu Boden gestreckten und in seinem Blute schwimmenden Menschen, sondern den, der ihn in diesen Zustand versetzte." Nicht minder verhaßt ist die Polizey; hinsichtlich ihrer, bemerkt der Vf., denken die Italiener wie die Engländer, wiewohl aus verschiedenen Ursachen. Denn hat der Brite überhaupt einen Widerwillen gegen die präventive Justiz d. i. die Polizey, so ist sie zu Rom bloß wegen ihrer schlechten Verwesung verhaßt. An der Freyheit ist hier nichts zu verderben. „Die Justiz, fügt Hr. S. mit den Worten spielend hinzu, ökonomisirt in der That mit Zeit und Worten, so wie der Angeschuldigte einige Stockschläge erspart, die ihm, streng genommen, gebühren könnten, oder auch einige Jahre Gefängniß. Allein freylich sieht er sich auch der Gefahr ausgesetzt, einige Jahre verurtheilt zu werden, ohne es verdient zu haben." — Auf die nämlichen Mißbräuche stößt man auch in Sicilien. In dem Gefängnisse des Piazza marina befinden sich, nach Hn. S., 1700 Individuen, „wegen Verbrechen aller Art verhaftet, in der Erwartung, nicht etwa gerichtet, sondern endlich aus Mangel an Platz losgelassen zu werden, wie solches von Zeit zu Zeit geschieht. Die oft ganz unerhebliche Ursache ihrer Verhaftung wird vergessen, die Zeugen sind gestorben oder entfernt; Niemand verfolgt den Proceß, jedoch bewahrt man den Gefangenen aus Unbekümmertheit, aus Vorsicht und weil es das Gewissen der Behörde beruhigt, die ihre Wachsamkeit bewiesen zu haben glaubt, indem sie die Gefängnisse recht angefüllt hält." Zur Unterstützung dieser Behauptungen führt der Vf. folgenden Vorfall an: Ein Vorübergehender, der Leute, im Streite begriffen, aus einander bringen wollte, ward erdolcht. Die Mörder ergriffen die Flucht, und Sbirren, die hinzukamen, bemächtigten sich

dreyer von den Zuschauern und führten sie ins Gefängniß, wo sie sich noch zwey Monate hernach, zur Epoche von Hn. H's Anwesenheit zu Palermo, befanden. „Es scheint mir nicht, — bemerkt unser Reisender gelegentlich der Gefangenen zu Messina, — daß man sich hier eben sehr darüber wundert, Leute mehrere Jahre lang auf diese Weise in Haft und aufs Gerathewohl (bey Anlaß eines Aufstandes im Gefängnisse) erschießen zu sehen. Ich habe dergleichen Maafsregeln nicht tadeln hören." Es kommt diels daher, meint Hr. S., weil sich in Italien der Geist des Mißvergnügens nicht etwa über die Grundsätze der Regierung, sondern bloß über die materiellen Resultate der Verwaltung äußert, und weil das Volk nicht einsieht, daß gute Grundsätze gute Resultate herbeiführen. Aus diesen Rücksichten billigten selbst Mißvergnügte die zur summarischen Aburtheilung der eingezogenen Straßendirbender niedergesetzten Prevotal-Gerichtshöfe, ohne zu gewahren, daß die gegen jene Räuber verübte Willkür auch rechtliche Leute treffen könne. — Wir schließen mit einer Bemerkung, die eben nicht zu Gunsten des Vfs ist. So viel gesunde Beurtheilungskraft die Schlüsse, die derselbe aus den von ihm angeführten Thatsachen zieht, auch immerhin beweisen, so nimmt er es doch mit den statistischen, geographischen und chronologischen Angaben selber so gar genau nicht, was der Ueber-eilung zuzuschreiben, mit welcher er seine Beobachtungen niederschrieb. So giebt er z. B. zwey unterschiedliche Werthe für dieselbe Münzsorte an; bald versetzt er Charybdis auf die kalabrische, Scylla auf die sicilianische Seite, und umgekehrt; und um die Unterwürfigkeit des römischen Adels gegen Bonaparte nach der Vereinigung des Kirchenstaats mit Frankreich im J. 1809 außer Zweifel zu setzen, führt er die Heirath des Fürsten Borghese an, die doch schon 1803 Statt fand, u. s. w.

STATISTIK.

MÜNCHEN, b. Cotta: *Beschreibung des Königreichs Hannover.* Von H. D. A. Sonne, (Rector am königl. Pädagogio zu Hild). Erstes Buch: Einleitung zu einer gründlichen Kenntniß des Königreichs Hannover.

Auch unter dem Titel:

Einleitung zu einer gründlichen Kenntniß des Königreichs Hannover, von H. D. A. Sonne. 1829: 261 S. 8. nebst 7 Tabellen. (1 Rthlr. 12 gr.)

Seit sieben und zwanzig Jahren Lehrer der Geographie und Statistik, hat der Vf. vorzugsweise sich mit diesen Wissenschaften in Bezug auf sein Vaterland beschäftigt, und schon im J. 1817 eine Erdbeschreibung des Königreichs Hannover herausgegeben, welche, zwar hin und wieder nicht von Mängeln frey, was jedoch weniger dem Vf., als dem Umstände, daß damals eine vollständige Beschrei-

bung

ding des Landes wegen Mangel an Quellen unmöglich war, zur Last gelegt werden konnte, alle bis dahin erschienenen geographischen Handbücher über das Königreich bey weitem übertraf. Seit jener Zeit ist dem letztern Mangel durch die Erscheinung des *Ubbelohde'schen* Repertoriums, durch *Janzen's* gleichfalls auf officiellen Quellen beruhendes, statistisches Handbuch, durch die zahlreichen Mittheilungen in dem *Spiel-Spangenberg'schen* Vaterländischen Archiv, so wie durch mehrere andere Schriften historischen und statistischen Inhalts, vielfach abgeholfen, und so ist dem Vf. es möglich geworden, sein früheres Werk auf eine Weise zu erweitern, zu berichtigen und zu ergänzen, daß dasselbe, wenn es in der angefangenen Art vollendet seyn wird, ein so anschauliches Bild und eine so vollständige Darstellung des Hannoverschen Staats enthalten wird, wie solche bis jetzt wohl schwerlich von einem andern Staate wird vorgezeigt werden können. Physische, geographische und politische Kenntniß des Landes nach allen ihren Richtungen zu befördern, ist die Aufgabe des vorliegenden Werks; es wird daher in einen allgemeinen und in einen besondern Theil zerfallen, von denen der erstere die sonst zur physischen Geographie gerechneten so wie die geschichtlichen Vorkenntnisse und die allgemeine Beschreibung des Landes, dessen Oro- und Hydrographie, Producte, Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel so wie dessen Staatsverfassung und Staatsverwaltung abhandeln, der besondere aber die Chorographie nach den einzelnen Provinzen und deren Abtheilungen und die zur bessern Beförderung der Gemeinnützlichkeith alphabetisch geordnete Topographie, zugleich aber eine geographische, politische und historische Schilderung jedes chorographischen Abschnitts und der bedeutendern topographischen Artikel enthalten soll. Gegenwärtig liegt nun die erste Abtheilung jenes allgemeinen Theils, welche allerdings als selbstständiges Werk betrachtet werden kann, da sie den besondern Titel einer „Einleitung zu einer gründlichen Kenntniß des Landes“ mit vollem Rechte führt, vor. Sie zerfällt in vier Abschnitte. Der erste derselben, überschrieben: *allgemeine, einleitende Vorkenntnisse*, handelt von dem Namen, der Lage, Gestalt, natürlichen Beschaffenheit und politischen Eintheilung des Landes, von der Zahl seiner Einwohner und Feuerstellen, von dem Verhältnisse der Bevölkerung der Provinzen gegen einander, und dem Verhältnisse der Bevölkerung der Städte gegen die Dörfer; endlich von dem Volksstamme, seiner Sprache und ihrer Dialecte. Der zweyte Abschnitt handelt von den *Eigenthümlichkeiten des Landes, welche in der natürlichen Beschaffenheit des Bodens und in der geschichtlichen Entwicklung des Staats begründet sind*. Unstreitig eine auf eine sehr mühselige Zusammenstellung sorgfältig gesammelter Materialien und Notizen gebaute Darstellung, deren Interesse durch geistreiche Bemerkungen und Folgerungen des Vfs bedeutend erhöht wird. Zuerst handelt der Vf. von

den Eigenthümlichkeiten, welche dem Boden hören. Die Archäologie des Bodens wird in die älteste Bevölkerung nachgewiesen, Scheidung zwischen der nördlichen Sande dem südlichen Gebirgs- und Hügellande gegeben von den Mooren, Marschen und Deichendüngungen der zunehmenden Bevölkerung und das Wesentlichste mitgetheilt, und die große Verschiedenheit des Landeigenthums der Ortschaften, die geringe Zahl der eigentlichen Städte, so wie auch der Mangel an Industriellen, mit Ausnahme der Leinwandfabrication all im Lande unverkennbar ist, und die ungleichen Handelsverhältnisse desselben erklärt. geht der Vf. auf die Eigenthümlichkeiten, mehr der Geschichte angehören, und zu der folgenden Abschnitte den Schlüssel darbietet. Als solcher wird die große Verschiedenheit der Verfassung der einzelnen Provinzen, das vorherrschende Meierwesen (etwa mit Ausnahme der südlichen Provinzen) und der bedeutende des Domaniums (noch neuerlich von Königl. Königthum und Repräsentation“ besonders gehoben; aber bis zur Caricatur verzerrt stellt. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit gemeinen Umrissen über die geschichtliche Entwicklung des Landes nach fünf Perioden, der vierte mit der Literatur zu der allgemeinen Beschreibung Hannovers, und zwar nach folgenden: Archäologie und Geologie — Gebirgs- von den Gewässern — Bevölkerung und G. Ackerbau — Industrie und Handel — ältere Geographie und Geschichte — das Mittelalter gemeine Geschichtswerke — Geographie und Geschichte bis 1827 — vermischte Werke und Anlagen — Literatur und Beschreibung des Angehängt sind ausserdem, zur Erläuterung des dritten Abschnitts, synchronistische Tabellen Fürsten und Bischöfe, welche den leichtern Blick ausnehmend befördern.

Das Bemerkte wird hinreichend seyn, dem redlichen Streben des Vfs nach möglichster schöpfung seines Stoffs und nach Bearbeitung in allen seinen Richtungen einen genügenden Beweis zu liefern; so wie sich auch hieraus ergibt, daß das Werk selbst nicht bloß für den Hannoverer, sondern auch ganz vorzüglich für den Ausländer eine sehr reiche und willkommene Belehrung theilt, namentlich auch in der Hinsicht, daß geläugnet werden kann, daß Hannover in Beziehung für den Nichthannoveraner eine *cognita* geblieben ist; und sich hieraus so einseitige und befangene Urtheile des Ausländer über Hannoversche Einrichtungen und Verhältnisse erklären lassen. Wenn daher Rec. dem Vf. seinen vollkommenen Beyfall geben darf, so darf er doch auf der andern Seite nicht verhehlen, daß vielleicht einzelne Behauptungen des Vf. Widerspruch erleiden dürften, da diese, na-

insofern sie auf dem individuellen Urtheil desselben beruhen, schon der Natur der Sache nach, auch entgegenstehende Ansichten zulassen werden; so wie sich denn gleichfalls nicht verkennen läßt, daß die rhapsodische Kürze, zu welcher der Vf. durch den Reichthum des Stoffs genöthigt war, selbst Mißdeutungen zu erzeugen im Stande ist. Da dieser rhapsodischen Kürze einmal gedacht worden ist, so möge zugleich bemerkt werden, daß dieselbe namentlich auf den vierten Abschnitt nicht ohne schädlichen Einfluß geblieben ist. Eine sorgfältigere Anordnung und detaillirtere Angabe der dort gegebenen Remissionen auf die Quellen zur Landeskunde würde namentlich für den Ausländer gewiß wünschenswerth gewesen seyn, da selbst der Hannoveraner, dem Literatur seines Vaterlandes bekannt ist, sich nicht immer in jenen Remissionen zu orientiren im Stande seyn dürfte. Auch haben sich mehrere böse Druckfehler eingeschlichen, was nun freylich dem Vf. bey seiner weiten Entfernung vom Druckorte nicht zur Last gelegt werden kann, aber doch auf das Studium des Werks nachtheilig einwirkt. — Die am meisten sinnstörend sind, möchten folgende seyn: S. 11. Z. 17 lies *Spilker*. S. 19. Z. 13 *Bouanden*. S. 20. Z. 10 *Schnackenburg*. S. 30. Z. 8. *Niesert*. S. 36. Z. 11 lies 8000. S. 55. Z. 5 *Oderbrück*. S. 62. Z. 5 *Borkum*. S. 69. Z. 17 *Uelzen*. S. 78. Z. 4. *Stotel*. S. 134. Z. 7 *Katlenburg*. S. 153. Z. 5, *Niedock*. Z. 6 *Bramburg*. S. 208. Z. 4 *Hamelne*.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NEUSTADT AN d. Orla, b. Wagner: *Einige Predigten* aus den letzten Lebensjahren des verstorb. H. Nassauischen Kirchenrathes *Johannes Spieker*, Dr. d. Theol. u. Philos., gewesenen Directors u. Prof. am evangel. theol. Seminare zu Herborn. 1829. VIII u. 240 S. 8. (1 Rthlr.)

Die von den Pfarrern J. F. Spieker und Em. Grofs unterzeichnete Vorrede dieser Predigtsammlung beginnt mit den Worten: „Die vorliegende kleine Sammlung von Predigten unsers verstorbenen Vaters war nicht für den Druck ausgearbeitet, weil es nie seine Absicht war, von seinen gehaltenen Predigten welche drucken zu lassen. Dennoch haben wir sie unverändert so gelassen, wie wir sie im Concepte vorgefunden haben“ u. s. w. Hiernach fällt die Verantwortlichkeit für das, was an dem Buche zu tadeln ist, allein auf die Herausgeber. Diese hätten auch in der That Manches anders und Manches gar nicht geben sollen. Es finden sich viele Nachlässigkeiten, die aus den Concepten herrühren mögen, aber aus diesen nicht hätten in den Druck übergehen dürfen. Oft wiederkehrende Verwirrungen in den Abtheilungen und Unterabtheilungen, unrichtige Absätze, ganz falsche Trennungen

der Satzheile, selbst Verstöße gegen die Grammatik u. dergl., erschweren das Lesen und verrathen wenig Achtung gegen das Publicum. Die Herausg. wüßten durch Abänderung solcher Dinge die Manen des verewigten Vfs nicht nur nicht beleidigt, sondern geehrt haben.

Auch hätten sie besser gethan, mehrere dieser Predigten, die zwar nicht ohne gute Gedanken, aber doch übrigens mangelhaft sind, ungedruckt zu lassen, oder durch vollendetere zu ersetzen. Dies gilt zum Theil schon von der Osterpredigt, die einen trefflichen Eingang hat, aber in der Ausführung keineswegs genügt. Wenn sich jedoch die Aufnahme derselben dadurch, daß sie des Vfs letzte und kurz vor seinem Tode gehalten war, einigermaßen rechtfertigen läßt, so kommt doch ein ähnlicher Grund den Predigten: „*Ueber den Glauben an Gott als Weltrichter, Erlöser und Vergelter*!“, und: „*Ob es in der Welt besser oder schlimmer werde!*“ nicht zu Statte. In jener herrscht eine solche Unordnung der Abtheilung, und sie ist eine so fragmentarische und übel geordnete Masse, daß sie in dieser Form den Druck nicht verdient. Die andere der erwähnten Predigten ist nicht nur in der Form, sondern auch in der Sache selbst mißlungen, weil der Vf. seinen Gegenstand, den er mit beschränktem Blicke auffaßt, sich nicht klar gedacht hat, und es ihm daher an leitenden, durchgreifenden Ideen fehlt.

Aber hiervon abgesehen, haben die Herausg. in den übrigen Predigten, denen man öfters Wiederholung derselben Gedanken, hier und da Mängel in Plan und Ausführung einzelner Theile u. s. w. gern zu Gute halten wird, nicht nur den Schülern des Verstorbenen, denen sie zunächst gewidmet sind, sondern auch dem größern Publicum eine sehr dankenswerthe Gabe dargebracht. Die Vorträge sind Ergüsse eines sehr reichen und reifen Geistes, und haben zwar wenig Rednerisches, aber dafür eine Klarheit, eine Einfachheit und eine Gemeinfasslichkeit in Gedanken und Darstellung, die ihnen wahrhaft zum Lobe gereicht. Eine Fülle von Erfahrung und von Kenntnissen der Welt, des Menschenherzens und sittlicher Zustände, so wie fast durchgängig eine überaus wahre Wahrheit, machen sie ungemein anziehend. Die Hauptsätze sind praktisch, fruchtbar und mit großer Gewandtheit aus dem Texte, an den sich in der Regel der ganze Vortrag einfach anschließt, hergeleitet. Der sehr häufige und mit wenigen Ausnahmen passende Gebrauch der h. Schrift ist oft überraschend und die Auslegung scharfsinnig und fein.

Die meisten Predigten behandeln vorzugsweise moralische Gegenstände. Die Schreibart ist, wie sich erwarten läßt, nicht vollendet und gefeilt, und so finden sich einzelne Ausdrücke, welche der Kanneel nicht ganz angemessen sind, als: *Manierlichkeit*, *dahero*, *kurzum* u. s. w.

ERGA NZUNGSBLÄTTER
ALLGEMEINEN LITERATUR ZEITUNG

Juli 1830.

GESCHICHTE.

Anon., b. Speyer: Beyträge zur ältern deutschen Geschichte. Erster Band. Geschichte der Grafen von Wölpe und ihrer Besitzungen, aus Urkunden und andern gleichzeitigen Quellen zusammengestellt von Bernhard Ottho v. Spillner, Fürstl. Waldeckischen wirklichen Geheimenrathe und Rathspräsidenten u. s. w. 1827. XIV u. 371 S. 8. (8 Rthl.)

Der V. als höchst genauer Forscher in den Archiven u. s. w. und als eben so gelehrter als gründlicher Geschichtsschreiber einzelner Stifter und Klöster, so wie einzelner Dynastiefamilien des Mittelalters, rühmlichst bekannt, hat dieses Mal ein größeres und umfasserndes Werk begonnen, dessen erster Theil allerdings die gerechtesten Erwartungen und zugleich den Wunsch erregt, die in mehreren vaterländischen Zeitschriften zerstreuten früheren Abhandlungen desselben in einem der spätern Theile vereinigt zu erhalten. — In dem zum Königreiche Hannover gehörigen Fürstenthume Calenberg liegt nicht weit von Nienburg ein Schloß, Wölpe genannt, jetzt der Sitz eines königlichen Amtes, einst eines vornehmen und begüterten Grafengeschlechts. Das Schloß selbst, von dem jene edliche Familie den Namen führte, lag wohl ohne Zweifel im Gründergau; der gräfliche Gerichtsplatz zu Nöpcke dagegen im Lelngau. Die Besitzungen der Familie erstreckten sich an der Weser bis nach Bremen und über die Älster hinaus nach Lüneburg und Stade; indessen ist es ohne Grund, wenn man auch die Stadt Celle zu jenem Besitzthum rechnet. Auf welche Art jene zerstreut liegenden Güter an die Familie gekommen sind, läßt sich nicht darthun. Das Stift Minden hat nie Ansprüche auf Wölpe gemacht, auch war die Grafschaft selbst wohl kein Braunschweigisches Lehn, einzelne Theile derselben mögen von Corvey oder von Verden zu Lehn getragen seyn. Wenn sich auch von manchen jener zerstreut liegenden Güter der Besitzthum der Grafen von Wölpe aus Erbrechten und aus Verbindungen mit den Bischöfen mag erklären oder vielmehr errathen lassen; wenn es auch nicht auffallend ist, da, wie Burgum waren, wie in Wölpe und Otterberg, eines ausgebreiteten Besitzes zu sehen, so erregen doch die vielen entlegenen, im Lüneburgischen und

bey Stade anzutreffenden Lehnsgüter der Familie eine Aufmerksamkeit, die nicht wird befriedigt werden können. Viele dieser Wölpeschen Güter liegen da, wo einst das gräfliche Haus in Stade (gewöhnlich aber irrig ist meistens von Grafen von Stade die Rede) Güter und Gerichte hatte. Mit diesen hat das Wölpesche Geschlecht bis jetzt nicht in Verbindung gebracht werden können. Ob Heinrich der Löwe oder einer seiner Nachkommen dem treuen Freund der Guelfen, den Grafen Bernhard v. Wölpe, aus dem Nachlasse der Grafen in Stade freygebig für seine Treue belohnt hat? ob der aus dem Wölpeschen Hause entsprossene Bischof Leo von Verden in seiner Diöcese, in welcher ein großer Theil der Güter lag, für seine Familie in der Maasse gesorgt hat? kann bis jetzt schwerlich aufgeklärt werden. Der Familienname Wölpe wird zuerst in der ersten Hälfte des 12ten Jahrh. genannt. Egilbert von Wölpe kommt in Urkunden von 1120—1140 vor; ganz vergeblich ist aber die Untersuchung über dessen Vorfahren, indem dieselbe kein weiteres Resultat liefert, als daß die Wölpesche Familie mit einem Edeln Mirabilis, welcher im 12ten Jahrh. auch in der Gegend von Wölpe und namentlich da begütert war, wo die Grafen von Wölpe Herren waren, in verwandtschaftlichem Verhältnisse stand; namentlich ist es durchaus unerwiesen, daß die Grafen von Wölpe aus der Familie des Stifters des Klosters

verrät es eine gewisse Unkunde in der Naturgeschichte, wenn, wie dies S. 332 geschieht, *Spongia friabilis* für ein eigenthümliches Product des Bodensees ausgegeben wird. Allen Geschichts- und Sprachforschern kann die S. 335 befindliche Abhandlung über den Namen oder eigentlich die verschiedenen Benennungen des Bodensees empfohlen werden. In dem oben erwähnten Werke heisst ihn der gelehrte Fürst-Abt zu St. Blasien *Gerbert* — *Lacum Acronianum seu Bodamicum*, ohne sich dabey auf Pomponius Mela zu beziehen. Die eigentliche Topographie der Seeufer S. 340 umfaßt den badischen, den württembergischen, den bayerischen, den österreichischen Landestheil, das Schweizerufer, eine Ortsbeschreibung des Rheinthals und zwar das linke Rheinufer hinauf, das rechte Rheinufer hinauf, mithin den österreichischen Antheil und das Ländchen *Vaduz*. Zu ihrer Erläuterung dienen die vortrefflichen dem Buche beygefügte Karten: 1) der Bodensee mit seiner Umgegend und einer Aussicht vom Dom-Thurme zu Konstanz 1826; und 2) das Rheinthal von Luziensteig bis an den Bodensee, revidirt von *Hoffmann* 1827. Wir wollen uns zum Schlusse ein paar Bemerkungen erlauben. Bey *Konstanz* S. 200 wird der Richtplatz, auf welchem Johann Huf verbrannt ward, ausdrücklich vor das Thor versetzt, wo man nach Gottlieben geht. In *Fick's Handbuche für Reisende* ist mithin die Richtstätte, als vor dem Dome befindlich, unrichtig angegeben. In einem Aufsatz der *Eleganten Zeitung* über Konstanz und den Bodensee (Jahrgang 1827. Nr. 66) wird sie gar in das sogenannte *Paradies* verlegt, eine Vorstadt, die ihren Namen von der Fruchtbarkeit dieses natürlichen Gartens führt. — *Mörsburg*. Die Schreibart *Meersburg* wird durch den lateinischen Namen *Marisburgum* (siehe *Gerbert* a. a. O. S. 260) bestätigt. Uns scheint wenigstens die Ableitung dieses Namens von *Meer* (See) weniger künstlich, als dessen S. 387 versuchte Abstammung vom altdutschen *Meere*, was soviel als Landungsplatz, Schiffslände bedeutet. — *St. Gallen*. S. 421. Bey den Anstalten, Vereinen und wissenschaftlichen Sammlungen fehlen unter andern der Verein zur Förderung der Volksbildung im Kanton St. Gallen, die naturforschende Gesellschaft, die Hülfs-gesellschaft, die Gesellschaft der Landwirthschaft, das Zollikofersche Herbarium u. s. w. Dafür wird eine an Ort und Stelle aufgenommene Notiz über die unschätzbare Handschriftensammlung der berühmten vormals Stifts-, jetzt Kantonsbibliothek entschädigen; eine Aufzählung, die nicht minder wichtig ist, als das S. 434 gelieferte Verzeichniß der seltenen Handschriften, die der gelehrte *Erhr. von Laszberg* zu *Eppishausen* besitzt. — *Arbon* S. 432. Dieser

unbefriedigende Artikel erinnert uns an den von Vf. nicht gekannten ersten Jahrgang des *Thurgauer Neujahrsblatts*, überschrieben: *Arbon, dargestellt nach seinem gegenwärtigen Zustande und seinen bisherigen Schicksalen. Mit literarischen und ergänzenden Anmerkungen*. Frauenfeld 1824. 4. *Steckborn* S. 444. Aus dieser angeblich geborenen Stadt ist ein junger Schriftsteller gebürtig, den man eine anziehende Schilderung der Vorzüge des untern Bodensees verdankt. Da der Vf. sie nicht gekannt zu haben scheint, wollen wir deren Titel hersetzen: *Lacus bodamici inferioris amoenitas. Oratiunculam composuit Melchior Graeflin, Steckorno-Thurgoviensis. Basileae, typis G. Neukirch. 1824. 4.* Die Fahrten beider Dampfboote S. 521, ein alphabetisches Register S. 529, das aber, sollte es dem Zwecke entsprechen, nicht bloß das „Merkwürdigste“ aufzählen mußte, und S. 546 zahlreiche Berichtigungen und Zusätze, beschließen dieses werthvolle Handbuch.

SCHÖNE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Nauck: *Die Handschuhe. Zwei Novellen von Friedrich Laun. 1830. Erster Theil. 136 S. Zweyter Theil. 110 S. 2. (21 gGr.)*

Mit diesen beiden Novellen hat der unerschöpfliche Vf. der Lesewelt ein angenehmes Geschenk gemacht. In der ersten veranlaßt der Handschuh eines Husaren-Rittmeisters die Trennung eines edlen Ehepaars, so wie in der zweyten ein Damen-Handschuh einen jungen Doctor der Philosophie erst zu seiner Anstellung als Hauslehrer bey dem Sohn eines Ministers bringt, in der Folge aber ihm die schöne Tochter vom Hause als Gattin zuführt. Beide sind mit der an dem Vf. bekannten Gewandtheit und Leichtigkeit des Stils erzählt. Die erste entwickelt eben so viel Einsicht in die tiefsten Falten des menschlichen Herzens, als die zweyte eine Fülle von Witz und Laune.

Bonn das.: *Die Schlittenbekanntschaft. Eine komische Geschichte von Fr. Laun. 1830. 305 S. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)*

Diese Geschichte, welche ganz dazu geeignet ist ein paar müßige Stunden angenehm damit auszufüllen, weshalb Rec. mit einem Auszuge daraus den Genuß der Leser nicht vorgehen will, liefert einen neuen Beweis, welch eine reiche Ader von Phantasie, Witz und Laune dem Vf. zu Gebote steht, wenn es darauf ankommt, durch Bilder aus dem Leben gegriffen nicht allein zu unterhalten, sondern auch nützliche Lehren für das Leben auf eine angenehme Weise damit zu verbinden.

Julius 1830.

BIOGRAPHIE.

1) **BERLIN**, b. Maurer: *H. F. v. Rüchel*, Königl. Preuss. General der Infanterie, *Militärische Biographie*, von F. Bar. de la Motte Fouqué. 1828. Erster u. zweyter Theil. 278 u. 183 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

2) **LEIPZIG**, b. Voigt: *Französischer Heldensaal*, oder Leben, Thaten und jetzige Schicksale der denkwürdigsten Heroen der Republik und des Kaiserreichs, insonderheit der Waffengeführten u. Marschälle Napoleons. 1828. VI u. 428 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Nr. 1. **D**er General v. Rüchel ist erst 6 Jahre todt und bereits giebt der Bar. de la Motte Fouqué dessen Lebensbeschreibung heraus. Er stattet in dieser seinen Helden mit allen Vorzügen eines großen Militärs aus; in ihm vereint sich damit auch Cäsars Popularität. — Dafs hierbey der Vf. sich als gewandter Pilot zeigt, der sein biographisches Schifflein bey allen rauhen Klippen, trüben Untiefen vorbeyzustruern und mit dem Schönfahrsegel auf dem offenen Meere des Ruhms zu erhalten weifs, wer möchte das läugnen? Allein weil der Lebensbeschreibung erst seit so kurzem das Theater der Welt verfiel, auf dem er eine nicht glückliche Rolle spielte, würde es, da noch mehrere achtbare Verwandte desselben am Leben sind, vom Rec. undeutlich seyn, dem Herausg. da und dort zu widerlegen. Wir lassen daher die Würdigung der Schrift ganz unberührt und theilen nur aus der Periode Einiges mit, die uns die interessanteste erscheint, weil in ihr der große Friedrich sich als Lehrer und Warner des damaligen Hauptmanns v. Rüchel zeigt. So fragte, als R. erst in die Suite des Königs versetzt war, dieser einst den jungen Mann: „Kann er auch lesen?“ R. verbeugte sich stumm. Da setzte jener hinzu: „Sieht er wohl, das nenn' ich nicht lesen“ — und damit beugte er den Kopf über ein Buch und drehte ihn von einer Seite zur andern, unverständlich vor sich hinhinmurmend wie ein Kind. „Lesen heifst Denken.“ Da lese er den Condé und kritisire er ihn.“ Und als R. in Erstaunen über diese Anmuthung nichts erwiderte, fuhr der alte Held fort: „Glaub' er nur nicht etwa, dafs wir sogenannten großen Männer keine Fehler machen. Sieht er wohl, der Unterschied ist der: wir machen Fehler, wir wissen sie aber wieder gut zu machen. Ein

Schafskopf aber macht Sottisen, Beußen, Böcke Eselsstreiche“ — und während er im gesteigerten Eifer einen von R's Rockknöpfen ergriff und aufs heftigste daran rifs, fuhr er mit erhöhter Stimme fort: „versteht er mich, Eselsstreiche.“ Ein andermal eröffnete er nach einigem Bedenken R., dafs auch er über den siebenjährigen Krieg geschrieben; und als dieser im Enthusiasmus ausrief, „solch Werk mache alle andern überflüssig“, da blickte ihn der Monarch ernst und streng mit seinen durchbohrenden Blicken an, und entliefs ihn mit den Worten: „Bah! ich bin sein Diener.“ — Aber längere Zeit drauf gab er ihm doch das Manuscript, allein über der Bedingung, dafs er es im anstossenden Kabinet läse, denn „er möchte sich sonst was ausschreiben“; und wie R. bey solchem Verdacht äufserte: er wolle da lieber auf diese Ehre Verzicht leisten, entgegnete der vorsichtige König: „ne, ne, ganz und gar nicht! aber sieht er wohl, es ist doch so besser.“ Bey einer solchen Session, wo Rüchel fleissig las und Friedrich öfters nachsah, rief er auf einmal sehr launig seinem Schüler aus dem Lehnstuhle zu: „Dank' er nicht, ich habe immer so gelesen und gerufen: Ehre komm her! Hier liegt der König von Preussen! Ne, sieht er wohl, ich habe mir den Wind um die Nase wehen lassen.“ Wie charakteristisch ist Friedrichs Urtheil über Joseph den Zweyten, als seine Blicke in R's Gegenwart zu Sanssouci auf die Büste des Kaisers fielen: „Dort stelle ich mir unter die Augen. Das ist ein junger Mann, den ich nicht vergessen darf. Der Kaiser Joseph hat Kopf; er könnte viel ausrichten. Schade für ihn, dafs er immer den zweyten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat.“ —

Nr. 2. Diefs Buch könnte mit weniger Mühe recht vorzüglich geworden seyn, wenn der Vf. die mannichfaltigen Quellen nur einigermaßen benutzt hätte. Allein dem ist nicht so, sondern man findet oft, weniger über denselben Gegenstand, als in Conversationswerken. Ohne nähere Untersuchungen ist manches aufgenommen, was sich bereits schon als unbegründet erwiesen hat. So z. B. wird von Desaix erzählt, dafs, als er bey Marengo fiel, seine letzten, zu seinem Adjutanten Lebrün gesagten Worte gewesen wären: „Gehen Sie und sagen Sie dem ersten Consul, dafs ich mit Bedauern sterbe nicht mehr gethan zu haben, um von der Nachwelt genannt zu werden.“ Allein obwohl diefs im *Moniteur* u. s. w. versichert wurde, ist dem doch nicht so: denn die

gel, die ihn traf, streckte ihn lautlos zu Boden. Von *Cambronne* wurde allerdings mehrmals, und mit Pathos, geschrieben und versichert, er habe bei Waterloo, nach der Aufforderung sich zu ergeben, erwiedert: „Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht“; indess, General *Cambronne* hat in seinem Bericht über die Schlacht selbst erklärt, daß zu solchen respectablen Redensarten gerade keine Gelegenheit geworden, indem das Schlachtgewühl so heftig und die Franzosen zuletzt so eingekeilt zwischen ihre Feinde, daß an dergleichen weder gedacht, noch es möglich gewesen sey, sich mit Worten verständlich zu machen. *Junot's* Lebensbeschreibung ist, wie so manche andere, namentlich die des berühmten *Kleber*, ganz oberflächlich; jenes ungeschickte Benehmen vor der Schlacht von *Smolensk* (wo er völlig im Cirkel manövrierte und deshalb zu spät kam, was großen Einfluß hatte) wird, wie das nicht bessere im Treffen von *Valontina* gar nicht berührt. Die Biographien vieler ausgezeichneten Divisionsgenerale, z. B. des Baron *Desaix*, eines Veters von dem bey *Marengo* gebliebenen — des Baron *Chastel*, der vor 2 Jahren in Genf starb, mit *Napoleon* in Aegypten gewesen war und noch bey *Waterloo* eine Kavaleriedivision führte, fehlen gänzlich; wogegen unbedeutendere, als die von Baron *Offenstein*, *Watrin* u. s. w. aufgenommen sind. Auch große Irrthümer finden sich: wie denn, um einen zu bezeichnen, in *Soult's* Biographie behauptet wird, „der Herzog v. Wellington nahm bald zu seinem Schrecken(?) wahr, daß er sich zu weit von seinen Hilfsmitteln entfernt habe. *Soult* verschanzte sich bey *Toulouse*, und die Engländer würden einen schweren Stand bekommen haben, hätte derselbe den Herzog v. *Albufera* herbeygerufen.“ Dieß sind Annahmen, die durch das, was geschehen, sich hinlänglich widerlegen. Wenn aber hierauf gar gesagt wird, daß die Engländer bey *Toulouse* (d. 10ten April 1814) geschlagen wurden, da die ganze Welt das Gegentheil weiß; was soll man hiervon denken? — Rec. überläßt es dem Leser, aus dem Angeführten einen Schluß auf den Werth und die Brauchbarkeit dieser geschichtlichen Auszüge zu machen.

PHYSISCHE GEOGRAPHIE.

PRAG, b. Calve: *Physikalische Beschreibung der flüssigen Oberfläche des Erdkörpers*, von *Johann Gottfried Sommer*, Prof. am Conservatorium der Tonkunst zu Prag. Zweyte sehr verbess. u. vermehrte Auflage. 1829. X u. 579 S. 8. Mit 7 Kupfer- und Steintafeln.

Auch unter dem Titel:

Gemälde der physischen Welt oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde ... von J. G. S. Dritter Band. (2 Rthlr.)

Der Vf., dessen Bemühungen um Förderung der Geographie hinreichend bekannt sind, hat diese Schrift, deren erste Auflage dem Rec. unbekannt ist, weniger für eigentliche Physiker als für die so-

genannten gebildeten Leser bestimmt, wie dies besonders aus den vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen über die mechanischen und chemischen Eigenschaften zu folgen scheint. Im Allgemeinen muß man auch zugeben, daß es dem Vf. gelungen ist, die herrschenden Ansichten auf eine einfache und allgemein verständliche Art vorgetragen zu haben; jedoch glauben wir, daß er in manchen Punkten den Bemerkungen von *Otto*, *Kant* und *Bergman* zu sehr gefolgt ist, ohne daß er auf die Erfahrungen neuerer Reisender und die Untersuchungen von neuern Naturforschern hinreichend Rücksicht genommen hat.

Der Vf. beginnt die Betrachtung der Gewässer auf der Erdoberfläche mit den Quellen; er leitet diese aus dem in den Boden dringenden Wasser ab, und zum Beweise; daß hier ein ewiger Wechselverkehr zwischen der Atmosphäre und dem Gewässer des Meeres sey, stützt er sich auf die bekannte Untersuchung von *Dalton* über das Verhältniß zwischen der Menge des in England herabfallenden Regenwassers und der Wassermenge, welche durch die Flüsse ins Meer strömt, oder durch Verdunstung in die Höhe steigt. Obgleich Rec. ebenfalls der Meinung ist, daß die Quellen durch Infiltration des Wassers entstehen, so glaubt derselbe doch, daß gerade diese Berechnung von *Dalton* der schwächste Beweis ist, welchen man zu Gunsten der gedachten Hypothese anführen kann. Man darf ja nur die Menge des verdunsteten und herabgefallenen Wassers in Frankreich mit einander vergleichen, so stößt man hier schon auf eine große Menge von Schwierigkeiten, welche immer bedeutender werden, je weiter wir ins Innere des Landes dringen. — Nachdem der Vf. die gedachte Theorie entwickelt hat, bemerkt er, daß auch noch andere Entstehungsarten der Quellen denkbar wären und daß sie namentlich durch unterirdische Verdunstung entstehen könnten. Zum Beweise dieser Meinung führt er mehrere Thatsachen an (S. 59), von denen wir nur die folgende mittheilen. „Es wurden einst auf dem Berge *Odmitost* in Slavonien Steine gebrochen. Sobald man in eine Tiefe von 10 Fuß gekommen war, brach durch die Spalten des Gesteins mit außerordentlicher Heftigkeit ein Dampf hervor, welcher 13 Tage anhielt. Drey Wochen darauf waren alle Quellen in der umliegenden Gegend vertrocknet.“ Wenn ein Historiker die Geschichte der alten Zeit oder des Mittelalters schreibt und dann alle Erzählungen aufnimmt, welche *Florus* oder andere leichtgläubige Chronikenschreiber mitgetheilt haben, so wirft man ihm einen Mangel an Kritik vor. Es ist merkwürdig, daß in einigen Theilen der physischen Geographie noch nie eine ähnliche Kritik angewendet worden ist. Fast in allen Schriften über die Entstehung der Quellen wird die eben angeführte Thatsache, so wie die folgende von der Mühle der *Karthäuser* bey *Paris* erzählt, ja ein neuerer Schriftsteller über die Entstehung der Quellen hat auf beide sogar ein großes Gewicht gelegt. Aber sollen wir denn glauben, daß vor der letzten großen Revolution

aus einem andern Planeten die Erde von Riesen bewohnt gewesen sey, weil ältere Naturforscher Schenkenoch von Mammuthen mit Menschenknochen verwechselten, und nun erzählten, sie hätten versteinerte Menschen gefunden? Ganz etwas Aehnliches scheint von diesen so oft wiederholten Erzählungen über Entstehung der Quellen, deren Urheber unbekannt sind, zu gelten. Auch wirklich zugegeben, daß aus den Felspalten Dampf hervorgedrungen sey, ist doch immer die Frage, ob denn dieser mit dem Versiegen der Quellen im Zusammenhange stand. Wir erinnern uns eines ähnlichen Beyspiels, wo in einem berühmten Badeorte Nachgrabungen nach römischen Alterthümern gemacht wurden; der Sommer war trocken und mehrere nicht mineralische Quellen gaben eine geringe Wassermenge. Die Bewohner der Stadt glaubten die Ursache davon in den Nachgrabungen suchen zu müssen, und die Obrigkeit, fürchtend, daß jene Arbeiten endlich ein Versiegen der warmen Quelle verursachen möchten, untersagte die Fortsetzung derselben. Aber auch völlig von der mangelhaften Autorität dieser Erzählung abgesehen, giebt es noch einen andern Grund, welcher dieselbe im hohen Grade unwahrscheinlich macht. Ältere Physiker konnten dieselbe als eine Merkwürdigkeit ansehen, aber seitdem die Untersuchungen neuerer Naturforscher uns mit dem Verhalten der Dämpfe näher bekannt gemacht haben, müssen wir nothwendig annehmen, daß Quellen, welche auf diese Art durch Condensation der Dämpfe erzeugt werden, wegen der latenten Wärme von diesen eine sehr hohe Temperatur haben, wovon aber nichts erzählt wird.

Das, was der Vf. über die Temperatur der sogenannten kalten Bäder sagt, ist im hohen Grade unvollkommen; wir finden hier nur dasjenige wiederholt, was Kant, sich auf ältere Autoritäten, zum Theil aus dem 17ten Jahrh., stützend, über denselben Gegenstand bemerkt. Von dem, was Männer wie Buch, Humboldt, Wahlenberg und andere über diesen Punkt gesagt haben, nicht die geringste Spur. Daher manche Unrichtigkeiten. So heißt es S. 67: „Manche Quellen sind sogar im Winter wärmer, als die atmosphärische Luft. Ein solcher Brunnen befindet sich zu Ballenstedt im Anhalt-Bernburgischen. Ein andrer, der Bilmerbach bey Eutendorf in Franken, giebt im Winter Rauch (wie sich Kant ausdrückt, richtiger heißt es Dampf) von sich.“ Dieser Stelle zufolge könnte man auf die Vermuthung kommen, als glaube der Vf., daß die Quellen im Winter kälter wären, als die Luft, oder doch höchstens die Temperatur von dieser hätten, was unmöglich seine Meinung seyn kann; vielmehr zeigt eine oberflächliche Betrachtung, daß alle Quellen im Winter eine größere Wärme haben werden, als die Atmosphäre, und hieraus ergibt sich denn auch das Phänomen des Dampfens bey großer Kälte, welches man an allen Quellen und den meisten fließenden Gewässern, namentlich bey schnell eintretender Temperaturabnahme bemerken kann. — Vollständiger dagegen und sehr lehrreich ist dasjenige, was der Vf. über die warmen Quellen bemerkt, wobey derje-

nige, welchem die einzelnen Brunnenschriften nicht zu Gebote stehen, namentlich über die Bäder Böhmens manche interessante Nachricht finden wird. Zu dem, was über den Gehalt der Quellen gesagt ist, erlaubt sich Rec. eine Bemerkung. S. 107 heißt es: „Charpentier behauptet, daß in Thüringen fast alle Brunnen und Quellen als schwache Salzsoolen anzusehen seyen. Von den Brunnen und Quellen um Halle, herum gilt es im strengsten Sinne.“ Es möchte jedoch wohl kein einziges Brunnenwasser geben, welches nicht eine schwache Spur von salzsauren Salzen enthielte, wenigstens ist dem Rec. fast keine Analyse bekannt, welche dieses nicht bewiese, und es darf hiebey wohl nur an die einst so viel Aufsehen erregende Erzeugung der Salzsäure im Kreise der Volta'schen Säule und die sinnreiche Erklärung dieser Erscheinung von H. Davy erinnert werden. Was nun das specieller erwähnte Verhalten der Brunnen in Halle betrifft, so ist gar nicht zu läugnen, daß letztere sich durch einen reichlicheren Gehalt an salzsauren Salzen auszeichnen, jedoch ist der Salzgehalt nach den Untersuchungen von Meissner, besonders im westlichen Theile der Stadt, wo die Salzquellen liegen, bey weitem vorherrschender als im östlichen. (Krukenberg Jahrbücher der ambulatorischen Klinik in Halle, II, 94.)

In dem Folgenden, wo von den Flüssen die Rede ist, vermissen wir die Unterscheidung des obern, mittlern und untern Laufes, deren folgereichen Einfluß auf die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts Ritter so trefflich nachgewiesen hat; auch hätte es wohl eine Erwähnung verdient, daß die Basis des Bettes bey allen größeren Strömen meistens schon mehrfach gefurcht ist, woraus sich dann auf eine einfache Art theils die Bildung der angeschwemmten Inseln, theils die Bifurcation und namentlich die Delta-Bildung ergibt. Bey dem, was S. 142 über die Größe der Nilschwellen in verschiedenen Zeiten gesagt ist, hält sich der Vf., wie es scheint, noch an die ältern Nachrichten. Es scheint aber seit den ältesten Zeiten Politik der Landesregierung gewesen zu seyn, hierüber dem Volke falsche Nachrichten zu geben, und darnach ist vielleicht schon dasjenige zu berichtigen, was Herodot bemerkt. Ein Steigen von 40 Fufs, welches der Vf. zu einer guten Aernte für erforderlich angiebt, ist allerdings sehr nahe die Zahl, welche dem Volke mitgetheilt wird. Nach einem 66jährigen Durchschnitt muß der Nil bey Cairo nahe 23 Cubitus steigen, wenn die Aernte gut seyn soll (Descript. de l'Egypte, 2e ed. T. XVIII. p. 627), was den Cubitus zu 1 Fufs 7 Zoll 11, 2 Linie (pied du roi) gerechnet (ib. p. 604), etwas mehr als 38 Fufs beträgt, aber diese Größe ist vielleicht um $\frac{1}{4}$ zu groß, wie dieses aus den Untersuchungen der Franzosen bey Napoleons Expedition hervorgeht. — Wo von der Farbe des Flußwassers die Rede ist (S. 179), wäre es wünschenswerth gewesen, daß der Vf. die Bemerkungen Humboldt's über die schwarzen Flüsse in Südamerika benutzt hätte.

Wir würden zu ausführlich werden müssen, wenn wir auch die beiden folgenden Abschnitte über die Seen (Sümpfe, Moräste) und die Uebersicht der wichtig-

tigste Gewässer der Erde specieller beurtheilen und unsere Bemerkungen über einzelne Gegenstände mittheilen wollten. Auch hier hat der Vf. manche der neuern Nachrichten nicht benutzt; so erwähnt er S. 341 noch, daß der Orenoco durch den großen Parime-See fließe, obgleich es nach den Untersuchungen *Humboldt's* im hohen Grade wahrscheinlich wird, daß dieser See gar nicht existirt.

Den folgenden Theil des Werkes (S. 351 — 579) nimmt die Betrachtung des Meeres ein. Der Vf. untersucht zuerst die Frage, ob das Niveau desselben bleibend sey. Bey Erwähnung der Thatsachen in der Ostsee vermissen wir die neuesten und vollständigsten Untersuchungen von *Hällström* und *Brunckrona*, so wie über diesen Gegenstand Manches aus *Hoff's* Schrift über die Veränderungen der Erdkugel zu berichten ist. Auch hat der Vf. hier nicht genau zwischen einem durch Ablagerungen von Schlamm und Sand erzeugten Zurückziehen des Meeres und einem wirklichen Sinken des Niveau's unterschieden. Manche Erscheinungen, welche sich an Küsten zeigen, die aus ausgeschwemmtem Lande bestehen, beweisen hier gar nichts, so, daß die marmornen Stufen beym St. Marcus-Pallaste in Venedig, welche im Anfang des 16ten Jahrh. zur Bequemlichkeit der Schiffahrenden errichtet wurden, jetzt einen Fuß tief unter Wasser stehen (S. 367). Sehen wir, daß ein jedes Gebäude, welches nicht auf Felsen errichtet ist, sich mit der Zeit ein wenig senkt, wie viel mehr muß dieses da der Fall seyn, wo der Boden, von dem benachbarten Meere stets durchdrungen und dadurch gewissermaßen nachgiebiger gemacht wird!

Der Vf. betrachtet hierauf die Phosphorescenz und sodann die Temperatur des Meeres. Einige seiner Bemerkungen über letztern Gegenstand bedürfen einer Berichtigung. Indem der Vf. auf S. 411 die Temperatur des Meeres in der nördlichen und südlichen Halbkugel vergleicht, führt er die Beobachtungen von *Kotzebue* im Norden und Süden des großen Oceans an, und danach ist der nördliche Theil in gleicher Breite weit kälter als der südliche, ganz der herrschenden Ansicht zuwider. Man darf jedoch die sorgfältigen Messungen *Kotzebue's* nur einigermaßen aufmerksam studiren, so kann man sich bald überzeugen, daß locale Störungen bey den Beobachtungen in der nördlichen Halbkugel gewirkt haben. Wie bedeutend diese gewesen seyen, geht aus dem Tagebuche selbst hervor. Am ersten April fand K. in $34^{\circ} 24' N$ die Wärme des Seewassers $16^{\circ} 2 C$, am 2ten April in $34^{\circ} 3' N$ $14^{\circ} 0$; am 7ten April in $40^{\circ} 22' N$ $8^{\circ} 5$; am 8ten April in $41^{\circ} 22' N$ $6^{\circ} 4$; also hier finden wir für eine Breitenänderung von 7° eine Aenderung der Wärme von nahe $10^{\circ} C$ oder $8^{\circ} R$. Diese Differenz würde ganz ungeheuer erscheinen, wenn *Kotzebue* nicht den Grund davon angäbe; er traf einen sehr starken aus Norden kommenden Strom, wobey das Wasser am 2ten April (demselben Tage an sich zuerst die schnelle Abnahme der Temperatur zeigte) die Farbe plötzlich änderte (*Kotzebue* Reise, II, 98). Und eben dieser Einfluß von Strömungen scheint bey den

Beobachtungen vieler andern Seefahrer eine bedeutende Rolle gespielt zu haben. Wie sollen es wir uns denn anders erklären, daß *Irwing* im atlantischen Meere in $76^{\circ} N$ im September eine Wärme von 12° , *7 C* fand, während *Scoresby* im August in $71^{\circ} 24' N$ nur 0° und *Ross* eben diese Wärme im Oct. in $63^{\circ} 53'$ erhielt? wie daß *Forster* in $55^{\circ} S$ eine Wärme von $— 0^{\circ}$, und in $64^{\circ} S$ dagegen $2^{\circ} 7$ fand? Rec. hat die Messungen, welche *Forster*, *Bayly*, *Humboldt*, *Benjamin* und *John Franklin*, *John Davy*, *Kotzebue*, *Abercrombie*, *Horner* und andere Reisende über diesen Gegenstand angestellt haben, genauer verglichen, er hat sich bemüht, annähernd den Gang der Temperatur des Wassers an der Oberfläche in verschiedenen Breiten zu bestimmen, um auf diese Art die mittlere Temperatur jeder Breite zu erhalten, aber hiernach wagt er es durchaus nicht, zu behaupten, daß das Meer in einer Halbkugel bey gleicher Polhöhe wärmer sey, als in der andern. Nur das atlantische Meer zeigt in der nördlichen Hälfte von etwa 36° bis 50° der Breite eine höhere Wärme als in der südlichen, aber hier durchschnitten die Reisenden meistens den warmen Golfstrom, dessen Gewässer ohnehin durch Winde nach verschiedenen Richtungen getrieben, locale Temperaturerhöhungen erzeugen werden. Wollte man bey diesem Gegenstande, der erst durch die Bemerkungen von künftigen Reisenden weiter gefördert werden muß, bey isolirten Thatsachen stehen bleiben, wie dieses nur zu häufig geschehen ist, ohne daß man das gesammte Verhalten der Erscheinungen berücksichtigt, so ließe sich nach den vorhandenen Messungen geradezu der Satz aufstellen, daß der nördliche Theil des großen Oceans bedeutend wärmer sey, als der des atlantischen Meeres; denn in den Breiten von 68° und 66° beträgt die mittlere Temperatur von jenem $2^{\circ} 6$ und $4^{\circ} 9 C$, von diesem nur $0^{\circ} 4$ und $— 8^{\circ} 6$. Rec. ist keineswegs der Meinung, daß hier eine so große Temperaturdifferenz wirklich vorhanden sey; er glaubt aber, daß diese Beyspiele, welche sich noch leicht vermehren lassen, recht auffallend beweisen, wohin einzelne Beobachtungen führen können. — In der Folge behandelt der Vf. das Gefrieren des Meeres, Wellenbewegung und Strömungen, und schließt mit der allgemeinen Uebersicht des Meeres nach seinen verschiedenen Theilen.

Rec. fügt dem Gesagten den Wunsch hinzu, daß die Schrift recht viele Leser finden möge; wenige werden dieselbe ohne Belehrung aus der Hand legen. Wenn in dem Obigen Mehreres getadelt wurde, so geschah es in der Absicht, den Vf. auf die Mängel aufmerksam zu machen, welche bey einer künftigen Auflage zu vermeiden sind. Von jedem Werke, in welchem der Vf. sich auf die Berichte Anderer verlassen muß, wird eine strenge Prüfung der Thatsachen erfordert; diese Kritik wird für eine Schrift, welche nicht sowohl für den Gelehrten von Fach, als für den Laien bestimmt ist, doppelt nothwendig, weil letzterer weit weniger Gelegenheit hat, durch anderweitige Prüfungen und Vergleichen das Wahre vom Falschen zu sondern.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1830.

SCHÖNE LITERATUR.

- 1) NÜRNBERG, Druck u. Verlag von Campe: *Lustspiele von Ferdinand Holm*. 1. Die Irrungen. H. Die Brautfahrt. 1829. 179 S. 8. (20 gGr.)
- 2) BERLIN, b. Cosmar u. Krause: *Faudevilles und Lustspiele*. Theils Originale, theils Uebersetzungen und Bearbeitungen von L. Angely. Zunächst für das Königsstädtische Theater zu Berlin. 1828. 429 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

In Nr. 1. tritt der Vf. mit den ersten Versuchen seiner *Laine* — wie er sie nennt — gedruckt auf, und wünscht für sie von Kennern und Freunden der deutschen Bühne eine nachsichtige, vielleicht gütige Aufnahme, um dann einige seiner Stunden der Muse — (o! wenn er die wirklich hat, dann sey er uns willkommen! — aber es wird wohl *Musse* heißen sollen, die in Süddeutschland besonders oft mit *Muse* verwechselt wird) — ferner ähnlichen Dichtungen zu widmen. Er hofft in seinem Lustspiele „Die Irrungen“ unsrer Bühne eine neue Intrigue zu schenken. — Ei! ei! so wenig wir auch von unsrer gegenwärtigen deutschen Bühne halten, deren Schmach Nr. 2. dieser Anzeige, fast möchten wir sagen, schamlos, darthut, so wäre das doch etwas! — Nun, laßt doch sehen! — Zwey gleich aberwitzige und — was für dramatischen Effect nicht vortheilhaft ist — auch im Charakter ziemlich ähnliche. Alle kommen überein, daß der durch Nichtlieferungen reiche und vornehme Ober-Armee-Lieferant Geh. Kriegs Rath Freyherr v. Heldenstamm, Stifter eines neuen adeligen Geschlechts, die Tochter oder Nichte des Andern heirathen soll, eines reichen Domainen-Pächters, Commissionsraths von Igel. Beide Fräulein haben aber, wie natürlich in solchem Falle in Romanen und Dramen, ihre Herzen schon verschenkt, die Tochter an einen armen Vetter, die Nichte an dessen Freund. Dieser letztere läßt es sich einfallen, die Geliebte seines Freundes aus der Pensionsanstalt einer Frau Silberling, in der Residenz für seinen Freund zu entführen und zu einer Tante vor den Absichten ihres Vaters in Sicherheit zu bringen; Frau Silberling erwischt aber das Pärchen in einem Wirthshause, und natürlich wird nun der Entführer auch für den Verführer gehalten, und dafür nimmt ihn auch seine eigene Geliebte, die mit ihrer Mutter auf dem Wege zum

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Oheim in eben diesem Wirthshause die Nacht zugebracht hat, und unbemerkt der Erwichungs-Szene beywohnt, ohne die Cousine zu erkennen. Sie macht sich auf nach dem Gute des Oheims, wo die Cousine auch bereits mit der Pensionshalterin eingetroffen ist, und erklärt hat, daß sie den alten Herrn nicht will; sie dagegen läßt sich sogleich willig finden und zehntausend Thaler von dem Hn. von Heldenstamm verschreiben, oder wenigstens der Oheim in ihrem Namen. Da kommt jener Entführer zum Freunde aufs Gut des Hn. v. Igel und hört von diesem die Gefahr, welche ihm droht, und zwar von seinem eigenen Vater, denn dieser ist der Hr. Geh. Kriegs Rath, dessen Adelsnamen der Sohn nicht angenommen hat, sondern sich noch *Heim* nennt. — Er belauscht einmal die Unterredung seiner Geliebten mit ihren Cousinen und hört, daß diese ihn der Untreue anklagt, und belauscht zweyten gleich darauf seinen Vater in einem Selbstgespräch, der einige Zweifel und große Anlage zur Eifersucht verräth. Ein einfältiger Kellner aus dem Gasthose, wo beide Parteyen übernachtet haben, bringt einen Arbeitsbeutel, den die Braut des Alten dort vergessen hat, erwähnt der dort vorgefallenen Scene, die Hr. v. Heldenstamm auf seine Braut bezieht und den Beutel an sich nimmt, der ihm vielleicht nähere Auskunft geben werde, den er aber, da er gestört wird, in den hohlen Baum für den Augenblick verbirgt. Der Sohn benutzt dies, einen Liebesbrief von seiner Geliebten an ihn in den Beutel zu stecken, den der alte Herr findet, und natürlich von der Braut nichts weiter wissen will, jedoch um die verschriebenen 10,000 Thaler nicht einzubüßen in die Verbindung derselben mit seinem Sohne willigt. Jetzt kommt es noch darauf an, die Geliebte des Freundes zu retten, die einen aus der Residenz erwarteten Diplomaten heirathen soll. Schnell verwandelt sich *Heim* in diesen, und bringt dem Hn. v. Igel dessen Jawort zurück, weil seiner Tochter Entführung, die bisher auf die Cousine, seine Geliebte, bezogen wurde, in der Residenz ruchbar geworden sey. Um übrigens den Skandal zu vermeiden, schlägt er dem Hn. v. I. vor, einen Bräutigam schnell für seine Tochter zu suchen, und dies ist dann natürlich der Vetter. — Nun, da sohaut und ein ganzes Nest alter Bekannter mit recht hellen Augen an, nur etwas anders gestellt, ohne daß jedoch irgend eine neue Situation, noch weniger eine neue Verwicklung entstehe. — Doch, das möchte alles

H (4)

noch

noch hingehen, wenn nur mehr Kraft in dem Ganzen wäre. Das Carrikiren macht es nicht aus. Nein, nein, es bleibt dabey, der Vf. hat *Musse* mit *Muse* verwechselt. — Lobenswerther — bis auf die höchst holprigen Alexandriner — dürfte das zweyte einaktige Stück seyn, wo ein leichtsinniger Husaren-Offizier das Portrait seiner ihm bestimmten Braut, ohne es zu wissen, an seinen begünstigten Nebenbuhler verspielt: diesem scheint ein französisches Vaudeville zum Grunde zu liegen; nur scheint uns das Spiel mit Würfeln nicht modern genug. Wir rathen dem Vf., sich doch, ehe er seine *Musse* weiter für die Bühne verwendet, erst mit dem bekannt zu machen, was die deutsche Bühne bereits in ihrer bessern Zeit geleistet hat.

Schmachvoller ist aber wohl das Lumpenflickwerk, das jetzt deutsches Theater heisst, wohl noch niemals in seiner ganzen Erbärmlichkeit dargelegt worden, als — nicht sowohl in dieser witz- und geistarmen Zusammenstoppelung des Genies, das sich auf dem Titel *Louis Angely* nennt, sondern weit mehr in der Reihe von Bühnen, welche diese Machwerke zur Darstellung gebracht haben, und die Hr. A. nach Marktschreyer Art auf jedem Titelblatt aufführt. Wenn dieß die Lockspeise war, mit welchem das *Volk im edlern Sinne* in Berlin zum Königsstädter Theater sollte hingezogen werden, so ist es wahrlich kein Wunder, daß die Boutike zusammenzufallen droht, denn so schlecht läßt sich das Volk nicht topiren; dieses anzuziehen und zu fesseln, dazu bedarf es eines tiefen echten Witzes, einer tiefen Auffassung der Menschennatur in den niederern Regionen des Culturlebens, einer Verklärung des niedern Culturlebens zur Poesie — und der Volks-Jargon, an dem das *Volk*, von dem er ausgeht und dem er gewöhnlich ist, nichts besonders spaßhaftes finden kann, macht es gewiß nicht aus; dieser kann nur die höheren Klassen, hier und da angebracht, belustigen, und ja nur im geringen Maße angebracht, besonders wenn, wie in dem Berliner-Jargon, eine verschmutzte Niederträchtigkeit, und, wie der Berliner sagt, *eklige* Gemeinheit liegt, wie dieß in dem Wiener bey weitem nicht so Statt findet; so wie denn noch weniger ein Stadt-Jargon mit den köstlichen Volks-Dialekten zu verwechseln ist. Hier haben wir sechs Machwerke vor uns, die alle auf den ersten Bühnen Deutschlands gegeben sind, und alle sind, bis auf das erste: das *Ehepaar aus alter Zeit*, Lokaler Scherz in Einem Akt, nach französischen Mustern — und — Himmel in welcher Bearbeitung! — Das einzige Original, (wonach der Titel zu verbessern ist, welcher *Originale* verheißt,) ist nicht ganz unglücklich aufgefaßt: ein altes Ehepaar in Berlin von der französischen Colonie in der komisch-dürftigsten Lage wird durch die unverhoffte Feyer seines Hochzeittages und durch die Pastetchen, welche der Cousin dem Papa, und die Balsers, welche die Tochter der Mama überreicht, zur Einwilligung in die Verheirathung der beiden jungen Leute bewogen; aber wie fade in Anlage und Witz

wird dieser Gedanke durchgeführt, wenn auch nicht ganz ohne Bühnenwirkung. — *Herr Blaubart*, oder *das geheimnißvolle Cabinet*, Posse in einem Akt nach dem Französischen, ist unter allen das fadeeste, und daher auch wohl, nach dem Titelblatte, nur einmal in Berlin auf der glücklichen Königsstädter Bühne aufgeführt. — *Schüler - Schwänke*, oder *die kleinen Wilddiebe*, Vaudeville-Posse in Einem Akt, frey nach dem Französischen, mag — leicht gespielt, wir es auf einer deutschen Bühne kaum erwarten dürfen, noch allenfalls sich einmal ansehen lassen, besonders wenn die 8 Militair-Zöglinge-Uniformen mit artigen Mädchengestalten ausgefüllt sind; was auf die Kritik jedoch nicht zu sehen hat; es ist übrigens voll maffer und platter Stellen, die gewiß dem freyen Bearbeiter zukommen. — *Schlafrock und Uniform*, Lustspiel in Einem Akt, frey nach dem Französischen des Vial, scheint auch im Original sehr leichte Waare zu seyn. — *Die beiden Hofmeister oder Asinus asinum fricat*, Vaudeville in Einem Akt, frey nach dem Französischen, ist ein unglaublich fades Machwerk, ohne auch nur einen erträglichen Witz, wenn man nicht etwa den sinnlosen Bombast des Bedienten, der sich statt seines Herrn als Hofmeister einstellt, dem aber alle Würde einer etwaigen Persiflage abgeht, für Witz hinnehmen will: bey diesem Vaudeville mag der französische Verfasser sich über das Genie des deutschen Bearbeiters am meisten zu beklagen haben, denn auch wohl der lateinische Beysatz auf dem Titel entsprossen seyn wird. Warum das Ding *die beiden Hofmeister* heisst, da doch nur einer erscheint, begreift man nicht. — Am effectvollsten auf der Bühne möchte noch das letzte Vaudeville: *Der Schmarotzer in der Klemme*, nach dem Französischen des Scribe, seyn, wo die Situation an sich: die Angst eines Hungerleiders, der um alle projectirte Mahlzeiten geprellt wird, in der Darstellung ganz belustigend seyn mag. Die häufigen Plattitüden sind gewiß auf Rechnung des deutschen Genies zu setzen, denn dazu berechtigten die aus dessen Gehirn geflossenen Lieder in allen den Vaudevillen, die an Fadtigkeit alles übertreffen, was uns noch, — und das will wahrlich fast das Unmögliche sagen, — in deutschen und italienischen Oper-Versen vorgekommen ist, wie z. B. in *Schüler - Schwänke*:

That mich ein Mägdlein grüßen,

Im Nu

Lieg' ich zu ihren Füßen

Wie 'n Schuh — u. s. w.

O Ihr Ackermann, Schröder, Eckhoff, Schuch, Döbelin, Engel, schaut einmal herab auf Eure gegenwärtigen Herren Collegen — die meisten in glänzenden Hof-Uniformen, — was die ihrem Publikum aufstischen! — Und Ihr Brandes, Jünger, Bretzner, Gotter, Schröder, Iffland, und Du, *sahavenia*, *erhabenster Kotzebus* — seht einmal, womit heut zu Tage ein deutsches Publikum in den glänzenden Haupt- und Residenz-, wie in den gebildeten Mittel-Städten sich abfätern läßt. Von Mach-

Nachwerken, wie die vorliegenden, die eine wahre Schandfule für deutsche Kunst sind, läßt sich nicht verächtlich genug sprechen. — Mit Scham, aber des Contrastes wegen, mag hier die Anzeige eines Vaudevilles nicht in freyer deutscher Bearbeitung von der Bühne unserer Nachbarn an Seine folgen, aus dem wenigstens der Vf. von Nr. 1. erschen mag, wie man geistreich neue Intrigen aus alltäglichen Erscheinungen bilden könne. — Es ist das auch schon in deutscher Uebersetzung, — wir hoffen, ein guter Stern habe das Stück vor einem freyen Bearbeiter wie Hn. *Angely* bewahrt, — auf der deutschen Bühne gegebene.

BERLIN, b. Duncker u. Hamblot: *Le Diplomate*, Comédie-Vaudeville en deux actes, par M. M. Scribe et G. Delavigne. Représentée pour la 1e fois à Paris sur le théâtre de Madame le 23 Octobre 1827 — 1828. 74S. 8. (8 gGr.)

Ein deutscher Erbprinz hat sich mit einer französischen Markisin heimlich verheirathet, ehe er als Neffe des regierenden Großherzogs zum Throne berufen war. Der spanische und der sächsische Hof tragen ihm Prinzessinnen zur Gemahlin an, und zwey geschickte Diplomaten suchen in der Negociation einander den Rang abzugewinnen. Der Erbprinz hat sich an Frankreich um Vermittlung bey seinem Oheim gewendet. Ein jünger leichtsinniger Chevalier kommt an, ein Bekannter der Markisin, und wird für den erwarteten Vermittler gehalten; er aber ist, ganz unbekannt mit der Heirathsangelegenheit, bloß gekommen, um echte Costume zu einem projectirten Maskenball zu holen. Diese Angabe hält man für einen feinen Vorwand, alle Parteyen drängen sich an ihn, aber immer nur mit halben Worten, wie mit einem, den man ins Geheimnis eingeweiht glaubt, und er sieht sich als Hauptperson in der sehr kitzlichen Angelegenheit verwickelt, ohne sie nur einmal recht erfahren zu können; aber siehe, seine dümmsten Streiche schlagen aus, als wären sie die berechneten Feinheiten, und bringen die Sache zu allseitiger Zufriedenheit zum glücklichsten Ende, ohne daß der Chevalier, der als der feinste Diplomat erscheint, genau weiß, wovon denn eigentlich die Rede war. — Die Composition an sich ist, wie man sieht, sehr lose; aber die Intrigue ist köstlich und voll der feinsten Persiflage, und meisterhaft durchgeführt in einem sehr lebendigen Dialog mit geistreichen Couplets durchflochten.

LEIPZIG, b. Joh. Ambros. Barth: *Euthymia*, oder des Lebens Freuden. Ein didaktisches Gedicht in fünf Gesängen, von Dr. J. C. Ihling. 1829. 254 S. 8.

Mit dem innern Titel:

Das immer neue Taschenbuch. Ein freundschaftlicher Begleiter auf Spaziergängen und Reisen,

in Bäder(n), Museen u. s. w., und ein trauter Gesellschafter in der Einsamkeit.

Wenn Rec. auch nicht gewußt hätte, daß Hr. Dr. (Johann) Conrad Ihling Rector des Lyceums zu Meiningen sey, so würde er bey Durchlesung dieser 8284 Hexameter doch gemuthmaßt haben, daß sie aus einer solchen Quelle fliessen. Uebrigens suchte bekanntlich schon im 17ten Jahrhundert der gute Rector *Christian Weise* in Zittau durch die That zu beweisen, daß ein gelehrter Schulrector auch einen eleganten Pas zu produciren vermöge, sogar mit einiger Schalkheit, wobey jedoch die gehörige Instruction nicht ermangeln dürfe. Unser Vf. steht nun zwar von aller Schalkheit fern, nach Vorgängern, wie *Stolberg*, *Voss* und *Krummacher*, bedeutend über dem guten alten eleganten Rector und dessen *Curiositäten*; allein in beiden wieder unter einem spätern Collegen, dem achtungswürdigen *Manso*, der jedoch auch als Dichter den Schulrector nicht verläugnen konnte. Unser Vf., der uns menschenfreundlich mit den Freuden des oft sehr undichterischen Lebens dichterisch bekannt machen will, giebt uns zugleich einen kurzen Inbegriff von *Mythologie*, *Kunst* und *Literatur*, letztere jedoch nicht über *Jean Paul* hinaus, wie's scheint zur Repetition, worauf wohl der innere Titel hindeuten mag. Wie ernstlich es aber der würdige Rector mit dieser Repetition meint, beweiset, daß er uns ganze Mythen oder den Inhalt von einzelnen Dichtungen — trocken genug — hererzählt, wobey er unsers Erachtens besser gethan hätte, seinen Lesern aufzugeben, daß sie irgend eine Mythologie, z. B. *Damms Götterlehre*, neben sich liegen haben möchten, worauf er sie verweisen könne, sollte er auch Inhalts-Auszüge wie aus Bürgers *Leonore* für seine deutschen Leser für nothwendig erachtet haben, indem er allerdings nicht voraussetzen konnte, daß ein jeder diese kennen werde. — In der Literatur-Geschichte ist aber der Hr. Rector nicht ganz zu Hause, denn sonst hätte es ihm in den Anmerkungen S. 247 wohl nicht begegnen können, den Dichter *Joh. Georg Jacobi* für den Verfasser von *Woldemar* auszugeben und ihn also mit seinem Bruder dem Philosophen *Friedrich Heinrich* zu verwechseln, und so auch nicht ihn zu *Heidelberg* 1804 sterben zu lassen, da er zu *Freyburg* im Breisgau, woselbst er Professor war, 1814 starb, und der Vf. des *Woldemar* zu *München* 1819. So heist auch der Vf. der *Glockentöne* S. 252 nicht *Straß* sondern *Strauß*; und der Dichter der „*Urania*“ *Tiedge*, der im Gedichte selbst S. 147 denen beygesetzt wird: „die schon auf Erden verklärt, ins Geisterreich sich geschwungen“, wird dieß hoffentlich, nach der gewöhnlichen Deutung vom Todtsagen, für ein günstiges Prognostikon halten, daß er noch recht lange, — wie Rec. es ihm herzlich wünscht — sich des holden Tageslichts im Elb-Athen erfreuen werde. — Auch hat uns gewundert, — nicht daß der Hr. Rector den Hexameter zum Versmaas gewählt hat, denn

denn das ist in der Ordnung und gewiß auch nichts dagegen einzuwenden, weil der Hexameter dem didaktischen Gedicht einen angemessenen Gang giebt als der schon zu lyrische Jambus in wechselnden längern oder kürzern Verszeilen, — aber wohl, daß er so manchen schlechtgebauten Hexameter mit unrichtiger Messung, unrichtiger Cäsur und manchen andern Mängeln hat durchschlüpfen lassen, welches ein *Manso* sich niemals würde erlaubt haben, und von denen folgende wohl noch gerade nicht die schlechtesten seyn möchten:

S. 25. Welche den Wanderer unhold in Labyrinth
verführen.

S. 61. Wende zur Rechten ein wenig, *Lustwandler*,
den langsamen Fußtritt.

S. 191. Hingeben, da helfen sie kann mit Sprüchen
und Kräutern.

S. 161. Auf Albions Flur im Angesichte des Him-
mels.

Uebrigens, wo der Vf. den Rector verschwinden läßt, wie bey Schilderungen einfacher Naturscenen, da erscheint er nicht bloß wie *Brookes* — (an dessen „Irdisches Vergnügen in Gott“ er wohl, auch zuweilen durch Mattheit mahnt) — achtungswürdig und menschenfreundlich und fromm, sondern auch hier und da selbst dichterisch, und dieß führt Rec. auf das Gedicht selbst. — Dieses ist in fünf Gesänge von ungleicher Länge — der vierte enthält allein 1086 Hexameter — eingetheilt. Der erste Gesang beginnt mit der Weihe und Angabe des Zwecks der Dichtung, die jeden „Wandrer durchs Erdengeld“, von welcher Stimmung er auch sey, aufruft, dem Dichter zu folgen. Er führt ihn zuerst zu den Freuden der Natur in den Jahreszeiten, Naturerscheinungen und Produkten; im zweyten Gesange zu den Freuden der verschiedenen Menschenalter als Jüngling, Mann und Greis — (auf die Frauen nimmt der Hr. Rector keine Rücksicht); im dritten Gesange zu den Freuden des geselligen Lebens in Spielen, Bädern, Theater und Marionetten, Redouten u. s. w.; im vierten Gesange, dem rectoralsten, zu den Freuden im Gebiete der Wissenschaften und Künste in Mythologie, Geschichte, Astronomie u. s. w., wo denn bey der Anzeige im Index steht: „Die Anmerkungen zu diesem Gesange enthalten zugleich das Interessanteste aus der schönen Literatur“, wovon Rec. oben ein Probchen gegeben hat; im fünften Gesange zu den Freuden der Tugend in Liebe, Freundschaft, Wohlthätigkeit, Berufstreue und Leben in Gott. Dieß der Gang, den die lehrende Muse des Vfs nimmt. Gern würde Rec. einige der bessern

Stellen, z. B. die im zweyten Gesange, wo der Vf. die Rückerinnerung seiner Jugend feyert, hier mittheilen, wenn der Raum es gestattete. Während waren ihm die Zeilen und erfüllten ihn mit Achtung für den, der sagen kann:

Selig ist ja der Mensch, der heiteres Herzens
schuldlos

In die Vergangenheit blickt, entschwundene Tage
noch segnend.

Wie übrigens der Vf. von seinem Gedichte denkt, mag der Schlußvers der Dedication an die Frau Herzogin Maria zu Sachsen-Meiningen bezeugen:

„Drum (d'rum) bringt der Dichter seine Euthymia,
Der Musen und der Grazien Wehgeschenk (!)

Der hohen Spenderin der Freude
Huldigend dar als Verehrungsoffer.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AACHEN u. LEIPZIG, Verl. v. Mayer: *Die Nonne-Fährnrich, oder Geschichte der Donna Catalana de Brauso*, von ihr selbst beschrieben. Herausgegeben von Don Joaquin de Ferrer, und ins Deutsche übersetzt vom Obersten von Schepeler. 1830. XX u. 231 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Der um die Kenntniß der spanischen Halbinsel so sehr verdiente Uebersetzer giebt in dem vorliegenden Werke der deutschen Lesewelt eine Lebensbeschreibung, die fast einem Romane ähnlich sieht. Eine adelige Jungfrau, etwa um 1592 geboren, die sich als Kostgängerin in einem spanischen Kloster befindet, entläuft nach einer ihr unangemessen scheinenden Behandlung, verschafft sich männliche Kleidung, wird Diener bey mehreren Edelleuten, dann Soldat, Officier, begeht mehrere Mordthaten, erfüllt aber die Welt mit ihrem Kriegeruhm, kurz, entäußert sich so gänzlich der weiblichen Natur und Sitte, daß, wie das beygefügte Bildniß zeigt, auch sogar die weiblichen Züge verloren gehen. Die Betrachtung dieses Charakters ist nichts Erfreuliches; merkwürdig bleibt er immer, besonders in Absicht auf die Degenfertigkeit der Heldin und auf den besondern Geschmack, mit welchem sie Liebesintrigen mit Mädchen anknüpft, und lange fortsetzt. Der spanische Herausgeber hat Alles angewendet, um das Dunkel, welches über der Geschichte dieser seltenen und seltsamen Person liegt, aufzuheben. Die Zugaben theilen uns die dahin gehörenden Aktenstücke mit.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1830.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: Lebens- und Amtserfahrungen, in ihrem psychologisch - geschichtlichen Zusammenhange dargestellt und zum Besten praktischer Geistlichen herausgegeben von Wilh. Schröter, Lic. d. Theol., Adjunct und Pfarrer zu Großheringen. Erster Band. 1827. X u. 324 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Die Absicht des Vfs dieser, den würdigen Männern Niemeyer, Paulus, Röhr, Tzschirner gewidmeten Schrift, die mit dem ersten Bande nicht geschlossen seyn soll, ist, darin wichtige Erfahrungen aus dem Leben und der Amtsführung evangelischer Geistlichen zu sammeln, welche dazu dienen können, andere Amtsbrüder, namentlich jüngere, auf ihrem Berufswege zu leiten, und sie für die Erfüllung ihrer heiligen Pflichten fähiger und geschickter zu machen. Er fodert daher auch zu Beyträgen für diesen Zweck auf, und es ist sehr zu wünschen, daß ihm diese recht reichlich zufließen mögen, weil nur durch die Mannichfaltigkeit der aufgestellten Erfahrungen das Werk diejenige Vielseitigkeit erlangen kann, deren es für den großen Kreis seiner verschiedenartig gebildeten Leser bedarf. Gewiß ist das Unternehmen ein sehr verdienstliches, wenn man bedenkt, wie recht eigentlich unvorbereitet noch immer manche jüngere Geistliche in ihr Amt treten, wie wenig sie die hohe Würde und die ernste Verpflichtung desselben kennen, wie sie selbst bey aller theologischen Gelehrsamkeit in ihren Hefen noch nicht mit sich selbst aufs Reine gekommen sind über dasjenige, was sie davon für den Unterricht der ihnen anvertrauten Gemeinden benutzen wollen. Zwar giebt es auf allen Universitäten zum Theil sehr zweckmäßig geleitete Anstalten für die praktische Vorbildung künftiger Prediger und Seelsorger, aber nimmt nicht verhältnißmäßig nur der kleinste Theil der Theologie Studirenden daran Theil? Alle übrigen, oft eine sehr große Anzahl, entbehrt dieser Vorbildung, die sich in dem Hauslehrerstande, oder in einer Anstellung bey einem Gymnasium nimmermehr gewinnen läßt. Und so gelangt selbst der bessere Kopf oft erst durch mancherley Kämpfe, ja selbst nach verschiedenen Mißgriffen zum Ziele.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Aus den in dem vorliegenden Bande mitgetheilten Lebens- und Amtserfahrungen spricht uns derjenige Geist lebendig an; der den christlichen Prediger zum Geistlichen machen soll, der Geist des Ernstes, der Liebe, der Demuth. Je mehr der zum Predigtamte Berufene das Bedürfnis fühlt, bey seinem Lehren und Wirken von dem göttlichen Geiste geleitet zu seyn, je mehr er diesen Geist aufsucht in der Schrift und in den stillen Stunden der Beschäftigung mit Gott und göttlichen Dingen, desto mehr wird er von diesem Ernste erfüllt, von dieser Liebe durchdrungen, von dieser Demuth geläutert werden; desto früher wird er zu dem Standpunkte gelangen, auf welchem wir den wackern Reinhold in dem ersten, längsten Abschnitte stehen sehen. Gewiß giebt es viele jetzt segensreich wirkende Pfarrer, welche einen ähnlichen Weg gegangen sind; manche mögen aber auch wohl auf demselben dem geistlichen Stande untreu geworden seyn, weil sie daran verzweifeln, jener lebendigen Ueberzeugung theilhaftig zu werden. Reinhold's Erzählung von seiner Bildung zum Geistlichen lehrt uns durch die Klippen, welche jedem denkenden Kopfe auf dem Meere der religiösen Wahrheitsforschung sich zeigen, glücklich hindurchschiffen, um in den Hafen der Ruhe zu gelangen, welche ein lebendiger Glaube an das in der Bibel geoffenbarte, durch bescheidenen Vernunftgebrauch erkannte göttliche Wort und eine darauf gegründete echt evangelische Thätigkeit gewährt. Nur so viel als nöthig, ist darin mit Recht von den gäng' und gebe gewordenen theologischen Parteynamen die Rede, vor denen wir gern Auge und Ohr verschließen möchten, fragend: Was Kephisch, Paulisch, Apollisch? Ist denn Christus zertrennt? — Wenn man die Geister wahrhaft prüfen könnte, so würde man nicht zwey oder drey Secten, sondern hundert und drüber finden, ja man würde genöthigt seyn, dasselbe Individuum in verschiedenen Augenblicken des Lebens bald zu der einen, bald zu der andern zu zählen. Wem die Vernunft eine dankbar erkannte Wohlthat Gottes ist, die als der Inbegriff der gesammten höhern Geistesthätigkeit ihn von den Thieren unterscheidet, der wird sie gewiß nicht schmähen, sondern sie zur Erforschung des göttlichen Willens in der Schrift gewissenhaft anwenden, aber dabey auch die Grenzen, die derselben in dem Erdenbürger gesteckt sind, nicht anmaßend verkennen oder frevelnd überschreiten, bloß

bloß um sich das stolze Vergnügen des Bezweifeln und Verwerfens geoffenbarer Schriftlehren zu gewähren. Er wird lieber bauen als zerstören, lieber lernen als meistern, und bauen und lernen, um besser zu werden und besser zu machen.

Was die Form dieses Aufsatzes betrifft, so ist die Schreibart darin zwar zuweilen etwas breit, weil der Gang psychologischer Entwicklung mit der historischen Darstellung verschmolzen werden sollte, aber immer anziehend genug, um den Leser zu fesseln und ihn in Verbindung mit der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes für denselben bleibend zu begeistern.

Der zweyte Aufsatz: „*die Wahrheit macht dich frey*“ erzählt, wie ein Geistlicher durch die Verwechselung eingegangener Berichte in der Consistorialkanzley bey seiner Gemeinde in den Verdacht, sie verläumdete zu haben, und darum fast um ihre Liebe gekommen, und ermuntert zu der strengsten Wahrheitsliebe in amtlichen Gutachten und Zeugnissen. Die Stelle S. 199, wo die Verschlimmerung der Sitten „von den gymnastischen Uebungen, durch welche man den kräftigsten Theil der männlichen Jugend zu Vertheidigern des Vaterlandes bildet, nicht wohl zu trennen seyn soll“, ist uns nicht klar geworden. In dem dritten Aufsatz: „*Die Pietisten der neuern Zeit*“, werden über ein wichtiges Stück der Pastoralweisheit, das Verfahren des Predigers gegen vermeintlich Fromme, belehrende Winke gegeben; der Nachtrag dazu nimmt auf den bekannten *de Valenti* und seine Schrift: „*System der höhern Heilkunde*“ besondere Rücksicht. Durch den letzten Aufsatz soll „*Vorsicht in der Aufbewahrung schriftlicher, das sittliche Leben der Gemeindeglieder betreffende Bemerkungen*“ dadurch empfohlen werden, daß ein Beyspiel erzählt wird, wo durch Unvorsichtigkeit eine tadelnde Charakterschilderung der Art nach dem Tode eines wackern Seelsorgers in die Hände des Geschilderten kam. Allein wir gestehen aufrichtig, solche Aufzeichnungen gar nicht für nöthig zu halten. Bey kleinern Gemeinden, wo sie ohnehin nur möglich ist, reicht gewiß das Gedächtniß des Geistlichen aus. Auch kann man, wenn man sich vermißt, den Charakter jedes Einzelnen genau zu kennen, leicht zu vorgefaßten Meinungen und in die Gefahr kommen, alle Handlungen desselben nach diesen zu beurtheilen und oft ungerecht zu werden. Wir glauben kaum, daß Aerzte sich solche Charakteristiken ihrer Kranken sammeln, und da beträfe es denn doch nur den Leib. Wir danken zum Schlusse dem würdigen Vf. herzlich für den Genuß, den uns sein Buch bereitet, für die geistige Anregung, die es uns gewährt hat.

ILMENAU, b. Voigt: *Neuer Nekrolog der Deutschen. Fünfter Jahrgang, 1827. Erster u. zweyter Theil. 1829. XLII und 1168 S. 8. (4 Rthlr.)*

Rec. kann in Beziehung auf den vorliegenden fünften Jahrgang das Lob nur wiederholen, welches

das Unternehmen und das rastlose Bestreben des thätigen Verlegers, der wiederum als Herausgeber auftritt, verdienen. Mit der äußern Einrichtung ist diesmal eine Veränderung vorgenommen worden, die als eine wesentliche Verbesserung betrachtet werden muß. Die bisherige, vielleicht etwas künstliche Eintheilung in drey Abtheilungen, wovon die erste ausführliche, die zweyte kurze Biographien und die dritte eine mit bloßen Notizen begleitete Namensübersicht derer lieferte, deren in den beiden ersten nicht erwähnt worden waren, wurde dahin abgeändert, daß die beiden ersten Abtheilungen nun in eine verschmolzen sind. Sollte nicht dieselben Gründe, die darauf geführt haben, auch dafür sprechen, den an sich ohnehin nicht wesentlich begründeten Unterschied aller Abtheilungen aufzuheben? Ist der Fall nicht denkbar, daß über einen Verstorbenen erst kurze Notizen eingehen und nach deren Abdruck Jemand eine Biographie einsendet, deren Werth den Herausg. bestimmt, sie in dem folgenden Jahrgange abdrucken zu lassen? Beweisen es nicht selbst die beiden vorliegenden Bände, die, obgleich dem Jahre 1827 gewidmet, dennoch als Nachlese auf das Jahr 1826 ausführlichere Aufsätze über den Frhn. *Truchseß von Wetzhausen*, *C. W. Messerschmidt*, *J. B. Harnisch*, *Konrad Gefsner*, *J. G. Schoch*, *Gr. Zichy zu Vásonykeö*, *B. Piringier*, *J. L. Rugendas* und dem Gr. *Lepel* liefern? (Warum ist aber bey dem letztern die im Druck erschienene werthvolle „*Denkschrift auf den Grafen von Lepel vom Landes-Bestallten von Tschirschky* in 8.“ nicht benutzt worden?) Enthält nicht der vorliegende Jahrgang I. S. 32 sogar die Fortsetzung und den Beschluß der im Jahrgang 1825 begonnenen Biographie des französischen Brigadegenerals *Rudolph Heinrich Eickemayer*? Wir tadeln diese Nachträge nicht, vielmehr erkennen wir ihre Nothwendigkeit an, weil wir stets die Ueberzeugung ausgesprochen haben, wie es in der Unmöglichkeit liege, daß ein jeder Jahrgang des Nekrologs nur einem bestimmten Jahre entspreche. Dem Anachronismus kann durch ein vollständiges Generalregister über die zehn ersten Jahrgänge abgeholfen werden. Eine andere nicht genug zu rühmende Verbesserung ist die unausgesetzte Sorgfalt des Herausg., Alles zu entfernen, was zur Darstellung der Person oder der Sache nicht nothwendig war. Nur auf diese Weise ist es möglich, den Raum zu gewinnen, den das Ganze erfordert. Ob bey den ausführlichen Biographien des Königs *Friedrich August von Sachsen*, *Pestalozzi's*, *Zarnack's*, *Gurlitt's*, *van Beethoven's*, *Chladni's*, *Hauff's*, *von Massenbach's* und noch hiet und da nicht Manches hätte in die Kürze gezogen werden können, mag auf sich beruhen. Wir können nicht dringend genug den Herausg. ermahnen, ohne alle Nachsicht, die einzelnen Beyträge durch angemessene Abkürzung in Einklang zum Ganzen zu bringen. Hiedurch beabsichtigen wir übrigens um

so weniger eine ermüdende Einörmigkeit zu bewirken, als wir vielmehr es tadeln möchten, wenn den gelieferten Aufsätzen fast nur die Lichtseite der Geschilderten hervorgehoben zu finden. Schon die historische Treue fodert die Andeutung des in der Natur neben dem Glanze stehenden Schattens. Nur durch den letztern vermag der Maler ein Gemälde zu vollenden und den eiteln Tand bloßer Lobreden möge der Deutsche den überrheinischen Tages-Künstlern überlassen. Auf jeden Fall aber verdient der Nekrolog die rege Theilnahme, die er gefunden hat. Das Verzeichniß der diesmaligen Mitarbeiter nennt 117 Namen, wobey Beyträge einer Menge Wittwen und anderer Hinterbliebenen nicht einmal mitgezählt worden sind. Von diesen Mitarbeitern rühmt Hr. Voigt besonders den Hn. Dr. Nischwitz, der seit zwey Jahren ihm bey der Redaction beygestanden und selbst mehrere Hauptzweige dieses Familienbuchs unsers Volks übernommen habe. Dieser Jahrgang übertrifft den vorigen an Reichthum des Inhalts um das Doppelte. Er erwähnt in seinen jetzigen beiden Abtheilungen nicht weniger als 1376 Verstorbener. Davon stehen 424 in der ersten Abtheilung. Von diesen sind 133 aus schon gedruckten Nachrichten, welche jedesmal nachgewiesen werden, entlehnt, und 291 Biographien erscheinen hier als Originalaufsätze zum ersten Mal. Dafs darunter mehrere als höchst gelungen gelten können, leidet keinen Zweifel; manche freylich sind es weniger, und nur eine verhältnißmäfsig geringe Anzahl gleicht einer Leistenarbeit. Es würde uns leicht werden, über einzelne unrichtige Thatsachen Berichtigungen anzubringen; wie z. B. Fr. Rafsmann in der *Abendzeitung* 1829 Nr. 142. S. 567, welche rücksichtlich des dem Dr. Nagel gewidmeten Artikels S. 428 es gethan hat, oder andere Ergänzungen zu liefern, doch unterlassen wir es des uns hier vergönnten Raums wegen. Wir begnügen uns schließfich zu bemerken, dafs die Bildnisse des Königs *Friedrich August von Sachsen* von *Bollinger* und des königl. Preufs. Obristen v. *Ränge* diesem Jahrgange beygegeben sind*).

GESCHICHTE.

LEIPZIG, in der Fest. Verlagsbuchh.: *Denkmäler verdienstvoller Deutschen des 18ten und 19ten Jahrhunderts*. Erstes Bändchen. Mit 6 lithographirten Portraits. 118 S. Zweytes Bdchen. Mit 6 lith. P. 126 S. 1828. Drittes Bdchen. Mit 6 lith. P. 106 S. Viertes Bdchen. Mit 6 lith. P. 107 S. Fünftes Bdchen. Mit 6 lith. P. 119 S. 8. 1829. (1 Rthlr. 16 gr.)

Das Andenken verdienstvoller Deutschen hat von jeher das dankbare Vaterland in Wort und Schrift,

in Eisen und Marmor, in Bild und Feste zu verklären und zu verwirgen gestrebt, und nicht der Mitwelt nur, auch der Vorwelt war es heilig. Wir erinnern an die jüngste Vergangenheit, an v. *Schlichtegroll*, die *Zeitgenossen*, die *Real-Encyclopädie* (bey Brockhaus), *Leidenfrost*, *Schmidt* und die *Biographen Einzelner*, welche entweder die Darstellung ihres innern und äufsern Lebens, oder kurze Umrisse desselben in Beziehung auf ihre wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit zur allgemeinen Belehrung oder zu besondern Zwecken und für besondere Kreise sich zum Ziel setzten. Auch die oben angezeigten Denkmäler reihen sich der biographisch-historischen Literatur an. Die Ankündigung derselben vor dem Titel des ersten Bändchens giebt statt einer Vorrede mit dem Vorwort zum zweyten Bdchen über sie und ihre Bestimmung Auskunft. Die erstere läßt unbestimmt, was man unter dem vieldeutigen Worte „*Denkmäler*“ zu erwarten habe, das letztere bezeichnet sie näher als „kleine Denkmäler, wie sie eine gute Abbildung und eine gute Charakteristik ihres Strebens und Wirkens und ihres äufsern Lebens zu geben vermögen.“ Eine solche kann man — wie der Sammler dieser wohl erwogen und beschlossen hat — „nur von dem erwarten, der durch individuelle Verhältnisse dem Gedankenfluge des Heimgegangenen am besten zu folgen versteht“, und soll deshalb in der Regel das Leben des Künstlers von einem kunstvertrauten Jünger, das Leben des Gelehrten von einem Gelehrten, der ihm im Wirken gleich zu kommen sucht, das Leben des Arztes von einem Arzte geschildert werden.“ Wie man sich mit Ein- und Umsicht über den Gehalt dieser Denkmäler ausgesprochen, so auch über die Grenzen der Zeit, innerhalb welchen die Verdienstvollen wirkten. Sie sind weit genug und in ihrem Zwischenraume glänzen so viele eines Denkmals Würdige, dafs ihr Leben dieser Zeitschrift, von welcher je nach 2 Monaten ein 6—8 Biographien mit Portraits enthaltendes Bändchen erscheinen soll, für eine lange Reihe von Jahren Stoff darbietet. Mit dem Zweck und Umfang des Unternehmens bekannt, können wir nun unser Urtheil, ob und wie in den vorliegenden 18 Denkmälern ihnen genügt sey, niederschreiben.

Im Allgemeinen müssen wir erinnern, dafs von den Verfassern der Begriff einer Charakteristik nicht immer beachtet und festgehalten ist und Mehrere Biographien gegeben. Diese läßt sich mit jener wohl verbinden, wenn die Darstellung der Lebensereignisse mit der durch sie geförderten oder gehemmten Geistesbildung verbunden wird, überhaupt in der Darstellung der gegenseitigen Einwirkung beider die Idee, die der Verehrte bey seinem Streben bis zum Tode im Auge behielt, nicht aus der Acht

*) Als Berichtigung aber mag hier angeführt werden, dafs die in der A. L. Z. 1828. Erg. Bl. Nr. 60. abgedruckte Recension des vierten Jahrgangs dieses Nekrologs den gesagt wird — nicht zum Verfasser hat. Prof. Gruber — wie S. IX des Vorworts dieses Jahrgangs Gr.

Acht gelassen wird. Nach unserer Einsicht möchten auch Charakteristiken in der strengsten Form hier nicht an ihrem Platze stehen, wo man für allgemeine Belehrung und die Kenntniß allgemein verdienstvoller Deutschen sorgen will, und nur in Werken gesucht werden, die den Verehrern einer bestimmten Wissenschaft oder Kunst, also einer bestimmten Ordnung von Gelehrten angehören.

Würdig eröffnet die Reihe der in diesen 8 Bänden gezeichneten Verdienstvollen *Carl August*, Großherzog von Weimar (von ...r.). Diese kurze Biographie umfaßt den so vielseitig gebildeten Geist, den so hochsehnend auf sein Land wie auf ganz Deutschland wirkenden Regenten, für Wissenschaft und Kunst so Thätigen bey weitem nicht, und läßt den, welcher die Schriften über den Verklärten las, viele und bedeutende Lücken schauen. An die Seite des Regenten ist der vielseitig gebildete und wirkende Kanzler *Niemeyer* gestellt (von D...z). Warum nannten ...r und D...z sich nicht? Fühlten sie vielleicht selbst, daß ihre Darstellungen den Forderungen, die man an sie machen muß, so wenig, als den Verheißungen in der Ankündigung entsprachen? Hr. D...z gesteht S. 24, „daß er das Glück gehabt, mit ihm (*Niemeyer*) persönlich bekannt zu seyn und einige Briefe zu wechseln.“ Reicht diess hin, um *Niemeyer* ein würdiges Denkmal zu setzen? Sind das die individuellen Verhältnisse, welche D...z beeigenschaften, dem Gedankenfluge *Niemeyer's* am besten folgen zu können? Daher so manche Wiederholung und Anführung von Kleinigkeiten, z. B. Anekdoten S. 85. Beyläufig giebt Rec. das Zeugniß für die Wahrheit derselben. — *Johann Gottfried Schlicht*, *Elias v. Siebold*, *Samuel Heinicke* im 1sten Bdehen sind von C. F. *Becker*, F. L. *Meißner* und *Carl Gottlob Reich* mehr charakterisirt, als biographirt. Ausser diesen ist noch *Christian Thomasius* von ...r im 1sten Bdehen, im 2ten v. *Dalberg*, *Zollikofer*, *Johann Friedrich* (v.) *Böttger*, *Ludwig v. Beethoven*, *Conrad Ekhof* und *Johann Carl Burckhardt*; im 3ten *König Maximilian Joseph* von Baiern, v. *Laudon*, *Chodowiecki*, E. *Platner*, v. *Weber* und *Wilhelm Herschel*; im 4ten *Friedrich August* der Gerechte, *Christian Gotthilf Salzmann*, *Gotthold Ephraim Lessing*, *David Friedrich Oehler*, *Johann Sebastian Bach* und *Amand. Gottfr. Ad. Müller*, und im 5ten *Karl Friedrich Markgraf* von Baden, *Jos. v. Müller*, *Moses Mendelssohn*, *Ernst Florens Friedrich Chladni*, *Karl Wilhelm Salice Contessa* und *Johann Salomo Semler* gezeichnet in Bild und Wort. Wir halten absichtlich alle Bemerkungen zurück, die wir über Gehalt und Form dieser Lebensabrisse machen könnten, weil es schwer ist, die Art und Zahl der Data zu bestimmen, welche die verschiedenartigen Leser dieser Schrift anziehen, so wie die Form festzustel-

len, welche gefalle. Soll jede Biographie und Charakteristik ein in sich geschlossenes, abgerundetes und im Ausdruck und Vortrag vollendetes Ganzes seyn, so muß in derselben Alles, was um den Darzustellenden sich bewegt, seinetwegen und in Beziehung auf ihn da ist, ohne zu überladen oder Lücken zu lassen, in guter Ordnung zusammengestellt werden.

Zur angenehmen Unterhaltung und lehrreichen Beschauung stellen sich diese Denkmäler Jedem dar. Selbst dem Gelehrten wird *Burckhardt's* Denkmal vom Prof. *Drowisch*, und *El. v. Siebold's* von *Meißner* willkommen seyn. In wie weit die Portraits den Geschiedenen nahe kommen, vermag Rec. nicht zu entscheiden. Nur loben und empfehlen kann er sie in Wahrheit von Seiten der Kunst, und das Ganze seines billigen Preises wegen.

SCHÖNE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Nauck: *Der Invaliden-Klub*. Kriegsabenteuer aus dem Leben gedienter Officiere. Nach dem Engl. der *Chelsea Pensioners*, von Vf. des *Subalternen* und des *Landpfarrers*. Uebers. von Dr. M. *Runkel*. 1830. Drey The. 239, 220 u. 206 S. 8. (3 Rthlr.)

Ziemlich gewöhnliche Fabrikarbeit, wie man deren in zahlloser Menge das Jahr hindurch aus den englischen Buchläden hervorgehen sieht, um die Lese-Kabinete in der Leadenhall- und Bondstrasse zu London zu versorgen und die müßigen Stunden der romansüchtigen Insulanerinnen auszufüllen. Uns kann dergleichen Kost nicht behagen. Wie der Uebers. durch die Wahl des zu bearbeitenden Werkes seinen schlechten Geschmack beurkundet, so zeigt er durch die Uebersetzung, daß es ihm an Geschick zu ähnlichen Leistungen fehle. Nehmen wir als Probe und Beleg die zwey ersten besten Seiten, z. B. S. 30 und 31; hier finden sich folgende Stellen: „Bey keiner Gelegenheit nahm er (der Held der Erzählung) an den Vergnügungen und Spielen seiner Kameraden Theil. Obgleich schnell wie ein Rennthier, fanden täglich Wettrennen Statt, um deren Gewinnste er sich niemals bewarb; er verabsäumte sowohl den Federals den Schlagballplatz, und das Innere des Schenckhauses soll er nie gesehen haben, als einmal, da er auf der Wache war und ihn (wen?) zu reinigen mit Andern abgeschickt wurde.“ — „Sobald er sich näherte, hielt man jedesmal die ungelassenste Unterhaltung“ u. s. w. Wie kann man es wagen, mit einer solchen schülerhaften Sprache vor das deutsche Publicum zu treten?

Julius 1830.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

KEMPTEN, b. Dannheimer: *Hat Christus eine Kirche gestiftet, und welches sind die Merkmale, an denen sie erkannt wird?* Eine von der theologischen Fakultät der K. Ludwig-Maximilians-Universität zu München gekrönte Preisschrift von Gottlieb Flatz. 1830. II u. 106 S. kl. 8. (8 gGr.)

Der Vf. bittet in der Vorrede das beurtheilende Publicum, ja darauf Rücksicht zu nehmen, daß hier die Erstlinge eines Geistes geliefert würden, dessen Kraft noch zu jung und ungetübt sey, um allen jenen strengen Forderungen, die an den Schriftsteller gemacht werden, Genüge zu leisten. Wir wollen daher recht gern über die bedeutenden Mängel mit Nachsicht hinwegsehen, welche diese Schrift selbst hinsichtlich der Form allenthalben verräth, obgleich wir nicht bergen können, daß eine theologische Fakultät strenger in Austheilung ihrer Preise verfahren sollte, besonders wenn die Beweisgründe einer zu krönenden Schrift so mangelhaft und unphilosophisch durchgeführt sind, wie dieses offenbar bey vorliegender Arbeit der Fall ist. Wir glauben aber keineswegs die Grenze der geeigneten Schonung zu überschreiten, wenn wir dem jugendlichen Vf. zeigen, daß seine Polemik eine ganz unstatthafte und verunglückte sey, und daß ihn ein unseliger Wahn blende, wenn er wenigstens die richtigen Grundlinien zur Begründung des römischen Kirchenenthums gezogen zu haben sich schmeichelt, was wohl nicht fehlen dürfte, da der Lorbeer einer gekrönten Preisschrift ihm so leicht zu Theil geworden. Wäre es nicht Hn. Flatz besonders darum zu thun gewesen, mit den Namen eines *Blau*, *Krug*, *Werkmeister*, *Plank* u. s. f. Spiegelgefechte zu liefern, so würde man nicht begreifen können, wozu die Polemik in einer Schrift führen sollte, die ihrem Hauptzwecke nach und bey dem kleinen Kreise, den sie umschreibt, mit weiser Oekonomie jede Seite hätte dazu benutzen sollen, um ein consequentes und nach allen Richtungen streng durchdachtes System zu entwerfen, ohne Rücksicht auf Privatmeinungen, so daß sich als sicheres Resultat aus Verknüpfung und Schrift ergeben hätte: eine von Christus gestiftete Kirche müsse eben jene Kennzeichen an sich tragen, welche die römisch-katholische Kirche für sich postulirt; Aber wer ist je im Stande, historisch zu beweisen,

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

daß die römisch-katholische Kirche wirklich jene Merkmale besitze, welche sie zur einzig wahren, von Jesus gestifteten Kirche machen sollen? Und wollen wir ganz hinwegsehen von allem, was die Geschichte laut verkündet; wollen wir einstimmen in das von Hn. Brenner neuerlich so laut erhobene ungereimte Klagelied, daß Protestant die katholische Kirche gar nicht kennen, so muß doch das Tridentinische Glaubensbekenntniß der erste unumstößliche Beweis bleiben, daß die von Jesus gestiftete Kirche keineswegs der katholischen Kirche entsprechend sey. Es wäre also der einzig richtige Weg, *unbefangen* in Gottes Wort zu forschen, ob Christus eine Kirche habe stiften wollen; und welche Merkmale er selber angegeben habe, um diese allgemeine Kirche zu erkennen. Hier müßte der Forscher freylich vergessen können, und dürfen, welcher Partikularkirche er angehöre; daß dieses aber für einen römischen Katholiken unmöglich sey, beweiset auch diese Schrift deutlich. Und wenn die Katholiken noch so laut verkünden, daß sie eben so gut als der Protestant forschen dürften, so ist es hier von einer katholischen Fakultät nur zu augenscheinlich dargethan, daß man ganz unlogisch als römischer Katholik nur immer voraussetze, was zu beweisen steht, und alle möglichen Scheingründe anwende, um von dem, was man zu glauben hat, sich selber und Andere zu bereden, daß es wirklich so sey. Einen ähnlichen Fehler begehen in unsern Tagen diejenigen Protestanten, welche, das Wesen des Protestantismus und den tiefen Sinn der Reformatoren und den Geist der Religion Jesu verkennend und die neuern Fortschritte der Wissenschaften ignorirend, nur am Buchstaben haften und befangen von dem starren Typus der symbolischen Bücher immer das Gegebene als wahr voraussetzend behaupten, die protestantische Kirche sey nur dann echt evangelisch, wenn sie nichts annehme, was nicht vor dreihundert Jahren schon angenommen war; kurz, wenn sie nie weiter forsche und Luther als einen zweyten Papst betrachte, der zwar freye Forschung gestattet, aber doch jede Abweichung von einer bestimmten Glaubensnorm verboten hätte.

Doch wieder zur Sache! Da es offenbar den Umfang einer Recension übersteigen würde, wenn wir jeden Punkt in dieser Streitschrift näher beleuchten wollten, so müssen wir uns auf das Wichtigste beschränken und können das Uebrige nur im

Vorübergehen berühren. Um zu beweisen, daß das Volk und die Fürsten kein Recht haben; Diener des Evangeliums zu wählen, sondern nur die Hierarchie, ist angeführt: *quos posuit spiritus sanctus regere ecclesiam* (der Vf. citirt gern nach dem Grundtexte der Vulgata!) und „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ — Verräth dieses Argument nicht eine gänzliche Unkunde in der Exegese? So ungefähr gingen auch die Päpste mit den Bibelsprüchen um, wenn sie in ihren Bullen die Einheit des Primats aus: „*in principio creavit deus coelum et terram*“ beweisen wollten, weil es nicht heiße: *in principiis* u. dgl. — Wenn S. 40 das Daseyn einer Hierarchie auf Bischöfe, Priester und Diakonen zurückgeführt wird, so vergißt der Vf. die Cardinäle, Legaten, Nuntien, Patriarchen, Primaten und Erzbischöfe u. s. f., oder ist dies vielleicht eine kleine *reservatio mentalis*? Sehr seltsam und kühn ist es auch, daß Texte, wie Tit. 1, 5, zum Beweise für die katholische Ansicht gebraucht werden, die unbezweifelt derselben widerstreiten. Hätte Hr. Fl. nur noch v. 7 gelesen, so würde er das Gegentheil gefunden haben; das Nämliche gilt von dem Briefe an Timotheus, welcher auch, wie das Concilium zu Aachen vom J. 816 ausspricht, nur einen Beweis für die Gleichheit der Episkopen und Presbyter liefert. Höchst unlogisch ist es, die Aufzählung aller Bischöfe in einer Gemeinde als Grund für die Zeiten der Apostel hinsichtlich des hierarchischen Vorranges der Bischöfe anzugeben, und diesem noch ein historisches Moment aus dem vierten Jahrhundert über Acrius beizufügen. Die Briefe des Ignatius, welche auch nach den scharfsinnigen Untersuchungen katholischer Gelehrten der Interpolation verdächtig sind, liefern gar keinen haltbaren Beweis, da sie den Glanz eines Bischofs, gegen alle historische Wahrheit für jene Zeit, aus der sie stammen sollen, offenbar übertreiben.

Vergeblich ist auch die Mühe, den Primat (*Primum jurisdictionis* S. 48) zu rechtfertigen. Matth. 16, 13—20 soll heißen: Du, Petrus, bist das Fundament in der Kirche, wie ich, Christus, es gewesen bin! Also hatte Jesus gar damals schon aufgehört das sichtbare Oberhaupt der Kirche zu seyn? Wo ist das gesagt? Da aber die Kirchenväter selber diese Stelle bey Matth. nicht zu Gunsten des römischen Papstes deuteten, so hilft sich Hr. Fl. damit, daß er S. 51 behauptet, es wären die Väter über die Würde Petri ganz einstimmig und wichen nur dann ab, wenn sie die Stelle bey Matth. *mystisch* von Christus selber (welche Interpretation!), oder, um gegen die Arianer zu disputiren, vom Glauben an Jesus verstanden. Woher aber der Vf. diese Weisheit geschöpft, ist uns unbegreiflich. Soll vielleicht Origenes, der gleich zuerst als Beleg aufgeführt wird und schon im J. 254 starb, mit den Arianern zu schaffen haben? Und kann eine abgerissene Stelle von ihm zum Beweise für den Primat genommen werden, da er deutlich sagt bey Matth.:

„Wenn du glaubst, daß auf den Petrus allein die ganze Kirche gebaut wurde, was sagst du dann von Joannes, oder von jedem der Apostel?“ u. s. f. *Summa rerum de pascendis ovibus traditur, heiligt also nicht mehr, als, das Weiden der Schafe an seinem ganzen Umfange wird ihm übertragen, wie es auch den übrigen Aposteln übertragen war, da jedem von ihnen anbefohlen war, in die ganze Welt zu gehen und das Evangelium zu predigen, nicht aber nur theilweise sich in diesem oder jenem Districte einen bleibenden Wirkungskreis auszuwählen, oder sich gar zum Herrn der übrigen zu machen. Dann ist auch die vermeintliche Beweisstelle des Origenes aus einer Nebenerklärung über den Brief an die Römer genommen und muß in jedem Falle der Haupterklärung desselben in tractat. ad Matth., die ganz unverhüllt spricht, nachstehen. Wie aber vollends die Arianer durch die Stelle bey Matth. widerlegt werden sollen, ist gar nicht abzu sehen. Oder bekannte Petrus vielleicht: Du bist der wahrhaftige Gott, gleiches Wesens mit dem Vater von Ewigkeit, ungezeugt u. s. f.? Es dürfte daher schwer halten, dieses Argument auch für andere Stellen bey den Kirchenvätern geltend zu machen. Ein fernerer Beweis für das Papstthum soll die dreymalige Uebertragung des Weidens der Lämmer an Petrus seyn. Aber Isidor von Pelusium (ep. 103) und Cyrill von Alexandrien erklären auch diese Stelle ganz anders: *Quia Petrus nonnihil lapsus est, aegrum nunc sanat, et ternam confessionem loco ternae illius negationis flagitat, hanc illi quodammodo opponens et delicta correctione compensans.* — Wo steht hier ein Wort vom Primat? Vgl. Theodoret. in lib. III. de haeretic. fab. c. 5. Venerab. Bed. in cap. Joan. c. 2. Aug. serm. 187. de verb. evang. nr. 3. Basilus erläutert diese Stelle als geltend für alle Lehrer: *Hec ab ipso Christo docemur, dum Petrum ecclesiae suae pastorem post se constituit. Ait enim: Petre, amas me plus his? Pasce oves meas. Atque etiam omnibus futuris pastoribus ac magistris eandem tribuit potestatem. Constit. mon. c. 22 nr. 5.* Wie man aber behaupten mag: Luc. 22, 32 „Wenn du bekehrst seyn wirst, sollst du deine Brüder stärken“ — zeige deutlich, Petrus habe hiedurch die Aufsicht über die Mitapostel erhalten, ist wirklich höchst schwach. Ueberdies fragt es sich, ob hier unter dem Worte „Brüder“ wirklich allein die Apostel zu verstehen seyen. Andere Gründe für den Primat sind, daß Jesus (Matth. 17) für Petrus ein Wunder wirkte, daß er ihn auf den Tabor mitnahm, daß Petrus eine eigene Erscheinung hatte und daß Jesus für ihn betete, sein Glaube möge nicht wanken. Wurden aber nicht auch für andere Gläubige ausschließend Wunder gewirkt? Waren nicht auch noch Jacobus und Johannes mit Petrus auf Tabor? Hatte nicht auch Johannes Visionen? Betete Jesus nicht auch für alle Jünger und für alle Christen? Eben so wenig schlagend sind die übrigen Stellen über die Ausübung des Primats durch Pe-*

Petrus, denn man wird von Kaiser hier erwähnten Handlung nachweisen können, daß nicht auch Paulus oder andere Apostel Aehnliches gethan hätten. Sehr ungeeignet und irrig ist es aber für einen katholischen Dogmatiker, Apstg. 16 für den Primat des Petrus anzuführen, da offenbar Jacobus das Gesetz gab, wenn auch Petrus zuerst redete.

Wie sich der Vf. noch jetzt zu behaupten erlauben könne, „die ganze folgende Kirche erröthete (S. 60) den Primat Petri“, ist unbegreiflich. Auf eine sehr naive Weise schließt endlich der Vf. diesen Abschnitt mit der Aeußerung: „Daß aber Petrus im Geiste seines Meisters, der ihm einst die Fäulniß wusch und das ausgezeichnetste Beyspiel der Demuth gab, diese Gewalt ausübte, beweist die unvergleichlich schöne Stelle seines ersten Briefes 5, 1—3: Die Aeltesten u. s. w. Welch ein herrliches Bild einer christlichen Kirchenherrschaft!“ — Allerdings herrlich, doch ist hierin durchaus kein Bild des römischen Papstes zu erblicken! —

In der Behandlung der Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche zeigt der Vf. nicht minder recht augenscheinlich, daß es ihm gänzlich an Klarheit der Begriffe mangle, und daß er die Schwierigkeit seiner Aufgabe hier gar nicht einmal ahnete. Ehe man zum Beweise der Unfehlbarkeit der Kirche schreitet, muß man zuvor mit sich über das Subject und Object der Unfehlbarkeit im Reinen seyn. Wer repräsentirt die Kirche? die Concilien? die Bischöfe alle in der ganzen christlichen Welt? oder die römische Curie? Wer auf die Praxis der katholischen Kirche in den Tagen sieht, wo kein Concilium gehalten wird, muß offenbar zugeben, daß Niemand entscheidet, als die römische Curie, die es aber noch bis auf den heutigen Tag, obgleich vom heil. Geiste erleuchtet, nicht zu entscheiden wagte, ob Maria ohne Erbsünde geboren ward. Wäre es aber die römische Curie wirklich, wer möchte dann noch von einer Unfehlbarkeit reden? Sind es die Concilien? Warum müssen sie erst vom Papste bestätigt werden, wenn sie nur das Organ des h. Geistes waren. Können aber die Concilien als Repräsentanten des Glaubens der ganzen Kirche gelten, da eine Zeitlang größtentheils nur morgenländische und in der Folge nur abendländische Bischöfe auf solchen Versammlungen zugegen waren? Doch lassen wir immerhin den Concilien diese Ehre widerfahren, welches sind dann jene Lehren, auf denen offenbar das Fundament des Christenthums beruht, deren Erhaltung für alle Zeiten also die Gabe der Unfehlbarkeit für die Kirche nothwendig voraussetzte, wenn die Christen „nicht beunruhigt werden sollten (S. 59), die Lehre ihres Erlösers nicht mehr so zu haben, wie er es gemeint“ — ?? Sind es die Lehren über die Gottwesensgleichheit, über die zwey Naturen und zwey Willen in Christus? über die Gegenwart der Gottheit im ungesäuerten Brote? über die Lehre vom Fegfeuer? über die

Ohrenbeichte? über die Verehrung der Bilder und Reliquien? über die Vertilgung der Ketzter? über die Absetzung der Regenten (Conc. Lugd. 1245) u. s. f.? Wir zweifeln wahrlich recht sehr, und vielleicht dürfte jeder vernünftige Katholik mit uns zweifeln, vielleicht selbst ein Bischof Sailer, wenigstens in den meisten Punkten. Es muß also das Wesentliche des Christenthums in dem Glauben an den Einen Gott, an Jesus als seinen göttlichen Gesandten, an Unsterblichkeit und Vergeltung im Jenseits, in der Nothwendigkeit der Umwandlung des Innern und in der Liebe gegen alle Menschen, die ihren schönsten Vereinigungspunkt in der heil. Feyer des Abendmahls findet, einzig und allein liegen. Daß dieser Glaube ewig fortbestehe, dazu bedarf es keiner Unfehlbarkeit gebrechlicher Menschen, keines fortwährenden Wunders, denn die Vernunft selber erkennt jene Hauptlehren als nothwendig zum Heile der Menschheit. Allerdings ist es wahr, daß, (S. 60) „wenn nicht mehr gelehrt wird, was Christus lehrte, seine Lehre, seine Kirche nicht mehr ist.“ — Welcher Unbefangene sieht aber nicht ein, daß in der römischen Kirche leider nur zu viel gelehrt werde, wovon Jesus nichts wufte. Denn daß die Pforten des Hades die Kirche nicht überwältigen, daß Jesus verspricht, der Geist der Wahrheit werde bey der Kirche bleiben, daß er Matth. 28, 20 versprach, bis an der Welt Ende bey der Kirche zu seyn, sagt nicht mehr und nicht weniger, als daß das Christenthum stets fortbestehen werde — und diesen Satz hat auch noch kein Protestant geläugnet; die Unfehlbarkeit im römisch-katholischen Sinne ist aber durch obige Aussprüche nicht bewiesen, es müßte dann zuvor aus der Kirchengeschichte dargethan werden, daß die allgemeinen Concilien untadelhaft waren; und aus der Bibel, daß oben angeführte Lehren des Katholicismus wirklich Fundamentallehren des Christenthums seyen und in diesen der Geist der Wahrheit sich offenbare. Ist dieß geschehen, und gelingt es vielleicht ohne Sophisterei unserm jungen Gelehrten, dann werden wir aufhören, der römisch-katholischen Kirche das Prädicat der Unfehlbarkeit abzusprechen, das selbst durch Joh. 17, 26 wieder von Hn. Fl. umgestoßen wird, denn es ist ja hier von allen Schülern Jesu die Rede; also wären alle Christen infallibel. Möchte doch auch die schwache Behauptung weggeblieben seyn, daß „vor der Synode zu Trient alle Lehren des Katholicismus wohl noch nicht ausdrücklich entwickelt waren (S. 69), aber implicite gewiß vorhanden gewesen“, denn sie ist für unsere Zeiten viel zu abgenutzt und wirft einen zu großen Schatten auf die katholische Theologie als Wissenschaft. Lassen wir ferner die Behauptung gelten, daß 1 Tim. 3, 14 eine Säule und Grundfeste der Wahrheit sich auf die Kirche beziehe, so ist doch hier nur allein von der Kirche des lebendigen Gottes die Rede, und diese kann offenbar nur die unsichtbare seyn; oder es müßte bewiesen werden, daß die römische Kirche in ihrer Lehre wahrhaft eine Säule und

und Grundfeste der Wahrheit geblieben sey. Daß man die Stelle in neuerer Zeit erst anders deutete, weil „*der Sinn derselben zu sehr bewiesen hatte, was zu läugnen man sich so viele Mühe gab*“, wie der verblendete Vf. so hochmüthig behauptet, ist sehr irrig, denn selbst der katholische Exeget Schnappinger zieht die Worte „Säule und Grundfeste der Wahrheit“ zum folgenden Verse. So übersieht der Vf. auch, daß die Vertheidiger der kirchlichen Unfehlbarkeit in einem argen Cirkel befangen sind, der also lautet: Die Kirche ist unfehlbar, weil es Jesus gesagt hat, und in Jesu Worten liegt der Sinn, daß die *katholische Kirche* in ihren Lehren unfehlbar sey, weil es diese Kirche nicht anders versteht und auslegt, und ihre Auslegung ist richtig, weil sie die Gabe der Unfehlbarkeit besitzt. — —

Von der *Einheit* der Kirche sucht der Vf. zu beweisen, daß Christus nicht nur eine Einheit in der Liebe, sondern auch im *Glauben*, und nicht nur im Glauben, sondern auch in dem Cultus und in den Gnadenmitteln gefordert habe. Wir räumen alles dieses unbedingt ein. Wo steht aber geschrieben, daß die Summe der römisch-katholischen Glaubenslehren dem Hauptinhalte der Lehre Jesu, daß die Zahl der in der katholischen Kirche vorgeschriebenen Gnadenmittel jenen, welche Christus einsetzte, daß der Cultus der römischen Kirche, der für Alle Gesetz ist, dem *Geiste Jesu* entsprechend sey? — Allerdings ist schon jetzt Eine Herde und Ein Hirt (Joh. 10, 16), aber nicht im römischen Sinne; alle Christen, trotz ihrer verschiedenen Glaubensansichten in unwesentlichen Dingen, stehen unter Einem Hirten Jesus Christus, und dieser sagte: Daran wird man erkennen, daß ihr meine Schüler seyd, wenn ihr meine Gebote haltet; dieser Gesandte Gottes erklärte, daß man, um die Seligkeit zu erlangen, die Liebe zum Beweggrunde aller Handlungen machen müsse (Luc. 10, 25 ff.). Danach ist also die Einheit im Glauben zu beurtheilen. Endlich soll noch Cyprian den Primat als nothwendig zur Einheit erklären — *ut unitatem manifestaret*. Wenn aber Cyprian recht verstanden wird, und man alle Stellen, die hierauf Bezug haben, zusammenfaßt, so sieht man nur zu deutlich, daß dieser Kirchenvater nur für die *Einheit* des bischöflichen Stuhls hinsichtlich seines Ursprunges und somit *gegen das Erheben des einen Stuhls über den andern* eifert, was er auch im Streite über die Ketzentaufe bewies, wo er nicht erst die Entscheidung Roms als die Richtschnur zur Bewahrung der Einheit des Glaubens für nöthig erkannte.

In Betreff des Charakters der Katholizität weiß sich der Vf. wie ein zweyter Alexander zu helfen, indem er sagt: „Diese Religion (katholisches Kirchenthum und Christenthum ist also Eins?) ist von ihrem Stifter bestimmt, Weltreligion zu werden; und wenn sie es noch nicht ist (S. 102), so kann sie es ja noch werden; denn sie ist nicht auf eine gewisse Zahl der Gläubigen beschränkt.“ (Weil der Christenthum aller Welt bekannt werden wird, so ist es auch entschieden, daß noch alle katholisch werden!!) „Es können ja redliche Seelen, die hienie zur wahren Erkenntniß gelangen konnten, jenseits in die allgemeine Kirche, die ihre Arme auch noch *Jenseits* ausbreitet, eingeführt werden.“ — Also noch jenseits werden wahrscheinlich die *redlichen* Protestanten noch katholisch werden müssen, denn die katholische Kirche breitet ihre Arme sogar nach Jenseits aus, indem sie ja Ab-lässe für die Seelen im Fegfeuer, Messen u. dergl. *pia opera* mehr hat, um das im Himmel zu ersetzen, was ihr hier an dem *ubique et ab omnibus* abgeht. Aber es klingt dieser Satz doch etwas unorthodox, da jene, die außer der Kirche sich befinden, d. h. außer der römisch-katholischen Kirche, ewig verdammt sind, wie Hr. Fl. wissen wird.

Wir versichern daher zum Schlusse, daß wir es wohl natürlich finden, wenn besonders ein junger katholischer Theolog als Schriftsteller nichts Besseres zu thun weiß, als nachzusagen, was Tausende vor ihm gesagt haben, und was er sagen und glauben muß, wenn er kein Anathem befürchten und keine *fette* Pfründe verschlagen will; und es ist erfreulich, wenn man mit Scharf inn das *reilich* zu vertheidigen sucht, was man für Wahrheit hält; daß aber eine Preisschrift so dürftig ausstattet und in ihrer Form so mangelhaft an das Licht treten darf, ist unverzeihlich; höchst tadelhaft ist es, wenn man nicht einmal darauf Rücksicht nimmt, die schielendsten Sätze und Widersprüche und die seichtesten Scheingründe auszumerzen, ehe man öffentlich im Drucke einem *Plank, Werkmeister* u. A. den Fehdehandschuh hinwerfen läßt, am liebsten vielleicht durch einen katholischen Candidaten, um zu beweisen, daß dieser schon stark genug sey, um die Blößen der Gegner aufzudecken. Aus diesem Grunde haben wir uns auch länger bey der Kritik dieser Schrift aufgehalten, als sie es ihrem Gehalte nach verdient hätte, und wünschen nur, daß sich Hr. Fl. eines Bessern belehren lassen möchte, wenn er anders nicht schon zu tief in die Geheimnisse der jesuitischen Sophistik eingeweicht ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1830.

BIBLISCHE LITERATUR.

NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Paulus Sendschreiben an die Galater und Johannes erster Brief* übersetzt. — Voran eine *Abhandlung über ΠΝΕΥΜΑ, ΣΑΡΞ, ΣΩΜΑ, ΚΟΣΜΟΣ, ΑΜΑΡΤΙΑ, ΜΙΣΤΙΣ*. 1827. XII u. 139 S. 8. (12 gGr.)

Bey einer Schrift, die, wie die vorbenannte, einem hochverdienten Theologen, hier dem verewigten Kanzler Niameyer zur Feyer seines Jubelfestes, gewidmet ist, könnte die Anonymität des Vf., der dadurch „öffentlich einen Beweis seiner Dankbarkeit und Liebe“ ablegen wollte, zwar in mancher Hinsicht auffallend scheinen; allein das „non quis sed quid“, welches ihr als Motto mitgegeben wurde, sollte dem vermuthlich begegnen, und zugleich den Beurtheiler nur an die Sache selbst verweisen. Wir folgen diesem Winke.

Der auf dem Titel genannten Abhandlung über die für n. t. Exegese so wichtigen Wörter ist eine Art von *Einleitung* allgemeineren Inhaltes vorangeschickt, welche sich über mehrere Punkte, die bey einer Erklärung und Uebersetzung der h. Schriften vorzüglich zu berücksichtigen seyn dürften, verbreitet. So zuerst über den *Sprachgenius* im Allgemeinen und den der biblischen Urkunden insbesondere. „Jedes Wort, heisst es S. 4 f., in welchem ein Sinn liegt, der durch das Wort nicht unmittelbar bezeichnet und ausgedrückt wird, sondern erst entwickelt werden muß, gehört in das Gebiet des Sprachgenius.“ Allein soll von dem fraglichen Gegenstande eine genügende Erklärung gegeben werden, so müssen wir offenbar die bey der Sprachbildung wirkenden Potenzen des menschlichen Geistes beachten, Verstand, Gefühl und Phantasie. Ihre Wirksamkeit ist durch den Charakter des Volkes, dem die Sprache angehört, so wie durch Einflüsse von außen her bedingt; ihr gegenseitiges Verhältniß verschieden, je nachdem alle drey entweder gleichmäßig ausgebildet sind, oder die eine vor den beiden andern, oder diese vor jener vorwalten. Dieß gegenseitige Verhältniß nun macht nach unserer Meinung den *Genius einer Sprache* aus. Wir fürchten nicht diesen Begriff mit dem vom *Charakter einer Sprache* verwechselt zu haben, da letzterer in der Darstellung jenes Verhältnisses in den Worten und dem ganzen Baue derselben besteht, darum

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

aber wieder noch nicht mit dem *Sprachgebrauche* einerley ist, welcher sich in der freyen eigenthümlichen Bewegung innerhalb des allgemeinen Charakters der Sprache zu Tage legt. An jene Definition von Sprachgenius knüpft der Vf. die von der *Grundsprache des N. T.* Er versteht unter ihr „nicht die griechische Sprache an sich selbst, wie sie in den Werken der griechischen Nation gebraucht ist, sondern „das, was von Angelegenheiten des Christenthums mit griechischen Worten gesagt ist“, und setzt hinzu: „die griechischen Worte in den Urkunden des N. T. schliessen sehr oft einen Genius in sich, der ihnen in den griechischen Profanschriften ganz fremd ist.“ Bey dieser Bemerkung rächt sich die Unrichtigkeit und Unklarheit der oben gerügten Erklärung, so wahr dasjenige, was damit gesagt werden soll, an und für sich ist; und dennoch merkte der Vf. nicht, daß er sich mit seiner Definition von Grundsprache des N. T. in neue Begriffsverwirrung verwickelt. Denn zu geschweigen, daß „das, was von Angelegenheiten des Christenthums mit griechischen Worten gesagt ist“, sich nicht bloß im N. T. findet, da ja auch ein Clemens, Origenes u. s. w. von ihnen griechisch schrieben, so wird es doch Keinem einfallen, die Erzählungen von der Berufung der Jünger, der Aussendung der Siebzig, dem Tode Jesu, von der Ueberkunft der Apostel (Apostg. 15); Alles „Angelegenheiten des Christenthums“, zu der *Grundsprache des N. T.* zu rechnen. Diese Begriffsverwirrung kommt daher, daß der Vf., nur zu dunkel, fühlte, es sey, wie dieß keinem Zweifel unterliegt, neben dem rein-grammatischen und lexikalischen Charakter der n. t. Diction noch ein Drittes, *das eigenthümlich Christliche*, für den Erklärer von großer Wichtigkeit, und dieß bestehe darin, daß mehrere griechische Wörter von den n. t. Schriftstellern in einer bestimmten Beziehung auf die christliche Religion gebraucht werden, und man müsse den Charakter und den Zweck des Christenthums verstanden haben, wolle man diese Beziehung gehörig begreifen. Wenn er nun aber ferner (S. 8) diesen Charakter in „*Geist und Empfindung*“ setzt, so reicht er damit wieder nicht aus, und der *Zweck des Christenthums*, nämlich „Abschaffung zunächst des Judenthums und dann des Ethnicismus und der unechten Gottesverehrung beider, die in Cerimonieen und Werkheiligkeit bestand“, ist offenbar bloß negativ aufgefaßt, und es würde die Religion Jesu, hät-

L (4)

hätte der Vf. Recht, aller positiven Haltung, worunter wir hier keineswegs unmittelbare göttliche Eingebung und Bewahrheitung durch Wunder verstehen, geradezu ermangeln.

Wenn unsere Leser schon nach dem bisher Gesagten von dem Vf. keine Forschungen nach Art der grammatisch-historischen Interpretationsmethode erwarten werden, so leistet er darauf S. 9 auch ausdrücklich Verzicht. „Der Uebersetzer des N. T., sagt er, braucht kein großer Gelehrter, *wie dieß Prädicat gemeinlich verstanden wird*, sondern einzig und allein ein durch Wissenschaften, besonders theologische Wissenschaften, gebildeter selbstdenkender Mann zu seyn“, und: „Um das N. T. zu übersetzen, braucht man *bloß so viel Griechisch zu verstehen, daß man das Original lesen kann.*“ Wir wollen ganz übergehen, daß der Vf. sich in einer Hinsicht gleich darauf selbst widerspricht, wenn er behauptet, daß aus den Schriftstellern des A. T. in die Schriftsteller des N. T. ein ganz eigenthümlicher Sprachgenius übergegangen sey, da die Schriften der erstern ins Griechische übersetzt sind, also auch eine genaue Bekanntschaft mit dieser Uebersetzung dem Interpreten des N. T. nicht genug empfohlen werden kann; aber so viel ist doch klar, daß, um diesen eigenthümlichen Sprachgenius nach seinem Unterschiede von dem, der sich bey den griechischen Klassikern findet, aufzufassen, die Kenntniß von diesen unentbehrlich, damit also, daß man zu einer Uebersetzung des N. T. bloß so viel Griechisch zu verstehen brauche, um das Original lesen zu können, so gut als Nichts gesagt ist; denn das *wie viel* wird so noch immer nicht bestimmt. Wir müssen mithin hier durchaus von festern Principien ausgehen und können uns mit dem „Selbstdenken“ in dieser Allgemeinheit nicht begnügen. Worein dieß zu setzen sey, zeigt das Folgende. Er führt nämlich, um die Behauptung, daß in den n. t. Schriften ein mythologischer und dichterischer Genius walte, zu erhärten, Parallelen aus dem A. T. an, und findet so in diesem wie in jenem eine ganze Reihe *genialer Scenen*, d. h. Erzählungen, die nicht den Wortsinn, sondern einen andern durch Selbstdenken zu „dechiffrirenden“ Sinn enthalten und die von den Verfassern selbst als solche hingestellt seyn sollen. So z. B. die Auferstehung Christi. „Die Schriftsteller des N. T., heißt es S. 13, die Evangelisten sowohl als die Apostel, welche dieser malerischen Art der Darstellung geistiger Ideen (im A. T. nämlich) kundig waren und die Schriften des Propheten Ezechiel kannten, konnten recht wohl auf den Gedanken kommen, die Wiederherstellung der Lehre Jesu, die ein Reich Gottes auf Erden stiften sollte und die mit seiner Ermordung untergegangen zu seyn schien, durch ein Bild der Auferstehung des Körpers oder der Geheime Jesu zu schildern.“ Der Vf. bedenkt also nicht, daß dem die bedeutende Verschiedenheit zwischen den hierher gezogenen Stellen des A. T. und denen des N. T., die durchgängige Uebereinstimmung der Berichte in der Hauptsache, ihre

Individualisirung, die einzelnen Anwendungen des Factums auf den Glauben, an eine Fortdauer nach dem Tode, namentlich bey Paulus, so wie das Fortbestehen des Christenthums selbst widersprechen. Er macht vielmehr für diese und alle ähnlichen Erzählungen (z. B. Luc. 22; 45; Matth. 27, 51 f.) die s. g. *geniale Interpretationsmethode* geltend, die der grammatischen oder philologischen und historischen unterstützt und begleitet werden soll, theils auf einzelnen Aeußerungen Jesu selbst (Luc. 4, 24; 6, 68), theils auf dem, was die Apostel, besonders Paulus, über den Charakter der Lehre Jesu andeuten, beruht (S. 21), und führt dieselbe mit ziemlicher Consequenz durch; wie gezwungen, mögen unsere Leser nach dem Obigen selbst beurtheilen. Auch enthalten wir uns einer weitläufigen Widerlegung um so mehr, als beynahe alle Einwürfe, welche besonnene Exegeten vor mehr als 30 Jahren gegen Kant's Vorschlag einer *moralischen Interpretationsmethode* gemacht haben, auch hier ihre Stelle finden. Denn genau betrachtet ist, *wie auch der Vf. fühlt* (S. 22 f.), sein Versuch, nur mit einer Modification, der des Königsberger Philosophen in neuem Gewande. Diese Modification besteht darin, daß, während Kant im Grunde nur meinte, man müsse eine Deutungsweise anwenden — nicht um den wahren, vom Schriftsteller beabsichtigten, sondern um den praktisch nützlichen Sinn einer biblischen Stelle zu finden, ohne daß er deshalb die Erforschung des erstern für überflüssig hielt, der Vf. diesen Unterschied geradezu aufhebt und den Sinn für den allein wahren hält, der sich bey Anwendung der *genialen Interpretationsmethode* ergibt. Dadurch aber wird der Willkür recht eigentlich Thor und Thür geöffnet, der historische Boden, auf welchem das Christenthum in seiner ersten Erscheinung ruht, aufgegeben, dieß letztere der Zeit seines Eintrittes in die Welt eher entrissen als näher gebracht, die Religionsphilosophie aber zur exegetischen Lehrmeisterin erhoben und dem Gebiete, auf welchem sie sich für den vorurtheilsfreyen Theologen zu bewegen hat, gänzlich entfremdet.

Von den genialen Scenen wendet sich der Vf. zu den auf dem Titel angegebenen *genialen Worten* (S. 27 — 68), in denen schon wegen des Gegensatzes, in welchem dieselben in den biblischen Urkunden vorkommen, eine geniale Bedeutung gesucht werden müsse. Sie wird für *νεῦμα* und selbst für *πνεῦμα ἁγίον* durch „Lehre Jesu“ bestimmt. Allein der Vf. dreht sich in einem Cirkel herum, wenn er behauptet: „Wo Jesus selbst, wenn die Biographen ihn redend einführen, von seiner Lehre spricht, da nennt er sie *νεῦμα*“; da ja erst bewiesen werden muß, daß er von seiner Lehre spricht, und unmittelbar nachher widerlegt er sich zum Theil selbst, wenn er sagt (S. 29): „Jesu Lehren sind theils Producte, Ausflüsse aus seiner Denkkraft und Empfindung, aus seinem *πνεῦμα*“; denn so wird letzteres als die Quelle der Lehren dargestellt, und das Folgende: „sie sind sein *νεῦμα* selbst“, ist nur ein Gewaltstreich,

weil, der Ursach und Wirkung, darhau, willkür-
lich identifiert. Der Irrthum erklärt sich, wenn man
bedenkt, daß der Vf. auch hier von vorgefaßten Mei-
nungsansicht. Darum berücksichtigt er nur solche
Stellen, durch welche dieselben einigermaßen unter-
stützt zu werden scheinen, und läßt die übrigen zur
Seite liegen; darum läßt er sich zu der irrigen Be-
hauptung verleiten, daß Paulus immer das *neuma* dem
logos entgegensetze und zwängt, nun freylich folge-
richt, auch *πνευματικός* in die Bedeutung *durch die
Lehre Jesu gebildet*, wodurch der Sinn lange nicht er-
schöpft ist. Beyläufig wird auch (S. 38 Anm.) *λόγος*
durch *Herald, Sprecher*, mit Vergleichung des Spre-
chers im englischen Parlamente, erklärt. — *σῶμα* ist
dem Vf. da, „wo nicht der „*von dem*“ für die erste
Bedeutung, nämlich *Körper, Fleisch*, entscheidet und
im Gegensatz zu *neuma* *Judenthum, Cerimonienge-
setz*, und *ἐκ νεύματος* ein *Jude, ein Cerimonienmensch*,
der seinen Gottesdienst *mechanisch* betreibt. Danach
wird dann, um nur das Eine als besonders genial
herauszuheben, auch Joh. 1, 14 übersetzt: „Der Lo-
gos ward ein Jude, ist unter dem jüdischen Volke,
im Judenthume geboren“ (!).

Wir würden zu weitläufig werden, wollten wir
alle Stellen durchgehen, in denen der Vf. für *σῶμα*,
welches er S. 47 ff. behandelt, die geniale Bedeutung
Gemeinde, Verbindung, Verein, mit Vergleichung
von unserm Körper in Staatskörper und dem franz.
corps, corporation, geltend macht. Als Beyspiel mag
die Uebersetzung von Röm. 6, 6 genügen: „Wir
müssen uns vorstellen, daß unsere vormalige (jüdi-
sche — heidnische —) Art zu denken gleichfalls ge-
kreuzigt (also todt, abgeschafft) ist, damit der Zusam-
menhang mit dem Judenthume (jüdischen Vereine —
σῶμα τῆς ἀμαρτίας) aufhöre und wir hinfort mit dem
Cerimonienwesen (*ἀμαρτία*) uns nicht länger befas-
sen.“ — Wenn auch diese Erklärung dadurch in
Etwas entschuldigt werden möchte, daß *σῶμα* durch
das dabey stehende *ἀμαρτία* näher bestimmt wird und
dieses die frühere moralisch verwerfliche Verfassung
der Neubekehrten bezeichnet, obgleich wir weit ent-
fernt sind, der Deduction beyzustimmen, nach wel-
cher darunter Cerimonienwesen und Opferwesen al-
lein gedacht werden soll, so fällt bey der Erklärung
von 2. Cor. 12, 2. 8, wo *σῶμα* allein steht, jede Ent-
schuldigung der Art hinweg. Der Vf. übersetzt hier
die Worte: „εἴτε ἐν σώματι, οὐκ οἶδα· εἴτε ἔξω τοῦ
σώματος οὐκ οἶδα· ὁ θεὸς οἶδεν“, „gehörte ich damals
schon zum christlichen Vereine, oder nicht! Gott
mag's wissen!“ — Sollte hier nicht „der gesunde
Menschenverstand“ entscheiden, daß *σῶμα* die erste
Bedeutung des menschlichen Leibes oder Körpers
behalten müsse? (S. 48).

Nicht minder willkürlich behandelt der Vf. den
Ausdruck *ἔθνος*. „In den christlichen Urkunden,
heißt es S. 52, bedeutet *ἔθνος* das jüdische Volk,
die Judewelt — mit *Allem was zum Judenthume ge-
hört*. Kommt dieser Ausdruck in solchen Stücken
der christlichen Urkunden vor, die sich auf den
Ethnicismus, oder auf das Heidenthum, das griechi-

sche besonders, beziehen, wie z. B. die Briefe des
Apostels Paulus (alle?) und der erste Brief des Jo-
hannes sind, so bedeutet er *die heidnische Welt und
Alles was zum Heidenthume gehört*.“ Danach er-
klärt der Vf. dann Matth. 4, 8; 13, 38; 18, 7; Joh.
1, 10 („die jüdische Nation hatte keine richtige Vor-
stellung von Jesu“); Vs. 29 („Siehe da den Gott
gewählten Dulder, der die Werkheiligkeit der jüdi-
schen Nation ausmachen soll“); 6, 14. 51; 11, 27;
12, 46. 47; 14, 19, 27; 15, 18f.; 16, 8. 11. — Gleich
darauf widerspricht er dem Obigen wieder; denn
S. 55 lesen wir: „In den Schriften des Apostels Pau-
lus schließt der Ausdruck *die heidnische Welt* mit ein.

Ueber *ἀμαρτία*, das der Vf. vorzüglich wegen
1 Joh. 3, 4 durch *Cerimonienwesen* übersetzt wissen
will, haben wir oben unsere Meinung angedeutet.
Daß letztere Stelle nicht „trivial“ wird, wenn wir
mit Luther übersetzen: „Wer Sünde thut, der thut
auch Unrecht, denn die Sünde ist das Unrecht“,
leuchtet bey richtiger Auffassung schon durch Ver-
gleichung von Röm. 6, 13 ein. — Am ausführlich-
sten verbreitet sich der Vf. über *μαρτίς* (S. 61 f.), wel-
ches Wort „eine durch Jesu Belehrungen gebildete
moralisch gute Gemüthsfassung und Handlungsweise,
bisweilen auch die Belehrungen Jesu selbst, welche
diese moralisch gute Gemüthsfassung und Handlungs-
weise bewirken“, bedeuten soll. Kürzer hätte er
gesagt: *reine Sittlichkeit und die Anweisungen Jesu
zu ihr*. Allein jenes vieldeutige Wort bezeichnet im
N. T. sehr häufig den historischen Glauben an das
Christenthum, die Ueberzeugung von der messia-
nischen Sendung Jesu, und dieser allgemeine Glaube
befiehlt nach der Lehre der Apostel den besondern
an Jesum den Versöhner nicht nur in sich, sondern
der letztere wird für den unbefangenen Ausleger
auch ausdrücklich als Bedingung der Sündenverge-
bung genannt (vgl. Röm. 3, 24. 25; 5, 15—21; Tit. 3, 7),
wobey Paulus noch besonders die Werke des Ge-
setzes, *ἔργα νόμων*, nicht allein die vom mosaischen
Gesetze vorgeschriebenen Handlungen, sondern auch
eigentlich pflichtmäßige Handlungen, das Sittenge-
setz, das nach ihm im mosaischen Gesetze mit ent-
halten war, ausschließt (vgl. Eph. 2, 8. 9).

Was die Uebersetzung anbelangt, so werden
sich unsere Leser nach den oben mitgetheilten Prin-
cipien des Vfs den Charakter derselben leicht vor-
stellen können. Er selbst äußert sich (Vorr. S. VI)
über diese also: „In dieser Art (in Geist und Wahr-
heit) erklären sich denn auch die beiden Männer,
von welchen die hier vorliegenden Schriften herrüh-
ren; nur müssen diese Schriften nicht *verdeutsch-
t* oder *verdölmetscht* d. h. wörtlich wiedergegeben,
sondern sie müssen *übersetzt* d. h. ihr Sinn, ihr Geist,
der Genius, der darin waltet, muß ausgesprochen
werden, wenn man sich recht deutlich von ihrem
Inhalte überzeugen will; denn nicht die Buchstaben
und Worte machen den Werth einer Schrift und
also auch dieser Schriften aus, sondern der Sinn,
der Geist, der Genius, der in den Buchstaben und
Worten enthalten ist. Das Letztere zugegeben und
auch

auch zugegeben, daß eine bloß wörtliche Uebersetzung bey den biblischen Urkunden nicht immer an ihrer Stelle, ja oft nicht einmal möglich ist, so folgt doch daraus noch nicht, daß wir zu unnützer Weit-schweifigkeit (Gal. 2, 14; 3, 10; 5, 5; 1 Joh. 2, 12. 19 u. öfter) berechtigt sind, daß wir kräftige Fragen ohne Noth auflösen (Gal. 2, 17; 4, 21; 5, 11), und daß wo unsere deutsche Sprache ausreicht, Fremdwörter anzuwenden dürfen (Gal. 2, 12. 13 „Convertiten“ u. dgl. m.). Die Deutlichkeit, welche wir in der vorliegenden Uebersetzung anerkennen müssen, ist in der That nicht schwer zu erreichen, wenn man sich mit dem Vf. entschließen kann, mit Beyseitssetzung der nothwendigen Rücksichten auf das Original an eine Uebersetzung desselben zu gehen, sich störende Einschübe (Gal. 3, 10. 12. 22; 4, 7 u. öfter) zu erlauben und einerseits Bildlichkeit im Ausdrucke zu finden, wo keine ist, während sie da, wo sie wirklich Statt findet, nicht anerkannt wird (Gal. 2, 2). Daß es der Vf. mit den griechischen Worten aber nicht genau nimmt, darf nach dem früher Bemerkten nicht befremden. Die „genialen Stellen“ abgerechnet, wo er wie z. B. Gal. 1, 1 (τοῦ ἐλευσάντος ἀπὸν ἐκ νεκρῶν, „der seine Lehre vom Untergang errettet hat“), Vs. 4 (τοῦ δόντος αὐτὸν περὶ τῶν ἁμαρτιῶν ἡμῶν u. s. w., „der sich selbst für uns dem Tode geweiht hat, damit wir in dem gegenwärtigen verdorbenen Zeitalter als Ausgezeichnete erscheinen sollten“); Vs. 15 f. (εὐδόκησεν δὲ θεὸς ἀποκαλύψαι τὸν υἱὸν αὐτοῦ ἐν ἐμοί, „es gefiel Gott, mich seine Sache kennen zu lehren“); 4, 3 (στοιχεῖα τοῦ κόσμου, „jüdische Spielwerke“) und Vs. 4 πλήρωμα τοῦ χρόνου, „Zeit der Volljährigkeit“); 1 Joh. 3, 8 ἀπ' ἀρχῆς ὁ διάβολος ἁμαρτάνει, „nur Verworfene haben von jeher sich bloß mit Werkheiligkeith begnügt“) seine Ideen den n. t. Schriftstellern unterlegt, fehlt es auch an andern zahlreichen Belegen dafür nicht. So, um nur Einiges anzuführen, übersetzt er Vs. 19. 20: „Dazu wurde es (das Gesetz) gegeben, daß dadurch den Ausschweifungen (denen unser Volk ergeben war) Einhalt gethan werden sollte, bis einst der Nachkomme, auf den die Verheißung sich bezieht, erscheinen würde; es ist als eine Zwischenreligion aufgestellt worden durch die, welche es anzuordnen beauftragt waren. Was aber das Mittel (Mittelursache) ist, das ist nicht selbstständig (und einzig); nur Gott ist selbstständig.“ In der Anmerkung heißt es: „μεσότης ist so viel als μέσος, Etwas, das in der Mitte steht, das Vermittelnde, die Mittelursache. Μεσότης νόμος idem ac μέσος νόμος. Der ganze folgende Zusammenhang beweist, daß Paulus das hat sagen wollen. Ἐν χειρὶ steht pleonastisch. Das Gesetz steht, wie das Folgende zeigt, zwischen dem Glauben Abrahams und der Religion Jesu.“ Unter mehr als dritthalbhundert verschiedenen Erklärungen der Stelle dürfte schwerlich eine gefunden werden, die mit den ersten Regeln der Sprache ein so leichtsinniges Spiel treibt.

Ob die Worte des Originals kritisch gesichert sind, oder nicht, gilt dem Vf. ebenfalls ziemlich gleich. So betrachtet er 1 Joh. 4, 3 das als späteres Einschüßel anerkannte Χριστὸν ἐν σαρκὶ ἐληλυθότα als integrierenden Theil des Textes, und auch Kap. 5, 16 wird ohne Weiteres der textus receptus, dessen Unhaltbarkeit fast evident ist, übersetzt. Dagegen versucht er die Uebersetzung von Kap. 6, 7. 8 in einer Anmerkung am Ende des Briefes zu rechtfertigen. Allein diese „Ehrenrettung“ der gewählten Stelle läuft auf nichts weiter als darauf hinaus, daß es möglich sey, irgend ein Abschreiber eines frühern Codex habe die Stelle vergessen oder übersehen; ein zweyter Abschreiber, der diesen ersten vernachlässigten Codex vor sich hatte, fand sie nicht, und so blieb sie weg; — daß die Stelle doch einmal da sey, also doch irgendwo zuerst gestanden haben müsse, und daß wir die Meinung von einer Interpolation noch auszuschließen genötigt seyen.

Wir könnten hier unsere Anzeige schließen, forderte uns der Vf. nicht zu einem Worte über Luther's Verdeutschung auf, der er den Vorzug des Kraftvollen nur darum zugestehen will, „weil wir von Jugend auf keine andere Dietion, keinen andern Stil in unsern Religionsurkunden kennen.“ Wirren wir, fährt er (S. X der Vorrede), von Jugend auf an eine Dietion gewöhnt, welche wir heut zu Tage modern nennen, so würden wir sie wahrscheinlich ebenfalls kraftvoll finden.“ Ohne uns darauf einzulassen, den Vorzug der Luther'schen Uebersetzung durch weitläufige Vergleichung derselben mit der des Vfs vor letzterer darzuthun, glauben wir uns mit einer Verweisung auf Gal. 3, 26; 5, 22; 6, 7. 13. 14; 1 Joh. 2, 4; 17. 20; 3, 14. 17; 4, 1. 2. 4. 16. 20; 5, 2. 4, in welchen Stellen sich jener Vorzug entschieden zu Tage legt, begnügen zu können. Aber in einer seltsamen Täuschung ist der Vf. überhaupt befangen. Das Kraftvolle hat nach ihm seinen Grund nicht in der Uebersetzung der biblischen Urkunden selbst, sondern lediglich in der Gewöhnung. Es mag also ein Uebersetzer so viel verwässern als er immer will: gewöhnen wir uns von Jugend auf an sein Wasser, so dünkt uns dasselbe auch später immer noch stärkender Wein zu seyn. Mithin ist zwischen Luther und allen denen, die nach ihm übersetzten, so wie zwischen diesen selbst gar kein objectiver Unterschied, und jeder Maasstab der Beurtheilung geht in dieser Hinsicht verloren.

Die Anmerkungen, welche theils unter dem Texte stehen, theils hinten angehängt sind, näher zu charakterisiren, dürfte nach den obengedachten Proben wohl überflüssig seyn. Auch an Druckfehlern (z. B. ἡθάρτο S. 4; παρεσθῆναι S. 59; ἀμαρτολοι, was zwey Mal steht, S. 60 und S. 119, fehlt es nicht.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1830.

JURISPRUDENZ.

BRESLAU, b. Max u. Comp.: *Untersuchungen aus dem Gebiete der Strafrechtswissenschaft*, von Dr. Julius Friedr. Heinrich Abegg, ord. Prof. der Rechte an d. K. Univ. zu Breslau. 1830. XVI u. 438 S. 8. (2 Rthlr. 10 gGr.)

Drey unstreitig sehr willkommene Abhandlungen. — Die Erste enthält Beyträge zur Erörterung der Frage: ob eine verwirkte Strafe, die dem Schuldigen nicht als Uebel erscheint, bloß deshalb in eine andere verwandelt werden könne oder müsse. Der Vf. erklärt sich mit guten Gründen, die er aus der Heiligkeit des Rechts und des Strafgesetzes herleitet, gegen das Verwandlungsrecht der Richter, indem er zeigt, auf welchem unsichern Boden die richterliche Beurtheilung sich bewegen und wie dadurch in unendlich vielen Fällen das Recht selbst in ein oscillirendes Schwanken gerathen würde; er findet auch für die Strafgesetzgebung selbst keinen zureichenden Grund, dem Richter im Allgemeinen oder auch nur in einzelnen Fällen jenes Recht einzuräumen, und glaubt nur der Gnade des Souverains eine ermittelnde Dazwischenkunft vorbehalten zu müssen. Die ganze Untersuchung geht von sehr richtigen Gesichtspunkten aus, mit möglichster Schonung der verschiedenen Strafrechtstheorien. — Die dritte Abhandlung, deren wir hier zunächst gedenken, da sie der vorerwähnten an Umfang ziemlich gleichkommt, und wir bey der viel größern zweyten etwas länger verweilen wollen; liefert Beyträge zur Kritik der Lehre von den sogenannten Verbrechen gegen die Geisteskräfte. Nach des Vfs bekanntem System giebt es überhaupt vier Klassen von Privatverbrechen, welche die Person und nicht etwa bloß die ihr zukommenden Rechte betreffen, nämlich Tödtung, Gesundheitsstörungen, Eingriffe in die Freyheit, und Ehrenkränkungen. Diese Stellung wird aus dem Begriff der Person philosophisch gerechtfertigt, demnächst aber nur bey der einen Art der Gesundheitsstörungen, nämlich bey der Beraubung der geistigen Gesundheit, verweilt, und zwar hauptsächlich aus dem gemeinrechtlichen Standpunkte. Die Ansicht des Vfs ist im Ganzen die, daß sich reine Verbrechen gegen die Geisteskräfte nicht ohne Schwierigkeit von einer Gesetzgebung aufstellen und nur in so fern mit Sicherheit dahin ziehen lassen, als das die geistige Existenz gefährdende

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Handeln zugleich die äußere, mehr erkenntliche und ergründbare Organisation betrifft, oder mit irgend einem andern, menschlicher Beurtheilung näher liegenden Verbrechen zusammenfällt. Den deshalb an eine Strafgesetzgebung zu machenden Anforderungen genüge das gemeine, hier besonders das römische Hilfsrecht vollkommen, während mancher neuere Entwurf sich in ein viel zu unsicheres Feld wage. Wir sind mit dem Vf. hierin für jetzt einverstanden; allerdings aber möchte vielleicht die mit der Verfeinerung des äußern Lebens zunehmende Verfeinerung der Bosheit früher oder später dennoch die Gesetzgeber nöthigen, eine neue Kategorie solcher Verbrechen aufzustellen und es möchte wohl von der Wissenschaft dieser Gegenstand noch nicht gänzlich als erledigt aufzugeben seyn. — Die zweyte Abhandlung enthält von S. 55—378 eine vollständige Revision der Lehre von den angeblich straflosen Tödtungen, zuvörderst aus dem naturrechtlichen oder philosophischen Gesichtspunkte, dann aus dem geschichtlichen, wie ihn besonders das römische und altgermanische Recht darbietet, endlich nach dem praktischen gemeinen Recht. Die Wahl des Gegenstandes ist ohne Zweifel glücklich, die Ausführung gründlich und gelehrt, nur vielleicht durch den Plan der Zusammenstellung etwas unbequem. Sodann können wir auch die ganze Untersuchung nur für das nächste, unmittelbare Bedürfnis der deutschen Jurisprudenz als genügend gelten lassen. Giebt es irgend einen, wahrer wekhistorischer und praktischer Behandlung fähigen und bedürftigen Gegenstand, so ist es gewis der vorliegende, und dafür ist der Kreis der Forschungen des Vfs noch zu eng geblieben, während man gegen eine größere Ausdehnung auf andere Volksrechte gern Manches aus dem Detail des altgermanischen Rechts aufgeben würde. Indem wir nun aber dem Vf. auch schon wegen seiner geistreichen Mühwaltung innerhalb des gewählten Standpunkts alle Anerkennung dankbar widerfahren lassen, erlauben wir uns bloß bey den größern Ergebnissen stehn zu bleiben. Mit Recht hat der Vf. das von allen Völkern religiös, sittlich und rechtlich anerkannte Gesetz: du sollst nicht tödten, an die Spitze seiner Abhandlung gestellt, gegen welches alle gänzlich straflosen Tödtungen nur als singuläre Ausnahmen erscheinen. Am besten lassen sich diese Fälle, von welchen jedoch die wegen mangelnder Zurechnungsfähigkeit des handelnden Subjects straflosen, überhaupt die unfrey-

M (4)

freywilligen, auszuschließen sind, unter der Leitung des geschichtlichen Rechts auf folgende drey Kategorien zurückführen: an sich oder natürlich entschuldigte Tödtungen; vom Staat oder Volksrecht erlaubte Tödtungen; völkerrechtlich nicht klagbare Tödtungen. Und vielleicht würde die Darstellung des Vfs an Einheit gewonnen haben, wenn er unter diesen dreyfachen Gesichtspunkt alle Resultate seiner Forschungen neben einander zusammengestellt hätte. Möge diess jedoch als Sache des Verfassers, der gewiß Alles wohl erwogen hat, auf sich ohne Tadel beruhen bleiben; seine Untersuchungen enthalten Stoff genug, um darin jene verschiedenen Kategorien zu verfolgen; sie enthalten den Beweis, wie bey noch roherer Rechtsbildung es der straflosen Tödtungen eine außerordentlich große Zahl überall gegeben hat, und wie nach und nach Religion, Sitte und Staat bey zunehmender Macht den Kreis immer enger gezogen hat, so daß im Stande der jetzigen Civilisation nur noch wenige Fälle, fast nur noch die der Nothwehr, übrig geblieben sind. — Unter den an sich entschuldigten oder für absolut rechtmäßig gehaltenen Tödtungen — von denen unter Anderm das Solonische Gesetz bey Demosthenes wider Aristokrates ein geschichtlich wichtiges Verzeichniß darbietet — stehen unstreitig oben an die in rechter Nothwehr oder in wahrem Nothstand verübten. Der Vf. hat zwar keine vollständige Theorie der dahin gehörigen Fälle gegeben, da sie einer wesentlichen Revision wohl nicht eben bedarf; was er aber aus dem philosophischen Standpunkt über den Rechtsgrund solcher Tödtungen S. 107—122, über die positive Anerkennung des Nothrechts im römischen Rechtssystem S. 180—186, und im deutschen S. 279—292. S. 340 fg. sagt, verdient die dankbarste Beachtung. Den nächsten Platz neben den durch Noth gerechtfertigten Tödtungen nehmen die einem natürlichen Rachegefühl in dem Recht verschiedner, aber bey weitem schon nicht aller Völker verziehenen oder der Selbststrache des Beleidigten überlassenen Tödtungen ein, und zwar vor Allem wieder die Tödtung des Ehebrechers, — im mosaischen Recht wohl nicht zugelassen — dann die in manchen ältern Rechten autorisirte Entleibung des bey nächtlicher Weile im Hause betretenen Diebes. Der Vf. entwickelt sehr schön den Inhalt der im römischen, sodann auch im germanischen Recht hierüber befindlichen Bestimmungen und zeigt, wie die Tödtung des Diebes zuletzt lediglich schon dort nur dem Gesichtspunkt der Nothwehr anheimgefallen sey, wohin auch die erst im neuern römischen Recht nachgelassene Tödtung des Entführers gestellt wird, während den Verfügungen der *Lex Julia de adulteriis* zwar noch das alte Selbststracherecht zu Grunde gelegen habe, dieses aber durch die zugefügten Beschränkungen außerordentlich eingeschränkt und fast paralytisch worden sey. Ueber das Verhältniß der peinlichen Halsgerichts-Ordnung zum römischen R. in Ansehung des Ehebrechers spricht sich der Vf. S. 353 fg. auf eine

etwas mühsame Weise aus, die seine eigentliche Meinung kaum enträthseln läßt. — Zur zweyten Klasse, oder zu den vom Staat oder volksrechtlich autorisirten Tödtungen müssen gerechnet werden die aus einem Familien-Gewaltverhältniß gerechtfertigten (S. 206, 802 fg.), die Tödtungen zahlungsunfähiger Schuldner, der Mißgeburten, Greise, Vaterlandsverräther, Geächteten, Verfehmten, Kämpen, und dergleichen Fälle mehr, welche in der Abhandlung selbst mit großem Fleiß aus den römischen und deutschen Rechtsquellen gesammelt und erläutert, jetzt aber in dem positiven Recht der civilisirten Nationen bis etwa auf die kriegsrechtlich zugelassene Tödtung der Heeresflüchtigen und Ausreißer (S. 372) ausgelöscht sind. Nur der in der peinlichen Halsgerichts-Ordnung 150. vorgesehene Fall, wenn ein zu Verhaftender thätlichen Widerstand dem von Amtswegen wider ihn Verfassenden leistet und nun von Letzterm während des Widerstandes entleibt wird, hat noch allgemeinere praktische Bedeutung, die der Vf. S. 360 sehr richtig bestimmt; dagegen verwirft er mit Recht die von Manchen noch bis jüngst, für erlaubt erhaltene Tödtung eines zum Tode Verurtheilten, so wie der Landesverwiesenen, die verbotswidrig zurückkehren, S. 85 vgl. mit S. 233 fg. — Die dritte Kategorie, der völkerrechtlich nicht klagbaren Tödtungen eines Ausländers oder Feindes, gehört, den Fall eines Vernichtungskrieges, oder der von Krieger gegen Krieger ausgeführten Tödtungen etwa ausgenommen, lediglich dem ältesten Völkerrecht, nicht aber unserer Zeit mehr an, und mit gutem Grunde hält daher der Vf. selbst die Entleibung eines feindlichen Kriegers durch einen Nichtcombattanten für verbrecherisch (S. 86 fg.). Und hiermit ist der Kreis der straflosen Tödtungen abgeschlossen; denn für straflos ist nicht zu halten, aus keinem Gesichtspunkt, die Tödtung eines Einwilligungenden (wobey wohl der in den *Hützig'schen* Annalen von 1829 vorgekommene Fall im Anhalt-Dessauischen die Berücksichtigung des Vfs verdient haben möchte); die Tödtung im Duell; auch kann der Selbstmord nicht dahin gerechnet werden, da ein Gericht darüber nicht mehr möglich ist. Wenn endlich der Vf. auch die Frage von der Strafflosigkeit einer befohlenen Tödtung rücksichtlich des Ausführenden in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen hat: so ist diess wohl mehr eine für sich bestehende, der Lehre von der innern Zurechnung anheimfallende Frage, deren sinnige Behandlung durch den Vf. jedoch gewiß alle Aufmerksamkeit verdient.

Wir schliessen mit folgender Bemerkung. Die zweyte der vorliegenden Abhandlungen war es vornehmlich, worin der Vf. seine schon anderweitig entwickelten Ansichten von einer allseitigen wissenschaftlichen Behandlung der Lehren des Criminalrechts zur Ausführung bringen wollte und konnte, insbesondere die Anwendung einer dem praktischen Bedürfnis sich anschließenden Philosophie und Geschichte. Indem wir nun die Richtigkeit dieser wissenschaftlichen

wissenschaftlichen Anforderung gern zugeben, können wir auf der einen Seite nur das oben Gesagte wiederholen, daß die Untersuchung noch in zu engen schichtlichen Schranken stehen geblieben ist, auf der andern Seite aber auch nicht verhehlen, daß manches Kleinliche, längst spurlos Verschwundene in den geistig großartigen Stoff hineingezogen worden ist, wodurch die eigentlichen wahren Lichtseiten der Behandlung, die philosophisch-praktischen Resultate, zu sehr dem Auge entrückt werden. Es scheint uns also nicht das rechte Verhältniß zwischen philosophischer und historischer Behandlung, unter denen jene diese immer beherrschen muß, beobachtet zu seyn. — Mit den Citaten und Anmerkungen (vgl. z. B. S. 82, N. 29. 98, N. 38) hätte vielleicht der Vf. hin und wieder sparsamer seyn können; wir schaden dadurch und durch einen zu gesuchten kunstreichen Stil der Verbreitung deutscher Literatur im Auslande außerordentlich — ein Gegenstand, der immer mehr zu beachten ist —. Auffallend ist der Ausdruck S. 180: „*Neuere* könnten man noch sagen“ u. s. w.

- 1) GÖTTINGEN, gedr. b. Baier: *Grundriss zu Vorlesungen über Extrajudicial-Jurisprudenz* — von Dr. Ferdinand Oesterley, Privatdocent und außerordentl. Beysitzer des Spruch-Collegii. 1829. XVIII u. 18 S. 8.
- 2) HANNOVER, b. Helwing: *Versuche aus dem Gebiete der sogenannten freywilligen Gerichtsbarkeit*, von Dr. Ferdinand Oesterley u. s. w. 1830. XXXII u. 247 S. 8. (22 gGr.)

So sehr man auch gegenwärtig von oben herab strebt, die Quellen der Prozesse zu verstopfen, und durch neue Proceßordnungen dieselben wenigstens, wenn sie unvermeidbar waren, abzukürzen und schnell zu beendigen, so wenig Rücksicht scheint man im Ganzen einer Hauptquelle von Rechtsstreitigkeiten geschenkt und an deren Verstopfung gedacht zu haben. Jeder Geschäftsmann wird solche unstreitig in der mangelhaften Ausübung der sogenannten freywilligen Gerichtsbarkeit finden; sey es, daß die Behörden derselben von Privatpersonen bey Entwerfung ihrer Rechtsgeschäfte gar nicht zu Rathe gezogen werden, oder sey es, daß dieselben, wenn sie wirklich hiezu mitgewirkt haben, mit einer solchen Unkunde und einem solchen Mangel an Umsicht zu Werke gegangen sind, daß aus den solchergestalt aufgenommenen Urkunden sich Undeutlichkeiten und Fehler zu Tage legen, welche nicht allein zu den vielfachsten Rechtsstreitigkeiten Veranlassung geben, sondern auch häufig genug die Nichtigkeit des ganzen Rechtsgeschäfts zum größten Nachtheil der Contrahenten und ihrer Erben herbeiziehen. Ob es nicht wünschenswerth sey, die Gültigkeit wichtiger Rechtsgeschäfte ganz und gar von der Förmlichkeit einer Mitwirkung der öffentlichen Behörde, welcher die Ausübung der sogenannten freywilligen Gerichtsbarkeit obliegt, ab-

hängig zu machen, so daß Privatscripturen, welche über dieselben aufgerichtet seyn würden, gänzlich außer Beachtung gesetzt, wenigstens aus ihnen kein Klagrecht gestattet würde; und ob es nicht wünschenswerth sey, jene Ausübung der freywilligen von der der streitigen Gerichtsbarkeit gänzlich zu trennen, wie solches namentlich in Frankreich, seit undenklichen Zeiten, mit vielem Glücke geschehen ist, — dieses sind Fragen, deren Erörterung nicht hierher gehören kann; wohl aber ist darauf aufmerksam zu machen, daß auf den deutschen Universitäten höchst selten die genügende Anweisung zu einer umsichtigen und fehlerfreyen Ausübung dieser freywilligen Gerichtsbarkeit gegeben wird, und daß es namentlich an einem Cursus von Vorlesungen über Extrajudicialjurisprudenz in allen ihren Zweigen, nämlich freywillige Gerichtsbarkeit, Notariatswesen und Cautelenjurisprudenz, gewöhnlich fehlt. Und dennoch, wie höchst nothwendig ist eine solche Anweisung für den künftigen Geschäftsmann! Die tägliche Erfahrung lehrt es, daß man mit der Theorie der einzelnen Rechtsverhältnisse des römischen und deutschen Privatrechts sehr vertraut seyn kann, und darum noch durchaus nicht die Fertigkeit besitzt, dieselbe richtig und mit Leichtigkeit anzuwenden, namentlich da, wo es darauf ankommt, nicht sowohl verletzte Rechte zu verfolgen und Rechtsstörungen aufzuheben, sondern vielmehr darauf, um Rechtsverhältnisse rechtlich hervorzubringen, bestehende zu erhalten, zu verändern oder aufzuheben. Selbst die genaueste Bekanntschaft mit der Theorie genügt hier keinesweges. Sehr oft handelt es sich nämlich um die Abschließung eines Rechtsgeschäfts, durch welches eine Menge einzelner an sich ganz verschiedener Rechtsverhältnisse hervorgebracht und insgesamt unter einander durch ein gemeinsames Interesse verbunden werden sollen; in einer ähnlichen Verbindung kommen aber diese Rechtsverhältnisse in der Theorie nie zur Sprache. Hier wird eine eben so große Umsicht als genaue Kenntniß der einzelnen gesetzlichen Bestimmungen erfordert, besonders, weil diese durch jenes gegenseitige Verhältniß oft sehr bedeutend modificirt werden müssen. Um jener Umsicht ein sicheres Fundament zu geben, lassen sich besonders viele Klugheitsregeln aufstellen, welche beobachtet werden müssen. Oft kommt es ferner gerade darauf an, vorzugsweise für das Interesse der einen oder der andern Partey zu sorgen; mithin wird hier eine ganz andere Art von Geschäftsgewandtheit gefordert, um alle Verhältnisse von diesem einseitigen Gesichtspunkte aus genau zu würdigen. Die Hauptschwierigkeiten liegen jedoch bey der Anwendung der Theorie zur Abschließung neuer Rechtsgeschäfte darin, daß die factischen Verhältnisse, die in gewisse rechtliche Verbindungen gebracht werden sollen, so unendlich mannichfach sind, daß man selbst gewandte Geschäftsmänner, die mit der erforderlichen Sicherheit Rechtsgeschäfte abschließen zu können glauben, fast täglich in Unglücksfällen sich damit ent-

entschuldigen hört: „wer konnte das ahnen!“ Es bedarf mithin wohl des Beweises nicht, dafs es für das Geschäftsleben außerordentlich nöthig, ja durchaus nothwendig ist, auch von dieser Seite sich gehörig vorzubereiten, sich mit den Grundsätzen und Klugheitsregeln gehörig bekannt zu machen, welche die sichere Abschließung aller Arten von Rechtsgeschäften lehren und bestimmen sollen, welche Vorsichtsmaafsregeln in jedem Falle anzuwenden sind, auf welche factische Verhältnisse man Rücksicht nehmen und wie man solche nehmen mufs. Dafs man diese Grundsätze und Regeln nicht aus Formularbüchern erlernen könne, bedarf kaum einer Erinnerung, aber eben so irrig ist es auch, wenn man glaubt, dieselben am besten in der Praxis lernen zu können, ohne dafs es eines vorgängigen akademischen Unterrichts bedürfe. In jeder Hinsicht macht nämlich das Publicum an den jungen Advokaten ganz ähnliche Ansprüche, als an den in der Praxis ergrauten Geschäftsmann; jeder würde sich sehr schaden, wenn er seine Fehltritte mit seiner Jugend entschuldigen wollte; er mufs also vollkommen vorbereitet in die Praxis treten. Eben so verhält es sich bey dem, der in die Laufbahn eines Notars oder eines Richters treten will. Sind letzterm gleich mitunter noch gewisse Vorbereitungsjahre gegönnt, und mufs man auch in gewisser Beziehung zugeben, dafs man bey gehöriger Aufmerksamkeit den älteren Geschäftsmännern manches ablernen könne — vorausgesetzt, dafs sie es selbst verstehen; so wird dieses doch nur von dem äufsern Geschäftsmechanismus gelten, nicht von den Rechtsgrundsätzen selbst. Der Neuling wird nicht einmal wissen, worauf er seine Aufmerksamkeit besonders zu richten hat, und selbst das sorgsamste Beobachten wird nicht zu einer gründlichen Kenntnifs selbst führen können, sondern höchstens nur unzuverlässige Routiniers bilden können. Akademischer Unterricht über den gesammten Umfang der Extrajudicialjurisprudenz ist also ein dringend nothwendiges Bedürfnifs, und jeder akademische Lehrer, der diese in dem Cursus der Rechtswissenschaft so wesentlich zu vermeidende Lücke auszufüllen strebt, erwirbt sich in der That ein nicht geringes Verdienst um die Bildung angehender Geschäftsmänner. Ein solches Verdienst ist nun ohne Zweifel dem Vf. zuzusprechen, da derselbe es unternommen hat, auf einer der Hauptuniversitäten Deutschlands, seit dem J. 1798 nicht einmal mehr angebotene, Vorlesungen über das gesammte Gebiet der Extrajudicialjurisprudenz zu erneuern; Vorlesungen, die, wie Rec. vernommen hat, auch mit entschiedenem Beyfall und Nutzen gekrönt worden sind. Sein über dieselben, statt handschriftlicher Mittheilung, in Druck gegebener Grundriß entspricht auch allen Forderungen, welche man an einen Unterricht über jenen Theil des Rechtsgebiets zu machen geneigt seyn könnte; er zeichnet sich durch Vollständigkeit der Materien, durch logische Anordnung derselben und durch strenge Auswahl des wesentlich und nothwendig zu Berührenden aus; in das weitere Detail kann Rec. nicht hineingehen, da dieser Theil nur Rubriken ohne alle Beygabe enthält, und Rec. mithin

alle diese Rubriken abschreiben müßte, um ein Bild desselben mitzutheilen.

Von nicht minderem Interesse ist das zweyte Werk des Vfs, mittelst welches derselbe angefangen hat, die bey andern Theilen des Rechtsgebiets mit so vielen Glücke befolgte historische Methode auch auf das Institut der *jurisdictio voluntaria*, bey welchem sie noch nicht angewandt worden ist, auszudehnen. Wie gewiß man auch die Verdienste einiger ältern Juristen um die Ausbildung dieser Disciplin anerkennen mag, so ist es dennoch unläugbar, dafs es bis jetzt an einer quellenmäfsigen gründlichen und umfassenden Darstellung der Institute der *jurisdictio voluntaria* ganz fehlt. Eine solche zu liefern, beabsichtigt der Vf., und theilt zu diesem Ende gegenwärtig einige hierher einschlagende Untersuchungen mit. Die erste derselben beschäftigt sich mit dem Gegenstande und der wissenschaftlichen Behandlung der *jurisdictio voluntaria*. Was namentlich den erstern betrifft, so wird zuvor historisch entwickelt, was das Römische Recht vor Justinian, durch Justinian und nach ihm, das Canonische Recht, die Glossatoren, und endlich das ältere und neuere deutsche Recht über denselben bemerkt haben; dann aber dasjenige ausgeführt, was als heutiges Recht über den Begriff der freywilligen Gerichtsbarkeit angenommen werden mufs. Hierauf wird von der wissenschaftlichen Behandlung der *jurisdictio voluntaria* das Nöthige bemerkt, und die Methode angegeben, die des Vfs Ansicht nach, als die richtige, bey dieser wissenschaftlichen Behandlung zu befolgen sey. Die zweyte Abhandlung theilt einige Bemerkungen über L. 2. D. *de officio Proconsulis et Legati*, und namentlich über den dort vorkommenden Ausdruck *jurisdictio voluntaria* mit. Der Vf. ist der Meinung, dafs unter demselben, der wahrscheinlich damals noch kein Kunstwort geworden sey, nur die *Legis actio* zu verstehen sey; und so bahnt er sich hierdurch den Weg zu der dritten und letzten Abhandlung, überschrieben: „Einige Bemerkungen über die, die römische *jurisdictio voluntaria* bildenden Legis-Actionen. „Eine erschöpfende Entwicklung dieser Legis-Actionen nach ihrer histor. Ausbildung und die genaue Verfolgung der Schicksale dieses so weit eingreifenden Instituts bis in das Justinianische Recht zu liefern, war der Zweck des Vfs nicht, sondern nur einige Beyträge zur Geschichte derselben zu geben. Deshalb beziehen sich die mitgetheilten Bemerkungen zunächst im Allgemeinen auf das Wesen der Legis-Actionen, auf deren Gegenstand und die obrigkeitlichen Personen, welche dabey thätig waren; dann aber auch hat der Vf. jene allgemeinen Grundsätze noch insbesondere an den einzelnen Legis-Actionen nachzuweisen gesucht. Auf Mittheilung neuer Ansichten war es dabey nicht abgesehen, sondern nur auf eine Zusammenstellung der einzelnen mehr oder weniger allgemein anerkannten Grundsätze, um die Prüfung derselben in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu erleichtern. Dafs aber diese Zusammenstellung sehr fleißig und gründlich gerathen sey, kann Rec. bezeugen, so wie er auch schliesslich zur Aussprechung des Wunsches nach einer baldigen Fortsetzung dieser Beyträge sich gedrungen fühlt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1830.

MEDICIN.

- 1) LEIPZIG, b. Hartmann: *C. Billard's Krankheiten der Neugeborenen und Säuglinge*, nach den neuesten klinischen und pathologisch-anatomischen im Hospital der Findelkinder zu Paris gemachten Beobachtungen. Aus dem Französ. frey bearbeitet von Dr. Fr. Ludw. Meissner, pract. Arzte und Geburtshelfer, akademischem Privatdocenten an der Univers. Leipzig u. s. w. Nebst 2 Kupfert. 1829. XII u. 384 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)
- 2) WEIMAR, im Landes-Industr.-Compt.: *Die Krankheiten der Neugeborenen u. Säuglinge* nach neuen klinischen u. pathologisch-anatomischen, in dem Hospital der Findelkinder zu Paris angestellten Beobachtungen geschildert von C. Billard. Aus dem Französ. übersetzt. Drey Lieferungen. 1829. zus. 573 S. 8. (2 Rthlr. 6 gGr.)
- 3) Ebendas.: *Pathologisch-anatomischer Atlas zur Erläuterung der Geschichte der Kinderkrankheiten*. Von C. Billard. Sieben Tafeln, welche alle Gegenstände der zehn Tafeln des Originals vereinigen. 1829. (2 Rthlr.)

Es ist keiner Frage unterworfen, daß eine Schrift wie die von C. Billard über die Krankheiten der Säuglinge, die durch Originalität und innere Gedeihenheit sich yortheilhaft auszeichnet, einer Uebersetzung ins Deutsche werth war; nur hätten wir gewünscht, daß der Uebersetzer dieses Geschäft weniger flüchtig betrieben und mehr Rücksicht auf die Leistungen des Inlandes in diesem Theile der Pathologie genommen, als in vorliegenden beiden Bearbeitungen geschehen ist.

Es ist nicht unsere Absicht, ins Einzelne bey Beurtheilung der Billard'schen Schrift eingehen zu wollen, was wir andern ausschliesslich medicinischen Zeitschriften überlassen; nur soviel bemerken wir, daß die Pathologie und die pathologische Anatomie in demselben mit sichtlich Vorliebe bearbeitet ist, während die so wichtige Therapie etwas kümmerlich ausgestattet worden ist. Besonders wollen wir aufmerksam machen auf des Vfs Bemerkungen und Beobachtungen über das Abfallen des Nabels, über das Schreyen der Kinder, über die

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Zellgewebsverhärtung, über die Krankheiten der Verdauungsorgane, namentlich über den Soor, über die Erweichung des Magens und der Gedärme, über den Keichhusten, die häutige Bräune, über die Krankheiten des Gehirns und des Rückenmarks; Abschnitte, welche dem Vf. besonders gelungen sind.

Unter den uns vorliegenden beiden Uebersetzungen verdient unfehlbar die Nr. 1. von Meissner geliefert vor der zweyten den Vorzug: einmal wegen der hin und wieder beygefügtten Bemerkungen, besonders in der ersten Hälfte; dann wegen der grössern Sorgfältigkeit, mit der Hr. M. sein Werk durchgeführt. Dennoch ist diese Uebersetzung nicht frey von ziemlich groben Verstößen, die Hr. M. wohl hätte vermeiden können, wenn er etwas mehr Aufmerksamkeit auf seine Arbeit verwendet hätte. So ist z. B. gleich im Titel eine Unrichtigkeit, wo es im Original heisst: *traité etc. fondé sur de nouvelles observations etc.*, was M. übersetzt hat: nach den neuesten Beobachtungen, während es heissen sollte: nach neuen. S. 48 sagt M.: „sollte sich ein solcher Fall vorfinden, so hätte man sich wohl zu hüten, die hornigen Auswüchse abzuschneiden“, während Billard gerade das Gegentheil ausgedrückt hat; denn es heisst bey diesem: *il faudrait se hâter de les exciser* (man sollte sich beeilen, keinen Anstand zu nehmen, sie zu entfernen). S. 78 heisst es in der Meissner'schen Uebersetzung: „von Currie, Liverpool u. A. wird der äussere Gebrauch des kalten Wassers gerühmt.“ Hier hat Hr. M. Liverpool als den Namen eines Arztes angesehen, während im Original es heisst: *le docteur Currie de Liverpool a beaucoup vanté*, d. h. Dr. Currie aus Liverpool hat empfohlen. S. 101 hat M. *oedeme ou endurcissement etc.* mit Entzündung übersetzt, was um so unrichtiger ist, als bey diesem Uebel gar keine Entzündung obwaltet. S. 140 schreibt M.: dieses unserer Unwissenheit zum Deckmantel dienende Vorurtheil, während bey Billard es heisst: *ce préjugé resultat de notre ignorance*. S. 189, wo von der gallertartigen Erweichung des Magens die Rede ist, hätten doch die Beobachtungen Pommer's und Joerg's vom Uebersetzer berücksichtigt werden sollen. S. 227 heisst es bey M.: „Billard versichert, daß es ihm immer möglich gewesen sey, die Entzündung zu unterscheiden“ u. s. w. Im Original steht dagegen: *je ferai remarquer, qu'il m'a été impossible*, mithin

N (4) ist

ist hier gerade das Gegentheil ausgesprochen. S. 288 steht *sie nur* statt *sie hatte nur* (ein Beweis, wie wenig Sorgfalt auf die Correctur verwendet worden ist). S. 287 steht *Arme* statt *Arme*, S. 329 *Centrac* statt *Giutrac*, S. 366 *Lion* statt *Lyon*. — Wir hätten leicht noch mehr Verstöße anführen können, um zu beweisen, wie genau wir Original und Uebersetzung mit einander verglichen haben. Gewiss verdient es eine strenge Rüge, daß man es wagt, eine an Verstößen und Nachlässigkeiten so reiche Schrift unter das Publicum zu schicken, um so mehr, als sonst ja die Schriften des Hn. M. von den gerügten Mängeln frey sind und überhaupt sich durch Correctheit und selbst äußere Eleganz auszuzeichnen pflegen.

Von den zum Werke gehörigen Kupfertafeln hat M. nur die Abbildungen des Soors beygefügt und die übrigen durch eine genaue Beschreibung zu ersetzen gesucht, um so das Werk weniger kostspielig zu machen.

Trotz diesen großen Mängeln empfehlen wir Aerzten, welche *Billard's* Werk nicht im Original lesen wollen und können, die von *Meissner* veranstaltete Uebersetzung, und ziehen sie der von einem oder mehreren Unbekannten im Industrie-Comptoir gelieferten vor. Die Vorrede und die Inhaltsanzeige fehlen bey der ersten Lieferung und sind der dritten angehängt. Die Kupfer, welche zum Werke gehören, stehen den von *Billard* seiner Schrift beygegebenen sehr nach!

— r.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Compt.: *Chirurgische Anatomie der Ligaturstellen am menschlichen Körper*. Von Robert Froriep, Dr. med. et chirurg. (wo?) Mit 18 Tafeln Abbildungen.

Dasselbe Werk lateinisch unter dem Titel:

Anatomia chirurgica locorum corporis humani ligandis arteriis peridoneorum, auctore Roberto Froriep, med. et chirurg. doctore. C. XIII tab. lapidi incis. 1830. fol. (3 Rthlr.)

Ohne der Anatomie wissenschaftliche Selbstständigkeit absprechen zu wollen, müsse man sie doch auch, meint der Vf., als Wegweiserin für die praktischen Fächer der Medicin betrachten. In dieser Hinsicht sey diese Wissenschaft noch nicht vollständig bearbeitet, und er will in dem vorliegenden Werke die Anatomie der Ligaturstellen zu vervollkommen suchen, d. h. die anatomischen Verhältnisse der Stellen des menschlichen Körpers erläutern, welche der Chirurg zur Unterbindung der Arterien in ihrer Continuität wählt. Dieses sucht er auf zwey Wegen zu erreichen: nämlich durch Darstellung von Durchschnittsflächen, und durch Abbildungen durchsichtig gedachter Präparate (nicht

Präparationen, wie der Vf. schreibt) der Theile, an welchen die Operation gemacht wird, wie sie vor dem Auge des Operateurs liegen sollen.

Der Vf. konnte diesen Vorsatz um so besser ausführen, da er selbst Zeichner ist (denn alle Tafeln tragen das *ad naturam delineavit auctor*), und da er vor vielen Andern Gelegenheit hatte, viele hienun unerläßliche Zergliederungen zu machen.

Das Streben des Vfs ist dankenswerth, jedoch scheint Rec. das Ziel derselben weder deutlich gedacht, noch überhaupt ausführbar. Denn, fragt man die Erfahrung, wann die Unterbindung von Gefäßen nöthig wird, so ist hierauf die Antwort: 1) nach Verwundungen, größerer Gefäße und nach Amputationen, oder 2) zur Heilung von Gefäßleiden, oder um Theile in einen Zustand von halber Atrophie (z. B. bey Geschwülsten im Gesichte) zu setzen. Umsichtige Wundärzte, die das Studium der pathologischen Anatomie nicht vernachlässigen, werden keineswegs mit jener dummen Tollkühnheit zur Unterbindung großer Gefäße bey aneurysmatischen Erweiterungen eilen, da sie wissen, daß diese so oft Folge allgemeiner Gefäßschwäche sind, die den örtlichen Eingriff durch Mißlingen der Operation vereitelt; sonach ist es hier wohl von der größten Wichtigkeit, gewisse Ligaturstellen zur Unterbindung größerer Gefäßstämme zu bestimmen, um sie im Fall der Noth so genau zu kennen, daß dann von anatomischer Seite kein Hinderniß entsteht! Allein sind denn die sogenannten Ligaturstellen immer frey? Ist nicht gerade dort das ganze Nachbargebilde in Mitleidenschaft gezogen oder so degenerirt, daß auch kaum eine Spur von der natürlichen Ordnung der Dinge mehr übrig ist? Selbst die genaueste anatomische Kenntniß löst dann im Stich, und nur tiefe pathologisch-anatomische Erfahrungen und Untersuchungen so wie Uebung im Operiren und angegebenes operatives Talent können in solchen unglücklichen aber eben nicht seltenen Fällen zum schweren Ziele führen! Wie so selten geschieht es dagegen, daß sich bey Aneurysmen die Ligaturstelle so frey wie im Cadaver findet! Sonach ist das anatomische oder praktische Studium der Theile, die hier in Betracht kommen, eine unerläßliche Vorbereitung zu diesen wichtigen Operationen, allein auch nichts weiter. — Schriften, die hierzu Anleitung geben, wie bildliche Darstellungen dieser Theile, kann Rec. nur als Vorbereitung zu jenen vorbereitenden Studien ansehen. Was ferner die Ligaturstellen des Körpers bey Verwundungen betrifft, es mögen dieselben Stiche, Hieb- oder gequetschte Wunden seyn, oder sie mögen in Amputationen bestehen, so sind diese im letztern Falle durchaus nicht mit Bestimmtheit im Allgemeinen anzugeben, denn die Krankheit bestimmt den Amputationsort, wenn es geht wie es gehen soll, nicht das bloße Gutdünken des Wundarztes. Sonach können und müssen die Arterien in ihrem gan-

ganzen Verlaufe als Ligaturstellen angesehen werden. Aus diesen kurzen Andeutungen ergibt sich, daß Rec. an dem Ausdrucke Ligaturstellen Anstoß nimmt; noch mehr an dem ganzen Titelblatte: „Chirurgische Anatomie der Ligaturstellen.“

Wenden wir uns zu der Ausführung des Werks und der Methode der Ausführung, so haben Rec. die Durchschnitte verschiedener Glieder, die früher *Langenbeck*, später des Vfs Vater darstellten, sehr gefallen; sie sind gewiß der gelungene Theil des vorliegenden Buches, obgleich man nicht recht einsehen, warum hier z. B. der durchschnittene Theil des Halses dargestellt worden ist. Etwa der Carotiden und ihrer Aeste und der am Halse liegenden Venen wegen? Dann mußte gerade diese Partie in der Zeichnung und in der Lithographie mehr hervorgehoben werden. Dagegen ist die erste Figur der ersten Tafel, welche die Fläche eines durch die vordere und linke Seite des Halses etwas schief von der linken zur rechten Hand geführten Durchschnitts darstellt, neu, und gut ausgeführt. Ein gleiches Lob verdienen Fig. I. u. II. der vierten und Fig. I. II. III. der Tab. XVII. Zu bedauern ist es, daß der Vf. seine Aufmerksamkeit nicht auch auf die Decapitationen und Excisionen der Gelenkköpfe gerichtet hat (z. B. *Femur et tibia, ulna et radius* und die *Condylus ossis humeri*), wobey Neues und noch nicht Abgebildetes geliefert werden konnte. Dagegen scheint Rec. die bildliche Darstellung der durchsichtig gedachten Präparate verfehlt. Man betrachte die Tab. II., oder die Tab. V., oder die Tab. VII. Hätte das Industrie-Comptoir diese Steinstiche noch illuminiren lassen, so würde es vielleicht durch die Farben möglich geworden seyn, das Schichtenartige darzustellen. Nur der Geübte in der Anatomie wird es vermögen, diese Darstellungen zu entziffern, der Ueigebte nimmermehr. Rec. schien vorzüglich das von Seiten des Lithographen verfehlt, daß dieser den Unterschied der Arterien und Venen durch die Art und Weise des Stichs nicht mehr hervorgehoben hat. Es würde Rec. zu weit führen, wollte er eine ausführliche Darstellung der auf 18 Tafeln gegebenen Abbildungen liefern. Man muß solche Dinge sehen, beschreiben lassen sie sich nicht. Der Text ist gut, er ist rein und deutlich. Derselbe ist zweimal vorhanden, in deutscher und in lateinischer Sprache. Rec. zieht den deutschen vor, da der lateinische nichts weniger als correct ist. Eleganz kann man zwar hier nicht verlangen, jedoch wohl eine römische Haltung. Hätte der Vf. das siebente Buch des Celsus gelesen, bevor er sich an die lateinische Bearbeitung machte, letztere würde besser ausgefallen seyn.

Dieser gemachten Ausstellungen ungeachtet lobt Rec. die Arbeit im Ganzen. Sie ist ein sprechendes Zeugniß vom Fleiße des Vfs und von dessen Eifer. Möge er sich nur nicht zu sehr mit dem Griffel beschäftigen und künftig auch die Feder in medicinischer

scher Hinsicht so handhaben, wie er den Pinsel bis jetzt geführt hat. Er scheint hierzu Talent und Beruf zu haben! Das Aeußere des Werkes ist anständig; der Preis sehr billig! Möge das Werk dazu beitragen, die praktische Anatomie nicht im Buche, sondern in der Natur zu studiren! —

WEIMAR, im Landes-Industrie-Compt.: *De genesis et usu maculae luteae in retina oculi humani obviae. Quaestio anatomico-physiologica. Scripsit Frid. Aug. ab Ammon, Med. et Chir. Doct., in Acad. chir. med. Dresd. Professor etc. Accedit tabula in aes incisa. 1830. fol. XXIV. (18 gGr.)*

Der durch mannichfaltige Untersuchungen im Felde der Ophthalmologie berühmte Vf. übergiebt uns hier bey Gelegenheit des Antritts der Professur und des Directorats der Poliklinik an der med. chir. Akademie zu Dresden wieder eine Abhandlung über einen nun länger als 20 Jahre vernachlässigten Gegenstand der Anatomie des menschlichen Auges, den *gelben Fleck in der Retina*. Sie ist der Vorläufer eines größern, uns von dem fleißigen Vf. versprochenen Werks, welches, mit Kupfern geziert, unter dem Titel: *Versuch einer Entwicklungsgeschichte des menschlichen Auges*, hoffentlich bald erscheinen wird. —

§. 1. *Historia maculae luteae et foraminis centralis in uniuersum.* Eine Zusammenstellung der Literatur von *Sömmering* an, welcher Rec. nur zwey Schriften: *F. Müller's* anatom. und phys. Darstellung des menschl. Auges. Wien 1819. und *Egger's*: die organische Natur des Menschen. Leipzig 1828. 2 Bände, zuzufügen wußte. — §. 2. *De foramine centrali retinae humanae.* Die Gegenwart eines Loches in der Retina bezweifelten bald nach dem Auffinden desselben manche Anatomen, doch war *Rudolphi* der Erste (nach Rec. *J. F. Mackel*), der durch vorsichtige Untersuchungen bewies, daß sich kein Loch fände. Auch der Vf. behauptet die Integrität der Netzhaut, und Rec. muß ihm heystimmen, obschon es nicht immer gelingt, die Retina ohne Zerreißen im Centraltheile darzustellen. — §. 3. *De genesis maculae flavae in retina humana obviae.* Im Fötuszustande des Auges findet sich nie der gelbe Fleck. Um die Entstehung desselben stufenweise zu verfolgen, stellte der Vf. Untersuchungen des Fötus vom 2ten Monate bis zur Geburt an. Höchst instructiv sind hierbey die Abbildungen über die *Protruberantia scleroticae* und die Entstehung der Gefäße der *Chorioidea*. Diese Gefäße finden sich vom zweyten Monate an, bilden verschiedene Figuren und sehen, wenn sie auch mit rothem Wachs angefüllt sind, schwärzlich aus. Nach dem 7ten oder 8ten Monate verschwinden sie nach und nach, indem dann das schwarze Pigment abgesondert wird. Wischt man die ersten Spuren des Pigments ab, so er-

erblickt man mit bewaffnetem Auge einen rothen Gefäßkreis, der später, am reichlichsten mit Pigment versehen, kastanienbraun erscheint und gerade hinter dem gelben Flecke liegt: Sechs Zeichnungen zeigen diese Veränderungen. Im 9ten Monate erscheinen die Falten in der fast durchsichtigen Netzhaut. Diese Falten sind mit der darunter liegenden Chorioidea gleichsam zusammengeklebt, um so fester, je reichlicher das Pigment abgesondert ist, oder je mehr Blutgefäße sich in der Aderhaut finden. Nach dem 14ten oder 17ten Lebensmonate, selten früher, erscheint nun in dieser Stelle der gelbe Fleck, um so deutlicher, je mehr Pigment und je stärker die Verklebung der Retina mit der Chorioidea sich findet. Aus allem diesem schließt Hr. v. A., daß der gelbe Fleck durch das schwarze Pigment entstehe (indem durch die in das Auge fallenden Lichtstrahlen die schwarze Farbe des Pigments in dem Mittelpunkte des Auges sich in die gelbe verwandle) und von den Centralgefäßen der Aderhaut ernährt werde. (Dem Rec. scheint ebenfalls, daß das Entstehen des gelben Flecks durch die innige Verbindung der Retina mit der das schwarze Pigment absondernden Chorioidea bedingt werde, indem auf diese Weise in dem Marke der Netzhaut ein ähnlicher Stoff wie das schwarze Pigment, nur von geringerer Intensität, abgesetzt werde. Aber zum Erscheinen des gelben Flecks ist das Licht so nothwendig, als zum Grünwerden der ohne Licht getriebenen Pflanzenblätter. Durch die häufigere Einwirkung der Lichtstrahlen wird auch das Pigment stärker und dunkler abgesondert, wie wir das am Negerauge und selbst an den Augen der Europäer sehen, die sich längere Zeit in heißen Himmelsstrichen aufgehalten haben. Gegentheils wird durch Entziehung des Lichts das schwarze Pigment blässer, und wahrscheinlich vermindert sich auch die Farbe des gelben Flecks bey Menschen, die längere Zeit in dunkeln Gefängnissen zugebracht haben, wie sich das Pigment vermindert. Bey Greisen, denen die Hornhaut gewöhnlich getrübt wird, vermindert sich ebenfalls das Pigment und der gelbe Fleck verschwindet fast ganz. Eine chemische Untersuchung des gelben Flecks würde großes Licht geben; denn Rec. glaubt, daß, wenn sich in demselben Spuren von Eisen finden, dann über die Entstehung des gelben Flecks durch die das eisenreiche Pigment absondernde Aderhaut kein Zweifel mehr Statt finden könne. Doch dem sey wie ihm wolle; Rec. kann dem Dr. Eggert (a. a. O. Bd. II. S. 48) nicht beystimmen, der den gelben Fleck vor dem Durchscheinen des Pigments auf der Retina entstehen läßt. (Man würde ja den Fleck bey ge-

höriger Darstellung der Netzhaut nicht finden ihn zurücklassen, was doch wahrlich nicht geschieht.

§. 4. *De usu maculae flavae in retina bulbi humani obviae.* Nicht unwichtig scheint für das Auge der gelbe Fleck, der nur dem Menschen und einigen wenigen Affenarten zukommt. Er ist für die Lichtperception am geeignetsten in der Mitte der Sehaugen gelegen und entsteht erst in dem Auge des Kindes, wenn dieses aufrecht geht und seiner Augen mehr bedarf, nie in Augen, die des Lichts sich nicht erfreuten. Kurz nach dem Entstehen desselben bekommt das früher unständige Auge eine gewisse Festigkeit und Dauer im Sehen. Wahrscheinlich ist dem Vf., daß das angeborne Schielen in Krankheiten des gelben Flecks seinen Grund habe. (Wahrscheinlich wird auch in dem Kakerlakenauge der gelbe Fleck sich nicht finden, vielleicht daher die große Beweglichkeit des Auges. In dem amaurotischen Katzenauge Beer's ist die opalisirende Stelle in der Gegend des gelben Flecks, und Rec. hegt die Vermuthung, daß diese Krankheit, die nie zur vollendeten Amaurose wird, sich immer mit unsicherem Sehen und Schielen anfängt, ihren Sitz im gelben Fleck hat und vielleicht in dessen Lähmung begründet ist. Ueberhaupt haben neuere Schriftsteller, die Krankheiten der Netzhaut nach dem Tode untersuchten, zu wenig oder vielmehr gar nicht des gelben Flecks gedacht.

Zum Schlusse stellt der Vf. noch folgende Fragen auf, die Rec. den Forschern, welche Gelegenheit haben häufig Augen zur anatomischen Untersuchung zu bekommen, zur Beantwortung empfiehlt: *Quae est retinae conditio in oculis leucopathicorum? Occurritne in his macula flava, nec ne? Quomodo n habet retina in oculis eorum, qui cataracta centrali congenita aut acquisita laborarunt, quique leucoma corneae inde a primis post partum diebus inlerunt? Estne in eorum retina macula flava? Si quidem adest, quamnam habet figuram et conditionem? Num in eorum bulbis, qui strabismo a pueritia orto s. haereditario laborarunt, macula flava invenitur, nec ne? Si obvia fit, cujus est naturae? Quamnam denique macula flava habet conditionem in eorum oculis, qui turbata Chorioideae oeconomia et strabismo inde orto affecti fuerunt?*

Die 27 Abbildungen auf der angehängten Kupfertafel sind naturgetreu und lassen auch in artistischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig.

B—r.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1850.

GRÆCHISCHE LITERATUR.

Luxie, b. Teubner: *Homeri Carmina minora.*

Auch unter dem Titel:

Homeri Hymni, Epigrammata, Fragmenta et Batrachomyomachia ad optimarum editionum fidem recensuit et notis instructi, Fridericus Franke, 1828. XX u. 223 S. 8. (16 2/3 Gr.)

(Dieses Werk wird auch als dritter Band der in demselben Verlage erschienenen Ausgabe der Homerischen Gesänge ausgegeben, dessen beide ersten Bände von Hn. Wihl. Dindorf besorgt, von einem andern Mitarbeiter bereits in der A. L. Z. 1847 Nr. 444. Ergänzungsbl. angezeigt sind.)

Selbstständiger als der Hrsg. der beiden ersten Bände tritt Hr. Franke mit dem dritten Theile der Homerischen Gesänge, welcher die Hymnen, Epigramme, Bruchstücke und Batrachomyomachie enthält, auf. Er wollte (Vorr. S. VIII ff.) nicht nur einen gereinigten und auf die Handschriften mehr gestützten Text dieser Gesänge liefern, sondern zugleich die bisherigen Urtheile über Entstehung und Zweck derselben prüfen und berichtigen. Seine Ansicht (S. IX) ist: daß diese Hymnen ganze und in sich vollendete Gedichte enthalten, die auf Einheit in der Erzählung beruhen, wiewohl sie hin und wieder durch spätere Zusätze entstellt seyen. Dies zu erweisen, sind den größern Hymnen I—IV. Inhaltsanzeigen vorangeschickt, die den Zusammenhang der einzelnen Theile mit dem Ganzen darthun sollen, und es wird sodann noch über manche von den Erklärern für Einschübsel oder Zusammenflüsse aus mehreren Gedichten gehaltene Stellen oder Verse in den Anmerkungen verhandelt. S. X—XVII berichtet Hr. Fr. das Wesentliche von dem, was Wolf, Groddeck, Matthiae und Hermann über Entstehung oder Verknüpfung dieser Gedichte lehrten, und Hr. Fr. bemüht sich, seine von jenen Gelehrten abweichende Meinung durch Gründe zu unterstützen. Er tritt hier am entschiedensten gegen Hermanns in dem Briefe an Ilgen vor seiner Ausgabe der Homer. Hymnen, L. 1806. 8. ausgesprochene Ansicht über die Entstehung dieser Gesänge in die Schranken. Nach Hermann hat es in den frühesten Zeiten zwey oder auch mehrere Recensionen jener unter Homers Namen gebender religiös - epischer Gedichte gegeben, die erst spät in die gegenwärtige Form durch

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1850.

Abschreiber umgeossen sind; wobey jenes Streben, das Gleiche aufzuheben und das Ungleiche zu entfernen und so aus ursprünglich verschiedenen, wiewohl ihrem Inhalte nach verwandten Theilen ein Ganzes herzustellen, nicht immer mit gleichem Glück ausgeführt ist, und manche müßige Verse, so wie die bedeutenden in den Handschriften sich findenden Abweichungen lassen sich hieraus erklären. Was Hr. Fr. (Vorr. S. XIII ff.) dagegen erinnert, das nähert sich in gewisser Beziehung der in unsern Tagen durch Dissen, Nitzsch, G. Lange und Anders, aber Homer und die Ilias so wie die Odyssee aufgestellten Ansicht, und der Herausg. selbst sagt, daß er das von den Hymnen Angenommene auch auf die größern Homerischen Werke übertrage. Nach dieser Hypothese findet gewissermaßen eine Vermittlung des Kollischen Vielhomers und des einen und unveränderten Vossischen Homer Statt; dieser zeigt sich, in wiefern ihm die ganze Grundlage der großen unter seinem Namen gehenden epischen Gedichte, so wie ihre einzelnen Theile beygelegt werden; jener wird nicht ausgeschlossen, indem man nicht in Abrede stellt, daß kürzere oder längere Stellen in einzelnen Gesängen Flickwerk späterer Rhapsoden, Diaskenasten oder Grammatiker seyen. Wenden wir nun dieses, worauf es hier zunächst ankommt, auf die Homerischen Hymnen an, so werden wir genöthigt seyn, zu der früheren, besonders von Ruhnken befolgten Lehre zurückzukehren: daß nämlich diese Hymnen nur an einzelnen Stellen durch fremde Einschübsel verunstaltet seyen, und es Pflicht des Kritikers werde, diese aufzusuchen und ihren spätem Ursprung nachzuweisen, vgl. Ruhnken ep. crit. an Valckenær. S. 4 ff. Diels scheint denn auch Hn. Fr's Meinung; wenn er S. XV sagt, daß in diesen Gedichten, weil ihr Ursprung in die Zeit der schon bekannten Schreibkunst falle, Interpolationen muthmaßlich minder zahlreich seyen, als in den größern. Wir wollen nicht läugnen, daß diese Ansicht manches für sich habe, können aber nicht glauben, daß die bloße Nachweisung des Zusammenhangs jener Gedichte durch eine vorausgeschickte, in den Anmerkungen hin und wieder erläuterte, Inhaltsanzeige ausreichte, dieselbe bis zur vollen Evidenz zu erweisen. Dazu bedurfte es einer tiefer gehenden Untersuchung über die Entstehung dieser Hymnen, über ihr Verhältniß zur frühern Homerischen und spätern epischen Poesie, über die Gründe jener noch immer freygebig genug

O (4)

angenommenen Interpolationen; deren Unwahrscheinlichkeit eben *Hermann* vgl. *epist. ad Tigen* (S. 5) zu seiner von der bisherigen so abweichenden Meinung gleichsam hindrängte. Rec. sieht die große Schwierigkeit, die sich aus Mangel an historischen Zeugnissen solchen Forschungen entgegenstellen dürften, recht wohl ein, konnte aber nicht umhin, das, was ihm in der Beweisführung des Hsgbs unzureichend schien, wenigstens anzudeuten.

Berücksichtigen wir nun nach jenen allgemeinen Erinnerungen die Leistungen Hsg. F. für den Text und die Anmerkungen; so können wir in ihm einen gewissen Scharfsinn, der sich in richtiger Auffassung dieser Ueberbleibsel alter Sänger bezeugt, ferner eine große Besonnenheit in den zu diesem Zwecke nöthigen Hülfschriften nicht verkennen, und wir meinen, dafs durch beide Stücke der Hsgb. seinen Beruf zu dieser Arbeit hinlänglich bezeugt habe. Freylich war es (Vorr. IX.) nicht leicht, aus den vielen Bearbeitungen der *Homerischen Hymnen* gerade das auszuheben, was dem doppelten Zwecke dieser Ausgabe, sowohl für Jünglinge als eigentliche Gelehrte (Vorr. S. 4ff.) zu dienen förderlich war. Einen Gesichtspunkt, der besonders zur Erreichung jener ersten Absicht willkommen gewesen wäre, findet Rec. zu wenig überall festgehalten, er meint die für Erklärung und Kritik dieser Hymnen gar nicht unwichtige, stets fortgesetzte Vergleichung homerischer Stellen, die den Vfn derselben vor Augen schwebten. Es haben dafür *Ilgen*, *Matthiae*, *Hermann*, unser Vf. und Andere nicht unbedeutende Beyträge gegeben: wie wenig aber die Sache erschöpft sey, will Rec. kurz mit einigen Beyspielen aus dem Anfange des zweyten Gesanges auf *Apollo in Pytho* darthun. V. 9:

ἔσσι Διὸς πρὸς δῶμα θεῶν μεθ' ὁμήγουριν ἄλλων

ist die letzte Hälfte aus Il. XX, 142 entlehnt. — V. 18:

δοχεῖντι ἁλλήλων ἐπὶ καρπῷ χειρὸς ἔχουσι

aus Il. XVIII, 594. Aehnliches wird man bey Vergleichung folgender Stellen gewahren: v. 79 mit Il. XIX, 121; v. 183 mit Il. VIII, 5; XIX, 101; v. 144 mit Od. XI, 474; XIII, 293; v. 187 mit Il. IX, 540. Od. III, 282; VII, 307; XV, 408. In v. 336 ff.

βάν εἴ ῥ' ἔμεν ἤρχε δ' ὅρα σθην ἀναξ Διὸς υἱὸς Ἀπόλλων,

φάρμακ' ἐν χειρὸσσιν ἔχον; ἀγυθὸν καθάρκων, καλὰ καὶ ὑπὲρ βιβίας οἱ δὲ φήσασσιντες ἔποντο

hat schon *Matthiae* die Nachahmung aus Il. XVIII, 569 ff. nachgewiesen, dort heisst es πάρις φάρμακον λαγνὴν ἱμερόεν καθάρκω, wodurch es wahrscheinlich wird, dafs die Lesart der Moskauer Hdschr. ἱερὰτον καὶ vorzuziehen sey; was schon *Ruhnken* annahm. Die erste Zeile ist zum Theil aus Il. XIV, 384, vgl. V, 592; XIV, 134. XVIII, 526. Im Einzelnen folgt der Herausg. seinen Vorgängern mit eigenem Urtheile; namentlich *Hermann*, mit dem er eben so oft

in solcher Beziehung zusammenstimmt, als er über die Auffassung der ganzen Strophe von ihm abweicht. Die sorgsame und nicht selten scharfsichtige Kritik des Hsgs, von der wir eben sprachen, wollen wir an einigen Beyspielen mit Angabe unserer Abweichungen aus dem ersten Hymnos auf den *Delischen Apollo* darthun. v. 19: πῶς τ' ἄρ' ὁ ὑμνίσω; konnte auch durch Stellen der *Odyssee*, wie III, 22: Μέντω πῶς τ' ἄρ' ἔω, πῶς τ' ἄρ' προσκτεῖσθαι αὐτόν; vertheidigt werden. — Das 44 war der alte Accentfehler, Πῆραυά τε, den wir überall sehen, in Πῆραυά u zu verbessern, wie es bey *Theokrit* XVII, 70 richtig heisst, wo die Erklärer über die Schreibart jenes Namens mehr gesammelt haben. — Das 77 f.:

πολυπόδες δ' ἐν πύλοις παρὶν, οὐκ αὖτε μέλαινα δίκτα ποιήσονται ἀκηδία, χητεῖ λαὸν

hat die an sich nicht schwierige Stelle, den Erklärern zu schaffen gemacht, besonders wegen des Beywortes οἷα ἀκηδία. *Ruhnken* ep. crit. I. p. 10 nahm es adverbialisch für ἀκηδῶς sicher, ungestört. *Ilgen* diese Erklärung tadelnd setzt hinzu: ἀκηδία pertinet ad δίκτα, et causa cur sint δίκτα ἀκηδία latet in χητεῖ λαὸν. — *Gum.* uagum futura sit annis incolis, non verendum est phocis, ne quis habitacula ipsorum aut diruat, aut turbet. *Matthiae* (S. 125) läßt dem Leser die Wahl zwischen beiden Erklärungen. Unser Hsgb. glaubt, dafs ἀκηδῆς seiner ursprünglichen Bedeutung nach nicht so zu nehmen sey, sondern auf die Häuser sey nach einer dichterischen Freyheit übertragen, was von den Phoken selbst gesagt werden sollte. Dennoch möchte *Ilgen's* Erklärung; nur richtig gefaßt, sich vertheidigen lassen: ἀκηδῆς nämlich heisst nicht blos unbesorgt, sondern auch ungestört von Sorgen anderer oder Mühseligkeiten (κηδεα). So sind Il. XXI, 123 die Fische, welche den Leichnam *Lykaons* verzehren sollen, ἀκηδέες unbekümmert und ungestört, d. i. sie verzehren ihn in aller Ruhe, so ist bey *Apollon*. *Arg.* I, 556. IV, 822 νόστος ἀκηδῆς die sichere, ungefährdete Rückkehr, und so möchte auch hier οἷα ἀκηδέα Wohnungen heissen; um die sich niemand bekümmert, ungestört, und *Ilgen* hat ganz Recht den Grund davon in dem Beysatze χητεῖ λαὸν zu suchen, was an das Homerische erinnert Od. XVI, 85 f.

— — — Ὀδυσσεὺς δὲ που ἐννὴν χητεῖ ἐνενναίων καὶ ἀρχαῖα κίτται ἔχονσα.

Somit genügt die Erklärung *Ruhnken's*, nur dafs es nicht nöthig ist, ἀκηδέα für ἀκηδῶς zu nehmen. — S. 158 ff. lauten:

αἱ τ' ἐπεὶ ἄρ' πρῶτον μὲν Ἀπόλλων' ἐννίσωσιν, αἷτις δ' αὖ Ἀητώ τε καὶ Ἀρτεμιν λοχίαιραν μνησάμεναι ἀνδρῶν τε παλαιῶν ἢ δὲ γυναικῶν ἕμιον ἀειδουσιν, θάλοισι δὲ γῆλ' ἀνδρείων.

Hier vertheidigt der Vf. vielleicht mit Recht den Coniunctiv nach ἐπεὶ gegen *Thiersch*, der ἐπεὶ ἄρ' wünschte; allein die Verweisungen auf *Matthiae* und *Pas-*

Persone sind unzureichend. Jener wollte wie *Thiersch* *ἐν πρ.*, in diesem finden wir gar nichts darauf. Richtig haben diese Sprechweise, wie *Rec.* glaubt, *Reisig* not. critt. z. Sophocl. Oed. Col. 1223 und *Hermann* z. *Viger*. p. 929 erläutert. Der *Waldam* floss daraus, daß man in unserer Stelle, so wie in Od. XX, 86 f.

— — — — — ὁ γὰρ τ' ἐπλήσσει ἀπάντων,
ἰοθαλῶν ἡδὲ χακίων, ἐπεὶ ἔρ βλέφαρ' ἀμφικαλύψει.
wofür itzt ἀμφικαλύψει gelesen wird, an die *Gegenwart* dachte. Allein in beiden Stellen ist von etwas *Vergangenem* die Rede, und lateinisch würde die letzte Stelle lauten: *somnus enim omnium aufert sensum, ubi quidem oculos clausurit*; wobey man fühlen wird, daß *clausurit* eben so unpassend seyn würde, als ἐπεὶ ἔρ βλέφαρ' ἀμφικαλύψει, wenn er etwa die Augenlieder schliessen sollte. Nicht minder unnatürlich würde in unserer Stelle sich der Dichter ausdrücken: wenn diese zuerst den Apollo etwa besungen haben werden, so feyern sie Leto und Artemis. Es war dagegen, wie die gewöhnliche Lesart zu fassen ist, zu sagen: *ubi primum quidem Apollinem cecinerint, deinde Latonam et Dianam, heroum et heroinarum priscarum memori animo edunt carmen*. Somit scheint es aber folgerecht, die von *Matthiae*, *Hermann* und *Franke* aufgegebene Unterscheidung wiederherzustellen und nach ἰοθαλῶν ein Komma zu setzen. Eine unangenehme Tautologie durch *μησάμεναι* — ἔμνον ἀείδουσιν zu fürchten, wie der Herausgeber meint, ist schon um deswillen überflüssig, weil v. 150

οἳ δὲ σε πυγμαχίῃ τε καὶ ὀρχηθμῷ καὶ ἀοιδῇ
μησάμενοι τέρονουσιν, — — — — —

eine ähnliche Verbindung ist. Dazu kommt, daß auch bey Homer das Participium *μησάμεναι* entweder in jener Fügung gewöhnlich ist, siehe Od. V, 6. XII, 309. II. XIX, 314, oder einen Genitiv bey sich hat, z. B. Od. X, 199. XX, 205. II. XIII, 48, nie aber mit dem bloßen Accusativ auf die obige Weise gesetzt ist. Sonach glaubt *Rec.*, daß *Kümmerer's* Uebersetzung den Sinn dieser Verse treu wiedergebe:

Denn nachdem, sie zuerst hoch feierten Phöbos
Apollon,
Lato in wechselnder Folg' und Artemis froh des
Geschosses,
Dann im Geist sich erinnernd der Vorwelt Männer
und Weiber,
Tönet ihr Lobgesang. — — — — —

In dem Hymnus auf *Apollo Pythius* wird v. 7

χρυσέον ὑπὸ πλεγκτροῦ καναχὴν ἔχει ἡμερόεσσαν

kan. ἔχει gegen *Wakefield's* Aenderung χέει gut geschützt. So werden die Zeitwörter ἔχειν, εἶναι, πλεεσθαι zur Umschreibung nicht selten von den Epikern gebraucht, wie das letzte Od. VI, 82 μάλιστα δ' ἔλααν καναχὴν δ' ἦν ἡμιόνοισιν, vgl. II. XIX, 365. *Hesiod.* Scut. 164. *Quint.* Sm. 4, 111. 11, 379. Der Grund, daß ἔχει durch das im voranstehenden

Verse befindliche ἔχων verdächtigt werde, wird mit Recht von Hn. *F.* zurückgewiesen, nur genügte die Berufung auf *Ilgen* z. den Hom. H. p. 345 f. nicht, weil dort nur von gleichen Versausgängen die Rede ist. Nichts desto weniger verräth jenes kritische Verfahren Unkunde mit dem Sprachgebrauch der Dichter, und die erste beste Rhapsodie Homers kann dafür Zeugniß gewähren: man sehe z. B. II. III, 2 f. 6 f. 64 f. 77 f. 103 f. 122 f. 164. 166 f. 184 f. 223 f. 270 f. 345 f. — Das. v. 94:

ἀλλὰ καὶ ὡς προσέγονεν Ἰηπιήσῃ δῶρα
ἀνθρώπων κλυτὰ φύλα — — — — —

hat Hr. *F.* gegen *Matthiae*, der die erste Partikel falsch bezog, richtig so erklärt: *quamvis tranquillus sit ille locus, tamen non est solitarius et privatus incolis, ut non sit verendum, ne nulla tibi offerantur dona*. Jedoch glaubt *Rec.*, daß *Ilgen*, *Hermann*, *Kümmerer* die Stelle eben so verstanden; nur irrt jener, indem er erinnert, daß der Optativ von ἀλλὰ καὶ ὡς abhängig sey, und führt dafür noch unpassender II. III, 159 an. — In v. 178 ff. behält Hr. *F.* zuerst mit *Matthiae* gegen *Ilgen* in v. 174 die gewöhnliche Lesart *πῆμα βοροτοῖσιν* (die Moskauer Handschrift liest π. θεοῖσιν), und sucht v. 178 gegen die Einwürfe *Groddek's*, *Ilgen's* und *Matthiae's*, die ihn einem Grammatiker zuschreiben, zu schützen. Gegen *Ilgen* hat über die Schreibart in v. 173 *Matthiae* das Nöthige erinnert, die Aenderung ἦ aus ὅς κακὰ v. 177, die von *Wolf* herrührt, bedingt der Zusammenhang; das Verderbniß entstand aus der folgenden Zeile und II. IX, 540, wo der nämliche Halbvers steht. Den folgenden Vers vertheidigt *Matthiae* mit Od. XII, 58 vgl. XVIII, 147. II. VI, 127. XXI, 151. 431. *Dionys.* Perieg. 600 *δυσμενέων τοι παῖδες, ἐλίσσόμενοι περὶ πόντον, Κείνοις ἀντίσταν ἀλώμενοι* siehe *Ruhnken* ep. crit. II. p. 224. Auch *Schiller* läßt in Hellenischer Weise seine *Johanna* zu *Montgomery* 2, 7 sagen:

Doch tödtlich ist's, der Jungfrau zu begegnen.

Das. 291

ἄλλη γὰρ φρονέοντες ἐπιπλομεν μέγα λαῖμα

genügt die Erklärung des Herausg. *wohin gedenken*, ohne πλέον als Ergänzung anzunehmen. Schon *Homer* hat Beyspiele dafür, siehe II. IX, 310. X, 531. XI, 520. — Das. v. 332

εὔχονθ', ὡς ἐκέλετε, παριστάμενοι περὶ βομόν

wird von Hn. *Fr.* die Präposition περὶ β. mit Recht vorgezogen, *Matthiae*, der παρὰ empfahl, bedachte nicht, daß jenes das eigentliche in dieser Fügung sey, vgl. II. I, 448. Od. XIII, 187. *Apoll.* Rh. I. 538. — Das. v. 348 ff.

ὦ ἄν' ἐπειδὴ τῆλε φίλων καὶ πατρίδος αἵης ἤγγατος
stimmt der Hsbg. *Hermann's* Vermuthung bey, ὦ ἄνα εἰ δὴ. Soll etwas geändert werden, so glaubt *Rec.* ὦ ἄνα, ἣ δὴ vorschlagen zu müssen, welches bey vorausgehender Anrede und folgendem Frag-

Fragworte die natürliche Construction ist. Beyspiele geben II. II, 337 ff. XXIV, 518 ff. —

Der Hymnus auf Hermes scheint, wie dieß auch von manchen Kritikern angenommen ward, offenbar einer spätern Zeit anzugehören, und es wäre noch die Frage, ob nicht selbst die in demselben zahlreicher als in fast allen übrigen von dem Herausg. angenommenen Interpolationen, man sehe zu v. 12. 19. 65 u. s. f., als Beweis für den spätern Ursprung sich geltend machen ließen. Zu ihm mögen wenige Bemerkungen genügen: v. 32 πόθεν τόδε καλὸν ἄθρομα; wird das letzte Wort mit Hermann nach einer Prolepsis für das erklärt, was Hermes aus der Schildkröte machen wollte, und wir billigen es. Aber es konnte hinzugesetzt werden, daß ἄθρομα hier nicht sowohl ludicrum (Spielzeug), sondern vielmehr Spielwerk, d. i. das daraus zu fertigende musikalische Instrument bezeichne, wie v. 40. 52 lehren, und der Gebrauch von ἀθροῖον Apoll. Rh. III, 943. — Das. 41 f.

ἔνθ' ἀναπηλήσας γλυφάω πολιοῖο σιδήρου
αἰὼν' ἐξετόρῃσιν ὀρεσχωῖο χελώνης.

Von den vielfachen Verbesserungsvorschlägen zu dieser Stelle erwähnt der Herausg. nur die von *Ruhnken* ἀναπηλώσας, was sich auf *Hesychius* gründet, aber schwerlich ein episches Wort ist, und *Hermanns* ἀναπηλήσας. *Igen*, der die früheren alle hat, wollte, wie Hr. F. mit den meisten neuern Herausgebern gab, ἀναπηλήσας von einem ionischen Stamme ἀναπηλεῖν für ἀναπάλλειν, wie ἀναθάλλειν und ἀναθηλεῖν; jene Ableitung stützte er durch eine Glosse bey *Hesychius* ἀποπηλώσειν· ἀποπηδώσειν, die, wie schon *Kuester* lehrte, ἀποπηλήσειν· ἀποπηδήσειν zu schreiben sey. Wie aber dadurch bey der großen Unsicherheit jener Glosse irgend ein fester Punkt in unserer Stelle gewonnen werde, vermag Rec. nicht einzusehn; zumal da von πάλλω nirgend dem Aehnliches vorzukommen scheint. Wenn nun ferner als Parallelstellen II. III, 356

ἀμπεπαλὼν προῖσι δολιχόσκιον ἔγχοις
und Od. XIV, 425

κώπε δ' ἀνασχάμενος στήλη· δρυὸς. —

beygebracht werden, so gewahrt man leicht die große Verschiedenheit beider. Denn im ersten Falle hat das Zeitwort ein Object, im zweyten steht das Medium sich erhebend. Diese Schwierigkeit erkannte *Matthiae* und meinte, daß es in solcher Bedeutung ἀναπηλώμενος heißen müsse. Daher wollte er ἀναπηλήσας rückwärts niederwerfen erklären, und übersetzte: *postquam eam in dorsum coniecerat, resupinam dejecerat*, wobey auch Hr. Fr. sich beruhigt. Allein nach aller Analogie und dem Sprachgebrauche von ἀμπεπαλὼν kann es nicht dieß bedeuten, sondern nur in die Höhe (vorwärts) werfen. Beyspiele davon sind selten, weil das Medium in reflexiver Beziehung das gewöhnliche ist, jedoch steht das Activ ἀναπάλλω Eurip. Bacch. 148. 1188 vgl.

Elmsley a. a. O. Wenn daher auch das Activum tropisch für anreizen, bewegen gesagt werden kann, so folgt daraus noch gar nicht, daß es umwerfen oder umstürzen bezeichnen könne. Betrachten wir die Schriftzüge, so möchte immer noch ἀναπηδήσας was *Barnes* vermuthete, das wahrscheinlichste das unerhörte und nur mit Zwang zu einer leidlichen Deutung sich bequemende ἀναπηλώσας seyn; denn die Verwechslung von Α und Δ ist eben so leicht häufig. Bey dem überraschenden und gelungenen Fund ist aber gerade dieser Ausdruck an seiner Stelle, die kindliche Freude des Knaben Hermes malerisch zu bezeichnen. So heist es von dem aus seinem Versteck nach Verwundung des *Diomedes* hervorspringenden *Paris*, II. XI, 879 — δὲ μάλ' ἢ γελάσας, 'Ex λόχου ἀμυήθησε, von dem siegenden Hirten bey *Theokrit*. Id. VIII, 88 f.:

ὥς δ' μὲν πάρος ἔχρησεν καὶ ἀνέλατο καὶ πλατύνει
νικήσας· οὕτως ἐπὶ ματέρ' ἑβρόδος ἔλοιτο.

So steht eine ähnliche Vergleichung von *Odysseus* Genossen Od. X, 410 ff. Zugleich aber liegt in dem Worte die Eile, mit der Hermes zu Werke ging, wodurch sich das doppelte Gleichniß erläutert, so wie der Schluß v. 46: ὥς ἄμ' ἔπος τε καὶ ἔργον ἐλάδ' ἔδωκε χάρις 'Ε. *Barnes* verdarb seinen guten Einfall durch den lächerlichen Beysatz *alacriter reiliens forte ad fenestram aliquam*. — Das. v. 93:

καὶ σιγῇ, δτι μή τι καταβλύπτῃ τὸ σὸν αὐτοῦ,

billigen wir die von Hr. F. gegebene Erklärung, ohne jedoch die Aenderung καταβλύπτῃ anzunehmen; denn im Grunde führt beides auf denselben Sinn. Ueber die Partikeln δτι μή und ihre Verbindung scheint eher auf *Hermann* Opusc. II, 36 ff. verwiesen werden zu müssen. — v. 100: — ἔ' ποὺ ὀπίσθας Ἀρίστου ταῖς δ' ἐπὶ βοῦσι διαπρήσσοντα κέλευθον werden die Worte ταῖς δ' ἐπὶ βοῦσιν mit *Matthiae* erklärt: *si quon eo consilio s. eo fine, ut boves abigeret, i. e. cum bubus praetereuntem videris*. Ungeachtet des andern angeführten Beyspiels ἔ' ἐπὶ παισιν ist die Erklärung doch irrig und ἐπὶ βοῦσιν vielmehr boves sequentes zu erklären. — V. 219:

νήπιος, εἶχε δὲ ῥάβδον, ἐπιστροφάδην δ' ἐβλάδην —

wird *Matthiae's* wunderliche Deutung von ἐπιστροφάδην: *huc illuc in gradiendo circumferebat oculos* widerlegt. Beynahe würde es genügt haben, auf Hom. II. X, 483 und die Erklärungen davon bey den Alten zu verweisen, so hat *Apollon. Lex. Hom.* 291: ἐπιστροφάδην· μετ' ἐπιστροφῆς τοῦ σώματος, und andere Grammatiker erwähnt *Hayne* zur II. 2. a. O. Aufser bey *Homer* steht dies Wort dreymal in *Oppians* Kyneg. I, 79. III, 273. IV, 68. — Zu v. 218: πορφυρῇ νεφέλῃ κεκαλυμμένος εὐρέας ὤμους vgl. II. XVI, 360. 790 und zu v. 228: —

Κυλλήνης δ' ἀφίκανεν ὄρος καταμύρον· εἰς,
Od. XIII, 351. XIX, 431. H. auf Aphr. 285. —
(Der Beschluß folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1830.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Teubner: *Homeri Carmina minora.*

Auch unter dem Titel:

Homeri Hymni Epigrammata Fragmenta et Batrachomyomachia — recensuit et notis instruxit *Fridericus Franke* etc.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Hymnus auf Aphrodite ist, wenigstens nach unserm Dafürhalten, von allen größern Hymnen der unverdorbenste. Deswegen hat auch Rec. zu den Bemerkungen des Herausg. nichts hinzuzusetzen, als daß einzelne Schwierigkeiten, wie in v. 198 f. 252, auch durch diese Ausgabe unerledigt blieben. Zum Hymnus auf Demeter, der wegen Verderbnis und Mangelhaftigkeit der Handschriften auch nach den Bemühungen eines *Ruhnken*, *Mitscherlich*, *Voss* und Anderer, große und fast unüberwindliche Schwierigkeiten darbietet, will Rec. nur Weniges bemerken. — Vs. 185 ff.

ὥς ἔρην μὲν πάντες Ὀλύμπια δώματ' ἔχοντες
δαῖν κορυδίου ἀνδρας, καὶ τέκνα τέκτομαι,
ὥς ἔθελουσι τοκῆς ἐμ' αὐτ' οἰκτεῖσθε κόρυα

scheint uns die Erklärung des letzten Verses, welche der Herausg. giebt, sonderbar, wenn er sagt: *verba ὥς ἔθελουσι τοκῆς dubito num sententiam generalem contineant: ut liberos pariat, quales parentes sibi exoptare solent. Tokῆs intelliguntur Celeus et Metanira, qui quos generos, quales nepotes cupiant habere, tales Ceres iis contingere optat.* Etwas Aehnliches wollte *Fontein* durch den Vorschlag of ἔθελ. für ὥς ἔθελ. erreichen, den aber *Mitscherlich*, *Ilgen*, *Matthias* geradezu verwarfen, *Hermann* mit Stillschweigen überging. Wir glauben, es genüge, daß Aeltern ihren erwachsenen Töchtern Männer und so sich Enkel wünschen, ohne eine besondere Art derselben zu erheben. Höchstens könnte ein so bedingter Wunsch auf die Schwiegersöhne, schwerlich auf die Enkel Anwendung finden. Aber Königstöchter heirathen auch Prinzen und von den Enkeln gilt dann der Horazische Ausspruch: *Fortes creantur fortibus et bonis.* Auch Odysseus wünscht der Phäakischen Königstochter einfach einen Gemahl. Od. VI, 180 f. — Das. v. 240 λάθρη φῶλον γονέων wundern wir uns

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

freilych auch mit Hn. Fr., wie *Voss* die Construction für unhomerisch erklären konnte, die Il. V, 269 λάθρη Λαομέδοντος — XXIV, 72 λάθρη Ἀχιλλῆος schützen, aber dieselben Beyspiele und das attische λάθρη mit langer Endsylbe zeigen dennoch, daß die gewöhnliche Lesart verdorben ist; vielleicht hieß es: λάθρη ἑὼν γον. — Vs. 428:

νάρκισσόν θ', ὃν ἔφυσ', ὥσπερ κρόκον, εὐνεῖα χθών.

Die sehr zahlreichen Versuche zur Herstellung dieses Verses, welche man bey *Voss* gesammelt findet, genügen auch unserm Herausg. nicht, und er hat daher, wie in solchen Fällen nicht selten, die alte Lesart zurückgerufen. Rec. glaubt, daß die frühere Vermuthung von *Voss* an Einfachheit allen andern vorgehe, und also entweder diese: νάρκισσόν θ', ὃν ἔφυσεν ἐπείροχον εὐρ. χθ. anzunehmen sey, oder schlägt noch weniger gewaltsam v. θ', ὃν ἔφυσεν ἐπείρατον vor. Einverstanden sind wir in v. 452 ff. mit den von Hn. Fr. aufgenommenen Lesarten, nicht so mit seinen Erklärungen. Wir setzen zuerst die Stelle, wie sie hier lautet, her:

— — — — — ἔκυσθε δ' ἄρα καὶ λευκὸν
μήδεσι Διμήτρος καλλισφύρον· αἰτὰρ ἔπειτα
μέλλειν ἄφαρ ταναοῖσι κομήσιν ἀσταχέσσιν,
ἥρος ἀεζομένοιο, πέδιω δ' ἄρα πλονες ὄγμοι
βρισμένιν ἀσταχύνων, τὰ δ' ἐν ἠλλεδανοῖσι δεδεδόται.

In den beiden letzten Zeilen setzte *Voss*, was auch *Döderlein*, den Hr. F. anführt, wollte, *βρισμένιν* wieder ein gegen das von *Ruhnken* herrührende *βρισμένιν* und las dann: *εὐσταχύνων τ' ἄρ' ἐν ἠλλεδανοῖσι δεδεδόται*, wovon die Uebersetzung lautet:

Aber nach diesem
Sollt' es sogleich aufschwimmen mit üppigem Aehren-
gewimmel,
Im anwachsenden Lenz, und der Flur die ergiebige
Schwade
Strotzend ruhn, und in viel schönährige Garben ge-
schnürt seyn.

Wollen wir auch über die unepische Form *εὐσταχύνων* hinwegsehen, für die man *εὐσταχέσσιν* erwartet hätte, wie dies bey *Quint. Smyrn.* V, 61 steht:

— οἱ μὲν ἀπήνας εἰλον ἐϋσταχέσσιν ἀμύλλαις

dem *Voss* jene Vermuthung entnahm, so ist doch die ganze Aenderung sehr gewaltsam. Sodann ist die Vertheidigung der Länge von *βρισμένιν*, die nicht beglaubigt wird, nicht gerathen. Rec. kennt nur das

das Praesens dieses Wortes bey Dichtern, und zwar immer mit kurzem ν , vergl. *Aeschyl.* Choëph. 62; *Suppl.* 944; *Euripid.* Bakchen 95; *Nikaen.* ep. IV, 1. (*Analect.* I. p. 417) und die zahlreichen Stellen der Orphischen Hymnen. Deswegen nehmen die ältern Dichter auch die Ableitungen vom Praesens her, wie *Nikander* Ther. 848 $\sigma\mu\nu\rho\eta\epsilon\iota\omicron\nu \acute{\alpha}\epsilon\iota\beta\rho\upsilon\epsilon\varsigma$. Wenn die Byzantinischen Dichter Formen wie $\chi\rho\upsilon\sigma\acute{\alpha}\beta\rho\epsilon\upsilon\tau\omicron\varsigma$ bilden, so geben diese wenigstens keinen Beweis für die frühere Zeit. Hierzu rechne man noch den von Hn. F. gut aufgefaßten Unterschied der Bedeutung, nach der $\beta\rho\upsilon\iota\nu$ den frischen Wuchs grünender Kräuter, wie bey *Sophokles* Oed. Col. 16 $\chi\omega\rho\omicron\varsigma \iota\epsilon\rho\delta\varsigma, \beta\rho\upsilon\iota\nu \acute{\Lambda}\acute{\alpha}\phi\eta\varsigma, \acute{\epsilon}\lambda\upsilon\lambda\alpha\varsigma, \acute{\alpha}\mu\pi\epsilon\lambda\omicron\nu$, und dann übergetragen die Fülle anderer Gegenstände, $\beta\rho\iota\theta\epsilon\iota\nu$ das niederdrückende Gewicht vollstrotzender Dinge andeutet. Folglich ist das letzte hier das geeignete Wort, und entscheidend beweisen dies ähnliche Stellen, wie II. VIII, 307; Hes. Scut. 290, 295; *Quint. Sm.* V, 62. *Theokrit.* Id. I, 46. XV, 119. *Dionys.* Perieg. 858 von Kampanien

$\tau\eta \delta' \epsilon\pi\iota \text{Καμπανῶν λιπαρὸν πέδον ἦχι μέλαθρον}$
 $\acute{\alpha}\gamma\eta\varsigma \text{Παρθενόνης, σταχῶν βεβριθὸς ἀμύλλης.}$

Ja selbst ohne Beysatz lesen wir Hymn. Hom. XXX, 9 $\beta\rho\iota\theta\epsilon\iota \mu\acute{\epsilon}\nu \sigma\pi\eta\nu \acute{\alpha}\rho\omicron\nu\rho\alpha \phi\epsilon\rho\epsilon\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$, womit der Gebrauch der Tragiker, als *Aeschyl.* Pers. 338, *Sophokl.* Ai. 180, *Euripid.* Troad. 218, El. 303 übereintrifft. Die doppelte Verbindung $\beta\rho\iota\theta\epsilon\iota\nu \tau\iota\nu\delta\varsigma$ und $\tau\epsilon\lambda\iota$ erkennt schon Homer Od. VI, 159. XVI, 474 vergl. XV, 334. Was endlich die Messung anlangt, so ist: nur lang, und nur aus den Sillen des *Timon Paul de Sillis Graecorum* p. 41. fr. III. steht $\beta\rho\iota\theta\omicron\varsigma$ einmal verkürzt: $\acute{\epsilon}\varsigma \beta\rho\iota\theta\omicron\varsigma \iota\sigma\tau\eta\rho\iota\zeta\epsilon \kappa\acute{\alpha}\rho\eta$, was Rec. für verdorben hält und $\acute{\epsilon}\varsigma \beta\acute{\alpha}\theta\omicron\varsigma$ oder $\nu\acute{\epsilon}\phi\omicron\varsigma$ nach II. IV, 443 vermuthet. Nachjallen diesen Thatfachen möchte die Vertheidigung von $\beta\rho\nu\acute{\alpha}\mu\epsilon\nu$ aufzugeben seyn. So weit sind wir mit dem Herausg. einverstanden und haben seine Gründe nur mehr bestätigt; nicht so mit folgender Bemerkung: *Jam patet, quid sit hoc loco plures agros. Quos sive cum Passovio in lex. de fertilibus sive segete obsitis agris explices obstat et totius loci ratio et vocabulum πέδον, quod non addidisset poeta, nisi de demessis et humi jacentibus segetibus cogitasset; sive cum Vossio strigas s. series demessarum segetum intelligas, mire dicuntur, ipsae segetes humi stratae βροῦμεν s. βροῦμεν ἀσυχῶν. Intellige sulcos, quos ut aratores arando, sic metendo messores sequuntur, demessis spicis refertos.* Wenn aber auch diese Bestimmung von Hermann Act. Philologic. Lips. II. p. 269 entlehnt ist, so glaubt Rec. dennoch, daß *Voss*, Erläuterungen z. Hymn. auf Demet. S. 138, nicht Unrecht habe, wenn er $\acute{\epsilon}\gamma\mu\omicron\varsigma$ für Furche und Schwad nimmt. Abgesehen davon, daß Beywörter, wie hier $\pi\acute{\iota}\omicron\nu\epsilon\varsigma \acute{\epsilon}\gamma\mu\omicron\iota$ *Quint. Sm.* V, 57 $\pi\lambda\alpha\tau\epsilon\varsigma \acute{\epsilon}\gamma\mu\omicron\varsigma$ offenbar besser einem Schwade, als der Furche zukommen, erkennen auch schon die Alten die doppelte Bedeutung, wie *Apollon.* Lex. Hom. p. 488 sagt: $\acute{\epsilon}\gamma\mu\omicron\iota\varsigma \tau\omicron\upsilon\varsigma \tau\acute{\omega}\nu \theta\epsilon\rho\iota\zeta\omicron\upsilon\tau\omega\nu \sigma\tau\acute{\iota}\chi\omicron\upsilon\varsigma \kappa\alpha\iota$

$\tau\omicron\upsilon\varsigma \acute{\alpha}\lambda\lambda\alpha\varsigma$. Unnatürlich dünkt es uns auch, daß die fetten Furchen auf dem Felde von Aehren beschwert werden sollten, die ja doch bey kärglicher Aernte so gut wie bey reichlicher, je nachdem der Boden des Ackers ist, schwer oder leicht sind; was aber läßt es sich denken, daß die fetten Schwade von Aehren beschwert sind oder beschwert werden sollen, da ihre Schwere von der Menge und Fülle der Aehren abhängig ist. Der Anstoß, welchen die meisten Erklärer und auch *Voss* an der Wiederholung von $\acute{\alpha}\sigma\tau\alpha\chi\acute{\omega}\nu$ und $\acute{\alpha}\sigma\tau\alpha\chi\acute{\omega}\sigma\sigma\iota\nu$ nahmen, glaube ich wir schon oben weggeräumt zu haben, und das doppelte $\phi\epsilon\rho\epsilon\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$ ganz in der Nähe bestätigt jene Bemerkung. Was endlich $\tau\acute{\alpha} \delta\epsilon$ betrifft, so ist dabey an keine Enallage des Geschlechts zu denken, sondern es ist als Partikel $\tau\acute{\alpha} \mu\acute{\epsilon}\nu - \tau\acute{\alpha} \delta\epsilon$, theils, theils zu fassen, und diese Wendung erst im zweyten Satze genommen, so daß das erste wegfel; vergl. *Matthiae* Gr. Gr. §. 288. Anm. 2. 4. Eine wörtliche Uebersetzung würde demnach ungefähr so lauten:

— — — Aber in Zukunft

Sollt' es sofort aufschossen in kräuselnder Fülle der Aehren,
Im zunehmenden Lenz, und reichliche Schwad' auf dem Boden
Lagern von Aehren beschwert und theils in Garben geschnürt seyn.

Auch zu den kleinern Hymnen hat Hr. F. einzelne schätzbare Bemerkungen gegeben, wiewohl sie der Natur der Sache nach nicht so zahlreich sind, als zu den größern. In Hymn. auf *Dionysos* (7), 6 $\tau\acute{\alpha}\nu\delta' \acute{\alpha}\nu\delta\rho\epsilon\varsigma \acute{\epsilon}\upsilon\sigma\sigma\acute{\epsilon}\lambda\mu\omicron\nu \acute{\alpha}\pi\omicron \nu\eta\delta\varsigma \acute{\Lambda}\eta\iota\sigma\tau\alpha\iota \pi\rho\omicron\gamma\acute{\epsilon}\nu\omicron\upsilon\tau\omicron$ ist die Erklärung vom Schiffe aus zeigte sich doch nicht ganz passend und das Beyspiel der Ilias V, 13 $\delta' \acute{\alpha}\pi\omicron \chi\theta\omicron\nu\delta\varsigma \acute{\omega}\rho\eta\upsilon\tau\omicron \pi\acute{\epsilon}\delta\omicron\varsigma$ ungleichartig; da es von Redensarten wie: $\acute{\alpha}\phi' \acute{\iota}\pi\pi\omega\nu, \acute{\alpha}\pi\omicron \tau\epsilon\chi\acute{\epsilon}\omega\nu \mu\acute{\alpha}\chi\epsilon\tau\omicron\varsigma$ gestützt wird. Vielleicht ist $\acute{\epsilon}\upsilon\sigma\sigma\acute{\epsilon}\lambda\mu\omicron\nu \epsilon\pi\iota \nu\eta\delta\varsigma$ beizustellen und diese Präposition durch das folgende $\epsilon\pi\iota \omicron\iota\omicron\nu\pi\alpha \pi.$ verdrängt worden. In dem Hymnus auf Pan (19), 14: $\tau\acute{\omicron}\tau\epsilon \delta' \acute{\epsilon}\sigma\pi\epsilon\rho\omicron\varsigma \acute{\epsilon}\kappa\lambda\omicron\gamma\epsilon\nu \omicron\iota\omicron\varsigma$, war mathematisch wegen des vorhergehenden $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\tau\epsilon \mu\acute{\epsilon}\nu - \acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\tau\epsilon \delta' \acute{\alpha}\upsilon - \pi\omicron\lambda\lambda\acute{\alpha}\kappa\iota \delta' \acute{\alpha}\rho\gamma.$ — $\pi\omicron\lambda\lambda\acute{\alpha}\kappa\iota \delta' \acute{\epsilon}\nu -$ Hermann's Aenderung $\tau\omicron\tau\epsilon \delta' \acute{\epsilon}\kappa\lambda.$ aufzunehmen. Der Einwurf des Herausg., daß es die beständige Gewohnheit Pan's am Abend sey, hat schon wegen des vorigen Wechsels wenig für sich und würde aus Pan fast einen *Gefanerischen* Schäfer machen. — Das. v. 17 f.:

$\theta\rho\eta\varsigma, \eta \tau' \acute{\epsilon}\alpha\rho\omicron\varsigma \pi\omicron\lambda\upsilon\alpha\nu\theta\epsilon\omicron\varsigma \epsilon\nu \pi\epsilon\tau\acute{\alpha}\lambda\omicron\iota\sigma\tau\omicron\nu$
 $\theta\rho\eta\tau\omicron\nu \acute{\epsilon}\kappa\pi\rho\omicron\chi\epsilon\upsilon\sigma\alpha \chi\acute{\epsilon}\iota \mu\epsilon\lambda\eta\gamma\eta\rho\eta\nu \acute{\alpha}\omicron\iota\delta\eta\nu$ —

mißbilligt Hr. F. sowohl die Vulgate, als die verschiedenen Vorschläge $\acute{\epsilon}\kappa\pi\rho\omicron\chi\epsilon\upsilon\sigma\alpha \acute{\alpha}\chi\epsilon\iota, \acute{\epsilon}\kappa\pi\rho\omicron\chi\epsilon\upsilon\sigma\alpha \iota\alpha\chi\epsilon\iota$ und $\acute{\epsilon}\kappa\pi\rho\omicron\chi\epsilon\upsilon\sigma\alpha \iota\acute{\alpha}\chi\epsilon$. Es wäre vielleicht gerathener, den Fehler in dem ersten Worte zu suchen und $\acute{\epsilon}\kappa\pi\rho\omicron\chi\epsilon\upsilon\sigma\alpha \chi\acute{\epsilon}\iota$ zu lesen, wie in der Odyssee XII, 192 $\acute{\iota}\epsilon\sigma\theta\epsilon\nu \acute{\omicron}\pi\alpha \kappa\acute{\alpha}\lambda\lambda\eta\mu\omicron\nu$. Auch ist die Behauptung der Lexika, daß $\acute{\epsilon}\kappa\pi\rho\omicron\chi\epsilon\upsilon\sigma\alpha$ nur in feindlicher Absicht stehe, falsch, wie *Quint. Sm.* XIII, 63 bewährt. Für die Beybehaltung von $\chi\acute{\epsilon}\iota$ spricht auch

sch Od. XIX, 521 ἦτε θανά τρωπῶσα γένε' πολυγένη
— Hymn. 29, 4 hat Hr. F. καλὸν ἔχουσα γέ-
μιον τιμίον treffend hergestellt. Hymn. 32, 2
καὶ καὶ Κρονίδην Διὸς ἱστορὶς φθῆς war nach
VIII, 501, XXIII, 486 vergl. Etym. M. 478, 15
φθῆς zu schreiben.

Von den Epigrammen, Bruchstücken und der
Petrachomyomachie sagt Hr. F. Vorr. IX selbst,
dass er sie mehr dem Verleger zu Gunsten ohne wei-
tere Hilfsmittel beygeben habe. Jedoch sind zu
letzterer einige abweichende Lesarten aus Bach-
mann's Anecd. Gr. II. p. 417 ff. genommen.

Fr. S. Sz.

ASTRONOMIE.

STUTTGART, b. Cotta: *W. Herschel's Entdek-
kungen und die Fortschritte seiner Zeitgenossen
in der Astronomie und den ihr verwandten Wis-
sensschaften. Erste Abtheilung: Herschel's Ent-
deckungen, dargestellt von Dr. J. W. Pfaff,*
ordentl. öffentl. Lehrer an der Hochschule zu
Erlangen. 1828. VIII und 360 S. 8. (1 Rthlr.
12 gGr.)

Auch unter dem Titel:

*W. Herschel's Entdeckungen in der Astronomie
und den ihr verwandten Wissenschaften. Dar-
gestellt von Dr. J. W. Pfaff.*

Wenn man die Geschichte der Astronomie ge-
nauer studirt, überzeugt man sich bald, dass diese
Wissenschaft und die ihr verwandten Wissenschaften
selten in kurzer Zeit so grosse Fortschritte ge-
macht haben, als dieses in den letzten Decennien der
Fall war. Während Laplace und Andere bemüht wa-
ren, die Gesetze der Mechanik zu ergründen und die
Bewegung der Himmelskörper schärfer zu begrün-
den, wurden die Instrumente bis zu einem immer
höhern Grade von Vollkommenheit gebracht; man
konnte mit Leichtigkeit Winkel beobachten, deren
scharfe Bestimmung ältern Astronomen sehr schwie-
rig geworden war; man wurde in den Stand gesetzt,
aus den durch Beobachtung gefundenen und stets
mit unvermeidlichen Beobachtungsfehlern behafteten
Größen, naturgemässere Mittel herzuleiten und
durch die Principien der Wahrscheinlichkeitsrech-
nung die Fehler abzuschätzen, welche noch in dem
Endresultate enthalten seyn mochten. Die Entdek-
kung einiger neuen Planeten, die Auffindung von
mehrern Trabanten beschäftigten die Astronomen
vielfach. Aber während die meisten Astronomen
ihren Fleiss auf die scharfe Fixirung quantitativer
Größen richteten und dadurch die Berechnungen
der Himmelskörper zu bestimmen suchten, wurde
die physische Beschaffenheit derselben weniger be-
achtet. Nur wenige hatten hinreichend gute Tele-
skope, um diesen Gegenstand genauer zu ergrün-
den. An der Spitze dieser geringen Zahl von Beob-

achtern steht unstreitig *W. Herschel*. Von lebhaf-
tem Eifer für die Wissenschaft beseelt, hatte er mit
den grössten Schwierigkeiten zu kämpfen; der un-
geheure Preis der Instrumente trieb ihn an, diese
selbst zu verfertigen, und bald hatte er es dahin ge-
bracht, dass sie weit vollkommner waren, als alles,
was bis dahin geleistet worden war. Jetzt war er
der eifrigste Beobachter des Himmels, nach allen
Seiten richtete er seine Werkzeuge, und weder der
Bau des Fixsternhimmels, noch die Beschaffenheit
der Körper unsers Sonnensystems, entgingen sei-
ner Aufmerksamkeit. Die wichtigsten Entdeckun-
gen *Herschel's* sind wohl einem jeden Leser bekannt,
aber die Abhandlungen, in denen er diese mittheilt,
in kostspieligen und seltenen Sammlungen zerstreut.
Der Vf. der obigen Schrift hatte daher schon vor
mehreren Jahren eine Uebersetzung von *Herschel's*
sämmlichen Schriften herausgegeben (Dresden, bey
Arnold 1826), aber nur ein Band derselben ist er-
schienen, welcher die Abhandlungen über den Bau
des Himmels enthält. Man möchte nach vorliegen-
der Schrift fast urtheilen, als ob der Vf. selbst die
Idee einer Fortsetzung aufgegeben habe, da die
Citate sich nie auf diese Uebersetzung, sondern auf
die Originalabhandlungen in den *Philosophical Trans-
actions* beziehen.

Das erste Buch dieser Schrift (S. 1—60) handelt
über den Bau des Himmels: §. 1. die Milchstrasse
(S. 2—18); §. 2. Nebel im Orion (S. 18—24); §. 3.
die Glieder des Sternhimmels (S. 24—33); §. 4.
Tiefe des Himmels (S. 33—50); Anmerkungen
(S. 51—60). — *Zweytes Buch*. Von der Natur der
Sterne (S. 61—112): §. 1. das Wesen der Sterne
(S. 61—69); §. 2. die Doppelsterne (S. 69—86); §. 3.
die veränderlichen Sterne (S. 87—93); §. 4. die ei-
gene Bewegung der Sterne (S. 93—105); Anmer-
kungen (S. 105—112). — *Drittes Buch*. Das Pla-
netensystem (S. 113—208): §. 1. der Georgsstern
(S. 114—129); §. 2. Saturn (S. 129—141); §. 3. Ju-
piter (S. 142—147); §. 4. die Asteroiden (S. 147—152);
§. 5. Mars (S. 152—158); §. 6. Venus (S. 158—161);
§. 7. Mercurius (S. 161—162); §. 8. Mond (S. 162—167);
§. 9. die Kometen (S. 167—180); §. 10. die Sonne
(S. 180—191). Anmerkungen (S. 192—208). —
Viertes Buch. Der teleskopische Apparat (S. 209 bis
306): §. 1. Das Fernrohr und das Auge (S. 209—235);
§. 2. die Apparate (S. 235—240); §. 3. Licht und
Wärme (S. 240—269); Anmerkungen (S. 269—278). —
Schlussanmerkungen über das *Herschel'sche* 40füssige
Teleskop (S. 279—291). — Beylagen, eine all-
gemeine Analyse der *Herschel'schen* Beobachtungen
enthaltend (S. 292—301). — Beschreibung der
Kupfer in den *Herschel'schen* Abhandlungen (S. 302
bis 306).

Herschel's Entdeckungen sind so bekannt, dass
es völlig überflüssig ist, einzelne aus dieser Schrift
hervorzuheben. Der Vf. hat die Ansichten und
Meinungen *H's* in der Kürze auf eine verständliche
und

und falsche Art vorgetragen, und wenn die Schrift auch für den Astronomen von Fach weniger Nutzen hat, da dieser ohnehin stets die Originalabhandlungen nachsehen wird, so ist dieselbe besonders dem Liebhaber der Sternkunde zu empfehlen; weit vollständiger wird er hier *H's* Entdeckungen über die Beschaffenheit der Himmelskörper finden, als in andern populären Schriften. Nur glaubt Rec., daß Manches, wobey sich *Herschel* auf Zeichnungen und Abbildungen beruft, stets dunkel und unverständlich bleiben wird; wenige dem Werke beygefügte Kupfertafeln, die selbiges nicht sehr vertheuert haben würden, hätten diesem Uebelstande abgeholfen. Der Vf. bemüht sich zwar, einige dieser Abbildungen genau zu beschreiben; bey andern verweist er auf die Originalabhandlungen: wer aber diese erst aufschlagen muß, liest dieselbe lieber selbst, und auch jene Umschreibung möchte wohl wenig fruchten!

GESCHICHTE.

- 1) FRANKFURTA. M., b. Sauerländer: *Die Eroberung Granada's*, aus den Papieren (des) Bruders *Antonio Agapida*, von *Washington Irving*. Aus dem Engl. übersetzt von *Meurer*. 1829. Erstes bis drittes Bändchen. 338 S. Viertes bis sechstes Bändchen. 356 S. 12. (1 Rthlr.)
- 2) LEIPZIG, b. Wienbrack: *Die Eroberung von Granada von Washington Irving*. Aus dem Engl. von *Gustav Sellen*. 1830. Erster Band, X u. 277 S. Zweyter Band, IV u. 260 S. Dritter Band, VI u. 260 S. 8. (4 Rthlr.)

Hr. *W. I.* scheint die Romanen-Literatur verlassen zu haben, um sein Talent dem Gebiete der Geschichte zuzuwenden. Sein erster Versuch auf dieser neuen Laufbahn war die Geschichte der Entdeckungsreisen des Christ. Columbus, worüber wir in diesen Blättern bereits berichtet haben. Vorliegendes Werk ist der Darstellung einer andern ebenfalls höchst wichtigen historischen Begebenheit gewidmet, die zwar schon die Feder vieler Schriftsteller beschäftigte, von keinem derselben aber, unsers Wissens, mit so großer Ausführlichkeit geschildert wird, als es hier geschieht. — Nach dem Vorbilde einiger französischen Geschichtschreiber der neuern Schule hat sich Hr. *W. I.* von der Naivetät des Stils der alten Chroniken hinreißen lassen und in eben diesem Stile zu schreiben gesucht, wiewohl derselbe doch nicht so recht mehr für unser Jahrhundert paßt. Zu dem Ende erlaubt er sich denn auch, um dem Leser desto größere Illusion zu machen, eine Fiction, vorgebend, seine Geschichte sey nur die Uebersetzung einer alten Chronik, als der vom Vf. der angebliche Bruder

Antonio Agapida genannt wird. Dieser Mönch, hinter welchen sich der amerikanische Geschichtschreiber versteckt, erzählt in der That recht gut; er freut sich über das, was man damals die Begeisterung des Glaubens nannte, oder in andern Worten, über den Triumph der christ-katholischen Kirche, und drückt sich oft in der Weise der Menschen jener Zeit aus, das heißt: er betrachtet es als ein höchst verdienstliches Werk, die Mauren, welche die Vega von Granada anbeteten und verschönernten, zu verjagen und an deren Stelle Klöster und Kapellen zu setzen. Zuweilen scheint der angebliche Bruder Antonio seine Rolle zu vergessen, indem er wie ein aufgeklärter Bewohner Philadelphia's im 19ten Jahrh. spricht. Im Grunde bedünkt es uns, als sey die von *W. I.* gewählte Fiction gänzlich unnütz, ja als benachtheilige sie sogar die Glaubwürdigkeit der von ihm erzählten Thatfachen. Wahrlich, wer verbürgt es dem Leser, daß nicht, gleich dem Mönche, dem der Vf. die Feder in die Hand giebt, auch die Ereignisse selber erfunden sind? Kann derselbe nicht unter dem Vorwande, uns eine alte Chronik wiederzugeben, ein wenig seinem eignen Geschmacke für romantische Dichtungen nachgegangen haben? Die Muse der Geschichte faßt jedwede Fiction. Sie bedarf Wahrheit, sowohl was den Grund der Begebenheiten, als was die Form der Darstellung anbetrifft. — Glücklicherweise ist die Geschichte der Eroberung Granada's durch die spanischen Geschichtschreiber bekannt genug, um sehr leicht die von unserm Vf. erzählten Vorgänge aufser Zweifel setzen zu können. Auch hat sich dieser, in so weit wir uns veranlaßt fanden, deshalb eine Vergleichung anzustellen, ganz genau nach den vorliegenden historischen Zeugnissen und den angenommenen Ueberlieferungen gerichtet. Bisweilen sogar citirt er jene Geschichtschreiber, oder giebt selber die Stellen an, wo er, aus statthaften Gründen, von ihren Behauptungen abweicht. Nur hätten wir gewünscht, daß jene Anführungen etwas häufiger vorkommen, und daß für jedwede Angabe *W. I.* seinen Gewährmann genannt haben möchte; denn nur auf diese Weise wäre den gerechten Anforderungen der historischen Kritik vollkommen Genüge geleistet worden. — Was die beiden hier in Rede stehenden Uebersetzungen betrifft, so haben sie uns, im Ganzen genommen, treu geschildert; inzwischen gewährt Nr. 1. den Vorzug eines fließendern Stils. — Das Werk ist, so wie die alten Chroniken, in kurze Kapitel getheilt; die Geschichtserzählung ist in kurzen Schilderungen der örtlichen Verhältnisse und mit interessanten Details über die Sitten und Gebräuche der Mauren Andalusiens untermischt, das Ganze aber mit den glänzendsten Farben der Romantik reichlich ausgeschmückt.

August 1830.

ARCHÄOLOGIE.

PARIS, b. Dufour u. Comp.: *Monumens inédits d'antiquité figurée Grecque, Etrusque et Romaine*, recueillis, pendant un voyage en Italie et en Sicile, dans les années 1826 et 1827, par M. Raoul Rochette, Membre de l'Institut de France. II Volumes in folio, imprimés par autorisation du Roi à l'imprimerie royale, avec 200 planches. 8ème et 4ème livraisons. 1828. Pag. 115 — 238. Pl. XXV — XLVII.

Auf die früher angezeigte *Achilléide* der beiden ersten Lieferungen läßt hier der gelehrte Herausg. die *Orestéide* folgen, gleich jener in zwey Partien abgetheilt, deren erste die frühern Begebenheiten umfaßt, welche das Drama der zweyten gleichsam vorbereiten. Die vorzüglichsten Gegenstände der ersten Abtheilung sind das Opfer der Iphigenia und der Tod Agamemnon's; die Begebenheiten des Orestes im zweyten Theile beginnen mit der an Klytämnestra und Aegisthus genommenen Rache, wovon des Orestes Flucht und Verfolgung durch die Furien nebst dem Urtheile, welches der Muttermord veranlaßt, und die Aussöhnung nebst der Reise nach Tauris eine unmittelbare Folge sind, und schliessen mit dem Mordmorde des Neoptolemus, welcher den Vf. veranlaßt, am Schlusse noch die verschiedenen Darstellungen von den Genien des Todes, die der Geburt und Ephebie oder Jugend zu erläutern. Wie zahlreich und mannichfaltig die Denkmäler dieser Art bey den Alten gewesen seyen, läßt sich schon aus dem Interesse schliessen, welches die Begebenheiten des Orestes für die beiden Hauptstädte Griechenlands, für die Athener und Spartaner hatten, da bey jenen sich daran die Stiftung des heiligen Gerichts auf dem Marshügel knüpfte, bey diesen alle Macht auf dem Besitze der Asche des Orestes zu beruhen schien. Dazu kam, daß sich die Römer die von Aricia nach Rom übertragene Asche des Orestes unter die sieben Unterpfänder ihrer Herrschaft zählten, wie sich überhaupt mit dem Cultus der Diana Tauropolos in Aricia die Bekanntschaft der Latiner mit der Iphigenia verband, und auch die Falisker in Etrurien ihren Juno-Cultus sammt dem Heros ihrer Stadt Halesus mit dem Agamemnonischen Hause in Verbindung brachten. Ovid. Amor. III, 13. Fast. IV, 73. Virg. A. VII, 23. Griechen, Römer und Etrusker nahmen daher gleichen Antheil an den Schicksalen des Orestes und seines Hauses.

Ann. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Zwar zeigt der Vf. bey den vielen tuskischen Darstellungen, welche offenbar aus der griechischen Tragödie flossen, daß diese nicht in ein frühes Zeitalter gesetzt werden dürfen, sondern vielmehr in die letzte Periode der tuskischen Kunst fallen; aber bey den Römern war doch schon am Ende des 6ten und Anfange des 7ten Jahrh. der Stadt Orestes ein Beyname mehrerer Consuln aus dem Aurelischen Geschlechte. Mevius lieferte schon eine hexametrische Uebersetzung der kyprischen Gedichte des Stasinos, welche als die Quelle der Sagen vom Opfer der Iphigenia und dessen Folgen zu betrachten sind, unter dem Namen *Cypria Ilias*, und der alte Cato nannte schon Falerii eine argivische Colonie. Die tragischen Dichter der Römer entlehnten, wie später die Rhetoren, den Stoff für ihre Ausarbeitungen, gleich den Tragikern der Griechen, von deren 34 noch erhaltenen Trauerspielen 8 sich auf die Familie Agamemnon's beziehen, am häufigsten aus der Orestéide, so daß schon von des Lucretius Zeiten an selbst Dichter für das größere Publicum auf Iphigenia's Opfer, Agamemnon's Tod, und des Orestes Rache, Kaserrey und Freundschaft für Pylades sich beziehen durften, ohne befürchten zu müssen, nicht allgemein verständlich zu seyn. Welchen Eindruck die Worte: *Ego sum Orestes* cet., auf das gemeine Volk im römischen Theater machten, meldet uns Cicero *de fin.* V, 22. Bey der engen Verbindung, die zwischen Etrurien und Rom Statt fand, ist es daher kein Wunder, wenn der umsichtige Forscher auch auf tuskischen Grabesurnen so häufig Abbildungen findet, welche sich auf Orestes und die seine Geschichte einleitenden Begebenheiten beziehen, zumal da Iphigenia's Opferung in der Vermählungszeit den besten Gegenstand für Grabmäler früh verstorbener Jungfrauen abgab. Es ist nur zu verwundern, daß man die wahre Deutung so vieler Abbildungen auf Grabdenkmälern Latiums und Etruriens, die sie für Archäologen so wichtig macht, so lange verkennen konnte, bis der Scharfsinn sie in ihr rechtes Licht gestellt hat.

Sey also die Zahl der Denkmäler, welche die *Orestéide* betreffen, noch so geringe im Vergleiche gegen das, was einst das Alterthum besaß, so ist es doch bey weitem mehr, als man bisher geglaubt hat, und die gegenwärtigen beiden Lieferungen sind nicht bloß deshalb äußerst schätzenswerth, weil sie uns mit interessanten neuen Darstellungen, wie man bisher kaum sie ahnete, bekannt machen, sondern auch von großem Werthe durch die Be-

richtung so vieler falschen Ansichten und Meinungen, welche selbst die besten Alterthumsforscher irre leiteten. Wenn bey der Achilleide noch so Manches gegeben wurde, dessen Deutung Andern zu gewagt schien; so erblickt man hier fast Alles in einer so überzeugenden Zusammenstellung, daß der Neid gegen den durch gesundes Urtheil und Gefühl gleich sehr, wie durch Kenntniß und Belesenheit in den Schriften aller gebildeten Völker hervorstrahlenden Gelehrten zum Schweigen gebracht wird. So viele Gaben des Geistes, welche der Vf. mit der Reichhaltigkeit so vieler unbekanntgemachten oder doch unerklärten Abbildungen und mit der mannichfaltigsten Belehrung philologischer und archäologischer Art vereinigt, bedürfen keines besondern Lobes, und erlauben es uns, bey gerechter Anerkennung seiner Verdienste, wie er selbst da, wo es die Gelegenheit an die Hand giebt, seinen Gegnern Gerechtigkeit widerfahren läßt, nur berichtend, mitunter auch berichtend, anzudeuten, was in gegenwärtigen Werke dem kunstliebenden Publicum mitgetheilt wird. Es wird uns bey dieser Anzeige jedoch mehr die Art und Weise beschäftigen, wie der Vf. seine sich größtentheils durch innere Vortrefflichkeit in der Ausführung einem jeden Freunde der Kunst empfehlenden Darstellungen erläutert, als die Aufzählung aller einzelnen Gemälde und Bildwerke, durch deren Bekanntmachung eine mit Befremden wahrgenommene Lücke in der Kunstgeschichte ausgefüllt wird.

Wenn die Verfahrungsweise unsers Vfs, alle noch vorhandenen Abbildungen in einer gewissen Folge und nach einem natürlichen Zusammenhange zusammengestellt zu erläutern, irgendwo unsern Beyfall verdient; so ist es bey dem Heros der Fall, der nach seinen frühern Lebensumständen der Dichtung, wie nach seinen letzten Schicksalen der Geschichte angehört. Sofern die Vorfahren des Orestes die angesehensten Heroen der mythologischen Dichtung, wie dessen Söhne die Haupthelden der ersten zuverlässigen Geschichte waren, ist Orestes als der Mittelpunkt zu betrachten, durch welchen sich das historische Zeitalter mit dem mythischen verbindet. So historisch aber die Personen seyn mögen, deren Begebenheiten den Gegenstand der Orestéide ausmachen; so mythisch sind fast alle die Begebenheiten selbst, da das eigentlich Historische durch den Untergang der ältesten Logographie verloren ist, und durch keine Vermuthungen wieder ausgefüllt werden kann. Da sich weder von den Achäern im Peloponnes, noch von den äolischen Colonieen in Tenedos und anderwärts eine Urgeschichte erhalten hat; so sind wir nicht einmal gewiß, ob die Söhne des Orestes wirklich *Penthilos* und *Tisamenos*, wie des Menelaos Sohn *Megapenthes*, geheissen haben, oder die auf Trauer und Rache anspielenden Namen eine Erfindung der Dichter waren. Wie sich jedoch die Sagen der Pelopiden dichterisch ausbildeten, und das wunderbare Walten des Schicksals, welches dieses Herrscherhaus schon in der ältesten epischen Dichtung

auszeichnet, jene Sagen für die Tragiker nicht nur, sondern auch für Maler und Bildhauer zu einer der fruchtbarsten Quellen machte, aus welchen der Genius der Griechen die mannichfaltigsten Situationen für die entgegengesetztesten Leidenschaften, für die heftigsten des Stolzes und der Rache, wie für die sanftern der Hingebung und Freundschaft schöpfte, das macht die Orestéide unsers Vfs klar.

Schon Homeros, dessen Dichtung nicht über die Herrschaft der Atriden zurück- und bey Orestes nicht über die Rache hinausgeht, welche er an Klytämnestra und Aegisthus im achten Jahre nach der Rückkehr Agamemnon's aus Ilium nahm, da er kaum das zwanzigste Jahr seines Lebens erreicht haben mochte, hatte, wenn er gleich noch nichts von einem Opfer der Iphigenia weiß, viel Tropisches in die Geschichte der Atriden gelegt, da durch allerley erläuternde Zusätze durch die kyklischen Dichter so fruchtbar für die Bühne, wie für die bildliche Darstellung wurde. Des Orestes Mutter, *Klytämnestra*, bildet bey Homeros einen eben so schrecklichen Gegensatz der mit Reue zum verlassenen Gemahl wiederkehrenden Helena, als der sich selbst überlassenen und doch unter den vielfältigsten Anfechtungen ihre Treue bewahrenden Penelope, da sie, der Aufsicht eines frommsinnigen Barden übergeben, dessen Darstellung die erste Platte unserer Orestéide liefert, gleichwohl der Verführung eines Einzigen bis zur Ermordung des siegreich zurückkehrenden Gatten unterlag. Statt daß Menelaos, mit seiner schönen Helena wieder vereinigt, die frohe Vermählung seiner Tochter Hermione mit des Achilleus Sohne Neoptolemos feyert, dessen Ermordung Homeros so wenig kennt, als alle die traurigen Schicksale des Orestes in der spätern Zeit, führt der Gattenmord der Klytämnestra den Mordmord des Orestes herbey, dessen Unnatürliches die kyklischen Dichter um so mehr durch allerley Erfindungen zu rechtfertigen bemüht waren, je achtungsvoller Homeros immer von Orestes spricht, an dessen Schicksalen Götter und Menschen gleich herzlichen Antheil nehmen. Wenn aber schon bey Homeros die Geschichte der Atriden durch den mannichfaltigen Wechsel des Glücks und der Trauer unsere Theilnahme erregt, wie viel größer mußte aller Dichter Theilnahme seyn, als das von Homeros so hochgestellte Herrscherhaus der Pelopiden durch der Herakliden Rückkehr in den Peloponnes so tief gesunken war.

Unser Vf. betrachtet es als eine Art von Politik, daß Homeros, der doch des Odysseus Schicksale bis zu dessen Tode und des Aeneas Herrschaft über die Troer bis auf Kind und Kindeskind kund werden läßt, nirgends etwas, auch wo sich die beste Gelegenheit dazu darbot, von den letzten Lebensereignissen des Orestes erwähnt, weil zu der Zeit, als er die Odyssee dichtete, dessen Familie noch geblühet habe. So wenig nun Rec. dieses Letzte läugnen kann, da er sich schon in den *Neuen Allg. Geogr. Ephemeriden* vom J. 1817. S. 292. für *Mitford's* Ansicht erklärte, daß Homeros die Rückkehr der

Herakliden in dem Peloponnes, oder die Ver-
 treibung der aus Phrygien eingewanderten Pelopi-
 den, deren Scepter der Dichter noch ewig unver-
 ächtlich nennt, nicht mehr erlebte, mithin keiner
 Zeitgenossen ionischen Anpflanzer war, sondern ein
 Abkömmling der Urigriechen in Asien, welche da-
 mals schon wohnten, ehe noch ihre europäischen
 Brüder zu ihnen zurückkehrten; so sehr befremdet
 es, die Lebenszeit des Dichters noch bis in den
 Anfang des zweyten Jahrh. nach der Eroberung
 Troja's hinausgesetzt zu sehen, wo der Pelopiden-
 herrschaft in Europa bis auf Achaja schon längst
 ein Ende gemacht und der Hals gegen diese phry-
 gischen Abkömmlinge durch den Sieg der Herakli-
 den allgemein geworden war. Rec. hofft, daß der
 Vf. bey genauerer Forschung, wenn er das Supple-
 ment zu den Denkmälern des heroischen Kyklos
 liefert, das einige nicht-edirte Monumente in Be-
 zug auf Homeros selbst enthalten soll, in den
 Gleichnissen Homer's die wahren Andeutungen sei-
 nes Aufenthaltes und Zeitalters suchend, den Krieg
 der Ephyraer und Phlegyer II. XIII, 801 f., in wel-
 chem man nach dem, was Müller im 19ten Kap.
 seines ersten Bandes der Geschichten hellenischer
 Stämme und Städte bemerkt (vergl. *Herakliden* in
 der Allg. Encyclop.), kaum das Andrängen der
 Thessaler aus Ephyra in Thesprotien gegen die
 Minyer kurz vor der Einwanderung der Böoten
 in das nach ihnen benannte Land (Thucyd. I, 12.)
 erkennen wird, als die letzte Begebenheit ausfinden
 werde, deren Homeros in seinen Gesängen zu er-
 wähnen im Stande war.

Da dem zufolge Homeros noch vor der Erobe-
 rung des Peloponneses durch die Därier dichtete,
 und eben daher den erst damals aufkommenden Na-
 men des Peloponneses noch nicht kannte; so kann
 uns die Achtung nicht befremden, mit welcher er
 stets von den Atriden und Orestes spricht. Alles
 Uebrige, was den Tragikern einen so reichhaltigen
 Stoff für die Bühne liefert, scheint Erfindung der
 kyklischen Dichter nach Homeros zu seyn, und
 vorzüglich sind die *kyprischen Gedichte* des Stasi-
 nos, welche den Zeitraum von der Hochzeit des
 Peleus und der Thetis bis zu dem Anfange der Iliade
 in fünf Büchern umfassten, als die eigentliche Quelle
 der Begebenheiten zu betrachten, welche Homeros
 nicht berührt. Dieses verräth schon der phöniki-
 sche Geist, der sich in dem Opfer der Iphigenia
 ausspricht, wie mehreres Andere, dessen Ausein-
 andersetzung uns hier zu weit führen würde. Der
 Inhalt der Kyprien ist uns glücklicher Weise
 durch Proklos erhalten (s. die *Inedita* zum ersten
 Stücke der Bibliothek der alten Literatur und Kunst),
 woraus man deutlich ersieht, das die Landesgöttin
 des Dichters *Kypria*, welche dem ganzen Gedichte
 den Namen gab, es vorzüglich war, um welche sich
 der ganze Sagenkreis des Stasinos drehte; und
 eben darum muß die verheißene Vermählung der
 Iphigenia mit Achilleus als der Hauptpunkt be-
 trachtet werden, welcher die Erzählung ihres Opfers
 mit dem Uebrigen bey Stasinos verknüpfte. Sehr

richtig hat daher unser Vf. die *κρόνον βυβάς* bey
 Aeschyl. Agam. 239. mit *Welcker* (Aeschyl. Tril.
 S. 410) als ein Brautgewand gedeutet; wenn aber
Welcker in dem Nachtrage S. 158 meint, daß bey
 Plin. H. N. XXXV, 36, 17 in der Stelle von Apelles:
Peritiores artis praeferunt omnibus ejus operibus —
Dianam sacrificantium virginum choro mixtam, qui-
bus vicisse Homeri versus videtur id ipsum descri-
bentis, die Beschreibung des Opfers der Iphigenia
 in den Kyprien zu verstehen sey, weil sich die alte
 von Pindar (Fragm. p. 654 Bkh.) erwähnte, und von
 Herodot II, 117 so bescheiden bestrittene Sage, daß
 Homer dieses Werk seiner Tochter zur Ausstattung
 mitgegeben, neben den geschichtlichen Meinungen,
 welche verschiedene andere Verfasser unter eigentli-
 chen Namen behaupteten, im Gange erhalten habe;
 so können wir ihm nicht unbedingt beystimmen.

Wie hier *Welcker* den Chor opfernder Jung-
 frauen zu bestimmt auf den Chor der Priesterinnen
 in der Aeschylischen Trilogie *Iphigenia* deutet, der
 in einem epischen Gedichte nicht beschrieben seyn
 konnte, und es verkennt, daß Apelles nur in der
 Darstellung der alle an Schönheit überragenden
 Diana als mit Homer's Odyssee VI, 104 wetteifernd
 zu denken ist; so läßt sich auch seine Aeufserung
 S. 412 der Aeschyl. Tril., wo er mit unserm Vf. die
 nackte Figur auf dem berühmten Opferaltare des
 Kleomenes, welche die Iphigenia dem Kalchas zu-
 führt, für eine Personification des Volks der Achäer
 erklärt, „dieses dränge Iphigenien zum Opfertode,
 welchen kein Einzelner hätte verlangen noch durch-
 setzen können“, nicht mit der ungezwungenen Stel-
 lung der ruhig und fest dastehenden Jungfrau ver-
 einigen. Iphigenie, deren zurückgeschlagener wei-
 ter Peplos, wie *Welcker* richtig bemerkt, an eine
 Braut erinnert, wird nicht sowohl zum Opfer-,
 als zum Brautaltare hingeführt: denn noch ist das
 Schwert unter den Früchten des Korbes verborgen,
 welchen der Opferdiener trägt; und der junge Mann,
 mit dem Freude andeutenden Kranze eines Braut-
 führers umgeben, ist nicht drängend, sondern still
 begleitend dargestellt, so daß die Trauer Agame-
 mnon's den schönsten Gegensatz der innern Freude
 der nichts Arges ahnenden und verwundert daste-
 henden Jungfrau bildet. Auch sagt Aeschylos, der
 hier zum Muster dient, nicht, daß das Volk, son-
 dern daß die kampflustigen Richter das Opfer ge-
 boten und der Vater selbst den Dienern befahl, die
 Jungfrau schweigend zum Altare zu führen. Es
 fragt sich demnach, ob nicht *ΛΙΟΓ* die Endsylben
 des verwischten Namens *Μενέλαος* seyen; denn auch
 das *Μ* zu Anfange der Inschrift, deren Erklärung
 alle bis jetzt vergeblich versuchten, scheint allein
 noch vom Namen *ΑΓΑΜ.*, worauf *ΙΟΙΓ.* folgte,
 sich erhalten zu haben. Ob die letzten Buchstaben
 der undeutlichen Inschrift *ΠΕΘΑΓΜΗ* oder mit
 Zuziehung des überschriebenen *Γ* vielleicht *Πύθωνος*
ΕΘΑΓΜΗ zu deuten seyen, mögen die Beschauer
 des Originals beurtheilen; soviel geht aber aus der
 ähnlichen Gestalt des *Φ*, wie aus Anderm hervor,
 daß die Inschrift alt, und nicht, wie der Vf. glaubt,
 erst

erst später hinzugefügt sey, und nichts weniger besage, als was der Vf. darin findet.

Wenn *Welcker* nur zwey Vorstellungen der Opferung Iphigenia's in Marmor namhaft macht, auf dem eben erwähnten Opferaltare und auf der Marmurvase zu Florenz; so hat des Vfs Scharfblick diesen noch so viele andere hinzuzufügen gewußt, daß man deutlich erkennt, wie Griechen, Etrusker und Römer gleichsam darin wetteiferten. Daß indessen die *griechischen Tragiker* das einzige Muster für solche Darstellungen in Gemälden und Bildwerken gewesen seyen, läßt sich nicht so zuversichtlich behaupten, da, auch abgesehen von der oben angegebenen Vermuthung *Welcker's*, daß Apelles mit dem Vf. der Kyprien gewetteifert habe, theils eigener Schöpfergeist der Künstler Manches erfand, wie denn der Vf. selbst auf einzelne Verschiedenheiten der Darstellungsweise in Gemälden und Bildwerken aufmerksam macht, und wie noch bestimmter aus dem berühmten Gemälde des Timanthes bey Cic. *Orat.* 22 u. a. erhellt, theils schon Aeschylos sich auf ältere Gemälde bezieht, deren Typus so verschieden war, daß Euripides das Opfer der Iphigenia anders darstellt, je nachdem er diesem oder jenem Gemälde folgte. Wie auch Pindaros schon vor den Tragikern, die wir noch besitzen, die Sagen der Orestéide als Dichterschmuck benutzte, zeigt der eilfte pythische Siegeshymnus; doch wenn man einmal Dichter zum Muster nahm, so eignete sich dazu nichts besser, als die allgemein bekannte ausführliche Darstellung eines Tragikers, sey es des Aeschylos, der aufser der noch vorhandenen Orestéide auch die Iphigenia zu einer besondern Trilogie ausbildet, oder des Sophokles und Euripides, von dem wir noch eine doppelte Iphigenia haben. Es schöpften aber nicht alle Künstler unmittelbar aus der Tragödie, sondern einer bildete meist dem andern nach, wie das schöne Gemälde aus Pompeji zeigt, oder das Vasengemälde aus der Sammlung des Hn. *Durand*, welches nach des Vfs eigener Ansicht von einem andern berühmten Gemälde hergenommen ist.

(Der Beschlufs folgt.)

POESIE der MEDICIN.

LEIPZIG, b. Vols: *Hieronymi Fracastorii Syphilis sive Morbus Gallicus*. Carmen ad optimarum editionum fidem edidit, notis et prolegomenis ad historiam morbi Gallici facientibus instruxit *Ludovicus Choulant*, prax. med. in Acad. med. Dresd. Professor. 1880. 72 S. 12.

Das im Junius d. J. gefeyerte Doctor-Jubiläum des ehrwürdigen *Wedekind* veranlaßte den gelehrten Herausg., dem Jubelgreise ein seiner würdiges Geschenk an diesem festlichen Tage zu überreichen. Dieß Weihgeschenk ist die vorliegende neue Ausgabe der *Syphilis* des Fracastoro, jenes berühmten, jetzt gerade vor 500 Jahren zum ersten Mal im Druck

erschienenen Gedichtes (Verona 1580). Freunde der Literatur wissen, daß Fracastoro's Verse, mehr als aller andern neueren lateinischen Dichter, im Hinblick auf Anmuth und Eleganz den Virgilischen nahe kommen, aber sie wissen auch, daß seine selbstständige Muse an Gedanken und Bildern der Phantasie reich genug ist, um bloß mit Reminiscenzen aus den Alten in schulgerechten Hexametern sich zu schmücken. Der Gegenstand, der kaum einer poetischen Auffassung fähig scheint, von Fracastoro aber wahrhaft poetisch behandelt worden ist, ist neu; er betrifft eine damals neue, furchtbare Krankheit, deren Ursprung und Heilmittel der Dichter auf eigenthümliche Weise uns kennen lehrt. Namentlich ist die Fabel, welche sich auf die Entdeckung des Quecksilbers als eines Heilmittels bezieht (2, 270 fg.), und die Geschichte des Guajakbaumes, welcher fast das ganze dritte Buch gewidmet ist, mit poetischen Reizen reich ausgestattet. Gelehrten Aerzten ist außerdem Fracastoro durch seine Schrift *de causis criticorum dierum* u. m. a. interessant. Und so war es ein überaus glücklicher Gedanke des Herausgebers, am Jubelfeste eines hochverdienten Arztes und Gelehrten das Andenken an einen Mann zu erneuern, der als Humanist im schönsten Sinne des Wortes im Apoll den Gott der Medicin und der Dichtkunst verehrte.

Hr. Prof. *Ch.* hat uns nicht nur mit einem höchst correcten Abdruck der *Syphilis* beschenkt, sondern noch manches Dankenswerthe hinzugefügt. Zuerst Prolegomenen, welche einen kurzen Aufsatz *de origine morbi Gallici* enthalten, worin der Vf. seine Meinung kurz dahin ausspricht, daß eine neue, epidemische, zu Ende des 15ten Jahrh. „*vel astrorum, vel tempestatum, vel morum vitio*“ entstandene Krankheit mit dem abendländischen, schon im Abnehmen begriffenen Aussatze verschmolz, und so die eigenthümliche, nicht minder schreckliche Krankheit darstellte, welche wahrscheinlich zuerst von Fracastoro den Namen *Syphilis* erhielt (3, v. 288 fg.). Hierauf *scripta historica de morbo gallico* und *collectiones de m. g.*, mit der bekann- ten, dem Vf. zu Gebote stehenden bibliographischen Genauigkeit bearbeitet. Sodann folgt die *Vita Fracastorii* nebst dem Verzeichniß der Ausgaben und Uebersetzungen der *Syphilis*. Endlich ein Anhang kurzer erläuternder Noten zu den 3 Büchern des Gedichts.

Ist nun auf diese Weise zweckmäßig gesorgt worden, einem merkwürdigen Erzeugniß des 16ten Jahrh. auch in unsern Tagen wieder zu Ansehen und Ehren zu verhelfen, so macht auch die äußere Ausstattung dasselbe zu einer angenehmen Erscheinung. Der schöne, obwohl für das Auge eines Jubilars vielleicht zu kleine Druck, das vortreffliche Papier und die elegante Cartonirung würden noch vor wenigen Jahren dem Büchleichen ein ausländisches Ansehen gegeben haben, während wir dieses jetzt, Dank unsern einheimischen Pressen, ganz in der Ordnung und löblich deutsch zu finden immer mehr gewohnt werden.

Friedländer.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1830.

ARCHÄOLOGIE.

PARIS, b. Dufour et C.: *Monumens inédits d'antiquité figurée Grecque, Etrusque et Romaine*
— par M. Raoul-Rochette u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

So erfreulich es aber ist, daß der Vf. immer die Quellen anzudeuten strebt, aus welcher eine Darstellung floß; so lobenswerth ist sein Bemühen, nicht nur die Sitten und Gebräuche des griechischen Alterthums zu erläutern, und dabey gelegentlich manche Stellen der Classiker zu verbessern oder irige Meinungen und Ansichten zu berichtigen, sondern, was noch wichtiger für den Archäologen ist, das eigenthümliche Costume der Personen nach Stand und Bestimmung festzusetzen, und die *Symbolik* oder die durch den Gebrauch aller Künstler des griechischen, tuskischen und römischen Volkes gleichsam geheiligte Bildersprache in den verschiedenen Attituden und Gesten zu begründen, ohne deren genaue Kenntniß alle Erklärungen von Abbildungen nur ein vages Umherrathen bleiben, statt daß diese die wahren Elemente liefert, durch welche das Studium der Kunst eine sichere Basis gewinnt, ohne mit leerer Bewunderung eines Liebhabers die Gärten der Bildnerey zu durchstreifen. Nur dann, wenn man das Herkömmliche eines jeden Costumes kennt, und den symbolischen Sinn jeder Haltung und Geberde zu deuten weiß, ist man, wie unser Vf., im Stande, selbst sehr verstümmelte Bildwerke, wie sogleich das erste von der Klytämnestra und ihren Barden, wogegen die mit ihrer Tochter tanzen sollende Klytämnestra bey Winkelmann nur als eine Hierodule erscheint, mit befriedigender Wahrscheinlichkeit nach ihrem eigentlichen Sinne aufzufassen. Vieles dieser Art wird von dem Vf. einleuchtend entwickelt; es möge indessen genügen, nur auf die Erläuterungen von den Genien des Todes, der Geburt und Ephebie, aufmerksam zu machen, welche diese Lieferungen beschließen, oder auf die Darstellungen des *Ουγαλός* der Pythia, nebst den Bemerkungen, was *λοχαρά* bey den Griechen hieß, und wie sich ein *Altare* von der *Ara* unterschied.

Auch neue Inschriften werden gelegentlich gegeben und erläutert, wie eine griechische aus Tralles in Asien, welche nicht nur durch das Datum des *Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.*

siebenten Monates des siebenten Jahres der Regierung des Artaxerxes (Mnemon? 398 v. C. G.), welcher ein Asyl zu Ehren des Dionysos Bakchos oder vielmehr Bakchios daselbst stiftete, sondern auch in mancher andern Hinsicht merkwürdig ist. Der Name des Artaxerxes ist hier *Artasesses* geschrieben, woraus man deutlich erkennt, daß der biblische Artachscha oder Artachscha mit dem Artachschr der Pehlwi-Inschriften von Nakhschi-Rustam oder dem Ardeschir der neuern Perser einerley Name ist, welches natürlich berechtigt, auch den Namen des Xerxes oder Khshbarsha zu Persepolis aus Khshethro abzuleiten, und demnach das von St. Martin verkannte *H* im dritten Buchstaben jenes Namens zu Persepolis für radical und die Stelle eines *th* vertretend zu erklären, wodurch dessen veränderte Lesung der Keilschrift ganz in Nichts zerfällt. Wenn sich aber der Vf. wundert, vor dem Namen des Satrapen *Ιδριος* ein Digamma zu finden, während es vor andern Wörtern, wie *Ἐδριος*, *ἰντρης*, *ἰριος*, fehle, und deshalb darin einen un griechischen Namen vermuthet; so verwechselte er das Digamma mit dem Spiritus, und bedachte nicht, daß *ἰριος* selbst noch bey Pindaros Olymp. I. zu den digammirten Wörtern gehörte. Besonders ist auf der Volaterranischen Totenkiste, welche die Ermordung der Klytämnestra vorstellt, und vom Vf. genauer geliefert wird, als von Micali, die tuskische Schreibung *Pulustre* für Pylades; vielleicht ist aber, nach der Form des *s* in einem der beiden Namen *Urste* für Orestes zu urtheilen, *Pulustre* zu lesen, das aus Pylades Strophii verkürzt seyn könnte. Der Name *Charun* deutet wohl mehr auf *Χαῖρων* als *Χάρων* hin.

Der Hammer des *Charun* auf der großen griechischen Vase, in deren obersten Abtheilung Ixion, auf das von der Furie in Bewegung gesetzte Rad genagelt, dargestellt ist, bezeichnet, wie der Vf. richtig bemerkt, als Marterwerkzeug die *leti necessitas* oder den Todesgott Charon in neugriechischen Liedern. Wie auf tuskischen Totenkisten ein bald ungeheuerlich, bald menschlicher dargestellter Mann mit wilden Gesichtszügen und Satyrohren, in hochgeschürzter Tunica, gewöhnlich verhüllt und geflügelt, bald zu Pferde sitzend, bald zu Fuß, bisweilen auch mit einem Schwerdt bewaffnet, die Todten abholt oder auch noch Lebende tödtet; so führte nach Tertullian *ad nation.* 1, 10 in Rom bey den Gladiatorspielen Dispaten die Leichen der Erschlagenen,

R. (4)

mit

mit dem Hammer bewaffnet, ab: und bey den Griechen hiefs die Pforte, durch welche die Missethäter zum Richtplatze geführt wurden, *Χαράντιος θύρα*, wie *Χαράντιος κλίμαξ* die Treppe im Theater, auf welcher diejenigen, die als aus der Unterwelt erscheinend betrachtet werden sollten, von unten auf die Bühne hervorkamen. Auch die mit todbringenden Erddünsten angefüllten Höhlen, welche Cicero *de div. I, 36 Plutonia*, Virgilius *Aen. VII, 568 sacri spiracula Ditis* nennt, nannte man *Χαράντιον*, wie Plinius *H. N. II, 93 Chdroneas scrobes*, d. i. *Χαράντιον βάραθρα* des Galenus *de usu partium VII, 8*; und bey Plutarch werden im Leben des Antonius 15 die *Senatores Orcini* des Suetonius *Aug. 35* durch *Χαράντιον βουλευται* übersetzt, so daß auch das lateinische *Carina* aus gleicher Wurzel mit *Χάρα* zu stammen scheint, dessen Benennung als eines Fährmanns oder *Porthmeus* bey Juv. *III, 268* sonst aus Aegypten abgeleitet wird, ungeachtet auch die *Χάρυβδις* des Homeros auf einen griechischen Ursprung jenes Namens hinweist, wenn man dabey die Beziehung eines verschlingenden Schlundes zum Grunde legt.

Grotetend.

PHILOSOPHIE.

Bonn, b. Marcus: *Die Biotomie des Menschen*; oder die Wissenschaft der Natur-Eintheilungen des Lebens als Mensch, als Mann und als Weib, nach seinen aufsteigenden und absteigenden Linien, seinen Perioden, Epochen, Stufen und Jahren, in ihrem Normal-Bestand und in ihren Wechseln; von Dr. *Wilhelm Butte*. (Hierzu ein lithographirtes Blatt.) 1829. XXXIV u. 592 S. 8. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Alle Wissenschaften, wie sie sich unter den jedesmaligen Zeit- und Sprachgenossen verschiedener Zeitalter und Länder je anders modificirt darstellen, nehmen dafür zunächst Maß aus dem jedesmaligen Zustande der *Philosophie*. Eben damit bekrundet aber *diese*, — aller Wandelbarkeit ihrer System ungeachtet und allen ihr dadurch veranlaßten Verunglimpfungen zum Trotz, — ihr hohes Walten über dem ganzen Bereiche des menschlichen Wissens und zeigt sich würdig des ihr allein gebührenden Namens der *Wissenschaft der Wissenschaften*. Besonders vielseitig und innig ist die Wechselwirkung zwischen speculativer *Philosophie* und empirischer *Naturkunde*, deren großes gemeinschaftliches Resultat *Naturwissenschaft* heisst. — Philosophie und Naturkunde, je einzeln aufgefaßt, sind eben so alt, als irgendwo denkende Menschheit, in ihrem Reflexions-Punkte stehend, gefunden wird; *Naturwissenschaft* dagegen ist überhaupt, namentlich in Deutschland, bey weitem neuer und jünger, als man gewöhnlich anzunehmen scheint. Keine Naturwissenschaft ohne lebendige Erkenntniß der nothwendigen und allgemeinen, — folglich nur

philosophisch erkennbaren, — Naturgesetze! In aber die Aufgabe der Philosophie, in das *Innere der Natur* zu dringen und forschend den ewigen *Urbauern der Dinge* nachzuspüren, die als Schöpfer-Ideen die allein feste Grundlage des Wandelbaren aller Erscheinungen sind, so erhellet, daß wahr in des Wortes höherm Sinne *praktische Philosophie* nur durch glückliche Anwendung ihrer Speculation auf Wahrgenommenes und Wahrnehmbares in der Natur möglich sey. — Allerdings wird dem Fortschreiten der Naturkenntniß, in ihrem Hindrängen zu dem Bunde mit der sich gleichfalls nach ihr sehenden Philosophie, besonders in so fern *Gefahr* bereitet, als die stärkere Vorliebe für das Philosophiren nicht selten den erforderlichen unbefangenen Forscherblick des Beobachters durch Systeme und vorgefaßte Meinungen hier trübt, dort geradezu irre leitet. Indessen so wenig wir die Thatsache dieser Gefahr läugnen wollen, so besteht damit doch die Wahrheit, daß große d. h. viel umfassende Fortschritte in der bessern, echt wissenschaftlichen Erkenntniß der Natur, Fortschritte, die, einmal glücklich gemacht, für *alle kommende Zeiten* gelten, *einzig und allein* dadurch zu Stande kommen können, daß sich gewissenhafter Fleiß im *eigenen* Wahrnehmen, gepaart mit gelehrter *Kenntniß* und Beachtung des von Andern Wahrgenommenen, eine wahrhaft kühne, geniale, in gewissem Sinne *divinatorische Speculation* zugeselle, ja sogar sich dieser bis auf einen gewissen Punkt *unterordne*. Die Beyspiele solcher Fortschritte sind freylich unvergleichbar seltner, als die verunglückten, in zahllosen Trümmern umhertreibenden Speculationen; doch findet man sie und namentlich in den Werken und Leistungen derer, die sich, gleich *Kopernik, Kepler, Galilei, Newton* u. A. zunächst durch philosophische Naturforschung die Einlaßkarte in den Tempel der Unsterblichkeit erwarben. Alle jene Heroen der umfassendsten und sublimsten Naturforschung verbanden, wie ihre Werke bezeugen, mit einem allerdings ausgezeichneten Reichthum von Realkenntnissen, wie solcher in ihrer Zeit möglich war, eine nicht minder reiche *Bildkraft* des Geistes (Phantasie). Indem *Imman. Kant* den sogenannten *anthropologischen* Weg des Philosophirens, — den umgekehrten seiner Vorzeit, — einschlug, gewann das menschliche Studium der Menschen-Natur, wenigstens in Deutschland, die verdiente, ihm so lange versagte, vorzügliche Aufnahme. *Fichte's* geistreiche Einseitigkeit war dem Studium, in welchem der Mensch sich selbst Object ist, gleichwohl nur förderlich. Als hiernach *Schelling* beide Welten, — die dem Menschen innere und die ihm äussere, — in dem *Identitäts-Systeme* wieder zusammenfaßte und das Ganze der Welt-Erscheinung unter die, in der reinen Verstandes-Philosophie fast untergegangene, jetzt auf das Neue in Erinnerung gebrachte Idee eines *All-Lebens* stellte, behauptete das dem Menschen einmal liebgewordene *Studium des Menschen* fortdauernd eine erste Stelle in dem Studium der Na-

Natur. Insbesondere gewann, unter dem lebhaften Umschwunge sogenannt naturphilosophischer Ideen, dem allem Naturstudium zu Grunde liegende *Theologie* den *Organismus*, die dann vornehmlich von *Herbart* aufgefaßt und fortgebildet in die *Physiologie* des Menschen überging und die Lehre von dem in dem Menschen auf der Erde realisirten *Central-Organismus* in ein ungemein helles, früher nur durchschimmerndes Licht setzte. Der pythagoraisirende *J. J. Wagner*, der scharfsinnige und die Tiefe suchende, jedoch oft zu wenig deutliche *Herbart*, der mathematisch-consequente *Herbart*, der Eklektiker *Tröxler* und viele ihrer selbstdenkenden Schüler behielten von jetzt an die Lebens erfüllte Natur, an deren Spitze der Mensch steht, auf solche Weise im Auge, daß die deutsche Naturforschung davon — in gewisser Beziehung so zu sagen wider ihren Willen, — ergriffen, höherer Naturwissenschaft gewonnen und zugekehrt wurde. Keinem mit seiner Zeit fortgeschrittenen deutschen Gelehrten kann es unbekannt seyn, daß der neuerliche Umschwung der Philosophie sich beynahe allen hier cultivirten Wissenschaften wohlthätig mitgetheilt hat, jedoch keiner mehr, als der Naturwissenschaft im engern Sinne und ihrem Centralpunkte der *anthropologischen Biologie*. — Das im Vorstehenden, — zum Theil mit den eignen Worten des Vfs — Berührte soll den Standpunkt bezeichnen, auf welchem die wirklich *neue Wissenschaft der Biotomie* entstanden ist, und den Gesichtspunkt, unter welchem sie aufgefaßt und beurtheilt werden muß. Wir wollen nun, so weit die Reichhaltigkeit des Werks es innerhalb der engen Grenzen dieser Anzeige zu thun gestattet, den Begriff der Wissenschaft, den in ihr befolgten *Ideengang* und einige ihrer *Haupt-Resultate* so weit kenntlich zu machen suchen, daß der Leser dadurch in den Stand gesetzt werde, ein eignes Urtheil über die Erweiterung und Vertiefung des menschlichen Wissens zu fällen, woran Theil zu nehmen er durch dieses Werk eingeladen wird. — Alles, was der Welt-Erscheinung Bedeutung giebt, vereint sich in dem Einen, was wir *Leben* nennen. Alles Leben ist dargestellt als *Organismus*. Ein Sachbegriff des Lebens, d. i. ein Begriff, wodurch uns das Wesen des Lebens in seiner letzten ewig unergründlichen Tiefe klar würde, ist nicht möglich und dem Menschen selbst nicht nöthig. Seinem, der Wissenschaft unentbehrlichen, *Wortbegriffe* nach aber ist *Leben* „Urkraft der Wirksamkeit (Function), entwickelt im Einklänge mit ihr entsprechendem Gebilde (Organ).“ *Kraft* ist „die Befähigung *Positivität* (Setzendes) zu bewähren.“ Alle Kräfte der Natur gehen aus von der unerklärbaren *Vitalkraft* und kehren dieser wieder, in deren Dienst sie stehen. — Jeder Organismus, — folglich alles dargestellte Leben, — hat nothwendig *zwei* Seiten, deren Einheit *Leben* schafft und *Leben* ist. Die eine dieser Seiten ist die *räumliche*, die andere ist die *zeitliche*. Der erstern entspricht

das Organ, weshalb sie denn auch vorzugsweise die *organische* heißt, ohne deshalb des Lebens vorzüglichste und dem Range nach erste zu seyn; der zweyten entspricht die *Function*. Das *Auge* und sein *Sehen*, deren Einheit in dem *Gesicht* Augenleben darstellt, können als erläuterndes Beyspiel dienen. — Ein gutes Gesicht ist hier die „*mens sana in corpore sano*.“ Die *räumliche* Seite des Lebens ist die handgreifliche und augenfällige, die endliche, die vorzugsweise leibliche und physische; die *zeitliche* ist die in ihrer Wirksamkeit erkennbare und daher verstecktere, die relativ unendliche, die vorzugsweise psychische und geistige. Ferner, und mit dem oben Erwähnten zusammenhängend, ist die *räumliche* Seite die *causalistische* des Lebens, die *zeitliche* dagegen die *teleologische*. Das Auge ist die *conditio sine qua non* des Sehens; es kann nur gesehen werden *durch* das Auge, dessen Organismus so und nicht anders gestaltet ist, um des Sehens willen. — Es ist ganz natürlich, daß des Lebens *räumliche* Seite *zuerst* als Gegenstand menschlicher Forschung aufgefaßt und mit jenem Erfolge untersucht wurde, wovon namentlich der heutige Zustand der *Anatomie* herrliches Zeugniß giebt. Des Lebens *zeitliche* Seite konnte freylich nicht ganz unbeachtet bleiben. In der That werden auch in allen Sprachen die regelmässigen Zeitenwechsel innerhalb der Lebenszeit, als verschiedene *Alter*, mit verschiedenen Namen bezeichnet. Auch kommen mehrerley sogenannte *Lebensscalen*, — wie die *Sieben-theiligkeit*, sodann die *Zehntheiligkeit* mit zugehöriger *Fünfteiligkeit*, — schon im frühesten Alterthume vor. Eine *Zehntheiligkeits-Scala* stellte bereits Pythagoras auf, und die *Sieben-theiligkeit* in den echten und unechten Büchern des Hippokrates kam in neuester Zeit, besonders durch Linné, wieder in Aufnahme. — Eine gewisse Aufmerksamkeit auf den zeitlichen Verlauf des Menschenlebens be-thätigt sich endlich auch in den vielen kleinern und größern Schriften der europäischen Literatur, die sich in dieser Beziehung namentlich mit folgenden drey Fragen beschäftigten: 1) Wie lange *kann* der Mensch leben? (das *Möglichkeitsziel*.) 2) Wie lange *pfllegt* der Mensch zu leben, überhaupt, und von gewissen bereits zurückgelegten Jahren ab? (das *Wahrscheinlichkeitsziel*.) 3) Wie lange *darf*, — nicht der Mensch überhaupt und im Allgemeinen, sondern, — dieser und jener gegebene Mensch leben? (das *Schicksalsziel*.) — Indessen haben alle, nachweislich zum Theil bereits seit Jahrtausenden, versuchte *Scalen* des Menschenlebens *zwei Grundfehler* mit einander gemein: Einmal, sie beachten nicht, an oberster Stelle der Zeiteintheilung, die hier nothwendige Herrschaft der *Dreyheit*. Alles aber was, sich entwickelnd, in der Zeit wogt, hat möglicher Weise zur vollständigen Entwicklung drey Perioden, die sich als Entstehen, Bestehen, Vergehen, — als *Jugend*, *Kraft*, *Alter* (*senium*) — auf solche Weise charakterisiren, die gar nicht zweifeln läßt, daß deren keine zu einem vollständigen

digen Leben fehlen, und daß keine vierte oder fünfte gleichen Ranges hinzukommen können. „Die *Trias* und ihre Kinder herrschen in der Zeit, wie die *Dyas* in jenem Bereiche, wo $2^2 = 4$ Himmelsgegenden, 4 Tages- und Jahreszeiten, 4 Mondesphasen u. s. w. auf unverkennbare Weise hervortreten.“ Der zweyte Grundfehler jener Scalen ist, daß sie nur das Leben als *Mensch* betreffen, nicht ausscheidend besondere Scalen des *Geschlechtslebens*, das als *weibliches* und als *männliches* verläuft. — Sind nun auch, wie Hr. B. nachweist, sämtliche bis heute aufgestellte Scalen zugleich einseitig und falsch, — wie denn namentlich in den Zehntheiligkeits-Scalen auch nicht eine Position richtig ist, — so haben dieselben gleichwohl nicht bloß auf die *Volksmeinung*, sondern selbst auf die ausgezeichnetesten europäischen Gesetzgebungen, — z. B. die französische, die preussische, — einen unverkennbaren Einfluß geüßert, und somit mancherley genetische Nachtheile herbeygeführt, die in dem Werke erwähnt werden. Zudem fehlt auch, in Betreff der vorbemerkten drey Fragen, die deutliche Spur einer vierten Frage, die mit jenen verwandt, doch leicht von ihnen unterscheidbar und die sublimste von allen ist. Allgemein ausgedrückt heist dieselbe: „Wie lange soll der Mensch leben?“ Bey näherer wissenschaftlicher Erörterung dieser Frage aber wird erkannt, daß sie sich auf des Lebens vollständigen Verlauf und dessen *Naturziel*, und zwar sowohl im Ganzen, als in jedem seiner zeitlich organischen Abschnitte (Alter), wie nicht weniger auf alle Verläufe in den verschiedenen Richtungen der zeitlichen Entwicklung des Lebens bezieht. Die hier in Betracht kommenden Richtungen sind: (1) die in das (relativ) *Unendliche*, d. i. *Gattungsleben*; (2) die in das *Endliche*, d. i. *Geschlechtsleben*. Jede dieser Richtungen wiederholt sich auf echt organische Weise innerhalb ihrer eignen Sphäre. — Hiernach stellt sich als *Object* der *Biotomie* gleich Anfangs, und weitere Unterabtheilungen vorbehaltlich, die *Ermittelung folgender Scalen* heraus: I. Das *Gattungsleben*, und zwar 1. das *universelle* = Leben der *Menschheit*, und 2. das *specielle*, in Sensibilität gehaltene = Leben als *Mensch*. II. Das *Geschlechtsleben*, und zwar: 1. das Endlichste im Endlichen, das vorzugsweise der *Reproductivität* angehörige = Leben als *Weib*; 2. das die Gattung repräsentirende, in *Irritabilität* ausgezeichnete = Leben als *Mann*. — Von einem jeden dieser Verläufe soll die Wissenschaft wissenschaftlich begründete Scalen aufstellen, welche das richtige Maass sowohl des ganzen und vollständigen Verlaufs, wie des der einzelnen zeitlich-organischen Abschnitte abgeben. — Wenn gleich die Ermittlung der Scale des Lebens der *Menschheit* in der *Idee der Wissenschaft* liegt, so kann dieselbe doch nie in der Art ermittelt wer-

den, daß das Resultat streng wissenschaftlich Forderungen vollkommen genüge. Der Umstand, daß der *einzelne Mensch* nichts anders ist und nichtlicher Weise nichts anders seyn kann, als die *Menschheit nach unendlich verjüngtem Maasse*, giebt jedoch allerdings die Hoffnung, daß die genaue Ermittlung der Scale des Lebens als *Mensch* die des Lebens der *Menschheit* wenigstens *approximativ* aufzufinden lehren werde. Die *Biotomie* verweist diesen Gegenstand in einen *Anhang* und beschränkt sich innerhalb ihres streng wissenschaftlichen Theiles auf die drey andern Scalen, deren Zahl sich in Beziehung auf das Geschlechtsleben (m. s. u.) durch weitere Unterabtheilungen noch vermehrt. Ausdrücklich zu bemerken ist, — was übrigens im Allgemeinen schon angedeutet wurde, — daß die *Biotomie* den verschiedenen Lebensscalen in so weit nachsinnt und nachforscht, als sie alle Lebensverläufe und *Urbildern* zum Grunde liegen müssen. Das ins Unendliche *Mannigfaltige* und *Wandelbare* der Verläufe des gegebenen und erscheinenden Lebens bedarf schlechthin einer *einfachen und unwandelbaren Hinterlage*, auf welcher es, als auf seiner *Folie*, *oscillire* und die ihm, nach Art eines *Ideals*, vorschwebt, das alles gegebene Leben zu erreichen sucht, so gut es kann, d. h. so gut und so weit der *Conflict* der Umstände es erlaubt. — Der Beweis, daß solche Urbilder nicht fehlen können, wird durch philosophische Speculationen geführt und wird allgemein überzeugend durch die bekannte *Thatsache*, daß, bey den zahllosen Abweichungen in den Entwicklungsweisen der einzelnen Lebensverläufe gleichwohl eine höchst *bewunderungswerthe Regelmäßigkeit* im Ganzen unverkennbar ist. Noch nie sahe man, in den gewöhnlichen Jahren der Kraft, ein Individuum, das ein hoffnungsvolles Kind hätte genannt werden können; noch nie in den Jahren der Kindheit einen gemachten Mann. Was man aber in dieser Beziehung bin und wieder als *Natur-Merkwürdigkeit* anführt, gerade das wird nur dadurch *Ausnahme*, daß es von einer *Regel* abweicht, die aus einem *Gesetz* hervorgeht. — Die Nothwendigkeit eines unwandelbaren Urbildes im Hintergrunde alles Wandelbaren der zeitlichen Erscheinungen des Lebens ist das feste *Princip* der Wissenschaft dieser Urbilder. — Auf diesen Prämissen beruht der vor Allem wichtige Begriff der *Biotomie*, nach welchem sie ist: „die Wissenschaft der urbildlichen Formen, in denen sich der Verlauf der Lebensgestaltungen zeitlich-organisch, so im Ganzen wie in seinen Theilen, naturgemäß vollenden soll.“ In dem Verfolge wird diese Definition theils abgekürzt, theils erläutert durch vergleichende Zusammenstellung der *Biotomie* mit der *Anatomie*.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

August 1830.

PHILOSOPHIE.

BOHY, b. Marcus: *Die Biotomie des Menschen; oder die Wissenschaft der Natur-Eintheilungen des Lebens als Mensch, als Mann und als Weib*, — von Dr. Wilhelm Butte u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nicht die Wissenschaft der organischen Formen überhaupt, — wie sie häufiger z. B. von Meckel demirirt wird, — sondern die der *räumlich-organischen Formen* ist *Anatomie*. Dagegen ist Biotomie die Wissenschaft der *zeitlich-organischen Formen des Lebens*. Erinnert man sich, daß die *Alter Theilganzen* sind, die sich gegenseitig zu dem höhern Ganzen eines vollständigen Lebens ergänzen, welches dann selbst nur in diesem Theilganzen da ist, so ist eben damit der Begriff des *Zeit-Organismus* und der *Zeit-Articulation* im Leben, um den sich das Ganze der Biotomie dreht, auf eine Weise deutlich, die dem Denkenden schlechthin nichts zu wünschen übrig läßt. Eine Wissenschaft, die mit solcher Bestimmtheit ihr *Object* (Lebensscalen) bezeichnet, die sich eines nothwendigen *Principes* (Umwandelbarkeit fester Urbilder) erfreut, die endlich eines so vollständigen *Begriffs* fähig ist, wie der so eben von ihr aufgestellte, schulgerecht deducirbare Begriff es ist; *diese* Wissenschaft fordert allerdings *unbedingte Aufnahme* in den durch sie erweiterten Kreis menschlicher Wissenschaft. — Nachdem wir nun den Begriff der Wissenschaft, deren Schöpfer Hr. B. ist und für welche sich in der bisherigen europäischen Lebens-Wissenschaft *par principe* Bruchstücke vorfinden, nach seiner Wichtigkeit an erster Stelle ausgezeichnet und kenntlich gemacht haben, gehen wir zu einer möglichst gedrängten Analyse der einzelnen Theile des gelehrten Werkes über. In dem *Vorworte* erklärt der Vf., der erste und nächste Zweck der *anthropologischen Biotomie* sey Mittheilung und echt-wissenschaftliche Rechtfertigung der, in Folge vieljähriger, möglichst angestrebter Forschungen von ihm gemachten *Entdeckung der Natur-Eintheilungen des Menschenlebens*. Hiernächst aber sollte die Biotomie zugleich *Einleitung* für künftige Mittheilung und Rechtfertigung einer *zweiten Entdeckung* seyn, welche, mit der vorerwähnten innigst zusammenhängend, die *Natur-Eintheilungen* unsere Globis betreffen, und zwar von seiner dem Leben zunächst zugekehrten Seite, gemeinlich die *klimatische* genannt. (*Geotomie*.) Als Grund-Idee des innern nothwendigen Zusammenhanges der vorliegenden *Biotomie* und der demnächst zu liefernden *Geotomie* wird angegeben: „*die Erde und der Mensch verhalten sich wie Raum und Zeit*.“ — Auf die Idee der Biotomie kam der Vf. bey der wissenschaftlichen Bearbeitung der *Statistik*. Sollte nun die Biotomie auch den Aerzten willkommen seyn, so würde das Fach der Staatswissenschaft, zu welchem sich Hr. B. bekennt, damit eine Schuld abtragen, die dasselbe bey der Medicin in so fern machte, als der berühmte Arzt Hermann Conring einst Stifter der wissenschaftlichen Statistik ward. Man liest gern den Ausdruck der vollen und dennoch keinesweges läppisch eiteln und prahlerischen *Zuversicht*, in welcher der Vf. mit dem Galileischen „*E pur si muove!*“ von den ihm gelungenen Entdeckungen spricht. — Die keines Auszugs fähige Einleitung (S. 1—86) ist überschrieben: „*Historisch-kritische Nachweisung des Zustandes, in welchem die europäische Kunde des zeitlichen Verlaufs des Menschenlebens von der neuern Wissenschaft der Biotomie vorgefunden wird*.“ Dieser Abschnitt des Werks setzt des Vfs große Belesenheit und kritischen Scharfsinn außer Zweifel. — Der *erste Theil* (S. 87—364) ist betitelt: „*Begründung der Biotomie des Menschen in allgemeinen Vorbegriffen und in entsprechender Theorie der tellurischen Lebensformen*.“ Derselbe zerfällt in zwey Kapitel, in deren *erstem* der Vf. nur Gegenstände erörtert, die von jeher für die hauptsächlichsten der philosophirenden Vernunft gehalten wurden, deren Erörterung aber, nach der Weise seiner Weltanschauung, ihm das Fundament seiner tiefern Reflexion über das Menschenleben ist. Es gehören dahin: das *Seyn*, das *Urseyn* und *Daseyn*; die *Urbilder* der erscheinenden Dinge; die *Welt*; aller *Entwicklung in der Welt oberstes Gesetz*; *Weltordnung*; das Ausgehen der Welt in *Welten*, namentlich in unsere *Erdwelt*; das *Welt-Räthsel*; *Raum und Zeit*; *Mafs und Zahl* im Allgemeinen; die Zahl insbesondere und deren Beachtung in der lebenden Natur; *Hauptsätze* aus der höhern *Zahlenlehre*; *Nothwendigkeit und Freyheit*; *Gott*. — Mit besonderer Vorliebe und Originalität ist die Theorie des *Raumes* und der *Zeit* behandelt, wobey ausdrücklich gesagt wird, der Vf. gehe um deswillen tiefer auf sie ein und verweile

S (4)

bey

bey ihr länger, weil seine vorerwähnte Idee über das *Verhältniß zwischen der Erde und ihrem Menschen* nur darin klar werden könne. Raum und Zeit sind allerdings auch die Formen der Welt, Anschauung des Menschen, aber sie sind keinesweges nur dieses, sondern sie sind zugleich die *Formen des Seyns*. So ist in der Erdwelt der *Erdkörper* der *Allgemein-Raum*, der *Mensch* aber, — als Mittelpunkt aller auf der Erde möglichen Function — die *Allgemein-Zeit*. Die *Probe* dieser Wahrheit muß dadurch geliefert werden, daß die Wechsel, welche in dem Leben des Menschen, des obersten Inhabers tellurischer Zeit, vorkommen, unter der Form der Zeit, oder als *Zeit-Räume*, an dem Leibe der Erde, als *Raum-Zeiten* unter der Form des Raums, nachgewiesen werden können. Das, was in dem tellurischen Leben, der anthropologischen Biotomie gemäße, *Perioden, Epochen, Stufen* und *Jahre* sind, eben das müssen auf der Oberfläche der Erde *Zonen, Regionen, Sectionen* und *physikalische Grade* seyn. Das Ganze der physikalischen Geographie muß unter dieser einfachen Idee, welche durch geographische Wahrnehmungen Bestätigung erhalten und aufhören soll eine *Hypothese* zu seyn, in eben der Art umgebildet werden, wie die Astronomie durch *Kopernick's* Hypothese einst umgebildet ward. Da auch das *vernünftige* Thier Alles unter der Form des Raums und der Zeit anschaut und möglicher Weise nur dadurch bey seiner Locomotivität in der Welt fortkommen kann, so darf die Theorie des Raums und der Zeit nicht, wie es von *Kant* geschehen, zur Grundlage der Kritik der reinen *Vernunft* gemacht werden. Das, was der Mensch in dieser Hinsicht vor den Bruten voraus hat, beschränkt sich auf den, freylich ausschließlichs ihm angehörigen, höchst folgereichen Vorzug, der in dem Werke als Befähigung die *Matrize des Raums und der Zeit* lesen zu können, bezeichnet und erklärt wird. — Bey dem, was über Zahl und *numerische Verhältnisse* gesagt wird, heruft sich der Vf. häufig auf *J. J. Wagner* und *Buchwald*, und bemerkt sodann weiter, „daß es höchst inconsequent sey, wenn das Zeitalter das Vorwalten numerischer Verhältnisse bis herab in die Tiefe des sogenannten Anorganischen (Stöchiometrie von *Berzelius*) anerkenne: und dasselbe in der Höhe des eigentlichen Lebens und seiner *Tactschläge*, die in den einzelnen Momenten und Altern verlaublichen, für Spielwerk der Phantasie erkläre, wie dieses noch neuerlichst von verschiedenen, sonst achtbaren Physiologen geschehen sey, die damit der wahren Wissenschaft einen Dienst zu leisten wähten.“ Wie in der Welt des Räumlichen zunächst *Geometrisches* vorwaltet, allerdings zurückführbar auf *Zahl*, so, — nach *Hn. B.* — in der Welt des Zeitlichen *Arithmetisches*, — allerdings zurückführbar auf *Masse*, wie solches der Ausdruck „*Zeit-Raum*“ sehr richtig bezeichnet. — Das *zweite* Kapitel (des *ersten* Theils) ist überschrieben: „Theorie der *tellurischen Lebensformen* nach ihrer Verschiedenheit und Uebereinstimmung in der Einheit des

Organismus der Erdwelt.“ Dieser Abschnitt des Werkes könnte in mancher Beziehung selbst als Ganzes für sich gelten und als eine neue Grundlage unserer ganzen Naturkunde (gemeinhin Naturwissenschaft genannt) angesehen werden, worin man sich kaum mit der ungenügenden Eintheilung in ein *Mineral-, Pflanzen-* und *Thierreich* kümmerlich beholfen hat. Die Idee des Lebens herrscht nothwendig über Alles was ist; aber die Formen ihrer Offenbarung sind wesentlich unter sich verschieden. Das Universum reich des Lebens theilt sich zuerst in *zwey große Provinzen*, in die des *negativen* und in die des *positiven*. Jede dieser Provinzen wiederholt sich, auf echt organische Weise, in je zwey Bezirken. Das Ganze steht in dem großen Buche tellurischen Lebens also: I. Provinz des *negativen* Lebens: 1) *Neutrales* Leben = *Materie*; 2) *Passives* Leben = *Pflanze*. II. Provinz des *positiven* Lebens: 3) *Actives* Leben = *Thier*; 4) *Reciproke* Leben = *Mensch*. Das Leben nämlich, wie es sich im heutigen Erd-Aeon in dem Central-Organismus des Menschen darstellt, heist das *reciproke*, weil in ihm, und nur in ihm, dem mit *Selbstbewußtseyn* (Ich) Begabten die Idee des Lebens zu ihrer *Selbstbeschauung* gelang. — Von diesen 4 Lebensformen sind die *neutrale* (das Anorganische) und die *reciproke* (das Hyperorganische) die *Urformen*, die passive und active sind die *Mittelformen* und die eigentliche Heimath des Organischen engern Sinnes. Die Erde strebt hinauf nach dem Menschen in der *Pflanze*; der Mensch strebt hinab nach der Erde in dem *Thier*. Diese Wahrheit giebt sich auch äußerlich kund darin, daß sich die Erde in der Pflanze aufrichtet in der *Perpendicular-Linie*, als der des Menschen, und daß der Mensch, in den eigenen thierischen Zuständen und dem Thiere, das aus ihm *abgeleitet* werden muß, der *Horizontal-Linie*, als der Linie der Erde unterworfen ist. — „Der Mensch ist, sagt der Vf., das innere *Urlicht* des Organismus der Erdwelt, als Harmonie aller seiner Lebensformen, dargestellt in Persönlichkeit des *Selbstbewußtseyns*.“ — Die gewöhnliche Definition und Bezeichnung des Menschen, als eines *vernünftigen Thieres* (*animal rationale*), muß ganz verworfen werden. Das menschliche *Gehirn* (aus welchem sich alle Thiergehirne durch Hinwegnehmen und Zersetzen bilden lassen) ist das Organ dieses nur sich selbst gleichen *Urlichtes*. Das Verhältniß zwischen Mensch und Thier ist gleich dem des *Sonnenlichtes* und des daraus abgeleiteten *Mondlichtes*. — Die *reciproke* Lebensform ist der vorzugsweise göttliche Grundton in der Harmonie des All-Lebens. Die menschliche Leiblichkeit ist die, diesem Grundtone im Bereiche des Tellurischen entsprechende *Chladni'sche Figur*. Die Annäherung und Entfernung des Thieres von dem Menschen folgt einem großen Grundgesetze der Natur, welchem gemäß nicht bloß alle Trennungen und Verbindungen mit *Fleisch überzogen* sind und so möglichst sanfte Uebergänge zeigen, sondern nach welchem auch in Allem, was die Natur trennt

kennt und verbindet, *das Meiste, das dafür ge-
hört, zugleich das Wenigste ist, das dafür ge-
braucht wurde.* Die menschliche Leiblichkeit ist
von der jedes Thieres, zureichend für Diagnose,
unterschieden, aber die Herrlichkeit des Menschen-
lebens muß nicht an Leichnamen und Skeletten,
überhaupt nicht vorzugsweise in der menschlichen
Leiblichkeit, sondern sie muß in den großen *Wir-
kungen* gesucht werden, durch welche sich die re-
ziproke Lebensform bethätigt. Diese Wirkungen;
von welchen das Selbstbewußtseyn Ursache ist,
sind: 1) die Selbstbeschaung, als *Ich*; 2) die *Sprache*;
3) *Wissenschaft und Kunst*; 4) die *Freiheit*, ausge-
bildet in einem Zustande des Rechts und der Sitt-
lichkeit bis zur Religiosität. In allen diesen Bezie-
hungen sind vielem, an sich längst als bekannt An-
genommenen *neue* Seiten abgewonnen. Ueberhaupt
drängt sich in diesem Abschnitte eine Fülle von Ideen,
die nur auf der Grundlage einer Menge vielartiger
gelehrter Kenntnisse und reifen Nachdenkens von
schöpferischem Geiste erzeugt werden konnten.
Ungemein wichtig für das Naturrecht, sodann für
Statslehre überhaupt, scheint Rec. das zu seyn,
was in den §§. 103 u. 104 über die in dem *sympathe-
tischen Gefühle* gegebene gemeinschaftlich *physische*
Wurzel des Rechts und der Sittlichkeit und weiter
über die verwandten Begriffe *Staat, Gesetz und*
Strafe gesagt wird. Auch übersehe man nicht die
Note über Todesstrafe. — Der zweyte Theil des
Werkes (S. 864 — 865) führt den besondern, seinen
Inhalt genau bezeichnenden Titel: „*Wissenschaft
der urbildlichen Natur-Eintheilungen des zeitlich
organischen Verlaufs des reciproken Lebens, nach
ihrem Wesen und Inhalte.*“ — Das erste Kapitel,
welches von dem Wesen der Biotomie handelt und
ihren Begriff deducirt, ist von uns bereits antici-
pirt worden. Rec. war Anfangs der Meinung, daß
es der Oekonomie des Werks vorthellhaft gewesen
wäre, dieses Kapitel unmittelbar nach der Einleitung
folgen zu lassen, indem, nach dessen jetziger Stel-
lung, der Leser zu lange hingehalten wird, bevor
er auf das kommt, was der Titel des Werkes als die
cardo rei bezeichnet. Indessen überzeugt man sich,
bey mehrmaligem Lesen, daß gerade dieses Kapitel
leicht unverständlich geblieben wäre; hätte der Vf.
nicht zuvor das Fundament der neuen Wissenschaft,
in der Art wie es von ihm geschehen ist, tiefer
aufgeräumt. Insbesondere gewinnt die anthropolo-
gische Biotomie erst dadurch ihre so ungemein hohe
Bedeutung für das Ganze der Naturkunde und Wis-
senschaft, daß in der vorhergehenden Theorie der
4 tellurischen Lebensformen die reciproke Form
des Menschenlebens in eben der Weise von dem
Leben des Brutums geschieden (nicht losgerissen)
wird, in welcher sich Pflanze und Materie von ein-
ander unterscheiden. An angeblich wissenschaftli-
chen, aber, näher betrachtet, doch nur oberfläch-
lichen Eintheilungen des Menschenlebens fehlt es
ohnehin nicht, und der endliche Gewinn einer tiefer
begründeten Eintheilung rechtfertigt allerdings das

etwas weitere *Ausholen* bey einem für die Wissen-
schaft so wichtigen Gegenstande. — Der erste Ab-
schnitt des zweyten Kapitels ist der Ermittlung der
Scale des Menschenlebens, oder der des speciellen
Gattungslebens gewidmet. Es kann für die ge-
samnte Menschheit, d. h. für alle ihr angehörigen
Individuen reciproken Lebens, *nur Eine* solche *Scale*
geben, und die von der Biotomie aufzustellende
muß sich, in vollgültigen Beweisen, aus höhern
Combinationen und aus Wahrnehmungen im gro-
ßen Ganzen als die *allein wahre* beweisen. Hierüber
liefert nun §. 117 folgendes Resultat: Das Leben
des Menschen soll haben: „3 *Perioden*, 7 ($= 2^2 + 3$)
Epochen, 9 ($= 3^2$) *Stufen*, deren jede 9 ($= 3^2$) Son-
nenjahre enthält, so daß sich das Ganze als normal-
mäßiges vollständiges Leben und durch alsdann na-
turgemäßen *Marasmus senilis* mit 81 ($= 3^4$ oder 9^2)
Jahren endige.“ — Ungemein ansprechend ist das,
was in diesem Abschnitte in Betreff des *Ueberachus-
ses* von 9 Jahren der Periode der Kraft über die Zeit
der beiden Perioden der Schwäche, der Jugend und
des Alters zusammengekommen, und über die Be-
stätigung gelehrt wird; welche sich dafür aus der
Vertheilung des Lebenskapitals einer Million gleich-
zeitig Geborner ergibt. Manchen von denen, die
für die frühern Beweise der aufgestellten Scale we-
niger empfänglich seyn dürften, wird die aus *Gall*
entlehnte Thatsache über das menschliche Gehirn
besonders überzeugend seyn. Eben dieses gilt von
dem, was über das harmonische Zusammenstimmen
des Zeit-Rhythmus des *solarischen* Lebens der Ge-
bornen mit dem des *lunarischen* Fruchtlebens gesagt
wird. — Der zweyte Abschnitt lehrt die Biotomie
des zweyfachen Geschlechtslebens. — Bey den Un-
tersuchungen; die den zu ermittelnden Geschlechts-
Scalen unmittelbar vorhergehen und die das, was
die beiden Geschlechter gegenseitig charakterisirt,
betreffen, wirft sich der Vf. die etwas sonderbar
klingende Frage auf: „Was man für die *physische*
Wurzel alles im Bereiche des tellurischen mögli-
chen und wirklichen Geschlechts-Dualismus zu
halten habe?“ Der näher erklärte Sinn dieser tief
gehenden Frage erklärt sich jedoch aus folgendem
Räsonnement: Wir erkennen das Gegebene des
Geschlechts-Dualismus im Bereiche des Menschen-
des Thier- und (besonders seit *Linné*) auch des Pflan-
zenlebens, oder, — nach des Vfs Theorie der Lebens-
formen, — in der *reciproken*, *activen* und *passiven*
Form. Inzwischen ist die Erde *Mutter* aller von ihr
beherbergten Kinder des Lebens, und insbesondere
ist die Materie der Erde (die *neutrale* Form) *Ur-
Ursache* allem auf ihr als Himmelskörper vorkom-
menden Lebens-Erscheinungen. Da nun das „*Non
dat qui non habet*“ in ewigen Gesetzen fortbesteht,
und das Nothwendige des Causalitäts-Nexus keine
Ausnahme noch Unterbrechung gestattet, so fehlt
allen Wahrnehmungen über den auf der Erde vor-
handenen Geschlechts-Dualismus die *physische*
Wurzel und Basis, so lange sich die Wissenschaft
nicht der Art und Weise bewußt ist, auf welche
sich

sich Sexualität, oder vielmehr das Urfächliche aller Sexualität, im *Bereiche des neutralen Lebens* (in der Materie und an dem Leibe der Erde) darstellt. Sobald man aber den Sinn der Frage aufgefaßt hat, muß man unbedingt in die alsdann leichte Beantwortung einstimmen: „Im Gegebenen und in der Reaction des Flüssigen und Festen.“ — Auch abgesehen von den höchst wichtigen Folgen, welche der Vf. aus der wissenschaftlichen Anerkennung dieser einfachen Wahrheit für seine künftige *Geotomie* abzuleiten verspricht, ist es ein unverkennbarer großer Gewinn für die Theorie des Sexual-Dualismus, daß dieser von jetzt an, als durch das Ganze des Erd-Organismus durchlaufend, und in der letzten Einfachheit und Tiefe seines Naturprinzips erkannt wird. — Hauptmoment zur Entwirrung der thatsächlich so großen Verschiedenheit der Geschlechts-Verläufe nach Himmelsstrichen, nationaler Abstammung und Lebensweise macht die motivirte Voraussetzung: „daß sich die Einheit des Gesetzes für den zeitlichen Verlauf des Geschlechtslebens in einem *Optimum* des Verlaufs darstelle, welches durch ein *Minimum* und ein *Maximum* gesetzlich variirt werde.“ Die *Hieroglyphe* des Ganzen, — wird gelehrt, — ist der Eintritt der *weiblichen Pubertät*, zu nennen *Mannbarkeit* und dadurch zu unterscheiden von der männlichen *Mannhaftigkeit*. Wo die Mannbarkeit eintritt mit vollendetem 14ten Jahre, und wo sodann *halb 14* (= 7) die *Wurzel* des weiblichen Geschlechtslebens ist, da findet sich das *Optimum* realisirt. Frühere Mannbarkeit gehört der Region des *Minimums*, spätere der des *Maximums* an. Es muß für jede dieser gesetzlichen Divergenzen von dem Optimum eine feste und normale *Zeitgrenze* geben. Da die Natur den Eintritt der Mannbarkeit in allem Volke mit *Blut* eingezeichnet hat in das Buch des Lebens und ihn offenkundig werden läßt an dem Schwellen des Busens, so muß die fortschreitende Wissenschaft von der auf diesen Gegenstand mehr als seither aufmerksamen *Ethnographie* demnächst über diese *Zeitgrenze* auf dem Wege der Wahrnehmung vollständig belehrt werden. — In dem Optimum ferner erlischt dem Weibe das *fruchttragende* Geschlechtsleben mit den Jahren $7 \times 9 = 63$. Der ehrenvolle Rücktritt des Mannes aus dem Geschlechtsleben, — welchem derselbe übrigens kaum je ganz abstirbt, weil er demselben auch nie ganz lebte, — ist mit den Jahren indicirt, welche gleich sind dem Producte aus der Hälfte des Eintritts der weiblichen Mannbarkeit mit der 9, als der *Wurzel* des Gattungsebens, dessen Repräsentant der Mann ist. So z. B. im Optimum $7 \times 9 = 63$. — Daß die Menschheit nicht in *eigentliche Rassen* zerfällt, wodurch denn das deren Gesamtheit umschlingende Band zerrissen werden würde, diels verdankt man, wie Hr. B. bemerkt, der Einrichtung, daß der

Mann mit dem einen Factor seines Geschlechtslebens immer fest an die 9, als Wurzel des Gattungsebens, hält. Im Bereiche des Minimums müssen Mißgeburten weiblichen Geschlechts den Ausfall einiger Stufen seines Geschlechtslebens decken, so wie denn die Natur diesen Ausfall in der *W* zwischen ihm und einem unvermeidlichen größern Uebel bewilligen mußte. Wahrscheinlich ist dieser Umstand die natürliche Ursache der *Polygamie* unter manchen Himmelsstrichen. — Völlig unerwartet ist, nach Allem, was man bisher in europäischer Wissenschaft angenommen hat, die ethnographische Nachweisung einer großen *Frühreife* im Geschlechte, die sich namentlich bey den *Samojeden*, wahrscheinlich bey den *Lappen* und muthmaßlich bey allen Völkerstämmen des hohen Nordens vorfindet. Der Vf. bezeichnet diese Verlaufsart mit dem Namen *Polar-Minimum*, führt sie ursächlich zurück auf das „*frigus uris*“, entwickelt das Teleologische derselben, bezeichnet ihre wahrscheinliche Abweichung von der Verlaufsart des *Tropen-Minimums* und giebt anheim, daraus so manche auffallende Aehnlichkeit in dem National-Habitus z. B. der Aethiopier und der Grönländer zu erklären.

(Der Beschlus folgt.)

SCHÖNE LITERATUR.

AARAU, b. Sauerländer: *Fabeln* von Abraham Emanuel Fröhlich. Zweyte vermehrte Auflage mit einem Heft Zeichnungen von M. Disteli. 1829. 200 S. 8. (Die Kupfer in Querquart). (1 Rthl. 20 gr.)

Diese Fabeln haben einen eigenthümlichen Ton und werden durch denselben die Leser gewiß anziehen. Sie sind meistens sarkastischer Natur und geißeln die Thorheiten und Gebrechen der Zeit mit scharfem Ernst und Spott. Die Kupfer sind, obgleich nur Umrisse, wirklich meisterhaft und zeichnen sich dadurch besonders aus, daß die in ihnen dargestellten redenden und handelnden Thiere sowohl in menschlicher Figur, als in menschlicher Kleidung erscheinen. Dennoch läßt sich an dem Gesicht und an der ganzen Erscheinung das gemeine Thier durchaus nicht verkennen. Eine der kürzern Fabeln stehe zur Probe hier, wie sie uns eben aufstößt.

Freunde - Pack.

„Fuchs, bewährter Freund im Glücke,
Das sind wieder Vetterstücke, —
Sagt der Wolf — dann wegzuspringen,
Wenn die Rüden auf uns dringen.“

Doch der Fuchs sagt: „Aber treulich
Helf' ich mit Gebet und Bitten;
Hätt' ich offen mitgestritten,
Schien' es ja: ich wär' partylich!“

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

August 1830

PHILOSOPHIE.

Bonn: h. Marcus: *Die Biotomie des Menschen; oder die Wissenschaft der Natur-Eintheilungen des Lebens als Mensch, als Mann und als Weib*, — von Dr. Wilhelm Butte u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

Den Beschluss der Biotomie macht ein Anhang über verschiedene, dieser Wissenschaft theils nur indirect angehörige, theils als wissenschaftlich vollständig zu ergründende Gegenstände. Dahin gehören besonders: 1) Bezeichnung einiger durch positive Gesetzgebung und Sitte fixirten und gefeyerten Lebensmomente, wie sie nach biotomischen Grundsätzen zu regulirt seyn möchten. Die Volljährigkeit, meint Hr. B., wird mit 21 Jahren (französische Gesetzgebung) zu früh, mit 24 Jahren (preussische Gesetzgebung) zu spät verliehen; ihr rechter Zeitpunkt ist das Alter von 22½ Jahren. Eben dieses Alter wäre auch bey uns die rechte Zeit der Militär-Pflichtigkeit, die namentlich in Preussen mit schon 20 Jahren, unter vielfältig praktischem Nachtheil, zu früh eintritt. Besonders tadelt der Vf., als biotomischen Gesetzen zuwiderlaufend, die in manchen Staaten positiv-gesetzliche Bestimmung der Schul-Pflichtigkeit der Kinder im Alter von erst 6 Jahren, wo man die Kinder besser aus der Schule jagen, als sie schon in dieselbe zwingen würde. Auch die Jubiläen müssten anders begrenzt werden. — 2) Bedeutung der Zahl 9 in der Alt-indischen Chronologie. — 3) Muthmassliche Scale des Lebens der Monachheit. Wir enthalten uns der Ausführung eines Bruchstücks, das leicht missverstanden werden könnte. Allein schon die Idee der Möglichkeit einer solchen Scale gehört offenbar zu der kühnsten, die der Geist des Menschen aufnehmen und woran er sich versuchen kann. — 4) Von dem grossen *Sternenjahr*, auch das Platonische genannt. Woher mag doch wohl die Natur den Mausstab des Zeitraums von 84 Jahren genommen haben, auf welchen sie den Verlauf des speciellen Gattungslbens des Menschen urbildlich festsetzte? Das Letzte der uns bekannten *physischen* Centrifugalkraft der Erde schmeist sich in der Bahn zu bethätigen, auf welcher sich unser unser Planet mit seiner Form und dem Gange ihres Systems um einen tiefern Mittelpunct bewegt. *Kepler und Newton* etc. *Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.*

erwarben sich besonderes Verdienst um die Theorie des *Sternenjahres*, und der letztere berechnete die Zeit seiner Dauer auf 25,900 Sonnenjahre. Der Mensch, der das Universum in sich aufnimmt, ist das Höchste in der *psychischen Centrifugal-Kraft* des Organismus der Erdwelt, dem er angehört. Es sind aber 81 Jahre unter der motivirten Ellipse von je einem Grad auf dem Quadranten jener ungleichen Bahn ein *physikalischer Zeitgrad* des ganzen in Frage stehenden Umlaufs. — Gelegentlich dieser Erörterungen erklärt jedoch unser Biotom ausdrücklich, dass man diese Combination nicht zu den Fundamental-Jahren der anthropologischen Biotomie rechnen dürfe. „Immerhin, — schliesst derselbe, — steht fest und wird durch die Biotomie mehr, als durch jede andere Wissenschaft klar, dass es nur ein All-Leben ist, welches das Universum in Gotteskraft durchglüht; und die reciproke Lebensform ist dessen reinstes Flämmchen. Die zahllosen Pulse des durch solche Gluth aufgeregten und bewegten Einen Lebens, — worin alles Räumlich-Organische durch Zeitlich-Organisches bemessen ist und umgekehrt, — schlagen nach einem ewigen und einfachen Gesetze, namentlich hier in den Adern des Menschen, geschwellt von dem Gedränge der Blut-Kügelchen und dort in jenen Bahnen, wo sich Welten an Welten reihen.“ — In dieser Schlussstelle spricht sich die ganze Tendenz des Werks aus, für das der Titel „*anthropologische Biotomie*“ in mancher Beziehung zu eng ist. — Nach dem Urtheile des Rec. gehört dieses Werk zu den herrlichsten und gediegensten Früchten, welche auf dem klassischen Boden deutscher Wissenschaft und unter dem Schutze des vorzugsweise hier geschlossenen Bundes zwischen Philosophie und Naturkunde in neuerer Zeit reiften. — Was immer für Mängel die in diesem Werke begründete neue Wissenschaft noch haben, und wie häufig diese auch Gelegenheit des Tadels für diejenigen seyn möge, die lieber tadeln als lernen, und die in der Anerkennung eines ausgezeichneten Verdienstes sich etwas zu vergehen wähnen, so wird dieselbe gleichwohl ihren Weg machen und zwar auf jener grossen Bahn, wo nur solches wissenschaftliches Verdienst concurriren kann, das sich als reelle Erweiterung und Vertiefung des menschlichen Wissens für alle kommende Zeiten bewährt. Ein bestimmtes Urtheil über die Masse der verschiedensten gelehrten Kenntnisse, über den Scharfsinn und die Originalität dieser neuen

vaterländischen Schöpfung, so wie über die Klarheit, in welcher der Vf. selbst die abstractesten Gegenstände behandelt und mit treffenden Beyspielen erläutert, bleiben Jedem vorbehalten, der das Werk selbst studirt. Sollte Rec. denselben ein bestimmtes Publicum bezeichnen, so würde er deshalb verlegen seyn. Gewiß ist, daß die Biotomie mit allgemeiner Naturwissenschaft, mit der Medicin und darin namentlich mit der Physiologie, mit Pädagogik, mit Statistik und Logico-Politik in den vielfältigsten Beziehungen steht. Auch den Theologen wird besonders das ansprechen, was der Vf., auf naturhistorischen Standpunkte, über das absolute Primat des Menschen lehrt. — Ohne über die durch die Biotomie in Aussicht gestellte Geotomie schon jetzt urtheilen zu können, wünscht Rec., wahrscheinlich mit den meisten Lesern des vorliegenden Werks, daß Hr. B. sich durch nichts abhalten lasse, dieselbe, im Geiste der Biotomie bearbeitet, demnächst erscheinen zu lassen. Die Grundidee des Ganzen, wie sie hier durchschimmert, ist unverkennbar einfach und groß, und unsere Wissenschaft des Organismus der Erdwelt kann sich allerdings unmöglich vollenden, sofern nicht wissenschaftlich nachgewiesen ist, wie der erste und letzte Ring der Erdwelt organisch verbunden sind und gegenseitig in einander greifen. — Papier, Druck und ein, in Betracht der Stärke der Druckschrift und des zugehörigen lithographirten und colorirten Blattes auf Royal-Folio, mäßiger Preis gereichen dem Verleger zum Lobe.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Friedrich der Große, seine Familie, seine Freunde und sein Hof*; oder zwanzig Jahre meines Aufenthalts in Berlin. Von Dieudonné Thiebault, ehemal. Prof. an der Ritterakademie in Berlin. Erster Theil. 1828. XIV u. 260 S. Zweyter Theil. 294 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die vierte Auflage dieses Werks, im vorigen Jahre von dem Sohne des Vfs in 5 Bänden herausgegeben, ist bey dieser gut gelungenen deutschen Uebersetzung auf zwey reducirt worden. Von dem Herausg. wurden nämlich eine Menge Anmerkungen und Erläuterungen, zur Widerlegung eingeschobener falscher Aufstellungen einer frühern unrechtmäßigen Auflage, weggelassen, welches die deutschen Leser dankbar anerkennen müssen. Der Hauptinhalt dieses Werks ist folgender: Friedrich im gewöhnlichen Umgange, seine Studien, Meinungen und literarischen Arbeiten, Reisen, Privatleben, Alter, Kränklichkeit und Tod. Seine Familie in Charakterschilderungen der nächsten Verwandten; biographische Notizen über die Hofleute des Königs, seine bürgerliche und militärische Verwaltung (unstreitig der wichtigste aller Abschnitte); seine Akademie, Schulen, philosophischen und literarischen

Freunde; wodurch wir mit vielen sehr interessanten Eigenthümlichkeiten der vorzüglichsten Gelehrten der damaligen Zeit näher bekannt gemacht werden.

Durch d'Alambert, Olivier und Ceratti zum Professor der allgemeinen Sprachkunde an der von Könige gegründeten Militärschule zu Berlin vorgeschlagen, trat der Vf. im J. 1765 diese Stelle an. später wurde er zum Mitgliede der Akademie ernannt, in welcher er einige Mal die Ehre hatte, Reden des Königs abzulesen. Da er das Glück hatte dem Könige zu gefallen und öfters Zutritt zu ihm erhielt, so war es ihm, als einem vorurtheilsfreyen Beobachter, leicht, nicht nur über die Denkungsweise und die Regierungsmaximen dieses in der Geschichte unsterblichen Monarchen, sondern auch über sein Privatleben und die Manner seiner Umgebung Notizen zu sammeln, welche für die Zeitgeschichte wichtig und lehrreich waren. In gewisser Beziehung und theilweise wird diese Darstellung als Fürstenspiegel einen bleibenden Werth behalten. Der Vf. sagt: „über Friedrich's Politik, seine Moral und sein Benehmen als Mensch hätte man die allverschiedensten Urtheile.“ Schon die erste Unterredung mit dem Könige trug Vieles davon bey, seine Ansichten zu berichtigen. Es war vernünftig von ihm, sich einen Plan zu entwerfen, wonach er sein Benehmen einrichten wollte. Daher beschloß er folgende Regeln zu befolgen: 1) immer mit der größten Aufmerksamkeit zuzuhören, und nicht eher das Verlangen zu zeigen, selbst zu reden, bis der König es zu wünschen schiene; 2) sich bey ihm nie einer Lustigkeit hinzugeben, die so leicht den in der Nähe eines Großen herabsetzt, — der sich ihr unbedachtsam überläßt; 3) keine Antwort ohne die reiflichste Ueberlegung zu geben; 4) niemals gegen Jemand sich über das zu äußern, was besprochen worden war; 5) sich nie in eine ihm fremde Angelegenheit zu mischen; und 6) stets einfach und schicklich gekleidet sich zu dem Könige zu begeben. Durch das Festhalten an diesen Regeln des Umgangs war es vorzüglich möglich, sich lange in der Gunst und Achtung des Monarchen zu erhalten.

Da er, jener Maxime treu, sorgfältig es vermied, sich über Religion zu äußern, obgleich der König oft ihn dazu aufforderte, so wurde er von dem Prinzen Wilhelm von Braunschweig, dem Neffen des Königs, zu folgender Erklärung über dieses anscheinlich räthselhafte Benehmen bestimmt. „Ich kann über Religion nur mit Menschen, die unter mir stehen, mit meines Gleichen oder mit meinen Oben sprechen. Zu den ersten kann ich meine Schüler nicht rechnen, die ich nur in Gegenständen zu unterrichten habe, mit denen die Religion nichts zu thun hat, und aus deren Kreis ich mich auch nicht entfernen darf. Ueber Handwerker, die die für mich arbeiten, habe ich keine Autorität, und auf meine Dienstleute nur in so fern, als ich einen Contract mit ihnen schloß, daß sie mir und den Meinigen für das, was ich ihnen gebe, treu und red-

„Ich diene, ihre Meinungen, ihre Gedanken, ihre Seelen gehören nicht in diese wechselseitige Achtung. Mit welcher Rechte könnte ich meine Autorität über ihre innere und höchste Freiheit anmaßen? Hiesse das nicht, eine verhasste Knechtenschaft ausüben wollen? Ich habe ihnen hier nichts zu sagen, so lange sie nicht mit ihren Forderungen gegen mich fehlen und vorzüglich, so lange sie mich nicht in diesen Punkten zu Rathe ziehen. Mit meines Gleichen habe ich früher über Religionsgegenstände geredet. Ich war einer der heftigsten Streiter. Welche Kränke haben alle diese Wortkämpfe gehabt, die ich theils selbst führte, theils mit anhörte? Nur die eine zu lernen, daß durch niemals Jemand ist überzeugt worden, sondern daß man im Gegentheil nur erhitzt, ärgert, willkürlich oder unwillkürlich beleidigt, (Manchem Trost und Glauben raubt, ohne diesen Verlust mit etwas Anderm zu ersetzen), und gar keinen Gewinn von aller dieser Mühe hat. Bey dem Vorsatze, niemals wieder mit meines Gleichen über irgend eine religiöse Materie zu disputiren, habe ich mich immer wohl befunden. In welchem Tone und auf welche Art sollte ich mit meinem Obern über Religion sprechen? Ihm zu opponiren? Sie werden mir nicht den Eifer eines Apostels zutrauen. Wenn ich ihn über nicht bekehren will, weshalb sollte ich mich mit ihm über diesen Gegenstand unterhalten? vielleicht um ihm zu zeigen, daß ich seine Ansichten theile? Müßte er dann nicht glauben, ich sey ein Elender, der ihm nur schmeicheln wollte? Nein! nie soll ein Mensch, stehe er so hoch wie er wolle, mich in diesen entwürdigenden Verdacht ziehen können.“

Wir haben hauptsächlich diesem Auszuge hier eine Stelle gegönnt, indem wir überzeugt sind, daß durch Befolgung dieser Regel der innere Frieden der Menschen wohl am sichersten erhalten werden könnte. Diese Maxime verdient überall gelehrt zu werden, indem sie besonders jetzt gegen die überhand nehmende ärgerliche Proselytenmacherey schützen würde.

Zur Widerlegung der Beschuldigung, daß Friedrich der Große bisweilen nur Verstand, aber kein Gefühl gehabt habe, sind von dem Vf. Beispiele aus Thatsachen angeführt worden, welche gerade das Gegentheil bewiesen haben. Sehr richtig bemerkt er, daß ein Monarch häufig in die Lage versetzt werde, sein Gefühl höhern und gerechtern Rücksichten unterzuordnen. „Wenn man sieht, sagt er, wie dieser Monarch seine Zeit, den Schlaf seiner Nächte, sein ganzes Talent, alle seine Geisteskräfte dem Wohl seines Volkes opferte: welche Tugenden eines Staatsmannes kann man ihm dann noch absprechen? Es ist unmöglich, Friedrichs Tugenden als König und Mensch nicht an drey leidet zu seltenen Hauptzügen in seinem Charakter zu erkennen, von denen der eine die andern nicht ausschloß. Er vereinigte Güte und Gerechtigkeit, Mäßigung und Festigkeit, Umsicht und Schnellig-

keit fast stets. Alles, was von ihm herrührte, war immer überlegt, in den möglichen Folgen durchdacht und einer gesunden Philosophie angemessen. Nie war er schwankend, nie ungewiß in dem, was er zu thun hatte. Er erlaubte sich nie ein Vergnügen, oder eine Ruhe zu keiner Zeit seines Lebens, unter keinen Umständen, bey keinen Veränderungen seines körperlichen Befindens; um von den strengen Gesetzen abzugehen, die er sich, in Betreff seiner Thätigkeit und seiner Arbeiten, einmal auferlegt hatte. Indem er seinen großen Pflichten unaufhörlich die Annehmlichkeiten des Lebens opferte und selbst die nöthigen Sorgen zur Verlängerung seiner Tage vergaß, war er so billig und milde, nie solche Opfer, wie er sie selbst brachte, von Andern zu begehren.

Bekannt ist es, daß der König über persönliche Rache erhaben gegen die, welche durch Schmähschriften ihn kränken und in der Achtung Anderer verderben wollten, keine Notiz nahm, ohne daß seine Würde und sein Ansehen je dadurch gefährdet worden wäre.

Als Friedrich seine ersten Kriege führte, blieb Jordan, der vertrauteste seiner Freunde, in Berlin zurück, hauptsächlich damit beschäftigt, dem Könige täglich zu schreiben und Bericht zu erstatten über Alles, was diesen interessiren konnte.

Eines Tages fand Pöllnitz mehrere gegen den König gerichtete Broschüren in Jordan's Zimmer, die so ungemein beleidigend waren, daß der Baron darüber erschrak. „Wie, rief er, Sie wagen es, dergleichen in Ihrem Hause zu dulden?“ — „Es wird nicht lange da bleiben, entgegnete Jordan, denn ich sende es morgen an den König.“ — „Was, Sie wagen es, ihm solche Pasquille zu senden?“ — „Warum nicht? Er weiß, daß ich nicht der Verfasser bin, daß ich sie nicht billige und nur seinem Willen gehorche, indem ich sie ihm schicke.“ Diese Grobmuß war nicht ohne Zweck. Der Monarch erfuhr dadurch Manches, was ihm sonst verborgen geblieben wäre.

Da man oft die Vorliebe Friedrichs für den Adel getadelt hat, so führt der Vf. an, wie derselbe eigentlich darüber urtheilte. „Was denkt man sich, fragte der König, überhaupt unter Adel? Ist es das Wort von, was den Edelmann macht, oder der Glaube an eine immer sehr problematische Abstammung? Der Adel ist nichts anders, als der höhere Grad von Bildung, Ehre und Vaterlandsliebe, den man billig (wahrscheinlich) bey Personen aus guten Familien, die eine sorgsamere Erziehung als andere genießen können, voraussetzen darf. Ist das nicht da, so ist er gar nichts, ohne allen Werth, und ein Unkraut, statt etwas Nützliches zu seyn.“

Da Friedrich am 31sten May seine Regierung begann, so verordnete er, daß mit diesem Tage sich das Verwaltungsjahr enden solle. Hiernach wurden auch die Finanzen geregelt. In diesen herrschte die möglichste Ordnung und Sparsamkeit. Er unterhielt keinen kostspieligen Hofstaat und ver-

vermied jede unnöthige Ausgabe. Der Vf. versichert, daß er am 16ten jeden Monats, Vormittags 10 Uhr, während 20 Jahren, ohne die geringste Störung, seinen Gehalt pünktlich immer bezogen habe. Sehr ausführliche Aufschlüsse hat der Vf. über die Erhebung der indirecten Abgaben und die Veranlassung ertheilt, die den König bestimmte, viele Ausländer bey der Verwaltung derselben anzustellen. Diese beweisen, daß nicht bloß blinde Vorliebe für Ausländer, sondern andere Gründe ihn dazu bewogen. Helvetius sagte dem Könige, als von Finanzplänen und insbesondere von Verpachtungen der Abgaben die Rede war: „Sire, Sie haben nicht nöthig, alle diese Pläne mühsam durchzugehen, sie laufen auf die einzige Formel hinaus: Ich bitte Ew. Majestät, mich zu bevollmächtigen, Sie, sicher und ungestraft, um so und so viel jährlich unter der Bedingung bestehen zu dürfen, so und so viel an Sie abzugeben.“

Wir beschränken uns, wegen Mangel an Raum, die Leser dieses gehaltvollen und lehrreichen Werks auf mehrere witzige und charakteristische Anekdoten und Aeußerungen aufmerksam zu machen, wohin unter Andern das Reiseabenteuer Souwarow's und des Königs Glaubensbekenntniß über Armeelieferanten und Magazin-Verwalter gehören. Beherzigungswerth sind einige Vorschriften aus der eigenhändig von dem Könige unterzeichneten Instruction für die Professoren der Militär-Akademie, welche den deutlichsten Beweis liefern, daß derselbe von manchen dem öffentlichen Unterricht schädlichen Vorurtheilen frey war, in denen viele Männer vom Fache, ihre einseitigen Ansichten festhaltend und das Alte nachbetend, noch jetzt befangen sind. Hier Einiges zur Erbauung.

„Beym Austritte aus der ersten Klasse kommen die Schüler in die Hände des Puristen, der sorgen wird, daß sie ihren barbarischen Jargon ablegen. Sein Hauptzweck muß auf richtiges Urtheil gerichtet seyn; er wird es vorzüglich streng mit den Definitionen nehmen, und hier nichts Zweydeutiges, Falsches oder Schielendes durchgehen lassen; er wird seine Schüler möglichst in Schlußfolgerungen üben, sie daran gewöhnen, die Wirkungen der Ursachen richtig aufzufassen und die Gedanken gehörig zu verbinden, ohne sich dabey zu sehr in die verschiedenen Schulformen zu verjagen.“

„Der Professor der Geschichte und Geographie wird suchen seinen Schülern die großen Epochen und berühmten Männer wohl einzuprägen. Die merkwürdigsten Thatfachen der alten Zeit sind wesentlich verknüpft mit dem Jetzt, und kein in die Welt tretender Mann darf unwissend über Dinge

seyn, welche die Kette der gegenwärtigen Verhältnisse Europa's bildeten. Es reicht aber nicht, daß der Lehrer bloß die Geschichte vorträgt, sondern er muß nach jeder Stunde noch seine Zeit daran anwenden, die jungen Leute über das, was er gelehrt hat, zu befragen, um so Nachdenken bey ihnen zu erwecken, um sowohl moralische, als politische und philosophische Schlußfolgen hervorzu rufen, die nützlicher sind als alles bloß Eingelernte. Derselbe Professor, indem er die Geographie vorträgt, kann sich darauf beschränken, Asien, Afrika und Amerika die bedeutendsten Völker zu nennen. In Betreff von Europa ist eine genauere Kenntniß nöthig. Besonders erfordert Deutschland, als das Vaterland des Eleven, die größte Auseinandersetzung.“

„Bey dem Cursus der Metaphysik soll der Lehrer, durch Erfahrung geleitet, dem Faden so lange folgen, als dieser führt, und an den für den menschlichen Verstand unergründlichen Tiefen still stehen. Der Professor der Mathematik wird be greifen, daß man keine Bernoulli's und Newton's erziehen will. Trigonometrie und Fortificationswesen sind das, was die jungen Leute am meisten brauchen.“

Wir wünschen, daß dieses Werk, seines Inhalts wegen, möglichst verbreitet und dieser gehörig beherzigt werde.

F. W.

BILDUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Wienbrack: *Sophia von Lissau*, oder der Kampf des Judenthums und Christenthums. Nach der zweyten Auflage des Englischen frey übersetzt von Gustav Sellen. 1828. 250 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

In einer Familiengeschichte schildert der unbekannte englische Vf. die Sitten und Gebräuche der Israeliten in England, namentlich bey ihren Festen und heiligen Tagen. Die grausame Behandlung, welche die zum Christenthume hinneigende Tochter einer sehr bigotten Jädin von dieser erdulden muß, mag wohl der Wahrheit gemäß geschildert seyn; aber daß ein christlicher Jüngling aus Liebe zu einer schönen Jädin im Ernste beabsichtigt ein Jude zu werden, kommt uns sehr unwahrscheinlich vor. Ob die Uebersetzung dieser Schrift für deutsche Leser ein Bedürfnis gewesen, müssen wir bezweifeln, da wir in *Helen's Wallfahrt nach Jerusalem* von Strauß etwas weit Vollendeteres besitzten.

August 1830.

GESCHICHTE.

ZÜRICH, in d. Gefsner. Buchh.: *Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft*. Von J. Conrad Vögeli, Pfarrer zu Benken. Erster Band. 1820. XXIV, VIII und 336 S. Zweyter Band. 1822. XIX u. 374 S. Dritter Band. 1825. XVI u. 415 S. 8. (3 Rthlr. 12 gGr.) — Zweyte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erster Band. 1827. XXIX u. 843 S. 8. (1 Rthlr. 21 gGr.)

Die Absicht des Vfs der vorliegenden ehrenwerthen Arbeit, die so viel auch über die Schweiz und ihre Geschichte bereits geschrieben seyn mag, keineswegs als eine *Ilias post Homerum* zu betrachten ist, ging dahin, ein Werk zu Tage zu fördern, welches in einer der Gröfse des Gegenstandes angemessenen, würdigen und dabey verständlichen Sprache die Geschichte einer kleinen, aber in ihren Schicksalen höchst merkwürdigen *country divided* — wie Goldsmith sich ausdrückt, — *into a number of petty independent principalities and Subject to contention, as jealousy and ambition have more frequent intentions to operate*, von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage, in ihrem Zusammenhange darstellte und die hervorstechendsten Punkte derselben also heraushob und entwickelte, dafs hier die Ausführlichkeit, dort die Kürze durch den Grad der Wichtigkeit des Gegenstandes bestimmt, die geschichtlichen Hauptpersonen nach ihrem Leben, ihrer Gesinnung und Handlungsweise in kräftiger Darstellung vorgeführt, die Kraftäufserungen nicht weniger als das Erschlaffen der Völker und ihrer Führer, das Gute und Böse in seiner wahren Gestalt, nach seinen Wirkungen und Folgen beschrieben, und das Ganze durch zweckmäfsige Nutzanwendungen in das Leben eingreifend gemacht werde. Durch seine aus diesem Gesichtspunkte veranstaltete Unternehmung glaubte der Vf., mit Verzichtleistung auf einen hohen Grad von Originalität und Eigenthümlichkeit, so wie auf das eitle Bestreben, was frühere Geschichtsschreiber vor ihm bereits vortrefflich erzählt haben, neuerdings besser geben zu wollen, Viele zu erfreuen, die Sinn haben für Volk und Vaterland; er glaubte dem Geiste der Jugend durch einen solchen mit Geschmack und Umsicht geordneten Kern der vaterländischen Geschichte eine kräftige, zu eigener patriotischer Gesinnung belebende Nahrung darzubieten, dem Volke

zu einer wirksamen Erhebung behülflich zu seyn und auch hier und da Lehrern der vaterländischen Geschichte eine nicht unerwünschte Nachhülfe zu verschaffen. Nach dem Urtheile des Rec. ist Hr. Vögeli mit dieser seiner, auf die mittlere Bildungsstufe des menschlichen Geistes berechneten Arbeit, die man am liebsten ein *vaterländisches Familien-Lesebuch* nennen möchte, keineswegs hinter seinem Zwecke zurückgeblieben, und hat einem auch in unsern Tagen, ungeachtet der vielen Federn, die sich in älterer und neuester Zeit an der Geschichte der Schweiz versucht haben, immer noch fortbestehenden Bedürfnisse grösstentheils abgeholfen.

Es sind nämlich von den ältern geschichtlichen Werken über die Schweiz mehrere ziemlich selten und kostbar, für den Bedarf des Einzelnen zu weitläufig angelegt, ohne darum mehr als einen Theil ihres Gegenstandes zu umfassen. Die Tacitus-Sprache eines v. Müller vermag der gewöhnliche Leser nicht zu verarbeiten. Die schätzbaren Schriften eines Glutz-Blotzheim und Hottinger sind ebenfalls blofs auf eine gebildete Klasse berechnet. Meyers von Knonau vor Kurzem beendiges, werthvolles und aus dem Studium mancher bisher unbenutzten Quelle hervorgegangenes *Handbuch der Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft* würde Rec., obschon dasselbe hier und da als Grundlage zu Vorlesungen für junge Leute gebraucht wird, sich auch nicht getrauen, den für blofse Anfänger oder für den grossen Haufen geschriebenen Büchern anzureihen. Zschokke's vielgelesene *Schweizergeschichte* ist eigentlich blofs als eine historische Uebersicht, als ein Abrifs zu betrachten, dem Manche nicht einmal den Vorzug einer absoluten Gründlichkeit haben einräumen wollen. Durch die ursprünglich von dem Pfarrer Murer zu Albis-Affoltern, einem andenkenswerthen Geschichtskundigen Literator unserer Zeit, entworfene, in spätern Auflagen von Meyer v. Knonau revidirte „*Kurze Geschichte der Schweiz für Anfänger*“ wird im Grunde blofs dem zarten Alter ein, zwar sehr vorzüglicher, Leitfaden zum Studium der vaterländischen Geschichte in die Hand gegeben. Auch die zahlreichen, grösstentheils fragmentarischen Darstellungen eines bekannten Zürcherschen *Polyhistor*s haben sich so wenig, als irgend ein anderes uns bekanntes Schweizer-historisches Buch, zu einer bedeutenden

tenden Höhe emporschwingen, oder allgemeinere Wurzel fassen mögen. Sonach hätten alle bisherigen, wenn auch theilweise noch so vorzüglichen Leistungen im Fache der Schweizergeschichte noch eine bedeutende Lücke übrig gelassen, und für eine zahlreiche, ihr Vaterland nichts weniger als mit Gleichgültigkeit ansehende Klasse von Lesern wäre bis jetzt entweder gar nicht, oder bloß mangelhaft gesorgt gewesen. Diese Lücke nun sucht Hr. V. nach seinen besten Kräften zu ergänzen, indem er, die Extreme geflissentlich vermeidend, einen Mittelweg einschlägt und, ohne der Gemeinfalschlichkeit irgend untreu zu werden, so viel giebt, als ihm erforderlich scheint, um das Interesse derjenigen Leser festzuhalten, für deren Bedarf durch gelehrte Ausarbeitungen eben so wenig, als durch Skelett-artige Compendien oder summarische Uebersichten gesorgt ist. Wenn er bey Fertigung einer solchen Schweizergeschichte, in der Darstellung von Schlachten, Belagerungen, einzelnen Großthaten, Ereignissen von besonderer Wichtigkeit oder auch im Anführen treffender von *Andern* gemachten Bemerkungen, glaubt, sich *genau und wörtlich* an die vorzüglichsten ältern und neuern Geschichtschreiber anschließen zu können, ja anschließen zu müssen, so möchte ihm, mit Rücksicht auf seinen unumwunden dargelegten Zweck, vielleicht auch diess nachgesehen werden; es kann jedoch, alles Andere beyseits gesetzt; schon die aus einer solchen durchgängigen Aneignung fremden Eigenthums entspringende Ungleichförmigkeit der Erzählung und Schreibart auf keinen Fall einen Vorzug eines Schriftstellers ausmachen. Es hat übrigens der *erste* Band dieser Schweizergeschichte, in zwey Haupttheilen, zum Vorwurfe: *Helvetiens alte Geschichte* bis 1308 und *die Heldenzeiten* bis 1519. Der *erste* Haupttheil handelt in zwey Unterabtheilungen von dem, *fremden Völkern unterwürfigen Helvetien*, vom J. 110 vor der christlichen Zeitrechnung bis 1218 nach Christo, und von der *Vorzeit der vollendeten Freyheit* bis 1308. Der *zweyte* begreift in seinen zwey ersten Unterabtheilungen *die Geschichte der Stiftung der Freyheit* bis 1412 und *die der Unterthanen und Bürgerkriege* bis 1450. Die dritte und vierte Unterabtheilung dieses *zweyten* Haupttheils gehören dem *zweyten* Bande an und umfassen *die letzten Freyheitskriege* bis 1501 und *die mailändischen Feldzüge* bis 1519. Der *erste* Band der *zweyten*, die *beiden ersten* Bände der frühern enthaltenden *Ausgabe* liefert einen erfreulichen Beweis, wie angelegentlich Hr. V. sich bestrebt habe, durch fortgesetzte Sorgfalt und Fleiß und durch wiederholten Gebrauch der Feile seine Arbeit ihrer Vollendung näher zu bringen. Rec. hat sich die Mühe genommen, die beiden Ausgaben mit einander zu vergleichen; und in der neuen gar häufig zweckmäßige Abkürzungen, auch Erweiterungen, wo solches Noth that, sodann Zusätze, Veränderungen, Umgestaltungen sogar und mancherley Ande-

res angetroffen, was zur Vervollkommnung eines solchen, auch in seiner Einfachheit und Gemeinfalschlichkeit wahrlich nicht leichten Versuches geeignet ist. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, hierüber in Umständlichkeiten einzugehen; jedoch mag wenigstens Einiges nicht unbemerkt bleiben. *Gestrichen* ist in der neuen Ausgabe die überflüssige *Abhandlung über Karl den Großen* S. 29 und 30 der alten Ausgabe. — *Ganz neu hinzugekommen* ist in der neuen Ausgabe S. 48 — *Helvetiens Aufblühen unter den Klein-Burgundischen Königen*, 879—1032. — Dasselbe gilt von den Abschnitten: *Helvetiens Herren um das Jahr 1152*; *das Aufblühen Helvetiens unter den Herzogen von Zähringen*, 1032—1218; *von den Verdiensten des Clerus um das Aufblühen Helvetiens*, S. 70 Z. 2 v. u. bis S. 78. Desgleichen der ganze Abschnitt: *Helvetiens Lage nach Rudolfs Tode*, 1291 bis 1334. — *Ganz umgearbeitet* ist der Abschnitt: *Religiöser Zustand der Eidsgenossen im 13ten und im Anfange des 14ten Jahrhunderts*, S. 151—155. — *Die neue* *Verfassung* S. 163 hat *Zusätze*, der Abschnitt *Friede* S. 179 *Erweiterungen* erhalten. — S. 213, wo es von Brun in der a. A. geheißen hatte: *aber er selbst hatte heimlich dem Herzoge geschworen um ein Leibgeding von hundert Gulden jährlich und tausend Gulden baar*, sind die bedeutenden Worte hinzugekommen: *und einen Platz im geheimen Rathe von Oesterreich*. — Wenn in der a. A. sich Brun's Todestag auf den 18ten October 1360 angegeben findet, so ist der n. A. diese Angabe ganz weggelassen. Vermuthlich geschah diess auf von Meyer's Autorität hin, welcher in seinem oben angeführten Handbuche Bd. I. S. 131 bemerkt, daß das Ende von Brun's Bürgermeisteramt und das Jahr seines Todes nicht genau bekannt seyen. Es hat aber gerade jetzt ein noch neuerer Schriftsteller allen diessfallsigen Zweifeln und Untersuchungen durch die documentirte Angabe: *daß Brun am 17ten Herbstmonat 1360 verstorben sey*, ein Ende gemacht. Man sehe „*Das alte Zürich historisch-topographisch dargestellt* von Salomon Vögelin“, eine kürzlich erschienene Schrift eines verdienten Zürcher Gelehrten, durch welche die Schweizer-Literatur abermals eine bedeutende Bereicherung erhalten hat. *Neu* bis auf wenige Zeilen ist S. 251—263: *Das Aufblühen der Eidsgenossenschaft nach dem siebenjährigen Frieden mit Oesterreich* 1389—1412. — *Erweitert, verbessert und verdeutlicht* S. 330 ff.: *Der alte Zürichkrieg*. — Ferner S. 407 ff.: *Die geistige Bildung der Eidsgenossen*, 1400—1450. — Ebenfalls *neu* und von Bedeutung ist was S. 576—582 *von den innern Verhältnissen einzelner Eidsgenössischer Städte und Länder gegen Ende des 15ten Jahrhunderts* erzählt wird. — Des wichtigsten unter den Plänen Waldmann's, „*des Planes zur Erhöhung der Regierung in den Rang einer von dem Volke unabhängigen Herrschaft*“, erwähnt S. 602 erst die *neue* Ausgabe. — (Wohl! bloß zum Scherze spricht Hr. V. S. 438 und

und auch schon in der alten Ausgabe von Turn-
malen im Jahre 1467.) — Aus dem Zusatze
 331 u. 32 endlich mögen die Feinde der Prefs-
 heit mit Vergnügen ersehen, daß sich die Ein-
 führung der gerade in diesen Tagen aufgehobenen
 Censur in Zürich schon von 1523 herschreibt, und
 als Zwingli selbst zuerst das verdrießliche Amt
 des Censors bekleidete. Es hatte nämlich in ge-
 richtem Jahre Papst Adrian VI. von dem deut-
 schen Reichstage die Verbrennung ketzerischer
 Schriften verlangt, der Reichstag aber, indem er
 diese Zumuthung ablehnte, doch genaue Aufsicht
 auf die erscheinenden Schriften empfohlen und da-
 her an die Eidsgenossen geschrieben: „Ihr wollet
 in den Städten bey Euch, wo Druckereyen sind, mit
 gebührender Strafe verbieten, daß hinfort nichts
 Neues gedruckt oder verkauft werde, — es sey denn
 durch elliche ehrbare und verständige Personen be-
 sichtigt und zugelassen.“ Hierauf verordnete der
 Große Rath zu Zürich, den Meister Ulrich Zwingli,
 mit drey Gehülffen, Alles, was in Zürich gedruckt
 werde, zu besichtigen und mit dem Buchdrucker
 Frotschauer zu reden, und ihm zu befehlen, daß er
 künftig ohne ihren Willen und Wissen nichts zu
 drucken unterstehe noch thue.

Der dritte und letzte Band von Vögelin's Schweiz-
 zergeschichte, der den dritten Haupttheil des Gan-
 zen, die neue Geschichte, umfaßt und in vier Unter-
 abtheilungen zerfällt, welche überschrieben sind:
Die Reformation, 1519 — 1531; die Zeiten des Bor-
romäischen Bundes, 1531 — 1586; die Eidsgenossen-
schaft im siebzehnten und die Eidsgenossenschaft
im achtzehnten Jahrhundert, beginnt mit der Glau-
 bensverbesserung und reicht bis 1798 zu dem ver-
 hängnißvollen Zeitpunkte, wo die Eidsgenossen-
 schaft, nachdem sie lange mit Ruhm und Ehre ge-
 blüht hatte, in wenigen Tagen unterging, „weil
 bey ihrem Volke weder Liebe, noch Treue, noch
 Eintracht war“, und, möchte Rec. hinzusetzen;
 weil der unbändige Strom einer nach Revolutionen lech-
 zenden Zeit sich nicht aufhalten ließ: einer Zeit, wo,
 wie Müller sagt, nachdem die räuberischen Fluthen
 schon weit und breit viel Altes, Großes und Schö-
 nes, die Zierden der Vorwelt, das Glück der Ge-
 genwart hinweggespült hatten, auch des Friedens
 hohe Freystätte nicht unerreicht blieb und Alles
 entweiht, Alles zerrissen, zertreten, ausgeraubt
 und verloren wurde. Den letztern Theil dieser
 öden, großentheils that- und segenlosen Zeit, wo
 Selbstsucht, Zwietracht und Erschlaffung immer
 mehr vorzuherrschen anfang, desjenigen, was den
 Geschichtschreiber der Schweiz erwärmen und be-
 geistern kann, immer weniger wird, erklärt der
 Vf. ohne besondere Freude und mit um so größerer
 Mühe beschrieben zu haben, als die früherhin von
 ihm benutzten köstlichen Quellen nunmehr versiegt
 wären und er sich beynahe einzig auf seine eigenen
 Kräfte zurückgedrängt sah. Wenn dieser dritte
 Band weniger als die beiden ersten anspricht; wenn
 es hier und da an dem wünschbaren Aufschwunge

des Geistes fehlen und unter der Beschaffenheit
 der Materie auch die Form hier und da gelitten ha-
 ben sollte, so hat Hr. V. sich gleichwohl, im Gan-
 zen genommen, nicht unglücklich auch durch diese
 undankbare Periode und namentlich durch die ge-
 schichtlichen Schlacken des 18ten Jahrh. hindurch-
 gearbeitet. Eine nochmalige Uebersarbeitung auch
 dieses dritten Bandes, mit welcher er sich dem
 Vernehmen nach seit geraumer Zeit beschäftigt,
 wird seiner Erzählung, in Verbindung mit einigen
 Erweiterungen und mit Vermeidung alles Skelett-
 artigen, ohne Zweifel mehr Rundung und Leben ver-
 schaffen können. Auch wünscht Rec., daß er bey
 dieser Umarbeitung zugleich die neueste Zeit mit-
 nehmen und anstatt, wie in der ersten Ausgabe,
 hart am Rande des Revolutions-Abgrundes zu
 schließeln, diesen Abgrund als ein umsichtiger
 Mann überschreiten und seine Geschichte durch
 jenen entscheidenden Zeitabschnitt selbst hindurch-
 führen möge. Eine solche Vervollständigung wird
 seinem jetzt schon viel gelesenen Buche eine immer
 weitere Verbreitung zusichern und an Meyer v. K.,
 dem Ersten, der mit Ruhe, Gründlichkeit und
 Würde, *sine ira et studio*, (was in Revolutions-
 Zeiten nicht wenig sagen will,) die Schweizerische
 Staatsumwälzung beschrieben hat, steht ihm gerade
 durch diese so schwer zu charakterisirende Periode
 ein einsichtsvoller Wegweiser zur Seite, dessen
 bescheidene und verständige Benutzung ihm, nach
 der Art, wie er selbst in der Vorrede zu seiner
 Schrift sich hinsichtlich der Zusammensetzung der-
 selben erklärt hat, wohl schwerlich Jemand ver-
 denken wird.

DESSAU, b. Ackermann: *Mittheilungen aus der*
Anhaltischen Geschichte (von Heinr. Lindner).
 Erstes Heft. 1830. XII und 84 S. 8. (Mit dem
 Bildnisse F. Georgs des Frommen 6 gGr., ohne
 dasselbe 4 gGr.)

Nachdem Beckmann's Historie des Fürstenthums
 Anhalt erschienen war (Zerbst 1710. fol.), glaubte man
 in Anhalt das Studium der Geschichte dieses Landes
 so erschöpft, daß man im Vertrauen auf seine Gründ-
 lichkeit sich nur auf ihn beschränkte und in stum-
 mer Bewunderung dieß vermeintliche Meisterwerk
 anstaunte. Man muß es darum dem Hn. Archivar
 Lindner zu Dessau großen Dank wissen, daß er
 durch die traurige Erfahrung des baldigen Unter-
 ganges, welche fast alle Anhaltinische Zeitschriften
 gemacht haben, sich nicht abschrecken ließ, mit
 der Herausgabe dieser Mittheilungen hervortre-
 ten und besonders den Bewohnern Anhalts zu ze-
 igen, wie Vieles das eben so mangelhafte als un-
 gründliche Werk Beckmann's noch sicherer zu er-
 gründen übrig gelassen habe. Sehr wahr spricht
 sich darüber der Herausg. in dem Vorworte aus,
 und wir wollen hoffen, Hn. L's Werk werde nun
 ein erfreulicheres Studium herbeyführen, als es
 Beck-

Beckmann's Nachfolgern — *Lenz, Bertram, Krause, Bäntsch, Lobethan, Stenzel und Mann* — möglich war. Diese Hoffnung beleben zunächst Hn. L.'s eigene Leistungen in dem 1sten Hefte dieser Mittheilungen, welche von einem gründlichen Studium der Anhaltischen Geschichte und der genauen Kenntniss dessen, was uns noch fehlte, zeugen. — Hr. L. sucht übrigens den Untergang aller ähnlichen frühern Zeitschriften für Anhalt lediglich in der fehlerhaften Einrichtung derselben und in der unverdienten Bewunderung, welche Beckmann's Werk erhalten hat, *nicht* in einem Mangel an wissenschaftlichem Sinne der Bewohner Anhalts. Wir pflichten dem gern bey, müssen aber doch bemerken, daß die Geschäftigkeit der Anhaltischen Druckerpresse in den vergangenen Jahrhunderten in keinem guten Einklange steht mit der jetzigen. Wie viele Schriften lieferte nur die Stadt Zerbst durch *Bonav. Faber, J. Schlee* (s. Schlier), *Cp. Weiden* (s. Weida), *Z. Dörffer, Andr. Betzel, J. Lüderwald, Gf. Zimmermann* u. A.! Das Verhältniß der Sedulität dieser Drucker zu dem wissenschaftlichen Leben in Anhalt selbst wird sich durch die Heimath der Verfasser der vielen Schriften leicht ermitteln lassen, und eben so leicht dürfte die Anwendung auf die gegenwärtige Zeit seyn, wenn man anders die Gültigkeit derselben anerkennen will. Doch dem sey wie ihm wolle, auch Hn. L.'s Gründe sind wahr, und wir wünschen darum von Herzen, daß die Zukunft seinen Erwartungen entsprechen möge!

In dem *ersten* Hefte der neuen Mittheilungen erhalten wir vier treffliche Aufsätze: I. *Fürst Christian II.* (geb. 1599, gest. 1656.) S. 1 — 30. Dieser Aufsatz enthält einen Abdruck des von diesem Fürsten im J. 1622 aufgesetzten Berichtes, wie es ihm vor und nach der Schlacht bey Prag (1620) ergangen sey. (Vgl. *Beckmann* V, 351.) Mit Recht bezeichnet Hr. L. diesen Bericht als einen höchst merkwürdigen Beytrag zur Geschichte jenes traurigen Krieges. Den eigenthümlichen Ausdruck dieses Aufsatzes hätte Hr. L. jedoch nicht abändern sollen (vgl. S. 2), da sich dafür gewiß kein gültiger Grund aufstellen läßt. II. *Das Jahr 1530*, S. 31 — 45. An diesem trefflichen Aufsätze, welcher uns eine Geschichte der kirchlichen Reformation Anhalts in aller Kürze giebt (vgl. *Beckmann* VI, 37 ff.), können wir nur die Ueberschrift mißbilligen, welche etwas ganz Anderes erwarten läßt. Beachtung verdient die Nachricht S. 38, daß *Beckmann* mehrere Briefe Luther's entweder gar nicht gekannt, oder noch wahrscheinlicher absichtlich unterdrückt hat, und daß er einen in der Nienburger Angelegenheit an den Fürsten Georg geschriebenen Brief Luther's verstümmelte. Aus einem in der Sammlung *de Wette's* fehlenden Briefe Luther's an die drey An-

haltinischen Fürsten d. d. Mittw. n. *Laurenti* (13. Aug.) 1539 wird a. a. O. eine Stelle mitgetheilt. Diese Nachrichten lassen uns den Wunsch aussprechen, daß Hr. L. die Mittheilung dieser Briefe Luther's am gehörigen Orte veranlassen wolle. III. *Das Jahr 1430*, S. 46 — 66. Diese Schilderung enthält Bruchstücke aus *Peter Becker's*, Bürgermeisters zu Zerbst c. 1450, handschriftlichen Zerbster Chronik 1259 — 1445, welche in dem Archive des Rathes zu Zerbst verwahrt wird. Vgl. *Beckmann* I, 1. *Dunkel's* Nachrichten I, 589. Hr. L. konnte die Bruchstücke leider nicht in der sassischen Sprache des Originals geben und spricht darum in der Vorrede S. XI die gewiß allgemein gebilligte Bitte um einen treuen Abdruck dieses für die Geschichte Anhalts so wichtigen Werkes aus. IV. *Zur ältesten Geschichte von Dessau*, S. 67 — 84. Unstreitig ist dieser Aufsatz der wichtigste des gegenwärtigen Heftes. Man hatte allgemein geglaubt, der große Brand zu Dessau im J. 1467 habe alle Urkunden vernichtet und die Geschichte der Stadt Dessau vor dieser Zeit könne darum nie aufgeheilt werden. Der Vf. lehrt uns aber hier das Vorhandenseyn einer Anzahl von Dessau betreffenden Aufsätzen, welche vor dem J. 1467 geschrieben worden, und wir erfahren nun, daß Dessau (Dessow s. Dissouwe) schon im Anfange des 14ten Jahrh. eine kleine, wohleingerichtete Stadt war (vgl. S. 74). Die Erwähnung des Hospitals (1228) und der Marienkirche (1263) läßt uns eine noch frühere Zeit annehmen, als Hr. L. es will.

Indem wir unsere Anzeige beschließen und den Mittheilungen eine so freundliche Aufnahme und Würdigung wünschen, wie sie es verdienen, erlauben wir uns nur noch den Wunsch, daß Hr. L. bey den folgenden Heften und bey der noch für dieses Jahr versprochenen Geschichte und Beschreibung des Landes Anhalt noch größere Sorgfalt auf die Wahl des Ausdruckes und seine Bestimmtheit legen wolle, als es in diesem Hefte geschehen ist. So wird Niemand das Substantivum „das Bisherundnichtweiter“ billigen können. Eben so sehr ist auch die Vermeidung aller Ausfälle, wie S. VII auf den Professor *Stenzel*, für die Folge zu wünschen. Wir zweifeln nicht, daß dann bey der nöthigen Auswahl des Stoffes diese Mittheilungen nicht das gewöhnliche Ephemeriden-Leben haben werden, und an innerm Werthe auch in dieser Beziehung nur gewinnen können. — Für die äußere Ausstattung dieses 1sten Heftes ist durch das Bild des frommen Fürsten Georg von Anhalt in einem sehr gelungenen Steindrucke nach einem Originale von *Lucas Cranach* (dem Jüngern?) welches im J. 1820 in dem Thurmknopfe der Schloß- und Stadtkirche zu Dessau gefunden wurde, auf eine zweckmäßige Art gesorgt worden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1830.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Hartmann: *Denkwürdigkeiten über Polen, vom Jahre 1788 an bis 1815.* Von Michael, Grafen von Oginski. Deutsch von Friedrich Gleich. 1827. Erster Theil. XX u. 868 S. Zweyter Theil. 306 S. 8. (3 Rthlr.)

Den meisten unserer Leser wird das 1826 erschienene Original in französischer Sprache oder auch in dieser Uebersetzung, deren Anzeige sich unwillkürlich verspätet hat, oder wenigstens das hohe Interesse desselben aus den zahlreichen Auszügen in den meisten der Tagblätter bekannt seyn. Wir finden hier den Todeskampf einer tapfern und schwärmerisch patriotischen Nation von 16 Millionen Menschen, ja das Verschwinden selbst ihres Namens, von einem der dabey für sein Volk thätigsten und einflußreichsten Staatsmänner und Krieger, mit zahlreichen Belegen durch merkwürdige Aktenstücke, mit Ruhe und Unparteylichkeit bey dem wärmsten Patriotismus und vieler Beredtsamkeit und Lebendigkeit dargestellt. Neues im Ganzen erfahren wir hier nicht, auch gerade keine neue Ansicht der Sache, wohl aber viel beleuchtendes und interessantes Detail, für welches auch der Geschichtsforscher sich dem edlen ritterlichen Vf. höchst verbunden achten muß, und dabey stellt sich uns ganz unwillkürlich aus der ganzen Mittheilung in dem Vf. selbst ein echtes Bild polnischer Individualität vor, wie diese sich bey dem höhern Adel entwickelt hat durch Weltbildung. Graf Oginski, 1765 geboren, vor der letzten unglücklichen Theilung 1795 einer der reichsten polnischen Magnaten, trat bereits in seinem 19ten Jahre mit Auszeichnung in den Staatsdienst und zog bald die Aufmerksamkeit und das Vertrauen seiner Nation auf sich. Noch fand er sein Volk, ungeachtet ihm bereits 1772 die edelsten Theile seines allerdings weniger desorganisirten als unorganisirten Staatskörpers gewaltsam entrissen waren und es in dem europäischen Staatskörper fast als ein abgestorbenes Glied dastand, doch immer noch bedeutend genug, um einen Kampf für sein Leben zu bestehen; aber er fand es auch zugleich gänzlich umstrickt und despotisirt von der stammverwandten Macht, die sich unter dem unbeschränkten Willen großer und einsichtsvoller Herrscher in steter Stufenfolge entwickelte, dagegen Polen, und zwar neben noch ei-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

ner zweyten zu ihrer Entwicklung kräftig vorschreitenden Macht, in Intelligenz und innerer Politik allein zurückgeblieben war. Es konnte, so wie es war, nicht bestehen, und — unparteyisch gesagt — Rußland konnte es so nicht neben sich bestehen lassen, und als Polen zum Bewußtseyn zu erwachen schien, konnte es ihm bey den obwaltenden Verhältnissen, besonders bey denen mit der Turkey, keine freye Entwicklung gestatten. Schmerzlich ist es nur zu sehen, wie gerade das Erwachen eines würdigen Nationalgeistes und die Sehnsucht nach höherer innerer Entwicklung die gänzliche Auflösung, ohne eigene Verschuldung damals, so gewaltsam herbeyführte; und daß den übrigen Nachbarstaaten eher der Vorwurf gebührt, daß sie bey dem Verlangen, an der Beute, die sich hier darbot, Theil zu nehmen, die Stimme der Gerechtigkeit und einer weisen Politik überhörten, welche ihnen, (wie auch Preussens Friedrich Wilhelm II. es anfänglich wohl einsah, bis Rußlands Insinuationen und die furchtbaren Begebenheiten der französischen Revolution seinen Blick verblendeten,) die wirksamste Unterstützung der freyen Entwicklung des Mittelstaates angedeihen zu lassen gebot, hat der Erfolg unwidersprechlich dargethan. — Wer aber in dieser Hinsicht eine Vergleichung zwischen dem Verhältnisse der Türken und der Polen anstellen und die Weisheit preisen wollte, welche die Existenz der Turkey fordert, der würde übersehen, daß die Polen zur europäischen Familie gehören, die vorzüglich durch das Christenthum verbunden ist und darin einen gleichen Keim zur innern gleichmäßigen Ausbildung trägt, dahingegen die Türken immer ein der europäischen Familie fremdes Volk bleiben, mit ganz verschiedenen Ansichten und Interessen. — Dagegen war es aber auch nicht etwa der Kampf eines edlern und geistigern Volkes gegen den barbarischen Unterdrücker, wie der Kampf der Griechen gegen die Türken: Polen stand in jeder Hinsicht, — was die Masse oder das eigentliche Volk betrifft, — weit hinter seinen Siegern zurück. Was Polen in Hinsicht auf Sitten und Cultur war, das läßt sich aus Forster's neuerlich (bey Brockhaus in Leipzig) erschienenen interessanten Briefen erkennen, der 1784, also wenige Jahre vor der Periode, von welcher in diesen Denkwürdigkeiten die Rede ist, in Wilna war. Nur der höhere Adel gewann durch französische Erziehung eine Bildung, die an Eleganz und Geist und Frivolität der französischen

X (4)

in den höhern Ständen vor der Revolution gleich kam, und bey einem vorzüglich schönen Körperbau einen gewissen ritterlichen Anstand, welcher aus seiner frühern Beschäftigung mit Pferden und Waffen und seiner gänzlichen Unabhängigkeit und dem Bewußtseyn keiner Schranken für ihn in seiner Nation selbst bis zum Throne, den er wenigstens besetzen half, hervorging. Die höhere Geistlichkeit gehörte ganz dem höhern Adel an, so wie alle eigentliche Staatsbeamte. Der niedere Adel, mit gleichen Vorrechten wie der höhere, gebrauchte diese doch nur zum Dienste des höhern, und stand auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung. Einen dritten Stand gab es nicht, obgleich freye Bürger der Städte, aber ohne Staatsrechte, und die ganze übrige Masse waren Leibeigene und Juden. Für Volkseentwicklung liefs sich keine unglücklichere Verfassung denken. — Aber woher dann auch nur die Möglichkeit des Erwachsens, nicht blofs des höhern Adels, sondern der ganzen Nation? Wunderbar, — gerade von dem Manne her, von dem der Pole gewohnt ist sein Unglück zu datiren, von — *Stanislaus Augustus*, dem ihm durch Rußland aufgedrungenen letzten König — nicht Herrscher — des damals noch selbstständig erscheinenden Polens. Hören wir unsern Vf. selbst: „Gewifs ist, und Niemand vermag diels zu läugnen, dafs unter dieser der Nation im Ganzen so wenig zusagenden Regierung, eine Veränderung in der Art der Erziehung und in der Denkweise der Polen eintrat, durch welche eine neue Generation entstand, aus deren Mitte Männer hervorgingen, die sowohl durch ihre Kraft als ihre Talente sich auszeichneten, und wohl im Stande waren, dem Vaterlande nützlich zu dienen und es aus der Schmach und Entwürdigung hervorzuziehen, in welche dasselbe seit so lange schon versunken war. — Es war diels ohne Zweifel eine Wohlthat der Vorsehung, die uns mitten in der allgemeinen Verzweiflung durch die Hoffnung einer lachenderen Zukunft einigen Trost gewähren wollte. — Unglücklich während dem ganzen Laufe (des ganzen Laufes) seiner Regierung, aber wahrhaft das Gute wollend und wohl unterrichtet, widmete *Stanislaus* jeden Augenblick, den er den Geschäften ohne Nachtheil entziehen konnte, den Wissenschaften, der Literatur und den Künsten. Er umgab sich mit unterrichteten Männern, belohnte sie großmüthig und liefs es sich eifrig angelegen seyn, Aufklärung in seinem Lande zu verbreiten.“ Es werden dann die dadurch beförderten einzelnen bedeutenden Erscheinungen des gelehrten und gebildeten Polens aufgeführt, und besonders auch diejenigen genannt, welche ihre Kräfte dazu anwandten, „die Bildung der Jugend in den verschiedenen Zweigen des Unterrichts zu betreiben, Geschmack an den Wissenschaften einzuflofsen und den Kreis des Lichtes und der Erkenntniß auszudehnen“; und der Vf. fährt dann fort: „Nichts trug jedoch mehr dazu bey, die alten Vorurtheile zu zerstreuen und die Neigung, welche die Polen in der Regel für die Wissenschaf-

ten hegten, auszubilden, und so eine Pflanzschule junger, wohlunterrichteter Leute zu ziehen, als die Organisation der militärischen Cadettenschule und die Einrichtung einer Unterrichtscommission. Die beiden Institute allein reichen hin, um einen Begriff von dem zu geben, was der König fähig gewesen wäre zu vollführen, wenn seine Kraft seinen Talenten entsprochen hätte, und wenn nicht ein ungünstiges Geschick immer seinen besten Absichten in den Weg getreten wäre.“ — (Warum mußte er später als die *sächsischen Auguste* den Thron bestiegen!) — „Nach Mafsgabe, wie die volksthümlichen Schulen sich organisirten und füllten, und die wohlthätigen Wirkungen des neuen Erziehungssystems sich zeigten, nahm Alles eine andere Gestalt an. Die Ideen und Begriffe veränderten sich sichtbar, sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen. — Bald gab es Niemand mehr, der nicht den Wunsch hegte, die Muttersprache nach Regeln zu lernen, sie rein und richtig zu sprechen, mit Eleganz und Bestimmtheit zu schreiben. Man begann die Geschichte des Vaterlandes zu studiren, sich der großen Männer, die dasselbe einst verherrlicht, zu erinnern, ihre unsterblichen Thaten im Gesang zu preisen, und sich mit der alten nationalen Tracht wieder auszusöhnen. — Der Geschmack an militärischen Uebungen und an der gymnastischen Ausbildung des Körpers verdrängte bey den jungen Leuten den Hang zu den frivolen Vergnügungen und trug eben so dazu bey, die physischen Kräfte auszubilden, wie das Studium der Wissenschaften die moralischen hob. — Polens Frauen, deren Geist und Anmuth zu allen Zeiten die Huldigungen von ganz Europa erhielt, wetteiferten darin, die Liebe zum Vaterlande zu preisen, und nur was national war, hatte Anspruch auf ihre Theilnahme. — Man kann denken, wie vielen Einfluß solche Lehren auf den Charakter einer feurigen Jugend haben mußten, die vor Ungeduld brannte das fremde Joch abzuschütteln! — — — So war Warschau zu der Zeit beschaffen, als sich der Reichstag versammelte, den man den *constitutionellen*, oder den *vierjährigen*, genannt hat, und der 1788 zusammenberufen wurde. Alles was die Fähigkeit oder das Talent dazu in sich verspürte, beehrte sich angelegentlich, sich zum Nuncius oder Repräsentanten der Nation erwählen zu lassen, um Theil an den Verhandlungen einer Versammlung nehmen zu können, die das Loos von Polen ändern und bestimmen sollte. — Eine Ruhe von ohngefähr (ungefähr) zehn Jahren hatte die *hinreichende Zeit* (?) verliehen, um an die Mittel denken zu können, sich aus dem Zustande von Herabwürdigung empor zu heben, in welchem die Nation versunken war. Zwar sah jede Partei den Weg dazu verschieden an, doch waren Alle von der Nothwendigkeit überzeugt, sich damit beschäftigen zu müssen, und das Gerücht von einer neuen Theilung des Landes, welches sich verbreitet hatte, erhitze alle Köpfe. — Der Reichstag wurde auf den 30sten September zusammenberufen. Den 6ten Oktober

über vereinigten sich die Stände; den 7ten entwarf unterzeichnete man die Conföderationsakte. Das war die erste Triumph, den man über jene Party davon trug, die keine verbündeten Stände wollte, um sich des *liberum veto* nach Willkür bedienen zu können. — Wir haben uns nicht vorstellen können, diese höchst wahre und geistreiche, selbst welthistorisch bedeutende Einleitung in die Darstellung der Entwicklung der darin angedeuteten Verhältnisse mitzutheilen, weil sie den Schlüssel dazu giebt, wie es wohl möglich war, dafs aus gänzlich scheinbarer Anarchie eine Constitution wie die vom 3ten May 1791 hervorgehen konnte, von der der Vf. (S. 91. Th. I.) mit Recht sagt: „Wenn sich Schmäher gegen diese“ (besonders in Hinsicht auf die frühern innern Verhältnisse) „weise Constitution gefunden haben, welche durch Parteygeist, übereiltes Urtheil oder Mangel an nöthigen Einsichten, sich hinreissen liefsen sie zu verdammen, so wurde sie auf der andern Seite dafür hinlänglich durch die Begeisterung belohnt, mit welcher sie durch ganz Polen angenommen wurde, durch den Eindruck, den sie auf den Geist aller Einsichtsvollern in Europa machte, und durch das Urtheil, welches ausgezeichnete Gelehrte und die achtungswerthesten Staatsmänner darüber fällten“; von denen der Vf. einen *Thomas Payne*, *Volney*, *Fox*, *Burke*, *Hertzberg* namentlich mit ihren Aeusserungen anführt; und durch die Aufopferung eines *Kosciusko* für dieselben, möchten wir noch hinzufügen. — Wie aber der König sich so soll haben verblenden können, dafs er bey der bekannten Zusammenkunft zwischen ihm und der Kaiserin *Katharina* im May 1787 auf dem Dnjepr bey Kaniow Hoffnungen für Polen hätte fassen können (Th. I. S. 9), ist unbegreiflich, da er ja alle seine Anträge mit Ausflüchten beantwortet sahe und zwischen den beiden Monarchen die gegenseitige Verstimmung trotz aller äufsern Artigkeiten von beiden Seiten nur zu sichtbar war; und sprach der König wirklich den Kaiser *Joseph* nicht persönlich auf dieser Reise (S. 9)? — Jetzt entspinnt sich das lebensvolle, an ritterlichen und grosartigen Thaten, so wie an engherzigen und hinterlistigen Zügen reiche Drama, dessen Auflösung die Wiederherstellung Polens, als abhängigen Königreiches, mit noch nicht vier Millionen Menschen durch Alexander ist. Der Vf., von Anfang bis zur Auflösung unmittelbar patriotisch thätig dabey als Staatsmann und Soldat, läfst es uns in allen seinen Einzelheiten anschauen, wobey man jedoch nicht vergessen mufs, dafs der adelige ritterliche Charakter, in welchem alles erscheint, — bis auf die unvernünftigen schrecklichen und blutreichen Tage unter dem russischen Machthaber *Igelström* zu Warschau, von diesem freylich provocirt, und die dann die schauerhafte Reaction bey der Bestürmung von Praga unter Suworoff besonders motivirte, — von dem ritterlichen Geschichtschreiber vorzüglich ausgeht, ob ihm gleich

keine Entstellung irgend einer Art vorzuwerfen ist. Wir können ihm nicht ins Detail folgen, besonders da wir, wie oben erwähnt, daraus im Ganzen nichts neues erfahren. Nur was den Vf. unmittelbar betrifft, wollen wir kurz anführen, da die Rechtfertigung seines Betragens das zweyte Hauptaugenmerk der ganzen Darstellung ist. Wir können dies mit den Worten der Vorrede thun, wo er sagt: „Nachdem ich diesen Entschluß“ (zur Bekanntmachung dieser Memoires) „faßte, mufs ich nun bemerken, dafs es nicht zu verwundern ist, dafs man mich, da ich sehr jung in die Dienste meines Vaterlandes trat und nach und nach Repräsentant bey dem gesetzgebenden Corps, Mitglied des Finanzdepartements, außerordentlicher Botschafter in Holland, Bevollmächtigter zu einer Mission in England, Schatzmeister von Litthauen, Soldat zur Zeit der polnischen Revolution (Anführer eines auf eigene Kosten ausgerüsteten Jägercorps, das sich mit seinem Anführer durch Kühnheit, Bravheit, Gewandtheit und Mannszucht auszeichnete), Agent der polnischen Patrioten in Constantinopel und Paris war, hierauf in Folge meiner Auswanderung (nach der Vernichtung Kosziusko's) mehrere Jahre von den Geschäften zurückgezogen lebte und endlich von dem Kaiser *Alexander* in den Petersburger Senat aufgenommen wurde (er war Gutsbesitzer in Weifsrußland); dafs man mich da, sage ich, bald für einen Aristokraten, bald für einen Jakobiner, bald für einen Anhänger der Franzosen (denen der Vf. niemals, am wenigsten *Napoleon* ein ernstliches Interesse für Polen zutraute), und bald wieder für einen der Russen hielt.“

Ueberall zeigt sich der Vf. in dem höchst interessanten und oft romanhaften Detail, in welchem er diese so verschiedenen und nicht selten so gefährlichen Verhältnisse darstellt, als ein höchst patriotischer, liberaler, einsichtsvoller und gewandter echter Pole, so wie denn auch das erste Hauptaugenmerk bey diesen Memoiren ist, Polens Erwachen und Kampf von dem ihm von Rußland und Preussen gemachten Vorwurf des Jakobinismus zu reinigen, in welcher Hinsicht er (S. 164. Th. I.) folgende Parallele durchführt: „Bedarf es wohl noch Beweise, um die Polen gegen die Anklage des Jakobinismus zu vertheidigen, dessen man sie beschuldigte und der zum Vorwande der neuen Theilung (1793) dienen mußte? Der patriotische Aufschwung, der Zorn, welcher sie belebte, und der Haß, den sie gegen ihre Feinde hegten, hatten nichts mit den Gesinnungen gemein, die zu jener Epoche, von der wir sprechen, in Frankreich herrschten. — In Frankreich wurden Adel und Geistlichkeit als die Feinde der Nation betrachtet, und man zwang sie, ihre persönliche Sicherheit in der Auswanderung zu suchen; in Polen dagegen bildeten eben gerade Adel und Geistlichkeit die Nation und waren es, die sich damit beschäftigten, eine Ver-

Verfassung zu gründen, die nicht allein die individuelle Freyheit eines Jeden von ihnen, sondern auch das Glück und die Ruhe der andern Stände sicherte, welche keinen Theil an ihren Berathungen nahmen. In Frankreich konnte man hoffen, mit jakobinischen Grundsätzen Alles zu gewinnen, indem man sich der Reichtümer und Besitzungen derer bemächtigte, welche durch Meinungsverschiedenheit gezwungen wurden auszuwandern; in Polen dagegen konnten die, welche den aufgeklärten Theil der Nation bildeten, Nichts dadurch erreichen, wenn sie dem Jakobinismus huldigten, im Gegentheil aber wohl Alles verlieren; denn sie würden hierdurch genöthigt gewesen seyn, sich ihrer Güter selbst zu entschlagen, um sie mit denen zu theilen, die nichts besaßen, ohne daß daraus dem Vaterlande ein wesentlicher Nutzen entsprungen wäre. — Endlich sind die Polen niemals blutdürstig gewesen, und haben nicht das Leben ihres Königs angegriffen; übrigens hat in Frankreich, um es rein herauszusagen, der dritte Stand die Revolution durchgeführt, der in Polen gar nicht vorhanden war." — Und kurz vorher heist es (S. 164): „Wenn in der Folge Ueberspannung und Verzweiflung die Polen dazu zwangen, sich laut zu beklagen, ungeduldig zu werden, den patriotischen Gefühlen der Franzosen Beyfall zu schenken, ihnen Glück zum Fortgang ihrer Erfolge zu wünschen, und selbst ihre Hoffnungen auf sie zu bauen, so darf man dies nur den Bedrückungen zuschreiben, die man über sie verhängte. — Erbittert durch ihr Unglück, bestraft für ihre Loyalität und die Reinheit ihrer Gesinnungen, gekränkt in dem was dem Menschen am theuersten ist, in der Freyheit der Meinungen und (in) der Nationalehre, mußten sich die von allen Seiten hintergangenen Polen viel unglücklicher fühlen, als jene Nationen, welche mit den Waffen in der Hand unterjocht und gezwungen wurden, den Gesetzen des Siegers zu gehorchen. — Man suchte ihre Freundschaft, um sie zu hintergehen; man schloß die heiligsten Verpflichtungen mit ihnen ab, um sich ein Spiel daraus zu machen sie zu brechen; man ließ ihnen (sie) Schritte thun, von denen man später nichts wissen wollte und dieselben verdammt; man schob ihnen Gesinnungen und Vergehen unter, die sie nie gehabt und begangen hatten; man gab ihnen die Zusicherungen der lebhaftesten Theilnahme an ihrem Loose, während man Truppen in ihr Gebiet schickte, ihre Provinzen verwüstete und sie selbst unterdrückte; man opferte dem Ehrgeiz einiger verirrtten Magna-

ten das Loos so vieler Millionen, und nachdem man endlich entschieden hatte, daß zum Wohle der Polen selbst es nothwendig sey, die Grenzen ihres Landes durch eine neue Theilung zu verengen, zwang man sie noch durch die Versammlung ihrer Repräsentanten zum Reichstage (1793 in Grodno) den Beschluß der willkürlichen Ungerechtigkeit gut zu heißen!" — Harte, aber von dem Vf. aufs unwiderleglichste bewiesene Beschuldigungen. Wir haben ihm die Genugthuung nicht versagen können, diesen herediten Ausdruck des Patriotismus mittheilen.

(Der Beschluß folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ELBERFELD U. BARMEN, b. Weise: *Christliches Taschenbuch auf das Jahr 1830.* Herausgegeben von Karl Aug. Döring, Pastor in Elberfeld. VIII u. 182 S. 12. (20 gr.)

Zwar ist die Glaubensansicht des Herausgebers dieses neuen Jahrbuchs der Erbauung nicht ganz die Unsrige, insofern wir die düstere Beymischung derselben nicht theilen können; allein wir dürfen darum nicht verhehlen, daß auch wir Erbauliches und Ansprechendes darin gefunden haben. Hr. D. selbst ist als gewandter religiöser Dichter durch eine ganze, zum Theil recht schätzbare, geistliche Liedersammlung vorthellhaft bekannt, eben so sind *Heilmann* und *Nonne* Geltung habende Namen. Darum werden auch solche Christen, und vorzugsweise Christinnen, welche „dem Herrn“ mehr im Leben dienen, ohne Ueberschwengliches der Gefühle und ohne Ueberfließen des Mundes von frommen Reden, in dem vorliegenden Buche Stoff zur Erbauung und zur Belebung des heiligen Sinnes finden. Uebrigens bedurfte es der Rechtfertigung bey Herausgabe eines religiösen Taschenbuchs wohl kaum, da das gegenwärtige ja nicht das *erste*, sondern das *dritte* in der Reihe ist, und mit ihm gleichzeitig das *vierte*, die noch weit reicher ausgestattete *Selitha*, erschien. Ein Hauptvorzug freylich mangelt ihm noch, nämlich die Mannigfaltigkeit, ein Vorzug, der Gesang- und Erbauungsbüchern nimmermehr fehlen darf, da ja das Bedürfnis, welches zu ihnen führt, so höchst mannigfaltig ist. Das Titelkupfer „Christus vom Berge redend“ ist kein Meisterstück.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

August 1830.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Denkwürdigkeiten über Polen*, vom Jahre 1788 an bis 1815. Von Michael Grafen v. Oginski. Deutsch von Friedr. Gleich. 1827. Erster u. zweyter Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Einen besondern Reiz und bedeutenden geschichtlichen Werth erhalten diese Memoiren noch durch die mit großer Wahrheit und Unparteylichkeit daraus hervorgehende Schilderung der in dieser großen Angelegenheit betheiligten Personen, mit denen allen der Vf. in unmittelbare Berührung kam. Hier hebt sich vor Allem der Charakter des Königs Stanislaus Augustus heraus, der mit bewundernswürdiger Einsicht und Bildung, mit nie verläugnetem Patriotismus eine unbegreifliche Schwäche verband, die er, wie er selbst offen gestand, nicht zu überwinden vermochte. Graf Oginski genoß seiner Achtung und seines Vertrauens in einem hohen Grade; er wurde oft von ihm aufgefordert, ihm seine Ansichten mitzutheilen: diese ergriffen ihn stets durch ihre Wahrheit, ihren Adel und ihren Patriotismus, es waren auch seine Ansichten; allein — sie erschienen ihm fast immer wie Träume aus einer bessern Welt, und der Versuch, ihnen gemäß zu handeln, so nahe er oft auch lag, wurde kaum gewagt. Höchst erschütternd sind mehrere Auftritte dieser Art, besonders aber der Besuch des Königs auf seiner Rückreise von dem unglücklichen Reichstage zu Grodno auf einem 14 Stunden von Warschau am Wege liegenden Gute des Grafen, wo er bey einer ergreifenden Unterredung in die tragischen Worte ausbrach: „Ach! warum nahm ich diese Dornenkrone an, die seit so vielen Jahren mein Haupt niederbeugt und mir (mich) alle Unannehmlichkeiten empfinden läßt, welche die königliche Würde mit sich führt, ohne einen einzigen ihrer Genüsse. Nein! ich habe nur einen glücklichen Augenblick meiner ganzen Regierung gehabt; es war dieß am Tage des 8ten May... Ich glaubte damals, daß die Vorsehung, müde uns zu verfolgen, meine Gebete und die meiner unglücklichen Landsleute erhört hätte!... In diesem Augenblicke genoß ich das ganze Vertrauen meiner

Nation und fühlte, daß ich es verdiente.“ — (Er theilte die Constitution vom Throne herab und gefiel sich darin, sie als sein Werk zu betrachten.) — „Es war der köstlichste Moment meines Lebens, dessen Erinnerung mich bis an mein Grab begleiten wird!... Ach warum mußte er nur von so kurzer Dauer seyn! warum war er nicht der letzte meines Lebens!... Ich wäre dann mit Ehren ins Grab gestiegen; ich hätte, indem ich die Augen schloß, mein Volk zufrieden mit mir und mein Vaterland glücklich hinterlassen! Jetzt fühle ich, daß ich für mich und mein Land zu lange gelebt habe... Unglückliches Polen! welch ein Loos steht dir bevor, und wie elend ist dein König!“... Er bedeckte bey diesen Worten das Gesicht mit beiden Händen, um die Thränen zu verbergen, die ihn fast erstickten und ihn einige Zeit verhinderten weiter zu reden. — Und dieß war nach allen Umständen nicht etwa eine bloße Tirade, wie man oft bey ihm finden wollte. Graf Oginski hatte es ihm oft vorausgesagt, wie alles kommen würde. Rec. sah ihn nachmals in Petersburg, als die Krone seinem Haupte entfallen war und er als Pensionair dort lebte, wie er die ganze Liebenswürdigkeit seines Charakters entfaltete, besonders in der Kinderwelt, mit welcher er sich gern umgab, und wie er starb und in einer Nische der katholischen Kirche beygesetzt wurde, wo eine einfache bronzene Tafel die Ruhstätte des (nach damaliger Aussicht) letzten Königs der Sarmaten bezeichnete, die bald, von einem Beichtstuhle bedeckt, den Blicken entzogen wurde. — Nicht weniger interessant sind die Schilderungen der zauberhaften Erscheinung Katharina's, dann Potjemkin's, Zoubow's, des edeldenkenden Grafen Sievers, der als allmächtiger Gesandter oft mit widerstrebendem Herzen die strengen Verordnungen seiner Gebieterin in Polen vollzog, und einen Igelström zum Nachfolger erhielt, dessen Anmaßungen durch keine Herzensgüte gemildert wurden, und der, ein Flüchtling vom Blutbade in Warschau, seine Tage in der Dunkelheit beschloß, vor allen des Ritters ohne Furcht und Tadel, Kosziusko's, und so vieler Anderer, oft in wenigen, aber bedeutenden Zügen aufgefaßt. — Was die Uebersetzung betrifft, so ist sie zwar nicht ungeschmeidig, allein nicht frey von Gallicismen, und nichts weniger als correct in der Sprache, so wie der Vf. auch eine ganz

ganz sonderbare Interpunction beobachtet, aber gewiß die unbedachteste und zweckwidrigste, die sich denken läßt. Papier und Druck sind schön.

STUTTGART, b. Gebr. Franckh: *Geschichte des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel unter Napoleon*. Mit einem vorangehenden politischen und militärischen Gemälde der kriegführenden Mächte, von General Foy, herausgegeben von der Frau Gräfin Foy. Aus dem Französischen. 1827. Erster Band. XXIV u. 327 S. Zweyter Band. 358 S. Dritter Band. 854 S. Vierter Band. 326 S. 8. (6 Rthl. 12 gGr.)

General Foy hatte nicht die Zeit, sein Werk zu vollenden, daher dasselbe, als Kriegsgeschichte, nur die Erzählung der Ereignisse eines Jahres, — vom September 1807 bis zum October 1808 — enthält. Diese Erzählung füllt jedoch nicht viel mehr als die Hälfte der Seitenzahlen des ganzen Werks, indem der erste und der größte Theil des zweyten Bandes der vor uns liegenden Uebersetzung, in vier Büchern, das *politische und militärische Gemälde der auf der Halbinsel kriegführenden Mächte*, — Frankreich, England, Portugall und Spanien, — liefern. Allein, hat General Foy, als Geschichtsschreiber, uns auch nur ein historisches Fragment hinterlassen, so gewährt doch dieses eine vollständige Schilderung der ersten politischen und militärischen Versuche des kaiserlichen Ehrgeizes gegen Portugall und Spanien, der Ueberziehung der Halbinsel durch die französischen Heere, der Besitznahme von Lissabon, des spanischen Volksaufstandes, der Ereignisse von Bayonne, der Niederlage Dupont's bey Baylen und der darauf folgenden Capitulation von Andujar und endlich der Landung der Engländer und der Räumung Portugalls unter dem Schutze der englischen Flagge selbst. Wären indessen auch die Begebenheiten, welche dieser Zeitabschnitt umfaßt, mit minderer Ausführlichkeit dargestellt worden, so würde die Erzählung an sich schon, durch den Schimmer des Namens ihres Verfassers, ein ganz eigenthümliches Interesse gewähren: denn als Geschichtsschreiber nicht weniger, wie auf der Rednerbühne, entwickelt derselbe den nämlichen Charakter, zeigt den nämlichen Geisteschwung. Sein Talent hat nichts Erborgtes an sich; es genügt sich selber. Seine Bestrebungen sind sichtlich dahin gerichtet, in dem Geiste des Lesers das Urtheil und den Eindruck hervorzurufen, den auf ihn selber die Begebenheiten machten. Diese berichtet er zwar mit gewissenhafter Treue und sehr umständlich; allein überall tritt die Subjectivität des Erzählers hervor. In Kurzem: Gen. F. gehört, als Geschichtsschreiber, nicht zu denjenigen, welche sich in die Zeit der Begebenheiten, die sie schildern, versetzen, sondern er will hinsichtlich der Vorgänge, denen er beywohnte, als die Nachwelt erscheinen, deren

ernsten und fast feyerlichen Ton er annimmt. In der persönlichen Bedeutsamkeit des Vfs kann die Art Geschichte zu schreiben allein ihre Rechtfertigung finden. — Was inzwischen, unsers Bedenkens, dem Werke seinen vorzüglichsten Werth verleiht, dieß sind die kürzlich erwähnten vier ersten Bücher desselben. Durch sie unterscheiden sich diese Kriegsgeschichte vortheilhafter vor allen andern, deren Verfasser sich gemeinhin darauf beschränken, in der Einleitung den Ursprung und die Ursachen eines Krieges zu erzählen, und alsdann sogleich, ohne die Leser erst mit den kriegführenden Armeen und Nationen bekannt zu machen, die militärischen Operationen und deren Erfolg schildern. Eine solche Kriegsgeschichte gewährt in der That nicht viel mehr Unterhaltung und Belehrung, als eine Reihfolge alter Zeitungen. Denn nicht bloß durch Märsche und strategische Combinationen wird ein Krieg entschieden. Die moralische Beschaffenheit der Heere, ihre Organisation, die Sitten der Völker, die einander bekriegen, der Charakter der Generale, die Natur des Landes, wo man Schlachten liefert, seine politische Lage, seine Finanzen, sein Handel, — dieß Alles wird von den gewöhnlichen Geschichtsschreibern nur oberflächlich berührt; Gen. F. hat solches beobachtet, erforscht und mit einem wahrhaft bewundernswürdigen Talent geschildert, entwickelt; und aus dieser Rücksicht besonders müssen wir bedauern, daß sein Werk unvollendet blieb. — Bevor derselbe die französische Armee auf die Bühne bringt, schildert er in flüchtigen Zügen, was diese Armee namentlich seit der Revolution gewesen; die Veränderungen, welche ihre Organisation, ihre Mannszucht erfahren, und jenen patriotischen Aufschwung von 1792, der stufenweise das überwiegende Ansehen eines einzigen Mannes zu modificiren verstand, und an dessen Stelle nunmehr eine grenzenlose Hingebung gegen den Mann trat, der Europa's Gebieter geworden war. So kurz indessen dieses der französischen Armee gewidmete Buch auch immerhin ist, so enthält es dennoch die vollständige Geschichte von dem, was sie während dreißig Jahren war. Man findet Alles darin, sowohl die einer jeden Waffengattung eigenthümlichen Thatfachen, wie eine Darstellung der Militär-Verwaltung und die Einführung der Conscription, womit der Mißbrauch so weit getrieben ward, daß, nach F's Ausdruck, „fortan für einen Franzosen der natürliche Tod derjenige war, den man auf dem Felde der Ehre fand.“ — Eine Charakterschilderung Napoleons schließt dieses Buch. F. nennt ihn den größten Feldherrn neuer Zeit. „Er hatte, sagt derselbe, in der Schlacht einen frischen Muth, eine tief berechnete Festigkeit, einen Geist, fruchtbar an plötzlichen Ideen, welche durch unerwartete Hilfsmittel den Feind in seinen Planen irre machten. Man hüte sich, eine lange Reihe glücklicher Erfolge der organischen Gewalt der Massen zuzuschreiben, die er

in Bewegung setzte. Das geübteste Auge würde keine haben, hier etwas Anderes zu entdecken, als Elemente von Unordnung. Man sage eben so wenig, er sey ein glücklicher Feldherr gewesen, weil er ein mächtiger Monarch war. Von allen seinen Feldzügen sind die merkwürdigsten: der Feldzug an der Etsch, wo er, General von gestern, eine nicht zahlreiche und im Anfang schlecht geordnete und schlecht ausgerüstete Armee commandirend, schon gleich Anfangs höher als Turenne und an die Seite Friedrich's stellte; und der Feldzug in Frankreich im J. 1814, wo er, auf eine Handvoll Soldaten heruntergebracht, Einer gegen zehn kämpfte." — In moralisch-politischer Hinsicht unterscheidet F. zwey Naturen bey Napoleon. Die Eine, ganz das Gepräge des revolutionären Geistes an sich tragend, machte ihn zu allen kühnen Unternehmungen geschickt; keine Schwierigkeit vermochte ihn aufzuhalten; kein Wagnis schien ihm zu groß. Die Gewalt der Volkskraft begreifend, hoffte er mittelst dieses Hebels die ganze Welt in der Schwebe zu erhalten. Seine Feuerseele schien dazu geboren zu seyn, um alle veralteten Dinge, gleich Gefäßen von Thon, zu zerschmettern und sie, ohne einen Augenblick des Bedauerns, auf seiner Bahn hinzustreuen. Diese Seele war groß, umfassend, erhaben, durch einen natürlichen und mühelosen Aufschwung zu allen außerordentlichen Dingen fähig; mit einem Willen bewaffnet, den nichts zu erschüttern vermochte, würde diese Seele der Welt die Freyheit gegeben haben, hätte sie solche zu begreifen vermocht und nicht die Folgen ihrer Wohlthaten gefürchtet. Allein um über diese Furcht sich zu erheben, bedurfte sie Tugenden und Begriffe, die ihrer Bildung fremd waren. Napoleon's andre Natur war auch noch groß, allein sie strebte unaufhörlich dahin, die Verhältnisse jener ersten zu vermindern. Sie ertheilte ihm ängstliche Rathschläge, lehrte ihn den Gebrauch der List, gestattete ihm, selbst zum Betrage seine Zuflucht zu nehmen, und führte ihn unaufhörlich zu der alten Ordnung der Dinge zurück, deren Hinwegrückung allein aus dem Artillerie-Lieutenant einen Kaiser von Frankreich und Oberherrn von Europa gemacht hatte. Mit der einen Hand erschütterte dieser Riese das Vergangene, mit der andern suchte er es auf seinen alten Grundlagen wieder zu befestigen. Um das Unglück voll zu machen, trat Eitelkeit zu dem ungeheuern Stolze, der Napoleon auf der Spitze seiner gefährlichen Macht aufrecht erhielt, und daher kam er denn auf den Unheil bringenden Einfall, das verfallene Gebäude der Adels-Aristokratie wiederherzustellen, nebst allen verjährten Ansprüchen der bevorrechteten Kaste. — Rec. läßt die Richtigkeit dieses Urtheils dahin gestellt, allein dem großmüthigen Charakter des Vfs selber kann es nur zur Ehre gereichen, wenn er es Napoleon schonungslos als ein Verbrechen vorwirft, diejenige Freyheit nicht gegründet zu haben, die er Frankreich sichern

und deren er, durch sein Uebergewicht, alle andere Völker theilhaftig machen konnte, indem er ihnen die Opfer ersparte, womit sie Frankreich erkaufte hatte. — Zur Ausführung seines Planes genügte es dem Vf. nicht, die französische Armee zu schildern; er mußte seine Leser auch zur Kenntniß derjenigen Heere anleiten, mit denen sich diese Armee auf der Halbinsel gemessen hat. Indem der Geschichtschreiber von den Franzosen sprach, brauchte er nur seine eignen Erinnerungen zu Rathe zu ziehen. Allein um eine eben so vollständige, so treue Schilderung von den militärischen Einrichtungen Großbritanniens und der moralischen Beschaffenheit seiner Kriegsvölker entwerfen zu können, bedurfte es Nachforschungen, die viel Mühe kosteten, eines großen Scharfsinns und einer richtigen Beobachtungsgabe. Man darf dem Vf. wohl nachrühmen, daß er mit Glück alle desfallsigen Schwierigkeiten gewältigt hat; kein durch National-Vorurtheile beschränkter Geist hat Hn F. abgehalten, Frankreichs Nebenbuhler die ihnen gebührende Gerechtigkeit zu erweisen; und vielleicht dürfte selbst mancher englische Officier, der seine Arbeit zu Rathe zieht, daraus Belehrung über sein Land und seine Armee schöpfen können. „Wir kennen, sagt F., keine besser disciplinirten Truppen, als die brittischen. Ueber mehrere Ursachen ihres Vorrangs in dieser Beziehung wollen wir die erste sagen (anführen), die, welche die einflußreichste scheint, und die, auf die französische Armee angewendet, bey derselben eine geradezu entgegengesetzte Wirkung hervorbringen würde... Die Soldaten und Officiere bilden in England zwey Klassen, die durch eine beynahe unübersteigliche Zwischenwand (*barrière*) getrennt sind. Diels ist eine Folge von den Einrichtungen des Landes. Eine vermittelt der Conscription ausgehobene Armee wählt ihre Officiere in ihrem Schoosse, weil sie sicher ist, Bürger darin zu finden, und weil das Vaterland seinen Kindern die vollständige Erfüllung ihrer Bestimmung schuldig ist, in welche Lage es sie auch setzen mag. Eine durch Geld rekrutirte Armee hat nur ein Recht an das, was ihren Mitgliedern bey der Anwerbung versprochen wurde, und die Hellebarde des Feldwebels ist das *non plus ultra* des Ehrgeizes des eingereihten (*enrolé*) Freywilligen. Eine solche Armee wird nur volksthümlich vermittelt der Officiere, die außer ihren Reihen und in der Sphäre der gesellschaftlichen Interessen genommen werden. In ihren Augen sind die Soldaten passive Werkzeuge, Räder, die man tüchtig schmieren und sorgfältig unterhalten muß, damit die Maschine bey jeder Gelegenheit ihre Wirkung thut. Der Unterschied der Klassen macht also die englische und russische Armee einander gewissermaßen ähnlich; denn die Hauptstärke der letztern kommt daher, daß Massen unwissender Menschen sich von aufgeklärtern Menschen, als sie, blindlings führen lassen... Von den Engländern kann man nicht

nicht sagen, sie seyen bey diesem oder jenem Gefachte tapfer gewesen. Sie sind es immer, wenn sie geschlafen, gegessen und getrunken haben. Ihr mehr physischer als moralischer Muth muß durch kräftige Mahlzeit unterstützt werden. Der Ruhm würde sie nicht vergessen lassen, daß sie Hunger haben, oder daß ihre Schuhe zerrissen sind." — In eben demselben Geiste sind des Vfs Schilderungen über Spaniens und Portugalls politische Organisation, deren bürgerliche und Militär-Verfassung, Sitten, Gebräuche u. s. w. entworfen. — Im Widerspruche mit den Behauptungen anderer Schriftsteller, ja selbst gewissermaßen aus den Ereignissen der neuesten Zeit, findet F. bey der Bevölkerung Portugalls alle Elemente der Unabhängigkeit und der Freyheit, wofür dessen Regierung nur den ernstesten Willen haben möchte, sich durch die Herrschaft der Gesetze mit der Nation zu vereinigen, anstatt sich von ihr durch die unumschränkte Gewalt abzusondern; die untern Volksklassen aufzuklären und zu erziehen, anstatt sie der Willkür des Fidalgo's d. i. des hohen Adels Preis zu geben. „Dieser Adel, sagt F., gleicht jenen rebellischen Engeln, die, durch den Willen des Allmächtigen vom Himmel herabgestürzt, ihrem Fall nahen, indem sie den Menschen Böses zufügen. Vergeblich würde man bey dem größten Theile unter ihnen die Tugenden ihrer Ahnen suchen; man hat sogar Mühe, historische Erinnerungen aus den Hoftiteln herauszufinden, unter welchen die schönen Namen Castro, Pereyra, Menezes vergraben sind. Beynahe der ganze betitelte Adel bewohnt Lissabon, wo er ansehnliche Einkünfte verschwendet, welche nicht aus seinem väterlichen Erbtheile herfließen; — denn die ungeheuern Grundbesitzungen gehören einer kleinen Anzahl von Familien, — sondern aus den öffentlichen Aemtern, aus den Commenthureyen, welche ehemals zur Belohnung der Tapferkeit im Kriege gestiftet wurden, aus den Geschenken und Almosen des Fürsten und besonders aus dem Verkaufe seiner Empfehlungen, die er um baar Geld giebt." — Gewährt indessen die Schilderung, die F. von Portugal entwirft, schon ein überaus hohes Interesse, so hat derselbe doch, nach des Rec. Bedünken, sich bey weitem übertroffen, indem er Spaniens Zustand darstellt. Er vergleicht dieses Reich mit einer großen und edlen Ruine, wo man auf schöne Verhältnisse, kolossale Massen und eine Menge vergrabener Reichthümer stößt. Das spanische Volk habe auf der Erde gegläntzt, ohne die Bahn der Civilisation durchschritten zu haben; mit keinen andern Völkern jemals vermischt, sey es allein mit seinen gewohnten und angeborenen Tugenden ge-

blieben. Der Geschichtschreiber vergleicht ebendasselbe Volk mit einem entthronten Könige, den die Erinnerung an seine Macht noch nicht verlassen hat und den Mißgeschick stürzte, ohne ihn zu demüthigen. Tapfer, großmüthig, mälsig, Wahrheit liebend, rechtlich, sey das spanische Volk einer großen moralischen Erhebung fähig, für die besten Eindrücke empfänglich; es habe keine andern Fehler, als die, welche der Despotismus und der Aberglaube geben, und alle die Eigenschaften, deren es die Macht der Könige und der Priester nicht berauben konnte. — Die Prinzen aus dem Hause Oesterreich, die über Spanien herrschten, dessen Größe sie stifteten und dessen Verfall sie anbahnten, werden mit großer Strenge behandelt. Allein auch die Fehler der gegenwärtigen Dynastie werden mit der Freymüthigkeit des Geschichtschreibers gerügt, welcher Thatfachen berichtet, ohne die Personen mit Absicht beleidigen zu wollen. Wohl Niemand schilderte in treffendern Zügen den verderblichen Einfluß Philipps V., der sich alle despotischen Maximen Ludwigs XIV zu eigen gemacht hatte. Unter diesem Könige, bemerkt Hr. F., wäre Spanien entnationalisirt worden, hinge es von den Königen und ihren Höflingen ab, nach Gefallen die Sitten und Gewohnheiten eines großen Volks zu verändern. Auch behauptet derselbe, die bereits veraltete Inquisition habe unter den Nachfolgern dieses Monarchen, denen er sonst Lob ertheilt, indem er das Gute, das sie thaten oder thun wollten, anerkennt, jene Kraft der Jugend wieder erlangt, die erforderlich ist, um die gesunden Lehren zurückzuweisen, das Licht der Aufklärung auszulöschen und den Geist des Jahrhunderts zu fesseln. Zu keiner Epoche habe sich Spanien mehr von Europa abgetrennt, als seit Philipp V. Im 18ten Jahrh. sey dasselbe nur ein großes Kloster gewesen, dessen Sprachzimmer die Inquisition bewachte, um der Wahrheit den Eingang zu versperren. — Von den 9, der eigentlichen Kriegsgeschichte gewidmeten Büchern sind das 1ste, 2te, 8te und 9te der Ueberziehung Portugalls durch die französischen Heere gewidmet; die 5 übrigen handeln von Spanien. Es kann dem Vf. sicherlich nur zur Ehre gereichen, daß er einerseits den Portugiesen und Spaniern eine so glänzende Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß sie ihn mit Dankbarkeit unter die Zahl ihrer Geschichtschreiber aufnehmen können; andererseits aber ist das Bild seines Vaterlandes ihm stets so gegenwärtig gewesen, daß die Franzosen in ihm einen Geschichtschreiber verehren müssen, der den Ruhm und die Ehre seines Vaterlandes liebt und achtet.

(Der Beschlus folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1830.

GESCHICHTE.

STUTTGART, b. Gebr. Franckh: *Geschichte des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel unter Napoleon u. s. w.* Vom General Foy, herausg. von der Frau Gräfin Foy. Aus dem Franz. Erster bis vierter Band. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die militärischen Ereignisse werden mit Liebe, der Klarheit unbeschadet, beschrieben, und so, daß sie auch den Laien in der Kriegskunst verständlich sind. Bekanntlich war es die Schlacht von Vimieira und die Capitulation von Cintra, womit Lord Wellington zuerst den Schauplatz der großen Begebenheiten auf der Halbinsel, dort als commandirender General, hier als Unterhändler betrat. Gen. F. wohnte jener Schlacht selber bey und wurde darin verwundet. Sie gereichte der Tapferkeit der Franzosen zum Ruhme; die Capitulation selbst aber beweist ihre diplomatische Gewandtheit. Der Geschichtschreiber schildert die verzweifelte Lage, worein Napoleon's waghalsige Politik seine Armeen versetzt hatte. Derselbe zeigt, wie sehr das Benehmen des Eroberers aller Gerechtigkeit, ja selbst der Vorsicht ermangelte. Jeden Umstand beutend, ging er immer weiter, allein niemals wußte er den bereits erlangten Vortheil zu sichern. Der Erfolg war ihm nur ein Mittel, niemals ein Zweck. Alles schien ihm möglich, Alles erlaubt. Der Rausch seines Glücks machte sich bereits heftig und sein Genie zeigte sich durch den Abbruch einer großen Geschicklichkeit in der Ausführung, gepaart mit einem ausnehmenden Leichtsinne in der Anlage des Plans. — Vornehmlich gefällt sich Gen. F. in der Schilderung des heldenmüthigen Widerstandes der Spanier. Dieser Stolz und diese Beharrlichkeit einer Nation, deren Kräfte zur Selbstvertheidigung sich um so stärker entwickeln, je mehr sie von ihrer Regierung verlassen wird; dieser Abscheu vor dem Fremden, diese Schilderhebung eines Volks, welches die Behaglichkeit der Civilisation nicht entnervt, dieser unregelmäßige Kampf gegen die kunstgerechten Bewegungen einer wohlgeordneten Armee, diese Ueberzeugung, wobey alle Vortheile der Barbarey gegen den Eroberer sind, Alles dieß, man gewahrt es, nehmen das Mitgefühl des Geschichtschreibers ganz besonders in Anspruch. Der Aufstand von

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Madrid und besonders die schöne Vertheidigung von Saragossa gehen ihm zu Herzen. Er schrieb 1816; die Gegenwart der fremden Armeen in Frankreich, die Erinnerungen an die zweymalige Ueberziehung erfüllten seine Seele mit Bitterkeit. Ohne es gerade zu sagen, scheint er fast die Spanier um ihre Verzweiflung beneidet und bedauert zu haben, daß nicht auch die Franzosen, gleich ihnen, hinter den Mauern ihrer Städte sich vertheidigten. — Als eine der seltsamsten und bedeutendsten Art von Napoleon's Dictatur betrachtet der Geschichtschreiber jenen Thronwechsel, der Joseph nach Madrid, Murat nach Neapel versetzte. Beide Fürsten verstanden sich nur ungern dazu. So wie Ludwig XIV, bemerkt derselbe, dem Herzoge von Anjou gerathen hatte, die Franzosen kurz zu halten, so war auch Joseph ein Spanier, indem er die rothe Kokarde aufsteckte. Er behielt unter seinem Hofstaate nur eine kleine Anzahl jener Franzosen, die seinem Glückssterne nach Neapel gefolgt waren. General Saligny, Herzog von San-Germano, war gleich Anfangs der Einzige, der einen hohen Posten bekleidete; die übrigen Großwürden des neuen spanischen Hofes wurden den Großen der alten Monarchie ertheilt, und Joseph berief zur Regierung und überhäufte mit Gunstbezeugungen gerade diejenigen, die sein Bruder am meisten gemißhandelt hatte. Allein dieser der Nation gegebenen Bürgschaften ungeachtet, war am Tage seines Einzugs die Hauptstadt wie ausgestorben. Durch den Krieg allein mußte demnach Joseph's Königthum hergestellt werden; auch rief Napoleon, als er Bessières' Sieg bey Medina de Rio-Seco erfuhr, aus: „Dieß ist Villa-Viciosa; Bessières hat Joseph auf den Thron gesetzt.“ Napoleon irrte sich; dieser Sieg hatte Joseph nur die Thore von Madrid geöffnet; es bedurfte anderer, ununterbrochener Triumphe, um einen von einer ganzen Nation belagerten Thron aufrecht zu erhalten; allein anstatt ihrer hat uns der Geschichtschreiber den verhängnißvollen Tag von Baylen zu erzählen. Bey der Berichterstattung über diesen Unfall legt F. sein ganzes Talent als Militär und als Geschichtschreiber zu Tage. Man sieht, indem man sie liest, die von beiden Heeren besetzten Stellungen; man verfolgt ihre beiderseitigen Bewegungen; man nimmt wahr, wie ein erster Mißgriff in der Beurtheilung, wird er nicht schnell erkannt und verbessert, die gefährlichsten Folgen im Kriege herbey-

föh-

Z (4)

führen kann; wie sich um das französische Heer die Kette, die es einschließen soll und die es an mehreren Punkten hätte durchbrechen können, immer enger zusammenzieht. „Man versichert, sagt der Vf., indem er Betrachtungen über dieses Ereigniß anstellt, daß schlimme Wünsche höhern Orts und das Verlangen, eine niederträchtige Beute zu bewahren, den großmüthigen Absichten des Obergenerals und einer Menge Tapferer hindernd in den Weg traten.“ — Niemals ward, man darf es sagen, ein militärischer Proceß von einem erleuchteten, rechtlichern und von allen niedrigen oder gehässigen Leidenschaften freyern Richter instruiert, als General Foy sich hierbey beweist. Inzwischen gewahrt man, daß er ein seinem Vaterlande aufrichtig ergebener Franzose ist, daß ihm bey der Darstellung dieses Unglücks der französischen Waffen das Herz blutete, und daß eine edelmüthige Schaam, ohne Verletzung der Wahrhaftigkeit des Geschichtschreibers, seine Feder leitete und den Ausdruck seines Schmerzes mälsigte. „Als Napoleon das Unglück von Baylen erfuhr, fügt F. hinzu, stieß er seinen Kopf nicht gegen die Mauern seines Pallastes; er rief nicht aus: Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder! Der Verlust von 17000 neuen Soldaten war leicht zu ersetzen für den, der über das Leben von 40 Millionen verfügte. Aber er vergoß blutige Thränen über die Erniedrigung seiner Adler, über die Ehre der beschimpften französischen Waffen. Die Jungfrauschaft (*virginité*) des Ruhms, die er für unzertrennlich hielt von der dreyfarbigen Fahne, war für immer verloren, der Zauber war gelöst, die Unbesiegbaren waren besiegt, unter das Joch geschickt worden, und von wem?.. von denen, welche man, in Napoleon's Politik, als einen Haufen empörten Pöbels betrachten und behandeln mußte. Sein richtiger und schneller Blick drang in die Zukunft. Durch die Capitulation von Andujar wurde die Junta, die vorher nur ein Insurgenten-Ausschuß war, eine regelmäßige Regierung, eine Macht... Welch ein Aufwand von Streitkräften und Macht mußte nothwendig werden, um eine Nation zu bezwingen, die jetzt ihre Stärke fühlte und sie sogar überschätzte! Und welcher Eindruck auf die andern Nationen! England war wahnsinnig vor Freude; das unterdrückte Europa wandte sich gegen Spanien und alle Völker richteten ihre Augen auf den Punkt, aus welchem auf eine so unvorhergesehene Art ein Licht hervorblitzte, welches die Welt erleuchten sollte.“ — Wir schließen hier unsern Bericht mit einer kurzen Bemerkung über den Werth der vorliegenden Uebersetzung. Die alten Griechen priesen als einen Günstling der Götter den Sterblichen, der *zwey* Sprachen *vollkommen* inne hatte. Die Leser dieser Blätter mögen nach den von uns angeführten Stellen selbst beurtheilen, ob der uns unbekannte Verfasser *dieser* Uebersetzung auf jene Gunst Anspruch machen darf.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

DRESDEN u. LEIPZIG, in d. Arnold. Buchh.: *Vorlesungen über militärische Gegenstände*, erste Anleitung zum Studium des Kriegswissens im Geiste der Zeit überhaupt und der Kriegsgeschichte insbesondere, gehalten in der 1sten Division des adeligen Cadettencorps Dresden von C. v. Gersdorff, Generalleutnant u. s. w. 1827. 819 S. 8. (1 Rthlr. 18 Gr.)

Die Absichten, weshalb diese „Vorlesungen“ gehalten wurden, bezeichnet der Vf. in dem Vorworte also: „Es schien mir, als komme es insbesondere darauf an, die Begriffe der jungen Leute über das, was sie als angehende Krieger zu lernen haben, über den Krieg und seine Führung im jetzigen Geiste der Zeit, über ihr moralisches Verhältniß zu einander, zu ihrem Stande, zur übrigen Welt zu berichtigen und sie dabey zu leiten. Dem sollte die Geschichte merkwürdiger Ereignisse folgen, nicht, wie sie der Historiker uns aufstellt, sondern wie sie dem Auge des denkenden Soldaten erscheinen, in einem analytischen Vortrage.“ Der Vf. bemerkt ferner daselbst in einer Note, daß er zwar nur wenige, aber die neuesten Schriftsteller benutzt und meist wörtlich von ihnen entlehnt habe, und er schätzt dadurch sein Verdienst der Zusammenstellung ganz richtig als das untergeordnete des Compilators. Ob nun aber es dem Vf., wie dieser glaubt, gelungen sey damit, „lehrenden Officiern einen Leitfaden für den Unterricht junger Militärs, vielleicht auch diesen zum Selbstunterricht, in die Hand gegeben zu haben“, dieß dem Leser selbst beurtheilen zu lassen, wollen wir jetzt versuchen.

Was die Form der Schrift betrifft, so zerfällt sie in *zwey* Abschnitte, wovon der *erste*, nach kurzem Eingange, die Kenntnisse und Wissenschaften aufführt, die dem Officier sich anzueignen *nothwendig* sind. Dann folgen die dem Soldaten zunächst liegenden moralisch-philosophischen Gegenstände, und an sie knüpfen sich Vorschriften für Kriegsfälle, als Vorposten, Recognosciren, Märsche u. dergl. an, worauf eine Recapitulation das bisher Gelehrte schließt. Der *zweyte* nennt die Perioden der ältesten und beschreibt die der neuern der Kriegsgeschichte bis auf unsere Zeit außerordentlich kurz, giebt dann Anleitungen für das Studium der Kriegsgeschichte und hierauf eine Skizze der beiden schlesischen Kriege, denen die Geschichte des Feldzugs von 1756, das Ganze endigend, folgt. Der Vortrag ist so, daß sich der Vf. zu seinen Zuhörern sprechend einführt, welche Behandlungsweise vorthellhaft benutzt wird, um Einförmigkeit zu entfernen, wie überhaupt, was die Sprache selbst und die Gewandtheit im Ausdruck betrifft, das Buch sich vorthellhaft auszeichnet. Weniger können wir mit der Methode zufrieden seyn, Paragraphen oft ohne alle Noth zu machen, und so eine

eine gewaltsame Zerstückelung dessen herbeyzuführen, was ganz ungezwungen dem Einen folgen, oder das Andere beginnen konnte. So z. B. besteht §. 130 nur aus folgenden Worten: „Ich bitte Sie, über diesen Gegenstand nachzudenken und sehr aufmerksam zu seyn, wenn er Ihnen in Schriften, im Gespräch und dereinst in der Erfahrung vorkommt.“ — Betrachten wir nun den Inhalt des Buches, so hat dasselbe auf den ersten Blick etwas Leichtes, Entscheidendes, fast an's Geniale grenzend; allein genauer besehen verschwindet solches in einer, durch kurz absprechende Behauptungen unterstützten, blendenden Oberflächlichkeit. Schwankendes wechselt mit Halbwahrem und Irrigem, und was die eine Seite feststellt, hebt oft die nächste wieder auf, oder verschiebt den Gesichtspunkt wenigstens so, daß der Aeltere und Erfahrene, geschweige ein junger Mensch, daran irre wird. Zum Belege hier etliche Proben. §. 14: „Dem Soldaten muß es wichtig seyn, sich deutliche Vorstellungen zu verschaffen; es ist ihm bey verwickelten Angelegenheiten um einen Leitfaden zu thun. Die Mathematik ist hierzu das Mittel. Jeder Mensch — Ausnahmen sind Verwahrlosungen — bringt, wenn auch nur noch unentwickelt, das Vermögen mit auf die Welt, mehrere verschiedenartige Gegenstände auf einmal zu übersehen, und alles das, was mit ihnen zusammenhängt, schnell aufzufassen und jenen auszuweichen. Man nennt dieses den Scharfsinn. Da er inzwischen bey den Naturmenschen noch nicht vollkommen ist, so muß diese Anlage ausgebildet, sie muß entwickelt werden, und dazu dient die Mathematik.“ Dagegen gleich §. 17: „Inzwischen bildet die Mathematik den Geist nur auf eine mechanische Weise im Denken, und daher kommt es, daß oft große Mathematiker zur Erbärmlichkeit (?) herabsinken, wenn es darauf ankommt, Ansichten aufzufassen und Urtheile zu fällen, die außer dem Bereiche der Mathematik liegen.“ Was soll ein junger Mensch nun eigentlich davon halten, um so mehr, da gleich darauf Hr. v. G. an die Stelle der Mathematik eine Art von Philosophie zu setzen sucht. Der Vf. will hiermit gar nicht behaupten, daß der Vf. völlig Unrecht habe; allein er hat, statt seine Zöglinge hierüber deutlich aufzuklären und ihnen zu zeigen, daß die Mathematik als Wissenschaft dem Soldaten durchaus und namentlich für die Befestigungskunst, für Berechnung von Zeit und Raum bey großen Bewegungen nöthig sey, übrigens aber das ganz einseitige Hinneigen zu ihr den Geist leicht in einen gewissen Mechanismus fallen lasse, der dem praktischen Leben des Kriegs nachtheilig sey; statt dessen hat er die Vor- und Nachtheile ver einzelt und wie zwey entgegengesetzte Pole aufgestellt, zwischen denen nun die Zuhörer nicht einmal wählen können, weil er sie nun wieder zur Philosophie hinneigt. Und zu welcher Philosophie denn? zur Kriegs-Philosophie! — indem er, Lessing anführend, sagt: „Es giebt eine Wissenschaft,

welche in ihren neuern Fortschritten unsre Lehrmeisterin seyn kann, die Philosophie: nach ihr mag sich jene Kriegspraxis bilden. Dieser muß es überlassen bleiben, zu zeigen, daß, da die Theorie im Kriege auf Erfahrungen beruht, das Gebiet der Möglichkeiten bloß und allein den Inspirationen des Genius vorbehalten bleiben muß.“ Uns scheint es, als ob selbst Männer, die im Generalstabe vergrauet wären, kaum wissen würden, was sie aus dieser Belehrung entnehmen sollten; wie möchte sie nun wohl jungen Menschen, welche erst den Soldatenstand ergreifen, einen Fingerzeig geben! — Zum Aufnehmen — der militärischen Feldmesskunst — wird §. 20 erläuternd gesagt: „Es ist hierzu erforderlich, daß man die theoretischen und praktischen Regeln dieser Kunst, den Gebrauch der nöthigen und gewöhnlichen Instrumente kenne; ja es ist nothwendig, hierin eine Fertigkeit erlangt zu haben, um mit Leichtigkeit verfahren zu können.“ Setzt man hier an die Stelle des Wortes Aufnehmen „Astronomie, Chirurgie“ oder auch selbst irgend ein Handwerk: so paßt jene wohlklingende Erklärung gerade eben so genau darauf. Die Militärgeographie, unter welcher Rec. die nähere Kenntniß der Erdoberfläche in Bezug auf militärische Stellungen und Bewegungen versteht, die uns also speciell eines der wichtigsten Hilfsmittel für ganze, Provinzen und Länder umfassende Operationen an die Hand giebt, diese Militärgeographie wird im 52sten §. mit der Behauptung verworfen, daß die Geographie im Allgemeinen schon zur Kenntniß der Gegend führe, in welche der Krieg verlegt werden soll. An die Stelle jener setzt der Vf. „diejenige Geographie, die, mit der Statistik verbunden, die Kräfte der Staaten kennen lehrt, eine Charakteristik des Kriegstheaters liefert und zum Studium der Kriegsgeschichte, so wie zur Verbindung der Politik mit dem Kriege unentbehrlich ist.“ Diefes heißt also eigentlich: Neben der Militärgeographie ist Kenntniß der Statistik nöthig. Allein, obwohl diese Vorlesungen Zuhörer voraussetzen, gegen die es das erste Bedingniß seyn mußte, populär zu seyn, so finden sich doch dergleichen mehr auf *Effect*, als auf Gründlichkeit binwirkende Redefiguren fast überall in dieser Art und Weise. Glauben wir mit diesen Stellen unser oben ausgesprochenes Urtheil belegt zu haben; so bleibt uns noch übrig, zweyer Gegenstände zu erwähnen, welche wir aus dem Buche entweder ganz weggelassen, oder doch anders vorgetragen und motivirt gewünscht hätten. Im §. 30, wo von der Artillerie gehandelt wird, sagt der Vf.: „Was wahrhaft Sache des schnellen Ueberblicks, des seltenen Talent, der mehrfachen Erfahrung ist, das kann weder erlernt noch gelehrt werden. Ich kann nichts thun, als Sie, meine jungen Freunde, hierauf aufmerksam zu machen, als Ihnen heilig zu versichern, daß von 20 Artillerie-Officieren kaum 2, vielleicht keiner(?), in dem Besitze dieser seltenen Naturgabe sind.“ Zu welchem Zwecke diese

diese Versicherung jungen Leuten gegenüber, die leichtlich solche falsch deuten können, und denen vor Allem doch wohl gut und nöthig ist, erst recht fleißig zu seyn und dann es abzuwarten, ob in sie die Natur den Götterfunken warf, der keiner Erweckung bedarf, zu zeitig aber gereizt, oder vielleicht von dem Einen und Andern eigenliebig als besitzend geglaubt, nur schaden, und sie statt zu tüchtigen Männern im gewissen beschränkten Kreise, zu solchen machen kann, die überall unbrauchbar sind. Einen noch delicatern Punkt aber berührt §. 80. Nachdem der vorhergehende §. angerathen hat, „sich vom Zeitgeiste nicht knechtisch beherrschen zu lassen“, wird in diesem verlangt, den Geist der Zeit zu leiten, anstatt daß er uns gängele. Abgesehen davon, daß gleichfalls diese Materie den Jahren und Erfahrungen der Zuhörer eben nicht entsprechend ist, wird dabey im Verfolge Gelegenheit genommen, auf den Uebergang der deutschen Truppen von den französischen zu dem Heere der Verbündeten, tadelnd hinzudeuten. Es ist hier unser Beruf nicht, näher auf diesen Gegenstand einzugehen, allein sagen müssen wir doch, daß für angehende Krieger darüber, wenn auch nur beyläufig zu sprechen, uns wenigstens bedenklich scheint. — Was den zweyten Abschnitt betrifft, so findet man, außer den oben schon erwähnten Perioden der Kriegsgeschichte und der Angabe der Literatur für den 7jährigen Krieg, ein kurzes, deutliches, angenehm zu lesendes, mit mancher interessanten Charakteristik, so wie politischen Ansicht ausgestattetes Resumée der Kriegereignisse von 1740 — 1767; indess — um gründliche Belehrung zu suchen, dürfte doch gerathener seyn, *Tempelhof, Retzow* u. A. Aufmerksamkeit und Studium zu schenken. Wir schliessen diese Beurtheilung, indem wir nochmals wiederholen, daß, was Ausdruck und Gewandtheit der Sprache, Phantasie und einzelne licht- und geistvolle Blicke ins Ganze der Kriegskunst betrifft, nichts gegen das Buch zu sagen ist; dagegen, wenn Aufklärung und Belehrung junger Krieger der Zweck desselben war, dieser unserm Bedünken nach gänzlich verfehlt wurde.

SCHÖNE LITERATUR.

FRANKFURT a. M., b. Brönnner: *Kleine lyrische Werke* von Leopold Schefer. Zweyte Ausgabe. 1828. 392 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. dieser Sammlung von Gedichten, welchen der Name der lyrischen nur dann zukommt, wenn das Wort im weitern Sinne genommen wird, indem auch Balladen und Legenden, so wie Epigramme mitgetheilt werden, ist der deutschen Lesewelt schon rühmlich als höchst lebendiger Erzähler bekannt. Rec. nahm daher diese Sammlung auch mit lebhaftem Interesse zur Hand. Seine Erwartung hat ihn nicht getäuscht; aus allen hier gegebenen Dichtungen spricht ein gereifter Geist und ein wahrhaft

poetisches Gemüth. Gesunde, kräftige, heitere Lebensanschauung verbindet sich mit ernstem, rühmlichem Fleiß in der Entwicklung, Ausbildung, Anordnung und Darstellung der Ideen, und die Form ist vollendet, als bey vielen der gerühmten Dichter unserer neuesten Zeit. Dabey soll keinesweges geläugnet werden, daß in dieser sehr reichhaltigen Sammlung nicht auch manches Unbedeutende, Unvollendete, Unpassende und Werthlose sich finde und daß sich die Feile noch immer anwenden lasse. Die Classification der einzelnen Dichtungen ist sehr unbestimmt und schwankend, und in der Rubrik „vermischte Gedichte“ ist sehr Vieles aufgespeichert worden, was anderwärts recht gut und besser Platz gefunden hätte. In den erotischen Gedichten, von denen einige, z. B. der *Kelch der Liebe* S. 187, etwas echt Anakreonisches haben, findet sich zuweilen eine allzu üppige, südlich heils athmende Phantasie, die sich besonders in der Ausmalung von sinnlichen Scenen der Phantasie gefällt. Die Reflexionen (Gedanken und Sprüche) des Vfs sind dagegen von einer duraus sittlichen, ja selbst religiösen Tendenz, z. B. S. 291:

So oft du eine That zu thun gedenkst,
Schau' erst zu jenem blauen Himmel auf
Und sprich: Das will ich thun! O schau' es an,
Und segn' es du, der still da droben herrschet!
Und kannst du das nicht sagen, thu' es nicht,
Aus schnödem Trotz aus eitlem Menschenmacht,
Weil schweigend er dich Alles lässet thun.
Denn wisse, was du auch gethan, du thust
Es auf Zeit Lebens in Erinnerung.
Die gute That klingt hell den Himmel an
Wie eine Glocke, ja er wird zum Spiegel,
Indem du aufschau'nd selig dich erblickst:
Du wahnst dann droben in dem blauen Himmel
Zu wohnen! Oder wahnst: es wohn' in dir,
Herabgeseht des Himmels stiller Geist.

Aehnlichen Charakter haben die eigentlichen Epigramme. Die Idee des mitgetheilten satirischen römischen Kalenders hat Rec. nicht ganz gefast. Die Dithyramben sind voll Schwung, dagegen die Hymnen auch in metrischer Hinsicht weniger ansprechen. Von den Balladen gilt, was oben von den erotischen Gedichten gesagt worden ist. Unter den größtentheils reinen und wohlklingenden Versen finden sich freilich auch verunglückte, wie namentlich in den die Sammlung beginnenden Hymnen, welche frühern Ursprungs zu seyn scheinen. Hexameter voller Hiatus, wie

Finden sie alle in dir ihr Beginnen und finden ihr Ende.
Alle aus deinem Schoofs aufblühen die Kinder der Erde,

oder ohne Cäsur im dritten Fusse, wie:

Drauf gestellet es hinlegt, wandelnd nach ihren Geschäften.

Einzelne falsche Messungen, wie: Semele, Kleopatra, und seltsam gebildete neue Worte, als *Beetvermach* für *Beet* und *versonnen* in mein Glück, kommen noch vor, was man einem so reich begabten Dichter schwerer vergiebt, als den Klimperern auf der *Leyer* Apoll's.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1830.

ANALYTISCHE GEOMETRIE.

TÜBINGEN, b. Oslander: *Vorschule der analytischen Stereometrie für schiefe Axen*, von Dr. A. Höhl. Mit einer lithographirten Tafel. 1830. VI u. 149 S. (20 gGr.)

Alytische Stereometrie für schiefe Axen (Coordinationen) kann ihrem Begriff nach nur eine Anwendung der sphärischen Trigonometrie auf die Lehre von den Größen und Eigenschaften bestimmt construirter Körper seyn, namentlich, um aus einigen gegebenen oder gemessenen Stücken andere abzuleiten, aus denen sich der Inhalt, die Oberfläche u. s. f. berechnen. Bekanntlich sind Parallelepipeden, Prisma, Pyramiden und Cylinder von gleicher Grundfläche und Höhe, sie mögen gerade oder schief seyn, einander gleich; und es kommt also bey den schiefen Körpern vorzüglich auf die Berechnung ihrer Höhe an, welche man bey den drey erstgenannten aus einer Ecke und Kante ableitet, bey den beiden andern aber, mindestens in praktischen Anwendungen, empirisch finden muß. Außerdem ist die Coordinaten-Verwandlung bey Körpern ein mit den genannten Untersuchungen verwandter Gegenstand, weil die Lage der drey ursprünglichen Richtungen gegen einen andern Anfangspunkt durch Ecken, und gegen eine andere Ebene durch Flächen - Winkel bestimmt wird. Nur bey diesem Problem der Coordinaten-Verwandlung sind allgemeine Relationen und erhebliche Zusammenziehungen möglich, welche einen eigenen Abschnitt von der analytischen Geometrie veranlassen, während die stereometrischen Aufgaben bey schiefen Axen mehr als Uebungsstücke in der Anwendung der sphärischen Trigonometrie zu betrachten sind, bey welchen wenig bemerkenswerthe Resultate auftreten.

Die Schrift zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste die ebene und körperliche Trigonometrie, das Parallelepipedium und die dreyseitige Pyramide behandelt. Weil der Vf., wie derselbe in der Vorrede sagt, zwar für Beginnende schreibt, indessen doch Bekanntschaft mit der Trigonometrie und den Hauptlehren der Algebra voraussetzt, so müssen wir nachsehn, ob sich seine Darstellung der Trigonometrie von der gewohnten so unterscheidet, um Ansprüche auf ein zweytes höheres Studium dieser Lehre machen zu können. Zunächst spricht der Vf. von der Richtung und den Winkeln. Derselbe

unterscheidet AM und AN als Richtungen vorwärts und rückwärts zwischen den Punkten M und N , dann AB und BA als Linien in derselben Bedeutung. Ferner bezeichnet AOC einen Winkel aufwärts, COA einen Winkel abwärts u. s. f.; indessen scheinen uns dergleichen Relationen eben so überflüssig, als sie das Studium der Trigonometrie erschweren. Aus den Fundamentalformeln dieser Lehre lassen sich alle concrete Fälle ableiten; und will man allenfalls die Zulässigkeit der Substitution für negative Richtungen oder Winkel darthun, so kann dieses ein für alle Mal durch eine Figur, oder, was wohl wissenschaftlicher wäre, auf dem Wege der Analysis geschehen. Dem Vf. stiften seine Unterscheidungen doch keinen Nutzen, denn was derselbe später für spitze Winkel beweist, wird immer noch besonders als auch für stumpfe Winkel richtig nachgewiesen.

In der ebenen Trigonometrie geht der Vf. von der Grundformel aus: $a \cos \beta + b \cos \alpha = c$, worin a und β die den Seiten a und b gegenüberliegenden Winkel bezeichnen. Nachdem die Richtigkeit dieser Formel erst für spitze und dann für stumpfe Winkel nachgewiesen worden, combinirt der Vf. die drey Varianten derselben, leitet aus ihnen die Auflösungs-Gleichungen und aus diesen die bekannten Eigenschaften der ebenen Dreyecke ab, welches Verfahren, als Vorbild für die sphärische Trigonometrie, besonders zu loben ist. Alles dieses würde man, wie es schon oft geschehen, von der Grundformel $a^2 = b^2 + c^2 - 2bc \cos \alpha$ ausgehend, auch leisten können, und vielleicht mit noch etwas mehr Consequenz, weil der Vf. in der sphärischen Trigonometrie die homogene Formel zum Grunde legt.

Die Ableitung der Gleichung $a \sin \beta = b \sin \alpha$ aus der Formel: $\sin \alpha = 2 \sin \frac{1}{2} \alpha \cos \frac{1}{2} \alpha$ erscheint als etwas allzu künstlich. Der Vf. hätte aus seinen Grundformeln nur für zwey Seiten und die ihnen gegenüberliegenden Winkel zu eliminiren brauchen, so wäre erst entstanden:

$b \cos \gamma^2 + c \cos \gamma \cos \beta + c \cos \alpha = b$ und
 $b \cos \gamma \cos \beta + c \cos^2 \beta + b \cos \alpha = c$, und daraus
 $b^2 \cos \gamma^2 - c^2 \cos^2 \beta = b^2 - c^2$, welches, nach der Zusammenziehung unmittelbar $c \sin \beta = b \sin \gamma$ giebt. Aus zwey Seiten mit dem eingeschlossenen Winkel berechnet der Vf. einen andern Winkel nach

der Formel $\cotg \alpha = \frac{b - a \cos \gamma}{a \sin \gamma}$, welche Gleichung

A (5)

man

man auch ohne Elimination aus $\frac{b}{a} = \frac{\sin \beta}{\sin a} = \frac{\sin(a+\gamma)}{\sin u}$ = $\sin \gamma \cotg a + \cos \gamma$ ableiten kann. Von der logarithmischen Brauchbarmachung ist überall nicht die Rede; sonst hätte die ebengenannte Gleichung entweder durch Substitution eines Hülfswinkels zusammengezogen, oder, mittelst eines kleinen Kunstgriffs, auf die bekannte Regel zurückgeführt werden können.

In der sphärischen Trigonometrie geht der Vf. von der Formel: $\cos a = \cos b \cos c + \sin b \sin c \cos a$ aus; die mit $c = a \cos \beta + b \cos a$ analoge Formel ist aber: $\tg a \cos \beta + \tg b \cos a$

deren Richtigkeit sehr leicht ursprünglich zu beweisen ist. Hiermit wäre noch der Vortheil verbunden, daß man aus dieser Grundformel mit ihren beiden Varianten die andern Relationen auf eine einfache Weise, durch bloße Elimination, ohne die Resultate zu beabsichtigen und demgemäß künstlich vorzubereiten, gelangt. Im Uebrigen ist auch hier die Art, wie der Vf. die Eigenschaften sphärischer Dreyecke aus den Gleichungen ableitet, sehr zu loben, wiewohl für den Geübten dergleichen Bemerkungen fast überflüssig sind. Von den Neper'schen und Delambre'schen Analogien, so wie von der logarithmischen Brauchbarmachung, ist nicht die Rede, wahrscheinlich weil dieses außer dem Zwecke des Vfs lag.

Bey dem Parallelepipedum werden zunächst einige Formeln abgeleitet, welche sich auf die Projectionen der Diagonalen beziehen; dann wird die Größe der Hauptdiagonale D gefunden. Diese Ableitung scheint uns wieder etwas zu erkünstelt und verwickelt zu seyn. Nennt man die drey coordinirten Kanten des Parallelep. x, y, z , die entsprechenden Winkel a, b, c , den von b und c gebildeten Flächen-Winkel n , die Diagonale des Grundparallelogramm k , den von k und x eingeschlossenen Winkel n , und den in der Diagonalfäche von k und z gebildeten Winkel m , so ist

$$1) \cos a = \frac{\cos a - \cos b \cos c}{\sin b \sin c},$$

$$2) \cos m = \frac{\cos a \sin b \sin n + \cos b \cos n}{\cos a - \cos b \cos c} \cdot \sin n + \cos t \cos n,$$

$$3) K^2 = x^2 + y^2 + 2xy \cos c,$$

$$4) \cotg n = \frac{\frac{x}{y} + \cos c}{\sin c}, \text{ also}$$

$$5) D^2 = z^2 + k^2 + 2zk \cos m$$

$$= z^2 + x^2 + y^2 + 2xy \cos c + 2z \frac{y \sin c}{\sin n} \left(\frac{\cos a - \cos b \cos c}{\sin c} \sin n + \cos b \cos n \right)$$

$$= z^2 + x^2 + y^2 + 2xy \cos c + 2zy \frac{\frac{x}{y} + \cos c}{\sin c} \left(\frac{\cos a \cos b \cos c}{\sin c} \right) + \cos b \cdot \frac{y}{\sin c}$$

$$= z^2 + x^2 + y^2 + 2xy \cos c + 2zy \cos c + 2zx \cos b, \text{ wie bey dem Vf. S. 49.}$$

Dasselbe ursprüngliche Verfahren läßt sich bey allen folgenden Aufgaben anwenden, z. B. bey der Berechnung der Hauptdiagonale aus den drey Nebendiagonalen und den durch sie gebildeten Winkeln. — Die letzten bey dieser Gelegenheit von dem Vf. aufgestellten Probleme greifen schon in die Coordinaten-Verwandlung ein; denn es werden die Größen der Kanten eines zweyten Parallelep. gesucht, welches in dem ersten liegt und damit eine gemeinsame Hauptdiagonale hat, wenn entweder die Winkel gegeben sind, welche die drey ursprünglichen Kanten unter sich machen, so wie die Abweichung einer jeden der entsprechenden neuen Kanten (Nr. 49); oder die Winkel, welche die sechs Kanten, eine jede für sich, mit den drey ursprünglichen Grenzfächen bilden (Nr. 54).

Bey der dreyseitigen Pyramide finden ähnliche Untersuchungen Statt. Zuerst wird eine Relation zwischen den Grenzfächen und Flächenwinkeln gegeben; dann wird aus den Seitenflächen und den von ihnen gebildeten Winkeln die Grundfläche, die Höhe, der körperliche Inhalt der Pyramide und die Winkel gefunden, welche die Seitenflächen mit der Grundfläche bilden; dann werden dieselben Stücke aus den drey Seitenkanten und den durch sie gebildeten Winkeln abgeleitet u. d. m. Diese Untersuchungen führen hin und wieder auf interessante Resultate, zu welchen man freylich auch, und vielleicht kürzer, auf ursprünglichem Wege, in der Art wie wir es vorhin bey dem Parallelep. andeuteten, gelangen kann.

Die zweyte Abtheilung sucht trigonometrische Relationen zwischen den Winkeln, welche gerade Linien und Winkel mit drey Axen oder coord. Ebenen und unter sich bilden. Der Vf. geht hier von der früher entwickelten Formel aus: $\cos^2 V + \cos^2 U + \cos^2 W - 2 \cos V \cos U \cos W = 1$, worin V, U und W die Flächenwinkel bezeichnen, welche sich an einer aus der Spitze der Ecke beliebig gezogene Linie in Beziehung zu den drey schiefen Coordinaten bilden. Für rechtwinklige Coordinaten reducirt sich diese Gleichung bekanntlich auf $\cos^2 a + \cos^2 \beta + \cos^2 \gamma = 1$, worin a, β, γ die Winkel zwischen jener geraden Linie und den Axen andeuten. Unter den Aufgaben zeichnen sich folgende aus: Nr. 83. Es sind die Winkel gegeben, welche zwey aus dem Anfangspunkt gezogene Linien mit den drey Axen bilden; man soll hieraus den Winkel finden, welchen jene Linien unter sich bilden. Nr. 88. Aus den Winkeln, welche eine aus dem Anfangspunkt gezogene gerade Linie mit den drey Axen macht, die Winkel ihrer Projection in der Pro-

Projectionsfläche zu finden. Nr. 91. Es sind die Winkel gegeben, welche vier Linien mit den Axen bilden; man soll die Winkel bestimmen, welche der Durchschnitt der durch sie bezeichneten Ebenen mit den Axen macht. Diese Aufgaben sind meistens, wiewohl nicht ganz ursprünglich, doch mit einer analytischer Fertigkeit ausgeführt worden; und finden sich, was die Projectionen betrifft, die Grundformeln von *La Grange*, *Carnot* und *Monge* deutlich abgeleitet und zweckmässig angewandt. Wir können also dieses Werk als eine sehr nützliche Vorschule der analytischen Stereometrie mit Recht empfehlen.

MINERALOGIE.

STUTTGART, im Verlag der Expedition des Werkes — Unsere Zeit: — *Die Versteinerungen Württenbergs; oder naturgetreue Abbildungen der in den vollständigsten Sammlungen befindlichen Petrefacten, mit Angabe der Gebirgsformationen und der Fundorte, in welchen dieselben vorkommen*, von C. H. v. Zieten, Königl. Württenbergschen Major u. s. w. Erste Lieferung. 1830. Groß Folio. 8 Seiten Text, mit 6 lithographirten Platten. (Mit schwarzen Kupfertafeln 1 Rthlr. 8 gGr., mit illuminirten 3 Rthlr. 3 gGr.)

Der Hr. Vf. besuchte, seiner Gesundheit wegen, eine Reihe von Jahren hindurch das Bad zu Boll, am Fusse der Württenbergischen Alp, dessen Umgebungen seit sehr alten Zeiten durch viele und schön erhaltene Petrefacte berühmt sind; hier wurde er angezogen durch die vielfachen Formen untergegangener Organismen, gewann die wissenschaftliche Petrefactenkunde lieb, und sein großes Talent zum Zeichnen fand einen würdigen und interessanten Gegenstand. Bald öffneten sich ihm die reichen Petrefactensammlungen Württenbergs, die ausgezeichnete Hartmann'sche Sammlung in Göppingen, die große k. k. Samml. in Stuttgart, die Sammlung des k. k. wirthschaftl. Vereins daselbst u. s. w., die einen noch wenig vollständig gekannten Schatz der herrlichsten Gegenstände verwahren und alles vor Augen legen, was Württemberg in petrefactologischer Hinsicht darbietet. Aufgemuntert durch die thätigen Naturforscher Württenbergs, *Hehl*, *Schübler*, *Jäger* u. A., bat der Vf. nun ein Werk über die Petrefacte Württenbergs unternommen, bestimmt vorzüglich für ganz naturgetreue Abbildungen, welches auf ungefähr 12 Hefte berechnet ist, die im Laufe von 2 Jahren erscheinen sollen. Bey dem Mangel an guten, dem Geognosten und Zoologen höchst nothwendigen Abbildungen und bey dem großen Reichthume Württenbergs an Petrefacten, wird dieses Werk eine schon lange gefühlte Lücke ausfüllen und allen Freunden der Geologie von großem Interesse seyn.

Die Abbildungen sollen alle, so weit es das — sehr große — Format erlaubt, in natürlicher Größe geliefert werden, und sind in dem vorliegenden Hefte mit so großer Wahrheit, Genauigkeit und Nettigkeit gezeichnet und colorirt, dass sie wirklich kaum etwas zu wünschen übrig lassen möchten. Der Text, in deutscher und französischer Sprache, zeigt den Fundort und die Ursprungs-Formation an, liefert auch sonstige Bemerkungen, und am Schlusse des Werkes soll eine tabellarische Uebersicht des geognostischen Vorkommens aller abgebildeten Petrefacte geliefert werden.

Das erste Heft enthält folgende Abbildungen: *Ammonites coronatus*, v. Schlottheim; — *dubius* v. Schl.; — *Anceps*, Reinecke; — *crenatus*, Rein.; — *inflatus*, Rein.; — *biarmatus*, v. Zieten; — *nodosus*, v. Schl.; *Arietis*, v. Schlotth. (*Bycklandi*, Sowerby); — *colubratu*s, v. Schl.; — *bifurcatus*, v. Schl.; — *trifurcatus*, Rein.; — *Amalthæus*, von Schl. (*Beckei*, Sowerb.); — *Gibbosus*, v. Schl.; — *radicans*, v. Schl.; — *primordialis*, v. Schl. (*ellipticus*, Sowerb.); — *natix*, v. Schl.; — *Jason*, Rein. (*Lautus*, Parkinson); — *costatus*, Rein.; — *macrocephalus*, v. Schl.; — *Ziphus*, Hehl; — *sulcatus*, Hehl; — *depressus*, v. Schl. (*Seliguinus*, Brogniart); — *striatus*, Rein.; — *tumidus*, Rein.; und 3 wahrscheinlich neue Ammoniten, die noch keinen Namen erhalten haben.

Es wird dieses schön ausgestattete Werk der deutschen Literatur Ehre bringen, dürfte sich mit jedem andern, ähnlichen Inhaltes gleich stellen und auch wohl recht viele Abnehmer zu hoffen haben, da der Preis sehr billig gestellt zu seyn scheint.

Keserstein.

KLEINE CHIRURGISCHE SCHRIFTEN.

- 1) BERLIN, in d. Enslin. Buchh.: Dr. *Civiale's* nachträgliche Bemerkungen zu der *Lithotritie*. In Form eines Briefes an den Hn. Ritter v. Kern, erstem Wundarzt Sr. K. K. Majestät von Oesterreich. Aus dem Französischen. Mit einer lithographirten Tafel. 1828. 84 S. 8. (16 gGr.)
- 2) HALLE, auf Kosten des Vfs, b. Schwetschke u. Sohn: C. H. Dzondi, Phil., med. et chir. Dr., medic. et chirurg. Professor public. ordinarius, Facult. medicæ assessor ordin. et h. t. Decanus, *De faciliiori ac tutiori lithotomiae instituendæ calculique eximendi methodo*. C. tab. lapid. inscripta. 1829. 28 S. 8. (8 gGr.)

Die Geschichte der Steinoperation ist fast nichts anders als ein anhaltender Streit der Wundärzte über die Vortheile der von ihnen erfundenen Operationstypen und Instrumente. Kein Wunder, wenn in der neuern Zeit, wo die Lithotritie anfänglich die Lithotomie fast ganz zu verdrängen drohte, dieser Kampf sich erneuert hat! Es würde hier am unrechten Orte seyn, die Geschichte dieses Streites wei-

weiter zu verfolgen, und es reicht hin, hier nur angedeutet zu haben, daß der verstorbene Kern zu Wien aus zu großer Vorliebe für die Lithotomie, der Lithotritie allen Werth in einer kleinen Schrift und in der medicinisch-chirurgischen Zeitung absprach, in denen das gebietende „*Cacterum Carthaginem delendam esse puto*“ gewaltig hervortrat. Die Pflicht der Nothwehr forderte Civiale auf, gegen einen solchen Erzfeind seiner Erfindung zu kämpfen. Dieses geschieht in der vorliegenden briefähnlichen Antwort Civiale's an Kern. Civiale hat die Erfahrung und Versuche für sich, und tritt offenbar als Sieger aus dem Kampfe hervor, als hier die starre und deshalb verkehrte Liebe für das Alte mit dem nie genug zu achtenden Bestreben, die Wissenschaft zu fördern, kämpft; denn Civiale thut unwiderleglich *a priori et posteriori* dar, daß die Lithotritie in vielen Fällen anwendbar ist, und angewendet werden muß, während Kern nichts von ihr wissen will und nur auf seiner Methode des Blasenschnittes besteht. Rec. kam der bekannte französische Vers in das Gedächtniß, der einen heftigen Kampf zwischen *Lecat, Louis* und dem unbekannten Erfinder eines *Lithotome caché* über das beste Steinmesser schlichtete, und der auch hier anwendbar ist:

*Sur la bonté d'un lithotome,
Trois fameux suppôts de Saint-Côme,
Sont aux prises depuis vingt mois.
Le mien vaut mieux; le mien de même;
Le mien aussi, dit un troisième.
D'accord! ils valent mieux tous les trois.*

Die Uebersetzung dieses Briefes ist fließend und correct; derselbe bleibt für die Geschichte der Lithotritie ein wichtiges Aktenstück.

In Nr. 2. beschreibt der Vf. seine Methode, den hohen Blasenschnitt zu machen. Die Art und Weise der Lagerung des Kranken, des Einschnittes über der *Symphysis ossium pubis* u. s. w. ist nicht neu, wohl aber die Herausnehmung des Steins aus der Blase. Es wird nämlich nach *Dzondi's* Angabe der Stein nicht herausgezogen, sondern herausgehoben, und zwar durch ein eigenthümliches, in der beygefügten lithogr. Zeichnung abgebildetes Instrument, welches er Aufsatzscheibe nennt. Dasselbe wird auf folgende Weise gebraucht. Nachdem die Blase durch die *sectio alta* geöffnet ist, setzt der Wundarzt den Zeigefinger der linken Hand auf die Spitze des in der Blase befindlichen Catheters, und führt dieselbe durch Senkung des Cathetergriffs durch die Wunde der Blase und die äußern Theile heraus. Ist dieses geschehen, so setzt der Wundarzt die Aufsatzscheibe auf die Spitze des Catheters und zieht diesen vorsichtig mit der Aufsatzscheibe durch die Wunde in die Blasenöhlung zurück, indem der Zeigefinger der linken Hand unverrückt auf der Spitze des Catheters bleibt, bis die Scheibe tief in die Blase und unter den Stein hinabgesunken ist. Jetzt hebt der Wundarzt den Finger von der Scheibe, und wälzt,

schiebt oder dreht den Stein mit demselben so, daß er in der günstigsten Dimension auf die Scheibe zu liegen kommt. Ist dieses geschehen, so hält er, mit dem Zeigefinger denselben auf die Scheibe drückend, dort fest, indem er diesen durch Senkung des Griffs nach der Wunde zu, und mit ihr zugleich den Stein durch jenen heraushebt. Entspricht die Größe der Blasenwunde nicht dem Umfange des Steins, so kann sie mit Leichtigkeit vermöge eines eigenthümlichen (ebenfalls abgebildeten) Messers erweitert werden.

Vier Krankengeschichten führen den Beweis, daß die Erfahrung sich für die hier angegebene Steinaushebungsmethode ausspricht. Die Sprache, in der die Abhandlung geschrieben ist, ist rein, jedoch zweifelt Rec. daran, ob sich die beiden Comparative „*faciliori ac tutiori*“ auf dem Titelblatte so allein stehend vertheidigen lassen!

SCHÖNE LITERATUR.

- 1) LEIPZIG, b. Hartmann: *Opferblumen*. Niedergelegt auf dem (den) Altar der Liebe und Freundschaft. Eine Sammlung auserwählter Erzählungen von *Isidore Grönau*. 1829. Erster Theil. VIII u. 254 S. Zweyter Theil. 281 S. 8. (2 Rthlr.)
- 2) SULZBACH, b. v. Seidel: *Das Herz behält stets seine Rechte*. Eine Novelle von *Karl Regiomontanus*. 1829. 120 S. 8. (9 gGr.)
- 3) GLOGAU u. LISSA, *Skiaphilos Poneriander* oder *das Amulet*. Ein Märchen von *Karl Keller*. A. u. d. T.: Phantastische Erzählungen von K. K. Zwey Theile. 1829. VI u. 184 S. (12 gGr.)

Die Verfasserin von Nr. 1, welche sich unter der Dedication *Wilhelmine v. Sydow*, geb. v. Criegern unterzeichnet, liefert unter dem sehr geschmückten Titel 5 Erzählungen: *Heldensinn und Minneglück; die Blutschuld; Siegmars; das Vermächtniß; die Geprüften*, welche gewiß nicht ihres Werthes halber ausgewählt genannt werden dürfen; denn wenn der Darstellung auch nicht Gewandtheit abzusprechen ist, so fehlt doch die höhere Weihe des Genies und der Vorzug der Korrektheit.

Nr. 2. ist ein ganz verunglücktes Produkt, trotz der Sentenzen aus Göthe, Schiller und Jean Paul, trotz der Lebensweisheit verrathen sollenden Gemeinplätze, mit welchen die Perioden gewöhnlich anfangen und schließen. Dabey ist der Stil durch eine Menge von Sprachfehlern verunstaltet.

Was Nr. 3 betrifft, so ahnet Rec. nur die Idee, welche in diesem anziehend geschriebenen Märchen ausgedrückt werden soll. Einzelne Beziehungen sind ihm klar geworden, meistens durch die griechischen Namen der handelnden Personen. Fürs Künftige empfehlen wir dem Vf. statt seiner *Sophrosine* eine *Sophrosyne*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1830.

NATURWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Fleischer: *Carl Gustav Carus, Dr. der Philos. u. Medicin, Hof- u. Medicinalrath, auch Sr. Maj. des Königs von Sachsen Leibarzt u. s. w., von den Ur- Theilen des Knochen- und Schalen-gerüsts.* Mit 12 Kpft. u. einer schematischen Schrifttafel. 1828. XVI u. 186 S. gr. fol. (15 Rthl.)

Groß sind bereits die Verdienste, welche sich der geistreiche Vf. vorliegenden Werkes insonderheit um Anatomie und Physiologie erwarb; unstreitig aber hat er durch diese Schrift über den Grundtypus der Thiergestaltung sich eine Stelle in der Literaturgeschichte der Naturwissenschaft errungen, welche sein Andenken für alle Zeiten sichern wird. Zwar sind die Hauptideen, welche in ihm ihre Ausprägung fanden, keinesweges ihm bloß eigenthümlich, nicht zunächst von ihm allein und zuerst ausgegangen, sondern sie ruhten schon als Keime oder als mehr oder minder entwickelte Ideen in den Schriften anderer hochgefehrter Männer: allein ihm gebührt doch das hohe Verdienst, sie durch seinen Lebenshauch gleichsam begeistert, vereint und in ein lichter Daseyn gerufen, mit einem Wort, ihre Existenz völlig gesichert zu haben. Fragt es sich, ob derjenige, welcher zuerst einen trefflichen Gedanken aussprach, mehr Lob und Anerkennung verdiene, als der, welcher ihn mit Scharfsinn, Umsicht und Kraft ausführte und glücklich alle hier hemmenden Hindernisse beseitigte, so werden wir unparteyisch jedem großes gebührendes Lob spenden, letztern aber unstreitig noch höher stellen. Denn ihm mußte nicht allein jene Idee in allen ihren Verhältnissen gehörig klar geworden seyn, ja vielleicht noch klarer, als ihrem Urheber, sondern es erfordert überdies auch keine geringe geistige Kraft, um die Bedingungen zu beurtheilen, unter welchen sie am besten ins Leben treten könnte, und physische Energie, sie selbst mit Nachdruck einzuführen. Handelt es sich freylich um die absolute geistige Schöpferkraft, so kann deren höherer oder niederer Rang wohl nie in Zweifel gezogen werden, so lange man überhaupt die Materie nicht höher stellt, als das Geistige; hier aber kam es besonders auf Würdigung des schon Genützten, der wirklich realisirten Leistungen an. Möge daher der Vf. überall gerechte Anerkennung seiner Thätigkeit finden, möge er sich an dem fröhlichen Gedeihen der zarten Pflanze erfreuen.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

freuen, die er so sorgsam pflegte, und noch im spätem Alter die Früchte von den Samen genießen, die er längst schon streute!

Um jedoch unsere Leser in den Stand zu setzen, selbst ein Urtheil zu fällen über das, was der Vf. in der Wissenschaft förderte, müssen wir sie zuerst mit dem Standpunkte bekannt machen, auf welchem sich die hier in Frage stehende Wissenschaft befand, als er an ihre Bearbeitung ging. Darum sey es uns vergönnt, einige geschichtliche Momente hier beizubringen, bevor wir selbst die Darstellung des im vorliegenden Werke Gegebenen versuchen.

Die Anforderungen der Vernunft, in allen den mannichfaltigen Naturerscheinungen und Naturwesen die als Gesetz waltende Einheit aufzusuchen, hatte schon lange vor uns mancherley wissenschaftliche Methoden und Systeme hervorgebracht, die stets die Kenntnisse und geistigen Kräfte ihrer Urheber widerspiegeln. Größtentheils waren es bloße Versuche, einige aus dem Naturganzen gerissene Theile in ihrem innern Zusammenhange unter einander darzustellen, wobey nicht selten ganz willkürliche Kriterien leiteten. Auch waren in der That jene Forscher wenig dazu geeignet, Licht über diese Dunkelheiten zu verbreiten, weil ihnen selbst noch nicht die Identität des Wesens klar geworden, welche allen Naturen zu Grunde liegt. Sie betrachteten sie viel zu vereinzelt, für sich, ohne Beziehung zu einander und zu dem Ganzen, und deshalb konnten sie nicht zum Verständniß ihrer Erscheinung gelangen. Wenn auch andere großherzigere Philosophen, aber auf anderm Gebiete und daher weniger nützlich für die Naturwissenschaften, die gesuchte Einheit ahndeten, ja nicht selten deutlich nach ihrer Art nachwiesen, so wurde theils ihr Bemühen verkannt, theils gänzlich unbeachtet gelassen. Bequemer war es allerdings, bey Betrachtung des Einzelnen, des vorliegenden Gegenstandes, zu verweilen und dann bloß seine Aeußerlichkeit aufzufassen, aber solche Betrachtungsweise konnte nicht lange genügen. Mit dem Erscheinen Linné's dämmerte ein neuer schöner Morgen für die Naturwissenschaft herauf, der Licht und Freude mit sich brachte und alle höhern sinnigen Geister zur Beschauung der Werke Gottes rief. Zwar war der große alte Meister viel zu sehr mit der äußern feststehenden Form beschäftigt, als daß er auch auf die innere Beziehung und Umwandlung der Gestalt stets sein Augenmerk richten konnte; allein er

verkannte nie den Werth jener tieferen Betrachtungsweise, ja machte selber den Versuch, manche Deutung dieser Art zu geben. Voll froher Hoffnung aber blickte er auf die kommende Zeit, wo Geister erscheinen sollten, welche das ausführten, was sich ihm gleichsam im magischen Bilde zeigte. Vor Andern war es *Goethe's* vorbehalten, nachdrücklich auf die mancherley Abweichungen einer Urform aufmerksam zu machen (bereits in seinen Arbeiten über die vergleichende Osteologie vom J. 1796, welche in seinen morphologischen Heften anhalten sind). Namentlich, was zunächst den hier in Frage stehenden Gegenstand betrifft, erkannte er deutlich, daß der Schädel nicht von der Wirbelsäule wesentlich verschieden und aus 6 Wirbeln zusammengesetzt sey (vgl. *Goethe: Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie, 1n Bdes 2s Heft, S. 250*). Ohne daß *Oken* die *Goethe'schen* Ansichten gekannt zu haben scheint, gab er eine ähnliche Deutung der Schädelknochen (*Oken's Programm über die Bedeutung der Schädelknochen, Bamberg 1807*). In Frankreich gedieh gleichfalls diese Idee zu immer höherer Klarheit, indem einzelne Männer, wie *Burdin, Dumeril u. A.*, die Verwandtschaft, ja Gleichartigkeit der Schädelwirbel mit den Rückgrathswirbeln, sogar hinsichtlich ihrer Muskeln (wie solches *Dumeril in Magazin encyclop. par Millin, Paris 1808. p. XVI* that) einsahen. Eben so mußten die geistreichen und gründlichen Arbeiten eines *Cuvier, Geoffroy St. Hilaire, Blainville, Savigny, Audouin, Bojanus, Oken u. A.* über einzelne Theile des Knochensystems in den verschiedenen Thierklassen, indem sogar, wie vorzüglich *Audouin* that, auch bereits in den skelettlosen Thieren eine ähnliche mit dem Skelett der höhern Thiere vergleichbare Bildung nachgewiesen wurde, nicht wenig zur immer höhern Ausbildung dieser Lehre beytragen. Es war nur noch ein Schritt weiter zu thun, und man hatte vollständig die Elemente erforscht, welche dieser neuen Disciplin als Basis dienten. Man fragte bey tieferem Eingehen in diese Erscheinung immer noch nach dem Zwecke der Wirbel, und auch darauf konnte die Antwort nicht lange ausbleiben. Durch die Bemühungen *Gall's* hatte man eine gründlichere Kenntniß des Gehirns und überhaupt des Nervensystems gewonnen, die Einheit zwischen den Theilen des Rückenmarks und des Gehirns war nachgewiesen worden, und es fehlte nur noch ein Geringes, so hätte *Autenrieth* in seinen *Bemerkungen über die Verschiedenheit beider Geschlechter* (*Reil's Archiv f. Physiol., 1807. 7r Bd. 1s Heft*) die Gleichartigkeit der festen Ganglienhüllen (Ganglienkapseln) oder Wirbel bey der Rückgrathssäule mit den knöchernen Schädeltheilen darthun können. Auf solche Weise, indem wir bloß eine Skizze der allmählichen Ausbildung von der Idee der Skelettentwicklung geben wollten, daher auch nur das Hauptsächlichste, ohne vieler andern in ihrer Weise sehr schätzbaren Arbeiten zu gedenken, an-

deuten konnten, waren die Materialien, ja schon der Plan zu einem vollständigen Bau vorhanden, noch aber fehlte der Baumeister, welcher Alles zweckmäßig zu einem Ganzen verbinden sollte. Und dieser war in der Person unsers Vfs gefunden. Wenn auch er noch nicht alle hierbey nothwendigerweise entgegretenden Schwierigkeiten zu beseitigen vermochte, so wird man sich doch gewiß zu keinem lieblosen Urtheil darüber veranlaßt fühlen, sobald man sie in ihrer ganzen GröÙe erwägt. Nur allein, daß hier eine schmiegsame, in alle, auch die feinsten Verhältnisse der Skelettbildungen durch die ganze Thierreihe eingehende Beobachtungsgabe und Phantasie erfordert wird; sondern auch eine ausgezeichnete geistige Kraft, um überall im Labyrinth der tausendfach verschlungenen Bildungen den Grundfaden festzuhalten, überall den Grundtypus wieder zu erblicken, ist unumgängliches Bedürfnis. Ueberdies kommt natürliche Neigung, Geduld und Zeit und besonders günstige Gelegenheit dergestalt in Anschlag, daß, wenn auch die ersten Hauptbedingungen gegeben wären, ohne die letztern secundären an gar keine erfreuliche Ausführung und mögliche Vollendung eines größern wissenschaftlichen Bauwerks zu denken wäre, zumal da es stets Arbeiter giebt, die, ohne von einer richtigen Idee durchdrungen zu seyn, durch Planlosigkeit ihrer Arbeiten mehr schaden als nützen. Wie sehr aber unser Vf. diesem Unternehmen gewachsen sey, würde auch, ohne seiner früher ausgezeichneten hierher bezüglichen Arbeiten zu gedenken, schon aus vorliegendem Werke erhellen. Bereits vor mehr als 15 Jahren ward es ihm bey seinen Arbeiten über das Nervensystem und Hirn (1814) klar, daß die Zeit dringend eine wissenschaftliche, systematische Vereinigung aller der bisher gewonnenen Ausbeute auf diesem Gebiete der Forschung erheische, und er setzte sich daher eine Arbeit dieser Art zum höchsten Ziel seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Von dieser Zeit an behielt er jene Aufgabe stets im Auge, mancherley Vorbereitung zu späterer Ausführung treffend, indem sowohl jenes schon erwähnte Buch über *Nervensystem und Hirn*, als sein *Lehrbuch der Zootomie* (1818), das Bruchstück über *Urform der Schalen kopfloser und bauchfüßiger Wächthiere in Goethe's Morphologie 2r Bd. 1s Heft, S. 17*, ferner das Vorwort zu *Brooke's* Studium der Konchylienlehre, Lpz. 1823. S. XXIV, so wie der Aufsatz über *innere Schädelbildung der Kerfe*, in der *Dresdener Zeitschrift für Natur- und Heilkunde 2r Bd. 3s Heft S. 305*, und endlich das zweyte Heft der von unserm Vf. im J. 1827. herausgegebenen *Erläuterungstafeln für vergleichende Anatomie* (Lpz., b. Fleischer, fol.) nur die Vorläufer zu diesem hier vorliegenden Werke waren. Erst nach solchen vieljährigen Zurüstungen und Vorbereitungen, denen er die schönsten Stunden seines wissenschaftlichen Lebens widmete, nach vielfacher Besprechung der ihn beseelenden Ideen mit gelehrten Freunden, legt nun der Vf. Alles in ein Ganzes wohl-

wohlgeordnet und mit schönen Tafeln geschmückt dem Publicum vor, das dankbar seine Bemühungen erkennen wird, wenn auch einzelne tadelnde Stimmen seine Verdienste schmälern wollten. Ueberdies ist er auf letzteres, wie aus der Vorrede hervorgeht, gefasst, und bereits hat ihn der beyfällige Ausspruch des Altmeisters, Goethe, von neuem ermuntert und gegen Anfälle gewappnet.

Doch wir treten näher zur Beschauung der innern Einrichtung des Gebäudes. Nach historischer Einleitung und Erläuterung des Unternehmens folgt die Uebersicht und Erläuterung der Kupfertafeln, so wie die Erörterung der Vorbegriffe. Dann kommt man aus dieser Vorhalle in das eigentliche Heiligthum, zu den wesentlichen Bestandtheilen des Buches selber. Letzteres zerfällt nämlich in den ersten Theil, welcher allgemeine Betrachtungen enthält, und in einen zweyten, welcher die Untersuchungen im Einzelnen darstellt.

Die besondern Kapitel des ersten Theils betreffen folgende Gegenstände: Organismus, Ueberblick der Entwicklung des Thierreichs, Entwicklung des Nervensystems durch die Thierreihe und allgemeine Betrachtungen über die in der Form von Schalen, Knochen und Eingeweideknorpeln vorkommenden Festgebilde des Thierkörpers. — Da, wie wir bereits andeuteten, das Nervensystem zunächst die Bedingungen zur Bildung des Skeletts giebt, in so fern letzteres bloß als Hülle und Träger des erstern zu betrachten ist, so hat der Vf. sein Hauptaugenmerk auf dasselbe und die darnach bestimmte Reihenfolge des Thierreichs gerichtet. Er theilt die Thiere in 1) *Ey-Thiere*, *Urthiere* (*Oozoa*), wo sich noch keine räumliche Sonderung von Blut und Nerven wahrnehmen läßt; 2) *Rumpftiere* (*Corpozoa*) mit Gegensatz eines einfachen Blut- und Nervensystems, und endlich 3) *Kopftiere*, *Hirnthiere* (*Encephalozoa*), wo doppelter Gegensatz der Nerven (als weiches und gefasertes [oder Ganglien- und Hirn-] Nervensystem), so wie des Blutes (als Lymph- und [rothes] eigentliches Blut-system) auftritt. Die höchste Formation, wo sich sowohl das Geistige als Körperliche zur höchsten Vollkommenheit ausbildete, ist durch den Menschen gegeben. Hierdurch werden 4 Kreise gebildet, die sich der Vf. concentrisch denkt, indem er in den mittlern den Menschen als das Centrum des Ganzen steckt. Jeder Kreis zerfällt wiederum in Klassen. Der erste enthält nur eine Klasse (1ste Kl. *Oozoa*), der zweyte 2, nämlich 2te Kl. *Mollusca* (Bauchthiere), und 3te Kl. *articulata*, Gliederthiere, Brustthiere; der dritte 4 Klassen, nämlich 4te Kl. *Pisces*, Kopfgeschlechtsthiere; 5te Kl. *Amphibia*, Kopfbauchthiere; 6te Kl. *Aves*, Kopfbrustthiere; 7te Kl. Kopf-Kopftiere (*Mammalia*); in dem vierten Kreise endlich ist die 8te Klasse der Menschheit. Diese Nomenclatur möchte wohl nicht allen zusagen, und selbst in der Anwendung, wie sich auch der Vf. dagegen zu sichern versucht, herrscht doch mehr

Willkür, als er selbst meinen mag. Wir wollen darüber nicht rechten, weil es nicht die Hauptsache ist; nur wünschten wir wenigstens solche Bastardworte, wie *Corpozoa*, vermieden. Wer sich aber für die weitere Ausführung dieses auf Entwicklungsgeschichte gegründeten zoologischen Systems interessirt, den verweisen wir auf die tabellarische Uebersicht des gesammten Thierreichs von *Ficinus* und *Carus*. Dresden 1826.

In dem Kapitel von der Entwicklung des Nervensystems finden wir eine Darstellung der Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Form, nach welcher die Vertheilung des Nervensystems im Körper bestehen kann. Anfänglich ist es noch gleichartig durch den ganzen Körper vertheilt, und nur erst dann, wo es sich bereits von der gemeinsamen Körpermasse sondert und zu einem besondern Gebilde wird, kann es als Nervensystem gelten. Als Factoren des Nervensystems betrachtet der Vf. 1) die Ganglien, 2) den Nerv, und 3) Commissur (Verbindungsglied der Ganglien), was er, so wie die Stufen des Nervensystems a) als allgemein vertheiltes Nervensystem, b) Gangliensystem und c) Hirnsystem übersichtlich und schematisch in bildlicher Darstellung erläutert. Dann folgt die Angabe der wichtigsten Momente der besondern Entwicklung des Nervensystems durch die Thierreihe hindurch, das Anschauen wahrer Gesetzmäßigkeit in Thierorganisation zu befördern, daher er sich auch weniger in die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur verliert, als vielmehr auf das Hauptmodell stets hinweist. Besonders wird hier auf die Bedeutung des Schlundnervens rings aufmerksam gemacht, indem der Vf. den Hirnknoten über der Speiseröhre, also auf der Lichtseite, bey den Weichthieren als ein Analogon der Sehhügel in seinen Kopfhieren betrachtet. Bey den Kopffüßlern (*Cephalopoda*), besonders den Sepien, treten auch auf der Erdseite des Markrings Sinnesnerven hervor, welche das Verhältniß zur Masse d. i. ihre Erzitterung durch den Klang wahrnehmen lassen, woraus der allerdings für die philosophische Anatomie höchst wichtige reine Gegensatz zwischen den Seh- und Gehörnerven gefolgert werden kann. Denn so wie die wesentlichsten Nerven der kosmischen oder Lichtseite die *Sehnerven* seyn müssen, so sind die *Hörnerven* für die Erd- oder Schwerseite (wie sie der Vf. nennt) die wichtigsten, was durch ein Schema noch versinnlicht wird. In immer weiterer Entwicklung bildet sich nun das Nervensystem, welches bey den Gliederthieren noch als eine Ganglienkette auf der Erdseite erscheint, in den höhern Thieren aus, wobey es sich zuletzt als *Hirn* und *Rückenmark* darstellt, und in seinen Theilen die *Dreyzahl* und ihre Verdoppelung als die vorherrschende Grundzahl wahrnehmen läßt. Auch die *Zirbel* erhält nach unserm Vf. die wichtige Bedeutung, als „dritte Wiederdarstellung des ursprünglichen Hirnknotens zu erscheinen und dadurch die

Voli-

Vollendung der Hirnbildung zu documentiren." So werden ferner die übrigen Hirnthteile vom Vf. bisweilen auf eine ihm eigenthümliche Ansicht bezogen, und selbst die Andeutungen des ursprünglichen Nervenringes in höherer Potenz in den Sehnhügeln wiedergefunden.

Diese allgemeinen Umrissse über das Nervensystem sollten, wie wir auch schon erinnerten, nur als Grundlage für die weitere Auseinandersetzung des Nerven- oder eigentlichen Skeletts dienen, daher sie auch bloß in der Kürze vom Vf. dargelegt wurden, aber darnach das Wesentliche seiner Ansichten enthalten. Auf diese Skizze folgen im 4ten Kap. die allgemeinen Betrachtungen über die unter der Form von Schalen, Knochen und Eingeweideknorpeln vorkommenden Festgebilde des Thierkörpers. Mit Recht wird dabey aufmerksam gemacht, daß alle diese Bildungen zu einer Reihe gehören und keines derselben für sich allein richtig gedeutet werden könne. In der That hat man früherhin nie zur völligen Klarheit und Einsicht über die Verhältnisse und Bedeutung der einzelnen Knochentheile des Thier- und Menschen skeletts in so fern kommen können, als man dieselben als einzelne für sich bestehende Ganze, ohne Erwägung ihrer Bildung und Verbindung, betrachtete und sorgfältig beschrieb, woraus sich die oft so sonderbaren Namen derselben leicht erklären lassen. Eine interessante Uebersicht der verschiedenen Entstehungsarten und der verschiedenen Substanz thierischer Festgebilde wird S. 82 fg. gegeben, woselbst die Ausdrücke: *Hautskelett*, *Eingeweideskelett* und *Nervenskelett* ihre weitläufigere Erläuterung finden, indem der Vf. hierdurch die Haut-, Eingeweide- und Nervenhiilsen bezeichnet, die durch Knorpel, erdige Schalensubstanz, Hirn und Knochen gebildet werden. Selbst aber die rein-geometrische Construction der Urformen des Skeletts, d. i. die Hohlkugel und die aus ihr hervorgehenden Gestalten im Allgemeinen, wird hier nicht übergangen, indem ihr mehrere Seiten (von S. 34—42) gewidmet sind. Gewiß kann nur auf diese Weise eine wahrhaft wissenschaftliche Construction der Skelettbildung erreicht werden, wenn wir auch ihre Schwierigkeit nicht verkennen, die im Ganzen der Vf. glücklich zu überwinden wußte. Zunächst betrachtet er die Formen, welche aus der Urform der Kugel zunächst hervorgehen. Gleich anfänglich wird da bemerkt, daß von der Kugel, als dem Symbol des Indifferenten, eine zweifache Bildungsreihe ausgehe, d. i. eine, wo durch Zusammensenkung und Erstarrung der Formen

geradlinige (krystallinische) Formen entstehen, und dann eine andere, wobey die Kugel, durch Vielfältigung ihres Mittelpunkts oder ihrer Peripherie sich ausdehnend, in eiförmige, parabolische und hyperbolische (organische) Formen übergeht. Was die erstere Ansicht anlangt, so sind wir keineswegs damit einverstanden, da uns die Natur bey Bildung der Krystalle eine andere Weise lehrte. Es entstehen nämlich die aus der Kugel ableitbaren geometrischen Gestalten keineswegs durch die eingesenken Kugelflächen, sondern vielmehr durch Anlegung kleiner gleichartiger Elementartheilchen und einen gemeinschaftlichen Kern. Die Bildungen aber, welche zwischen der Kugel und den organischen Formen in der Mitte stehen, sind der *Doppelkegel* und der *Cylinder*, und hierin erkennt der Vf. den Grund davon, „daß alle Gebilde, in denen der Knochen ganz rein als Solidargebilde, nicht als bloße hohle Umschließung erscheinen soll, die Gestalt des Doppelkegels als Prototyp anerkennen müssen.“ Scharfsinnig und consequent sind die weiteren Betrachtungen durchgeführt, und namentlich die Anwendung dieser geometrischen Constructionen auf besondere Formen der Skelettbildung nachgewiesen, wobey die genetische Entwicklung des Nervensystems stets die Bahn der Untersuchung vorzeichnet. Letzteres wird vornehmlich bey Darstellung des Nervenskeletts sichtbar. Denn gleichwie dort dem Ur-Nervenringe der *Ur-Skelettring* der Schale entspricht, so ist auch hier der *Ur-Skelettring* des Knochens dem *Ur-Nervenringe* der Hirnthiere analog, wobey aber die Umschließung der Rückenganglien durch besondere wiederholte (secundäre) Knochenkugeln, oder, da in der Verbindung nur die mittlern Ringe übrig bleiben, durch wiederholte (secundäre) Skelettringe das Wesentlichste seyn muß. Auf dieselbe Weise aber, wie der *Ur-Skelettring* mit den zu secundären Skelettringen werdenden Kugelbildungen umgeben ist, umgiebt sich wiederum der *Secundärwirbel* mit kugeligen Knochenkeimen, welche der Vf. *Tartarwirbel* nennt. Letztere umschließen keine Weichgebilde, und sind die soliden dieser körperlichen Knochenbildungen. Diesen Ansichten gemäß wird auch eine besondere Terminologie nöthig, welche der Vf. S. 44 liefert; wo jener Ausdruck und andere noch wissenschaftlich genannt bestimmt werden. Alles dieß macht noch ein zu S. 47 gehöriges schriftliches Schema der *Ur-Theile* in einem senkrechten Querdurchschnitte eines Skeletts deutlich, während die zweyte Tafel der hinten angehängten Abbildungen eine bildliche Darstellung derselben gewährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1830.

NATURWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Fleischer: *Carl Gustav Carus* — —
*Von dem Ur-Theilen des Knochen- und Schalen-
gerüsts u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Sogar die Verbindungsarten dieser Ur-Theile hat der Vf. nicht unberücksichtigt gelassen, und sinnreich erklärt er (S. 48) die Erscheinung der bey Tertiärwirbeln vorkommenden Gelenkblasen, (oder wie sie gewöhnlich heißen *Gelenkkapseln*) indem er auf die dem Tertiärwirbel zu Grunde liegende Urform, den Doppelkegel, Rücksicht nimmt. Es entsteht nämlich durch den an beiden Enden kugelförmig vertieften Doppelkegel eine mit flüssigem Eystoff angefüllte Vertiefung, welche bey dem Zusammentreten von 2 solchen Doppelkegeln sich zu einer Blase ausbildet, welches auf nachstehende Weise versinnlicht werden kann $\times \circ \times \circ \times$. Hierdurch erscheint die unter einander verbundene Tertiärwirbelsäule als eine Kette von doppelkegeligen Knochen und Gelenkblasen. Zugleich erblickt der Vf. (insofern diese Blasen als Wiederholungen der ursprünglichen Blasen oder Eyweißkugeln, woraus die doppelkegeligen Knochen selbst erst gebildet werden, anzusehen sind) hierin den Grund von der Neigung, in diesen Blasen Knorpel oder Knochenkerne anzusetzen. Da sie jedoch im stäten Gegensatz mit denen der Doppelkegel stehen, wird sich jene Bildung auf andere, nicht mit jener der Knochen identische Art gestalten: daher theils die peripherische oder einseitige Knochenbildung (während im Doppelkegel die Verknöcherung im Mittelpunkte beginnt und nach beiden einander entgegengesetzten Richtungen ausstrahlt), theils die concentrische faserige Knorpelbildung, welche nie in Knochen umgewandelt wird. Es gehören demnach zu diesen intermediären Gebilden der Gelenke die Knochenscheiben an den Gelenkkapseln (Kniescheibe, Sesambeine) und die freyen Knorpelscheiben in demselben (wie jene, welche zwischen Kiefer oder Kniegelenk vorkommen, und die zwischen den Rückenwirbelkörpern auftretenden Faserknorpel).

Die Dignität der einzelnen Ur-Theile wird leicht aus ihrer Beziehung erkannt; denn der ganze Thierleib sammt seinen Eingeweiden wird vom Urwirbel, die centrale Nervenmasse vom Secundärwirbel umschlossen, und der Tertiärwirbel wird der eigentliche solide Haltungs- und Bewegung stützende Knochenstamm, daher sich diese Theile auf Vegetations-, Nerven- und Muskelleben beziehen. Unstreitig aber ist hierunter das Nervenleben das höchste, wornach auch die Entwicklung des Secundärwirbels die höchste ist. Wirklich zeigt schon eine oberflächliche Beobachtung, daß je höher die Thierbildung im Ganzen oder in einem einzelnen Theile gedieh, desto mehr die Bildung des Secundärwirbels im Skelette vorherrscht. Aus diesen einfachen Sätzen gehen höchst wichtige, zum philosophischen Verständniß des Skelettbaues führende Wahrheiten hervor, von denen wir nur auf folgende aufmerksam machen, die vorzüglich jene bereits angegebene Dignität in ein noch helleres Licht setzen wird. In den höher entwickelten Thieren nämlich wird das vegetative Leben durch den Rumpf, das Empfindungsleben durch den Kopf und das Bewegungsleben durch die Gliedmassen vermittelt. Daher folgt, wenn die vorhin entwickelte Ansicht des Vfs die richtige ist, daß sich im Rumpfe eine vorzügliche Entwicklung der Urwirbel (Rippen), am Kopfe eine vorzügliche Entwicklung der Secundärwirbel (Schädelwirbel) und endlich an den Gliedmassen eine vorzügliche Entwicklung der Tertiärwirbel (Gliedmassenknochen) zeige — und dem ist auch also. Dennoch darf sich die Forschung nicht blos mit diesen Nachweisungen begnügen, sondern es fragt sich nun auch, ob sich ein bestimmtes, ja geometrisches Gesetz in der Anzahl, in der Weise und Anordnung, so wie überhaupt in der Modification dieser Ur-Theile offenbare. Statt der Antwort können wir das S. 49 ausgesprochene Gesetz geben: „Die wirkliche natürliche Skelettform wird stets mannichfaltiger als die absolute Einfachheit der Ur-Skelettkugel, und stets einfacher als die mögliche Vielfachheit der in ihrer mannichfaltigen Gliederung entwickelten Ur-Skelettkugel seyn.“ Wenn schon hieraus erhellt, daß in der wirklichen Skelettbildung stets nach Nothwendigkeit einer oder mehrere von den der Idee nach an jedem Urwirbel hervorgehenden Secundär- oder Tertiärwirbeln fehlen müssen, so hat man nur nachzusehen, welches die fehlenden sind, oder welche am seltensten unentwickelt bleiben. Wird nun aber der Urwirbel durch ein einfaches Zahlenverhältniß getheilt (z. B. durch 4, 6, 5 allein), so erheischt dies ein gleiches Verhältniß für alle aus dem Theilungs-

C (5)

lungspunkte hervorgehende Secundarwirbel, so wie für die Theilung selber; erscheint hingegen bey der Theilung des Urwirbels ein doppeltes Zahlenverhältniß (z. B. zugleich 4 und 6), so werden diejenigen Theilungen, welche durch beide Zahlenverhältnisse zugleich gesetzt sind und die aus ihnen hervorgehenden Secundarwirbel am meisten verlangt, können daher am wenigsten fehlen. Dasselbe gilt ferner für das Verhältniß der Secundarwirbel in Rücksicht ihrer Theilung und Entwicklung zu Tertiärwirbeln. An denjenigen Orten, wo Ur-, Secundar- und Tertiär-Wirbel zusammentreffen, wird auch nothwendigerweise die Darstellung von Skeletttheilen am entschiedensten gefordert werden. Wir haben aber stets die Urwirbel als den allerwesentlichsten Theil erkannt, und auch diejenigen der Secundar- und Tertiärwirbel als wichtig, welche dem Urwirbel parallel sind und zunächst sich auf diesen beziehen. Wenn es daher die Frage gilt, was wegfallen, wenn die Entwicklung ganzer Ordnungen von Wirbeln fehle; so kann ohne Schwierigkeit dargethan werden, daß vor allem die ausstrahlenden Wirbelsäulen von Tertiär- oder Secundarwirbeln zuerst mangeln. Ausser diesen allgemeinen Bestimmungen giebt jedoch das Verhältniß der Weichgebilde, insonderheit das Nervensystem, wie wir schon oben bemerklich machten, die näheren Bedingungen, und wir werden endlich zur Ueberzeugung gelangen, daß das höhere Skelett nichts anders als der *starrgewordene Abdruck des Nervensystems* sey. Daß aber gerade hierdurch eine Vergeistigung der Osteologie und eine Erhebung derselben auf eine echt wissenschaftliche Stufe möglich werde, brauchen wir nicht erst noch unseren sinnigen Lesern weiter aus einander zu setzen. Hierbey können wir jedoch nicht den Wunsch unterdrücken, daß dem Vf. einst hinlängliche Muße zu Theil werden möge, um so manche Idee, welche er bey diesen philosophischen Untersuchungen in seinem uns vorliegenden Werke nur andeuten konnte, weitläufiger auszuführen und so auch der menschlichen Anatomie eine festere wissenschaftlichere Basis zu geben, als sie zeither besaß. Was übrigens die weitere Erörterung der von uns bloß im Umriss mitgetheilten Darstellung, die specielle Nachweisung der Zahlenverhältnisse des Gegensatzes in den Bildungen u. s. w. betrifft, so müssen wir das weitere Studium den sich dafür Interessierenden selbst überlassen, indem es uns keinesweges der Zweck ist, einen Auszug daraus zu liefern, sondern bloß auf das in demselben enthaltene Neue aufmerksam zu machen. Nicht ohne Befriedigung werden sie das Werk aus der Hand legen, und nicht selten eine wahrhaft überraschende, und was mehr sagen will, genügende Deutung der sonst so schwer zu erklärenden Erscheinungen finden.

Der zweyte Theil, den Untersuchungen im Einzelnen gewidmet, verfolgt die Entwicklung einer vollkommenen Skelettform durch die einzelnen Klassen des Thierreichs nach der bereits näher angege-

benen Ordnung. Ueberdies wurde die gehörige Würdigung des menschlichen Skeletts, inwiefern es der Gesetzmäßigkeit am vollkommensten entspricht, beabsichtigt, zugleich aber auch nachgewiesen, wo die Construction noch höhere Vollendung der Ausdruck noch eine höhere Gesetzmäßigkeit für diese uns als die vollkommenste geltende Skelettform fordern kann. Selbst aber hiermit wollte der umsichtige Vf. sich nicht beruhigen, sondern um seinem Werke die möglichste Vollständigkeit zu geben, erörtert er am Schlusse des Ganzen die individuelle Entwicklung höherer Skelettformen aus embryonischen Zuständen, so wie die Rückbildung zu niederen unvollkommenen Formen bey pathologischen Erscheinungen.

Kürzlich wollen wir nur mit einigen Worten noch des besonderen Ganges gedenken, welchen der Vf. hierbey einschlägt. Bereits aus den von uns oben gemachten Nachweisungen ging hervor, daß das Hautskelett als das primitive auftrat, indem es die Abgrenzung gegen äußerlich Elementarisches darstellte, dann zeigte sich das Eingeweideskelett als secundäres, insofern es die Abgrenzung eines in den Organismus aufgenommenen äußerlichen Elementarischen bezeichnede, und endlich erschien das Nervenskelett, als tertiäres Gebilde, und deutete die Abgränzung der die Einheit des Thierlebens repräsentirenden Organe an. Bey der Entwicklungsgeschichte des höheren Thierkörpers wird aber erkannt, daß die der Zeit nach früher erscheinende Gestalt stets die unvollkommene und endlich zurücktretende sey, die spätere aber die höhere, welche zugleich dauernd bleibt, woraus sich ergibt, daß von jenen 3 Skeletten das erstere (primitive), das Hautskelett, bey höherer Entwicklung des Thierkörpers immer mehr verschwinde, der zweyte (secundäre), das Eingeweideskelett, ebenfalls nach ihm größtentheils oblitere, und nur das dritte (tertiäre), das Nervenskelett, welches zugleich am spätesten seine Ausbildung erreichte, auch am vollkommensten entwickelt werde und am längsten bleibe. Diese Stufen werden nun mehr oder minder deutlich von jedem höheren thierischen Organismus wiederholt, und es entsprechen die niedersten Thiere, die Eythiere, dem Eye, als der niedersten Lebensform vollkommener Thiere, daher mit Recht der Vf. mit der Eyform beginnt, besonders mit derjenigen, wo sie zur festesten Ausbildung, also ins *Vogeley*, gelangt. Ohne Schwierigkeit aber wird dasselbe als ein noch rings umschlossener blasenförmiger Urwirbel, und zwar als primitiver (des Hautskeletts) erkannt und vom Vf. näher erläutert. Dann wird von S. 62 an das Skelett der Ey- und Kumpf-Thiere abgehandelt, indem nach vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen diese Bildungen im Einzelnen betrachtet werden. Hier sieht man, wie sich bey den *Urthieren* (Protozoa) die geronnene Schicht der Körper theils vom absoluten Aeußerlichen abgrenzt und späterhin *Epidermis*, als allgemeine äußerste Gestaltung des Hautskeletts wird, theils den Körper gegen

gen das eindringende Aeußerliche abgrenzt, und späterhin als *Epithelium* erscheint, als allgemeinste äußerste Gestaltung des Eingeweideskeletts. An dieser Stelle nimmt zugleich der Vf. Gelegenheit, auf die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der Pflanzen mit Pflanzenthieren aufmerksam zu machen. Wenn er aber glaubt, daß sich die Pflanzen von den Pflanzenthieren vornehmlich dadurch als verschieden erwiesen, insofern jede Pflanzenknospe oder jedes Samenkorn als ein besonderes individuelles Ganzes anzusehen sey, dessen Leben jedoch an das der ganzen Pflanze geknüpft ist und aus dieser sich entwickelt, umgekehrt hingegen die einzelnen Theile des Polypenstocks weit selbstständiger wären und erst durch Aneinanderreihen das Ganze bildeten: so kann diels durchaus nicht als allgemein gelten, da uns leicht die Erfahrung von dem Gegentheil überzeugt. Man betrachte nur die Entstehungsart unserer gemeinen Süßwasserpolyphen (*Hydra*), wie sie sich zu einem gemeinsamen Stamme mit vielen jungen Polypen entwickeln, und man wird keinesweges jener Annahme huldigen können. Wahrscheinlich hatte hiebey der Vf. besonders das Oeffnen und Schließen der Magenöhlung mittelst Expansion und Contraction im Auge, wodurch zugleich das Einfangen anderer Organismen bewirkt wurde, die daher den Polypen zur Nahrung dienen, ohne anscheinend Nahrungsstoff aus dem mütterlichen Stamme ziehen zu müssen; allein ist bey der Blüthe nicht auch etwas Aehnliches? saugt nicht auch sie bey ihrem Oeffnen und Schließen Nahrungsstoff aus der Atmosphäre? und ist nicht endlich, wie gute Beobachter zeigten, der einzelne Polyp von seinem mütterlichen Stamme, wo sich oft sogar ein gemeinschaftlicher Nahrungskanal befindet, eben so abhängig, als die Knospe und Blüthe von ihrem Mutterstamme, wenn auch die Thier- wie Pflanzenknospe anfänglich getrennt bestehen kann? Meist bildet sich auch da der Polyp aus dem Polyp, wie Knospe aus Knospe. Diese Wahrheiten scheint der Vf. selbst, bey dem die Neigung alles zu generalisiren und zu schematisiren nicht selten vorherrscht, gefühlt zu haben, indem er den vorhin allgemein ausgesprochenen Grundsatz noch in einer Anmerkung zu beschränken sucht. Eben so wenig möchten wir ferner den Ausspruch desselben unterschreiben, nach dem, seiner Ueberzeugung gemäß, sich eine streng wissenschaftliche Eintheilung der Korallen u. s. w. nur auf eine wissenschaftliche Anordnung der Pflanzenformen gründe. Denn bey beiden Organisationen finden zu viel Differenzen Statt, als daß sie nach einem Princip beurtheilt werden dürfen, auch muß man nie Aehnlichkeit und Gleichheit verwechseln. Zwar ist die äußere Form in beiden ähnlich, allein ihre innere Natur und Structur doch gänzlich verschieden, und auf die letztere hat doch gewiß eine solche Classification eher zu sehen, als auf erstere.

In mehreren *Strahlthieren* findet noch gar keine vollkommene Entwicklung der Skelette Statt, indem bloß die Oberhaut, wie bey den Asterien, als ein zartes Horngewebe (*Epidermis* nach Außen,

Epithelium nach Innen) die schärfere Abgrenzung der Individualität des Thieres von der Außenwelt vermittelt. Erscheint aber ein wirkliches Skelett, so wird es stets unterhalb jener äußern Haut gebildet, und muß wegen der dem Ganzen zum Grunde liegenden einfachen Kugelform wesentlich als Urwirbel seine Deutung finden. Aus demselben Grunde können sich die als Wiederholungen des Urwirbels geltenden Secundarwirbel bloß als ausstrahlende Wirbelsäulen darstellen. Drey Entwicklungsstufen sind aber in den Skelettformen der *Holothurien*, *Echiniden* und *Asterien* nachzuweisen, indem der ganz einfache ringförmige Urwirbel in den *Holothurien*, der blasenförmige, große mannichfaltig getheilte Urwirbel in den *Echiniden* und endlich die radienförmige Ausstrahlung des Urwirbels in auseinander weichenden Urwirbelsäulen bey den *Asterien* erscheint. Ueberraschend ist das vom Vf. bey den Theilen des Echinidenskeletts angegebene strenge Zahlenverhältniß, welchem die 6 und ihre Verdoppelung zu Grunde liegt.

Ein Anschließen der Rumpfthiere an die Strahlenthier wird selbst in dem Skelett der ersteren erkannt. Der Echiniden-Hohlkugel (Urwirbel) entspricht die meist vielfach getheilte mehr oder minder kugelige Muschelschale, den Asterienwirbeln aber das Skelett der Gliederthiere. Scharfsinnig wird S. 69 die Entstehung und der Bau des gewundenen Schneckengehäuses erläutert, indem die ersten Rudimente derselben gleich anfänglich bey der ersten Bildung wahrnehmbar sind. Das Schneckengehäuse selber ist nach dem Vf. bloß die ausgebildete Rückenhälfte des Rumpf-Urwirbels, wobey der Schalenendeckel (welcher bey einigen Gattungen während des Winters gebildet wird) die Bauchhälfte des Rumpf-Urwirbels darstellt.

Vorzüglich hat bey den Gliederthieren die Aeußerlichkeit ihre höchste Ausarbeitung und Vollkommenheit erhalten; daher hier die mannichfaltigste und zielrichtigste Ausbildung des Hautskeletts getroffen wird. Kein Urwirbel wird hier mehr gefunden, sondern stets hornige Urwirbelsäulen, an die sich Secundarwirbelsäulen, besonders in ausstrahlender Richtung, Gliedmaßenbildung bedingend, anschließen. Jenes äußere Hautskelett aber thut schon in so fern seine höhere Natur kund, als es nicht mehr als eine für das ganze Leben des Thieres bleibende Hülle erscheint, sondern stäten Umwandlungen unterworfen ist. Bey Eingeweidewürmern und Ringelwürmern ist noch keine Art des eigentlichen Skeletts vollkommen entwickelt, nur erst bey den Krabben tritt es allmählig selbstständiger auf, verschiedener hornig, und bey dem Krebse sogar kalkig. Im Ganzen erkennt man hier ein ziemlich schwankendes Zahlenverhältniß, was Kennzeichen einer niedrigen Bildung ist, während das Gesetzmäßige und Bleibende den höheren Typus einer Bildung bezeugt. Letzteres findet bey den *Kerfen* (*Insecta*) Statt, wo sogar den Larven die Gliederung aus 12 Urwirbeln des eigentlichen Leibes, welchen am Vor-

Vorderende ein Sinnes- und Kiefer - Urwirbel (Kopf), am Hinterende ein Geschlechts- und After-Urwirbel angefügt wird, wesentlich ist, so daß sich im Ganzen 14 entwickeln. Im vollkommensten Insekt sieht man aufs deutlichste das Bestreben, die unreinere Zahlenverhältniß auf ein regelmässiges, in Primzahlen bis zum ersten *numerus perfectus*, nämlich der Sechszahl, fortschreitendes Verhältniß zurückzuführen. Es zerfällt hier wesentlich der Kopf in drey Abtheilungen: Kopf, Brust und Hinterleib. Dennoch findet bey den niederen Körperabtheilungen (dem Hinterleibe) selbst auf dieser Stufe nicht selten ein schwankendes Zahlenverhältniß Statt, daher es sehr verdienstlich war, daß der Vf. S. 80 eine Uebersicht der Bauch - Urwirbel (Abdominalringe) hinsichtlich ihrer Anzahl bey den hauptsächlichsten Insekten gab. Hieraus ergab sich, daß die *Vierzahl*, als die niedrigste, *Zehn* als die höchste Anzahl der Abdominalringe zu betrachten sey, den Käfern aber, als Insekten der höchsten Ordnung, durchgängig die *Sechszahl* zukomme. Besondere Aufmerksamkeit verdient ferner die Erörterung der Kopf - Urwirbelbildung. Es sind hier blos die 3 dem Kopfe wesentlichen, die *Sinneswirbel*, vorhanden, jedoch so, daß 2 derselben die Bedeutung von Kieferwirbeln mit der von Sinneswirbeln vereinigen müssen, eine aber als eigentliche *Schädel-Urwirbel*, als Augenwirbel übrig bleibt. Letztere bildet allein den blasigen Ring, welcher wesentlich den Kopf aller Kerfen darstellt. Die andern Wirbel liegen vor dem Sinneswirbel und werden von dem Vf. als *Antlitzwirbel* bezeichnet. Zeither hat man das obere Stück des ersten, unmittelbar auf den Schädelwirbel folgenden Antlitz-Urwirbels *Schild* (clypeus), das untere Stück *Kinn* (mentum) genannt, eben so dem oberen Bogenstück des zweyten oder vordersten Antlitz-Urwirbels den Namen *Oberlippe* (labium superius), dem unteren Bogenstück den von *Unterlippe* (labium inferius) gegeben, wodurch keinesweges ihre Bedeutung erhalten, und daher am füglichsten mit andern sinnvollern zu vertauschen sind.

In Rücksicht der Gliedmassen (der ausstrahlenden Secundarwirbelsäulen) weist der Vf. nach, daß sie eben so wie die übrigen Ausstrahlungen durch den Radius, und dem zu Folge durch das Sechseck bestimmt werden, was gleichfalls für die übrigen Thierreihen gilt. Ferner glaubt er in dem geometrischen Verhältnisse des Sechsecks den Grund vom Auftreten *paariger Gliedmassen* zu finden. Besonders deutlich ist es aber bey den Insekten, daß die erste Entwicklung von Gliedmassen noch in Bezug auf vegetatives Leben unter der Form von Kiemen geschieht, wie solches theils die Kiemenblättchen vieler Larven, theils aber auch die seitlichen oberen Gliedmassen oder die Flügel bey vollkommen entwickelten Insekten klar darthun. Nur an der *Brust*, als der vorzugsweise für die Athmung bestimmten Körpergegend, können sich bey den vollkommenen Insekten wahre paarige Rumpfgliedmassen entwickeln,

während bey den Larven dieß schwankend wird. Der Idee nach sollten bey den vollkommenen Insekten sowohl 3 Paar Erdgliedmassen (Füße), als auch 3 Paar Luftgliedmassen (trockne Kiemen, Flügel) vorhanden seyn. Erstere mangeln auch niemals, allein wohl letztere entweder gänzlich, oder nur theilweise, und das dritte Paar ist nie ausgebildet, kaum daß sich nach unserm Vf. Rudimente oder Andeutungen eines dritten Flügelpaars (für die vordersten Brust-Urwirbel) bey *Mantis flabellicornis* wahrnehmen lassen, welche in 2 über dem vordersten Fußpaare stark vorspringenden Hautblättchen bestehen, die mithin eben da an dieser Stelle sind, was die Schwingkölbchen bey den Dipteren hinter den Flügeln des mittlern Urwirbels.

Bey Erörterung der Füße wird auf die unrichtige Ansicht vieler neuern Entomologen aufmerksam gemacht, wonach man Theile, welche zum eigentlichen Plattfuß (*tarsus*) gehörten, noch als *tibia* u. s. w. betrachtete, da man übersah, daß das eigentliche Schenkelbein (*femur*), gewöhnlich *coxa* genannt, oft freylich nur in unbedeutender Ausdehnung vorhanden war, eben so wie sich bey den Hufthieren (Pferd u. s. w.) das *Femur* und der *Humerus* ins Fleisch verbirgt und daher gleichfalls die Veranlassung zu unrichtiger Bezeichnung ward. Uebrigens muß gleichfalls jeder Insektenfuß als eine wesentlich genau nach denselben Verhältnissen, welche in der ganzen Urwirbelsäule des Rumpfs herrschen, abgetheilte und als ausstrahlende Secundarwirbelsäule betrachtet werden. Die Wirbel derselben sind nach dem Vf. aus einer Reihe Bläschen hervorgegangen, welche, indem sie sich ausdehnen und nach beiden Enden wachsen, in hohle Doppelkegel übergehen. In Rücksicht des Zahlenverhältnisses trifft man auch hier blos bey den höheren Insekten ein vollkommen gesetzmässiges Verhalten an, da bey niederen dasselbe vielen Abänderungen unterworfen ist. Es hat daher der Vf. zur Uebersicht S. 86 eine Tabelle entworfen, wo aus jeder Insektenordnung einzelne Arten unter diesem Gesichtspunkte hervorgehoben werden.

Die Kopfgliedmassen der Insekten werden gewöhnlich von den Entomologen *Fresswerkzeuge* genannt. Sie sind auch in der That ihrem ursprünglichen Typus treuer geblieben als in irgend einer andern Thierklasse, daher gerade hier ihre Bedeutung bereits von Andern eingesehen wurde. Vorzüglich deutlich ist dieß bey den Käfern der Fall. Ohne stets dieser Grundidee sich deutlich bewußt zu werden, hatte bekanntlich *Savigny* treffliche Untersuchungen darüber bekannt gemacht, und schön nachgewiesen, daß alle diese so mannichfachen Erscheinungen dieser Gliedmassen bloße Umänderungen einerley Grundform und Grundzahl seyen. Daher konnte sich unser Vf. auch dabey kürzer fassen. Interessant sind noch die Andeutungen des Eingeweide- und Nervenskeletts in den Insekten, so wie die Betrachtung der Haar- und Federbildung in den Insekten und Rumpfhieren überhaupt, womit sich dieser erste Abschnitt des zweyten Theiles schließt.

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1830.

NATURWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. G. Fleischer: *Carl Gustav Carus — — Von den Ur-Theilen des Knochen- und Schallengerüsts u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im zweyten Abschnitte, welcher von dem Skelett der Hirnthiere handelt, finden wir den Vf. auf einem schon vielfach und genau bearbeiteten Felde, da bekanntlich das eigentliche Nervenskelett oder sogenannte Knochenskelett der 4 obern Thierklassen sammt dem des Menschen schon längst das Auge der Anatomen auf sich gezogen hatte. Dennoch mußte auch hier Vieles nach den Grundansichten des Vfs anders, als zeither, gedeutet werden. Allgemeine Betrachtungen über die Eigenthümlichkeiten der Skelettbildung in den Kopftieren, über die Urbildung des Nerven-, Haut- und Eingeweide-Skeletts in den Hirnthieren eröffnen diesen zweyten Abschnitt, worauf dann besondere Betrachtungen der Skelette in den einzelnen Klassen der Hirnthiere folgen.

Eigenthümlich ist dem Vf. die Construction des Kopfes aus 3 Schädel- und 3 Antlitzwirbeln mit 3 Zwischen-Schädelwirbeln, in welchen letztern eine wesentliche Beziehung auf die zwischen diesen Wirbeln austretenden Sinnesorgane, auf Ohr, Auge und Geruchsorgan erkannt wird. Schon hieraus kann man ersehen, wie sehr des Vfs Ansichten bey Deutung der einzelnen Schädeltheile von den bis jetzt üblichen abweichen; er hat daher eine schematische Zusammenstellung seiner (*Ur-Benennungen*, wie er sie bezeichnet) mit den gemeinüblichen Namen dieser Theile S. 93 gegeben. Den *ersten Hinterhauptwirbel* bildet das sogenannte *Hinterhauptbein*, den *ersten Zwischenwirbel* (Ohrnervenzwirbel) aber das hintere Interoccipitalbein; Zitzenheil des Schlafbeins, vorderes Interoccipitalbein, Schuppentheil des Schlafbeins, vordere Abtheilung des Felsenstücks vom Schlafbein, wo sich die Schnecke mit ihren beiden Kanälen oder Scalen bildet. Im Ganzen ist dieser Obwirbel sehr zusammengesetzt und aus lauter Bruchstücken bestehend. Er ist zwar oberwärts geschlossen, allein seine untern Bogenstücke sind in allen höhern Gattungen durch die Körper des Hinter- und Mittelhauptwirbels getrennt und zeigen darum das merk-

würdige aus veränderter Vereinigung entstandene Insichzusammenrollen. Der *Mittelhauptwirbel* wird constituirt durch Scheitelbeine, hintere (große) Keilbeinflügel und den hintern Theil des Keilbeinkörpers. Als *zweyter Zwischenwirbel* (Augennervenzwirbel) gilt das selten ausgebildete *Interparietalbein* und die mittelbaren zwischen den vordern und hintern gelegenen Verknöcherungspunkte des Keilbeinkörpers. Die Stirnbeine, vordere (kleine) Keilbeinflügel und der vordere Theil des Keilbeinkörpers machen den dritten *Vorderhauptwirbel* aus, während das selten ausgebildete *Interfrontalbein* und die beiden Hälften der Siebplatte (wo die *Crista galli* dem Vf. als Andeutung der Theilungsplatte gilt, welche den Kanal der übrigen Kopfwirbel in 2 Kanäle theilt) den *dritten Zwischenwirbel* (Riechnervenzwirbel) darstellen. Zum *vierten Kopfwirbel* oder *ersten Antlitzwirbel* gehören die Nasenbeine, Seitenplatten (*laminae papyraceae*) des Siebbeins, der Scharknochen (*vomer*) und die Mittelplatte (*lamina perpendicularis*) des Siebbeins; zum *fünftén Kopfwirbel* oder *zweyten Antlitzwirbel* die obern Nasenknorpel (*cartilagineae superiores nasi*), zuweilen die vordern Nasenknochen, Nasenmuscheln (*ossa turbinata*) und knorpelige Nasenscheidewand; zum *sechsten Kopfwirbel* oder *dritten Antlitzwirbel* endlich die knorpeligen Nasenflügel (*cartilagineae alarum*) und bey einigen Thieren die Rüsselknochen so wie Fortsetzung der knorpeligen Nasenscheidewand nach vorn. Manches Gezwungene bey diesen Deutungen konnte kaum vermieden werden, da der Vf. bey jedem dieser Wirbel den Körper, die Grund- und Deckplatten nachzuweisen suchte.

Für die Secundärwirbelsäule des Rückgraths wird gleichfalls eine bestimmte Norm hinsichtlich der Anzahl ihrer Theile aufgestellt, wobey das menschliche als Vorbild galt. 6 Hals-, 6 Brust-, 6 Oberbauch-, 6 Unterbauch-, 6 Geschlechts- und 1—3 Steißwirbel machen hier die Grundzahl aus, doch theilen sich die 12, welche Brust und Oberbauch bilden, durch die ungleichen Ergänzungszahlen 5 und 7, also die 12, welche die einander entsprechenden Gegenden des Halses und des Unterbauches (der Lenden) ausmachen. In der letzten dem Kopfe entsprechenden Abtheilung (oder dem Becken), welche 9 Glieder hat, finden wir die Theilung der 9 in 5 und 4, indem 5 verwachsen, 4 beweglich bleiben, wie denn auch sich am Kopfe der dritte Zwischenwirbel mehr mit dem vierten,

D (5)

als

mit dem dritten Schädelwirbel verbindet. Selbst die Richtung und Deutung der einzelnen Rückgrathwirbel und ihrer Theile so wie die Rippenbogen finden ihre Erörterung, worauf die Urwirbel- und parallelen Secundar- und Tertiärwirbelsäulen näher betrachtet werden. Als dann schreitet die Betrachtung zu den ausstrahlenden oder Gliedmaßenwirbelsäulen des Nervenskeletts fort. Letztere sind durch aus Tertiärwirbel, und kaum treten Andeutungen der Secundärwirbel mitunter auf. Nach allgemeinen Bemerkungen werden die *Gliedmaßen des Kopfes* näher beleuchtet. Zu den *hintern Kopfgliedmaßen* oder *Schädelgliedmaßen* gehören als erstes, oberes Paar der Kiemendeckel der Fische und der Ohrenknorpel höherer Thiere, und zum zweyten, untern Paar der Unterkiefer. Sehr gesucht erscheint die Nachweisung der mittlern Kopfgliedmaßen, von denen das erstere obere Paar durch Augenliedknorpel und Knorpel der Nickhaut repräsentirt seyn soll, indess das zweyte oder untere Paar gänzlich mangelt. Bey den vordern Kopfgliedmaßen oder Antlitzgliedmaßen tritt gleichfalls meist gänzlicher Mangel desselben ein, und nur bey Menschen sollen die Nasenflügelknorpel und bey einigen Fischen die Knochen der Tastfäden sie noch einigermaßen darstellen. Auch das zweyte oder untere Paar fehlt oder wird angedeutet durch den Alveolarrand des Zwischenkiefers. Die Gliedmaßen des Rumpfes sind dagegen weniger dem Mangel unterworfen; sie werden in paarige und unpaarige unterschieden. Bey den erstern findet zwar auch eine sehr verschiedene Theilung Statt, immer ist jedoch der äußerste Theil, das Endglied, der wesentlichste, und die Flosse ist selbst hier immer das erste Vorbild. Die Zusammenstellung der Brust- und Becken-Gliedmaßen S. 105 und 106 wird dem Freunde solcher comparativen Betrachtungsweise vielen Genuß gewähren, so wie wir wünschen, daß die bey den Sinnesorganen angedeuteten Verknöcherungen weitere Forschungen veranlassen möchten. Noch verdient gleichfalls das Eingeweideskelett (S. 109—112) besonderer Aufmerksamkeit, wiewohl gerade hier der Vf. bey seinen Deutungen weniger glücklich gewesen zu seyn scheint.

In den besondern Betrachtungen der Skelette in den einzelnen Klassen der Hirn-thiere werden die vorausgegangenen allgemeinen Constructionen auf concrete Formen angewandt und die Schilderung einzelner Skelette in etwas gedrängter Form gegeben. Manche neue Beobachtung wird mitgetheilt und durch schöne naturgetreue Abbildung versinnlicht. Wir bedauern jedoch, daß wir den uns vergönnten Raum nicht überschreitend dürfen, um hier ins Specielle einzugehen; wir begnügen uns daher bloß darauf aufmerksam gemacht zu haben. Die Ordnung des Einzelnen ist hier, daß zuerst das Nervenskelett, dann das Eingeweide- und Hautskelett der Reihe nach bey jeder einzelnen Thierklasse (Fische, Amphibien, Vögel und Säugethiere) durchgemustert werden. Ueberall blickt das Bestreben hervor, die

angehäufte Masse gelehrter Kenntnisse, welche wir der Vor- und Mitwelt in dieser Hinsicht verdanken, zu einem organischen Ganzen zu verarbeiten und jedem einzelnen Theile seine rechte Stelle und Bedeutung anzuweisen.

Um aber diesen Kreis der Untersuchung so viel als möglich zu beschließen, war es nothwendig, daß an dieser Stelle die Merkmale zusammengestellt wurden, welche die höhere Eigenthümlichkeit und Schönheit der menschlichen Skelettbildung in Bezug auf die Ur-Theile dieser Bildungen abboten. Selbst hiermit durfte der Vf. nicht enden, indem die Gesetzmäßigkeit in der zeitlichen Entwicklung des Knochengerüsts bey einem höhern individuellen Organismus nachgewiesen werden mußte, so wie endlich auch die Art und Weise, in welcher krankhafte Bildungen der Skeletttheile sich von dem diesen Theilen eigentlich angemessenen Typus entfernen, und wie dergleichen Bildungen vorzüglich die Bedeutung noch bekräftigen können, welche früherhin den einzelnen Gliedern dieser Formenreihe beygelegt worden war. Diesen Anforderungen zu genügen, hat der Vf. in dem dritten und letzten Abschnitte des zweyten Theiles zuerst die Eigenthümlichkeit menschlicher Skelettbildung in Hinsicht des Nervenskeletts, Eingeweide- und Hautskeletts abgehandelt, dann die der Zeit nach erfolgende Entwicklung des Knochensystems in einem einzelnen höhern Organismus, (wobey die Aufeinanderfolge im Hervortreten der Verknöcherung einzelner Ur-Theile des Nervenskeletts und die Einfachheit in Form und Verhältniß des Knochengerüsts während der ersten Entwicklungsperiode vorzüglich ins Auge gefaßt wird) und endlich die Bedeutsamkeit mehrerer krankhaften Skelettbildungen für die Lehre von den Ur-Theilen des Knochengerüsts näher aus einander gesetzt. In letzterer Hinsicht wird zuerst die pathologische Knochenbildung im Allgemeinen, dann jene der Secundärwirbelsäule, der Rücken- und der Tertiärwirbelsäule der Bauch-Seite, ferner zum Schluß die pathologische Bildung der Urwirbelbogen des Skeletts, so wie die der Gliedmaßenwirbelsäulen der Reihe nach durchgenommen, jedoch ohne sich weiter dabey lange zu verweilen. Alles mit großer Umsicht und wahrhaft philosophischer Größe.

Auf den 7 ersten der 12 angehängten Kupfertafeln finden wir die schematischen Darstellungen der im ersten Theile unsers Buches ausgesprochenen Grundansichten, während die übrigen 5 treue, nach der Natur entworfene Abbildungen liefern. Die Conturen sind scharf, die Ausführung genau und dem Zwecke völlig entsprechend, und die Originale größtentheils vom Vf. selbst gezeichnet. Sie werden auf einigen Blättern, welche der Vorrede folgen (S. XIII—XVI), der Reihe nach mit Wenigem erläutert, da eine ausführlichere Erklärung in dem Werke selber an der passenden Stelle zu suchen ist. Ueberhaupt würden wir rathen, bey dem

dem Studium dieses Werks stets die schematischen idealen Abbildungen gleich mit jenen nach der Natur zu vergleichen und dazu noch des Vfs bereits erwähnte Erläuterungstafeln für vergleichende Anatomie (besonders das zweite Heft, Leipzig, bey G. Fleischer. 1827. fol.), welche überdißs auch stets in unserm Werke angeführt werden, zur Hand zu nehmen, um immer das Abstracte im Concreten wieder zu erkennen.

Auch der herrliche, correcte, mit lateinischen Lettern angeführte Druck auf dem schönsten weißen Papiere trägt nicht wenig dazu bey, um selbst hinsichtlich des Aeußern dieses Werk höchst empfehlungswerth zu machen, und solches gereicht dem Hn. Verleger zu keiner geringen Ehre. Wir aber blicken im stolzen Nationalgefühl auf dasselbe hin, indem abermals durch einen Deutschen eine Idee klar durchgeführt wurde, welche in dem Auslande nicht zu gehöriger Klarheit gedeihen konnte. Durch dasselbe haben wir ein Gesetzbuch erhalten, das uns durch jenes Labyrinth der Erscheinungen hindurchleitet, welche besonders den Jünger so leicht auf Abwege zu führen drohen. Sollte auch mancher Theil, manche Thatsache noch eine bessere Deutung und Erläuterung, diese und jene Andeutung ihre weitere Ausföhrung durch die Folgezeit erhalten, so gebührt, wie wir gleich anfänglich bemerkt haben und was jetzt um so mehr einleuchtet wird, doch dem Vf. das unbestreitbare Verdienst, zuerst die Masse der Erfahrungen gesichtet, einen Grundtypus in den festen Theilen der ganzen Thierreihe genauer nachgewiesen und so einer der ersten Anforderungen der Vernunft Genüge geleistet zu haben. Denn nur die Ueberzeugung von der Uebereinstimmung des Vernunftgesetzes mit der Natur bringt dem philosophischen Naturforscher hohen geistigen Genuß. Selbst aber auch andere Gelehrte, denen es mehr um einzelne Thatsachen, als um allgemeine Gesetze zu thun ist, werden in ihm nicht den Fleiß und die Genauigkeit in Darstellung des Einzelnen verkennen.

J. C. Z.

M E D I C I N.

LEIPZIG, b. Kayser u. Schumann: *Die Schleimhaut des Magens und Darmkanals im gesunden sowohl als krankhaften Zustande*, od. anatomisch-pathologische Untersuchungen über das verschiedenartige gesunde sowohl als krankhafte Aussehen des Magens und der Gedärme. Eine vom Athenäum der Medicin zu Paris gekrönte Preisschrift von C. Billard, corresp. Mitgl. des Athen. der Med. Aus dem Franz. übersetzt u. mit Anmerk. herausg. von Jos. Urban, der ges. Heilk. Dr., Arzte zu Bernstadt u. Mitgl. der oberlaus. Gesellsch. d. Wissenschaften. 1828. XX u. 368 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Selbst die einseitigsten Theorien fördern unsre Wissenschaft! So verdanken wir auch diese, einen

noch wenig bekannten Gegenstand beleuchtende Schrift, zwar indirect, den starren Ansichten und Behauptungen des Reformators Broussais. Schon vor der von dem Athenäum der Medicin bekannt gemachten Preisfrage hatte Billard viele Zergliederungen in Beziehung auf den Darmkanal gemacht und benutzte später um so eifriger die ihm so günstigen Gelegenheiten.

In der ersten Abtheilung untersucht der Vf. die Schleimhaut des Magens und Darmkanals im *gesunden* Zustande in den verschiedenen Lebensperioden, während und nach der Verdauung, und vergleicht hiemit die Meinungen der Schriftsteller. Er kommt zu folgenden Resultaten: Die Farbe der Schleimhaut ist schön rosenroth im Fötus, milchweiß bey Kindern und aschfarbig bey Erwachsenen. Ist der Tod während der Verdauung erfolgt, so ist die Schleimhaut des Magens, des untern und obern Theils des Jejunums zart rosenroth gefärbt. Die gelbe Schattirung auf ihrer Oberfläche, durch die Galle veranlaßt, gehört nicht zur normalen Färbung des Darmkanals. Im gesunden Zustande ist die Schleimhaut des Magens nie marmorirt oder mit schwärzlichen Flecken bestreut. Die gelben Flecken auf der innern Haut bilden sich erst nach dem Tode. Schleimdrüsen sind entweder gar nicht, oder nur in sehr geringer Zahl zu sehen.

Die zweyte Abtheilung zeigt uns die Schleimhaut der genannten Theile im *krankhaften Zustande*. Die Kennzeichen der entzündlichen Röthe und passiven Congestion stellt er recht instructiv zusammen, und Rec. wird dieses, da es den vorzüglichsten Streitpunkt über Statt gefundene Entzündung oder bloße Congestion ins Klare bringt, mittheilen.

Röthe.

Entzündliche.

- 1) Mit oder ohne offenbare Verdickung der Schleimhaut.
- 2) Ohne Unterschied in einem nach oben oder nach unten gelegenen Theile des Darmkanals.
- 3) Ohne allgemeine Injection der Abdominalgefäße, ohne Hinderniß im Blutumtriebe, zuweilen nur in einer leichten Injection bestehend.

4) Mit Zerreiblichkeit des unter der Schleimhaut liegenden Zellgewebes und der Möglichkeit, die innere Haut in Form breiter Lappen zu trennen.

5) Mit Verdickung und Ueberfluß des Darmschleims, zuweilen mit Blutausschwitzung verbunden.

Passive.

1) Mit oder ohne offenbare Verdickung der Schleimhaut.

2) Fast immer in einem nach abwärts gelegenen Theile des Darmkanals.

3) Mit allgem. Injection der Abdominalgefäße, mit Hindernissen im Blutumtriebe, selten nur in einer localen isolirten Injection bestehend, dagegen oft eine ganze Darmwölbung oder eine ganze Darmpartie einnehmend.

4) Ohne größere Leichtigkeit die innere Haut zu trennen, die nur, wie im gesunden Zustande derselben, in Form kleiner Lappen sich erheben läßt.

5) Ohne Ueberfluß oder Verdickung des Darmschleims, zuweilen jedoch mit Blutausschwitzung verbunden.

Abschnitt I. Die Farbe des Darmkanals verändert sich in roth, braun, schiefergrau und schwarz.

Kap.

Kap. 1. Rothe Färbung (*Injection ramiforme, capilliforme, rougeur pointillée, striée*); diese verschiedenen Arten der rothen Färbung sind nur Zeichen eines geringen Entzündungszustandes, wenn sie nicht die angeführten Zeichen der passiven Congestion zeigen. So kann man die *punktirte* Röthe leicht hervorbringen, wenn man mit dem Rücken eines Skalpells die Schleimhaut schabt. Selbst die einfache *gefleckte* Röthe (*rouge par plaques*) kann man höchstens einem geringen Grade der Entzündung zuschreiben, während die *gefleckte* Röthe, die mit Absonderung dicken Schleims verbunden ist, an Entzündung nicht zweifeln läßt. — Unter *Ecchymosen* des Darmkanals versteht der Vf. umschriebene und durch eine mechanische Ursache erzeugte Blutergießung. — *Petechien* der Schleimhaut stehen häufig mit denen der äußern Haut in Beziehung. — Die *ausgebreitete* (*diffuse*) Röthe entsteht meistens aus der Vereinigung mehrerer rothen Flecken, ist das Resultat einer heftigen Entzündung und oft von Erosion begleitet; allein auch sie kann Folge von Congestionen seyn. Die *entzündliche* Röthe verschwindet im Augenblicke des Todes nicht (wie Broussais keck behauptet, um die im Leben vermuthete *Gastro-enteritis*, deren Spuren sich nicht im Tode nachweisen lassen, standhaft zu behaupten. Rec.). — **Kap. 2. Braune und violette Färbung** ist selten das Resultat einer passiven Blutung, sondern fast immer das der intensiven Entzündung. Sie findet sich entweder gleichmäßig verbreitet (bey *Gastritis* und *Enteritis*, Broussais), oder als marmorartige Streifen (*marbrures*). — **Kap. 3. Schiefergraue Färbung** ist in den meisten Fällen Spur einer chronischen Entzündung. — **Kap. 4. Schwarze Färbung** (*Coloration noire ou melanique*). Melanosen, ohne Producte der Entzündung zu seyn, finden sich fast nie auf der innern Darmfläche, ohne daß die Schleimhaut gleichzeitig in einem offenbar chronisch-entzündlichen Zustande sich befände. Man findet die schwarze Färbung gewöhnlich im Darmkanale von Menschen, die an einer lange dauernden chronischen *Enteritis* gestorben sind, in dem unter der Schleimhaut oder dem Bauchfelle liegenden Zellgewebe, zuweilen zwischen den Fibern der Muskelhaut und im Gewebe der Schleimhaut. Wahrscheinlich entsteht sie von einer krankhaften Veränderung des Bluts. — **Kap. 5. Begleitende Erscheinungen der Entzündung der Schleimhaut des Magens und Darmkanals. Erweiterung und Verengung** des Magens und der Gedärme kann man, wenn sonst keine andere für Entzündung sprechende Zeichen vorhanden sind, nicht als entzündliche Spuren ansehen. *Blutexsudation* ist oft nur Leichenphänomen. *Bluterguß* durch Exhalation und durch Ruptur der Gefäße kommt häufig ohne die geringsten Zeichen von Entzündung vor. Während des Krieges im Orient erzeugte das Verschlucken von Blutegeeln (*Hirudo alpina*) in Tränkwasser bey mehreren Soldaten innere Blutungen. *Verhärtete Excremente* im Darmkanale sind mehr die Ursache, *flüssige* mehr das Resultat der Schleimhautentzündung. Wür-

mer sind in der Regel ohne gleichzeitige Entzündung der innern Darmhaut zugegen.

Abchnitt II. Veränderungen des Gewebes. Kap. 1. Substanzverlust. Das Emphysem der Schleimhaut hält B. Product der Entzündung. Das Oedem findet sich bey Wässersüchtigen ohne Entzündung, und findet sich überhaupt selten mit Entzündung vergesellschaftet. *Schwammiges entzündliches Aussehen.* Die Schleimhaut bildet unregelmäßig, sehr nahe an einander liegende, weich anzufühlende, blutende und verdickte Beulen (*bosselures*). *Hypertrophie* sah der Vf. nur einmal. *Polypöse Excreescenzen* sind meistens nicht entzündlicher Natur; selbst die *Verdünnung* der Schleimhaut spricht nicht immer für Statt gefundene Entzündung. In *allgemeiner Erweichung* der Schleimhaut ist gewöhnlich das Resultat einer acuten Entzündung (? die gallertartige Erweichung sah der Vf. nie); die *umschriebene* das einer chronischen; aber auch durch Fäulniß kann die Schleimhaut erweicht werden. Die *krankhafte Entwicklung der Schleimdrüsen* kann mit acuter oder chronischer Entzündung, aber auch ohne diese entstehen. Die entzündliche Entwicklung hat 3 Grade: 1) einfache, isolirte Anschwellung von der Größe eines Hanfkorns mit Röthe und entzündlichem Hofe; 2) stärkere Aufreibung und breitere Basis der Drüsen, auf ihrer oft eingedrückten Spitze ein weißlicher Punkt; 3) vorgeschrittene Entzündung, breitere Basis, Vermischung derselben mit der der benachbarten Drüsen, sehr deutliche Aufreibung der Schleimhaut, zerrissener Gipfel der Drüsen, welchem eine Art Eiterstock gepreßt werden kann, an dessen Stelle man ein Geschwür sieht, dessen Ränder bluten und dessen Grund mit einem Blutklumpen angefüllt ist. (So beobachtete Rec. und mit ihm viele deutsche Aerzte die Peyer'schen Drüsen in den Leichen der im Anfange eines sporadischen Typhus Verstorbenen). In der *regio ileo-caec.* finden sie sich am häufigsten. Die *chronische* Entzündung der Peyer'schen Drüsen bemerkt man öfters im Darmkanale phthisischer und scrofulöser Individuen. **Kap. 2. Veränderung des Gewebes mit Substanzverlust. Ulceration der Schleimdrüsen.** Nach dem Austritte des Eyerstocks erweitern sich die Ränder des Geschwürs und man findet eine saniose Materie. Später verschwindet die bis jetzt noch bestehende Geschwulst, die Geschwüre breiten sich mehr aus, vereinigen sich und die Geschwürsränder, durch die aufgetriebene Schleimhaut begrenzt, werden dick und roth und sind, wie bey den syphilitischen Geschwüren, senkrecht abgeschnitten. (Die im letztern Stadio des *Typhus sporad.* Gestorbenen, besonders wenn sie in der Krankheit einen dumpfen Schmerz im Leibe und Durchfall hatten, zeigen diese Geschwüre in ihren verschiedenen Graden. Rec.). Mit den acuten Geschwüren verbinden sich die Symptome der *febris putrida und adynamica*; die chronischen findet man in den Gedärmen der an Phthisis und Scrofulosis Verstorbenen. Geschwüre mit tuberculösen Granulationen, mit umschriebener Erweichung der Schleimhaut und Excoriationen in derselben entstehen wahrscheinlich nicht aus einer Aufreibung der Darmdrüsen. — **Der Brand der Schleimhaut des Magens und Darmkanals** ist gewöhnlich die Folge einer heftigen *Enteritis* oder *Gastro-enteritis*. Wenn der Brandschorf sich erweicht, trennt oder in Eiterung übergeht, so erzeugen sich Geschwüre, die nur durch den gangränösen Geruch oder die Gegenwart einzelner Stücke des Schorfs sich von der früher beschriebenen unterscheiden. Bey *vollkommener Zerstörung der Schleimhaut* liegen das umliegende Zellgewebe und selbst die Muskelfibern bloß. Sie kann nur durch Entzündung entstehen. *Narben der Schleimhaut* finden sich selten.

Die allgemeinen Schlussfolgerungen geben nochmals eine recht gute Uebersicht der reichen Mittheilungen, die auch in unserer Literatur nicht unbewanderten Vfs, der durch diese Schrift vorzüglich seinem Vaterlande einen nicht geringen Nutzen gestiftet hat.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1830.

ASTRONOMIE.

1) BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Populäre Astronomie*, ohne Hülfe der Mathematik in zwanzig Vorlesungen erläutert von M. L. Frankenheim. Zweyte, verbesserte Ausgabe. 1829. XVI und 474 S. 8. Mit 5 Kpft. (1 Rthlr. 20 Gr.)

2) LEIPZIG, b. Reclam: *Gemeinverständliche Astronomie für gebildete, wenn gleich nicht wissenschaftlich unterrichtete Leser*, von Joh. Aug. Brückner. Zwey Theile mit XXI lithograph. Tafeln in 4. 1828. Erster Theil. XXVI u. 316 S. Zweyter Theil. VIII u. 339 S. 8. (4 Rthlr.)

Nr. 1. Es giebt für die Astronomie, wie für jeden andern Zweig der Naturwissenschaft, zwey Formen der Darstellung: die synthetische oder geschichtliche, und die analytische oder rationale; in jener stellt sie sich den Begründern der Wissenschaft dar, und wird wiedergegeben als eine Kritik der Entwicklungsgeschichte. Hier geht man von der sphärischen Astronomie aus, betrachtet die Erscheinungen, so wie sie sich zeigen, und entwickelt erst in der Folge, in der theoreischen Astronomie, die wahren Bewegungen, bis man zuletzt in der physischen Astronomie die wirksamen Kräfte untersucht. Die Werke von La Lande, Schubert, und Brandes sind Muster für diese Behandlungsart.

Der zweyte Weg ist der kürzere und, nach dem Sprachgebrauche, wissenschaftlichere, also schulgerechtere. Man nimmt als erwiesen an, was tausendjährige Beobachtung und mühsame Schlüsse lehrten: den Stillstand der Sonne, die Bewegungen der Erde, die Kepler'schen und Newton'schen Gesetze, die Zuverlässigkeit der Observation und die Resultate, welche sie ergab. In diesem Sinne haben La Place und Biot ihre elementaren Schriften verfaßt, und aus diesem Gesichtspunkte ist das vorliegende Werk zu beurtheilen.

Die beiden ersten Vorlesungen enthalten eine Uebersicht der Geschichte der Astronomie. Da aber Geschichte der Astronomie nicht ohne Kenntniß der Wissenschaft selbst behandelt werden kann, so vermochte der Vf. dieselbe nur höchst dürftig und oberflächlich als Einleitung zu behandeln.

Dritte Vorlesung: Allgemeine Uebersicht der Himmelskörper und Art sie zu beobachten. Hier

hätte der Unterschied zwischen scheinbarer und wahrer Bewegung, Richtung und Geschwindigkeit, besonders bey Kreisbewegungen, mehr hervorgehoben werden können; auch könnte etwas Ausführlicheres über scheinbare und wahre GröÙe gesagt seyn: z. B. in welchem Abstände ein Körper in seiner natürlichen GröÙe erscheint? Wann man ihn zu groß oder zu klein schätzt? Welchen Einfluß die Erleuchtung hat? u. dgl. — Vierte Vorlesung: Das Sonnensystem; die Wörter heliocentrisch und geocentrisch sind zu kurz erklärt: Die Begriffe vom wahren und scheinbaren Horizont und von der Parallaxe hängen damit zusammen; hingegen war es nicht erheblich, schon hier von der Ellipse zu reden. Fünfte Vorlesung: Axendrehung der Erde. Sechste Vorlesung: Ihre jährliche Bewegung. Zu der ungefähren Declinations - Tabelle hätte eben Bessel seinen Namen nicht zu borgen brauchen, da dieselbe auch im alten C. Dawwes steht; auch war hier Gelegenheit, auf die elliptische Bahn der Erde, als eine Ursache des Unterschiedes zwischen wahrer und mittlerer Zeit, aufmerksam zu machen. Siebente Vorlesung: Allgemeine Beschreibung der Erde. Achte Vorlesung: Von den Störungen der Erdbewegung; die höchst unwahrscheinliche große Veränderung der Schiefe der Ekliptik gleicht allzu sehr einem Phantasiegemälde. Die bedeutende Abweichung zwischen den durch Schubert und La Place bestimmten Grenzen ist wohl nicht so sehr eine Folge unsicherer Berechnungen, als einer Unbestimmtheit in dem Princip der Massen. Die Kenntniß dieser kleinen Bewegungen ist für einen Anfänger in der Astronomie ziemlich überflüssig und erschwert den Gang seiner Einsichten. Wenig und gründlich sollte man sich bey gemeinverständlichen Schriften beständig zur Regel machen. Neunte Vorlesung: Bewegung der Planeten; bey der Angabe der Elemente wären runde Zahlen wohl hinreichend. Von der Kenntniß der Neigung der Bahnen, der Länge des aufsteigenden Knotens u. s. w. möchte Jemand, der seine Kenntnisse aus populären Astronomieen schöpfte, schwerlich jemals Gebrauch machen. Der Ausdruck: *Mittelplaneten* für die Asteroiden scheint nicht sehr glücklich gewählt zu seyn. Zehnte Vorlesung: Mondsbeziehung; hier geht der Vf. wieder vom Schein aus, was nicht zu loben ist, weil sich die falsche Vorstellung, als wenn der Mond eigentlich um die Erde liefe, also in Beziehung zur heliocentrischen Länge rückgängig würde, (5)

spä-

später schwer wieder verwischen läßt. *Fünfte Vorlesung*: Meeres- und Luftbewegungen, Ebbe und Fluth sind gar nicht gehörig als Folge anziehender Kräfte erklärt, welches doch so leicht angeht; das Gesagte klingt fast, als wenn Sonne und Mond das Wasser der Erde *besonders* anzögen, welches eine vielfach verbreitete irrige Volksmeinung ist. Auch möchten die Meeresströmungen nicht ganz mit so geringer Sicherheit zu erklären seyn, als es der Vf. glaubend macht. *Zwölfte Vorlesung*: Die Bewegung der Trabanten; von der wichtigen Benutzung der Verfinsterung der Jupiters-Monde zur Bestimmung der Länge sind fast nur zwey Worte gesagt worden, welche noch dazu unverständlich bleiben müssen.

Die folgenden acht Vorlesungen enthalten eine genaue Beschreibung der Sonne, der Planeten und Trabanten, der Kometen, Sterne und Nebelflecken, und ist hier das Neueste und Wissenswertheste über diese Gegenstände auf eine unterhaltende Weise zusammengestellt. Besonders in diesem beschreibenden Abschnitt hat der Vf. die französische Uebersetzung der 13ten Auflage des englischen Originals übertraffen, welcher sonst der Vorzug einer größern Kürze und deutlichere Uebersichtlichkeit nicht abgesprochen werden kann, und deren Brauchbarkeit durch ein Glossarium im Eingange und durch beygefügte Probleme in Beziehung auf den Gebrauch des Globus noch erhöht ist.

Nr. 2. Der Verfasser macht in seiner sehr bescheidenen Vorrede keinen Anspruch auf Autographie, sondern giebt die populären Schriften von Bode, Schubert und Brandes als die Quellen an, woraus er sein Werk schöpfte; er scheint die Meinung auszusprechen, die Forderungen der Menge könnten am besten durch Jemand befriedigt werden, der seine Kenntnisse selbst auf populärem Wege erlangte, und mag hierin, was die Darstellungsform betrifft, vielleicht Recht haben. Wenigstens wollen wir seine Arbeit aus diesem Gesichtspunkte betrachten, und nachsehen, in wie weit es gelungen ist, die Astronomie, in einer ihr würdigen Gestalt, als Volkseigenthum zu behandeln.

Der erste Theil besteht aus einer Einleitung und fünf Kapiteln. Die Einleitung geht von der oberflächlichen Betrachtung des Himmels zu den sogenannten Planeten- und Weltsystemen über und endigt mit der Aufstellung einiger Elementarbegriffe aus der Mathematik. Wiewohl der Vf. einfach und deutlich den Anblick des Himmels beschreibt, so war es doch besser, etwas specieller in diesen Gegenstand einzugehen, und dafür manches Folgende kürzer zu behandeln. Namentlich hätte bemerkt werden müssen, daß irgend ein bestimmter Stern immer in denselben Punkten irgend eines Horizonts auf- oder untergeht; wie man sich von der gleichförmigen Bewegung der Gestirne in Kreisen überzeugen kann; daß die Ebenen ihrer Bahnen unter sich parallel laufen und einen unveränderlichen Win-

kel von bestimmter Größe mit dem Horizont machen; daß sich der Beobachter nur in einer dieser Ebenen, dem Aequator, befindet, welche durch den Ost- und Westpunkt geht, u. dgl. m. Hierauf folgen müssen, welche Abänderungen sich bey der Betrachtung des Himmels dem nördlich oder südlich dem östlich oder westlich Reisenden darstellen — woraus die erste Begründung der Gestalt der Erde und die Bedeutung von Länge und Breite folgt. Hieran hätte sich nun von selbst der veränderliche Auf- und Untergang der Sonne, ihre Declination und Rectascension und die Erklärung von Stern-, Sonnen- und mittlerer Zeit geknüpft. Die Idee der Ekliptik ist schon ein Schluß, ähnlich allen folgenden im Kopernikanischen System, eine Auflösung der scheinbaren spiralen Bewegung in eine zirkelförmig centrische; deswegen hätte diese Idee besonders hervorgehoben und als ein abstractes Resultat der Beobachtung angeführt werden müssen.

Sehr zweckmäßig scheint uns hingegen, was der Vf. S. 36 unter der Aufschrift: „Belehrung für die Leser“ sagt; dieses soll ihnen Vertrauen gegen die Wahrheit angeführter Thatsachen und für die Richtigkeit solcher Schlüsse einflößen, welche nicht ohne schwierige Rechnungen erwiesen werden können. Die Unmöglichkeit des Betrugs wird vor Augen gelegt — aber die Möglichkeit der Lösung muß das Werk nachweisen. Auch die geometrischen Begriffe scheinen uns zweckmäßig entwickelt zu seyn, und haben wir gar nichts dagegen, wenn der Vf. hier Linien aus Punkten zusammensetzt.

Das erste und zweyte Kapitel befassen die Darstellung des Weltsystems nach der Theorie des Kopernikus und die Resultate der Beobachtungen an den Kepler'schen Gesetzen gezogen. Die künstliche Verpflanzung des Beobachters in den Pol der Ekliptik ist zu gesucht. Ueberhaupt scheint es nicht angemessen, dem Beginnenden die Meinung beizubringen, als läge die hypothetische Natur des Systems in einer unmöglichen Transposition nach der Sonne oder einem andern Orte. Was der Vf. S. 63 sagt, daß die Bahnen der Planeten von der Sonne aus zum Theil nur als gerade Linien gesehen werden würden, soll wahrscheinlich von den Kometen gelten. Auch scheint uns die Eintheilung des Firmaments in das System der Fixsterne, der beweglichen Himmelskörper und in das nebulöse System gar nicht passend zu seyn; besonders giebt die Tafel III, worauf sich der Vf. bezieht, eine durchaus irrige und wahrhaft komische Vorstellung von dem Universum. Hier ist die Sonne, als größte aller Massen, gerade im Centro zu schauen, um welche die Planeten kreisen. In einem kaum doppelt so großen Abstände werden diese Kreise von einem runden Streifen umgeben, welchen man für einen sogenannten Heiligenschein halten könnte, wahrscheinlich die Milchstraße. Um dieselbe reihen sich eigentliche Flecken, und dann ist die Unendlichkeit zu Ende. Auch stößt man noch auf man-

die andere Eigenheiten; so findet sich hier die Idee einer harmonischen Progression zwischen den successiven Entfernungen der Planeten von der Sonne, welche, wiewohl sie ein Lieblingsgedanke des verstorbenen Bode war, doch niemals von ihm ernstlich vertheidigt wurde, zur Evidenz erhoben, und der Vf. bringt sie sogar (S. 96) mit dem Kepler'schen Gesetze der Umlaufzeiten in Zusammenhang!

Das dritte Kapitel betrachtet einige Gegenstände der Physik und Mechanik; da der Vf. keine wissenschaftlichen Kenntnisse voraussetzt, so war eine solche Einleitung in die physische Astronomie allerdings unerlässlich. Das vierte und fünfte Kapitel handelt von der Schwerkraft, den durch sie bewirkten Bewegungen und Störungen und von der Newton'schen Lehre vom strahlenden Lichte. Im Ganzen ist dieser Abschnitt so gut behandelt, als es sich nur immer erwarten liefs; jedoch müssen wir die beygefügte Erklärung der Kegelschnitte als eine unnöthige Ermüdung des Lesers betrachten, weil man viel leichter durch einen Zwirnsfaden und zwey Stecknadeln zu der Vorstellung von einer Ellipse, den Brennpunkten, der grossen und kleinen Axen u. s. f., ja selbst zu einer ziemlich deutlichen Einsicht von der Bewegung durch Tangential- und Central-Kraft gelangt.

Der zweyte Theil dieses Werks, von dem Vf. physische Astronomie genannt, ist eigentlich ein Fragment der Naturbeschreibung des Himmels, so weit unsere Erfahrung reicht, und aus der mehr oder weniger wahrscheinliche Muthmassungen gezogen sind. Er zerfällt gleichfalls in fünf Kapitel; wovon das erste die Sonne, das zweyte die Planeten, das dritte die Kometen, das vierte die Fixsterne und das fünfte die Nebelflecken beschreibt. Der Vf. stellt über jeden Gegenstand die bekanntesten Ansichten und Meinungen auf und unterlässt begreiflich niemals, den neuesten, durch berühmte Physiker und Astronomen verbürgten Gutachten beyzupflichten. Aber wir fürchten, viele der vorangesetzten Leser möchten nicht immer mit dem Vf. dieselbe Ansicht theilen, sondern sich häufig, wöhlten die Wahl freygelassen wurde, nach Mafsgabe ihrer subjectiven Entwicklung, auf die Seite neigen, wofür sich ihre Phantasie gerade am meisten interessirt. So würde z. B. Jemand, der an bizarren Ideen Geschmack findet, die schreckliche Beschreibung der Sonne „als einer weifsglühenden, geschmolzenen Masse, welche von mächtigen Winden schäumend und stürmisch aufgeregt wird, auf welcher die Schlackeninseln die Sonnenflecken bilden u. s. f.“ wahrhafter finden, als die gleich unwahrscheinliche Vorstellung eines ruhigen Elektrophor.

Fassen wir nun das Bisherige zusammen, so ergiebt sich das Resultat: Volksschriften über Astronomie und Physik werden niemals allen Wünschen entsprechen können; durch Männer vom Fach geschrieben, sind sie eigentlich nur den wissenschaft-

lich Gebildeten verständlich; schreibt sie aber ein Dilettant, so verlieren sie an Gehalt. An beiden Arten Schriften hat es bisher in Deutschland nicht gefehlt, und die immer neu wieder erscheinenden geben, wie wir so eben erörtern mußten, gerade nicht den Beweis einer grossen Verbesserung.

AGRAR - RECHT.

HANN, in der Schulz. Buchh.: *Handbuch über die ältern und neuern bürgerlichen Rechtsverhältnisse in den ehemaligen großherzogl. Bergischen, königl. Westphälischen u. französisch - Hanseatischen Provinzen im Rheinland - Westphalen*. Von Dr. Sommer, Hofgerichtsadvokaten in Arnsberg, mehrerer geh. Gesellschh. Mitglieder. 1830. Erster Theil. — Erster Band. XVIII und 437 S. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Bey den Umwälzungen, welche die Rheinisch - Westphälischen Provinzen in den letzten 20 bis 30 Jahren durch ihre Berührung mit französischen Herrschern, durch die Einführung der französischen Gesetze und Institutionen und durch das Streben jener Zwischenregierungen, alles nach französischer Art und Weise, ohne Rücksicht und Schonung des Bestehenden, umzugestalten, sind insbesondere die Verhältnisse des bürgerlichen Grundbesitzes sehr empfindlich berührt, und eine Menge Fragepunkte zur Sprache gekommen, die sich keinesweges so leicht entscheiden lassen. Besonders ist dieses in den Preussischen Ländern zwischen dem Rhein und der Weser der Fall, wo die Preussische Regierung die in der Zeit jener Zwischenregierung erschienenen Verordnungen anfangs beybehielt, dann sie einer umfassenden Prüfung unterwarf, deren Ergebnisse die Verordnungen vom 25ten September 1820, 11ten April 1825 und die Ablösungsordnung vom 13ten Julius 1829 sind.

Die Art und Weise, wie diese Gesetze zur Anwendung und Ausführung zu bringen seyn mögen, macht allerdings eine gründliche Forschung und Erläuterung der darin behandelten bürgerlichen Verhältnisse, nach ihrer Entstehung, Durchbildung und jetzigen Gestaltung dringend nothwendig, vorzüglich um auszumitteln und festzustellen, welche von den verschiedenen bürgerlichen Leistungen unter die persönlichen Obliegenheiten gehören, für deren Aufhebung sich die Gesetzgebung ausgesprochen hat, und welche wieder zu den durch den Güterbesitz bedingten Lasten zu rechnen seyn mögen, deren Fortbestehen sie in der Hauptsache, wiewohl unter mancherley Modificationen, duldet. — Diesem Bedürfnisse soll die vor uns liegende Schrift — welche übrigens noch durch einen zweyten Titel als der zweyte Band der von dem Vf. im J. 1823 herausgegebenen *geschichtlichen und dogmatischen Entwicklung der bürgerlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland* bezeichnet ist — abhelfen; und nach der Art und Weise, wie hier der Vf. begonnen hat,

werden dem vor uns liegenden *ersten* Bande des *ersten* Theils wohl noch eine ziemliche Reihe folgen; besonders wenn der Vf. die (S. IX) angedeutete Idee durchführen will, die hier vorläufig als *Beylagen* angeführten mancherley Quellen in einer vollständigen Sammlung dem Publicum mitzutheilen, auch bey der fernern Behandlung seines Stoffs der Geist der Weitschweifigkeit fortwaltet, der in diesem *ersten* Bande vorherrschend erscheint.

Dieser *erste* Band enthält nämlich weiter nichts, als I) im *ersten* Buche, als *Einleitung*, eine Art von Geschichte des Bauernwesens und Bauernrechts überhaupt, wo der Vf. in *drey* Kapiteln giebt 1) einige Notizen über die Volkseintheilung und das Sklavenwesen in der alten Welt bey den Indern, Aegyptern, Juden, Persern, Griechen, Römern und Galliern (S. 1—41); 2) eine Darstellung des Bauernwesens in Deutschland überhaupt von den ältesten Zeiten an bis in die Zeiten der Reformation und des Bauernkriegs, verbunden mit einer Prüfung der Ansichten der hauptsächlichsten Rechtslehrer über diesen Gegenstand (S. 42—146), und 3) eine geschichtliche Darstellung der Bestimmung der rheinisch-westphälischen Provinzialrechte über diesen Gegenstand (S. 146—266). Auf diese Einleitung folgt dann — und damit schließt sich dieser Band — II) als *zweytes* Buch eine Darstellung der Lehre von der *Hofhörigkeit* nach den Gesetzen und Herkommen der eben angegebenen Lande; und spricht der Vf. in diesem zweyten Buche wieder in *fünf* Kapiteln 1) von dem *Hofe* und den *Hofesbeamten* (S. 207—298); 2) von dem *Gutsantritte* und *Erbrechte* der *Hofhörigen* (S. 298—327); 3) von *deren Rechtsverhältnissen unter den Lebenden* (S. 328—367); 4) von *deren Rechtsverhältnissen in Beziehung auf Todesfälle und Vererbung ihrer Besitzungen* (S. 367 bis 399), und 5) von den *Hofgerichten*, dem *Verhältnisse der Hofesverfassung zur Landeshoheit*, dem *Ende des Hofrechts* und den *Grundlagen der Hofesverfassung* (S. 400—428).

Wir sind dem Vf. das Zeugniß schuldig, daß er seinen Gegenstand mit vielem Fleiße und einem ungemeinen Aufwande von Belesenheit behandelt hat, und daß vorzüglich seine Behandlung der Lehre von der Hofhörigkeit für den Germanisten, besonders den germanistischen Volksthümeler, manches sehr Interessante enthält. Leider macht indess die Weitschweifigkeit, mit der er Alles behandelt, den Gebrauch seines Werkes sehr schwierig und unangenehm, und überhaupt für die Rechtspraxis ist seine Arbeit nicht von sonderlicher Bedeutung. Seine Haupttendenz geht in dieser Beziehung dahin, die dem Bauer obliegenden Lasten mehr als rein persönliche darzustellen, als vom Gutsbesitze ab-

hängig, und die Hofgüter nicht sowohl als eine Verleihung des Hofsherrn, also folgeweise, die von den Bauern zu entrichtenden Abgaben nicht als Grundabgaben aufzunehmen, sondern bloß als Erzeugnisse der persönlichen Hörigkeit der Hofleute und des zwischen ihnen und dem Hofsherrn bestehenden Schutzverhältnisses. — Manche nicht unscheinbare Gründe sprechen allerdings für diese Ansicht. Allein die von dem Vf. (S. 421 fg.) zu widerlegen versuchte entgegengesetzte Meinung von *Rive*, über das Bauergüterwesen in der Grafschaft Mark aus Köln 1824. 8., scheint uns doch mehr für sich haben. Das aus der *Behandlung* der Hofgüter entnommene Argument von *Rive* läßt sich auf keinen Fall so leicht beseitigen, wie der Vf. (S. 425) meint.

GEOGNOSIE.

WIEN, in d. Beck. Buchh.: *Die besondern Lagerstätten der nutzbaren Mineralien. Ein Versuch als Grundlage der Bergbaukunst. Von J. Wald auf von Waldenstein.* Mit 4 Kpft. u. einer Tabelle. 1824. Ldl u. 416 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Dieses Werk soll den *ersten Theil* von einem vollständigen Werke der Bergbaukunde und Geognosie bilden, welches jedoch nicht zur Ausführung zu kommen scheint. Es hilft einem Bedürfnisse unserer Literatur und im Allgemeinen auf eine gute zweckmäßige Weise ab, wenn auch jetzt, nach 6 Jahren, seit dem Erscheinen des Buches, sich in den Wissenschaften Vieles anders gestaltet hat, und wenn es dem Vf. auch wohl an hinlänglichen praktischen Kenntnissen mangelte, die zu einer solchen Arbeit in größerm Maasse, als zu vielen andern, erforderlich waren.

Den *fünf* Abschnitten, in welche das ganze Werk zerfällt, geht zuvörderst eine Einleitung vorher; in dem *ersten* Abschnitt wird von den *tafelförmigen Lagern* und zwar in 6 verschiedenen Kapiteln; in dem *zweyten* in 5 Kapiteln von den *Gängen*; in dem *dritten* von den *stockförmigen Lagern*; in dem *vierten* von den *Nestern, Nieren und Butzen*; in dem *fünften* von den *unregelmäßigen und vericorren Lagerstätten* gehandelt.

Hr. W. v. W. hat in dem Werke alles damals Bekannte zusammengestellt; wir wünschen, daß es bald eine neue Auflage erleben möge, bey welcher dann das viele Neue zugesetzt und den Mängeln sonder Zweifel abgeholfen werden wird. Dieß ist um so mehr zu wünschen, da das Werk, wie schon bemerkt, ein wahres Bedürfnis jedes Bergmannes ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1830.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NORDHAUSEN, b. Landgraf: *Kleine Schriften geologisch - historisch, topographisch, antiquarisch, etymologischen Inhalts*, von G. G. Baltenstedt. Zwei Theile. 1826. 8. (1 Rthr. 18 gGr.)

Diese beiden Bändchen enthalten eine lange Reihe verschiedenartiger Aufsätze, von denen der fleißige Vf. in der Vorrede anführt, daß sie größtentheils früher schon in Provinzialblättern mitgeteilt sind. Die umfassendern in dem ersten Theile zusammengestellten Abhandlungen sind folgende: *Charakteristik des Harzwaldes und seiner Bewohner*. Der Aufsatz enthält eine kurze Beschreibung des Ober- und Unterharzes und einiger darin gelegener Bergstädte. Wer mit dem Harz und seinen Bewohnern sich bekannt machen will, thut wohl, eines der zahlreichen größern Werke, aus denen der Vf. schöpfte, zur Hand zu nehmen, denn das hier gegebene Bild ist nicht genügend und daneben in manchen Einzelheiten unrichtig. So darf wohl nicht für erwiesen angenommen werden, daß S. 7) Abnahme des Wassers im Allgemeinen dem Harzbewohner Gefahr drohet; daß (nach S. 20) der Fänger weg- und zu Ernährung der Fische in die Flüsse geworfen wird, daß (S. 21) die Bewohner des Oberharzes aus den hier angeführten Gründen es Militärpflicht nicht unterworfen wären, daß S. 21) der Bergmann am Harze nur dem Rechte unterworfen sey, welches er sich selbst gegeben habe u. s. w.

Die Geschichte der Vorzeit des Elmswaldes und der daran liegenden Städte und Oerter. Den größtentheils dieses Aufsatzes füllen Bemerkungen, die der Vf. um ihre Bewohner betreffend. Neben kurzen geologischen Bemerkungen geschieht auch des Elms und der Umgegend Erwähnung, die Mittheilungen sind aber so dürftig, daß, wer hier eine Geschichte des Elms und der daran liegenden Städte und Oerter sucht, sich sehr getäuscht fühlen wird. Der Vf. redet von zahlreichen Schlössern in und am Elme, führt aber (S. 43), ohne nähere Beschreibung, nur einige an. Andern gründlicheren Nachrichten über den Zustand des Elms widersprechen die Bemerkungen, daß die Waldung, im Gefolge der nachlässigen Forstwirtschaft, sehr herabgenommen sey, und daß man vormals Schiffbauholz selbst gewonnen habe (S. 46). Es ist bekannt, *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1830.

daß einst in einer Zeit der Noth die stärkern Bäume in den Herzogl. Braunschweigischen Forsten zu Stabholz verkauft und daß dadurch den Forsten bedeutend geschadet worden; man hat indess nie die Fortwirthschaft auf Handel mit Schiffbauholz berechnet, und den Elm traf jene Maßregel im geringern Maße, als andere Forsten des Landes. Auf Unachtsamkeit deutet die S. 70 gemachte Bemerkung, daß ein 35jähriger Krieg Karls des Großen gegen die Sachsen mit dem Uebergange Wittekinds zur christlichen Religion sich geendigt habe.

III. *Die Hunnenschlacht bey Schöningen am Elme*. IV. *Noch etwas über die Hunnenschlacht bey Schöningen am Elme*. Der Vf. wohnt in der Nähe der Plätze, welche durch die hier erwähnten Begebenheiten dankwürdig geworden sind, und es dürfte daher darauf gerechnet werden, daß er zu Aufklärung der Geschichte jener Vorfälle beytragen würde. Die beiden Aufsätze enthalten indess nur einen Auszug aus den allegirten, in den Halberstädtischen Blättern und dem Braunschweigischen Magazine vorkommenden, den Gegenstand betreffenden Abhandlungen. Daß der Vf. das als Quelle angeführte *Chronicon Corbeiense* nicht gelesen hat, erhellt aus den S. 81 und 84 gemachten Bemerkungen. Es ist danach das erwähnte *Chronicon* von dem Corvey'schen Mönch Witichind angefangen, und daß das von Heinrich I. den Hunnen an der Missau gelieferte Treffen wirklich in dieser Gegend vorfiel, soll auch dadurch bewiesen werden, daß bey der angeführten Gelegenheit die Festen Werla, Ala und Hebesheim belagert wurden. Hätte der Vf. das von Wedekind edirte *Chronicon* gelesen, so würde ihm dessen Vorbemerkung nicht entgangen seyn, nach welcher das interessante Manuscript gewiß über hundert Jahre vor dem Geschichtschreiber Witichind angefangen worden. Auch fiel dann die S. 84 aufgestellte Behauptung hinweg, denn von einer Belagerung der Burgen Werla, Ala und Hebesheim in der bemerkten Zeit ist weder bey dem angeführten, noch bey andern Chronisten die Rede, und erst 50 Jahre später wurden die beiden zuletzt genannten Festen angegriffen und erobert. Eben so wenig wird der Vf. aus einer guten Quelle nachweisen können, daß unter Heinrich I. ein Graf von Regenstein im Bruche am Elme stecken blieb.

V. *Der Tempel der Göttin Tonfana im Lande der Marsen*. Eine kurze Zusammenstellung der ver-

verschiedenen Meinungen über die Beschaffenheit und Lage des Tempels.

VI. *Was heisst Hünenburg und Hünenring?* Der Vf. sucht die Meinung anderer Schriftsteller, nach welcher Hünenburg gleichbedeutend mit Heidenburg seyn und die Ausdrücke: Hünenburg und Hünenring — Eine Bedeutung haben sollen, zu widerlegen. Nach dem Vf. deutet Hünenburg auf eine große, Hünenring aber auf eine kleine Festung. Mit Dank wäre zu erkennen gewesen, wenn der Vf. die aufgestellte Frage nach vorgängiger Aufzeichnung und Untersuchung der Vesten und Plätze, die unter der Benennung Hünenburg vorkommen, zu entscheiden gesucht hätte. Es läßt eine lange, durch das alte östliche sowohl als westliche Sachsen fortlaufende Reihe von Befestigungen, welche noch jetzt den Namen Hünenburgen führt, sich nachweisen, und die nähere Untersuchung derselben führt zu der Ueberzeugung, daß sie mit den Vertheidigungs-Anstalten unter Heinrich I. in genauer Verbindung stand.

VII. *Der Darlingau nach seinem Umfange und Grenzen.* Der Aufsatz enthält ein aus ältern Schriften entlehntes, aber selbst in diesen schon vollständiger mitgetheiltes Verzeichniß der zu dem Darlingau gehörigen Ortschaften. Die Grenzen des Gaues bestimmt der Vf. sehr oberflächlich und unrichtig. Die Ocker bildete zwar die westliche Grenze des Darlingau und sie schied den einen Theil der Stadt Braunschweig zu dem Bisthum Halberstadt, den andern zu Hildesheim ab, keinesweges wurden aber durch den Fluß die Alt- und Neustadt von einander getrennt, sondern beide Weichbilder gehörten zu der Diöces Hildesheim und nicht zum Darlingau. Dieser hatte (S. 128) nicht den Helingau (Heilanga) zur Grenze, sondern er schloß den letztern als Untergau in sich, wenn überhaupt der Heilanga da zu suchen ist, wo neuere Schriftsteller ihn finden wollen. Der Mosdegau wurde nicht vom Darlingau eingeschlossen (S. 129), sondern er stand ohne Zweifel nicht mit diesem, sondern mit dem Balsamergau in Verbindung, wie schon die von dem Vf. allegirten *Traditiones Corbeienses* nachweisen.

In den folgenden Aufsätzen: VIII. *Gemälde von Blankenburg und seiner Umgegend*; IX. *Chronik und Topographie von Pabstorf*; X. *Geschichte der aufgehobenen Schule zu Schöningen*, kommt der Vf. auf Gegenstände, die ihm näher liegen und über welche er sich in seinen Verhältnissen speciellere Kunde verschaffen konnte. In der Topographie von Pabstorf werden Lebensnachrichten von dem Vf. selbst mitgetheilt, und die Geschichte der Schule zu Schöningen enthält eine Nachweisung über ausgezeichnete Gelehrte, die in der Anstalt ihre Bildung erhielten. Durch das in neuerer Zeit sehr erweiterte und zweckmäßig eingerichtete Gymnasium zu Helmstedt wurde eine zweite Bildungsanstalt der Art in dem nahe gelegenen Schöningen überflüssig, und über die Aufhebung der

letztern kann eine gerechte Beschwerde nicht geführt werden.

In der Abhandlung XI: *die Teutoburg und der Teutoburger Wald*, giebt der Vf. einen kurzen Auszug aus den neuern, auf die Niederlage des Varus beziehenden Schriften. Ohne an Ort und Stelle Untersuchungen angestellt zu haben, tritt er Ostermann's Ansichten bey. — Der erste Theil schließt mit XII. *Winkelman's Charakter und Jugendschichte.*

Der zweyte Band enthält auf 283 Seiten 19 verschiedene Aufsätze: I. *Geschichte des St. Laurentius-Klosters vor Schöningen.* II. *Geschichte des ehemaligen Klosters Michaelstein bey Blankenburg.* III. *Die Verdienste der Universität Helmstedt um Religion und Aufklärung.* IV. *Neue Unions-Versuche der Gallicanischen Kirche.* V. *Versuch einer Erklärung einiger altdutschen Benennungen von Straßen und Plätzen der Stadt Braunschweig.* VI. *Neuer Versuch einer Erklärung altdutscher Namen von Städten und Oertern, Straßen und Plätzen.* VII. *Die Burg Ebesheim am Elbe.* VIII. *Noch etwas über die Bedeutung des Wortes Wiedenholz.* IX. *Etymologische Erklärung einiger alten Namen von Bergen und Wäldern unserer Gegend.* X. *Nachricht von den bisher in Niedersachsen gemachten Entdeckungen von deutschen Alterthümern.* XI. *Ueber eine antike Büste, den Deus Lunus vorstellend.* XII. *Auch etwas über alte metallene Taufbecken und ihre Inschriften.* XIII. *Versuch einer Erklärung der Wörter Sal und selig.* XIV. *Was bedeutet eigentlich das Wort Fehme?* XV. *Erklärung der Wörter Rache und Schubiack.* XVI. *Beschreibung einiger von mir und in meiner Gegend entdeckten Urnen und deutschen Alterthümer.* XVII. *Neuer Versuch einer Erklärung einiger alten Benennungen von Bergen, Wäldern, Thälern, Flüssen, Teichen und Quellen in unserer Gegend.* XVIII. *Bemerkungen über die großen Fortschritte, welche die Entdeckung der Urnen in unsern Zeiten gemacht hat, wie auch über ihren Einfluß auf die jetzige Welt.* XXIX. *Nachricht von der Geschichte des Klosters St. Laurentius vor Schöningen.* Sie enthalten größtentheils nur Auszüge aus bekannten theils neuern Schriften, und wenn der Vf. den wiederholten Abdruck für nützlich hielt, so hätte er nur nach vorgängiger Prüfung die Aufsätze dem Drucke überliefern sollen. Daß die Burg Ebesheim (S. III) von einem Besitzer Namens Eva die Benennung erhalten, ist mit nichts bewiesen, und können die aus der Aehnlichkeit des Wortklangs hergenommenen Gründe kein Interesse gewähren. Auch der Streit darüber, ob der Ausdruck *Wiedenholz* (S. 118) auf einen heiligen Hain, oder auf Weidenholz deutet, ist zu unerheblich, als daß die Anführungen darüber hier hätten aufgenommen werden sollen. — Die Verdienste der Universität Helmstedt um Religion und Aufklärung (S. 82 — 82) auf fünf Blättern selbst nur andeuten zu sollen, würde eine schwer zu lösende Aufgabe seyn. Der unter diesem viel versprechenden Titel aufge-

angewandte Aufsatz enthält nichts weiter, als eine oberflächliche Rückerinnerung an die Namen *G. Cagliostro*, *Teller* und *Hauke*.

Wenn diese und andere Schriften des Vf. das öffentliche Bestreben, sich selbst zu belehren und andern nützlich zu werden, darthun, und er in dieser Hinsicht Anerkennung verdient, so kann doch auch nicht in Abrede gestellt werden, daß durch ein flüchtiges Zusammenstellen der in neuern Schriften enthaltenen Forschungen der Wissenschaft wenig gewonnen wird, und daß der Vf. sich und Andern mehr nützen würde, wenn er seinen Fleiß auf das Studium der Quellen selbst verwenden wollte.

GESCHICHTE.

Breslau, b.-d. Vf.: *Geschichte des ehemaligen Bisthums Lebus und des Landes dieses Namens. Von Siegmund Wilhelm Wohlbrück, Königl. Preuss. Kriegsrathe. 1829. Erster Theil. XVII u. 648 S. Zweyter Theil. 545 S. 8. (4 Rthlr.)*

Eine sehr dankenswerthe und sehr gelungene Monographie eines Landes, von welchem man früher nur größtentheils mangelhafte und unzusammenhängende Nachrichten hatte, indem die übrigen Schriften über dasselbe, außer *Engel's Annales Marchiae Brandenburgicae*, der Anhang zu *Beckmann's* Beschreibung der Stadt Frankfurt an der Oder, nebst *Schöttgen's* Zusätzen bey *Küster's* Opusc. hist. March. illustrant. St. 21—24., *Michaels* diplomatische-Stiftshistorie von Lebus, und der Abschnitt in v. *Frises* Kirchengeschichte von Polen, kaum eine Erwähnung verdienen und höchstens nur einzelne brauchbare Materialien liefern. Seinem vorzüglichen Werth jedoch behauptet das vorliegende Werk um deswillen, weil zur Abfassung desselben, außer den gedruckten Hilfsmitteln, mehrere Archive benutzt worden sind, namentlich das geheime Staats- und geheime Kabinettsarchiv zu Berlin, das dem erstern jetzt einverleibte St. Johannis-Ordens-Archiv zu Sonnenburg, das märkische Lehnarchiv, das Regierungs- und das Oberlandesgerichts-Archiv zu Frankfurt a. d. O., die Provinzialarchive zu Königsberg in Preussen und zu Breslau, das bischöfliche und Domarchiv zu Breslau, die Städtearchive zu Frankfurt a. d. O., Fürstenwalde und Müncheberg, und sogar das vaticanische Archiv in Rom. Das Zeugniß, alle diese Materialien mit größter Treue und ausdauerndem Fleiße benutzt zu haben, kann dem Vf. nicht verweigert werden und ist vielmehr sein Verdienst in dieser Hinsicht auf das dankbarste anzuerkennen; wie sehr er aber seiner an und für sich schon sehr schätzbaren Arbeit größere Vollkommenheit zu geben beflissen ist, beweiset seine dem Werke vorgesetzte Bitte an alle seine Leser, in deren Gewahrsame sich noch Urkunden befinden, welche in irgend einer Art Beyträge zur Geschichte des Bis-

thums Lebus oder des vormaligen Landes dieses Namens enthalten, oder welche von Alterthümern in dem jetzigen Lebusischen und Sternbergischen Kreise eine nähere Kenntniß haben, ihm von jenen Urkunden und diesen ihren Kenntnissen in unfrankirten Briefen Mittheilungen zu machen. Leider ist Rec. nicht im Stande, dem Vf. dergleichen Beyträge liefern zu können, er hat es aber für seine Pflicht gehalten, jene Bitte desselben auch in diesen Blättern kund zu machen, um deren möglichste Verbreitung zu veranlassen. Es möge daher auch noch bemerkt werden, daß sich eine ungedruckte historisch-topographische Beschreibung des Amtes Lebus, verfaßt von dem längst verstorbenen Lebusrichter und Justizactuar *Prillwitz*, vorfinden soll, und daß der Vf. um Nachweisung dieser Handschrift bittet. — Was das vorliegende Werk selbst anbelangt, so würde ein Eingehen in das in demselben, seiner Natur nach, enthaltene Detail dem Zwecke dieser Blätter nicht angemessen seyn, und so darf sich Rec. darauf beschränken, dessen Inhalt in allgemeinen Umrissen anzugeben. Des Schlosses Lebus geschieht zuerst im Anfange des 12ten Jahrh. Erwähnung, nämlich 1109, als der deutsche König Heinrich V. sich veranlaßt sah, das Land des polnischen Herzogs Boleslaw III. mit Krieg zu überziehen; mit Schloß und Stadt ist aber unstreitig dasjenige zu bezeichnen, was *Biethmar* von Merseburg bey den Jahren 922 und 1012 über *Liubusua*, *Lubuzua* und *Libusua* erwähnt; des Landes Lebus wird in der Geschichte zum ersten Male bey dem Jahre 1144 gedacht. Von dem Bisthum Lebus findet man keine völlig sichere Spur vor dem Jahre 1153; um diese Zeit hatte es fünf andere Bisthümer zu Grenznachbarn, nämlich Meissen, Brandenburg, Kammin, Posen und Breslau; als erster Bischof ist *Bernhard* bekannt. Im Jahre 1252 gerieth es unter die Herrschaft des markgräflichen Hauses Brandenburg und des Erzbisthums Magdeburg, und ist bey dem Hause Brandenburg auch stets geblieben. Der letzte Bischof war der Markgraf Johann Friedrich; indessen stand er mit dem Bisthum in keiner weitem Verbindung, als daß er von demselben den Namen eines Bischofs von Lebus führte, den er jedoch bey dem Antritte seiner kurfürstlichen Regierung im J. 1598 ablegte. Nach der Zeit findet sich auch nie wieder der Name des Bisthums Lebus in Urkunden. Es scheint also, daß man den Regierungsantritt des Kurfürsten Joachim Friedrich als das eigentliche Ende des Bisthums Lebus ansehen müsse, weil mit demselben die letzte Spur von diesem Stifte verschwindet. Die Geschichte selbst handelt der Vf. in den vorliegenden beiden Bänden (wahrscheinlich wird noch ein dritter erfolgen, der auch die neuere Zeit berührt, wiewohl keine Vorrede darüber Kunde giebt) nach folgenden 6 Perioden ab: 1) von dem ersten Erscheinen des Namens Lebus in der Geschichte bis zu der Zeit, da das Land Lebus unter die Herrschaft des markgräflichen Hauses Brandenburg und

und des Erzbisthums Magdeburg gelangte (1100 bis 1201); 2) von der Zeit, da das Bisthum unter jene Herrschaft gelangte, bis zum Aussterben der Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Ballenstedt (1251—1320); 3) von dem Erlöschen der Markgrafen aus dem Hause Ballenstedt bis zum Ende der Regierung des Wittelsbachschen Hauses in der Mark Brandenburg (1320—1373); 4) während der Regierung des Luxemburgischen Hauses in der Mark Brandenburg (1373—1415); 5) vom Anfange der Regierung des Kurfürsten Friedrichs I. bis gegen die Zeit der Reformation (1415 bis 1490); 6) von demjenigen Bisthofs an, welcher den Beginn der Reformation erlebte (es war Dietrich von Bülow aus dem Hause Wehningen) bis zum Ende des Bisthums (1490—1598). In jeder Periode ist die Geschichte der Bischöfe, des Domcapitels (hier stets biographische Nachrichten), der Güter, Sprengel des Bisthums, der Metropolen derselben u. s. w. getrennt von der Geschichte des innern Zustandes des Landes, seiner Güterbesitzer, Landesbeamten u. s. w. abgehandelt, und nur nach Maafgabe der Entwicklung der Landesverfassung sind diese Rubriken in den spätern Perioden abgeändert oder vermehrt; auch finden sich an geeigneten Orten Einschaltungen. Höchst schätzbar ist in dieser Hinsicht die bedeutende Einschaltung in der zweiten Periode, überschrieben: *von der Anlegung neuer Städte und Dörfer in der Mark Brandenburg und den dabey getroffenen Einrichtungen*, und gleich wichtig für den Historiker, als für den Germanisten. Nach Urkunden wird in derselben die Anlegung der Städte, der Ursprung und die Verschiedenheit der Schlösser, der Ursprung der Flecken, Dörfer, der Lehnshulzen, der Bauern, der Zinsen, Zehnten, Beeden, Dienste und sonstigen Abgaben entwickelt, das Entstehen und die Gerechtsame der Lehnbauern, Freybauern, Fischer, Kossäten, Krüge, Müller, Schäfer u. s. w. dargestellt, der gemeinen Landbewohner persönliche Freyheit erwiesen, die Gerichtsverfassung und das Gerichtswesen, so wie dessen Veränderung beschrieben; endlich von dem Adelstande, dem Stande der Bürger und Gutsbesitzer, Kirchen u. s. w. gehandelt. Eine andere Einschaltung, die gleichfalls in jener Periode beginnt, und in den folgenden jedesmal wieder aufgenommen und durchgeführt wird, betrifft das Land und die Stadt Küstrin; diese gewährt indessen größtentheils nur ein historisches Interesse.

POESIE.

Königsberg, b. Unzer: *Der Tag des Gerichts und der ewigen Versöhnung*. Eine christliche Dichtung von Dr. Ludwig August Kähler. 1829. 91 S. 8. (12 gGr.)

Der Inhalt dieser sogenannten christlichen Dichtung ist folgender: Der Weltheiland als Welten-

richter fordert zuerst die Apostel auf, mit Ihm (2 Cor. 5, 10. Matth. 20, 28) das Gericht der Welten zu halten. Die Apostel fühlen sich unwürdig, indem jeder an seine eigne Schwäche gedenkt. Namentlich sprechen Petrus, Paulus und Johannes die Bitte aus, sie mit diesem allzu schweren Amte zu verschonen. Nun wendet sich der Richter an die versammelte Menge der Aufstandenen und spricht:

Ist einer unter Euch von Sünden rein,
So tret' er neben mich und richte heut'
Mit meinem Recht und meiner Macht die Brüder.

Da treten Adam und Eva auf und klagen sich und ihr Geschlecht der Schuld an. Der Heiland sondert die Gläubigen von den Ungläubigen und sammelt jene Auserwählten. Zuvörderst ruft er die Lehrer und Hirten vor. Sie erscheinen in einzelnen Haufen gesondert, und charakterisiren sich selbst theils nach den verschiedenen Confessionen, theils als Rationalisten, theils als Mystiker. Der Heiland läßt ihnen Gnade wiederfahren, nachdem er ihre Einseitigkeit getadelt. Dann ruft er die Auserwählten, die da leuchten wie der Sonne Glanz, aus der Menge hervor:

Mit ihm zu richten die gefallen Brüder.

Es erscheint ein Kind, eine Mutter, ein Tagelöhner, ein Wilder, ein Jude, ein Held, ein Fürst, ein Weiser; dann Abraham, Moses, Jesaias, Luther: sie geben Zeugniß über ihr Leben und erklären sich für unfähig Richter zu seyn wegen ihrer Sündenschuld. Die Bösen klagen sich hierauf selbst durch ihren Wortführer in Judas Ischariott an, und erkennen sich schuldig an den Ort der Qual zu gehen. Da erscheinen fürbittend Adam und Eva, alle Gläubigen, Auserwählten, Apostel und Engel. Der Herr entscheidet zuletzt, indem er spricht:

zu den Auserwählten:

Geht ein und herrscht, weil dienen ihr gelang,
Wie ich auf Erden einst gedient für euch,
Und euer Lohn sey; diese treu zu pflegen,
Bis ihr sie habt erhoben zu euch selbst,
Und gleicher Wonne euch in ihnen freut!

zu den Andern:

Geht, folget ihnen nach! Was ihr gefehlt,
Was ihr verbrochen; ewig ist's getilgt!
Das sey euch Strafe, daß ihr Kindern gleich
An ihnen hanget und von ihnen lernet,
Bis auch in euch erstarkt der neue Geist.

Abgesehen von dem zum Theil wenig poetischen Inhalte des Gedichts, zeigt dasselbe zwar nicht künstlerische Vollendung, aber doch eine gewisse Fertigkeit und Gewandtheit.

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1830.

BIBLISCHE LITERATUR.

WILK, b. Volke: *Prophetiae minores perpetua annotatione illustrati* a Dr. *Pet. Four. Ackermann*, Canon. reg. Lateran. Claustroneoburg. C. R. ling. hebr., archaeol. bibl. et introd. in II. V. T. prof. p. o. 1830. VIII u. 798 S. 8.

Ein dickleibiges Buch ohne Herz und Mark, eine vertrocknete Mumie, eine frisobgetünchte Ruine aus vergessener Zeit, in der Vorrede ein *opus arduum* genannt. Der Vf. kennt die Anforderungen der Wissenschaft nicht, oder, wenn er sie kennt, muß er sie von Papst und katholischen Rechts wegen verachten. Denn sein Werk ist eine „*editio sub tutamine legis*“, und überdem einem „*magnificus Dunkler*“ gewidmet. Also jedenfalls eine Rücksichteley mit Daumenschrauben, so daß die freye wissenschaftliche Forschung nicht aufkommen kann. Die Erklärung des theilweise so schwierigen Buches der Zwölfe ist darum auch in dem vorliegenden Commentare nicht einen Schritt weiter gefördert, sie ist vielmehr gewaltsam auf die breite Stufe zurückgezogen und dort festgehalten, wo die Exegese von beschränkten Mönchsköpfen mit eisernen Händen gehandhabt wurde. Ueber diese seine Klassiker läßt sich Hr. A. in der Vorrede mit einer Handvoll Mönchslatein also aus: „*Hi quidem quoad explicationem vix quidquam optandum relinquunt — Citata: ex antiquioribus interpretibus allegavi copiosa, partim ut innotesceret lectoribus; quantum praestitissent illi, et nequaquam verum hermeneuticarum imperitos fuisse, quales saepe crinantur, patitur ut aliquorum eruditionem contentiam vix am confirmarem, quoad interpretationem stricte dictam haud multum praestandum nobis esse relictum.*“ Das ist die starre Stabilität der Sanctae Miser Ecclesiae, welche der Vf. freylich eben so wenig aufzubrechen darf, als dieselbe in der protestantischen Kirche nachgeahlet werden sollte! Mag er also in vorliegendem Buche eine große dünne Masse von Citatendünkel Auszügen, so daß die Gänsefüße an den Flanken der Paginae gar kein Ende nehmen. Sie bestehen meist in langweiligen Paraphrasen und schiefen, selbstner erträglichen exegetischen Betrachtungen. Am häufigsten stößt man auf die Namen von Hieronymus, aus welchem manches Gute gezogen, Sanbinius, Petrus de Figuino, Raulus de Palacio, Christophorus, Gualrus. Hätte nur der Vf.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1880.

diese klassischen Gewährsmänner wenigstens durch Zusammenziehen lesbar gemacht, — daß wir nicht so ungerecht sind, von ihm eine kritische Verarbeitung des Stoffes zu verlangen —; aber er theilt vielmehr auch aus neuern Commentaren, namentlich aus Rosenmüller's Scholien, große und kleine Fetzen eben in der Scholien-Manier mit, so daß man, über diesem Buche sitzend, nicht zu lesen, sondern am Narrenseil zu tanzen glaubt. — Ueberhaupt maßt sich der Vf. gar nicht an, für die Erklärung selbst etwas gethan zu haben; er sagt: „*commentarium quod attinet, non nova dixi, sed collegi, quod sparsim apud alios inveni.*“ (Vorr. S. V.) Auch für Ermittlung der Zeitverhältnisse der einzelnen Propheten und was man sonst noch in Prolegomenen abzuhandeln pflegt, begab sich hier wenigstens der Vf. aller Arbeit, da sie bereits in seiner (berühmten) *Introductio in V. T.* abgemacht war, auf welche er ein für alle Mal verweist. Was also an dem Buche recensiren? — Gemach! Ein Verdienst ist noch übrig, welches der Vf. für sein einziges Verdienst selbst ausgiebt: „*Observationes autem philologicae adjecti, in quantum necessarium videbatur.*“ Diese sogenannten philologischen Observationen laufen unter dem Texte weg und bestehen in Angabe der Bedeutungen hebräischer Wörter, in Boysetzung des Stammwortes und in grammatischer Erklärung mancher (man kann nicht sagen: nur schwieriger) Formen. Die Sache nimmt sich ungefähr so aus wie ein Abridgment aus der weiland *Janua*, zumal von vorn herein, z. B.: „*חָזַק imper. verbi חָזַק; נָפַח imper. verbi נָפַח; נָא contr. ex נָא filia; מִי pr. infini. verbi מִי אֶרְרָנְדֵּה; דֵּן in partic. abiti, et notat iterum, דָּנֵן amplius; מִי mater; נָשָׂא (sic) mulier, אֶפְפוּתָא ad maritum, וְאֶרָא.*“ Weiter nach hinten zu legt sich dieses Wesen ein wenig, aber man findet z. B. Seite 848. noch: „*נָשָׂא in S. 679: מִיָּד quartus.*“ Worauf sich endlich der Vf. am meisten zu gute zu thun scheint, das ist die Vergleichung arabischer, chaldäischer, und syrischer Wörter. Dieselbe ist aber sehr äußerlich, und im höchsten Grade unmethodisch, so daß man sich der Vermuthung kaum enthalten kann, der Vf. habe dadurch dem Buche ein etwas barbarisches d. h. gelehrtes Ansehen geben wollen. Daß übrigens der Feder des Vfs sowohl in diesen Observationen überhaupt, als besonders in den Dialectvergleichen nicht wenig Falsches und noch mehr Schiefes und Ungehöriges entfloßen sey, wird man uns leicht aufs Wort glauben. Ein-

zernes zu rügen, was von des Vfs Beschränktheit in der Kenntniß des Hebräischen sowohl als der Dialecte zeugt, verlohnt sich kaum der Mühe.

Geben wir immer zu, daß das Buch in den nächsten Kreisen, aus denen es hervorgetreten, einige Anregung geben und somit Nutzen schaffen kann, für das nördliche Deutschland ist es völlig unbrauchbar.

E. R.

BERLIN, Universitätsbuchdruckerey: *De duabus Pentateuchi paraphrasibus Chaldaicis. Particula I. De indole paraphraseos, quae Jonathanis esse dicitur, scripsit Julius Henricus Petermann, Glauchaviensis. 1829. 85 S. 8.*

Schon die bestimmte, fließende und echt römische Sprache nimmt für den hier zum ersten Male in die literarische Welt eintretenden Vf. ein; noch mehr aber die Planmäßigkeit, Gründlichkeit und Unbefangtheit, mit welcher er die zum Behuf seiner Promotion ausgearbeitete Untersuchung über den Pseudo-Jonathan anstellt, von welcher indess nur erst der erste Theil vorliegt. Die Untersuchung über die Beschaffenheit jenes Targum hat er naturgemäß in folgende dreß Fragen zerlegt, und in eben so vielen §§. beantwortet: 1) Welchen Text hatte Pseudo-Jonathan vor Augen? 2) Wie hat er ihn in der Uebersetzung wiedergegeben? 3) Wie ist seine Sprache beschaffen? Mit welchen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten die Beantwortung der ersten Frage verknüpft sey, weiß Jeder, der mit dem traurigen Zustand der Punctuation sowohl, als des Textes aller vorhandenen Targumim nicht unbekannt ist. Aber auch abgesehen davon, muß es immer in vielen Fällen unsicher bleiben, ob der Uebersetzer eine von der gewöhnlichen abweichende Lesart vor sich hatte, oder das Original mißverstand, oder absichtlich ungenau paraphrasirte. Denn auch der von Hn. P. aufgestellte Kanon: eine Variante im hebräischen Texte da anzunehmen, wo andre Versionen oder Handschriften sie vertheidigen, möchte schwerlich überall sicher leiten. Der später (S. 6) aufgestellte Kanon aber: „Wo die Codices von einander abweichen, da ist ein Irrthum der Abschreiber oder eine absichtliche Verfälschung, wo aber die Ausgaben bloß abweichen, ein Setzfehler, und nur, wo die Codices mit den Editionen übereinstimmen, eine Abweichung des Uebersetzers vom Hebr. Texte anzunehmen,“ erfordert zu seiner Anwendung, wo nicht eine fehlerfreye Handschrift, doch eine kritische Ausgabe mit vollständigem Apparat, den nicht einmal die von Walton besorgte, in der Londoner Polyglotte befindliche, liefert. Diesen Mangel an unentbehrlichen kritischen Hilfsmitteln gesteht auch Hr. P. selbst klagend ein, und will daher seine Bestimmungen nur für Conjecturen angesehen wissen, was sie auch in der That nur sind. Nichts desto weniger bleibt ihm das Verdienst, durch die

mit eben so viel Scharfsinn als Behutsamkeit und Bescheidenheit nach der einzigen Walton'schen Ausgabe unternommene Aufstellung und Verbesserung von Fehlern der Abschreiber (S. 8—12) und Setzer (S. 16—22) und von Varianten des hebr. Textes (S. 22—32) zur Wiederherstellung des reinen Textes dieser Paraphrase beygetragen zu haben, unbestritten, die Juden müßten es ihm denn streitig machen, von denen er (S. 89) sagt: „Was ist so abgeschmackt, daß es die Juden nicht glaubten, zumal wenn es den Schein eines von Gott um eines Frommen willen geschehenen Wunders vor sich trägt?“ Und doch haben sie es einzig und allein dem festen Vertrauen, welches Hr. P. auf ihre Superstition setzt, zu verdanken, daß er keinen Vorwurf einer absichtlichen Abweichung vom Buchstaben ihrer Vorfahren auf sie kommen läßt, obgleich er anfangs selbst zur Annahme von schwerlich abzuläugnenden Interpolationen geneigt war (S. 13—15). Veränderungen nach dem Masorethischen Texte, wie sie Winer im Targum des Onkelos annimmt, hält er darum für unstatthaft, weil die Paraphrase des Pseudo-Jonathan zu einer Zeit geschrieben sey, wo jener schon ziemlich allgemein recipirt war, und daher, wo sie vom gewöhnlichen Text abweiche, die Lesart des Keri enthalte. — Die zweyte Frage theilt er wieder in dreß andere: 1) Welcher Zweck dem Uebersetzer vorgeschwebt habe? Hauptsächlich der, das Original so verständlich, als möglich, zu machen, aber zugleich auch, über Anderes, mehr oder weniger zum Texte Gehöriges, zu belehren. Denn das Targum sey bald Uebersetzung, bald Paraphrase, bald sogar Commentar. 2) Wodurch er diesen Zweck zu erreichen gesucht habe? Durch Zusätze und Excurse, Veränderungen und Verbesserungen, Texterklärungen und genauere Bestimmungen von mancherley Art, was Hr. P. S. 36—39 einzeln ins Licht setzt. Daß Pseudo-Jonathan das Onkelos vor Augen gehabt habe, ist eben so genügend erwiesen. 3) Ob oder wie er den Sinn des Moses getroffen habe? ergiebt sich schon aus den Vorhergehenden. Seine Erklärung ist bey genauer Kenntniß des Hebräischen oft geradezu abgeschmackt und dem Original ganz fremd (S. 60—64). — §. 3 enthält den Beweis dafür, daß Pseudo-Jonathan sowohl die Reinheit der Sprache in lexikalischer Hinsicht, als auch die grammatische Akribie und die ganze Farbe der Rede vernachlässigt habe. Aus dem häufigen Gebrauche griechischer, lateinischer und persischer Wörter, der widerlichen Mischung syrischer, rabbinischer und hebräischer Formen, und den auffallenden Verstößen gegen alle Syntax (was Hr. P. alles sehr gründlich nachgewiesen hat S. 66—85) und aus der ganzen Erklärungsweise folgt un widersprechlich, daß die charakterlose Paraphrase einer sehr späten Zeit angehört.

Wie wichtig sie gleichwohl zur gründlichen Kenntniß des Geistes und der Auslegungswaise der spätern Juden, und für die Geschichte der chaldäischen Sprache ist, darüber bedarf es keines Wortes, und

und Rec. hat nur noch den Wunsch hinzuzusetzen, daß Hr. P., dessen Beruf zu solchen Forschungen die angezeigte Schrift hinlänglich bezeugt, den andern Theil seiner Untersuchung, und die über das verwandte Jerusalemsche Targum in gleichem Geiste bearbeitet, bald folgen lasse.

L.

THEOLOGIE.

- 1) JENA, b. Bran: *De librorum Hermeticorum origine atque indole*. Scripsit Lud. Frid. Otto Baumgarten - Crusius, D. et P. P. O. 1827. 19 S. 4.

Ehe vielseitige Forschungen über die Hermetischen Schriften angestellt werden können, muß vor allen Dingen eine kritische Ausgabe derselben, und zwar aller, welche sich nur aufspüren lassen, veranstaltet werden. Bis dahin heißen wir Alles willkommen, was das Dunkel, welches auf ihrem Ursprunge und Inhalte ruht, auch nur einigermaßen zerstreuen kann, zumal wenn es mit solcher Gründlichkeit, Umsicht und Benützung aller frühern Untersuchungen geschieht, wie von dem wackern Vf., der schon so manches wüste Feld anzubauen suchte. Den Namen des *Hermes Trismegistos*, den jene Bücher bey den spätern Platonikern führen, leitet er von den Aegyptiern her (*Thot, Tóut*), und will sie nicht mit gewissen Zoroastrischen Schriften verwechselt wissen, die sich ebenfalls bey einigen Platonikern, vorzüglich aber bey den Gnostikern finden, bleibt übrigens bey der gewöhnlichen Annahme des Platonischen Ursprungs, und behauptet, daß nichts von Aegyptischer Priesterweisheit, oder von Jüdischen Lehrsätzen (S. 11), sondern nur ein besonderer Neuplatonismus in den Hermetischen Schriften enthalten sey. Obgleich er die schon von *Ursinus* nachgewiesene, gewiß nicht zufällige, Uebereinstimmung mehrerer Stellen in denselben mit Aussprüchen der heil. Schrift und christlichen Dogmen nicht läugnet, so sucht er doch die Unhaltbarkeit der darauf gebauten drey Meinungen: 1) daß sie von Christen, 2) daß sie von Halbchristen herrühren, oder 3) daß sie von christlicher Hand interpolirt seyen, darzuthun. Von der Bemerkung ausgehend, daß, wie bey den christlichen Kirchenvätern ein Platonismus, so bey den Platonikern, besonders bey *Porphyrius*, ein Christenthum unverkennbar sey, ist er vielmehr der Meinung, daß, wie in *Sacchiniathon's* Kosmogonie, so in die Hermetischen Schriften Platoniker, wahrscheinlich aus der Schule des *Porphyrius*, biblische Ansprüche und christliche Ideen verwebt hätten. Auch einzeln betrachtet er die Hermetischen Bücher nach ihren Eigenthümlichkeiten, und zwar zuerst den Dialog, *Asclepius* genannt, der dem Gnoicismus sowohl, als dem Christenthum widersteht und sich der gewöhnlichen Platonischen Theorie am meisten nähert, nichts desto weniger

aber biblische Stellen zur Begründung seiner Ansichten anwende. Im 2ten der dem *Poemander* zugeschriebenen Bücher, so wie im Namen selbst findet er eine Aehnlichkeit mit dem bekannten *Ermias Pastor*, überall aber Spuren der Mosaischen Kosmogonie und hin und wieder neuteamentlicher, namentlich Johanneischer Stellen. Uebrigens muß mit dem Studium des angegebenen Programms desselben Vfs Abhandlung über *Dionysius Areopagita* verglichen werden.

L.

- 2) Ebend.: *De notionibus mediati et immediati in disciplina theologica*. Scripsit L. F. O. Baumgarten - Crusius. 1827. 10 S. 4.

In diesem Osterprogramm stellt Hr. B. zwar nur historisch die verschiedenen Begriffe, die man von *Aristoteles* (*ἔμεγα und μέλα*) an mit den Ausdrücken „mittelbar und unmittelbar“ verbunden, und die entgegengesetzten Urtheile, die man über diese Unterscheidung gefällt habe, zusammen, ohne zur Aufklärung derselben unmittelbar etwas beizutragen; aber auch das verdient Anerkennung, weil jeder Unbefangene daraus den Schluß ziehen kann, wie vergeblich, ja vermessene es sey, bestimmen zu wollen, in welchem Falle Gott unmittelbar, in welchem mittelbar gewirkt habe, oder wirke. Möchte man doch endlich allgemein seine Aufmerksamkeit mehr auf den Inhalt und die innere Beschaffenheit der von Gott durch Christum dargebotenen Hülfe, als auf die Art und Weise ihres doch immer göttlichen Ursprungs richten, und sie zur gemeinschaftlichen Erbauung anwenden!

SÄCHSISCHES RECHT.

NEUSTADT a. d. Orla: b. Wagner: *Jahrbücher der Gesetzgebung und Rechtspflege in Sachsen*, mit Genehmigung und Unterstützung der hohen Ministerien zu Weimar, Altenburg, Coburg, Meiningen, Dessau, Bernburg, Cöthen, Sonderhausen, Rudolstadt, Greitz und Gera, herausgegeben von Dr. *Gustav Adolph Martin*, außerordentl. Prof. d. Rechts und Beysitzer des Schöppenstuhls zu Jena. 1829. Erster Band (in drey Heften), den Jahrgang 1828 enthaltend. VI. u. 390 S. 8. (2 Rthlr.)

Ein Unternehmen, welches gewiß jedem Rechtsgelehrten sowohl in, als außerhalb Sachsen höchst angenehm seyn muß, so wie man denn auch, wenn sich gleich die Zeitschriften für das gemeine Recht auf eine etwas ungebührliche Weise zu häufen scheinen, denjenigen, welche für Provinzialrechte angelegt sind, alles mögliche Gedeihen wünschen muß, weil sie das einzige Organ sind, durch welches deren Kenntniß verbreitet werden kann. Der von dem Herausgeber angegebene Hauptzweck dieser

ser Jahrbücher ist, für die verschiedenen Länder des Sächsischen Rechts einen Vereinigungspunkt hinsichtlich ihrer Rechtsgesetzgebung als Rechtspflege darzubieten, das Gemeinsame in dieser Beziehung hervorzuheben und zu befördern, das Studium und die Bearbeitung des Sächsischen Rechts anzuregen und zu beleben, „und auch den aufersächsischen Ländern, die größtentheils, namentlich hinsichtlich ihres Rechtes, Sachsen so viel zu verdanken haben, zu zeigen, daß hier der alte Geist und Sinn, das rege wissenschaftliche Streben noch nicht erstorben sind;“ besser doch wohl, um die Kenntniß Sächsischer Gesetzgebung und Rechtspflege auch den Rechtsgelehrten außer Sachsen zugänglicher zu machen, da wohl noch Niemandem die juristischen Leistungen der Schriftsteller vorzüglich des königlichen Sachsens und deren hohe Vortrefflichkeit unbekannt geblieben sind, und eben sowohl Niemandem noch in den Sinn gekommen seyn wird, die Fortdauer des bezeichneten Geistes und Sinnes, und des dortigen regen wissenschaftlichen Strebens, zu bezweifeln. Für diesen Zweck sollen nun die Jahrbücher in Beziehung auf die *Rechtsgesetzgebung* enthalten: ein fortlaufendes, möglichst vollständiges Verzeichniß aller in den Ländern Sächsischen Rechts seit dem 1sten Januar 1828 erschienenen Rechtsgesetze, nebst kurzer Inhaltsandeutung, und geographisch - chronologisch geordnet; möglichst concentrirte Auszüge aus den wichtigern und umfassendern jener Gesetze nach den Materien zusammengestellt; Zusammenstellung und Mittheilung der Praejudicien der resp. Obergerichte; Uebersichten der landständischen Verhandlungen in jenen Ländern; endlich kurze Vorschläge, Andeutungen und Wünsche, hinsichtlich künftiger Gesetze. In Beziehung auf *Rechtspflege* dagegen: juristisch interessante und wichtige Rechtsfälle, sowohl in Civil- als in Criminalsachen, besonders insofern dadurch Sächsische Rechtssätze erläutert werden; tabellarische Uebersichten der Thätigkeit der Sächsischen Gerichtshöfe; Zusammenstellung und Mittheilung der gemeinen Bescheide der resp. Obergerichte; so wie Rügen in Bezug auf die Rechtspflege. Anhangsweise sollen dann auch Beyträge zur *Rechtswissenschaft* in Sachsen; namentlich Kritiken von Werken über Sächsisches Recht, Notizen von ausgezeichneten Sächsischen Rechtsgelehrten und Geschäftsmännern (Nekrologe) und Nachrichten von den Sächsischen Universitäten geliefert werden. Die vorliegenden drey Hefte, welche XXXVIII einzelne Nummern enthalten, deren Rubriken wegen Mangels an Raum hier aber unmöglich *in extenso* mitgetheilt werden könnten, was überhaupt Rec. nicht leicht über sich gewinnen mag, bezeugen es, daß der Herausgeber sich eine große Mühe gegeben hat, dem angedeuteten Zwecke möglichst zu

entsprechen; indem, mit Ausnahme der diesmal nicht gegebenen Nachrichten über ständische Verhandlungen und über die Sächsischen Universitäten, auch kein einziges der genannten Fächer leer ausgegangen ist. Besonders schätzbar ist die geographisch - chronologische Uebersicht der Gesetzgebung, um so schätzbarer, als der Herausgeber unter der Mitwirkung der auf dem Titel genannten höchsten Behörden sie möglichst vollständig zu liefern im Stande war; sehr willkommen sind außerdem die Auszüge aus vielen beachtungswerthen Verordnungen, einzelne Abhandlungen über dieselben, und die Rechtsverfassung einzelner Sächsischer Staaten. Vorzüglich ansprechend ist dem Rec. in dieser Hinsicht gewesen: die Abhandlung über die Frage: ob die Intestaterbfolge des gemeinen Sächsischen Rechts dem Halbbruder einen Vorzug vor dem doppelhündigen Oheime gebe? von *Emminghaus und Ortloff*; die Abhandlung über die Entstehung der *Welmarschen* und *Eisenachschen* Gesetze vom 19ten u. 20sten August 1807 über die Erbverträge, von *Emminghaus*, und ein Aufsatz über die Gültigkeit der Chursächsischen Constitutionen von 1572 in den Großherzoglich und Herzoglich Sächsischen Ländern; von Demselben. Unter den Praejudicien, welche mit einer *species facti* und ausführlichen Entscheidungsgründen mitgetheilt werden, zeichnen sich vorzüglich mehrere, welche von dem würdigen *Martin*, dem Vater, ausgearbeitet sind, aus; unter ihnen finden sich jedoch keine, die von königl. Sächsischen Obergerichten herrührten, so wie diese letztern auch bey der Uebersicht der Geschäftsthätigkeit der höhern Justizbehörden in den Ländern Sächsischen Rechts übergangen sind. Wollte vielleicht der Herausgeber den Herren A. G. R. *Kori* und *Langern*; welche die Entscheidungen, wenigstens des Dresdner Appellationsgerichts, mitzutheilen angefangen haben, nicht vorgreifen? oder fand er in dieser Hinsicht keine Unterstützung in den königl. Sächsischen Ländern? Letzteres würde in der That zu beklagen seyn, weil dann Unvollständigkeit bey Ausführung des dieser Zeitschrift unternommenen Plans die nothwendige Folge davon seyn würde.

NEUE AUFLAGE.

BERLIN, b. Dunker u. Humblot: *Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrichs des Zweyten* von Karl Adolph Henzels. Dritte verbesserte Ausgabe. 1829. Erster Theil. XIV u. 442 S. Zweyter Theil. IV u. 514 S. Dritter Theil. IV u. 540 S. gr. 8. (4 Rthlr.) u. (S. the Reviews. Ergänz. Bl. 1824. Nr. 140. u. Ergänz. Bl. 1825. Nr. 140.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1830.

KIRCHENGESCHICHTE.

SULZBACH, b. Seidel: *Taki-eddini Makrizii Historia Coptorum Christianorum in Aegypto, Arabice edita et in linguam latinam translata ab Henrico Josepho Wetzer. 1828. XXIV u. 215 S. 8.*

Auch unter dem Titel:

ذكر دخول قبط مصر في دين النصرانية لتقى الدين
المقر يزي (2 Rthlr.)

Die Nachrichten arabischer Schriftsteller über Geschichte und Verhältnisse der Christen haben theils dadurch ein Interesse, daß man die schon erstorbene und entartete Gestalt des Christenthums zur Zeit und in den Ländern arabischer Herrschaft aus ihnen kennen lernt, theils wegen des *audiat et altera pars*, da an den Mißshelligkeiten zwischen Moslemin und Christen, an Haß und Verfolgung die Moslemin wohl nicht immer allein Schuld waren. Der vorliegende Beytrag von einem in arabischer Literatur ebenso wie in der Kirchengeschichte gründlich bewanderten Gelehrten kann daher nur willkommen seyn, zumal er aus einem mit Recht sehr geschätzten arabischen Historiker entlehnt ist.

Ahmed ben Ali ben Abd-alkader ben Mohammed ben Ibrahim ben Mohammed ben Temim ben Abd-al-samad, bekannt unter dem Namen Taki-eddin Almakrizi (vom Flecken المقرين, wo seine Vorfahren gelebt hatten), lebte in seiner Geburtsstadt Kairo 1364 — 1441 v. Chr. Wohl erzogen und von ausgezeichneten Lehrern zuerst in Kairo, dann in Mekka unterrichtet, studirte er das molesische Recht, wobey er zuerst der Parthey des Ebn Hanifa folgte, dann nach dem Tode seines Vaters von seinem 20sten Jahre an für immer zur Safaitischen Secte überging. Er gelangte zu hohen bürgerlichen und geistlichen Ehrenstellen und erwarb sich das Lob der größten Rechtlichkeit. Zuletzt widmete er sich zu Kairo ganz dem Geschichtsstudium, und stellte auch heifsig Forschungen über Christenthum und Judenthum an. Weitere aus den Quellen geschöpfte Nachrichten über ihn findet man in der Kürze in der Vorrede zur angezeigten Schrift, ausführlicher in *de Sacy's Chrestomathie* und *Hamaker's Specimen catalogi codicum mss. Orient. bibliothecae Acad. Lugduno-Batavae*.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Hr. W. hat die im Katalog der orientalischen Msscr. der königl. Bibliothek zu Paris unter Nr. 55, 673, 680, 681, 801 verzeichneten Handschriften und eine aus der Sammlung S. de Sacy's verglichen. Die Uebersetzung, die bequeme dem Texte gerade gegenüber steht, und so wie dieser zur Erleichterung des Citirens in Nummern abgetheilt ist, zeichnet sich durch Treue im Ausdruck der Wörter und des Sinnes aus. Auch an einem Inhaltsverzeichnisse fehlt es nicht.

Die Geschichte der koptischen Christen selbst ist chronologisch nach den Patriarchen von Alexandrien geordnet und zerfällt in 2 Zeiträume: 1) Vom Ursprunge des Christenthums bis zur Eroberung Aegyptens durch die Moslemin; a) Zeit der Bedrückung des Christenthums, b) Zeit der Erhebung und Herrschaft desselben; 2) bis zur Hälfte des 14ten Jahrh. Von den ökumenischen Concilien erwähnt Makrizi das Nicänische, das erste Constantinopolitanische, das Ephesinische, das Chalcedonische und das zweyte Constantinopolitanische. Um die Ausdrücke, deren er sich bey Anführung der von den Concilien gegebenen Bestimmungen über die Person Christi bedient, zu verstehen, muß man seine eigne Meinung über diesen Punkt kennen. Diese ist aber ganz aus dem Koran (Sure 4. v. 169) geschöpft; er erklärt Nr. 8 Jesum für Gottes Propheten und Messias, für den Geist und das Wort Gottes, das in die Maria-gesendet sey (روح الله وكلمته القاها الى مريم).

Nach vorausgeschickter Ableitung und Erklärung des Namens Nazarener (النصارى) und Messias folgt die Geschichte Jesu und der Apostel, die Errichtung der 4 Patriarchate zu Rom, Alexandrien, Jerusalem und Antiochien, der Canon des A. u. N. T., Verfolgung der Christen zu Jerusalem, (der Name Baba, البابا d. h. Vater der Väter اب الابا sey vom Stuhle zu Alexandrien auf den Römischen übergetragen), Zerstörung Jerusalems, Christenverfolgungen, Paschastreit, Constantin, Concil zu Nicäa. Die Darstellung der verschiedenen Meinungen unter den Christen über die Person Christi, besonders des Arianischen Streites, ist kurz und verworfen. Arius soll behauptet haben: Der Vater war, als der Sohn nicht war, und erzeugte dann den Sohn, welcher sein Wort ward; darauf übergab der Vater ihm als einer Kreatur Alles, und der Sohn, Wort genannt, schuf alle Dinge. Darauf nahm dieses Wort von H (5)

der Maria und dem heiligen Geist Fleisch an, und wurde zum Messias gemacht; also besteht der Messias aus 2 Kräften, Wort und Körper, und diese sind beide geschaffen. Alexander habe ihm die Frage vorgelegt: Ist es also nothwendiger, den anzubeten, welcher uns schuf, oder den, welcher uns nicht schuf? — Arius: den, welcher uns schuf. Alex.: Wenn also der Sohn, obgleich selbst geschaffen, wie du behauptest, uns schuf, so ist seine Anbetung nöthiger, als die des Vaters, welcher nicht geschaffen ist, ja die Anbetung des Vaters als Schöpfers ist sogar ein falscher Glaube, die Anbetung des Geschöpfes aber der rechte Glaube, was ungereimt ist. Marcion soll 3 Götter, das Gute, das Böse und das Gleichgewicht unter diesen beiden (صالح و طالح و عدل بينهما) angenommen haben. Das Eheverbot für die Bischöfe wird als eine Satzung des Nicän. Concils angeführt. Die Meinung des Nestorius stellt er mit Anführung der eignen Worte desselben ganz seiner Vorstellung von der Person Jesu entsprechend dar, vermischt aber Consequenzen, die dieser nicht annahm; mit dessen eignen Behauptungen (Maria habe einen Menschen geboren, der mit dem Willen Gottes d. h. mit Jesu vereinigt worden wäre). Die Entstehung der Melchiten und Jacobiten leitet er vom Chalcedon. Concil her. Timotheus σαλογαχίαλος heißt hier Severus (ساورس); nicht dem Basiliscus, sondern dem Zeno wird die Begünstigung der Monophysiten zugeschrieben. Origenes, B. der Stadt Manbeg, Theodoret, Theodorus und Ibas sollen nebst dem Eutychius, Patr. von Constantinopel, auf der 6ten ökumen. Synode zugegen gewesen seyn. Zur Zeit des Kaisers Mauritius soll der Mönch Maron gelehrt haben: der Messias habe 2 Naturen, einen Willen und eine Person! Der Abschnitt schließt mit der Bemerkung, daß zur Zeit des Heraklius Gott die Religion des Islam offenbart, die Christen die Herrschaft über Aegypten und Syrien verloren und bey den Moslemin Schutz gefunden hätten.

Mag denn auch in der Geschichte dieses Zeitraums Vieles sowohl in Hinsicht der Sachen als der Zeitbestimmungen von unsern anderweitigen Quellen abweichen und die Probe der Kritik nicht aushalten; wichtig bleibt sie darum doch, weil wir hier mit Sicherheit wenigstens die in Aegypten herrschenden Vorstellungen erfahren. Entschiedene Wichtigkeit aber hat der folgende Abschnitt, von der Entstehung des Islam an, weil er von Makrizi aus eignen, arabisch geschriebenen Quellen geschöpft werden konnte.

Er beginnt mit der Eintheilung der Bewohner Aegyptens in Griechen (Melchiten) und Kopten, welche letztere den Arabern beystanden. Für die Christen ist diese Erzählung nichts weniger als günstig. Druck und Grausamkeit erscheint als größtentheils von ihnen selbst verschuldet. Nach der gänzlichen Unterjochung seyen sie von Empörungen zu List und Betrug gegen die Araber übergegangen und hätten dadurch Verfolgungen veranlaßt, daß sie den

Veziren gleich, und durch ihre Macht und ihren Reichtum übermüthig und hart gegen die Mosleme geworden wären, wovon empörende Beyspiele angeführt werden. Viele unter ihnen seyen zum Islam übergegangen, und hätten, dadurch zu Aemtern und Würden gelangt, schändliche Grausamkeit ausgeübt, so daß Jemand über sie an den Emir geschrieben: „Die Ungläubigen haben durch Schwertes Gewalt den Islam angenommen, und sind, obgleich frey, doch Sklaven der Sünde. Verleitet durch die Bequemlichkeit, welche Güter gewähren, und durch die Ruhe, haben sie sich dem Islam ergeben; sie sind also sicher, aber nicht gläubig (ملكون لا مسلمون Nr. 535).“ Dadurch sey endlich ein Decret veranlaßt: „Keiner von den Christen dürfe im Divan des Sultan oder eines Emir ein Amt bekleiden, wenn er auch den Islam angenommen habe, Keiner wider Willen zum Islam gezwungen werden.“

Anhangsweise folgen noch 2 nicht unbedeutende Abschnitte, von denen der eine die verschiedenen Meinungen über die Trinität und die Person Christi, und zwar zuerst das Allgemeine, worin Alle einig sind, dann das Abweichende auseinandersetzt, der andere die christlichen Gebräuche, Gebete, Fasten, Feste, die Rangordnung unter dem Klerus und Disciplinargesetze enthält. „Aufser den angeführten Meinungen, sagt Makrizi, giebt es noch viele andere, so daß man nicht 2 unter den Christen findet, welche eine und dieselbe Meinung haben.“ — Zuletzt ist noch eine Schauder erregende Erzählung hinzugefügt, auf welche M. selbst in seiner Geschichte verweist, nämlich von der schrecklichen Zerstörung der christlichen Kirchen und Klöster durch die Moslemin und von den furchtbaren Feuersbrünsten, die von den Christen aus teuflischer Rache gegen jene angelegt wurden. Eine scheußliche Blutscene! Aus ihr ersieht man den damaligen Zustand der Christen, und die Strafen, welche vom Sultan über sie verhängt zu werden pflegten.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Predigt am Jubelfeste der Augsbургischen Confession* als am 3ten Sonntage n. Trin. 1830 in der Haupt- und Stadtkirche zu Weimar gehalten von D. Johann Friedrich Röhr. 1830. 84 S. 8.
- 2) REGENSBURG, b. Brenck: *Zwey Kanzelvorträge, auf Veranlassung der festlichen Gedächtnißfeyer der Uebergabe der Augsb. Confession* gehalten von D. Philipp Friedrich Gampert, K. B. Distrikts-Dekan und erstem Pfarrer d. obern Stadt Regensburg. 1830. 40 S. 8.

Wir vereinigen hier die Stimmen zweyer verehrten Kanzelredner, welche in verschiedenen Ländern, jeder nach seinem besondern Standpunkte, auf eine eben so wahrhaft christliche als würdige Weise das Jubelfest der Augsb. Confession verherrlicht haben.

Die Feyer des Festes, bey welcher die Predigt unter Nr. 1.) gehalten wurde, fand, wie in einer *Nachbemerkung* angegeben wird, zu Folge der *Allgemeinen gesetzlichen Anordnungen*, welche in den *Weimarischen Landen* seit dem 1ten Nov. 1828 *über die Verlegung aller, der protestantischen und katholischen Kirche eigenthümlichen, kirchlichen Wochenfeste* auf die zunächst vorhergehenden oder nachfolgenden Sonntage bestehen, nicht am 25ten, sondern, wie in mehrern Ländern, am 27sten Junius Statt; doch war die Feyer selbst, wie aus den darüber mitgetheilten Nachrichten erhellt, in der Stadt Weimar eine der ausgezeichnetsten, und wurde durch den echt evangelischen Sinn, mit welchem man darab Antheil nahm, für jeden Zeugen derselben gewiß höchst herzerhebend. Die vorliegende Predigt, welche Sr. K. Hoheit dem Erbgroßherzog von S. Weimar mit bedeutsamer Erinnerung an dessen hochherzige Ahnen, die Kurfürsten *Johann* und *Johann Friedrich* von Sachsen, als die kräftigen Stützen christlicher Glaubens- und Gewissensfreiheit, gewidmet ist, enthält über Gal. 5, 1. „fromme Betrachtungen über Glaubens- und Gewissensfreiheit, welche uns unsere ersten evang. Glaubensbrüder erwarben“, und zeigt zunächst, wie wir diese christl. Glaubens- und Gewissensfreiheit anzusehen haben, und dann: wozu sie uns verpflichte. Der erste Theil behandelt mit der dem Vf. eigenen Klarheit des Geistes und Vortrags folgende hochwichtige Wahrheiten: 1) daß die Glaubens- und Gewissensfreiheit (als das Recht, unabhängig von fremder Willkür von unserer vernünftigen Denk- und Urtheilskraft namentlich in *religiösen Dingen* Gebrauch zu machen und in Bezug auf das Heilige und Göttliche, das der Gegenstand unsers Glaubens und die Richtschnur unsers Lebens seyn soll, unserer eigenen Ueberzeugung zu folgen) in der Natur des Menschen selbst begründet ist und somit ein unveräußerliches Recht desselben ausmacht; 2) daß sie von Christo und seinen Aposteln selbst zum besondern Kennzeichen der von ihnen gestifteten Glaubensgemeinschaft gemacht wurde (trefflich biblisch begründet, auch gegen die neuesten pietistischen Schwärmer, die noch immer sich nicht entblöden zu behaupten; in dem bekannten Ausspruche des Apostels Paulus I Thess. 5, 21: „Prüfet Alles“ — bedeute Alles = *nicht* Alles!); 3) daß sie von den Gliedern der chr. Kirche zu allen Zeiten auch wirklich geübt oder doch Anspruch genommen wurde; 4) daß nur die unbeschränkte Herrschaft derselben das Heil der christl. Welt zu begründen vermag. Wie trefflich auch hier der Vf. einer vernunftgemäßen Auffassung des Christenthums das Wort redet, zeigt unter andern folgende Stelle (S. 8): „Allerdings unterwerfen wir uns als Christen der uns von Gott durch Jesum gewordenen Offenbarung und machen uns in dem Augenblicke, wo wir uns für Bekenner des Evangeliums erklären, abeischig, die Wahrheiten desselben gläubig und allgum zu umfassen; aber wie wir schon hiebey mit völliger Freyheit des Willens zu Werke gehen, in-

dem Gott Keinen zum Glauben an Jesum zwingt, sondern ihm nur mit der Gelegenheit dazu huldvoll entgegenkommt: so begeben wir uns auch dadurch der natürlichen Befugniß nicht, uns von dem Inhalt dieses Evangeliums selbstthätig zu belehren; seinen Sinn mit unbeschränkter Anwendung unserer Denk- und Urtheilskraft für uns zu ermitteln; in Auffassung und Bestimmung seiner Lehren nur von unserer Einsicht, nicht aber von irgend eines Menschen Ansehn abhängig zu seyn und nur dasjenige zu seinen heiligen Wahrheiten zu rechnen, was wir als solche in den uns zugänglichen Quellen desselben, besonders in Jesu eigenen Aussprüchen über Gott und göttliche Dinge, klar und unzweydeutig bezeichnet finden, und was sich uns durch seine Uebereinstimmung mit der ersten und unmittelbarsten Offenbarung an uns Menschen, mit den Aussprüchen unserer Vernunft und unsers Gewissens als wahrhaft göttlich kund giebt. Ja, diese Befugniß verwandelt sich sogar in die heiligste Pflicht für uns.“ — Wie der Gebrauch dieses heiligen Menschen- und Christenrechts auch in dem Augsb. Bekenntniß aufs nachdrücklichste in Schutz genommen wurde, ergibt sich daraus, daß die Bekenner erklärten, „zu glauben und zu lehren, wie es dem Grunde göttlicher heiliger Schrift und dem reinen Verstande des Evangeliums gemäß sey“; daß sie „ihr Gewissen fernerhin nicht mit lange gegoltenen Menschen-satzungen beschwert wissen wollten, weil Gottes Wort billig höher zu achten sey, denn alte Gewohnheit, und man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen“; daß sie alle „geistliche Gewalt“, welche unevangelische Satzungen und Gebräuche zu einem Joche für freye Christen mache, als durchaus verwerflich bezeichneten und sich und ihren Vorbehalten, von ihrer *wachsenden* Einsicht in das Evangelium, so solches begehrt werde, zu jeder Zeit weitem Bericht zu thun, und sich darin von keiner menschlichen Willkür hindern zu lassen.“ (S. 16).

Der zweyte Theil zeigt dann, wozu jene Betrachtung uns verpflichte: 1) Daß wir die heldenmüthigen Wiederhersteller der Glaubens- und Gewissensfreiheit gebührend ehren und achten; 2) damit den freudigen Entschluß verbinden, fest und treu an dem Besitze derselben zu halten, und sie männlich gegen Alle zu vertheidigen, welche sich dagegen erheben (doppelt dringend in einer Zeit, wo nicht nur der mächtige Erbfeind unserer Kirche die furchtbarsten Bekämpfer derselben als seine treuen Waffenträger wieder in das Daseyn gerufen hat, sondern wo auch in ihrer eignen Mitte sich so viele ihnen Gleichgesinnte erheben, welche den freyen Geist des Evangeliums durch die Herrschaft des *toten Buchstabens* zu dämpfen suchen); 3) uns vor dem Mißbrauche christlicher Glaubens- und Gewissensfreiheit bewahren. Wir beschließen diese Anzeige mit folgenden herzerhebenden Worten: „Und könnte man auch in andern evangelischen Ländern jenen apostolischen Zuruf (die Textesworte) unbeachtet lassen und sich zu *engharziger Beschränkung*

lung christlicher Glaubens- und Gewissensfreyheit hinneigen: Du, du, mein Vaterland, dessen Name in diesen Tagen in allen evang. Tempeln der christlichen Welt glorreich wiederhallt, wirst dich dieser Sünde gegen Gott und Menschheit nicht schuldig machen, und deine Fürsten, die erhabenen Sprößlinge so großsinniger Ahnen, werden zu keiner Zeit zugeben, daß das Erbe derselben zum erneuerten Wohnsitze eines *evangelischen Papstthums* werde, und nimmer werden namentlich an dieser Stätte Männer stehen, welche statt des reinen und darum auch vernunftgemäßen göttlichen Wortes ungöttliche Menschensatzungen predigen; denn zürnend würden sich die Geister eines *Johann Friedrich* und eines *Bernhard des Großen* gegen sie erheben und ihnen zurufen: daß sie für jenes göttliche Wort allein Gut, Blut und Leben dahingaben, und die freye Predigt desselben auch ihren spätesten Enkeln sichern wollten!" (S. 25).

Mit um so größerm Interesse haben wir die unter Nr. 2. verzeichneten zwey Kanzelvorträge des Hn. D. *Gampert* gelesen, da sie einen ganz andern Geist athmen, als den unsaubern Geist eines jesuitisch-pietistischen Zelotismus und unwissenschaftlichen Obscurantismus, den man nur zu häufig aus jenen Gegenden vernimmt. In dem *ersten* Kanzelvortrage giebt der Vf. eine sehr lichtvolle geschichtliche Vorbereitung auf das Secularfest, in welcher zuerst von der Veranlassung zur Uebergabe der Augsb. Bekenntnisschrift geredet, dann die Uebergabe derselben schildert und endlich der nächsten Wirkungen und Folgen, welche sie hervorgebracht hat, gedacht wird. Am Schlusse wird treffend darauf hingewiesen, wie die Wahrheit, so lange sie auch verkannt, verläugnet und unterdrückt werden mag, dennoch früher oder später sich einen glorreichen Sieg erringt; wie die Völker des Erdbodens, ungeachtet aller eigennütigen Hindernisse und boshafte Widerstreben, dennoch ihrer Bestimmung gemäß, zum Ziele höherer Vollkommenheit fortschreiten; wie die herrliche religiöse Anstalt Jesu sich immer mehr von fremden Zusätzen und überflüssigen Gebräuchen reinigt; wie die mit dem Menschen geborne Freyheit des Denkens, Glaubens und Empfindens keine gewaltsamen Fesseln verträgt, von welchen Händen sie auch geschmiedet werden mögen; und welche wohlthätige Folgen aus einem freymüthigen und dennoch bescheidenen Bekenntnisse der Wahrheit und des Rechts auch für die spätesten Nachkommen hervorgehen. Die zweyte als die eigentliche Festpredigt, über Matth. 10, 32. 33, zeigt auf eine Verstand und Herz gleich ansprechende Weise: „wie das freye Bekenntniß besserer Religionsüberzeugungen, nach dem Muster Jesu und der Augsb. Confession, beschaffen seyn müsse“, nämlich auf die Gewißheit eigener besserer

Religionsüberzeugungen sich gründen, aus reinem Eifer für Wahrheit und Menschenwohl entspringen, mit Bescheidenheit und Klugheit verbunden und von Muth und Standhaftigkeit begleitet seyn müssen. Nur folgende Worte mögen zur Charakterisirung der gehaltreichen trefflichen Darstellung hier Platz finden: „Nie werden auch die großmüthigsten Bemühungen, bessere Religionskenntnisse zu verbreiten, ohne Widerspruch und ohne Widerstand bleiben. — In Erfüllung werden sie gehen die tiefer Menschenkenntniß zeugenden Verheißungen Jesu an seine Apostel: Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen, in dem Wahn, Gott damit einen Dienst zu thun. — Bestätigt sich nicht auch in unserm Zeitalter die vollkommene Richtigkeit derselben durch manche beklagenswerthe Erscheinungen, durch die heftigsten Beschuldigungen, die man öffentlich verdienstvollen Lehrern macht, durch die unbezähmte Wuth, mit der man sie den Völkern sowohl, als den Regenten zu verächtlichen strebt; durch den arglistigen Versuch, sie von den Stellen zu verdrängen, auf denen sie der Religion Jesu zu dienen und das wahre Wohl der Gläubigen durch weise Denk- und Geistesfreyheit zu fördern hofften? Es ist entschieden, m. Z., gebietet es dem freyen Bekenntnisse erleuchteter Männer an pflichtmäßiger Ausdauer; lassen sie sich von Kleinmuth und Furcht überwältigen; widerrufen sie wohl gar heuchelnd ihre oft überdachten und wohlgeprüften Behauptungen; treten sie eingeschüchtern durch die Verketzerungsgier ihrer Gegner von dem Posten ab, auf welchen sie der Wille der Vorsehung und der Ruf der Fürsten gestellt, auf die sie das Vertrauen des heldenkennden Theils des Volkes hingewinkt hat: dann ist ihr Bekenntniß nicht rechter Art. Sie ständen abseits weit, sehr weit hinter dem Muster Jesu Christi und seiner Apostel, weit hinter dem Beyspiele der Männer zurück, deren Muth wir auch heute — bewundern.“ (S. 37 f.).

Möge der geachtete Vf., dem Rec. als ihm völlig Unbekannter, aber doch treuer Collegenwandler aus weiter Ferne die Bruderhand reicht, bald wieder mit ähnlichen gediegenen Leistungen das Publicum beschenken.

NEUE AUFLAGE.

LEIPZIG, in d. Hinrichs. Buchh.: *Naturgeschichte für Real- und Bürgerschulen*, mit besonderer Hinsicht auf Geographie ausgearbeitet von Dr. *Christian Gottfried Daniel Stein*, Prof. am berlin. Gymnasium zum grauen Kloster u. s. w. Dritte, vermehrte u. verbess. Auflage. Mit 21 color. Abbildungen. 1830. IV u. 273 S. gr. 8. (16 gGr.) (Siehe die Recension A. L. Z. 1813. Nr. 128.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1830.

JURISPRUDENZ.

SCHWERTW., in der Hofbuchdr.: *Die Rechte der Nachbarn nach Grundsätzen des deutschen Privatrechts*; ein Versuch von Dr. Eduard Prosch. 1826. 82 S. 8. (8 gGr.)

Sehr wahr bemerkt der Vf. in der kurzen, seinem Versuche vorausgeschickten Einleitung, daß, wenn historisches Forschen Grundbedingung einer richtigen Erkenntniß des heutigen Rechts sey, dieß vorzugsweise bey dem Studium des deutschen Privatrechts gelte. Doch können wir ihm gleich hier nicht beystimmen, wenn er den Grund seiner Behauptung darin setzt, daß man im deutschen Privatrechte auf viele, bey dem ersten Anblick ganz befremdende Einrichtungen stoße, deren Wesen erst dadurch gehörig begriffen werden könne, daß man die Bedeutung solcher Institute für das altgermanische Recht historisch erforsche. Denn gerade dieß ist der Grund, weshalb auch der Romanist und jeder Bearbeiter irgend einer andern Rechtsdisciplin den geschichtlichen Weg einzuschlagen hat, um auf diese Weise den innern Zusammenhang, welcher zwischen dem Ganzen und seinen einzelnen Theilen Statt findet, zu ergründen und so die Vernünftigkeit der verschiedenen Rechtssätze nachzuweisen. Daß der Germanist mehr, als namentlich der Romanist, in historische Untersuchungen sich einlassen muß, hat im Gegentheil in der eigenen Beschaffenheit der Quellen des gemeinen deutschen Privatrechts seine Veranlassung, indem es für diesen Zweig der Rechtswissenschaft an einem gemeingültigen Rechtsbuche fehlt, wie das Civilrecht es an der Legislation Justinians aufzuweisen hat. Doch enthalten wir uns hierüber mit Fleiß jeder weitern Bemerkung, bleiben vielmehr dabey stehen, daß wir es nicht anders als loben können, wenn Hr. P. auch die von ihm bearbeiteten Lehren von der historischen Seite zu beleuchten sucht, und erst hierauf zu dem noch gegenwärtig praktischen Rechte übergeht. Er zerlegt eben deshalb seine Abhandlung in zwey Abtheilungen, von denen die erste über die Rechte der alten Nachbarschaft, welche jetzt ganz verschwunden sind (S. 8—45), die zweyte aber über die Ueberbleibsel jenes alten Nachbarrechts (S. 46—82) handelt. Gegen die Form dieser beiden Ueberschriften dürfte sich freylich Manches einwenden lassen, indessen wollen wir

darüber mit dem Vf. nicht rechten, sondern uns lediglich an den Inhalt des Nigrum halten.

Wie viele Lehren des vaterländischen Privatrechts mit der altdeutschen Gesamtbürgerschaft aufs innigste zusammenhängen und in derselben ihren geschichtlichen Entstehungsgrund haben, so auch nach dem Verfasser das deutsche Nachbarrecht. Wir stimmen hierin mit ihm vollkommen überein, tadeln es aber unbedingt, daß Hr. P. deshalb sich mit einer weitläufigen Beschreibung jener germanischen Gesamtbürgerschaft befaßt. Nicht genug, daß er S. 17 bis 24 sich über diese Einrichtung, wie sie ehemals in Deutschland vorkam, umständlich verbreitet; auch von der Gesamtbürgerschaft, wie sie früher in England war, wird nicht minder ausführlich gesprochen (S. 7—16). Beides ist unzweckmäßig und in der That völlig überflüssig; es wäre eine kurze Charakteristik vollkommen hinreichend gewesen. Indessen würden wir den Fehlgriff des Vfs nicht weiter gerügt haben, hätte uns Hr. P. neue Entdeckungen mitgetheilt. Dieß hat er jedoch nicht nur nicht gethan, sondern das längst Bekannte zum Theil sogar nicht ganz richtig wiedergegeben. So z. B. heißt es S. 19: Die zu einem Gau gehörigen Freyen „versammelten sich zu bestimmten Zeiten, um streitige Rechtssachen zu entscheiden und sich einen Gau grafen zu wählen.“ Red. braucht wohl kaum zu bemerken, wie einseitig dieß ist; die Gauversammlungen waren ja der Mittelpunkt des gesamten Volkslebens, und wenn es gleich seine Richtigkeit hat, daß daselbst die richterliche Gewalt exercirt und die Wahl der Vorsteher vorgenommen wurde, so beschränkte sich die Thätigkeit der Versammlung hierauf doch keinesweges; vielmehr wurde in ihr jedes Geschäft, welches öffentliche Wichtigkeit hatte, abgemacht, namentlich auch bey den Stämmen, die ohne König waren, Krieg und Frieden beschlossen. Und beschränkte sich die Competenz etwa auf das, was wir jetzt streitige Gerichtsbarkeit nennen? Gehörten nicht vor die Gauversammlung auch Sachen der freywilligen Jurisdiction, z. B. Uebertragung der Gewehre an Grundstücken? — Unmittelbar darauf heißt es ganz richtig: die in der Gauversammlung Anwesenden hätten unter Leitung des Gau grafen das Urtheil gefunden, welches sodann von Letzterm vollstreckt sey. Wenn man aber gleich in den hierauf folgenden Worten liest: „bey den Franken hatte der Gau graf Civil- und Criminaljurisdiction“, so kann dieß wohl nichts

anders heißen sollen, als daß die frühern Verhältnisse sich geändert und die Gerichtsbarkeit ausschließlichs auf den Gaugrafen übergegangen sey, denn wie Hr. P. seine Ideen verbunden hat, muß in jenen Worten, wenn sie nicht überflüssig seyn sollen, nothwendig ein Gegensatz zu seinen frühern Bemerkungen liegen; alsdann aber ist obige Behauptung falsch, weil immer noch die Rachimbungen es waren, welche das Urtheil schöpften. — Doch Rec. würde die Grenzen, welche ihm diese Literaturzeitung vorsteckt, überschreiten, wenn er Alles zur Sprache bringen wollte, was er auf den ersten 24. Seiten des Aufsatzes an Unrichtigkeiten gefunden zu haben glaubt.

So wie es aber Rec. getadelt hat, daß bey Darstellung der alten Gesammbürgerschaft Hr. P. zu weitläufig gewesen ist, eben so muß er es tadeln, daß derselbe sich da, wo er von den Nachbarschaften in ihrem Zusammenhange mit jener Gesammbürgerschaft redet, umgekehrt zu kurz gefaßt hat. Gerade auf die Darlegung des historischen Zusammenhanges Beider mußte das Hauptaugenmerk des Vf. gerichtet seyn, und hier hätte der Faden der Geschichte angeknüpft und stetig fortgesponnen werden sollen. Statt dessen begnügt sich aber Hr. P. S. 24. 25 mit einigen, fast gar nicht näher begründeten Bemerkungen darüber, daß die mit der alten Gesammbürgerschaft zusammenhängenden Centenen und Decanien bey den sich im Laufe der Zeit bildenden Dörfern und Städten nicht verwischt seyen, sondern im Gegentheil sich erhalten und gerade zu dem Nachbarrechte Veranlassung gegeben haben, indem die schon früher örtlich näher Vereinigten in dieser Nachbarschaft auch späterhin geblieben seyen; ein Gesichtspunkt, welcher übrigens schon früher von Vielen, z. B. von *Mittermaier*, dessen der Vf. auch ausdrücklich gedenkt, aufgefaßt ist. Daß außerdem das Verhältniß der Eideshelfer auf die festere Bildung der Nachbarschaften bedeutend mitgewirkt habe, hat namentlich *Mittermaier* gleichfalls schon bemerkt, und ist freylich auch von Hr. P. umständlicher nachgewiesen worden. Wie man aber an so vielen Stellen seines Versuchs den strengen Zusammenhang und die logische Association der Ideen ungern vermisst, so insbesondere auch hier, und anstatt die Lehre von den Sacramentalen als bekannt vorauszusetzen, oder höchstens das Institut mit einigen Grundzügen zu zeichnen, verbreitet sich (S. 26 — 33) zum zweyten Male der Vf. über vieles zur Sache nicht Gehöriges (wobey gleich der Begriff des Eideshelfers einseitig und also falsch angegeben wird; denn, wenn nach S. 29 ganz richtig auch der *Kläger*, wiewohl dieß allerdings seltener geschah, mit Eideshelfern schwören konnten, so durfte S. 26 nicht gesagt werden, Eideshelfer seyen diejenigen gewesen, welche ein *Angeklagter* aufgefodert habe, zugleich mit ihm zu schwören, daß sie ihn für unschuldig [wohl besser, daß sie seine Behauptungen für wahrhaftig] hielten), und verliert darüber den Zusammenhang fast

ganz aus den Augen; ein Fehler, dessen er sich auch bey der Beschreibung der Nachbargerichte (S. 34 — 43) schuldig macht, wo er zugleich die kurze Geschichte der Geschworenengerichte einschaltet: — —

Da nach Verhältniß des doch nur beschränkten Umfanges der Abhandlung unsere Beurtheilung denen schon zu großen Umfang erhalten hat, so bemerken wir nur noch, daß, was die heut zu Tag noch vorhandenen Ueberbleibsel des alten Nachbarrechts betrifft, dahin nach des Vf. Ansicht hauptsächlich die Lehre vom Retract der Nachbarn (S. 46 — 57), vom Ueberhange der Früchte (S. 58 bis 76), von den wechselseitigen nachbarschaftlichen Servituten (S. 76 — 79) und von der Vormundenschaft (S. 80 — 82) gehören soll, — und fühlen uns außerdem noch zu der schließlichen Bemerkung gedrungen, daß die Aufmerksamkeit, welche Hr. P. so vielen verwandten germanischen Rechten, namentlich den in *specie* sogenannten nordischen Rechten, so wie den französischen und niederländischen Coutumes gewidmet hat, gerechte Anerkennung und Nachahmung verdient, indem durch Berücksichtigung dieser Rechtsquellen die Wissenschaft des deutschen Privatrechts nicht anders als nur bedeutend gewinnen kann. Der Vf. hat seinen Sammlerfleiß namentlich bey der Beantwortung der Frage, wie es mit dem Ueberfall der Früchte sich verhalte, musterhaft bewährt, und gerade hier eine Masse deutscher Quellen mit einer nicht minder großen Anzahl verwandter germanischer Rechte verglichen, woraus zugleich die tüchtige Belesenheit des Hn. P. hervorgeht. Nur darf er sich durch die Masse nicht überwältigen lassen, und muß, bevor er anderweitige literarische Versuche bekannt macht, das Material erst besser überarbeiten, als es bey dem vorliegenden Werkchen geschehen ist.

- 1) GÜTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Themis*. Zeitschrift für praktische Rechtswissenschaft, herausgeg. von Dr. Christian Friedr. Elvers, Prof. der Rechte zu Rostock. Erster Band. 1828. VIII u. 584 S. 8. (Drey Hefte machen einen Band aus, und kosten 2 Rthlr.)
- 2) GIESSEN, b. Ferber: *Zeitschrift für Civilrecht und Proceß*. Herausgeg. von Dr. J. T. B. Linde, Prof. d. R. und Großherzogl. Hess. Kirchen- u. Schulrath zu Gießen; Dr. Th. G. L. Marczzoll, Großherzogl. Hess. O. A. Rathe und Prof. d. R. ebendasselbst; Dr. J. N. v. Wening-Ingenheim, Königl. Baier. Hofrath u. Prof. d. R. zu München. 1828. IV u. 487 S. 8. (Gleichfalls in drey Heften. 2 Rthlr.)

Rec. faßt die Beurtheilung beider zugleich aufgetretenen neuen Zeitschriften zusammen, da beide eine gleiche Tendenz haben, und sich in dieser Hinsicht an das bereits bestehende, rühmlichst bekannte Archiv für die civilistische Praxis anschließen, wiewohl

wohl die erstere sich nicht allein auf das Civilrecht einschränkt. Ob es im Allgemeinen wünschenswerth sey, die Zahl der juristischen Zeitschriften mit jedem Jahre vergrößert zu sehen? — ist eine Frage, die verschieden beantwortet werden kann, in deren Hinsicht sich jedoch Rec. gänzlich an das Urtheil eines der geistreichsten unserer Rechtslehrer, *Hugo*, anschliesst, welcher dafür hält, daß ein wesentlicher Nachtheil für unsere Literatur nicht daraus entstehen könne, so lange nur dem Erscheinen größerer und die Wissenschaft wahrhaft fördernder Werke durch die nothwendiger Weise hieraus entstehende Versplitterung der Kräfte dadurch nicht geschadet werde, und dieses ist bis jetzt nicht geschehen; dagegen kann Rec. die Besorgniß nicht unterdrücken, daß durch die allzu große Concurrenz in diesem Fache der literarischen Thätigkeit leicht die Existenz der einen oder der andern dieser Zeitschriften gefährdet werden könne, besonders da fast für jeden Staat ähnliche, mehr das Provinzielle berücksichtigende Zeitschriften bestehen und entstehen, so daß der Absatz der erstern auch durch den Bestand der letztern, dem Geschäftsmanne näher liegenden und unentbehrlich scheinenden, auf vielfache Weise gefährdet werden muß und wirklich gefährdet wird. Um der guten Sache willen scheint es daher gewünscht werden zu müssen, daß der Kreis der für das Bedürfnis der Praxis angelegten Zeitschriften nicht weiter erweitert werde, als es durch diese beiden neuen Zeitschriften geschehen ist.

Der Plan der *Themis* ist, wie schon oben bemerkt ist, umfassender, wie der der zweyten; zwar sind die Mittheilungen der erstern Zeitschrift lediglich für die praktische Rechtswissenschaft bestimmt, dagegen sollen sie, mit alleinigem Ausschluss des Criminalrechts, alle übrigen Rechtstheile, mithin nicht allein heutiges römisches, canonisches und deutsches Recht, sondern auch das deutsche Particular- und Localrecht, dem gemeinen und den Landes-Process, das longobardische Lehnrecht, das See- und Handelsrecht, ja sogar auch das Deutsche Staatsrecht, insofern es Gegenstand richterlicher Verhandlungen wird, umfassen. Ausserdem sollen in ihr auch Aufzeichnungen von Rechtsgewohnheiten und Rechtsbildungen der Vergangenheit, insofern sie für die eigene gegenwärtige Rechtspflege in einigen Städten oder Gegenden, oder für einzelne, in ihren Ueberresten noch vorhandene Rechtsinstitute zur Erläuterung dienen, aufgenommen werden; desgleichen auch alle Mittheilungen über ältere oder neuere Landesgesetzgebungen, Regierungsausschreiben u. s. w., wodurch die Kenntniß des bestehenden Rechts erweitert und zweckmäßige Einrichtungen und Anordnungen eines Landes auch in andern verglichen oder nachgeahmt werden könnten, möge nun ihr Inhalt bloß referirend seyn, oder auch eine bescheidene und umsichtige Kritik enthalten. In ersterer Hinsicht sollen vorzugsweise solche Erörterungen, die durch einzelne interessante Rechtsfälle veranlaßt worden sind, zur öffentlichen Kunde gebracht werden; in letzterer ganz besonders auf eine

kritische Würdigung unsers ganzen jetzt bestehenden Rechtszustandes mit seinen früher oder später begründeten Hauptverhältnissen und Hauptinstituten, wie z. B. der dermaligen Lage der geltenden Rechtsquellen, des Processganges, der Einrichtung des Advocatenstandes, der Vorbereitung angehender Juristen u. s. w. Bedacht genommen werden. Endlich soll in dieser Zeitschrift die ältere praktische Literatur durch allgemeine und besondere, dieselbe betreffende Darstellungen wieder in Erinnerung gebracht und der Einfluß der ältern Praktiker auf die Begründung der heutigen Praxis nachgewiesen werden, und an diese Darstellungen sich kurze kritische Anzeigen neu erschienenen, für die Praxis wichtiger Schriften und Sammlungen anschließen. Dieser Plan der *Themis* ist nicht sowohl in der derselben beygegebenen Vorrede, als vielmehr in einem besondern, vom 9ten Nov. 1826 datirten Flugblatte enthalten; zu bemerken ist jedoch, daß die in demselben versprochenen kritischen Anzeigen neu erschienenen Werke, so wie die gleichfalls für die *Themis* zugesagten kürzern Mittheilungen über Rechtsstatistik, Gerichtsgebrauch einzelner Gerichte und Collegien, eigenthümliche Rechtsfälle und Erkenntnisse, neue Gesetze und Einrichtungen, für die Rechtspflege wichtige Ereignisse, Lebensumstände und Todesfälle ausgezeichneten Praktiker und dergleichen sonstige Miscellaneen und Intelligenznachrichten, sowohl in so fern sie Deutschland, als auch, in so weit sie die übrigen europäischen und außereuropäischen Staaten betreffen, gegenwärtig den Gegenstand einer andern wöchentlich erscheinenden Zeitschrift ausmachen, welche von dem Vf., im Verein mit dem Obergerichtsassessor *Bender* zu Cassel, in demselben Verlage, unter dem Titel einer *allgemeinen juristischen Zeitung* herausgegeben wird, welche sich genau an die *Themis* anschliesst, und von welcher der erste Jahrgang dem Rec. bereits vorliegt.

Dagegen ist die von den Herren *Linde*, *Marexoll* und *v. Wening-Ingenheim* unternommene Zeitschrift ihrem Inhalte nach nur auf Process- und Civilrecht im weitern Sinne angelegt, jedoch so, daß sie namentlich außer dem römischen auch das deutsche Privatrecht mit umfassen soll, in so fern dasselbe als gemeines deutsches Recht betrachtet werden kann. Ausgeschlossen von derselben sind demnach alle rein particularrechtliche Erörterungen, und der Plan der Zeitschrift ist schon in so fern enger gefaßt, als der des, derselben schon sehr ähnlichen Archivs für die civilistische Praxis, da auch alle Uebersichten und Kritiken der neuen particularen Gesetzgebungen, wodurch sich letzteres so sehr auszeichnet, von der erstern völlig ausgeschlossen worden sind.

Nachdem Rec. solchergestalt den Plan beider Zeitschriften dargelegt hat, wendet er sich zur Angabe des Inhalts derselben, beyläufig noch bemerkend, daß beide einen Vorzug mit einander theilen, der jetzt bey ähnlichen Schriften dieser Art gewöhnlich vermisst wird, und doch zur Erleichterung des Gebrauchs derselben, namentlich für Geschäftsmänner,

ner, von so wesentlichem Nutzen ist, — nämlich den Vorzug eines ausführlichen und genauen Sachregisters für jeden Band.

Nr. 1. enthält folgende Abhandlungen: I. *Bemerkungen über die neueste deutsche Gesetzgebung in Bezug auf religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen*, vom Hn. Geheimenr. Mittermaier in Heidelberg; unstreitig wohl das Durchdachteste und Umsichtigste, was über diesen Gegenstand geschrieben ist. Betrachtet man die Gesetzgebung deutscher Staaten, so laufen die Ansichten über den Gegenstand bunt genug durch einander. Während das Aarau'sche Civilgesetzbuch von 1826 die Bestimmung enthält, daß die Kinder immer in der Religion des Vaters erzogen werden müssen, erklärt die Großherzogl. Hessische Verordnung vom 27ten Febr. 1826, daß, wenn nichts in dem vor der Ehe geschlossenen Ehevertrage ausgemacht wird, die Religion des Vaters entscheide; eine Großherzogl. Badische Verordnung vom 17ten Jun. 1826 spricht aus, daß es den Verlobten völlig frey stehe, was sie in den Eheverträgen über die Erziehung der Kinder verabreden wollen; nur beym Mangel des Vertrags sollen alle Kinder in der Confession des Vaters erzogen werden. Gänzlich abweichend von dieser Ansicht ist die Vorschrift des Hannoverschen Gesetzes vom 31sten Jul. 1826, nach welchem nur der Ehemann als Haupt der ehelichen Gesellschaft das Recht haben soll, zu bestimmen, in welcher Religion die Kinder erzogen werden sollen. Jeder Vertrag, wodurch der Vater auf sein freyes Recht verzichtet, soll nach diesem Gesetze nichtig seyn; nach dem Tode des Vaters muß die religiöse Erziehung der Kinder so eingeleitet oder fortgesetzt werden, wie es dem vom Vater ernstlich und fortwährend gehegten Willen gemäß ist; und das Gesetz stellt dabey die Vermuthung auf, daß der Vater die Kinder in seiner eigenen Religion habe erziehen lassen wollen. Alle Kinder sind daher in der Religion des Vaters, oder in der, wozu er sich in neuester Zeit öffentlich bekannte, zu erziehen, und erlaubte Ausnahmen sind nur, a) wenn der Vater dem einzigen oder mehreren schulfähigen Kindern bis an seinen Tod den Hauptunterricht in der Religion bloß durch Geistliche anderer Confession, nicht bloß abwechselnd hat ertheilen lassen, oder b) wenn der Vater zu Protokoll bey seinem persönlichen Gerichtsstande erklärt, daß die Kinder in der Religion der Mutter erzogen werden sollen, und wenn er dieselbe Erklärung, welche jedoch nicht in der letzten Krankheit erfolgt seyn darf, nicht zurückgenommen hat. So verschieden also die Ansicht der Gesetze eines einzigen Jahrs sind, so fährt dennoch das Jahr 1827 wieder eine neue Ansicht auf, nämlich die, welche die königl. Sächs. Verordnung vom 19ten Febr. 1827 im §. 52 ausspricht, nach welchem der Gesetzgeber sein Bedenken erklärt, durch eine gesetzliche Bestimmung über das Religionsbekenntniß, in welchem Kinder aus gemischten Ehen getauft werden sollen, den Aeltern oder andern zur Sorge für die Erziehung der Kinder verpflichteten Personen einen Zwang aufzulegen; so

daß die Entscheidung hierüber unbedingt der Uebereinkunft und Anordnung der Aeltern überlassen bleibt. Diese Uebereinkunft soll nach dem Willen des Gesetzgebers auch nach dem Ableben der Aeltern befolgt, oder, wenn die Aeltern ohne Uebereinkunft und Anordnung zu treffen verstorben sind, so soll es denjenigen überlassen werden, der überhaupt für die Erziehung dieser Kinder zu sorgen hat. Wirft man einen Blick auf die Gesetzgebung deutscher Staaten über diesen Gegenstand in den frühern Jahren zurück, so trifft man die nämliche Verschiedenheit der Ansichten an. Die Auskunft, daß die Kinder, im Falle des Mangels einer Verabredung der Aeltern, nach dem Geschlechte getheilt, und Söhne in der Religion des Vaters, die Töchter in der Religion der Mutter erzogen werden sollen, wiewohl sie geradezu den Familienfrieden unter den Geschwistern stört, schien lange Zeit als die zweckmäßigste zu gelten, und ist auch im Preuss. Landrechte Th. II. Tit. 2. §. 76, in einem Weimarschen Gesetze vom 19ten April 1813, und in einem Baier. Religionsedict von 1818 sanctionirt worden: allein nur in Baiern dauert diese gesetzliche Bestimmung noch fort, während in Preussen durch die Verordnung vom 21. Nov. 1803, und seit dem 17. Oct. 1826 auch auf Rhein-Preussen und Westphalen ausgedehnt, jetzt die Vorschrift gilt, daß die Kinder bis ins 16te Jahr (die *anni discretionis*) in der Religion des Vaters erzogen werden müssen. In Weimar dagegen besteht durch die Verordnung vom 7. Oct. 1823 die Vorschrift, daß die Kinder auch von Aeltern verschiedener Confession immer in der nämlichen Religion erzogen werden müssen; und zwar soll die Religion desjenigen Ehegatten entscheiden, dessen Familie in aufsteigender Linie am längsten als katholisch oder protestantisch im Großherzogthum eingebürgert gewesen ist; wenn auf diesem Wege keine Entscheidung zu gewinnen ist, so soll, nach der erwähnten Verordnung, die Religion des Vaters entscheiden, ohne daß die Eingehung eines Vertrags über die Religion der Kinder den Aeltern gestattet ist. Nach einer genauen und sehr umsichtigen Prüfung aller dieser verschiedenen Ansichten erklärt sich der Vf. für die des Hannoverschen Gesetzes; nur scheint es ihm wünschenswerth, daß in jenem Gesetze wenigstens die Modification eintrete, daß es nach dem Tode des Vaters der Mutter frey stehen solle, die Kinder in ihrer Religion erziehen zu lassen, wenn nicht die Kinder bereits in der evangelischen Confession confirmirt oder zum Abendmahl gelassen seyen. Dabey entsteht aber die Bedenklichkeit, ob, wenn schon einige Kinder confirmirt sind, bey andern dagegen der Religionsunterricht noch nicht begonnen hat, in Bezug auf die letztern doch der Mutter das Recht gegeben werden soll, die Erziehung in ihrer Confession anzuordnen. Die Ungleichheit, welche dadurch begründet würde, so wie alle Nachtheile, die aus der Erziehung der Geschwister in verschiedenen Confessionen entspringen, scheinen wenigstens für diesen Fall jenes Recht der Mutter beschränken zu müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1830.

JURISPRUDENZ.

- 1) GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Themis* — — herausgeg. von Dr. Christian Friedr. Elvers u. s. w. Erster Band.
- 2) GIESSEN, b. Ferber: *Zeitschrift für Civilrecht und Process*. Herausgeg. von Dr. J. T. B. Linde, Dr. Th. G. L. Marezoll, Dr. J. N. v. Wening-Ingenheim u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

II. Zur Erörterung der Streitfrage: ob der katholische Pfarrer, wegen nicht erfolgenden Versprechens der katholischen Erziehung aller Kinder, die Einsegnung einer gemischten Ehe rechtmässig verweigern könne? Von Elvers. Es sind dieses Bemerkungen und Mittheilungen, die durch den Gegenstand des vorhergehenden Aufsatzes veranlaßt sind. So wenig die Staaten in Betreff der Grundsätze über die religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen einig sind, eben so wenig sind sie mit sich selbst oder unter einander darüber einverstanden, wie die oft vorkommende Weigerung katholischer Pfarrer, gemischte Ehen, ohne zuvor empfangene Versicherung der Erziehung aller Kinder in der katholischen Religion, einzusegnen, genommen werden soll. Während z. B. in einem Staate der katholische Pfarrer, der in Gemäßheit der Befehle seiner Kirchenobern einen Katholiken und eine Protestantin, wegen nicht gegebenen Versprechens der katholischen Erziehung aller Kinder, einzusegnen verweigerte, von der Provinzialregierung mit der Temporalien Sperre belegt ward, bis ein Pfarrer einer benachbarten Diocese sich zur Einsegnung auch ohne jene Bedingung willig finden liess, ist in Kurhessen beliebt worden, den katholischen Pfarrern zu gestatten, sich der Einsegnung solcher Ehen, in denen nicht alle Kinder in der katholischen Religion erzogen werden, in dem Falle zu enthalten, wo sie ohne Einmischung und Einwirkung ihrer geistlichen Behörde solches ihrem Gewissen gemäß finden, wonächst denn solche Ehen von einem protestantischen Pfarrer eingesegnet werden sollen. Die Absicht des Vfs ist es nun keineswegs, die eine oder die andere dieser Ansichten zu prüfen, sondern nur auf Einiges aufmerksam zu machen, was bey einer demnächstigen gründlichen Erörterung dieser wichtigen kirchenrechtlichen Frage nicht übersehen werden dürfte. So z. B. urgirt es der Vf., daß nach der letztgedachten Maafsregel

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

dem Katholiken der Anspruch, welchen er auf Ertheilung des kirchlichen Segens bey seiner Verheirathung hat, da er diesen nur von seiner Kirche und seinem Geistlichen erlangen kann, entzogen werde, und der Staat hiezu nicht die Hand bieten dürfe, und neigt sich zu der Ansicht hin, daß wenigstens ein vom Staate ausgehender indirecter Zwang erforderlich sey, um jenen Anspruch des Katholiken zu schützen. Da aber ferner die katholische Kirche die Ertheilung des Segens von der Würdigkeit des Empfängers abhängig macht, denjenigen aber für unwürdig und sündhaft erklärt, welcher mit dem Vorsatze, seine Kinder der Wohlthaten der katholischen Religion zu berauben, das Sacrament der Ehe empfangen will; so macht der Vf. ferner darauf aufmerksam, daß demjenigen Theile eine solche Unwürdigkeit nicht vorgeworfen werden könne, der über die religiöse Erziehung der Kinder nicht zu disponiren habe, also über dieselbe auch kein Versprechen abgeben könne, wie z. B. der Mutter. Endlich zeigt der Vf. durch eine Darstellung der Streitigkeiten, welche durch das berühmte Gutachten der Helmstädter theologischen Facultät, bey Gelegenheit des im J. 1707 erfolgten Uebertritts der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig zur katholischen Kirche, veranlaßt worden sind, daß die protestantische Kirche eben so strenge Ansichten vom Uebertritt habe, als die katholische, und daß mithin diejenigen katholischen Geistlichen sich im Irrthum befinden, welche behaupten, ein Uebertritt zur katholischen Kirche werde von den Protestanten nicht als ein Schritt angesehen, welcher das ewige Seelenheil aufs Spiel setze, wie solches die Ansicht der katholischen Kirche sey. **III. Eine unter einer Firma betriebene Handlung ist als das Rechtssubject hinsichtlich aller aus Handlungsgeschäften entstehenden Rechte und Verbindlichkeiten anzusehen.** Vom O. A. Gerichtsassessor *Hassenpflug* in Cassel. Der Vf. sucht diesen Satz aus der Natur des Instituts eines Handelshauses, mithin nach deutsch-rechtlichen Grundsätzen zu erweisen, und will hieby die Ansichten des römischen Rechts gänzlich ausgeschlossen wissen. Ein anderer Schriftsteller, *Tabor*, „Beitrag zur rechtlichen Erörterung der Verbindlichkeiten, welche aus dem Eintritt in eine bestehende Handlungsfirma entspringen, besonders hinsichtlich der schon vor dem Eintritt auf derselben gelastet habenden Schuldner. Frankf. a. M. 1826“ ist dagegen zu demselben Resultate gelangt, und dieses gerade

rade mittelst einer Deduction des Satzes aus dem römischen Rechte, indem er annimmt, daß eine Handelsgesellschaft nicht sowohl als Societas, sondern als eine Universitas betrachtet werden müsse, wie Dig. III. 4. beweise, und daß, wenn dieselbe damals von der Genehmigung des Staats abhängig gemacht worden sey, solches durch eigenthümliche, politische Ansicht veranlaßt sey, welches am Wesen des Verhältnisses nichts ändern könne. Etwas gezwungen möchte diese Ableitung der behaupteten rechtlichen Folgen jenes Verhältnisses aus dem römischen Rechte seyn; wenigstens hat sich Rec. nicht mit ihr befreunden können. Die Acten über diese Streitfrage können noch nicht als geschlossen angesehen werden, da ein Ungenannter, unten Nr. 18, sehr erhebliche Gegenbemerkungen gegen diese neu aufgestellte Ansicht gemacht hat. IV. *Ueber die theoretisch-praktische Begründung und Ausbildung der gemeinrechtlichen Lehre vom Nothwege.* Von *Elvers*. Zu denjenigen Lehren, in welchen sich noch jetzt der größte Unterschied zwischen Praxis und Theorie zeigt, gehört besonders die Lehre vom Nothwege. Während die Praxis, geleitet vom Gefühle der factischen und rechtlichen Nothwendigkeit, wenn auch nicht von einer sichern theoretischen Einsicht, stets dem von seinem Grundeigenthume Ausgeschlossenen einen Nothweg zugestand, erhob die Theorie dagegen schon frühzeitig Bedenklichkeiten, die in neuern Zeiten keinesweges überwunden sind, sondern vielmehr manchen angesehenen Theoretiker fortwährend zur Verwerfung der ganzen Lehre vom Nothwege vermocht haben. Je häufiger nun aber im wirklichen Leben Streitigkeiten über in Anspruch genommene Nothwege sind, und je nachtheiliger der fortdauernde Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis hier sich ausweisen muß, desto nothwendiger wird es, auf eine echt-wissenschaftliche und daher auf eine theoretisch-praktische Weise denselben auszugleichen. Einen Versuch hiezu liefert diese Abhandlung, welche von dem Rec., als Geschäftsmann, aus dem Gesichtspunkte der Praxis nur für gelungen erklärt werden kann, wenigstens ihn vollkommen befriedigt hat. Der Vf. zeigt in derselben, was schon aus den allgemeinen *rationes juris naturalis* im römischen Rechte für den Nothweg hervor geht, wie die einzelnen denselben berührenden Stellen zur nähern Begründung und Ausbildung der solchergestalt gefundenen Lehre führen können; wie diese theils von der Praxis, theils von der Theorie des neuern Europa anerkannt worden ist; wie endlich auch einzelne vorkommende Fälle benutzt werden können, um nach Vorgang der großen römischen Juristen solche Theorien weiter auszubilden und im steten Einklange mit dem Leben und der Praxis zu erhalten. Vorzüglich musterhaft ist die genaue Angabe der Ansichten der ältern und neuern Praktiker, deren Lehren auf die Ausbildung dieser Lehre einen so bedeutenden Einfluß gehabt haben. V. *Ist es nothwendig, daß zu dem im Concurs angesetzten Liquidationstermine die bekannten*

Gläubiger besonders vorgeladen werden? Von Obergerichtsrath *Hassenpflug*. Diese Frage ist bekanntlich sehr controvers, indem sie von vielen Rechtslehrern bejaht, von andern verneint wird. Die sie verneinende Partey stützt sich auf den allgemeinen Grundsatz des gemeinen Processes, nach welchem die öffentliche Ladung nur in *subsidium* Statt finden soll. Dagegen will die erstere Partey diesem Grundsatz auf den Concursprocess keinen Einfluß gestatten, weil die Erlassung einer *Edictation* zum Liquidationstermine dem Concurs eigenthümlich angehöre, in diesem aber der Richter von Amts wegen thätig seyn müsse, so daß an die öffentliche Ladung nicht als von einer Partey ausgewirkt angesehen werden könne, als woran allein jener oben gedachte Grundsatz des Processes bezogen und beschränkt werden müsse. Der Vf. bezeugt die Praxis des Oberappellationsgerichts zu Cassel dahin, daß dieselbe die bejahende Ansicht angenommen habe. VI. *Uebersicht der wichtigsten Entscheidungsgründe der von Ostern bis Michaelis 1825 in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten abgegebenen Erkenntnisse und Gutachten der Göttinger Juristenfacultät.* Von *Elvers*. Diese Rubrik, wie es scheint, nach dem Vorbilde der in Frankreich erschienenen *Notices decennales* von *Sirey* bearbeitet, ist dem Rec. in jeder Hinsicht als unbefriedigend vorgekommen, denn theils werden nur nackte, mit rechtlichen Gründen nicht versehene Entscheidungssätze (nicht Entscheidungsgründe) mitgetheilt, theils endlich ist die Mehrzahl derselben doch gar zu unbedeutend. VII. *Beyträge zur Kenntniß der Rechtsverfassung einzelner Länder und Gegenden Deutschlands, aus neu erschienenen Schriften entlehnt;* nämlich: 1) Die Provinzial- und statutarischen Rechte in der Preussischen Monarchie, ein Auszug aus v. *Kamptz* unter demselben Titel erschienenen Werke, jedoch nur aus dem ersten Bande desselben, der nur die Provinzen Brandenburg, Ost- und West-Preußen, Sachsen und Schlesien umfaßt; 2) Uebersicht der Rechtsverfassung der Herzogthümer Schleswig und Holstein, entlehnt aus dem ersten Bande von *Falck's* Handbuch des Schleswig-Holsteinschen Privatrechts. Altona 1825. VIII. *Miscellaneen aus dem Gebiete der praktischen Rechtswissenschaft,* nämlich 1) über die Pseudo-Clarensche Processsache, ein Schreiben des Hn. Prof. *Wächter*, aus *Hitzig's* Zeitschrift für die Criminalrechtspflege in den Preuss. Staaten, Jahrg. 1827, Julius- u. Augustheft, S. 450 fgg. wieder abgedruckt; 2) über den Beschluß der Generalversammlung der deutschen Buchhändler vom 13ten May 1827, unsittliche Verlagsartikel betreffend; 3) weitere Belege der katholischen Ansichten von der Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen; 4) Grundsatz der königl. Hannoverschen Regierung über authentische Interpretation: „für einzelne anhängige Rechtssachen eine authentische Interpretation der dabey in Frage kommenden Gesetze und Rechte niemals zu ertheilen, weil dadurch von Regierungen wegen in den

„*dem Lauf der Justiz eingegriffen werden würde*“; endlich Abdruck der Verordnung, die Einrichtung des Justizwesens in den herzogl. Braunschweigischen Landen betreffend, vom 26. März 1823. X. *Ueber die in der deutschen Bundesacte zugesicherte Bundesgesetzgebung hinsichtlich der Sicherstellung der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck.* Von Elvers. Der Vf. hat es sich zur Aufgabe gestellt, zwey Fragen zu erwägen, nämlich zuerst die staatsrechtliche: ob der deutsche Bund zu einem Bundesgesetz gegen den Nachdruck rechtlich verpflichtet, und der desfallsige Beschluss der Mehrheit der Bundesglieder für die Minderzahl verbindend sey? und sodann die zweyte, rein legislative: von welchen rechtlichen Grundsätzen und Gesichtspunkten diese Bundesgesetzgebung auszugehen und auf welche Einzelheiten sie vorzüglich zu sehen hätte? Die erste dieser Fragen ist von dem Vf. nach Anleitung des Art. 16 der Bundesacte und dem Geiste derselben bejahend beantwortet, die zweyte dagegen nur erst berührt worden, da die Abhandlung abgebrochen und der Schluss derselben auf ein späteres, bis jetzt noch nicht erschienenen, Heft hinausgesetzt ist. Plan des Vfs war es in dieser Hinsicht, zuvor die Geschichte des Nachdrucks und der gegen denselben bis jetzt gegebenen Verfügungen in und außer Deutschland in gedrängter Uebersicht zu geben, um den Stand der Dinge gehörig übersehen zu können; alsdann die innere Natur der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck juridisch zu bestimmen, um die eigentliche leitende *ratio juris* zu finden; endlich durch Hülfе des gesunkenen Rechtsprincips, so wie durch Beachtung der etwa eintretenden politischen und polizeylichen Rücksichten richtige und angemessene einzelne Bestimmungen vorzuschlagen und damit der vorhabenden Arbeit ihre eigentliche praktische Brauchbarkeit möglichst zu sichern. Jene Geschichte des Nachdrucks und der gegen denselben bis jetzt Statt gefundenen Verfügungen ist nun gegenwärtig erst, jedoch auf eine so zweckmäßige und instructive Weise geliefert, daß sie gewiß zu einer mannichfachen Belehrung gereichen wird; sodann aber auch die Begründung der Rechte der Schriftsteller und des Verlegers versucht worden. Der Vf. verwirft die Idee von Schrifteigenthum völlig, deducirt dagegen die Verpflichtung des Staats zum Schutze einer Rechte auf folgende Weise, indem er zwischen dem Rechte als solchem, oder dem Editionsrechte, und dem Eigenthum an dem einzelnen Exemplare unterscheidet. So lange die Verbreitung einer Schrift durch Abschriften, sagt er, bloß unter Privatpersonen, als solchen, Statt findet, ist dem Staate regelmäßig keine Veranlassung zum Einschreiten gegeben; da hier die von dem Schriftsteller gewünschte Beschränkung in der Verbreitung schon auf privatrechlichem Wege, durch ausdrückliche oder stillschweigende Uebereinkunft im Ganzen hinreichend bewerkstelligt werden kann. Sobald aber eine Schrift im sogenannten Publicum

verbreitet, d. h. Jeder zu ihrem Besitze zugelassen werden soll, so reichen hier die gewöhnlichen privatrechtlichen Mittel, jedem dritten Besitzer die beliebige Vervielfältigung und Verbreitung zu untersagen, nicht hin; und doch ist es gerade hier, wo in der Regel ein mehrfaches Interesse dieser Art entsteht. Um nun aber eine *ipso jure* vorhandene Beschränkung des so von jedem Mitgliede des Publicums, als solchem, erworbenen Eigenthums an einer Schrift nachzuweisen, ist es nothwendig, zunächst das Recht der Edition oder der Mittheilung an das Publicum näher zu erwägen. Es ist ein natürliches Recht der bürgerlichen Freyheit, daß Jedermann an sich eine Schrift als Schriftsteller ediren oder dem Publicum übergeben darf. Da aber alles, was das Publicum, als solches, betrifft, auch das Interesse des Staats mehr oder minder berührt; so versteht es sich von selbst, daß, je mehr der Staat in seiner eigenthümlichen Natur und Wirksamkeit ausgebildet wird, er auch über die dem Publicum übergebenen Schriften wachen wird. Mag nun zu dem Ende eine sogenannte Censur der noch zu edirenden Schriften angeordnet seyn, oder nicht, immer ist der Herausgeber einer Schrift und Jeder, der ihm dabey unmittelbar behülflich ist, dem Staate für das verantwortlich, was er zum Nachtheil des Publicums, des Staates, der Kirche, der Religion, der guten Sitten u. s. w. edirt hat. Da nun der Staat jedem Bürger das Recht der Uebergabe einer Schrift an das Publicum stillschweigend zugesteht, ihn jedoch aus dieser Handlung auch als dem Staate verpflichtet ansieht; so folgt daraus auch nothwendig, daß der Staat jedem Herausgeber einer Schrift das Recht der ausschließlichen Disposition über diese Herausgabe selbst und alle auf sie sich beziehenden Handlungen einräumen und zusichern muß; weil ohne ein solches ausschließliches Editionsrecht der Herausgeber auch nicht für die Herausgabe verantwortlich gemacht werden kann. Sichert dieses Recht aber zugleich dem Herausgeber besondere pecuniäre Vortheile und schützt es ihn gegen Verunstaltung seiner Schrift und Verunglimpfungen seines Namens, so sind dieses nur secundäre Vortheile, welche dieses Recht mit sich führt, und aus denen auch dessen Nützlichkeit und Billigkeit erhellt, wenn gleich die Nothwendigkeit desselben aus solchen nicht erschlossen werden kann. — XI. *Einige Bemerkungen über die rechtlichen Verhältnisse des Handlungsdieners in Bezug auf die daraus erwachsenden Verpflichtungen für den Chef der Handlung.* Vom O. A. R. Spangenberg in Celle. Man unterscheidet gewöhnlich in dieser Hinsicht, ob ein Handlungsdieners im offenen Laden fungire, oder nicht. Im erstern Falle versteht man dessen Bevollmächtigung zum *Abschlusse* von solchen Geschäften, die sich auf den Vertrieb im Laden beziehen, also zum Verkauf der in demselben vorhandenen Waaren, Einkassirung der Zahlung für dieselben, Ertheilung von Quittungen über die geleistete Zahlung, von selbst. Im letztern dagegen, also außer dem

Laden, soll der Handlungsdiener in der Regel nicht befugt seyn, ohne Bevollmächtigung seines Herrn Geschäfte abzuschließen, und nur ausnahmsweise wird behauptet, daß derselbe zur Einkassirung von Geldern und zur Quittirung über die geleistete Zahlung schon dadurch für hinreichend bevollmächtigt anzusehen sey, wenn er Waaren, Rechnungen, Wechsel u. dgl. dem Empfänger überbringe. Daß durch diese Regeln nicht alle Fälle erschöpfend beantwortet werden, die sich bey der Geschäftsthätigkeit eines Handlungsdieners ereignen können, ist wohl klar. Oft z. B. nimmt der Handlungsdiener in Abwesenheit des Chefs der Handlung Waaren in Empfang, sey es in, sey es außer dem Laden. Gesetzt nun den Fall, diese Waaren gehen verloren, so fragt es sich, ob der Absender für den Verlust derselben in dem Falle eintreten müsse, wenn er die Waaren an einen Handlungsdiener abgeliefert hat, welcher zu deren Empfangnahme von dem Handlungsherrn nicht ausdrücklich, sey es durch allgemeine oder specielle Procura, bevollmächtigt gewesen ist? Hält man den allgemeinen Grundsatz fest, daß der Handlungsdiener selbst in dem Laden nur zum Vertrieb der sich in demselben befindenden Waaren als bevollmächtigt zu betrachten sey, daß er jedoch zu jedem andern *Abschluß* von Geschäften, wodurch der Handlungsherr verpflichtet werden soll, einer allgemeinen oder besondern Bevollmächtigung bedarf, so scheint es schon in der Natur der Sache zu liegen, daß der Handlungsdiener selbst außer dem Laden auch ohne Procura zu allen Handlungen als genugsam legitimirt angesehen werden muß, welche nicht in einem wirklichen Abschlusse von Geschäften für den Handlungsherrn, sondern nur in mechanischen Dienstleistungen bestehen, die sich auf *bereits abgeschlossene* Geschäfte beziehen, namentlich also auch zur Empfangnahme bestellter und zugesandter Waaren, zum Transport derselben in die Magazine, Packräume u. s. w., weil aus solchen mechanischen Dienstleistungen keine Verpflichtung für seinen Principal erwachsen, da derselbe immer befugt bleibt, die zugesandte Waare, wenn sie, dem vorher abgeschlossenen Geschäfte gemäß, nicht die bedungene Güte hat, zu verweigern und sie auf Gefahr und Kosten des Absenders lagern zu lassen. Gezeigt wird nun, daß die Handelsusance diesen Grundsätzen treu bleibt, wenn sie zur gültigen Annahme der Waare eine Procura des Handlungsherrn nicht als nothwendig voraussetzt, mithin den Absender von Schadloshaltung entbindet, wenn er die Waare an den Handlungsdiener, ohne Vollmacht des Handlungsherrn zu verlangen, abgeliefert, dieser sie aber verbracht hat. XII. *Findet zum Beweise von Ehescheidungssachen die Eidesdelation Statt?* Vom Obergerichtsrath *Hassenpflug* in Cassel. Gegen die jetzt gewöhnliche Meinung wird diese Frage

aus dem Grunde verneint, weil das Beweismittel durch Eidesdelation in mehrfacher Hinsicht auf die Bewirkung eines ausdrücklichen oder zu fingirenden Geständnisses hinausläuft, der nachtheilige Einfluß eines Eingeständnisses sich nur auf ein der Privatwillkür überlassenes Rechtsverhältniß aufsern könne, eine bestehende eheliche Verbindung aber ein der Privatwillkür entzogenes Rechtsverhältniß sey, da nur aus bestimmten Gründen auf gerichtlichen Wege eine Trennung der Ehe möglich sey. Darben werden die für die Zulässigkeit der Eidesdelation von den Gegnern angeführten Gründe als nichtig dargestellt, so wie die Praxis des Oberappellationsgerichts in Cassel, welches die von dem VI. vertheidigte Ansicht befolgt, nachgewiesen. XIII. *Ueber die Gültigkeit des Sachsenspiegels und der Kur-sächsischen Constitutionen in den Lunden Sächsischen Rechts.* Vom Appellationsrath *Kori* in Dresden. Eine auf mühsamen Forschungen erwachsene Zusammenstellung, die jedoch keinen Auszug erlaubt. XIV. *Mittheilungen aus der juristischen Praxis, von Elvers*; nämlich a) über die Frage: ob, wenn eine Bauersfrau ihre ganze Abfindung aus der älterlichen Stelle als Brautschatz ihrem Manne mitgebracht und gegen Annahme eines Altentheils fortdauernd in der Stelle gelassen hat, die Stellbesitzer verpflichtet seyen, die von ihr während der Ehe contrahirten Schulden nach den Grundsätzen der *successio in universitatem* zu bezahlen? Verneinend beantwortet von der Göttinger Juristenfacultät; b) wie sind culpose Ehrenkränkungen zu beurtheilen? eine sehr gründliche und für die Lehre für Injurien höchst wichtige Abhandlung; c) ein Beyspiel, wie die Vollstreckung eines rechtskräftigen Urtheils leider durch processualische Weiterungen der Sachführer verzögert werden kann. XV. *Anhang*; nämlich: a) die päpstliche Schlußbulle über die Organisation der Ober-Rheinischen Bisthümer, nebst Publication derselben von Seiten des Executors vom 15ten Oct. 1827; b) das Concordat zwischen dem römischen Stuhle und dem Königreiche der Niederlande. XVI. *Ueber öffentliche Vergleichseinrichtungen im Allgemeinen, nebst einer kurzen Darstellung der Dänischen, Norwegischen und Schleswig-Holsteinischen*, vom Prof. *Paulsen* in Kiel. Eine Rechtfertigung der Vergleichseinrichtungen durch öffentliche Staatsanstalten gegen v. *Gönnér*, *Mittermaier* und *Puchta*, und Vorschläge der Organisation der letztern, um diesen Zweck zu erreichen. Rec. gesteht offen, daß er durch diese an und für sich sehr schätzbare Abhandlung dennoch nicht überzeugt worden ist, daß dergleichen Vergleichsinstitute mit der Anforderung der Parteyen an materielle Rechtsgewährung zu vereinigen sind; giebt aber gern zu, daß sie aus besondern Gründen für die bezeichneten Landschaften von Nutzen seyn mögen.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1830.

JURISPRUDENZ.

1) GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Thesis* — herausgegeben von Dr. Christian Friedr. Elvers u. s. w.

2) GIESSEN, b. Ferber: *Zeitschrift für Civilrecht und Proceßs*. Herausgeg. von Dr. J. T. B. Linde, Dr. Th. G. L. Marezoll, Dr. J. N. v. We-ning-Ingenheim u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

XVII. Ueber die Theilbarkeit der Servituten, vom A. Rath Kori. Eine weitere Ausführung der bereits in der 1805 erschienenen Abhandlung des Vf: *An servitutes partitionem, causam non perpetuam, atque voluptatem admittant?* niedergelegten Ansicht, daß die Theilung der Servituten überhaupt zulässig, oft unvermeidlich und nur eine gewisse Art der Theilung bey einigen Dienstbarkeiten wegen deren eigenthümlichen Beschaffenheit ausgeschlossen sey. XVIII. Ueber die Rechtsverhältnisse der unter einer Firma betriebenen Handlung. Sehr sorgfältige und gelehrte Gegenbemerkungen gegen die in Nr. 3 aufgestellte Ansicht. XIX. Uebersicht bemerkenswerther Entscheidungsgründe der in den neuesten Zeiten in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten abgegebenen Erkenntnisse und Gutachten der Göttinger Juristen-facultät. Von Elvers. Rec. muß leider in Betreff dieser Abhandlung sein oben bey Nr. 6. ausgesprochenes Urtheil wiederholen. XX. Kann man von demjenigen, welcher wegen einer Steuerdefraude behüncirt ist, verlangen, daß er zum Beweise der Defraude seine Handelsbücher vorlege? Vom Assessor Oesterley in Göttingen. Bejahend beantwortet, theils wegen des im römischen Rechte vorkommenden und noch zur Anwendung zu bringenden, fem Fiscus und somit auch einem Steuerofficianten für die Steueradministration zustehenden Privilegii, theils wegen der Eigenthümlichkeit der denunciatorischen Proceßart.

Der Inhalt von No. 2. ist folgender: I. Ueber die Insinuation der Schenkungen nach dem neuesten römischen Rechte. Von Marezoll. Eine theils rechtsgeschichtliche, theils dogmatische Untersuchung, welche aber für die Praxis mehrere beachtungswerthe Resultate enthält: so z. B. über die angebliche Competenz der Behörde, wo die Schenkung insinuirt werden müsse. Nach den rechtsgeschichtlichen Daten leidet es keinen Zweifel, daß bey den vom Kaiser Leo zur Aufnahme der Schenkungsprotokolle autorisirten Behörden keine Competenz in Rücksicht des Gegenstandes der Donation erforderlich war, und eben so klar ist es, daß es dabey nicht auf Competenz in Rücksicht der schenkenden Parteyen ankam, so daß, nach römischem Rechte nur eine Competenz in Rücksicht des Insinuationsacts vorausgesetzt wurde, indem nur gewisse Behörden das Recht haben sollten, daß bey ihnen die Insinuation geschehen sollte. Da nun aber alle jene bestimmten Behörden, welche zum Theil, wie z. B. der *Magister census* in Constantinopel, gar keine wirklichen Justizbehörden waren, bey uns gar nicht mehr existiren, wie auch keine bestimmten andern dafür substituiren können, indem sonstige Competenz schon nach neuerm römischem Rechte dabey gar nicht in Betrachtung kam; so folgt daraus, daß heut zu Tage bey allen ordentlichen richterlichen Behörden die Insinuation der Schenkungen geschehen kann, daß es also überhaupt in keiner Beziehung dabey mehr auf Competenz ankommt. Der Vf. zeigt ferner, daß der Zweck der Insinuation, sowohl den klaren Worten der Gesetze selbst, als der Natur des Verhältnisses nach, lediglich nur der war, um dadurch für einen künftigen öffentlichen Beweis zu sorgen, und dadurch im Voraus die Veranlassung zu vielen unangenehmen Processen und Streitigkeiten über die Existenz, den Gegenstand und den Umfang der Schenkung abzuschneiden; und daß es durchaus irrig ist, derselben noch den angeblichen Zweck unterzulegen, daß durch Insinuation der Schenkungen Betrügereyen oder sonstige Verkürzungen dritter Personen hätten verhütet werden sollen; ein Umstand, der nothwendig auf manche praktische Rechtsfragen einwirken muß. Praktisch wichtig ist endlich vorzüglich von einigen angeblichen Ausnahmefällen, wo es der Insinuation nicht bedürfen soll. Auf eine überzeugende Weise wird nachgewiesen, daß auch bey remuneratorischen Schenkungen, bey Schenkungen an milde Stiftungen, und wenn die Schenkung nur im Nachlasse einer dem Schenker gegen den Beschenkten zustehenden Schuldforderung besteht, bey dieser letztern, wenigstens in der Regel, allerdings erforderlich sey. II. Beiträge zur Lehre vom Pfandrechte. Vom O. A. Rath Zimmermann zu Jena. Namentlich einzelne civilistische Bemerkungen über das sogenannte

L (5) ben-

beneficium excussionis reale — über das Pfandrecht an einer sogenannten *universitas facti* — über die dreymalige Mahnung vor Verkauf des Pfandes — über das *jus offerendi* des bessern Pfandgläubigers gegen den schlechtern — eine Erklärung des L. 1. C. de precario et Salviano interdicto. — III. *Beytrag zu der Lehre über das Armenrecht im Processe.* Von Linde. Gans hat in seiner Zeitschrift für die Civil- und Criminalrechtspflege im Königr. Hannover, Bd. I. S. 26 fg. darauf aufmerksam gemacht, daß die praktische Gleichheit der Parteyen hinsichtlich ihrer Vertheidigungsrechte davon abhänge, daß es der einen Partey nicht kostspieliger gemacht werde, ihre Vertheidigungsrechte auszuüben, als der andern, und behauptet, daß eine drückende Ungleichheit sich häufig darin zeige, wenn eine Partey zum Armenrechte gelassen und ihrem Gegner nicht gleichfalls unentgeltliche Justiz administriert werde, und daß Anastasius in c. 6. C. VII. 51. de fruct. et litium expensis als Grundsatz es ausgesprochen habe: wenn einer Partey die Vortheile des Armenrechts bewilligt worden seyen, so solle auch die Gegenpartey dieselbe Begünstigung genießen. Der VI. zeigt dagegen mit überwiegenden Gründen, daß weder die Parteyengleichheit es nothwendig erfordere, daß, im Falle ein Theil das Armenrecht genieße, auch der andere Theil unentgeltliche Rechtsverwaltung erhalte; noch, daß dieses im römischen oder gar im deutschen Proceßrechte gesetzlich vorgeschrieben sey. Namentlich nach römischem Rechte, hier der Hauptquelle der Entscheidung, verliet nicht Armuth, sondern Begünstigung gewissen privilegierten Personen die Sportelfreyheit, und gerade, damit der Privilegirte diese nicht zu seinem Vortheile benutzen möge, andere Personen durch ungerecht angefangene Prozesse zu chicaniren, verfügte Anastasius eine Gleichstellung derselben; jedoch war diese Gleichstellung der Nichtprivilegirten mit den Privilegirten nicht so allgemein, daß sie immer eingetreten wäre, sondern sie hing davon ab, daß der Privilegirte die Rolle des *Angräfers* beym *Beginnen* des Rechtsstreits übernahm, wie sich aus der ganzen Fassung der c. 6. solches ergibt; und diese Gleichstellung hatte auch einen vernünftigen Grund darin, weil man durch das *Beginnen* eines Rechtsstreits ja nur in der Eigenschaft als *Kläger* chicaniren kann. IV. *Ueber die sogenannte legitimatio per testamentum.* Von Marezoll. Durch eine sorgfältige Interpretation der Novell. 74. c. 2. §. 1. und Nov. 89. c. 10; als den beiden Novellen, worauf die ganze Lehre beruht, wird gezeigt, daß es zur Möglichkeit einer solchen Legitimation zuerst vorausgesetzt werde, daß erweislich der Vater schon früher die Absicht gehabt habe, sich selbst mit einer Bittschrift an den Kaiser zu wenden, um das seine Kinder legitimirende Gnadenrescript zu erwirken, daß er aber durch irgend ein zufälliges Ereigniß zeither an der Ausführung seines Plans verhindert worden, und nun zuletzt über einem solchen Hindernisse hinweggestorben sey. Zweytens, daß der

Vater eine solche Willensordnung und zwar eine *schriftliche* errichtet habe. Drittens, was den Inhalt dieses letzten Willens anbelangt, daß es nicht genüge, wenn der Vater in demselben überhaupt seine *liberi naturales* zum Erben einsetzt, sondern er muß vielmehr darin erklären, daß diese *liberi naturales* ihm in der Eigenschaft als *eheliche* Kinder und demgemäß als *gesetzliche Erben*, als *Intestaterben* zu consideren sollen. Es wird also von dem Vater in dieser Beziehung die erst nachzuholende Legitimation schon erfolgt betrachtet, und daher erscheint das Testament wie eine Art Erbvertheilung unter den Kindern als Intestaterben. Hieraus folgt, daß in einer solchen Verfügung des Vaters, wenn sie gleich in Form eines Testaments eingekleidet ist, kein dritter *extraneus* zum Erben eingesetzt werden kann, und daß und warum der Vater nicht verpflichtet ist, wenn er Ascendenten hat, diesen die Legitima zu hinterlassen; denn er wird *ab intestato* beerbt. Viertens endlich, daß auch von Seiten der *liberi naturales* manches geschehe, damit die Legitimation und die damit in Verbindung gesetzte Intestaterbeerbung Wirkung äußern; nämlich, daß dieselben, wenn sie die Absicht des Vaters verwirklichen wollen, theils, nach dessen Tode, mit einer Bittschrift sich an den Kaiser wenden müssen, worin sie, namentlich durch Beylegung des Testaments, zu documentiren haben, daß die gesetzlichen Voraussetzungen vorhanden sind, theils, daß sie auch den väterlichen Nachlaß in der Eigenschaft als *legitimi heredes* in der Art und mit denjenigen Theilungsbestimmungen, die etwa der Vater verfügt hatte, annehmen. Uebrigens beantwortet der VI. die Controverse: ob diese sogenannte *legitimatio per testamentum* rückwirkende Kraft habe? so wie: ob sie auch in einem privilegierten *testamento parentum inter liberos* geschehen könne? verneinend. V. *Vom Beweise verneinender Sätze.* Von Linde. Umstreitig die werthvollste und umfassendste Abhandlung, die über diesen Gegenstand je dargeboten ist, da er in allen seinen Richtungen genau verfolgt ist; aber natürlich keines Auszugs fähig, so wie überhaupt Rec. bey den engen Grenzen dieser Blätter eine genaue Prüfung und Beurtheilung den diesen Rechtstheile eigends gewidmeten Zeitschriften überlassen muß. VI. *Von den rechtlichen Wirkungen der Deposition einer Geldschuld, in Bezug auf einen, nachmals über das Vermögen des Schuldners ausgebrochenen Concurs.* Vom O. A. Rath Spangenberg in Celle. Da durch die bloße Deposition einer Geldsumme dieselbe nicht sofort in das Eigenthum des Gläubigers übergeht, indem das Gesetz dem Schuldner die Erlaubniß ertheilt, die deponirte Summe, so lange sie der Gläubiger nicht wirklich in Empfang genommen hat, zurückzunehmen, und sein früheres Schuldverhältniß in allen seinen Theilen wiederherzustellen, so wird dieser letztgedachte Grundsatz, falls nach der geschehenen Deposition über das Vermögen des Schuldners Concurs ausgebrochen ist, von den Concurseuratoren dahin benutzt, um sich der

der Forderung des Gläubigers, der die Auszahlung der Summe aus dem gerichtlichen Gewahrsam verlangt, zu widersetzen, indem sie behaupten, daß dieselbe vielmehr als Eigenthum des Cridars zur Concursmasse einzuziehen, und der Gläubiger nur befragt sey, sich wegen seiner Forderung im Concourse zu melden, dort sich einzulassen und seine Befriedigung nach Maafsgabe der Rangbestimmung seiner Forderung und der Zureichung der Masse zu erwarten; — wobey denn gewöhnlich dem Gläubiger das eere Nachsehen verbleibt. Der Vf. sucht dagegen zu zeigen, daß, wenn der Schuldner, weil er in Concourse gerieth, rechtlich außer Stande war, das frühere Schuldverhältniß wieder herzustellen, der Gläubiger als eventueller Eigenthümer nun auch als wirklicher anzusehen sey; und also, wenn für den Schuldner die Wiederherstellung des früheren Schuldverhältnisses unmöglich geworden, die Tilgung der Schuld durch die Deposition also als unwiderruflich anzusehen sey, auch der Concurscurator sich nicht mehr der Befugniß bedienen könne, die Wiederherstellung des früheren Schuldverhältnisses zu verlangen, und auf Rückgabe der deponirten Gelder aus dem gerichtlichen Verwahrsam, um sie zur Concursmasse ziehen zu können, anzutragen, VII. *Ueber die angebliche Legitima der Geschwister, und in wie fern eine solche wirklich im römischen Rechte existirt?* Von Marezoll. So ziemlich allgemein wurde bisher angenommen, daß zu denjenigen Personen, welchen nach römischem Rechte eine Legitima gebühre, auch gewisse Geschwister, nämlich die vollbürtigen und halbbürtigen vom Vater her gehören, falls ihnen eine *turpis persona* vorgezogen werden sollte. Schon in einem frühern Werke „Ueber die bürgerliche Ehre“ hatte der Vf. beyläufig darauf hingewiesen, daß wohl nie den Geschwistern eine eigentliche Legitima, in dem gewöhnlich angenommenen Sinne des Worts, gebührt habe, sondern daß ihnen nur unter gewissen Umständen die *querela inofficiosi testamenti*, und in Folge derselben das Recht zugestanden habe, das, was gewissen andern, als anstößig bezeichneten Personen im Testamente angedacht gewesen, diesen wegzunehmen und sich selbst zuzueignen. Die vorliegende Abhandlung enthält eine genauere Begründung dieser Ansicht, die gewiß eine sorgfältige Beachtung verdient. III. *Beitrag zur Lehre über die Edition der Quittungen.* Von Linde. Ueber die Frage: ob die Parteien sich gegenseitig Quittungen, die in Bezug auf ein klagbar gemachte Rechtsverhältniß ausgestellt worden sind, und wodurch streitige Umstände bezeugt werden sollen, zu ediren verpflichtet seyen, und insbesondere, ob der Beklagte dazu unbedingt gehalten werden könne? sind die Ansichten der Praxis verschieden. Der Vf. erklärt sich aus triftigen Gründen für die Editionsspflicht. Enthalten nämlich Quittungen außer dem Bekenntniß der Zahlung auch noch etwas zu Gunsten des Ausstellers, worin dieses auch immer liegen mag, so sind sie unbedenklich für gemeinschaftliche Urkunden zu

achten, und daher der Beklagte zu deren Aufrechterhaltung verpflichtet. Aber auch zur Edition solcher Quittungen, welche bloß das Bekenntniß der Zahlung enthalten, ist der Beklagte zu deren Edition verbunden, weil, wenn gleich reine Quittungen in der Regel bloß den Zweck haben, in den Händen des Schuldners als Beweismittel für die scheinbare Erfüllung seiner Verbindlichkeit zu dienen, dennoch die Thatsache allein, daß, wie und zu welcher Zeit die Abtragung einer Schuld geschehen, für den Gläubiger eben so wichtig seyn kann, für den Schuldner; z. B. wenn der *debitor*, welcher eine Nichtschuld gezahlt hat, die *condictio indebiti* anstellt, und der *creditor* sich dagegen mit der *exceptio praescriptionis* schützen will, deren Grund aber nur mit der ausgestellten Quittung bewiesen werden kann. IX. *Bemerkungen zu der Lehre von der Edition.* Vom Geh. Reg. Rath v. Löhr zu Gießen. Einzelne civilistische Bemerkungen. X. *Ueber den Beweis der Darlehnung und Bezahlung einer Geldschuld.* Von Linde. Justinian verordnete im Jahre 529 (c. 18. C. IV. 20. *de testib.*): wenn Jemand in einer schriftlichen Urkunde ein Schuldbekenntniß abgibt, und nachher behauptet, einen Theil oder den ganzen Betrag der Schuld ohne Quittung bezahlt haben, so solle er damit nicht leicht gehört werden, wenn er nicht fünf taugliche und ganz unbescholtene Zeugen vorführen könne, welche eidlich aussagen, daß die Zahlung in ihrer Gegenwart geschehen sei. Deshalb sollte Jeder sich wohl versehen, eine Geldschuld weder theilweise, noch gänzlich abzutragen, ohne schriftliches Bekenntniß der Rückzahlung oder den bemerkten Zeugenbeweis für sich zu bewirken. Nur dann, wenn der Besitzer einer Quittung durch einen Zufall, oder durch Schiffbruch, durch Feuersbrunst oder dergleichen Unglücksfälle verloren habe, solle es ihm, um den hieraus entstandenen Schaden abzuwenden, erlaubt seyn, wenn er die Ursache des Untergangs bewiesen habe, auch die Zahlung des *debiti* durch Zeugen darzuthun. Im Jahre 539 (Novell. 90. c. 2.), bestätigte Justinian nochmals diese Verordnung, und fügte hinzu: daß die zum Beweise der vermittelst schriftlichen Schuldbekenntnisses contrahirten Geldschuld vor geschlagenen Zeugen nur dann vom Richter zuzulassen seyen, wenn sie ausdrücklich zu der Zahlung zugezogen wären, damit sie von der wirklich zunehmenden Zahlung oder von dem Bekenntniß desjenigen, der die Rückzahlung empfangen habe, und dessen Zustimmung, hievon Zeugniß ablegen sollten. Solche leere Zeugnisse, welche jemand fällig ablege, sollten nicht beweisen; auch sollte nicht, wo jemand, der aus einem andern Grunde gegenwärtig gewesen, bezeuge, gehört zu haben, daß ein Anderer gesagt, er habe eine Schuld bezahlt, erhalten, oder er sey jemandem etwas schuldet. Die Praktiker haben diese gesetzlichen Bestimmungen meistens nicht zur Anwendung gebracht, was sie von der Ansicht ausgehen: die Constitution reue nur von dem Falle, wenn die Contrahenten die G

tigkeit des Contracts von der schriftlichen Abfassung abhängig gemacht hätten, nicht aber, wenn eine schriftliche Schuldurkunde bloß zu dem Zwecke verfaßt worden sey, um dadurch den Beweis des *debiti* zu liefern. Dagegen behauptet der Vf. die volle Anwendbarkeit jener gesetzlichen Bestimmungen, weil die von der Praxis behauptete Voraussetzung irrig sey; und empfiehlt sie auf jenen Fall für eine neue Legislation, weil sie dazu geeignet seyen, weitläufigen Processen vorzubeugen, und besonders das Beweisverfahren theils zu vereinfachen, theils die juristische Gewißheit in dem concreten Falle zu erhöhen. Gelegentlich verbreitet sich der Vf. auch über die von der Praxis bejahte Frage: ob derjenige, der eine Schuld entrichtet, außer der Zurückgabe seiner Handschrift, vom Gläubiger einen Tilgungsschein zu verlangen berechtigt sey? und begründet diese bejahende Ansicht durch wichtige Argumente. XI. *Ist von Justinian durch die Novelle XVIII bloß die Legitima der Descendenten oder auch zugleich die der Ascendenten und Geschwister erhöht worden?* Von Marezoll. Eine sehr gründliche Untersuchung der bekannten Controverse, die das Resultat giebt, daß Justinian neben den Descendenten zugleich den Ascendenten, nicht aber den Geschwistern ihren Pflichttheilsanspruch habe erhöhen wollen. XII. *Beiträge zur Lehre von dem Zeugenbeweise.* Von Linde. Dieses Mal nur eine nähere Auseinandersetzung und Erörterung der Frage: ob ein Mandatar in denjenigen Geschäften, welche er selbst besorgt hat, ein fähiger Zeuge sey?

(Der Beschluss folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Köhler: *Festpredigten und Amtsreden, von M. Karl Ernst Gottlieb Rüdel*, Diakonus an der Nikolaikirche in Leipzig. 1880. VI u. 812 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Der Vf. dieser amtlichen Vorträge ist als einer der besten Schüler des verewigten Reinhard mit Ehren in der homiletischen Literatur bekannt und als Seelsorger in seinem Wirkungskreise allgemein geliebt und geachtet. Daß er den ihm daraus erwachsenen doppelten Ruhm wohl verdiene, zeigen die hier uns zur Erbauung dargebotenen geistigen Gaben, wenn auch der strengen Maafsstab führende homiletische Kunstrichter hie und da im Einzelnen kleine Flecken und Anstöße finden sollte. Für die Leser der A. L. Z. genügt es, nur im Allgemeinen auf den Geist, der hier waltet, hinzuweisen, und denselben als wünschenswerth für dies ganze an verschiedenartigen Produkten so reiche Feld der Literatur zu empfeh-

len. Es ist zuvörderst der Geist des Lichtes, der diese Predigten und Reden beseelt, denn der Vf. ist von dem, was er in der 8ten Predigt am Erscheinungsfeste als beherzigungswerthe Wahrheit verkündigt: „*daß man nämlich nicht im Dunkel, sondern im Lichte Jesu näher komme*“, zu lebend überzeugt, um nicht überall eine klare und anschauliche Darstellung der aus der Schrift geschöpften religiösen Ideen zu lieben und zu erstreben. In diesem Lichte betrachtet er das Verhältniß der Kinder auf Erden zu dem Vater im Himmel, die Sendung des Weltheilandes, unsern in seinen Vorschriften und seinem Vorbilde liegenden Verpflichtungen, und die irdischen von uns geknüpften Verbindungen. Dieser Geist des Lichts leitete seinen Blick in der 6ten Predigt auf *Ernesti, Morus, Rosenmüller* und *Tzschirner* und ihre in seiner Vaterstadt so segensreich fortwirkende Thätigkeit. Eine der interessantesten Predigten ist die über Luc. 1, 26 bis 38, die das Thema hat: „*Wie Gott die Erwachsenen durch Kinder erziehe*.“

Daß aber mit dem Lichte in Hn. R. auch eine echt christliche Wärme verbunden sey, lehren seine kleineren Amtsreden, namentlich die zur Confirmation und zur Vorbereitung auf das h. Abendmahl gehaltenen. Er spricht hier überall wie der Vater zu den Kindern eindringend und herzlich, durchaus würdig und zweckmäßig, auf besondere Lebensverhältnisse Rücksicht nehmend. So weiht er seine jüngste Tochter am Tage ihrer Confirmation mit den Worten: *Ich habe keine größere Freude, denn daß ich meine Kinder in der Wahrheit wandeln*. So betrachtet er in der 3ten Abendmahlsrede anziehend „*den Frieden Gottes am Altare*.“ So sagt er in den Trau- und Taufreden das Passende und Schickliche einfach und innig.

Wir können deshalb diese Sammlung als eine zweckmäßige Erbauungsschrift allen empfehlen, welche die Erbauung nicht bey den Traktatengesellschaften und in Conventikeln suchen, denn da möchten Rüdel's Predigten wie *Tzschirner's* wohl in den *Index librorum prohibitorum* kommen.

NEUE AUFLAGE.

PLAUE, b. Klinckhardt: *Geist der Bibel für Schule und Haus. Auswahl, Anordnung und Erklärung von M. Moriz Erdmann Engel*, Stadt-Diakon und Senior des geistlichen Ministerii in Plauen. *Siebente, unveränderte und mit einem kirchengeschichtlichen Anhang vermehrte Auflage.* 1829. VI u. 664 S. 8. (12 gGr.) (Siehe die Recension in den Ergänz. Bl. 1825. Nr. 79.)

September 1830.

JURISPRUDENZ.

- 1) GÖTTIWEK, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Themis* — — herausgeg. von Dr. Christian Friedr. Ekers u. s. w. Erster Band.
- 2) GIESSEN, b. Ferber: *Zeitschrift für Civilrecht und Process*. Herausgeg. von Dr. J. T. B. Linde, Dr. Th. G. L. Marezoll, Dr. J. N. v. Wening-Ingenheim u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

XIII. Ueber den Unterschied zwischen Beweis und Bescheinigung. Vom Landrichter Puchta in Erlangen. Der Vf. giebt denselben in folgenden Sätzen, die er näher zu begründen gesucht hat, an: 1) Im summarischen Process ist das Verfahren auch in Ansehung der Beweisführung kürzer und einfacher; doch darf 2) nichts an den Formen fehlen, welche zum Zweck einer genügenden Rechtsvertheidigung auch rücksichtlich der Beweisführung und überhaupt zur Regelmäßigkeit des Verfahrens hierbey erforderlich sind. 3) Auch im summarischen Prozesse muß Beweis — also vollständiger Beweis geführt werden. Ein unvollständiger Beweis kann jedoch 4) ausnahmsweise als Bescheinigung dienen, und zwar sowohl in ordentlichem als summarischem Process; aber eine Bescheinigung wirkt nur als unvollständiger Beweis, folglich da nicht, wo es auf Beweis, d. h. auf vollständigen ankommt. 5) Sie ist überhaupt nur in den Fällen hinreichend, wo die Gesetze dieses ausdrücklich zulassen; und 6) ist in diesen Fällen der Richter nicht an die sonst vorgeschriebene Beweistheorie rücksichtlich der Stärke des Beweisgrundes gebunden; vielmehr kommt alles dabey lediglich auf sein vernünftiges Ermessen an, wiefern die beygebrachten unvollständigen Beweismittel mit Rücksicht auf den Grad der Wichtigkeit der Sache von solcher Erheblichkeit sind, laß sie die Gründe für die Wahrscheinlichkeit des Gegentheils der als richtig angenommenen Thatsache überwiegen. **XIV.** Ueber die subjective Klagenhäufung, vom Dr. Müller in Gießen. **XV.** Beytrag zur Lehre von der Klagenhäufung, von Linde. Beide Abhandlungen zeigen, daß sich in dem römischen Rechte keinesweges ein Verbot der subjectiven Klagenhäufung vorfindet, und, daß die erste die Zulässigkeit derselben nicht von der Zustimmung des Beklagten abhängig macht, wogegen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

die letztere solche erfordert. Letztere weist überdies nach, daß sich sogar im römischen Rechte Beyspiele einer subjectiven Klagenhäufung vorfinden, namentlich in fr. 26. §. 4. Famil. ercisc., und führt außerdem aus, daß der Grundsatz: *reconventio reconventionis non datur*, nicht unbedingt richtig sey. **XVI.** Beyträge zu verschiedenen Lehren des Civilrechts. Vom O. A. Rathe v. Schröter in Jena. Namentlich zum Pfandrechte: über das sogenannte *beneficium excussionis reale* — über das gesetzliche Pfandrecht des Fiscus — über das Pfandrecht wegen der *in rem versio* — über das gesetzliche Pfandrecht der Ehefrau wegen der *dos*. Bey dieser letztern Untersuchung wäre es gewiß sehr wünschenswerth, daß der Vf. das neulich in der Oase entdeckte Edict des Tiberius Julius Alexander benutzt hätte. **XVII.** Der Nießbrauch an dem *Peculium advenitium* geht, durch die Adoption für den teiblichen Vater nicht verloren. Von v. Wening-Ingenheim. Gegen die entgegengesetzte Ansicht von Thibaut, Schmitt, Marezoll, Zimmermann und v. Löhr. **XVIII.** Beyträge zur Lehre von der Gültigkeit der Pfandveräußerungen. Von Demselben. Ein sehr interessanter Rechtsfall, welcher in diesen Beyträgen geprüft und erörtert wird, gab zu dieser Abhandlung die Veranlassung. **XIX.** Gehört zur Gültigkeit der Pollicitation die persönliche Gegenwart des Pollicitanten? Von Marezoll. Es ist bekanntlich die gewöhnliche Ansicht, daß die persönliche Gegenwart des Versprechenden wesentlich zur Form einer gültigen Pollicitation im engeren Sinne gehöre; daher soll namentlich eine Pollicitation durch Briefe oder durch Stellvertreter nicht geschehen können. Der Vf. sucht durch Analysirung der für diese Ansicht angezogenen Pandektenstellen, so wie durch Schlußfolgerungen aus der Natur der Sache zu zeigen, daß diese Ansicht irrtümlich sey. **XX.** Mit welcher Klage kann der Fiscus, oder sonstige Dritte, auftreten, um sein aus der Indignität des Berufenen hervorgehendes Ereptionsrecht geltend zu machen? Von Demselben. Der Vf. entscheidet sich für eine dingliche Klage, nämlich die *hereditatis petitio*. **XXI.** Beyträge zu der Lehre von der Selbsthülfe. Von Linde. Eine umfassende und treffliche Abhandlung, bey der jedoch Rec. seine oben zu Nr. 5 gemachte Bemerkung wiederholt. **XXII.** Ueber die Wirkung der Verjährung der Klagen. Vom Prof. Heimbach zu Jena. Vorzüglich aus rechtsgeschichtlichen Gründen wird gezeigt, daß die Verjährung

M (5) der

der Klage bey Temporalklagen und *Actiones perpetuae* die Aufhebung des ganzen Rechts zur Folge habe, mithin: 1) eine verjährte Forderung sich weder zu einer Novation, noch zum *constitutum*, noch zur Compensation eigne; 2) die Regel: *quae ad agendum sunt temporaria, ad excipiendum sunt perpetua*, unrichtig sey, insofern es sich von der Dauer einer Einrede handle, welche ebensowohl in eine Klage hätte eingekleidet werden können; 3) daß die für eine Forderung bestellten Pfandrechte durch die Verjährung erlöschen und die geleisteten Bürgschaften aufhören, die Bürgen zu verpflichten; endlich 4) daß die vom Schuldner nach der Verjährung der Klage aus factischem Irrthum geleistete Zahlung zurückgefordert werden könne. XXIII. *Beytrag zu der Lehre vom Tausch- und Kaufcontracte*. Von Marezoll. Das Resultat dieser Abhandlung geht dahin: Ein Vertrag, welcher übrigens die Requisite des Tausches hat, verliert die eigenthümliche Natur der *permutatio* durch den Umstand, daß der Contrahent schon vorher seine Sache feil gehalten hatte; denn theils hat er jetzt die Absicht, zu verkaufen, theils nimmt die Gegenleistung die Natur eines *pretii* an. Allein es ist auch dieser Vertrag keine wahre *Emtio Venditio*, denn es fehlt dabey das Merkmal des eigentlichen *pretii*; daß es in Gelde besteht! Die Sache vertritt hier nur die Stelle des *pretii*, und ist *pretii nomine non taxata quantitate*, wie es in c. 1. C. IV. 64 heisst. — Den Beschluss macht endlich: XXIV. *Ueber die Bedeutung und den Umfang der c. 25. C. IV. 65 de locato et conducto*, vom Advocat Thon in Eisenach; worin gezeigt wird, daß diese Verordnung keine *lex nova* sey, und dieselbe genauer erläutert wird.

M E D I C I N.

BERLIN, b. Enslin: Dr. C. A. Berends *Vorlesungen über praktische Arzneiwissenschaft*, herausgegeben von Karl Sundelin, Med. Dr. *Vierter* Band: Acute Exantheme u. s. w. 1828. 498 S. — *Fünfter* Band: Die Gelbsucht, Wassersucht u. s. w. 1828. 338 S. — *Sechster* Band, *erste* Abtheil.: Nervenkrankheiten. 1828. 422 S.; *zweyte* Abth.: Weiberkrankheiten. 1829. 522 S. — *Siebenter* Band od. *erster* Supplementband vom Herausg.: Zehr- und Destructionskrankheiten. 1829. 414 S. — *Achter* Band od. *zweyter* Supplementband: Krankheiten einzelner Theile. 1829. 480 S. — *Neunter* und letzter Band oder *dritter* Supplementband: Steinkrankheit, Kinderkrankheiten. Nebst einem Register über das ganze Werk. 1829. 392 S. gr. 8. (Das ganze Werk complet kostet 22 Rthlr. 10 gGr.)

Indem wir auf die Recension der ersten drey Bände dieses Werkes in Nr. 39 der A. L. Z. 1828, Nr. 64 der Erg. Bl. 1828, u. Nr. 46 der A. L. Z. 1829 verweisen, nehmen wir hier fortfahrend den dort abgebrochenen Faden wieder auf. — Die acuten

Exantheme unterscheiden sich von den partiellen Hautentzündungen, insofern sie niemals vollkommen zertheilt werden könnten. [Was sich aber im fernern Verlauf ergibt. Wesentlicher ist der Unterschied, daß die acuten Exantheme vom Anfang ihres Erscheinens eine ihnen eigenthümliche Form behaupten.] Auch sey das den acuten Exanthen vorangehende Fieber von diesen nicht so abhängig, wie bey Entzündungen, — die ac. Exantheme bildeten gewissermaßen die Krise des ihnen vorgehenden Fiebers. [Diese Berücksichtigung ist die Behandlung der mit diesem Fieber oft eintretenden topischen Entzündungen von Einfluß.] — Befremdlich war uns, das gelbe Fieber als acutes Exanthem aufgeführt zu finden, da die gelbe Hautfarbe nichts mit einem Exanthem gemein hat. Auch die Beschreibung dieses Fiebers, so wie der orientalischen Pest, kann in Vergleich mit der lebendigen Darstellung mehrerer neuen Beobachter, die diese Seuchen von Angesicht zu Angesicht gesehen haben, nicht befriedigen. — Ganz aus der Natur entnommen ist aber das hier gegebene Bild der natürlichen Blattern, mit dessen Zügen jüngere Aerzte, die diese Krankheit nicht aus der Schreckenszeit ihrer Herrschaft kennen, sich vertraut zu machen haben. — Daß ein Vesicatorium unter das Knie und der innere Gebrauch des Goldschwefels, im Zeitraume der Reconvalescenz der natürlichen Blattern, dem Speichelfluß „schon früh zu begegnen vermag“, können wir aus Erfahrung nicht bestätigen. Die falschen Blattern (*varicellae*), deren 4 Arten kurz bezeichnet werden, hält B. für ansteckend; sie könnten durch Impfung fortgepflanzt werden, und die Kuhpocke schützt nicht dagegen. Ueber die diagnostische Unterscheidung der modificirten Blattern und der Varicellen hätten wir manches Belehrende aus der reichen Erfahrung des Vfs erwartet. — Die Masern ergriffen nicht leicht ganz junge Kinder. — Das in der Mitte der Masernflecken sich befindende Knötchen, so wenig als die angeführte Beobachtung des Hn. v. Wedekind, daß aus jedem Masernknötchen ein Hauthaar sich erhebe, möchten wir als pathognomische Erscheinungen der Masern anerkennen, wohl aber sind das Augenleiden und die Lichtscheu, nicht wie es hier heisst, für „eine bisweilen bey den Masern Statt findende Affection“, sondern für die constantesten der Masernsymptome zu halten. Bey den faulichten nervösen Masern [die Rec. bis jetzt noch nicht aus Erfahrung kennt] sey die Phosphorsäure den andern Mineralsäuren vorzuziehen. [Ueberhaupt ist B. ein grosser Lobredner der Phosphorsäure, und wahrlich nicht mit Unrecht. —] Die Rötheln (*rubeola*) kämen meistens in Verbindung mit Masern oder Scharlach vor [was doch dem Charakter der eigenthümlichen selbstständigen Exantheme fremd ist.] Gern räumen wir dem Vf. ein, daß ein beym Eintritt des Scharlachs (*scarlatina*) gereichtes Brechmittel, so wie überhaupt das bekannte Wichmann-Stieglitzsche Heilverfahren gegen diese Krankheit, in der Regel das zweckmässigste sey; daß

als aber, wie hier behauptet wird, dem bösartigen Charakter des Scharlachs dadurch begegnet werden könne, dürfte sehr zu bezweifeln seyn, da fast in jeder Scharlachepidemie Fälle vorkommen, die den Ausspruch des verewigten Reil bestätigen. „Das Scharlach, sagt dieser geistreiche Arzt, tödtet ohne die Kunst zu gehorchen, welchen Stempel, den Brownischen oder Stollischen, sie auch tragen mag.“ — Die Wassersucht nach Scharlach entstehe gewöhnlich nach zu frühem Aussetzen der Luft. — Ist es die Luft an sich, oder die niedrige Temperatur derselben, was schädlich einwirkt? — Es werden Scharlachkranke wassersüchtig, wenn auch die Luft, der sie sich ausgesetzt haben, wärmer als die ihres Zimmers war; und manche werden wassersüchtig, obgleich sie das Zimmer gar nicht verlassen haben. In einer Epidemie sind wassersüchtige Zufälle selten, in einer andern häufig. Wahrscheinlich ist die Neigung zu solchen Nachkrankheiten in dem Charakter der Epidemie begründet. — Grofse Beschwerden nach dem Zurücktreten des Nesselausschlags (*urticatio*), wovon hier die Rede ist, hat Rec. nie beobachtet; nur ein Fall der Art ist ihm bekannt, den Dewees zu Pensylvanien in seinem *Treatise of the physical treatment of children* mittheilt. Die S. 113 erwähnte Abschuppung des Nesselausschlags findet wohl nur bey der *urticatio vesicularis* des P. Frank Statt. — Gegen die Zufälle vom zurückgetretenen Friesel wird unter andern auch ein Brechmittel empfohlen. — Es gäbe eine Anlage zum Friesel, und es könne auch ansteckend werden. — Dafs die Entstehung der Aphthen durch vermehrtes Speicheln bey zahnenden Kindern begünstigt werde, ist zu bezweifeln. — Der Vf. geht nun zu den Krankheiten über, welche bald einen acuten und bald einen chronischen Verlauf haben, als Rheumatismen, Blutflüsse u. dgl., und nennt diese *mittlere* oder *unechte acute* Krankheiten. — Gegen die Meinung, dafs das *Panaritium* eine Species des Rheumatismus sey, dürfte zu erinnern seyn, dafs das *Panaritium* oft in Eiterung überzugehen pflegt, was aber, wie der Vf. selbst bemerkt, mit dem Rheumatismus nie der Fall ist. — Die hier gegebene diagnostische Unterscheidung der Gicht und des Rheumatismus ist, wenn diese beiden Uebel isolirt auftreten, allerdings bezeichnend; erscheinen sie aber, was häufig der Fall ist, mit einander complicirt, so wird die Familienähnlichkeit ihrer mit einander verschmolzenen Zufälle leicht täuschen, was jedoch ohne bedeutenden Einfluß auf die Behandlung ist. — Das Verfahren der Engländer, im acuten Rheumatismus den Salpeter zu einer Unze in 24 Stunden zu geben, wird mit Recht getadelt. — Auch in das Lob, welches manche (besonders ein französischer Schriftsteller neuerer Zeit) dem Opium in dieser Krankheit beylegen, kann der Vf. nicht mit einstimmen. Dem oft wohlthätigen Brechmittel scheint B. nicht zugethan zu seyn. — Rationelle Erörterung der Anwendung der wirksamsten Mittel gegen chronische Rheuma-

tismen. — Am heilkräftigsten sey das echte und sorgfältig bereitete *Extractum aconiti* und die ätherische Tinctur. — Der Behauptung, dafs der Sublimat nur bey syphilitischen Rheumatismen nütze, müssen wir aus Erfahrung widersprechen. Das *Colchicum* scheint B. wenig aus eigener Erfahrung gekannt zu haben. — Die Ausmittelung, ob die Naturkraft die Krankheit mehr durch den Urin, oder durch die Hautausdünstung auszugleichen strebe, ist unstreitig von praktischer Wichtigkeit; um so mehr vermilst man aber alle Anleitung, diese oft so leisen Winke der Natur gehörig zu deuten. Gegen tief eingewurzelten Rheumatismus werden die Bäder zu Toplitz angerathen, und gegen den *schiefen Hals* (von rheumatischer Ursache) der Asant innerlich und als Pflaster. Die *wahre Gicht* komme nur bey männlichen Geschlechte vor [auch bey Castraten? nicht bey Viragines? —] und befallt selten vor dem 35sten Jahre. — Dafs Branntweintrinker keine Gicht bekommen, wäre nur in so fern wahr, als diese meistens nicht zu den höhern Ständen gehörten, und daher auch nicht jenen Einwirkungen auf Gehirn und Nerven durch anstrengende Kopfarbeiten u. dgl. unterworfen sind. Bey der *anomalen Gicht*, deren Diagnose grofse Schwierigkeit habe, soll eine Empfindung im Gesichte, als ob es von Spinnengewebe angefüllt, oder von einer starken elektrischen Atmosphäre angehaucht werde, besonders wichtig seyn, die Natur der Krankheit zu enthüllen. — Blutentleerungen, so wie Brech- und Purgiermittel, werden selbst wenn der Gichtanfall einen hypersthenischen Charakter hat, streng widerrathen. B. geht so weit, zu behaupten, dafs, wenn eine solche Behandlung glücklich abgelaufen wäre, man gewifs nur mit einem acuten Rheumatismus zu thun gehabt hätte. [Ein 60jähriger podagrischer Küchenschreiber, dem Rec. während eines heftigen Anfalls von Podagra die Tinctur des Colchicums verordnet hatte, nahm, um sich baldmöglichst von seinen Leiden zu befreien, am Abend einen grofsen Theelöffel voll, etwa 80 Tropfen auf einmal. In der Nacht entstand eine heftige Emetikatharsis, und die Schmerzen waren ohne nachtheilige Folgen wie weggezaubert. Der *Lungenkatarrh* gehe leicht in *falsche Lungenentzündung* über (*pneumonia notha*), und diese könne durch ein reichliches Abendessen, langen Aufenthalt in der Kälte und schnellen Uebergang in die Wärme veranlaßt werden [was auch Rec. zu beobachten Gelegenheit hatte.] Die Behandlung der *pneumonia notha* müsse auf kräftige Erregung der Lungen gerichtet seyn, zu welchem Zwecke unter andern Seefmolken mit kräftigem Weine bereitet empfohlen werden. Vor dem Aderlaß wird gewarnt, aber der *Spiritus salis ammoniac. anis.* mit Opiumtinctur, letztere zu $\frac{1}{2}$ Drachme in einer Nacht, habe Genesung bewirkt. Habe sich bereits Steckfluß ausgebildet, dann könnte ein kräftiges Brechmittel und bald nachher Opium Rettung schaffen(?). In der *Ruhr* (*dysenteria*) wird mit Recht vor dem Gebrauch der bit-

bittern Mittel gewarnt, so lange die Schmerzen im Unterleibe dauern, aber die gute Wirkung der *Oleosa* in diesem Zeitraume ist nicht gehörig gewürdigt. — Die *Gallenruhr* (*cholera morbus*) bestehe in einem heftigen klonischen Krampf mit abwechselnder Zusammenschnürung und Ausstossung; sie wäre eine Epilepsie(?) des Darmkanals, wozu sich heftige Krämpfe der Extremitäten und selbst allgemeine epileptische Krämpfe gesellen. Es käme daher [im Anfange der Krankheit] nicht sowohl auf die Wegschaffung materieller Reize, als auf Stillung des Krampfs an, mittelst Opium, lauwarmer Bäder u. dgl.

Die Pathologie wie die Therapie der *Blutflüsse* lassen nichts zu wünschen übrig. — Zu beherzigen ist die praktische Cautel in hypersthenischen Blutflüssen, die kühlenden Getränke [zu denen die Kranken gewöhnlich große Begierde zeigen] nicht in zu großer Menge und nur langsam trinken zu lassen. Bey *Mutterblutflüssen* müsse das Einbringen der Wicken oder Tampons mit großer Vorsicht geschehen, indem das Blut, dessen Abfluss aus der Scheide dadurch gehemmt ist, den Uterus ausfüllen, durch die Tuben in den Unterleib sich ergießen und einen tödtlichen Ausgang herbeyführen könne. Einspritzungen mit kaltem Wasser wären daher vorzuziehen. — Die *Repellentia*, die besonders mittelst der Kälte wirken, werden nicht von allen Eingeweiden gleich gut ertragen; sehr gut von der Gebärmutter (und vom Gehirn), aber nicht vom Magen, besser von den Nieren. Wenn jedoch der Nierenblutfluss asthenisch werde, so vermehrten kalte Umschläge die Blutung und kleine Gaben Opium mit Alaun leisteten dann das Meiste. — Im Allgemeinen dürfte der Arzt vor dem Blute nicht erschrecken, und eine Heilung [Unterdrückung] des Blutflusses, welche eine schlimme Krankheit, als Entzündung u. dgl. veranlassen könnte, sey verwerflich. — Alles, was über *Haemoptysis*, namentlich wenn diese von Chlorosis oder von Anomalien der Katamenien ausgehet, vorgetragen wird, ist der vollen Aufmerksamkeit werth. — In der Behandlung des *Blutbrechens* (*vomitus cruentus*), der schwarzen Krankheit (*morbus niger, melaena*) scheint der würdige Vf., wegen der allerdings oft in Ohnmacht übergehenden Anfälle von Schwäche, zu besorglich zu seyn, und seine Hinneigung zur Erregungstheorie ist auch hier in der Wahl der Mittel nicht zu verkennen, da doch, ungeachtet aller auf Schwäche deutenden Erscheinungen, reizend-stärkende Mittel in der Regel hier nicht die zweckmäßigsten sind. — Das Blutbrechen der Neugeborenen vom Druck auf den in der Geburt lange gestandenen Körper, oder von verschlucktem Blute, so wenig als die Ausleerungen schwarzer Stoffe bey dem Krebs des Magens und bey dem Scorbut, sollten als *vomitus cruentus* und *melaena* aufgeführt seyn. — Der *Blut-*

fluß der Harnröhre (*stomatosis*) werde oft übersehen, sey aber an dem anhaltenden, bald stärkern bald schwächern Blutabgange zu erkennen. Bey einem Greise sah B. das Uebel nach einem *Aphrodisiacum* entstehen. In der lichtvollen Erörterung wie die verschiedenartigen Heilmittel gegen *Hämorrhoiden* nach den stattfindenden Symptomen zu wählen sind, wird auch der Erfahrene manches Belehrende finden. B. warnt vor dem zu allgemeinen Gebrauche des Schwefels und giebt die bey der Anwendung desselben zu befolgenden Maassregeln ausführlich an. Er liebt besonders die Verbindung des Schwefels mit Seife. — Der Rath des Hippokrates, die Hämorrhoidalsäcke nicht alle auf einmal auszuschneiden, so wie die von Celsus empfohlne Vorsicht, die Haut des Mastdarms bey dem Ausschneiden der Knoten so viel als möglich zu sparen, damit keine Verengung des Darms entstehe, werden eingeschärft. B. sah mehrere Kranke nach einer solchen Operation, wo erstere Maassregel nicht berücksichtigt ward, an der Lugenucht sterben. — Bey heftig entzündeten blinden Hämorrhoidalknoten sey zu untersuchen, ob nicht ein Knoten vom Sphinkter des Mastdarms eingeklemmt werde. Dergleichen Knoten müßten baldmöglichst zurückgebracht werden, was durch die Entleerung desselben vom Blute mittelst eines Lanzettenstiches [und besänftigender Breyumschläge] erleichtert werde. — Gegen asthenische Hämorrhoidalblutflüsse hält B. den Ingwer fast für so specifisch, als den Zimmt gegen asthenische Metrorrhagie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von folgenden Werken sind neue Auflagen erschienen:

COBLETZ, b. Hölscher: *Dionysii Lambini, Monstroliensis Regii Prof., in Q. Horatium Flaccum ex fide atque auctoritate complurium librorum manuscriptorum a se emendatum et aliquot recognitum et cum diversis exemplaribus antiquis comparatum multisque locis purgatum Commentarii copiosissimi et ab auctore plus testis parte amplificati. Pars II. Editio nova. 1829. 641 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)*

HELMSTEDT, in d. Fleckeisen. Buchh.: *Das Herzogthum Braunschweig in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit*, dargestellt und beschrieben von Dr. C. Venturini. Zweyte, verbesserte u. vermehrte Auflage. 1829. VII u. 325 S. 8. (1 Rthlr.)

LEITZIE, b. G. Nauck: *Aristophanis comoediae Acharnenses*. In usum studiosae juventutis emendavit et illustravit Petrus Elmsley. Editio nova indicibusque instructa. 1830. VI u. 157 S. (16 gGr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1830.

MEDICIN.

BRUX., b. Enslin: Dr. C. A. Berends Vorlesungen über praktische Arzneywissenschaft, herausgeg. von Karl Sundelin — — Vierter bis neunter Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück-abgebrochenen Recension.)

Der fünfte Band dieser Vorlesungen enthält die Gelbsucht, Wassersucht, Windgeschwulst, den Skorbüt, die Fleckenkrankheit, Skrofelkrankheit, Rhachitis, Syphilis und Wurmkrankheit. — Die ätiologische Ansicht des Vfs über die Gelbsucht (icterus) können wir nicht theilen. Nach ihm soll nämlich das Wesen dieser Krankheit in dem gesperrten Eintritt der Galle ins Duodenum gegründet seyn, dessen Ursache ein mechanisches Hinderniß, ein krankhafter Zustand der Leber oder zu consistente Galle wäre. Allein nicht selten findet sich bey den an der Gelbsucht Verstorbenen keine dieser angeblichen Ursachen. — [Bey einer, einige 40 Jahre alten Frau, die einer heftigen, mehrere Monate dauernden Gelbsucht, mit beständig grauen Excrementen und sehr gallichtem Urin, unterlag, war der ductus choledochus, so wie der Eingang desselben ins Duodenum, völlig frey. Die Gallenblase enthielt ziemlich viele sehr dünnflüssige laßgelbe Galle, die bey dem Druck der Gallenblase ungehindert ins Duodenum trat. Das Parenchym der Leber aber hatte ein krankhaftes Ansehen und nithielt viele große und kleine tuberkelartige Geschwülste. — Von einem krampfhaften Zustande der Leber war im Leben keine Spur, da die Lebergehend während der ganzen Krankheit, selbst bey dem arken Druck, nicht schmerzhaft war. — Wahrheichtlich, daß in solchen Fällen die Gelbsucht, ie der erfolgende Tod, von der durch Beeinträchtigung und Störung der Leberfunction verletzten ämatose ausgehen. —] Zu den selten fehlenden orboten der Wassersucht gehöre eine gewisse schwer- oder Kürzathmigkeit, die sich oft schon Monate vorher äußere und mit der Ausbildung der Wassersucht zunehme. — Die große Gelassenheit, Ruhe und Geduld, welche Wassersüchtige zu zeichnen pflegen, sey schon dem Aretaeus auffallend gewesen. Das Aderlassen scheuet B. bey der acuten Wassersucht zu sehr, empfiehlt aber mäßige Gaben pium, die die Wirkung aller andern Arzneyen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

mächtig unterstützten. Bey Schwäche mit Unempfindlichkeit passe die Tinctur des Colchicums u. dgl. Ist Tympanitis oder ein Leiden des Pfortadersystems vorhanden, das weinichte Extract des Helleborus. Könne der allgemeine Krankheitscharakter nicht ermittelt werden, so wäre die Urinabsonderung, gewissermaßen empirisch, mittelst ekelregender Mittel, drastischer Purganzen und Diuretica zu befördern. Schweifstreibende Mittel fänden hauptsächlich in der Hautwassersucht Anwendung. Bey der beginnenden Bauchwassersucht pflege die Seite geschwollen zu seyn, auf welcher der Kranke während des Schlags gelegen hat, und früh schon äußere sich die erwähnte Engbrüstigkeit. Das Scammonium, das oft treffliche Dienste leistete, eigne sich, wie alle Drastica, nur, wo keine Verletzung der Unterleibsorgane Statt findet. Der Erfolg der Paracentesis hänge vorzüglich mit von dem rechten Zeitpunkt ab, wann sie gemacht wird; zu früh, bewirke sie leicht Peritonitis; allzu spät, habe sie geringen Nutzen. Die Zeichen der Brustwassersucht, sowohl die allgemeinen als die besondern, werden ausführlich angegeben. Charakteristisch sey, daß die Kranken am Morgen, nachdem sie in einen leichten Schlummer verfallen waren, sich erträglich befinden, nach genossenen Nahrungsmitteln aber an Athmungs-Beschwerden leiden, welche mit jeder Stunde zunehmen und des Nachts den höchsten Grad erreichen. [Ganz diesen Hergang sieht Rec. in diesem Augenblick bey einem Greise, der sehr bald ein Opfer der sich ausbildenden Brustwassersucht werden wird.] Die Wassersucht des Bauchfells unterscheide sich von der freyen Bauchwassersucht dadurch, daß sie zuerst als eine kleine umschriebene Geschwulst erscheine; die Flüssigkeit folge nicht der Lage des Kranken, wie bey dem Ascites, die Fluctuation werde nur auf gewissen Stellen wahrgenommen, und das Uebel sey ohne Einfluß auf den Gesamtzustand des Kranken. Drastische Purgiermittel, Quecksilber und die Digitalis, leisteten zuweilen gute Dienste. — Mancherley schmerzhaftes Empfindungen, ein allgemeiner krankhafter Zustand, das Wiederwelkwerden der anfangs geschwollenen Brüste und die bald entstehende Magerkeit unterschieden die Wassersucht der Gebärmutter von einer Schwangerschaft. Die Exploration gebe keine sichere Auskunft; daß die Vaginalportion des nicht schwangern Uterus dünner bleibe, wäre prekär. — Befremdend ist der Ausspruch des viel erfahrenen Vfs,

N (5)

missbilligt der Vf. In einem von ihm beschriebenen [wo?—] glücklich geheilten Falle wurden in 24 Stunden nicht mehr als 6—8 Gran Opium gereicht. Die Bedeutung des zur *Apoplexie* sich gesellenden Fiebers wird gehörig gewürdigt. Blicke das Fieber ganz aus, so werde die Krankheit schnell tödtlich. Unter allen Retentionen erzeuge die Urinverhaltung am häufigsten Apoplexie. Das Brechmittel im Anfang einer asthenischen (?) Apoplexie möchte doch nicht so unbedingt anzurathen seyn. Diagnostischer Unterschied der *Starrsucht (catalepsis)* und der an dieselbe sich anschließenden und oft damit verbundenen *Entzückung (ecstasis)*. — Ein Brechmittel gleich nach dem Anfall der Starrsucht pflege neue Anfälle zu verhüten (?). Wenn keine bestimmte Indication aufzufinden sey, könne das weisse Zinkoxyd mit Erfolg gereicht werden.

(Der Beschlufs folgt.)

NEUERE SPRACHKUNDE.

- 1) GREIFSWALD, in Comm. der Universitätsbuchh.: *Alte und neue Anmerkungen zu Shakspeare's dramatischen Werken*. Für alle (Alle), welche den Dichter in der Ursprache lesen wollen: Erster Theil. 1826. IV u. 196 S. gr. 8. (20gGr.)
- 2) LEIPZIG, in d. Baumgärtner, Buchh.: *King Henry IV. Drama in two Parts by William Shakspeare*. Mit kritischen, historischen, besonders aber mit erklärenden Noten für den Gebrauch in höhern Lehranstalten. Von Friedrich Ernst Feller, Sprachlehrer zu Leipzig. 1830. VIII u. 222 S. 8. (1 Rthlr.)

Will man an dem Lesen des großen, bewundernswürdigen britischen Dichters wahren Genuß finden, so muß man nothwendig die Einzelheiten in seinen Dramen, die gerade oft das Pikanteste bieten, wohl verstehen; im Gefühl der Wahrheit dieser Bemerkung haben daher auch seit langer Zeit geistreiche englische und deutsche Gelehrte Shakespeares commentirt, glossirt, kritisiert und übersetzt. In England thaten dies *Steevens, Mason, Malone, Johnson, Warburton, Heads, Douce, Richardson, Morris* u. a., in Deutschland *Eschenburg, Schlegel, Voss, Tieck, Benda, Franz Horn, Wagener* u. a. Es war vorauszu sehen, daß, bey unserer Schreibseligkeit, deutsche Sammler und Compiler jene Glossen und Commentare benutzen, den Saft derselben ausdrücken und aus hundert guten Büchern ein schlechtes machen würden. Letztere Worte passen wenigstens auf Nr. 1. der hier angeführten Bücher. Der unter der Vorrede bloß mit H. sich bezeichnende Vf. hat die gute Absicht, durch seine alten und neuen Anmerkungen Shakspeare's Dramen zu erläutern und dadurch genussreich zu machen, und giebt hier historische Einleitungen und erklärende Noten von Briten und Deutschen zu *Romeo and Juliet, Merchant of Venice* und *The Tempest*. Häufig sind seine Erklärungen, obwohl er sie für Dilettanten bestimmt, auch für diese überflüssig, indem die Textstellen schon an und für sich, auch ohne Commentar für

jeden verständlich sind. Seine eigenen Erklärungsversuche verrathen keinen ausgezeichneten Scharfsinn, ja sie fallen nicht selten, nach unserer Meinung wenigstens, unglücklich aus. Ueberdies ist es, wenigstens dem Rec., ein eigenes Gefühl, das Buch vor sich liegen zu haben, welches Noten über Text enthält, obwohl der Vf. erklärt, seine Anmerkungen seyen zu der von Ernst Fleischer 1824 in einem Bande besorgten Ausgabe Shakspeare's, welche durchaus keine Noten habe. Das ganze Unternehmen scheint hiernach ein Versuch, ob, bey jetzigen Shakspear-Liebhabeerey, solch ein Buch nicht gehen werde. Wenn nun aber in demselben materiellen Verhältnisse, wie hier, der Commentar hätte fortgesetzt werden sollen, so würde das Werk wenigstens 10 Bände erfordert haben und mithin ziemlich kostspielig geworden seyn. Da es indeß im J. 1825 bereits erschienen und seit der Zeit, unsers Wissens wenigstens, keine Fortsetzung gegeben ist, so haben Vf. und Verleger wahrscheinlich das Ganze einschummern lassen; was wir durchaus nicht tadeln wollen.

Was Nr. 2. anbetrifft, so hat es uns um Vieles mehr behagt; zunächst schön deshalb, weil es nicht, wie jenes, ein *Oeuvre à longue haleine* ist und man hier den Text mit vor Augen hat. Ein vieljähriges Studium Shakspeare's, verbunden mit dem Unterricht, den der Vf. seit längerer Zeit in der englischen Sprache ertheilt, gaben ihm den Gedanken ein, im Kreise einer dem britischen Dichter befreundeten Gesellschaft Vorlesungen über einige Stücke dieses Autors zu halten. Dadurch würde er veranlaßt, die lange gesammelten Materialien an zerstreuten Notizen, in deren Besitz er war, zu ordnen und zu revidiren, so daß sie ihm endlich für öffentlichen Gebrauch geeignet zu seyn schienen. Diese Materialien, hier in 936 Noten verwandelt, sind nicht ohne kritischen Sinn gesammelt und zeugen von Fleiß und Liebe zur Sache; nur wundern wir uns, warum Hr. F. sein Buch bloß für den Gebrauch in höhern Lehranstalten bestimmt haben will, da bey den Forderungen, die man in unsern Tagen an die Schüler der Gymnasien hinsichtlich ihrer Kenntniß in der altklassischen Literatur und in der Mathematik macht, sie wenige Zeit für das Studium neuerer, lebender Sprachen erübrigen möchten. Hat Einer oder der Andere unter ihnen ja Lust und Talent für das Studium der letztern, so muß es den Universitätsjahren oder einer noch späteren Zeit vorbehalten bleiben. Das Buch konnte also eben so gut für Lectoren auf Universitäten, oder für Lehrer und Leser Shakspeare's überhaupt bestimmt werden. Ein historischer Versuch: *Heinrich IV. und seine Zeit*, bildet die Einleitung, die hin und wieder an einem etwas schwerfälligen und gesuchten Stile laborirt. Uebrigens hat es dem Vf. nicht beliebt, uns zu sagen, welchen Text er zum Grunde gelegt hat; gut wenigstens, daß dieser wenige Druckfehler hat. Wird das Buch mit Theilnahme aufgenommen, so wird Hr. F. nach und nach sämtliche Werke S's auf ähnliche Weise bearbeiten: und warum wollte er das nicht?

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1830.

MEDICIN.

BERLIN, b. Enslin: Dr. C. A. Berends Vorlesungen über praktische Arzneiwissenschaft, herausgeg. von Karl Sundelin — — Vierter bis neuer Band u. s. w.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die zweyte Abtheilung des sechsten Bandes umfaßt die chronischen Exantheme und die Weiberkrankheiten. — Die hier gewählte Eintheilung der chronischen Exantheme, nach ihrem Habitus und äußern Ansehen, ist so wenig als alle bis jetzt bekannten Eintheilungen genügend. — Bey phthisischer Anlage sollen chronische Exantheme oft(?) den Ausbruch der Schwindsucht verhindern, was aber gewissermaßen damit in Widerspruch steht, daß, wenn Flechten sich sehr weit verbreiteten, ein allgemeiner Krankheitszustand sich entwickle, und daß dann nicht selten die Lungen angegriffen würden. — Die wahre Krätze [die vom Krätzcontagium ausgeht] verschwinde während des Verlaufs acuter Krankheiten, kehre aber nachher wieder, was die Meinung von einer kritischen Krätze veranlaßt hätte. — Bey Behandlung der veralteten Krätze wird mit Recht vor dem raschen Gebrauch äußerer Mittel gewarnt. — Die mit dem Aussatz (*lepra*) verbundene Aufregung des Geschlechtstriebes sey charakteristisch. Das asturische *mal de rosa*, das mailändische *pellagra* und die Radesyge des Nordens werden zur *lepra* gezählt.

In der Einleitung zu den Weiberkrankheiten werden die dem Weibe eigenthümlichen Krankheitsanlagen, welche so vielfacher Art wären, als *Hebenstreit* in seinem Gedichte: *de homine sano et aegroto*, das Weib selbst eine Krankheit nennt, aus der Physiologie des Weibes entwickelt, und alle Krankheiten desselben, von denen des unreifen Mädchens bis zu denen der alten Frauen, in 9 Abtheilungen abgehandelt. — Am meisten zeige sich der Einfluß der Menstruation im Gemüthe, worauf der gerichtliche Arzt Rücksicht zu nehmen habe. — Im Allgemeinen wäre in Krankheiten des (jugendlichen) Weibes eine zu eingreifende Behandlung nicht zusagend; der Naturkraft des Weibes ständen mehr Ausgleichungsmittel zu Gebote, als der des Mannes.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

nes. — In der Kritik über einige mit Auswahl hier angeführten Werke über Weiberkrankheiten bemerkt B. unter anderm, daß in einem dem Hippokrates zugeschriebenen Buche, *de superfœtatione*, schon die weise Vorschrift gegeben wäre, mit der Lösung des Kindes zu zögern, bis es vollkommen athme, was kürzlich als etwas Neues angepriesen sey. — Blutflüsse aus den Genitalien ganz junger Mädchen erforderten große Aufmerksamkeit; sie führten meistens Abzehrung und den Tod herbey. Die Behandlung der *amenorrhœa* dürfte man nur dann eintreten lassen, wenn ernstliche Zufälle sich zeigten. Die Behandlung sey doppelt; zur Zeit, wo die Menstruation zu erwarten ist, müssen Congestionen nach dem Uterus bewirkt werden, in der Zwischenzeit aber sey das Heilverfahren gegen die zum Grunde liegende Krankheitsursache zu richten. Der Salmiak mit Kampher, und bey großer Sensibilität mit Opium, wäre als mildes, die Menstruation beförderndes Mittel wirksamer als der Borax. Die Unterscheidungsmomente der *suppressio mensium* und der *obstructio mensium* werden klar auseinander gesetzt und das Heilverfahren genau bestimmt. — Bey der *aberratio mensium* käme es hauptsächlich mit auf die Wichtigkeit der das Blut absondernden Theile an. Nach B's Erfahrung kommen diese vikären Blutflüsse öfter bey verheiratheten Frauen, als bey Mädchen vor. Die nur kurz angedeutete Behandlung solcher Blutflüsse, namentlich wenn sie als Hämoptysis oder als *vomitùs cruentus* erscheinen, ist dem Zwecke entsprechend. Die unblutigen vikären Secretionen, als reichlicher Speichelfluß, starke Leukorrhœe, wirkten sehr erschöpfend; hier könnten stärkende Mittel dreister angewendet werden, doch wären adstringirende Mittel zu vermeiden, da ein plötzliches Unterdrücken einer solchen Secretion leicht Lungensucht veranlasse. — In der Nosographie der *Bleichsucht* (*chlorosis*) wird der Schmerz in der Milzgegend nicht erwähnt, und als nächste Ursache der Krankheit zu unbedingt allgemeine Schwäche im Reproductionssystem angenommen. Bey der Heilung käme es hauptsächlich auf zweckmäßige Lebensweise und Diät an. Zur Verhütung einer drohenden Lungensucht wäre das Opium(?) am wirksamsten, übrigens sey das Eisen das Hauptmittel. Die *Mutterwuth* (*nymphomania*) sey anfangs, wo der volle Ausbruch noch verhütet werden könnte, schwer zu erkennen [zumal bey

O (5).

unschuldigen sittlichen Subjecten, die nicht einmal zum klaren Bewusstseyn kommen über das, was sie begehren]. Die Beschreibung der ersten oft so dunkeln physischen Aufregungen dieses Krankheitszustandes, sein bis zum vollen Ausbruch allmähliges Steigen, besonders aber die einen tiefen Blick ins menschliche Herz und große Delicatesse erfordernde Behandlung desselben, ist höchst anziehend und belehrend. Der weibliche Zuspruch vermöge viel auf den Gemüthszustand einer solchen Kranken, der Arzt aber, besonders der junge, müsse gänzlich aus dem Spiele bleiben. Im vollen Ausbruche des Uebels würde selbst die Ehe(?) ohne Erfolg bleiben; und der wohlgemeinte Rath des Cicero im 4ten Buche der Quæst. Tuscul.: „*etiam novo quodam amore veterem amorem, tamquam clavo clavem ejiciendum putant*“, wäre bey weiblichen Individuen selten von Erfolg. — Nicht ohne Grund ist der Vf. geneigt, der epidemischen Constitution einigen Einfluß auf das Vorkommen der Fehlgeburten zuzuschreiben; es gäbe Jahre, bemerkt er, wo diese häufiger sind. — Dafs die habituelle Epilepsie, wie hier behauptet wird, während der Schwangerschaft auszubleiben pflege, davon sehen wir in diesem Augenblick das auffallendste Gegentheil. — Unbekannt war uns, dafs bey Schwängern, die an Fehlern des Gesichts von Vollblütigkeit leiden, vom Anlegen der Blutegel an die Augen Amaurose zu befürchten sey. — Wie wenig der treffliche B. in Betreff des Puerperalfiebers mit sich selbst im Klaren war, gehet aus Folgendem hervor: „Die Natur dieses Fiebers, heifst es S. 400, kann meistens nur gemuthmafst werden, nähert sich aber in vielen Fällen der Asthenie. Es mag daher ein antiphlogistisches oder ein erregendes Verfahren angezeigt seyn, so müssen beide sehr mild und behutsam seyn. Ein Aderlaß möchte nur bey kräftigen, vollblütigen Statt finden.“ — Die herrschende Constitution bedinge indess vier Modificationen des Puerperalfiebers, das rein *entzündliche*, das *schleimige*, das *gastrisch-gallichte* und das *nervöse*. — Gegen den eigenthümlichen Schmerz im Unterleibe werden Einreibungen und erweichende Fomentationen empfohlen, und wenn der Schmerz sich fixire, zeitig Senfteige, oder ein Vesicatorium. — [Die örtlichen Blutentleerungen werden nicht erwähnt.] Bey der Manie und Melancholie der Wöchnerin wäre dann erst auf eine gründliche Heilung zu rechnen, wenn die Menstruation regelmäfsig wiederkehre. — Die Ursache der *phlegmasia alba dolens* sey noch sehr wenig bekannt. Auch bey Männern soll eine ähnliche Anschwellung nach der Ausschälung der Hoden beobachtet worden seyn [wo? und von wem? —]. Die von vielen Schriftstellern übersehene oder zur Polygalactie gerechnete *Milchrühr* (*galactorrhoea phthisis nutricum*) gründe sich auf einen Ueberfluß an milchigen Bestandtheilen im Blute, und auf eine die Kräfte übersteigende Milchabsonderung. Große Entkräftung sey ein wesentlicher Charakter

derselben, und sie erheische gerade die entgegengesetzte Behandlung, als die Polygalactie; wie dieses gründlich ausgeführt wird. — Was über die Periode des Abblühens des Weibes und über die begleitenden Uebel vorgetragen wird, ist besonders für den angehenden Arzt belehrend.

Der *siebente* oder *erste* Supplementband, vom Herausgeber, enthält die *Zehr- und Destructionskrankheiten*. — Auch in diesem, nach dem Vorwort vom Herausg. ausgearbeiteten, Supplementbande, der Geist des trefflichen B. hie und da nicht verkennen. — Allein das Ganze, im Wesentlichen aus andern Schriften zusammengetragen und in einer verwirrenden Breite nach allen möglichen Dimensionen zwecklos ausgesponnen, ist wenig geeignet, den angehenden Arzt am Krankenbette zu leiten. — Möge Hr. S., dem ausgebreitete Gelehrsamkeit und schriftstellerisches Talent nicht abzusprechen ist, seine zu rege literarische Productivität mehr beschränken und mit Beendigung des *zweiten* Supplementbandes (*Krankheiten einzelner Theile*), von dem wir eben so wie von dem *dritten* Supplementbande, welcher die *Steinkrankheit*, die *Kinderkrankheiten* und ein Register über das ganze Werk enthält, kein günstigeres Urtheil auszusprechen haben, sich und seine Leser zu Athem kommen lassen. —

Hannover.

Detmold.

GRIECHISCHE LITERATUR.

CÖLN, b. Bachem: *Luciani Alexander graeci Prolegomenis instruxit, annotationem et excursus adjecit Carolus Georgius Jakob*. 1822. XXXIV u. 154 S. 8. (1 Rthlr.)

Seit *Hemsterhuis* und *Gesner* war für kritische und exegetische Bearbeitung des Lucian im Ganzen wenig Bedeutendes geschehen. Erst in der neuesten Zeit hat man diesen Schriftsteller wieder einer größern Aufmerksamkeit gewürdigt und theils durch gründliche Bearbeitung einzelner Stücke desselben, theils durch Herausgabe seiner ganzen Werke das nachzuholen gesucht, was in Bezug auf ihn früher versäumt war. Um desto mehr freute sich Rec., als ihm in vorliegender Schrift von der Redaction der A. L. Z. eine neue Bearbeitung eines einzelnen Stücks des Lucian zur Beurtheilung übersandt wurde, zumal als er sah, dafs dieselbe einen Mann zum Verfasser hatte, der sich vorzüglich mit Lucian beschäftigt. Allein Rec. mufs hier sogleich offen bekennen, dafs sich diese Freude bey ihm sehr ermäßigte, je weiter er in das Buch hineinkam. Denn während er sah, dafs dem Vf. zu einer tüchtigen Ausgabe des Lucian mannichfaltige Hülfsmittel zu Gebote standen, drang sich ihm doch bald unabweislich die Ueberzeugung auf, dafs derselbe nicht mit der Ausdauer, Beharrlichkeit und Umsicht gearbeitet habe, ohne welche nie et-

was

was Tüchtiges geleistet werden kann, und daß sich mehr Mangel an einem durchgreifenden festen Plane und vielfältige Spuren von Flüchtigkeit und Unbereikung den Werth dieser Arbeit sehr vermindern. Dieses unser Urtheil wird durch eine etwas sorgfältigere Prüfung des Geleisteten nach Form und Inhalt bestätigt werden.

Was zuerst die Form anlangt, so bemerkt Rec., daß ihm seit langer Zeit kein Buch in die Hände gekommen, das so von Druckfehlern wimmelte, als das vorliegende. Die Zahl derselben muß weit über 1000 gehen. Man kann dies leicht aus den ersten Seiten ermessen, welche doch gewöhnlich sorgfältig corrigirt werden. Auf der ersten Seite des Textes p. 3. sind 2, p. 4. 3 Druckfehler, p. 5. sind 7, p. 6. 9, p. 7. 11, p. 9. 17, p. 21. nur in den auf dieser Seite vorkommenden griechischen Wörtern 24 Druckfehler. In dieser Weise ist das ganze Buch gedruckt und der griechische Text dadurch zuweilen so entstellt, daß man eine andre Ausgabe bey der Lectüre zur Hand haben muß. Hiernach kann man nur erstaunen, wenn man in dem von dem Herausg. gefertigten Druckfehlerverzeichniß nicht mehr als 9 Drucksünden bemerkt findet, mit dem Bedeuten: *cetera peccata lector benevolus ipse emendabit*. Auch andere Nachlässigkeiten finden sich, die allein dem Vf., nicht dem Drucker zur Last fallen. Es ist nämlich in dem Texte oft nicht die Lesart abgedruckt, für die der Vf. sich in seinen Noten erklärt. Der Vf. muß also nicht einmal den Text, den er abdrucken ließ, gehörig corrigirt haben: z. B. Cap. IV entscheidet sich der Vf. für *καὶ τό τε*, im Text steht das alte *τότε*. Cap. V entscheidet sich der Vf. für *ὄντος*, im Text steht das alte *αὐτός*. Cap. IX für *Γαλατίας*, im Text steht das alte *Γαλαταίας*. C. XXXI fehlt *ἐννοῦν ἐργασόμενος*, was der Vf. aufnehmen will. Aehnliche Nachlässigkeiten sind, daß im Anfang des Buches jedes Oxytonon, auf welches ein Comma folgt, den Acut hat, nachher den Gravis; daß von vorn herein unter der Krasis *καὶ εἶνος καὶ ταῦτα* u. s. w. nach den Vorschriften neuerer Grammatiker das *j* *subscr.* weggelassen, gegen das Ende des Buches öfter stehen geblieben ist; daß der Vf. p. 4 versichert, man werde im ganzen Buche *εἰς* gedruckt finden, nie *ἐς*; klein von Cap. VIII an hat der Vf. seinen Text nicht darnach corrigirt, und es wechselt *εἰς* und *ἐς*. — Was zweytens den lateinischen Stil Hn. J's anlangt, so glaubten wir von dem Vf. um desto mehr etwas ausgezeichnetes erwarten zu dürfen, je nachdrücklicher er verlangt, daß man Cicero's Schriften als das Beste in der lateinischen mustergültigen Prosa betrachten und überall, auch wenn man Ausdrücke für Begriffe, welche in dem Zeitalter des Cicero nicht üblich waren, anderswoher entlehne, seinem Ausdrucke wenigstens ein echt-Ciceronisches Colorit geben müsse. Mit diesen Anforderungen steht der Latein in diesem Buche in großem Wider-

spruche. Denn außer dem, daß die Sprache des Vfs meistens lästig und ermüdend breit, nicht selten unklar und unlogisch ist und nichts weniger als Ciceronisches Colorit an sich trägt, stößt man oft auf unlateinische oder falsch angewendete Ausdrücke und selbst auf arge Verstöße gegen Grammatik. Einige wenige Beispiele wollen wir als Proben geben. Pg. VI. *haud una occasione conquesti sumus*. Wie hier, braucht der Vf. im ganzen Buche *haud* sehr oft falsch, statt *non*, und scheint den Unterschied zwischen beiden Worten nicht zu kennen. Auf derselben Seite: *instruxit denique has suis notis, huc illuc longioribus*. Noch öfter kommt bey dem Vf. *huc illuc* so vor, zuweilen auch *hic illic*. Aber beides ist fehlerhaft. Denn *huc illuc* in der hier erforderlichen Bedeutung ist unlogisch, *hic illic* unlateinisch; die guten Lateiner sagen *variis in locis, nonnunquam*. Pg. VII. *partes suscipiendas putavi orationis recte conformatae et rerum illustratarum für conformandae und illustrandarum*. Pg. VIII. *his igitur duumviris ago maximas gratias*. Unter *duumviri* dachte sich der Römer stets zwey vom Staate zu einem gewissen Geschäfte beauftragte Männer, nie wurde es auf das Privatleben übertragen. Der Vf. hat aber zwey Leute so genannt, die ihm zu einer Collation eines Codex verhalfen. Also *duumviri codicibus conferendis*? — Ibid. *sed vel hoc diversitatis genus omittere volui, quia nonnulli haud inepte contendunt, ex talibus vitiis, etiamsi minus ad verba scriptoris expolienda prodessent, — comparari posse*. Wie der Vf. das Imperfectum rechtfertigen will, weiß Rec. nicht. Doch es finden sich sehr häufige Verstöße gegen die *consecutio temporum*. Pg. IX. *quibus lectis non potui quin suavissima imago me affecerit*. Pg. XXII. *cujus orationes quum praeclaro Angeli Maji invento ex tenebris protractae essent, facile intelligitur, quantum abhorreant*. Pg. 27. *nullum habemus qui collocasset*. Pg. 7. *cui codici non tantum tribuendum est, ut prior scriptura mutaretur*. Pg. XI. *non enim is sum, qui errores suos (et tales in illo libro reperiri minime me fugit)*. So wie hier findet sich talis das ganze Buch hindurch germanistisch gebraucht. Pg. XIV. *in lucem publicam prodire*. Aehnliche unlateinische Redensarten und Redeweisen kommen oft vor; wie *disputationes super hoc argumentum*, in welcher Bedeutung der Ablativ stehen muß; *apud mentem revocare, apud mentem intelligere*, nach *apud animum suum reputare* gebildet; *obiter* statt *leviter* tango oder *quasi praeteriens dico*; *theologicari*; *laudare locum* statt *exitare*, *afferre*, da *laudare* nur in der Bedeutung *cum laude commemorare* sich findet. Ferner ist häufig falsch gebraucht *unde* für *quam ob causam*; *desse* statt *abesse*; *tum* als Folgerungspartikel, eben so *deinde*; *aut, sive* und *vel* sind oft mit einander verwechselt; *vetus* ist wiederholt als Adverbium gebraucht und wahrscheinlich mit *antiquitus* verwechselt. Andere Spuren von Flüchtigkeit

keit *in anno, abs eo, ut malebat* sind nicht selten, und bemerken wir nur noch, daß der größte Theil dieser Fehler aus dem Anfange des Buches, wo die Schriftsteller aus Furcht vor den Recensenten, die oft nur den Anfang lesen, meist sorgfältiger sind, entlehnt ist. Jeder wird daher uns um so mehr Glauben beymessen, wenn wir versichern, daß das ganze Buch hindurch das Latein sich gleich bleibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

PHILOSOPHIE.

COSLIX, b. Hendels: *Propädeutik zur Philosophie.* Für den Gebrauch in obern Gymnasialklassen und für junge Studirende zusammengestellt durch *Wilhelm Gotthelf Schirlitz.* 1829. 79 S. 8. (8 gGr.)

Ob man Unterricht in Philosophie auf Gymnasien ertheilen solle, welche Frage sich der Vf. in der Vorrede vorlegt und sie durch gewichtige Stimmen von Philosophen und Schulmännern, sodann factisch durch Vorschrift preussischer Behörden bejaht hält, möchte Rec. lieber verneinen, weil das Gymnasialalter für derley Unterricht zu unreif ist, und die Lehrer selten das gehörige Maass beobachten. Ohnehin erfährt die Philosophie auf Universitäten, ihrer eigentlichen Heimath, so viele wechselnde Gestaltungen, daß die Gymnasien stets schwanken müssen, welche derselben sie aufzufassen haben. Will man indessen ein Uebrigcs thun, so geschieht es in der Art und Weise des Vfs am besten, nämlich einige Begriffsbestimmungen und Eintheilungen der Philosophie zu geben, um sich gleichsam über den Namen, die Lage und Beschaffenheit und einige Merkwürdigkeiten des unbekannten künftig zu bereisenden Landes zu unterrichten. Nur hat auch dieses wiederum seine Schwierigkeit, da die Philosophen über Namen, Lage, Beschaffenheit und Merkwürdigkeit uneins sind. Unser Vf. erhielt durch *Krug* seine philosophische Bildung, will aber zugleich seinen eignen Weg gegangen seyn, was überhaupt Jeder in der Philosophie will. Er theilt die Wissenschaft in diejenige der Erscheinungen (Phänomenologie) und diejenige der Weisen und Gesetze der Erscheinungen (Nomologie). Mit Rücksicht auf ihren Inhalt hält er die Philosophie für die Wissenschaft von der Weise des Seelenlebens, mit Rücksicht auf ihren Zweck für die Wissenschaft von der Begründung des Wissens, und erklärt am Ende, sie falle mit Psychologie oder Anthro-

pologie zusammen. Ganz gut; aber ein Gymnasialschüler, bey welchem das Bedürfnis für Philosophie noch nicht erwacht ist, wird nicht wissen, was er mit solchen Bestimmungen und demjenigen, was sich daran schließt, anzufangen habe. Bedürfnis und dessen individuelle Befriedigung sind bey jeglichem die Wurzel seiner Philosophie.
PP.

Von folgenden Werken sind neue Auflagen erschienen:

ERFURT, b. Knick: *Die Bedingungen und Gesetze des Gleichgewichts; nebst einem Versuche über die Ursachen der Ruhe und Bewegung der Körper.* Von Dr. *Christian Ernst Maer*, ausübendem Arzte zu Erfurt u. s. w. *Zweyte Ausgabe.* 1830. VIII u. 221 S. 8. Mit 1 Kpt. (18 gGr.)

KEMPTEN, b. Dannheimer: *Lehrbuch der neuesten Erdkunde* für den Unterricht und für jeden Freund dieser Wissenschaft, von *A. A. C. Cammerer*, Prof. zu Kempten. *Fünfte*, verbesserte u. stark vermehrte Auflage. 1830. *Erste Abtheilung: Europa.* 400 S. *Zweyte Abth.: Fremde Erdtheile.* 190 S. 8. (16 gGr.)

BERLIN, b. Eichhoff u. Krafft: *Dr. Schulze Montanus, die Reagentien und deren Anwendung zu chemischen Untersuchungen auf nassem und auf trockenem Wege* (d. i. mit Anwendung des Löthrohrs). *Vierte Ausgabe.* Nach einem veränderten und erweiterten Plane bearbeitet, und durch die bewährten Erfahrungen der berühmtesten Chemiker vermehrt und verbessert von *August Wilhelm Lindes*, ordentl. Lehrer der Chemie u. Mineralogie an der k. Realschule zu Berlin u. s. w. Mit 2 Steindrucktafeln. 1830. XXIV u. 477 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

TRIER, b. Lintz: *Anfangsgründe der Arithmetik und ihre Anwendungen im bürgerlichen Leben.* Von *J. P. M. Stein*, Dr. der Philos. u. Oberlehrer am Gymnas. zu Trier. *Dritte*, neuerdings umgearbeitete Auflage. 1829. XI u. 204 S. gr. 8. (20 gGr.)

DRESDEN, in der Hilscher Buchh.: *Lehrbuch der Geometrie für das Geschäftsleben.* Zunächst zum Unterrichte in Industrie-Schulen und technischen Bildungsanstalten, herausgeg. von *G. A. Fischer*, Prof. der Mathematik am k. Sächs. Cadettenhause u. s. w. *Zweyte Auflage.* 1829. 192 S. gr. 8. u. 6 Kupfertafeln in fol. (1 Rthlr. 16 gGr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1830.

GRIECHISCHE LITERATUR.

CÖLLN, b. Bachem: *Luciani Alexander graeco. Prolegomenis instruxit — — Carolus Georgius Jakob etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Gehen wir zum Inhalt des Buches selbst über. Hr. J. hatte bey der Herausgabe des Alexander, nach dem Vorworte, einen doppelten Zweck vor Augen, nämlich Berichtigung des Textes und vollständige Sacherklärung. Zum Grunde gelegt wurde die Reitzsche Textesrecension. Ausser dem schon vorhandenen kritischen Material wurde von ihm ein Pariser Codex und ein Görlitzer, welche er schon bey der frühern Herausgabe des Toxaris gebrauchte, verglichen, und durch Friedemann erhielt er die Collation eines Wolfenbüttler. Unter den alten Ausgaben benutzte er vor Allem die zweyte Aldina, 8 Baseler und die Salmuriensis. Ueber mehrere Stellen, über die er in kritischer Rücksicht nicht ganz ins Klare kommen konnte, befragte er den Hn. Hofrath Seidler um seine Meinung. Ueber manches Geschichtliche gab ihm Hr. Prof. Gieseler und Hr. Prof. Lange in Schulpforte Auskunft. Die Anmerkungen selbst sind schicklich dem Texte untergesetzt. — Wie im Ganzen der Vf. Lob verdient wegen der Sorgfalt, mit welcher er diese kritischen und exegetischen Hülfsmittel sich zugeeignet hat, so in noch höhern Grade wegen des Fleißes, mit welchem er in seinen Anmerkungen alles zusammenstellt, was die Geschichte, die Sachen und die Sprache erläutern konnte. An mehreren Stellen ist der Sprachgebrauch des Lucian durch andere Stellen gut erläutert, die sachlichen Bemerkungen umfassend und manche Stelle kritisch sicher gestellt. Gut sind die Nachrichten über die Cercopen, p. 13 die Erklärung des *ἑως* und die Entscheidung für *βου-λίστως* gegen Frische, der *δοκίσιως* liest, p. 18 über *καθιέντων* und *Κοκκωνῆς*, p. 24 über die Vertheidigung des *ἡλιθίου* und p. 25 des *ὀλλγης*, beides gegen Frische, p. 26 über *κατέχειν*, p. 28 die Vertheidigung des *σύνεσθαι* und p. 33 des *προωκονομη-μένην*, und dergleichen könnten wir aus dem ganzen Buche mancherley anführen. Dagegen kann aber Rec. auch den mannichfaltigen Tadel nicht verschweigen, der den Vf. mit Recht trifft. Erstlich liegt der ganzen Bearbeitung kein klar durchdachter Plan zum Grunde: Denn für Schüler, für welche

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

sie sich schon der unreinen Latinität und der vielen Druckfehler wegen nicht eignen würde, ist sie im Einzelnen meist zu gelehrt und auch deswegen unbrauchbar, weil keinem eine solche Menge der verschiedenartigsten Bücher zu Gebote stehen kann, als darin von dem Vf. citirt sind. Für den Gelehrten aber ist sie in vieler Rücksicht zu ungelehrt, indem sich häufig lange und breite Auseinandersetzungen über längst bekannte Gegenstände darin finden. So hat der Vf. p. 4 mit mehrern Stellen bewiesen, daß im Griechischen nach relativen Partikeln, auch wenn *verba sentiendi* vorangegangen, der Indicativ steht, und ausführlich gezeigt, daß dies im Lateinischen ebenfalls geschieht; p. 8 daß der Comparativ oft mit dem Superlativ verwechselt werde; p. 9 daß *λευκός* von der Gesichtsfarbe der *homines molles luxurque effeminati* gebraucht werde, und daß bey *βλέπειν, μειδιᾶν, γελᾶν*, u. s. w. das Neutrum des Adjectivs sich finde und ähnliche Redeweise im Lateinischen vorkomme; p. 10 weshalb die *Διόσκουροι σωτηρίας* genannt werden; p. 14 daß *ἔνεστι* in der Bedeutung von „es ist erlaubt“ bey Lucian vorkomme; p. 16 daß *τραγωῖα* ironisch gebraucht werde; p. 21 daß *ἄν* mit dem Indic. der historischen *tempora* pflegen bedeutet; p. 28 daß bey den Verbis der Ruhe Präpositionen mit dem Casus der Bewegung oder mit dem Accusativ stünden; p. 71 daß *ὅε* gebraucht werde *ubi transitus fit ab una re ad alteram diversi generis et modi*; p. 45 daß *γάρ* in der Frage gebraucht werde. Dies alles ist nicht bloß angegeben, sondern, ob schon es Jeder aus den grammatischen und lexikalischen Hülfsbüchern zur Genüge weiß, doch noch mit Stellen aus Lucian und andern Schriftstellern lang und breit bewiesen. Und darin besteht ein zweyter Hauptfehler des Buchs. Die Anmerkungen sind meist überladen mit einer ungeheuern Menge von Citaten und Büchertiteln bey Sachen, die zum Theil längst bekannt sind, oder wo doch ein Citat für den Zweck erschöpfend gewesen wäre. Ja es scheint dem Vf. etwas daran zu liegen, mit der wundersamsten Combination verschiedenartiger Bücher aufzutreten. Da erscheint die Frau von der Recke neben dem Kirchenvater Origenes, neben diesem wieder Böttiger, Du Hausset neben dem Vf., als Herausgeber des Toxaris, Suidas neben Tillemont. Dazu kommt, daß der Vf. sich oft auf die Kritik der unnöthiger Weise citirten Stellen einläßt und die Varianten dazu in Parenthesen be-
fügt.

P (5)

fügt. Ueberhaupt hat es der Vf. nicht auf klaren präcisen Vortrag abgesehen; die Meinungen Anderer ausführlich angeführt, erst gelobt, dann gezeigt, daß sie nicht ganz haltbar seyen, und eine andere Meinung dann eben so breit mit allerhand unnöthigen Einschiebseln als die richtige dargestellt. Wie es aber bey vielen Citaten zu geschehen pflegt: oft sind sie erstlich falsch gedruckt; dann, was allein dem Vf. zur Last fällt, oft steht in den angeführten Stellen gar nichts von dem, weshalb sie angeführt sind. Vorzüglich häufig sind Citate aus dem Toxaris des Lucian, allein dabey kann man am deutlichsten sehen, mit welcher Flüchtigkeit der Vf. gearbeitet. Er erwähnt nämlich oft, wenn er mehrere Stellen aus andern Klassikern angeführt hat, man solle übrigens dort nachsehen. Dort stehen aber schon dieselben Stellen. Ja der Vf. führt Beyspiele an, die man zu denen, die im Toxaris stehen, hinzufügen soll, dort stehen sie aber schon. Vgl. cap. VIII, Anm. 3 und 5. Eben so hat der Vf. im Alexander selbst c. VII. Anm. 6. zu τοιοῦτός τις Stellen angeführt und verweist dabey auf cap. IV; dort steht zwar τοιοῦτός τις, aber keine Anmerkung, sondern diese steht cap. II, wo über die Verbindung von τοιοῦτός τις ausführlicher gehandelt und eine cap. VII abgedruckte Stelle schon einmal abgedruckt ist. Cap. XXXII wird πύστιν πυνθάνεσθαι weitläufiger erklärt; dabey heißt es *vide nos ad Toxar. p. 155, ubi quibus ipsi concessimus add. Heindorf. ad Plat. Soph. p. 223 et Krüger ad Xenoph. Anab. IV, 7, 22. cap. LIV. zu ἐρωτησὶν ἐρωτήσας* heißt es: *de vv. ἐρ. ἐρ. sic cap. XI. conjunctis multos laudavi in adnotatione ad Toxar. p. 155; adde Krüger ad Xenoph. Anab. IV, 7, 22.* Wir können so alles übrige mit vielen Beyspielen belegen, wollen indess nur wenig anführen, damit unser Tadel nicht aus der Luft gegriffen erscheine. Wir beziehen uns dabey ganz auf das Obige. Um jene Regel, daß nach Verbis der Ruhe Präpositionen mit dem Accusativ stehen, wie ἀνίστασθαι ἐπὶ τὴν μητέρα, εἶναι εἰς τόπον, zu beweisen, werden 6 Stellen wörtlich angeführt und noch 14 Gewährsmänner mit den nöthigen Nachweisungen genannt. Pg. 34 liest man folgenden Theil von Anm. 3: *Vocabulum Πυμύδιον simpliciter scriptum, quam scripturam etiam de conscrib. hist. 8 et advers. ind. 28 et epigr. 43, 6 (Anthol. t. III. p. 22. VI) restituendam putamus. vide Tayl. ad Lys. T. VI. p. 15. R. Hemsterh. ad Aristoph. Plut. p. 344. Pierson ad Moer. p. 414. Schneider ad Nikandr. Alexiph. 75. p. 103. Boissonade ad Herodian. Epimer. p. 236. et Passovium in lex. s. h. v. At in libris Aristotelicis semper dupliciter scribitur, teste Zellio ad Aristot. t. II. p. 30. De re ipsa vid. intpp. ad Polluc. VII, 45. Schweighäus. adnot. ad Athen. t. VI. p. 416. Wagner ad Alciph. III, 11. p. 47 et Baehr ad Plutarch. Alcib. p. 263.* So findet man p. 21 eine ganze Literaturgeschichte der Meinungen neuerer Gelehrten über die Form δύναι, p. 35 über ἴσθαι als medium von εἶναι, doch ohne Entscheidung, ob Lucian diese

Form wirklich gebraucht. Eben so lange ausführliche Citate finden wir über geschichtliche Gegenstände, wovon das Meiste immer nicht in die Anmerkungen zum Lucian, als vielmehr theils in die Grammatiken, theils in die Wörterbücher u. s. w. gehört. Für die Erklärung ist zweckmäßiger eine knappe gefasste Uebersicht, so weit sie zum Verständniß nöthig; und wo man noch besondere Nachweisungen für rathsam hält, ist oft mit einem Citat die ganze Sache abgethan. Wie wenig aber unser Vf. auf Kürze, Ordnung und Klarheit hinarbeitete, man am leichtesten aus cap. XXXVIII sehen, w derselbe zu den Worten καὶ πρὸς μὲν τοὺς ἐν Ἰταλίᾳ ταῦτα· καὶ τὰ τοιαῦτα μηχανᾶτο zuerst die Varianten angibt; dann mit den Worten von Fritsche anführt, was dieser acutissime soll geschrieben haben, daß nämlich hier eine Lücke sey. Unser Vf. bemerkt dann weiter, daß wenn eine Lücke sey, würde er schreiben καὶ — τὰ τοιαῦτα. Προσμηχανᾶτο δὲ τελετὴν τινα, beweist mit Stellen aus Lucian, Thucydides und andern Citaten, daß δὲ beym Uebergange zu etwas Verschiedenem gebraucht werde, ferner, daß ταῦτα καὶ τὰ τοιαῦτα so verbunden werde; dann wieder, daß die Lateiner wie die Griechen ihr δὲ so ebenfalls autem und atque brauchen, wozu wieder 6 lateinische Stellen angeführt werden. Dieses alles erscheint aber vergeblich, denn weder daß, was Fritsche acutissime geschrieben haben soll, noch was der Vf. gemuthmaßt und bewiesen hat, wird angenommen. Er führt noch eine Conjectur von Seidler an, die der Vf. noch mit einigen Stellen aus dem Lucian unterstützen zu müssen glaubte, daß nämlich τοιαῦτα auf das Folgende bezüglich vorkomme und καὶ ταῦτα ähnlich im Lucian gebraucht finde, was Niemand bezweifelt haben würde, und nimmt endlich die Conjectur, mit Recht, in den Text auf. Diese Stelle mag als Beyspiel für viele Anmerkungen, die eben so breit und verworren vorgetragen sind, genügen. Wie unsicher oft die Citate sind, sieht man am leichtesten daraus, daß selbst, wenn der Vf. sein eigenes Buch, den Toxaris, anführt, dort oft entweder gar nichts oder ganz etwas anderes steht. Pag. 36 ἡμέρας soll Accusativ im Plural seyn. Dazu wird Schuef. ad Lamb. B. Ell. citirt, dann heißt es adde Toxar. 52, wo kein Wort steht. Eben so flüchtig sind viele andere Citate, die zum Theil auch auf einer unrichtigen Ansicht der Stellen beruben, z. B. III. τὸ δὲ σώμα, ἵνα σοὶ καὶ ταῦτα δείξω, μέγας τε ἦν. Der Zwischensatz soll eine abundantia orationis Lucianae seyn, und der Vf. führt eine ganz verschiedene Stelle an, um jene von Wieland angefochtenen Worte sicher zu stellen, nämlich Alex. 4 ὅλος γὰρ ἐπινόησόν μοι καὶ τῷ λογισµῷ διατόπισσον. Philops. 6 ἀμφὸν ἔνεκα, ὡς καὶ ἐν Αισοτήχῳ συγγενάμην κάκεινον ἴδοιμι. Eben so verschiedenartig sind die übrigen Stellen.

Auch gegen die Worterklärung und die Kritik lassen sich mancherley Ausstellungen machen, und in beiderley Rücksicht hatten wir von dem Vf. weit mehr

sehr erwartet. Zu der Redensart *πίστιν πινθά-
σθαι* wird bemerkt, daß diese Redeweise *e con-
suetudine populorum orientalium* entlehnt zu seyn
scheine, und dazu das Lehrgebäude der hebräischen
Sprache von Gesenius citirt. Von dort habe sie
Homer erhalten, *ut Odys. III, 422 βοῶν ἐπιβούκολος
ἦτορ* (welch' unpassende Zusammenstellung) und
π2 οἶνον ἐνοικοποιεῖν. Rec. wünschte wohl von dem
H. über die Möglichkeit dieser Entlehnung genauere
Einsicht zu haben. Um eine Redeweise zu erfin-
den, welche den Deutschen, den Lateinern, Indern
und Persern nicht ungewöhnlich ist, dazu gingen
also die Griechen bey den Semiten in die Schule?
Cap. VII sind die Macedonier erwähnt, dann fährt
Luc. mit *ἐνταῦθα*, dann weiter mit *παρ' αὐτοῖς* fort,
so daß auf ein Adverbium ein Pronomen folgt.
Diesem Gebrauche soll Homer nach des Vfs Ansicht
und Ausdruck *dux* gewesen seyn, und ganz unpassende
Stellen werden zur Vergleichung angeführt. Pg. 27
behauptet der Vf. von *δλεθρός* als Schimpfwort
fluxit hic verbi usus e Demosthene. Eben so
p. 31 *ὕδωρ ἐξ οὐρανοῦ πείσθην* im Gegensatz von
Quellwasser: *verba ἐξ οὐρανοῦ πίπτειν solemnia sunt
de pluvia nec modo poetis usitata, quibus hunc
morem praeiit Homerus ut Odys. IX, 111. 358.
Διὸς ὀμβρός*. Solche Denk- und Redeweisen werden
nicht von einem einzelnen Menschen erfunden,
sondern haben ihren Grund in dem gleichgestimmten
Sprachgefühl des ganzen Volkes.

Noch verkehrter aber ist eine andere Ansicht,
auf welche sich der Vf. etwas zu Gute zu thun
scheint. Cap. XV heist es von den Paphlagoniern
*πάντων τοὺς ἐγκεφάλους καὶ τὰς καρδίας προσέ-
ρημένων* Menschen, denen allen das Gehirn und
Herz ausgenommen war, denen es an Verstand und
Herz fehlte. Die Griechen nahmen, wie wir, bald
das Gehirn, bald das Herz als den Sitz geistiger
Kräfte an, und wo Gehirn und Herz fehlt, fehlen
also auch alle Kräfte des Geistes. Daß die Griechen
beide Redensarten so brauchen, sieht man aus H.
Stephanus s. v. *ἐγκεφάλος*, wo Plutarch. *de defect.
rac.* angeführt ist: *ἐν ταῖς πτέραις τὸν ἐγκεφα-
λον φοροῦντα καὶ τὴν καρδίαν ἐν τοῖς κρατάφοις.*
Aristoph. *Nub.* 1281: *τὸν ἐγκεφάλον ὥσπερ
παιῶσαι μοι δοκεῖς „laborare cerebro seu cerebro
torulo et percusso esse.“* Der Vf. mochte kein
Beispiel vor sich haben, wo *ἐγκεφάλος* so gebraucht
war; da er aber fand, daß die Lateiner *cerebrum*
schon so brauchten, so behauptet er, Lucian habe
das lateinische *cerebrum* ins Griechische übersetzt.
Lucian mußte demnach die reiche griechische Spra-
che für seine Erzählung zu arm gehalten und zur Be-
zeichnung seiner Gedanken im Griechischen sich
den Latinismus erlauben haben. Der Vf. fügt hinzu,
Lucian und Andere hätten häufig lateinische Redens-
arten ins Griechische übersetzt, was eben so wenig
möglich ist, als daß ein Franzose, der Deutsch ge-
spricht hat, sich in seinem französischen Stil Germa-
nismen erlauben wird. Am wenigsten beweist
ἄγμα, das bey Lucian öfter eben so unbestimmt,

als das lateinische *res* gebraucht seyn soll, *καὶνῶν
ὠρέχθη πραγμάτων*. Denn man kann sich aus jedem
Lexikon überzeugen, daß *πράγμα* schon bey Hero-
dot in dieser Bedeutung vorkommt, eben so bey
andern Prosaikern. Rec. will an einigen Beyspielen
zeigen, wie überhaupt die Worterklärung nicht
überall genügend ist. Pg. 4 sagt Lucian von dem
schwierigen Versuche, das Leben des Alexander zu
beschreiben: *ὑποστήσομαι σοι τὸν ἄθλον*. Der Vf.
bemerkt, daß *ὑπέρτασθαι* gebraucht werde, *de iis
qui invitati rem perficiendam suscipiunt*, und verweist
auf Charidem 4. Toxar. 25. und seine Anmerkung
zur letztern Stelle; dort liest man: *ὑποστήναι quod
de iis, qui fortiter et operose pugnant dicitur, hic
transfertur ad eos, qui ipsi invitati rem suscipiendam
aggrediuntur*, wozu noch einmal die Stelle Char-
idem 4 angeführt wird. Allein in dem Worte *ὑπέρ-
τασθαι* liegt gar nicht der Begriff des Unfreywilligen,
indem es bloß heist, sich einer Sache unterziehen,
wie das lat. *subire, suscipere*, und am aller-
wenigsten würde dieser Begriff an unserer Stelle
passend seyn, wo von einer freywilligen Unterneh-
mung des Lucian die Rede ist. Ebd. bemerkt der Vf.
zu den Worten *Ἀλεξάνδρου τοῦ Φιλίππου ἀναγράφ-
ηαι*, daß er über *ἀναγράφειν* alles beygebracht habe
zu Toxar. p. 49. Dort nämlich steht zu den Worten
ἀναγράφειν ἐπὶ στήλης χαλκῆς, daß *ἀναγράφειν* und
ἀναγράφεισθαι die eigentlichen Ausdrücke seyen von
Decreten, die in Stein eingehauen werden, oder
von Lapidarschrift überhaupt. Dieß paßt aber
durchaus nicht für unsere Stelle, wo *ἀναγράφειν* in
seiner gewöhnlichen Bedeutung, *niederschreiben,
aufzeichnen*, steht. — Pg. 6 *ἔξομα καὶ αὐτοὶ εἰς
παράδειγμα ἀνενεγκύν*. *ἀναφέρειν* erklärt der Vf. mit
ablegare, allein an unserer, wie an den von ihm
angeführten Stellen hat es die häufige Bedeutung
sich auf Jemand beziehen. Wenn aber Schäfer zu
Boss. *Ell.* p. 76 vom Vf. angeführt wird, so kann er
unmöglich diese Stelle selbst nachgeschlagen haben.
Denn Schäfer spricht dort von einer ganz andern Redens-
art, nach welcher *ἀναφέρειν εἰς τινα* mit sup-
plirtem *γένος* heist *sein Geschlecht von Jemand ab-
leiten*. Lucian erzählt nämlich, daß, wenn er das
Leben des Alexander beschreibe, er sich auf ein
ähnliches Beyspiel berufen könne; denn Arrian habe
eben so das Leben eines Räubers geschildert. Dann
fährt Luc. fort p. 7: *ἡμεῖς δὲ πολὺ ὁμοτέρον λήστον
μνήμην ποιησόμεθα, ὅσῳ μὴ ἐν ὕλῃ καὶ ἐν ὄρεσιν ἀλλ'
ἐν πόλεσιν οὗτος ἐλήστευεν, οὐ Μυσιάων μόνην οὐδὲ
τὴν Ἰόνην κατατρέχων οὐδὲ ὀλίγα τῆς Ἀσίας μέρη τὰ
ἐρημότερα λεηλασῶν*. Zu dieser Stelle finden sich
folgende Anmerkungen, die mehr oder weniger ver-
worren und unklar sind. Zuerst soll *ἐλήστευεν* erst
zu den Worten *ἐν ὕλῃ καὶ ὄρεσιν* und dann zu *οὗτος*
gedacht werden. „*Solent enim et graeci et latini
sermonis scriptores pronomina demonstrativa ita col-
locare, ut gravitatis sive perspicuitatis causa id
enuntiationis membrum, in quo legitur pronomen,
magis eluceat, demonstrandi vero notione nunquam
plane omitta, quod etiam in nostrum locum cadit.*
Nam

Nam Alexander, quamvis non aderat, notus tamen erat illis, qui hunc librum legebant." Nach dieser unklaren Bemerkung folgen eine Reihe griechischer und lateinischer Beyspiele, die mit unserer Stelle nichts gemein haben, nämlich solche, wo nach vorausgegangener namentlicher Erwähnung eines Gegenstandes in dem Nachsatze derselbe durch das Pronomen wieder aufgenommen wird, z. B. *Ἀντίγονος δὲ υἱὸς μὲν ἦν* etc. — *οὗτος*. erat magna suspicio, Parthos, si ex Syria egredi — conarentur, iter eos — esse facturos. An unserer Stelle aber sind Tilliborus, ein gewöhnlicher Straßenräuber, der in Wald und Gebirgen sein Wesen trieb, und Alexander, der durch Orakelbetrügereyen das ganze römische Reich ausplünderte, einander entgegengesetzt, und es heisst nun von letzterm, daß nicht in Wald und Gebirgen, wie Tilliborus, sondern er in den Städten geplündert habe. In dem *οὗτος* wiederholt sich also durchaus kein früheres Subject, sondern es steht dem in *μὴ ἐν ὄρει καὶ ὄρεσιν* Gegensatzweise angedeuteten Tilliborus entgegen, und darum steht *οὗτος* im zweyten Theile des Satzes *ἀλλ' ἐν πόλεσιν*. Uebrigens glauben wir, daß jener Tilliborus gerade am Berge Ida und in Mysien sein Wesen trieb, weil man sonst diese Gegensätze sich nicht erklären kann. Denn sollte es sich auf den Alexander, der in Paphlagonien den Sitz seiner Betrügereyen aufschlug, beziehen, so müßte man folgenden Gegensatz erwarten: er habe nicht bloß in Paphlagonien und den angrenzenden Ländern sein Wesen getrieben, sondern das ganze römische Reich ausgeplündert. Doch selbst wenn man dieß nicht annehmen wollte, hat der Vf. Unrecht, wenn er bey Mysien und Ida, nachdem er weitläufig mit Stellen bewiesen, wie schwankend und unsicher die Grenzen dieser Bezirke seyen, bemerkt, daß man ganz Asien mit jenen Bezeichnungen zu verstehen habe, denn dieß wird geradezu durch das folgende *οὐδὲ ὅλ्लγα τῆς Ἀσίας μέρη τὰ ἐρημότερα λεηλατῶν* widerlegt. Richtig hat der Vf. *Μυσία*, eine Conjectur des Palmerius, in den Text aufgenommen. Falsch aber vergleicht er *κατατρέχειν* mit dem lat. *incursare*, denn *κατατρέχειν* sagt mehr als das bloße *incursare*, indem in der Präposition *κατά* der Begriff von einem Ende zum andern, durch und durch, liegt, *incursare* zunächst bloß das Ueberschreiten der Grenzen bezeichnet.

Pg. 9 wird Alexander nach seinen körperlichen Eigenschaften, und zwar von dieser Seite als sehr einnehmend und schön geschildert: *Θεοποιεῖται ὡς ἀληθῶς· λευκὸς τὴν χροάν, τὸ γένειον οὐ πᾶν λαίος*. Es ist offenbar, daß *λευκός* hier von der schönen, weissen Haut seines Körpers, namentlich seines Gesichts, zu verstehen ist, wofür in jedem Lexikon die Belege zu finden sind. Unser Vf. aber zeigt mit einem grossen Aufwand von Stellen, daß *λευκός*

homines molles luxurque effeminatos bezeichne, und will dieß also hier so verstehen. Daß dieß falsch ist, lehrt theils der Zusammenhang, theils die Worte des Lucian selbst, mit welchen er seine Schilderung schließt: *καὶ ὅλος, οὐδ' αὐτὸς ἐν μεμνῆτις ἦν τὰ γὰρ*. Pg. 21 *δράκοντος τινος, οἶμαι, τοιοῦτου σὺ δ' εὐδοκῶς*, erklärt der Vf. *οἶμαι* falsch durch *si bene memini*, ungeachtet hier von einer Sache des Gedächtnisses gar nicht die Rede ist, sondern Lactane jene Sage nach eigener Vermuthung erklären will. Auch wird es nachher vom Vf. richtig mit *si bene memini* verglichen, wenn es einen Anstrich von Ironie hat. Diesen Anstrich hat aber *si bene memini* in Cap. XVIII hat der Vf. in den Worten *καὶ ὕστερον ἔψαυτο μετ' ὀλίγον παμμεγέθους αὐτοῦ γεγεννημένον* die Worte *μετ' ὀλίγον*, welche im Wolfenbüttler Codex fehlen, richtig beybehalten, aber ganz ungehörig durch die *nota* *Luciani ubertas* vertheidigt. Denn hier kann von einer bloßen *ubertas orationis* gar nicht die Rede seyn, da beide Worte zu verschiedenen Verbis gehören, indem *ὑστερον* zu *ἔψαυτο*, welches dem bloßen Sehen entgegensteht, gehört, und *μετ' ὀλίγον* zu *παμμεγέθους γεγεννημένου*, um anzudeuten, daß das Grofswerden in kurzer Zeit erfolgte. Cap. XX hat der Vf. mit mehreren Stellen aus griechischen und lateinischen Schriftstellern gezeigt, daß *γὰρ* und *nam* in der Frage gebraucht werde: *πόθεν γὰρ οὗτος ἠπίστατο;* Was mochte sich aber der Vf. wohl denken, als er dann die bekannte Stelle aus Properz citirte, II, 12, 3:

O me felicem, o nox mihi candida et o tu,

Lectule, deliciis facte beate meis.

Nam modo nudatis mecum est luctata papillis.

Ist denn hier von einer solchen Frage die Rede?

(Der Beschlufs folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

- WIEN, b. Heubner: *Versuch einer Zoophysiologie des Pferdes und der übrigen Haussäugethiere*. Nebst einer Skizze und zwey Uebersichtstabellen der merkwürdigsten in der österreichischen Monarchie befindlichen Gestüte, und einem Anhang über die Färbung der Haare bey dem Pferde und den übrigen Haussäugethiere. Als Handbuch für angehende Thierärzte und Oekonomen bearbeitet von Michael von Erdelyi, der Arzneykunde Dr. u. Professor der Anatomie und Physiologie am k. k. Thierarzney-Institut zu Wien. Zweyte vermehrte u. verbesserte Aufl. 1830. XXIV u. 478 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)
- BERLIN, b. Amelang: *Andachtsbuch für gebildete Christen*, von Dr. C. W. Spieker. Fünfte verb. Aufl. 1830. Erster Theil, XXIV u. 396. Zweyter Theil, VIII u. 404 S. 8. (2 Rthlr.) (Siehe die Recension in d. Ergänz. Bl. 1817. Nr. 85.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1830.

GRIECHISCHE LITERATUR.

CÖLLN, b. Bachem: *Luciani Alexander graece. Prolegomenis instruxit. — Carolus Georgius Jacob etc.*

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Verfolgen wir die kritischen Leistungen des Vfs, so müssen wir wiederholen, daß derselbe oft glücklich die richtigen Lesarten ausgewählt und bewiesen, oft auch gegen die Anfechtungen des Hn. Fritzsche sicher gestellt hat. Doch wollen wir auch hier, da einige Beyspiele aus dem Anfange des Buches entnommen sind, zeigen, daß der Text durch die Bemühungen des Vfs noch nicht gänzlich gereinigt oder wiederhergestellt erscheint. Cap. III. οὐδαμῶς ἐν μέρει ἦν ταῦτα γὰρ. Hier hat cod. 3011. *ωμμητός*, und Seidler billigte dies. Unser Vf. hat es, weil es nur in einem Codex steht, nicht angenommen; allein er scheint sonach den Werth dieses Codex nicht genug erkannt zu haben, welcher sehr viele, eigenthümliche Lesarten hat, die von einem Abschreiber nicht herrühren können. Cap. IV. καὶ ὄργανα ταῦτα γενναῖα ὑπερβεβλημένα ἔχων. Es ist von vorzüglichen Geistes Eigenschaften die Rede. Cod. Guelph. hat *γενναίως*. Unser Vf. sagt: „fortasse non male.“ Es zeigt dies aber von geringem kritischen Urtheil, da *γενναίως* ὑπερβεβλημένος, auf eine edelgeborne Art ausgezeichnet, eine verkehrte Verbindung ist; vielmehr ist zu verstanden: diese ausgezeichneten edelangebornen Eigenschaften besitzend. Ibid. πολέμοις καὶ ἐχθροῖς πνεύχειν γένοιτο ἢ συγγενέσθαι τοιοῦτω τινί. Das Ansehn mehrerer Handschriften spricht für καὶ als die schwierigere Lesart, und da dieselbe einen guten Sinn giebt, so ist sie aufzunehmen, *hostibus et inimicis accidit ut in talem incidere eoque uti debeant.* Cap. IV. ἐπὶ πᾶσι δὲ τούτοις τὸ μεγαλοῦργες προσήν (αὐτῷ Ἀλεξάνδρῳ) καὶ τὸ μηδὲν αἰεὶ μικρὸν ἐπινοεῖν ἀλλ' εἰ τοῖς μεγίστοις ἐπέχειν τὸν νοῦν. Cod. 3011 hat als erste αἰεὶ nicht, und Solan und die neuern Herausgeber haben es weggelassen; der Vf. hält es für nothwendig *ad utranque sententiam plene efficiendam, e qua Alexander ne ullo quidem tempore ad se minoris pretii animam advertisse dicitur*, und citirt an mehrere Stellen, die für das Obige gar nichts beweisen. Der Vf. hat nicht beachtet, daß, wenn αἰεὶ zu ἐπινοεῖν gehören soll, es nicht zwischen den

Worten *μηδὲν μικρὸν* stehen könnte, und daß, was die Hauptsache ist, αἰεὶ gar nicht bey einer solchen Verneinung stehen und logisch gar nicht gedacht werden kann. Es müßte dann vielmehr τὸ μήποτε μικρὸν heißen. Cap. VI. ἀπηνθηκίας ἡμᾶ τῆς ὥρας, ἀφ' ἧς τρέφεσθαι ἐδύνατο. Cod. 3011, der, wie wir schon bemerkt haben, besondere Beachtung verdient, hat ἀφ' ἧς, was *Belinus* billigte. Hr. J. sagt, daß schon *Lehmann* bemerkt, *Belinus* habe den Unterschied zwischen ἀπὸ τινος τρέφεσθαι und ὑπὸ τ. τρ. nicht verstanden. Denn ἀφ' ἧς sey zu schreiben, *quia flos aetatis occasio fuit, unde Alexander sibi victum quaerebat.* Damit ist aber ἀφ' ἧς nicht widerlegt, vielmehr wird der Gedanke dadurch stärker und pikanter, wir möchten sagen, mehr plastisch. Denn ἀπὸ τῆς ὥρας ἐτρέφετο heist: er nährte sich von seiner Jugendschönheit; ὑπὸ τῆς: seine Jugendschönheit ernährte ihn, und als diese seine Pfliegerin und Erhalterin gestorben, war er in großer Noth. C. IX. ὁ μὲν — τὴν Χαλκηδὼνα ἐδοκίμασεν ἐπιδήδειον εἶναι ὡς ἐμπόρων χωρίον, τῇ τε Θοράκῃ καὶ τῇ Βιδυνίᾳ προσοκοῦν. In allen codd. steht καὶ ἐμπόρων. Da dieses offenbar fehlerhaft, so nahm schon *Lehmann* das von *Schaefer* vorgeschlagene ὡς auf, und unser Vf. beweist ausführlich, daß, was längst bekannt ist, ὡς und καὶ oft in den Handschriften verwechselt werde. An unserer Stelle, glauben wir, muß καὶ ganz herausgeworfen werden, da es wahrscheinlich aus der Endsylbe des vorhergehenden Wortes entstanden ist, und ἐμπόρων χωρίον ist asyndetisch hinzugefügt, was nicht auffallen kann. In cap. VIII ist die Interpunction durchweg falsch; denn der Vordersatz geht bis *πλουτήσκειν*, dann kommt eine Parenthese bis *ἀνατιθέτων* und mit ταῦτα πρὸς ἀλλήλους schließt sich der Nachsatz an. Diesen Zusammenhang muß der Vf. ganz übersehen haben; er setzt schon, ehe der Vordersatz zu Ende ist, nach φόβου ein Punctum, ein zweytes nach *πλουτήσκειν*, ein drittes noch *ἀνατιθέτων*. Cap. XII. τοῖς δὲ Θεῶν τι καὶ φοβερὸν ἐδόκει ὁ ἀφρός. Cod. 3011 hat καὶ vor ἀφρός, was *Seidler* und mit ihm Hr. J. billigt. Allein wenn *Alexander* sich begeistert stellte und seinen Mund mit Schaum anzufüllen wußte durch das Kauen einer Wurzel, so war es unstreitig der Schaum, welcher die Verwunderung der Paphlagonier erweckte und sie zum Glauben an *Alexanders* Prophetengabe bewog. Sagte man aber: selbst der Schaum schien ihn

etwas Göttliches und Furchtbares, so müßte schon etwas vorangegangen seyn, was noch weit mehr ihr Staunen erregt hätte, was nicht der Fall ist. Denn das *μεμπέναι* konnte erst durch das Erscheinen des *ἀγρός* Glauben gewinnen. Das *καί* ist offenbar entstanden aus der wiederholten Endsylbe des vorhergegangenen *ἐδόξεν*.

Vorausgeschickt sind dieser Bearbeitung *Prolegomena* über den Zweck, den Lucian bey Abfassung dieser Lebensbeschreibung gehabt habe; ferner über die verkehrten Richtungen des Zeitalters des Lucian in Bezug auf Sprache, Denkweise und geistige Bildung überhaupt, und endlich über den Inhalt der Lucianischen Schrift selbst. Aus dem Ganzen sieht man zur Genüge, daß Hr. J. vollkommen im Besitz aller der Sachen war, die zu einer solchen Schilderung gehören. Dennoch aber können wir diese *Prolegomena* nicht gelungen nennen; denn anstatt ein treffendes und anschauliches Bild des Zeitalters nach seinen verschiedenen Richtungen in denselben zu erhalten, findet man nur eine Reihe einzelner, locker an einander gereihter Bemerkungen, welche durch die Breite der Darstellung und die citatenreichen Anmerkungen ihre Schärfe verlieren.

Aber eine schätzbare Zugabe dieser Schrift sind die beiden Excurse, von denen der erste *de recta nominum proprietate in libris Lucianae scripturae*, der andere *de negatione et tum male adjecta, tum male omissa* handelt. Hier zeigt der Vf. eine ausgebreitete Belesenheit überhaupt, vorzüglich aber in den Schriften des Lucian; und wenn wir auch im Einzelnen nicht immer mit seinen Ansichten übereinstimmen können, so sind doch auch viele gute Bemerkungen darin niedergelegt, die zur Kritik des Lucian beytragen können.

GESCHICHTE.

GOtha, b. Perthes: *Geschichte des deutschen Volkes*. Von Heinrich Luden. *Vierter Band*. 1828. XXXVIII u. 567 S. gr. 8. (5 Rthlr.)

In der Vorrede zum vorliegenden *vierten Theile* des ausgezeichneten Geschichtswerkes, mit welchem der hochverdiente Vf. seine Landsleute beschenkt, vertheidigt sich derselbe gegen einige Vorwürfe, die hin und wieder, besonders wegen der Benutzung der Quellen, ihm gemacht worden sind. Rec. ist bemüht gewesen, in der Anzeige der 2 ersten Theile dieses Werkes auf die Ansichten des Vfs von seinen Quellen aufmerksam zu machen und dieselben zu prüfen, indem dadurch allein eine gerechte Würdigung des Werkes selbst möglich gemacht wurde. Von dem Historiker kann nicht verlangt werden, daß eine einseitige Bewunderung seiner Quellen ihn blind mache gegen historische Wahrheit; vielmehr indem er dem Philologen es überläßt, zunächst die Schönheit der Form zu bewundern und zu entwickeln, so muß er den innern Gehalt allein im Auge behalten, und wo er irgend eine Fälschung oder

Täuschung argwöhnt, die trügerische Larve abtöten, und sollte dieses auch Schriftsteller treffen wie Thucydides und Tacitus, die doch als ewige Muster und Vorbilder der Geschichtschreibung gelten werden. Daß also kein Autoritätsglaube den Vf. abgehalten hat, die Kritik zu üben, so wie er glaubte zu müssen (vgl. auch die 11te Note zu Buch Kap. 10.), dafür können wir ihm nur Dank wissen. Hat er im Einzelnen gefehlt, so wird der Fehler ihm selber später gebessert werden, oder doch wenigstens mit geringerer Mühe von denen, die ihm die Geschichte der Deutschen schreiben werden, und die es ihm danken werden, daß er ihnen die Acten dieser Geschichte so vollständig und ausführlich vorgelegt hat.

Der zweyte Vorwurf betrifft die *Form des Werkes*, welchen Vorwurf zu beseitigen der Vf. eine *Anekdote* aus der ersten Zeit seiner schriftstellerischen Laufbahn erzählt, indem er ein Fragment eines Aufsatzes über *historische Kunst* uns mittheilt und ein darüber mit Joh. v. Müller im J. 1804 geführtes Gespräch referirt. Das Resultat desselben ist die Behauptung Müllers: „Das ist die *Objectivität* einer Geschichte, daß das Werk, aus gründlicher Forschung hervorgegangen, mit mannichfaltigen Kenntnissen ausgestattet, mit Geist und Verstand componirt, eigenthümlich dasteht und eine bleibende Stelle in der Literatur einnimmt; und das ist der *Pragmatismus* der Geschichte, daß die Leser des Werkes, so weit die Quellen es möglich machen, klar und deutlich erkennen, wie Alles gewesen und gekommen, daß sie Nahrung finden für Geist und Herz und Beispiele erhalten zur Lehre und zur Warnung, Rasonnements und Reflexionen, wenn sie praktisch sind, hören den Pragmatismus keineswegs; sie sehen ihn vielmehr erst möglich und sind eine dankenswerthe Zugabe“ u. s. w. Und so tröstet sich denn der Vf., daß sein Werk, wenn auch nicht eben in allen Fällen (denn einzelne Mißgriffe werden nie und nirgends fehlen), so doch im Allgemeinen von den wesentlichsten Mängeln, die einem Geschichtswerke vorgeworfen werden könnten, frey seyn werde. So interessant aber auch die angeführte Anekdote ist, so hat sie uns doch keineswegs von dem überzeugt, was der Vf. damit bezweckt. So sehr wir auch den Theorien entgegen sind, die, ohne eine praktische Basis, in die Luft gebaut werden, und so sehr wir auch uns überzeugt haben, daß jeder eigenthümliche Geist sich eine eigene Form schaffen werde für das Werk, das er erschafft, so sehr sind wir doch auch andererseits der Meinung, daß es gewisse Grenzen giebt, innerhalb welcher das Rechte nur bestehen kann, und deren Ueberschreiten sowohl nach der einen Seite hin, als nach der andern, einem Werke wenn auch nicht seinen Werth nimmt, so doch hinsichtlich des Gebrauchs und Genusses von Seiten des Lesers immer schadet. Zwar hat der Vf. allerdings das Recht, so zu schreiben, wie es ihm gefällt; wer wollte es ihm wehren? Aber auch der Leser hat das Recht, nach seinem Ge-

geschmack und Bedürfnis zu wählen, und so wird denn wohl mancher Leser oft durch die Breite, des Vfs Darstellung und Untersuchung angekommen hat, und durch das Manierirte seiner Schreibweise gestört finden. Und wir meinen hier nicht Leser, „denen der Vf. nicht gefällt, und die dem Vf. nicht gefallen“ (S. XXVIII), sondern vielmehr seine Freunde, die seine redlichen Bemühungen pfeiften und ehren, und seinen Verdiensten volle Anerkennung gewähren. — Schliesslich begegnet der Vf. noch einer Besorgnis, als wenn das begonnene Werk wegen der Weitläufigkeit in der Anlage der ersten 3 Bände unmöglich mit 10 Bänden, wie angekündigt war, vollendet seyn könnte. Allerdings müss eine solche Rechnerey, die im besten Falle immer doch von einem sehr geringen Interesse an der Sache zeugt, verdrießlich und niederschlagend für den Vf. eines mühseligen und schwierigen Werkes seyn, und der Vf. hat deshalb mit bitterer Spotte diese Rechner zurechtgewiesen. Wie aber alles im Leben, auch das Widerwärtigste und Verkehrteste, immer auch eine heilsame und nützliche Seite hat, so mag denn auch jene Insinuation der Uebelwollenden den Vf. aufmerksam darauf machen, daß es doch wohl zweckmässig seyn möchte, hin und wieder mehr zusammenzuziehen und sparsamer mit Raum und Zeit zu verfahren, und durch sichere Dämme, da wo es Noth thut, den Strom einzuschließen, der im engern Bette gewaltiger und mächtiger fließt. Und so lassen wir uns noch immer nicht ausreden, daß im 8ten Bande ohne Nachtheil für die Sache viel Raum hätte gespart werden können, und daß die weitere Ausführung der Geschichte der Merovingischen Könige nicht in unsere, sondern in die Französische Geschichte gehört. Doch indem wir diese schon früher von uns gemachte Bemerkung wiederholen, so wollen wir dem Vf. damit keinen Vorwurf machen, sondern wir wollen ihn nur bitten, ungesäumt sein Werk fortzusetzen auf die Weise, wie es ihm beliebt, und *malimum spernere vulgus!* —

Der vorliegende vierte Band enthält das 9te und 10te Buch, von welchen das erstere in 12 Kapiteln die Geschichte der letzten Merovinger seit der Schlacht bey Testri (687) unter den Haus-Ältesten Pippin v. Herstall, Carl Martell und dem jüngern Pippin, bis auf die Verdrängung der Merovinger und die Thronbesteigung Pippin's (752) erzählt. Das 10te Buch befaßt in 14 Kapiteln die Regierung Königs Pippin und Karls des Großen bis auf die Wiederherstellung des römisch-kaiserlichen Kaiserthums (801) und die Vereinigung aller deutschen Stämme unter die Oberherrschaft der Franken. Die zahlreichen Anmerkungen füllen 140 Seiten (von S. 427 — 567). Im Einzelnen den Vf. durch den ganzen Band zu begleiten, möchte zu weitläufig seyn, denn es ist wohl kein einziges Factum, das nicht eine andre Gestalt erhalten hätte, oder andres motivirt, oder wenigstens in einzelnen Punkten berichtigt worden wäre. Wir verweisen hier namentlich auf die Geschichte der Friesen und Sächsischen Kriege, die dem Vf. viele

Aufklärung verdanken, obschon wir ihm nicht bestimmen können, wenn er S. 283 die Irminsul für ein Denkmal des Arminius gelten lassen will; denn wenn es deutsche Art wäre, daß man nach 8 Jahrhunderten noch Namen und Ort eines denkwürdigen Ereignisses im Gedächtnis hätte, auch ohne des Ereignisses selbst sich noch zu erinnern, so stände es überhaupt ganz anders mit der deutschen Geschichte. — Wir wollen hier nur 3 Punkte herausheben, aus dem Anfange, der Mitte und dem Ende dieses Bandes, um zu zeigen, welche wichtige Aufschlüsse wir den Forschungen des Vfs verdanken.

Sogleich im ersten Kapitel des 9ten Buchs wird der Folgen der Schlacht bey Testri gedacht, als eines Sieges, den die Austrasier für ihren Fürsten Pippin über die Neustrier, ihre ehemaligen Sieger, erfochten hatten. Pippin, obgleich Ueberwinder, hatte dennoch einen schweren Stand; aber Nationalität und Christenthum wurden die Stützen, an denen er sich hielt. Indem er die Neustrier mit dem Scheine der Selbstständigkeit und der Ehre abzufinden suchte, schloß er sich mit aller Macht den Austrasiern an, und sein Streben ging nun dahin, alle deutsche Völker mit den Austrasiern zu vereinigen und diese Vereinigung durch Erweiterung des christlichen Kirchenwesens zu befestigen. Dabey achtete er die alten Formen und schien immer nur Veraltetes wiederherzustellen, wenn er Neues gründete. Darum nur scheint die Erzählung des Eginhard, der auch die *Annales Mettenses* im Ganzen zustimmen, und welche alle Spätere nachgesprochen haben, als wenn Pippin die Merovingischen Könige, indem sie ganz ohne alle Kraft gewesen, in die äußerste Unbedeutendheit zurückgestoßen und ihnen nichts gelassen habe, als den königlichen Namen, ihr langes Haar und ihren Bart und ein Landgut von geringem Werthe, aus dem sie ihre nothwendigsten Bedürfnisse bezogen und von wo sie auf einem Wagen, von zwey Ochsen gezogen und von einem bäuerischen Treiber geleitet, in die Volksversammlung sich begeben hätten u.s.w. — eine offenbare Täuschung zu seyn, die entweder Eginhard sich hat zu Schulden kommen lassen, oder durch welche er selbst hintergangen worden ist. Der Vf. giebt mehrere Beweise für die Ungereimtheit jener Erzählung, und stellt dann von dem wahrscheinlichen Zusammenhange der Sache folgende Ansicht auf: Pippin habe mit dem in der Schlacht bey Testri gefangenen Könige Theodorich III. ein förmliches Abkommen getroffen, in welchem ausgemacht worden, daß der König in alter Weise das Reich Neustrien mit Burgundien besitzen, daß aber Pippin ohne Einwirkung des Königs Austrasien verwalten und ohne königlichen Namen in königlicher Weise verwalten solle. Nur zu den öffentlichen Tagen zu Anfange des Monats März solle der König nach Austrasien kommen, um in der Versammlung den Vorsitz zu führen und dadurch den Namen des Einen Fränkischen Reiches auch in diesen Landen zu erhalten. — Durch diese Annahme scheinen alle Widersprüche und Schwierigkeiten ausgeglichen zu werden, und dadurch

durch wird auch der allmähliche Uebergang der königlichen Macht und des königlichen Namens auf das Geschlecht Pippin's begreiflich.

Der zweite Punkt, den wir herausheben wollen, steht mit dem vorigen in der genauesten Verbindung; er betrifft nämlich die Ursachen, welche Pippin den Jüngern bewogen, den letzten Merovinger, *Childerich*, vom Thron zu stoßen und sich mit dem Namen eines Königs darauf zu setzen. Der Vf. zeigt, daß es kaum zu begreifen ist, warum Pippin von dem Beyspiele seines Vaters und Großvaters abwich, welche eben so gut wie er sich zu Königen hätten machen können, wenn sie es gewollt hätten; warum er nicht lieber wartete, bis der letzte Merovinger in Frieden ins Grab gestiegen war, statt ihn gewaltsam vom Throne zu verdrängen u. s. w. Daher vermuthet er, Pippin sey mehr zum Throne hingedrängt worden, als daß er denselben gesucht habe, und findet es wahrscheinlich, daß die Erhebung Pippin's zur königlichen Würde von der Kirche ausgegangen, und zwar entweder ein Werk des Erzbischofes Bonifacius gewesen sey, oder daß doch Bonifacius aus eigenem Antriebe, oder auf Betrieb des Papstes den größten Antheil an diesem Werke gehabt habe. Der päpstliche Stuhl nämlich mußte am meisten durch das Königthum der Pippiniden gewinnen; einestheils drohte ihm die Hauptgefahr von der Seite der Longobarden, und die einzige wirksame Hülfe konnten nur die Franken gegen diese leisten; und so mußte denn der Papst dahin streben, den Pippin mit dem heiligen Stuhle in eine solche Verbindung zu bringen, daß demselben an der Erhaltung dieses Stuhles nicht weniger gelegen wäre, als ihm selbst. Anderntheils war im Verlaufe der letzten Decennien, besonders durch Karl Martell, im Frankenreiche die Einheit der Kirche und der Supremat des Papstes als Oberhauptes dieser Kirche entschieden worden. Doch wie leicht konnte nicht das ganze Gebäude wieder zusammenstürzen, wenn es nicht auf andere Weise befestigt wurde? Weil nun bey dem Aussterben der Merovinger das Königthum der Franken ohne allen Zweifel auf die Pippiniden von selbst übergegangen wäre, so mußte die Kirche, damit sie ihren Vortheil nicht aus der Hand gäbe, eilen, die königliche Würde als ein Geschenk der Kirche an jenes Geschlecht zu bringen, und indem sie es übernahm, die Frage über das Recht bey Seite zu schieben und das fehlende Recht zu ersetzen, und indem die Franken, hierauf eingehend und das Recht vergessend, vor dem apostolischen Ansehen des Papstes sich beugten, so hatte sie die höchst denkbare Sicherheit erlangt; der König mußte Beschützer der Kirche seyn, weil er der Kirche den Thron verdankte, und die königliche Würde, die bisher auf rein-weltlicher Grundlage geruhet hatte, kam nun durch die Kirche von Gott. — Diese höchst geistreiche Ansicht ist unsers Wissens dem Vf. eigen thümlich, und giebt den besten Beweis von der Unbefangenheit seiner Forschung und von seinem Scharfsinne. Allerdings haben die dürfftigen Chronisten, in welchen die Geschichte jener Zeiten enthalten ist,

nichts hiervon; doch das wäre auch zu viel von ihm verlangt; zudem giebt der Vf. seine Ansicht auch nur als Vermuthung, keineswegs als Gewißheit aus, daß ihm auch der allglaublichste Leser deshalb nicht wird zürnen können.

Der dritte Punkt betrifft die Erneuerung des Kaisertums durch Karl den Großen, mit welcher Begebenheit dieser Band schließt. Es kann nicht geläugnet werden, daß Karl d. Gr. mit dem Gedanken und in der Absicht, sich mit der Kaiserkrone zu schmücken, im 800 nach Italien und Rom zog; auch ist es wohl kein Zweifel unterworfen, daß er mit dem Papste Leo über diesen Plan vielfach verhandelt haben wird. Nacherscheint es als eine große Unredlichkeit von Seiten Karl's, wenn er nach der gewöhnlichen Erzählung sich höchst überrascht stellte, als der Papst ihm die Kaiserkrone am Weihnachtsfeste nach dem Gottesdienste aufs Haupt setzte, und (nach Eginhard) später erklärte, er würde nicht in die Kirche gegangen seyn, wenn er die Absicht des Papstes geahndet hätte; was gewöhnlich so verstanden wird, daß Karl den Schein habe gewinnen wollen, als wenn er in seiner Demuth sich für unwürdig gehalten habe, sich mit der höchsten irdischen Ehre zu schmücken. Eine solche Heuchelei aber stimmt keineswegs zu Karl's ganzem Wesen, und so müssen wir es unserm Vf. Dank wissen, wenn er den wahren Zusammenhang der Sache auch hier darlegt. Allerdings war es Karl's Absicht bey seinem Zuge nach Italien, die Kaiserkrone zu gewinnen, welche er als den Gipfel kriegerischen Ruhms und kriegerischer Ehre betrachtete, und die ihm gerade deshalb noch besonders wichtig schien, weil er dadurch in den Stand gesetzt zu werden glaubte, die weltliche Macht vom geistlichen wieder unabhängig zu machen, und sein Haus von der Verbindung mit dem apostolischen Stuhle zu befreien, in welche dasselbe durch den Gang der Dinge in frühern Tagen hineingekommen war. Doch indem die Vorkehrungen zur Uebernahme der Kaiserwürde getroffen wurden, beschloß der Papst, Karl'n zuvorzukommen, und eben so, wie früher die königliche Würde durch den Papstan Karl's Vorfahren gekommen war, auch das Kaisertum als freye Gabe der Kirche jetzt Karl'n selbst darzubringen. Dadurch ward die Macht der Kirche gerettet und die Stellung des Papstes zur christlichen Welt als Oberhaupt der Kirche gesichert. Darum stellte sich Karl nicht überrascht, als der Papst ihm die Kaiserkrone bot, sondern er war es wirklich, weil er sich übervorthell sah, und er doch die Krone nicht zurückweisen durfte, indem er dadurch sich selbst in seinem Streben gehindert haben würde. Daß Karl aber wirklich der Ansicht war, daß die Kaiserkrone ihm für nicht vom Papste verliehen, sondern durch den weltlichen Arm übertragen werden sollte, bewies er später, indem er noch vor seinem Ende seinem Sohne Ludwig ohne Vorwissen und Mitwirkung des Papstes eigenhändig die Kaiserkrone aufs Haupt setzte. — Es wird schwerlich hiergegen etwas einzuwenden seyn, vorzüglich wenn man sich von der Richtigkeit der Ansicht des Vfs über das Verhältniß Pippin's, des Vaters Karl's des Gr., zur Kirche, wovon oben die Rede war, überzeugt hat.

Druck und Papier müssen fortdauernd als vorzüglich gerühmt werden, und bey der Mäßigkeit des Preises ist die Verlagsandlung nicht genug deshalb zu beloben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1830.

GESCHICHTE.

Pzst, b. Hartleben: *Geschichte des Osmanischen Reiches*, großentheils aus bisher unbenutzten Handschriften und Archiven durch *Joseph von Hammer*. *Vierter Band:* Vom Regierungsantritte Murad des Dritten bis zur zweyten Entthronung Mustafa's I., 1574 — 1628. Mit einer Karte. 1829. VIII u. 708 S. *Fünfter Band:* Vom Regierungsantritte Murad des Vierten bis zur Ernennung Mohammed Köprili's zum Großwesir, 1628 — 1656. Mit einer Karte. 1829. XII u. 764 S. *Sechster Band:* Von der Großwesirschaft Mohammed Köprili's bis zum Carlowitzer Frieden, 1656 — 1609. Mit einer Karte. 1830. VIII u. 760 S. gr. 8. (15 Rthlr.)

Von diesem Werke, dessen drey erste Bände in der A. L. Z. Jahrg. 1828. Bd. 2. St. 184 und den Erg. u. St. 138 angezeigt worden sind, haben wir, laut einer Nachricht des Verlegers über die Fortsetzung und den Beschluß desselben dem vorliegenden sechsten Bande, womit es dem anfänglichen Plane des Vfs gemäß geschlossen werden sollte, noch drey Bände nachfolgend zu erwarten, so daß das ganze Werk aus neun Bänden bestehen wird.

Der Vf. bleibt sich in der Bearbeitung seines Gegenstandes, der in der europäischen und asiatischen Völkergeschichte so allgemein erfassend und wichtig gewordenen Geschichte des osmanischen Reiches treu. In den vorliegenden drey Bänden ist fortgesetzt dieselbe Einrichtung und Abtheilung des Ganzen, durch alle Abschnitte oder Bücher derselbe Geist der Behandlung der Geschichtserzählung, dieselbe Vollständigkeit und sehr fleißige und getreue Benützung der vorhandenen Quellen und Hülfsmittel, der selbe geschichtliche Vortrag in demselben eigenthümlichen blühenden Styl durch geßissentliche Beybehaltung der neuorientalischen Schreibart und Weise des Ausdruckes. Durchaus sind auch in diesen drey Bänden der Fortsetzung des Werks am Rande der Seiten die Jahrszahlen beygefügt, so wie auch die Angabe des jedesmaligen Inhalts der Paragraphen; fortwährend finden sich die nöthigen Erklärungen und literarische Hinweisungen in *Textesnoten*, die umständlichen historischen, literarischen, antiquarischen Nachrichten, Erörterungen aber in schätzbaren, am Ende der Geschichtserzählung nachfolgenden *Erläuterungen*.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Das Erste in einem jeden der vorliegenden Bände ist die Uebersicht der für jeden derselben benutzten morgenländischen Quellen, mit auf die Uebersichten in den vorigen Bänden zurückweisender Bemerkungen, welche nun noch in die folgende Geschichte reichen. Der für die fortlaufende Geschichte, welche in diesen drey Bänden dargelegt wird, neu hinzugekommenen morgenländischen Quellen sind fünf und siebenzig an der Zahl; nur wenige darunter sind gedruckten, die übrigen alle in handschriftlichen Exemplaren verschiedenen Formates, mehre wiederum aus des Vfs eigener Sammlung. Der *allgemeinen Geschichte* für den vierten Band fünf, für den fünften fünf, für den sechsten drey; der *speciellen Geschichte einzelner Regierungen und Begebenheiten* für den vierten Band zehn, für den fünften elf, für den sechsten acht; der *Biographien und Anthologien* für den vierten Band zehn, für den fünften drey, für den sechsten noch eine; der *Sammlungen von Gesetzen, Staatsschreiben und Urkunden* für den fünften und sechsten Band zusammen achtzehn. Nur eine neu hinzugekommene *geographische Quelle* in der Uebersicht bey dem fünften Bande angezeigt. Das geographische Werk *Tārīkh i Sseijāh* oder *Geschichte der Reisenden*, von Ewliā Efendi (aus der zweyten Hälfte des 17ten christlichen Jahrhunderts) 4 Theile in 2 Foliobänden. Das Verzeichniß aller dieser neu hinzugekommenen Quellen ist übrig dem in den vorigen Bänden gleich, und bleiben daher auch hier die darüber in der Anzeige des ersten Bandes geäußerten Wünsche in ihrer Geltung. Auf den angeführten und durchaus benutzten morgenländischen Quellen finden sich, so wie in den vorigen auch in den vorliegenden Bänden des Werks, in den Textesnoten fortwährend die übrigen vorhandener und vom Vf. gebrauchten Quellen und Hülfsmittel zur Bearbeitung osmanischer Reichsgeschichte, Constantinischer und ältere und neuere europäische Schriftsteller, besonders die jedesmal gleichzeitigen Historiker, richterstatte, aufgeführt und gewürdigt.

Das Werk des Vfs setzt sich im vierten Bande mit dem sieben und dreyßigsten Buche, im fünften Bande mit dem sechs und vierzigsten, im sechsten Bande mit dem drey und fünfzigsten bis Ende des sechzigsten Buches fort, deren Inhalt und Inbegriff aus den Ueberschriften der einzelnen Bücher jedes Bandes in einer besondern *Inhaltsanzeige* Uebersicht gestellt ist. Der vierte Band beginnt mit dem 37sten Buche die Geschichtserzählung mit

Zeitpunkte des Sinkens osmanischer Macht unter der Regierung *Murád's III.*, sogleich von Anfang dieser Regierung an, und setzt sich durch die Regierungen der Sultane bis Ende der Herrschaft des blödsinnigen Sultan *Musztafa I.* und der Thronerhebung *Murád's IV.* fort *). Von dieses Sultans Regierungszeitraum bis zu *Muhammed Köprili's* Ernennung zum Großwesir vollendet sich dann der *fünfte*, und von diesem Zeitpunkte an bis zum Carlowiczer Frieden, Jahr Chr. 1699, der *sechste* Band.

In dem hundert fünf und zwanzigjährigen Verlauf dieser Geschichte tritt es durch die so gründliche als ausführliche, bis in die geheimsten Beweggründe der Handlungen entfaltete Darlegung des Vfs heller als in irgend einem Werke seiner Vorgänger hervor, was auch die vorhergehenden Bände des Werks, obwohl noch nicht in so gesteigertem Grade und in der überschwanklichen Masse ergeben haben und ergeben mußten, auch in der Folge sich weiterhin bis zur Beendigung des Werks ergeben und bestätigen muß, daß die ganze Geschichte des osmanischen Reichs, dieses wildwuchernden Pflanzstaates des Muhammedanism, Spiegels des Geistes muhammedanischer Religion und Gesetzgebung, sich als ein fast ununterbrochenes Angehäufte und Geein von empörend ausgezeichneten, durch stetes Weiberregiment, unsinnigen Luxus, läppische Handlungen und wahre Tollhausstreiche, und viehische Ausschweifungen fast aller Thronbesteiger und der allermeisten obersten Reichsglieder am Ruder des Staats, genährten Auswüchsen des Despotismus bewährt, und sich im Fortschritt der Zeiten mit Bundbrüchigkeiten, Treu- und Pflicht-Verletzungen, Meuchelmorden, Blutvergüssen und andern ungezügelten, theils sogar *verfassungsmäßigen* und als *Reichsgesetz gesetzlichen* Grausamkeiten, unerhörten Barbareyen und Grauelthaten gleichsam selbst überbietet. Von allem dem giebt die Geschichtserzählung in den vorliegenden drey Bänden in ganz vorzüglicher Weise Zeugniß fast auf allen Seiten, wobey die Unzahl von Erpressungen und unverschuldeten Hinrichtungen noch als das Geringste von Allem betrachtet werden mag. — Ob zwar auch der bündigste Auszug, wie überhaupt aus diesem Werke als insbesondere jetzt aus den gegenwärtig anzuzeigenden drey Bänden desselben, nicht Statt finden kann, auch nicht zweckmäßig seyn würde: so kann doch Rec. nicht umhin, zur Rechtfertigung seiner Behauptung aus der überschwanklichen Menge des Unsinnigen, Läppischen und wahrhaft Tollhaislichen, der viehischen Ausschweifungen, der Grausamkeiten, Barbareyen und Greuel-

thaten, ohne absichtliche Auswahl für! diejenige Leser, welche in die Geschichtsforschung und namentlich in den vom Vf. bearbeiteten *einzelnen* Zweig derselben nicht schon eingeweiht sind, auf einige Thatfachen solcher Art hinzuweisen:

Im vierten Bande schildert der Vf. S. 9. 10. Sultan *Murád III.* Charakter. Ein Liebhaber Tanz und Musik, von Possen und lustigen Fällen, umgab er sich, nach der Erzählung des Vfs mit Tänzern und Tonkünstlern, mit Zwergen, Schalksnarren, unter die er Gold Handvoll amtheilen pflegte. Mit einem derselben ereignete sich, daß der Schalksnarr einst nicht um hundert Ducaten, sondern um hundert Prügel bat. Du sollst sie haben, sagt *Murád*. Als fünfzig zugemessen waren, schrie der Geprügelte: Halt! die andere Hälfte gehört nicht mir, sondern dem Bostandschi, der mich zu holen kam und dem ich die Hälfte dessen, was mir heute bescheert würde, versprechen mußte. So erhielt dann der Bostandschi fünfzig Prügel und der Schalksnarr für den guten Einfall (die boshafte Schürkerey) so viele Ducaten. Unter solcher Umgebung und Gerechtigkeitspflege (nach türkischem Begriff) ging der Tag hin bis zum Nachmittagsgebete, wo der Sultan mit den Worten: „Gott sey Dank, daß uns dieser Tag auch so vergangen“ aufstand, und ins Harem ging, dessen Vergnügungen er so unmäßig fröhnte, daß die Zahl der knabengebährenden Günstlinginnen auf vierzig, die der Kinder *Murád's* über hundert, die der Skivinnen auf ein halbes Tausend anwuchs, und der Preis der letzten zu Konstantinopel in kurzer Zeit auf's Hundertfache stieg. Als ihn die Mutter und Schwester durch das Geschenk von zwey Sklavinnen der Alleinherrschaft der Gemahlinn *Sza ffije*, Bassa, zu entreißen bemüht waren, blieb seine Kraft hinter seiner Lust zurück, was die Mutter [würdige Schülerinn des Pseudopropheten (*)] sogleich magischem Nestelknüpfen der Venetianerin zuschrieb, und Jüdinnen und Sklavinnen, welche von der *Sza ffije* zu solchen zauberischen entzerrnden Künsten gebraucht worden seyn sollten, wurden ganz unschuldig durch die Verschnittenen unarmherzig gefoltert, einige ins Wasser geworfen, viele nach Rhodos und auf andre Inseln verbannt. — Band V. S. 429 f.: Der Despotismus der Weiber des Sultan *Ibrahim I.*, unsinniger Luxus an seinem Hofe, die Sklaverey, in welcher ihn das Harem hielt, und die Tyranney des Großwesir *Ahmed-paschá* stiegen von Tag zu Tag. Als auf dieses Wohlüstlings *Ibrahim* Befehl für die achte ihm förmlich als Gemahlinn angetraute Günstlinginn, Telli, der

*) In der Rechtschreibung der orientalischen Namen und Wörter bindet sich Rec. in dieser Anzeige nicht an die von dem Vf. befolgte weniger genau der Schrift der Originale und der wahren Aussprache entsprechende Schreibweise, (in welcher auch nirgends die langen Vocale von den kurzen unterschieden werden). So entledigt er sich in der Folge, da wo es dienlich zu seyn scheint, auch nicht der Beysetzung der Namen und Wörter mit orientalischer Schrift. Es würde gewiß vielen Besitzern des Werks sehr angenehm seyn, wenn der Vf. diese Beyfügung der Wörter in ihrem eigenthümlichen Schriftzug nicht außer Beachtung gelassen hätte.

**) Vergl. *Koran* Sure CXIII. Deutsche Uebersetzung. Halle 1848. S. 751 — 755.

er ihr von ihm geschenkte Palast Ibrahimpáschá's ganz mit Pelzwerk ausgeschlagen werden sollte, und auch die Teppiche in demselben durchaus Pelzwerk seyn sollten, der Großwestr und der Defterdar, aller gewaltsamen fiscalischen Maafsregeln ungeachtet, so vieles Pelzwerk nicht aufzubringen im Stande waren, daher sich begnügen mußten, ein einziges Kúschk des Palastes auf die befohlne Weise mit Zobel- und Luchsfell auszuschlagen, findet der pelzvählerische Wüstling, indem er das bisher unüberbotene höchste Denkmahl von Zobel- und Zofen-Luxus besah, in demselben auf einem einzigen Flecke die Farbe der an einander gefügten Felle nicht ganz genau in einander fließend, und es mißfällt ihm das Ganze so sehr, daß er sogleich den Finanzminister absetzt und cinkerkern läßt. — Der Despotismus der Weiber über diesen Ibrahim ging so weit, daß eine derselben ihn sogar beredete, seinen Bart mit Edalgesteinen zu schmücken und sich damit öffentlich zu zeigen, was, wie der Vf. sagt, für bösestes Wahrzeichen galt, weil nach morgenländischer Ueberlieferung Pharaon allein auf diese Art seinen Bart geschmückt haben soll. Der Vf. macht hierbey die Bemerkung, daß die auf Mumien in den Bart gemalten rothen, gelben und grünen Kugeln für die Wahrheit der alten Ueberlieferung sprächen.?? — Nach Band IV. S. 241 waren bey der Thronbesteigung *Muhammed's III.* von seines Vorwesers *Murád III.* hundert und zwey Kindern sieben und zwanzig Töchter und zwanzig Söhne noch im Leben, neunzehn nach dem Reichsgesetze des Brudermordes nur bis zu des Vaters Beerdigung, auf welche 24 Stunden später die ihrige erfolgte. Damit der Greuel des Kampfes um Tod und Leben und der Flüche, welche die unglücklichen Schlachtopfer wider den Brudermörder und seine Henker ausstießen, ein Staatsheimlichnis bleibe, wird die Hinrichtung Stummen übertragen. Nicht genug! nach der Erwürgung der neunzehn Prinzen werden sieben schwangere Klavinnen in das Meer gestürzt. — Eine Kleinigkeit war es (dem zufolge, was S. 524 erzählt ist,) unter andern für *O'smán II.*, während des Auszuges in den Krieg wider Pohlen im J. 1621, als er auf dem Wege nach Adrianopel über eine Brücke zog, vier unter derselben, ihn um ein Almosen anzusprechen hervorspringenden indischen Derwischen auf der Stelle die Köpfe abschlagen zu lassen. — Band V. S. 162: Allnächtlich im J. 1683 acht Sultan *Murád IV.* in eigener Person die Wachen, und wen ohne Licht er in den Straßen trifft, oder bey Kaffee oder Pfeife Tabak findet, das Kind des Todes. Am Morgen bezeugen dann die Leichname, auf die Straßen ausgeworfen, die allnächtlige Tyranney. — Derselbe Wüthrich (S. 212) läßt einen Dolmetsch des französischen Botschafters *Marcheville*, weil er die Rechte und Freyheiten der Verträge mit Nachdruck und Wärme vertheidiget, spießsen, einen venetianischen Aufmann, welcher von dem Lugaus seines Hau-

ses mit einem Fernrohr nach dem Sserai siehet, zum Schauspiel seiner Mordbegier auf dem Lugaus im Hemde und mit einer rothen Fahne aufhängen u. s. w. u. s. w., wie auf derselben angeführten und folgenden Seiten des Mehren von Abscheu erregenden Blutszenen zu lesen ist. — Zum Beschlusse nur noch aus Band VI. S. 39 und S. 89. eine der geringsten von den zahllosen scheußlichen Unthaten des machiavellischen achtzigjährigen Wüthrichs *Muhammed Köprili*, da er im J. 1658 dem Sohn des französischen Botschafters *Mr. de la Haye*, den der Vater statt seiner nach Adrianopel sendete, den *Mr. Vautelet*, wegen seiner Freymüthigkeit durch die Tschausche prügeln, in einen Thurm des Stadtwalles werfen, und dieses mit so viehischer Roheit vollziehen ließ, daß sie demselben einen Zahn einschlugen; hiernächst aber die Bemerkung, daß binnen den fünf Jahren der Großwestrschaft durch ihn 36000 Menschen gewaltsamen Todes sterben mußten, in welcher Befleckung mit Menschenblut der Sultan selbst tagtäglich wetteiferte. —

Wenn bey allem dem der Vf., ob er schon in den vorliegenden Theilen im Fortgange der Begebenheiten mehr und mehr sich eines gerechten Unwillens über die vorgefallenen Schändlichkeiten nicht entäußern kann, vielmehr nicht selten bittere Rüge spendet, hier und da im Einzelnen (z. B. Band IV. S. 24 und S. 52 ff.) die Greuel der Geschichte des osmanischen Reichs und seiner Verfassung, und die Missethaten seiner Herrscher und staatsverwaltenden Häuptlinge und Gehülfen [dieser Geißeln Gottes oder Knuten des Teufels!] durch gleiche oder ähnliche Beispiele der Barbarey und Grausamkeit bey allen alten Völkern, wie namentlich nicht nur den alten Persern und Parthern, den Egyptern, den Germanen, ja selbst den gebildeten Griechen und Römern, sondern vornehmlich auch den Dynasten des neupersischen Reiches im Zeitraume der Schahen seit Gründung der Dynastie *Szaffewi* durch *Scháh Issma'il*, zu verschwächen bemüht zu seyn scheint: so kann dieses das Urtheil des Rec. und aller, die gleiches Gefühl mit ihm theilen, über den Charakter der ganzen Geschichte des osmanischen Reichs in keiner Weise entwaffnen, weil die Bosheit des einen durch die Bosheit des andern nicht entschuldigt, noch weniger gerechtfertiget ist; weil bey den Anforderungen an die Cultur und Sittlichkeit der Nationen die Verschiedenheit der Zeitalter, und daß Muhammedaner weit entfernt sind, als Heiden gelten zu wollen, wohl zu berücksichtigen steht; weil Bosheit und Greuel in einzelnen Beyspielen, als Ausnahmen von der Regel, kaum in eine Vergleichung gestellt werden können mit gleicher, ja noch gesteigerter Bosheit und verdoppeltem Greuel, wo sie nicht mehr als Ausnahmen eintreten, sondern allgemeinherrschend und zur Regel geworden sind; weil auch, was insonders die *Szaffewi*-Dynastie in Persien belangt, hier so wie überhaupt in allen vorhergehenden und nach-

nachfolgenden muhammedanischen Staaten, alles barbarische Unwesen sich aus derselben unlautern Quelle leitet, aus welcher es im 'osmanischen Reiche zum reisenden Strome gediehen ist, aus dem giftthauchenden Geiste des Islām. — Am wenigsten würde man, gleichen Gründen zufolge, einen Gegenfall aus einzelnen verübten Grausamkeiten der Europäer hernehmen dürfen, dergleichen allerdings mehr auch im Zusammenhange mit der 'osmanischen Reichsgeschichte vorkommen, wie z. B. die Band IV. S. 158. erzählte Grausamkeit des Befehlshabers venetianischer Flotten, des Unmenschen Emmo.

Für die traurigen Empfindungen, welche das Gemüth des gebildeten Lesers und vornehmlich des wahren Christen, je weiter er die 'osmanische Geschichte bis in die neueste Zeit verfolgt, desto stärker in unangenehmer Bewegung erhalten, gewährt die meisterhafte Bearbeitung des Vfs auf vielfältige Weise einen reichlichen Ersatz, indem sich das Werk fortwährend von Seiten des Lehrreichen in Hinsicht der Kenntniß der orientalischen Gebräuche und Sitten, der orientalischen Denkungsweise, des orientalischen Charakters und Geschmacks u. s. w. auszeichnet, und dem Leser die anziehendste Unterhaltung giebt durch die umständlichen bis aufs Kleinste ausgedehnten Schilderungen von den Heerzügen, feyerlichen Aufzügen, Festen und Feyerlichkeiten, von den Gegenden und Oertlichkeiten der vorgefallenen Begebenheiten und Ereignisse, von dem mancherley Ueblichen in asiatischer und fremder Kleidung, von dem Luxus mit Kleinodien und Kostbarkeiten, von den mancherley Weisen gymnastischer Uebungen und Spiele u. s. w. Wie in den vorigen, so auch in den drey vorliegenden Bänden, zahlreiche Einschaltungen von angelegentlichen, wenn auch zuweilen nur auf Vermuthungen gegründeten, oder mit zweifelhaften Etymologien gemischten Erläuterungen, meist aus den gebrauchten Quellen, über mannichfaltige Gegenstände und Ereignisse der alten und neuern asiatischen Geschichte, Geographie und Topographie, Volks- und Religionsgeschichte, Naturgeschichte u. s. w., auch insonderheit der neuern orientalischen Literaturgeschichte. So, um einige der belehrendsten dieser Erläuterungen anzuführen, Band IV. S. 57. von dem zwischen Kaswin und Tebris gelegenen Felsenschlosse *Alamūt*, dem alten Herrschersitze des Fürsten der Assassinen, des Alten vom Berge, fortgesetzt in den am Schlusse des Bandes befindlichen Erläuterungen. — S. 76 ff. von der Erbauung der Grenzvestung *Karsz* und deren Geschichte, mit Zusatz in den eben genannten Erläuterungen. — S. 105. die arabische Sage von dem berühmten schwarzen Stein in der *Ka'ba* zu

Mekka. — S. 187 f. von der Volkschaft und Religionssecte der *Drusen*, fortgesetzt in den Erläuterungen. — S. 160 ff. von der Gesandtschaft, welche der Papst *Sixtus V.* an die asiatischen christlichen Gemeinden der Armenier, Melkiten, Jacobiten und Chaldäer abgeordnet, um die Vereinigung derselben mit der römischkatholischen Kirche zu bewirken, nebst Erörterung des damaligen kirchlichen Zustandes in jenen asiatischen Gemeinden. — S. 205 f. Nekrolog sieben berühmter türkischer, vornehmlich um türkische, arabische und persische Philologie und Erläuterung persischer und türkischer Dichterwerke, verdienter Gelehrten und Schriftsteller, *Ssüdi* und *Schem'i'i*, *Wanküli*, *Chossreusadeh*, *Kerämi*, *Munsch'i*, *Schemssi Efendi*. — S. 597—608. vom Zustande der Wissenschaften im 'osmanischen Reiche während der Periode, welche die Erzählung im vierten Bande begreift. — Band V. S. 123 f. geschichtliche Erörterung des Merkwürdigen von der *Ka'ba* zu Mekka, fortgesetzt in den Erläuterungen am Schlusse dieses Bandes. — S. 366—377. ausführliche Beschreibung der Insel *Kreta*, ihrer Lage, ihrer Gebirge und ihrer Erzeugnisse, ihrer ältesten Einwohner und deren Anlagen, Sitten, Gesetze und Einrichtungen; von den berühmten Männern dieser Insel, der Geschichte dieser Insel als einer Republik, und dann als eines Staatsbestandtheils unter den Römern, Byzantinern und Venetianern; nebst Zusätzen in den Erläuterungen. — Aber dieser wenigen Angaben unter vielen andern, die mit gleichem Rechte herausgehoben werden könnten, in Gnüge, und das Angeführte nur beyspielweise von den zwey ersten der drey vorliegenden Bände des Werks. Im sechsten Bande ist S. 399—416. die umständliche und genaue Beschreibung der Belagerung *Wiens* und des Entsatzes derselben, J. 1683, als einer der wichtigern Theile der Erzählung in dem ganzen Zeitraum zu betrachten, wegen der aus den sicherern Quellen geschöpften sorgfältigen Berichtigung so mancher Angaben der bisher vorhandenen Nachrichten und Beschreibungen dieser gewichtigen Begebenheit in der Geschichte der europäischen Staaten.

(Der Beschluss folgt.)

NEUE AUFLAGE.

HALLE u. LEIPZIG, b. Reinicke u. Comp.: *Johann Gebhard Ehrenreich Maafs*; *Grundriss der Rhetorik*. Vierte unveränderte Auflage. Herausgegeben von Dr. *Karl Rosenkranz*. 1829. XXIV u. 349 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.) (S. die Recens. in d. Erg. Bl. 1814. Nr. 181.)

October 1830.

GESCHICHTE.

PERSE, b. Hartleben: *Geschichte des Osmanischen Reiches*, großentheils aus bisher unbenutzten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. *Vierter bis sechster Band u. s. w.*

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Neben der Geschichte des osmanischen Reichs behauptet sich die Geschichtsdarstellung des eingreifenden Reichs der Perser in einem klassischen Werthe, da der Vf. durch den Gebrauch einer vollständigen Sammlung der dahin gehörigen Urkunden in den Stand gesetzt worden ist, die von daher ausgehenden Ereignisse vollständiger zu entwickeln, als es selbst in den neuesten Werken, welche die persische Geschichte zum Gegenstand haben, hat geschehen können, so daß namentlich unter andern *Malcolm* in der *History of Persia* hin und wieder ergänzt und berichtigt ist. Die Abschnitte dieser eingreifenden Geschichte Asiens ziehen sich durch alle drey vorliegende Bände des Werks. Der erste derselben ist im vierten Bande S. 52—98.

Zu den Bemerkungen, die sich Rec. bey den vorigen Bänden über gewisse vom Vf. aufgestellte Behauptungen zu machen erlaubt hat, welche nicht von allen sachkundigen Beurtheilern anerkannt werden dürften, oder welche von der Art sind, daß sie entweder einer Ergänzung fähig, oder nach des Rec. Einsicht in der That eine Berichtigung verdienen, oder doch theils unverbürgt und zweifelhaft erscheinen, mögen in dieser Anzeige nur nachfolgende wenige hinzugefügt werden. Band IV. S. 173 ist bey Gelegenheit der Stadt *Tebriß*, als dem Geburtsorte oder der Grabstätte mehrerer persischen Dichter und Mystiker, auch des *Muhammed* (Bin Ahmed) *Assar*, des Verfassers des (erotisch) romantischen Gedichts *Sonne und Jupiter* (*Mihr u Muschteri*) gedacht, und der Vf. bemerkt in der Note, daß *Assar*, nicht *Akar* das richtige sey. Es muß aber heißen: nicht *Attar*. *Attâr* (عطار) ist Beyname eines bekannten

andern persischen Dichters; *Assâr* (عصار) aber bestätigt sich als Name des Dichters, von dem hier die Rede ist, sowohl aus dem Werke des Dichters selbst, wovon Rec. eine Handschrift besitzt, als *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1830.

auch von anderer Seite, namentlich unter andern aus des *Dschämi Beháristán*. — S. 456 desselben Bandes, wo in der Note die Ausgaben des arabischen Gedichtes *Ka'ab Ben Soheir* angegeben sind, hätte, der Ausgabe in *Wahl's Magazin f. alte, bes. Morgenl. und Bibl. Litteratur*, Heft I. S. 79 ff. und III. S. 46—52, zu geschweigen, doch die neueste Ausgabe von *G. W. Freytag* genannt seyn müssen. — Im fünften Bande S. 4 giebt der Vf. in der Geschichte *Murád's IV*, einer beliebten Vergleichung der Unternehmungen des medischen *Pacorus* zur Zeit der Regierung des *Nero*, mit den Thaten des rebellischen Befehlshabers der Stadt Bagdad, *Bekir*, unter *Murád's* Regierung, zu gefallen, den arabischen Eigennamen *Bekir* als einen und denselben Namen mit *Pacorus* an. Mögen sich der orientalischen Sprachwissenschaft unkundige künftige Geschichtsforscher nicht durch des Verfassers Ansehn zur Fortpflanzung dieser Behauptung verleiten lassen! *Bekir* und *Pacorus* sind ganz unterschiedene Eigennamen, dieser medisch-persisch, jener arabisch, und sollten beide Namen arabisch geschrieben als einerley gelten, so müßte nicht *Bekir* (بكر), sondern *Bakûr* oder

auf persische Weise *Pakûr* (پاکور oder پاکور) geschrieben seyn. — In demselben Bande, S. 297, sagt der Vf., daß keine der vorderasiatischen Sprachen ein Wort für die eigentliche *Hausfrau* habe, sondern nur für den *Hausherrn*, welchen der Perser *Ketchoda* d. i. Gadengott nenne, woraus das deutsche *Gatte* entstanden sey. Nach welcher feinen Unterscheidung in dem Begriff der Vf. den vorderasiatischen Sprachen die Benennung einer *Hausfrau* absprechen konnte, ist nicht klar; wenigstens das aus dem Zusammenhange der Betrachtung des Vfs über das Verhältniß des Weibes zum Manne im Orient dahin zu Deutende reicht dem Rec. nicht zu, den Ausspruch zu unterschreiben. Ueberall findet sich in diesen Sprachen, alter und neuer Zeit, für *hera*, *materfamilias* Begriff und Wortausdruck. So im Ebräischen der heiligen Schrift נִשְׂרָה oder נִשְׂרָה. So im Arabischen *Szâhibe* (صاحبة), *Avân* (عوان), *Umm elmeßwa*

(أم المثنوى) u. m. a. dieser letztern Zusammensetzungen mit dem Worte *umm*, welches bekanntlich *Mutter* bedeutet. So ferner im Persischen von dem alten Parfiworte *kede* (کده), in der Send-
S (5) Spra-

Sprache *keté*, Haus, Wohnung, Gaden, dem ersten Bestandtheile des Wortes *ketchodd* (کتخد) die für die *Hausfrau* vorkommenden Benennungen *kedbd* und *kedbdnū* (كدبانو. كدبا) in *Send katehé*; eben so auch *chadisch* (خدیش) als bräuchliches Femininum zu *ketchodd*, sämtlich Worte welche die *Hausfrau* unwiderstreitlich bedeuten. So sind gleicherweise im Armenischen *Tikin*, *Tantikin* und *Arrakin* sehr gebräuchliche Benennungen für die *Hausfrau*. Der *Hausherr*, *ketchodd*, d. i. *Gadengott*, sagt der Vf. Warum nicht *Gadenherr*? Denn *chodd* heist ja nicht nur *Gott*, sondern bezeichnet auch einen *Herrn*, einen *Herrscher*, ein *Oberhaupt*. Dafs nun aber aus *ketchodd* oder *Gadengott* (*Gadenherr*) das deutsche *Gatte* entstanden sey, möchte den deutschen Sprachforschern schwerlich einleuchten. Will man das deutsche *Gatte* sammt dem Zeitworte *gatten* (d. i. verbinden, besonders ehelich verbinden) aus dem Persischen herleiten, so möchte solches viel eher von dem persischen Worte *gāden* (گادن) *congrede cum muliere*, geschehen. — S. 360 des fünften Bandes schaltet der Vf. beyläufig ein, dafs nach der geschichtlichen Ueberlieferung der Araber, Perser und Türken der Oberschatzmeister des Phrao *Putifar* (Potiphar) ein *Eunuch* gewesen sey, und dafs daher seiner Gemahlin brennende Liebe für den Jüngling *Joseph* dadurch in so milderm Lichte erscheine. Das Alter dieser muhammedanischen Ueberlieferung oder vielmehr Sage, so wie die Sache selbst, ist gar sehr zu bezweifeln. Denn, da die Sage von *Muhammed* in der zwölften Sure des Korān nicht benutzt ist, vielmehr das, was der Schwätzer über diese biblische Geschichte fabelt, mit solcher Sage in leicht bemerkbarem mehrseitigen Widerspruch steht, so ist es um so wahrscheinlicher, dafs sich die Sage erst später bey Muhammedanern aus der Erzählung Mosis *Genes. XXXVII. 86, XXXIX. 1 und XL. 2* gestaltet hat, weil in der mosaïschen Erzählung das Wort *عunu* gebraucht ist, welches in den spätern Büchern des alttestamentlichen Kanons gemeinlich *eunuchum* bedeutet. Allein in so hohes Alterthum auch die Entmannung des männlichen Geschlechts, und die Sitte, Verschnittenen an den Höfen die Aufsicht über die Weiber zu geben, hinaufgeführt werden mag: so ist es doch durch den Gebrauch des Wortes *Ssariss* mit nichts erwiesen, dafs der Herr des Joseph am Hofe des damaligen Phrao ein *Eunuch* gewesen sey, indem dieses Wort auch in dem spätern Sprachgebrauche nicht ausschliesslich solche Bedeutung hat, sondern häufig schlechthin *ministerium aulicum* bezeichnet, und in der Stelle *Deut. XXIII. v. 1*, wo von *Verschnittenen* die Rede ist, nicht eben dieses Wort *Ssariss*, sondern die Wörter *פְּזִיא דַּקָּה* (*peszū'a dakka*) und *כֶּרֶת* (*kerūt*) gebraucht sind. Das Wort *ססריס* *Ssariss* in der Bedeutung *eunuchus* pflegt man zwar als ein echt semitisches Wort in solchem Sinne aus dem Arabischen

und Syrischen abzuleiten; aber in beiden Mundarten hat die Rad. doch offenbar ihre hierher gehörende Bedeutung nur als denominativ gebrauchtes Zeitwort von dem gewifs nicht semitischem sondern fremden Nennworte *ساريس*; dieses *Ssariss* aber aus dem Rec. voller Ueberzeugung seine Bedeutung nach welcher es *eunuchum* bezeichnet, gerade im umgekehrten Fall von dem, was uns die neuesten ebräischen Wörterbücher belehren wollen, als eine synekdochisch abgeleitete Bedeutung von der ursprünglichen, nach der es einen der hohen Beamten, namentlich den *Kämmerer*, *Oberhofmeister* und *Oberschatzmeister* anzeigt, und in dieser ursprünglichen Bedeutung ein der semitischen Sprache fremdes, wahrscheinlich alt-egyptisches Wort ist. — Im sechsten Bande wird in der Note zu S. 67 bey Gelegenheit der Erwähnung des indischen Kaisers *Orengsib* (Aurengsib) von dem Worte *Oreng* (Aureng) d. i. *Thron* behauptet, dafs es schon in dem von den Byzantinern erhaltenen griechischen Titel *Χαραγανης* vorkomme. Dieselbe Angabe des Vfs findet sich in den *Fundgruben des Orients*, B. VI. S. 339. Sollte die Meinung wohl wahrscheinlich seyn? da ja der Hofbeamte der parthischen Könige, welcher den Titel *Chanaranges* (oder wie man auch findet *Chanaragan*) als *Oberster der Reiterei* führte, der zugleich Befehlshaber der Grenzen war, nicht *Thronherr* war, und der *Thron* unmittelbar ihm gar nichts anging. Ganz der Sache gemäß muß man vielmehr dem *Hadr. Reland* und *Will. Burton*, auch dem *Anquetil du Perron* beypflichten, von denen die beiden ersten jenen Titel in dem persischen Worte *Kendareng* (کنارنگ) *dux limitum, praefectus provinciae, praefectus confinium imperii*, der letztere aber *Chanaragan* in derselben Bedeutung in *kendarchān* (کنارخان) *limitum dominus, dux l. princeps*, wiederfinden. — In dem sechsten Bande S. 623 in der Note, um nur ein Beyspiel zu geben, behauptet der Vf., dafs das östliche *Sachsen* schon im *Schahnameh* unter der Benennung *saksin* vorkomme, und sich auch (in dieser Bedeutung) in den persischen Wörterbüchern *Burhani Katib*, *Ferheng Schuuri* und *Siebenmeer* finde. Bey dieser Behauptung muß es in der That auffallen, dafs der Vf. dieselbe so schlechthin aufzustellen kein Bedenken trägt, da mit der Geschichte im *Schahnameh* das Volk und Land der *Sachsen* nirgend in Berührung kommt, auch nicht wohl in Berührung kommen kann, und die drey angeführten Wörterbücher von dem Worte *Ssaksin* (سسکین), ohne an die *Sachsen* zu denken, eine himmelweit verschiedene Erklärung beybringen. In *Borhān i katié* wird gesagt, dafs *Ssaksin* der Name eines unbekannten Landes sey, und die Note daselbst fügt hinzu: *Szaheb Reschidi* schreibe, dafs *Ssaksin* eine Landschaft in *Turkestan* sey, von *Einigen Ssaktin* genannt, wobey noch ein Vers des Dichters *Nisāmi* angezogen ist, in welchem die Worte *سسکین تا سمرقند* (*Ssaksin bis Samarkand*)

ähnlicher Weise lautet die Erklärung in dem *Ferning i Schiuri* und in dem Hest *Kolsum*. Rec. kann nicht anders annehmen, als daß der Vf. in dem östlichen Orts- und Landesnamen *Seakssin* wohl einen Anklang an unsern Landesnamen *Sachsen* habe bemerklich machen wollen, und deswegen ein östliches Sachsen von dem westlichen Sachsenlande in Europa unterscheidet. Da inzwischen die Note, in welcher dieses geschieht, zu einer Stelle des Textes gegeben ist, wo allerdings von einem Herzoge von Sachsen die Rede ist, so heisst das doch wohl nur die Leser ohne Noth irre führen. —

Auf die in jedem der drey Bände am Schlusse beygefügtten *Erläuterungen*, welche meistens geschichtlichen, literarischen und diplomatischen Inhalts und sehr gehaltvoll und lehrreich sind, folgen die *Geschlechtstafeln und Folgen von Herrschern und Grofsbeamten*, darnach die *Karten* nebst der *Rechenchaft* über dieselben, zuletzt das *Inhaltsverzeichniß* und dann die Anzeige der Druckversehen. Es zeichnen sich die *Karten* auch in diesen drey Bänden durch Genauigkeit und Schönheit des Stichs aus. Die des vierten Bandes enthält die Heerstrasse von Koula und Ersenrüm, dann von Ersenrüm bis Tiflis und wieder zurück; die des fünften Bandes Muráds IV. Heerstrasse von Konstantinopel bis Baghdád; die des sechsten Bandes das Jagdgebiet des Sultan Muhammed IV. Mögen die noch rückständigen drey Bände des schätzbaren Werkes recht bald nachfolgen, und die Brauchbarkeit des Werkes, wo möglich, durch ein vollständiges Register erhöht werden.

Wahl.

PHILOSOPHIE.

BAIREUTH, b. Grau: *Beyträge zur Erörterung der Uebereinstimmung und des Unterschiedes zwischen Recht und Moral*, von Fr. Gottlieb Pöhlmann. 1829. 82 S. 8. (6 gGr.)

Der Vf. hatte die Absicht, die verschiedenen Ansichten über das Verhältniß der philosophischen Untersuchungen, welche das Recht und die Sittlichkeit (nicht *Moral*, wie der Vf. sagt,) betreffen, zu vermitteln. Die Frage ist, ob die philosophische Rechtslehre, welche vom Rechte handelt — das sogenannte Naturrecht — eine selbstständige, von der Moral, welche von der Sittlichkeit handelt, abgesonderte Wissenschaft ausmacht, oder als Theil dieser zu behandeln und unter deren Princip zu subsumiren sey. Dieses hätte der Vf. zum Ziel-punkt seiner Untersuchung machen sollen. Indem er aber ihre Uebereinstimmung (Ähnlichkeit) und ihren Unterschied (Verschiedenheit) behandelt, setzt er sie beide schon als Wissenschaften voraus.

Einen *Beytrag zur Erörterung* dieses Gegenstandes kann man aber dieses Schriftchen allerdings nennen, indem dasselbe einige zur Sache gehörige Hauptpunkte deutlich und geordnet, obwohl nicht

ohne Wiederholungen (z. B. S. 5 und 24) auseinander setzt. In der Darstellung scheint sich der Vf. die formelle Popularität eines beliebten und fruchtbaren philosophischen Schriftstellers zum Muster genommen zu haben; daher auch die Erläuterung seiner Abstractionen durch Terminologien aus fremden Sprachen, z. B. zemische und chrefische, dikaische und euergetische Handlungsweise, welche an die Barbarey der Scholastik erinnern. Die Basis, auf welcher die Untersuchung des Vfs. beruht, ist folgende: Die Sittlichkeit des Menschen hat zwey Theile. (Die Sittlichkeit hat Theile? kann hier schon der Gegner fragen.) Doch wir übergehen den unstatthaften Ausdruck, und fahren fort: die Sittlichkeit ist Sittlichkeit gegen sich selbst (Autoethik) und gegen Andere (Alloethik). Zur Alloethik oder der Lehre von den Nächstenpflichten gehören die Moral und das Recht. Die Moral beschränkt sich auf die Beförderung und Erhöhung des Nächstenwohls durch eigene positive Thätigkeit; das Recht auf die Beförderung desselben durch Unterlassung der eignen, dem Andern schädlichen Thätigkeit. Beide haben also denselben Zweck: Beförderung des Nächstenwohls; aber sie weichen in der Art und Weise ab, diesen Zweck zu erreichen. Offenbar gegen seine Absicht drückt sich der Vf. aus, indem er nun sagt, das Recht sey *Theil der negativen* Nächstenwohlsbeförderung, die Moral *Theil der positiven* — denn er spricht nicht von noch andern Theilen und will vielmehr sagen, das Recht sey der Theil der Ethik, welcher auf die negative Nächstenwohlsbeförderung gerichtet ist u. s. w.

Wenn man nun auch das sittliche Verhalten gegen *Anderer*, oder besser: der Menschen *gegen einander*, als den Gegenstand der Betrachtung ansehen kann, welchen ein *Theil* der Moral (denn daß die Moral überhaupt nur auf die *Nächstenpflichten* sich beschränke, ist willkürliche Voraussetzung) mit der Rechtslehre gemein hat, so kann das *Thun* des Nützlichen (oder die Begehung, wie es der Vf. etwas ungewöhnlich nennt) und das *Unterlassen* des Schädlichen nicht den durchgreifenden Unterschied beider bestimmen; da der nach moralischer Pflicht Handelnde manches zu unterlassen hat, was Anderer Wohlfahrt stört, z. B. eine Schuld unter gewissen Umständen eintreiben — und der aus dem Gesichtspunkte des Rechts Handelnde dagegen manches thun kann, was Anderer Wohlfahrt lefördert, z. B. eine Schuld *abtragen*. Wenn nun der Vf. als das Uebereinstimmende beider ferner angiebt, daß sie auf demselben Gefühl und Vernunftgesetz beruhen, beide äufsere Handlungen erfordern, und daß in beiden Gebieten Wechselseitigkeit herrscht, so folgt dieses aus der obigen Voraussetzung; aber es hebt den eigentlichen Unterschied beider auf, wenn er nun weiter lehrt, beide haben eine *gemeinschaftliche Triebfeder*, und auch die rechtliche Thätigkeit gehe aus der *Absicht* hervor, das *Nächstenwohl* zu befördern; da die rechtliche

liche Beurtheilung der Handlung offenbar von der innern Triebfeder zu abstrahiren hat, und das Innere nur so weit in Betracht zieht, als die rechtswidrige Handlung einen freyen Urheber fordert.

Den Unterschied des Rechts und der Sittlichkeit setzt der Vf. in den speciellen Zweck, dort: Unterlassung der Störung und Beschädigung (*neminem laede*), hier: Beförderung und Unterstützung Anderer durch Leistung nützlicher Dienste (*suum cuique tribue*); die Nächstenliebe sey schwächer im Recht, stärker in der Moral; (sind nicht beide vielmehr Gesichtspunkte einer wichtigen Handlungsweise?) das Rechtsgesetz sey Verbot, das Moralgesetz Gebot; zwischen beiden finde ein Gradunterschied Statt, — Andern nicht schaden sey weniger, als sie unterstützen (dies kommt auf das Vorige zurück); das Rechtsgesetz werde durch ein äußeres Gesetz sanctionirt, das Moralgesetz nicht (in diesen Unterschied hätte der Vf. tiefer eindringen sollen, so würde er den charakteristischen Unterschied besser gefunden haben); die Moral fordere eine nähere und engere Verbindung der Menschen unter einander, als das Recht; das Recht sey unabhängig von der Moral, die Moral abhängig vom Rechte, nämlich insofern dieses jener vorhergehe und den Boden ebnen soll (Recht und Sittlichkeit stehen aber in keinem Zeitverhältniß und man sieht auch nicht ein, warum die Unterlassung der Störungen der Unterstützung Anderer vorhergehen soll); Recht sey nothwendiger für die vernünftige Coexistenz der Menschen, als die Moral, und darum auch früher und älter als diese (wie ist das zu beweisen?); das Recht werde durch Handlungen (Begehungshandlungen), die Moral durch Unterlassungen übertreten, durch Uebertretung des Rechtsgesetzes aber auch das Moralgesetz übertreten, nicht umgekehrt; die Befolgung des letztern erfordere einen höhern Grad von Sittlichkeit und sey schwerer, als die Befolgung des erstern; der Anspruch, den das Rechtsgesetz ertheile, oder die Befugniß, sey vollkommener als jene der Moral, sie lasse sich mit Gewalt geltend machen und das Willkürliche sey daher im Rechte mehr beschränkt (warum? ist nicht erwiesen); die Pflicht sey im Rechtsgebiete weiter (umfassender), als in der Moral, sie enthalte auch die Pflicht, im Falle der Störung sich der Gewalt zu unterwerfen; das Gesetz der Moral endlich weiche der eigenen Noth, ja die Furcht des eignen Mangels entbinde den Menschen von der Pflicht, es zu erfüllen; das Rechtsgesetz aber könne selbst durch den äußersten Nothfall nicht zum Weichen gebracht werden; die Selbsterhaltung verbiete in Hinsicht der Moral nur die Mittheilung der eignen Sache an Andere, in Hinsicht des Rechts aber gebiete sie nicht die Zueignung der fremden Sache; sie verbiete sein Leben für Andere aufzu-

opfern, gebiete aber auch nicht, Andern das Leben zur Erhaltung der eignen Existenz zu nehmen. Mit allen diesen Abstractionen, die ungeachtet der Paragraphenordnung doch nicht strenge aus der Voraussetzung abgeleitet sind, ist der Streitpunkt, die Selbstständigkeit der Rechtslehre als Wissenschaft, und die Frage, ob jene Zwangsbefugniß den Forderungen der Sittlichkeit widersprechend sey, nicht gelöst. In Hinsicht des letztern Punktes konnte der Vf. sagen: mit dem Verbote das zu unterlassen, was Anderer Wohl stört, giebt die Vernunft kein Erlaubniß, alles das zu thun, was ihr Wohl nicht stört.

Von folgenden Werken sind neue Auflagen erschienen:

JENA, b. Frommann: *Leitfaden für den Unterricht in der Weltgeschichte*, besonders in untern Gymnasial-Classen. Von C. G. A. Stüve, Subconrector am evangel. Gymnas. zu Osnabrück. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1830. IX u. 182 S. 8. (Siehe d. Recens. in d. Erg. Bl. 1826. Nr. 8.)

NÜRNBERG, b. Leuchs u. Comp.: *Lehre der Aufbewahrung und Erhaltung aller Handwerkszeugen, Nahrungsmittel, Getränke und anderen Körper*. Nebst Anleitung zum Trocknen, Eindunsten, Einsalzen, Einsäuern, Einzucken, Räuchern und Einbalsamiren, und Beschreibung der Aufbewahrungsorte und Geräthe. In Johann Karl Leuchs, ordentl. Mitgl. der Ackerbaugesellschaft zu Klagenfurt u. s. w. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Mit Holzschnitten. 1829. XVI u. 552 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

HEIDELBERG, b. Engelmann: *Johann Baptist Say's, Ritters vom Wladimirorden, Prof. der Staatswissenschaft in Paris u. s. w., ausführliche Darstellung der Nationalökonomie oder Staatswirthschaft*. Aus dem Franz. der fünften Ausgabe übersetzt und theils kritisch, theils erläutern, glossirt, so wie mit einem vollständigen Real-Auszuge von Say's *Cour d'économie politique pratique* begleitet von Prof. Dr. Karl Eduard Morstadt, Lehrer der Rechte u. der Staatswirthschaft in Heidelberg. Erster Band Dritte, äußerst stark vermehrte Ausgabe. 1830. XVI u. 670 S. gr. 8. (Preis aller 8 Bände 8 Rthlr. 12 gGr.)

PRAG, in d. Calve. Buchh.: *J. J. Natters katholisches Gebet- und Erbauungsbuch im Geiste der Religion Jesu*. Siebente, verbess. u. vermehrte einzig rechtmäßige Original-Auflage. Mit 1 Kpl. 1829. VI u. 294 S. 8. (15 gGr.)

October 1830.

PHILOSOPHIE.

KÖNIGSBERG, b. Unzer: *Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik.* Von J. F. Herbart, Prof. der Philos. zu Königsberg. Erster, synthetischer Theil. Zweyter, analytischer Theil u. s. w.

(Fortsetzung der Recension von Nr. 179. in der A. L. Z.)

Wenden wir uns hier zu dem zweyten, analytischen Theile. In der Vorrede desselben wird, mit Beziehung auf den Streit über neue Lehren, „ein besonderer Fall aus dem Gebiete der Meinungen freylich nur“ zur Sprache gebracht, der durch Lessing's Gespräch mit Jacobi angeregte Streit über Pantheism und Theism, in Beziehung zu den kirchlichen Ansichten und zur Religionsphilosophie, welche treffend „der Verstand, die Besonnenheit der Kirche“ genannt wird. Die Betrachtungen über diesen Streit, und über Platon, Spinoza . . . sind geistreich und lesenswerth. Im Allgemeinen ist der Vf. dem sogenannten Pantheismus abhold. Doch — über dies Grundproblem alles Denkens mit der Ruhe zu reden, ohne welche man selbst über den Sinn des Problems sich nicht verständigen kann, wie Wenigen ist dies gegeben! Wer den — oft so gedankenlosen — Wortstreit der Schulen, ihr vornehmes Ab- und Vor-urtheilen, ihre unruhig eilfertige Unduldsamkeit beobachtet, und tiefer empfunden hat — über das Höchste selbst die kleinlichsten Reden — der möchte wohl oft lieber verstummen und mit dem Skeptiker Hume nichts anders zu wünschen übrig haben, als ganz einsam — sit down, and think, and die in peace. Es folgen eifrige wieder sehr unmuthig tadelnde Bezeichnungen neuer Psychologien, doch ohne Angabe der Namen. — Unter die Fluth der Journale, wobey die Philosophie nur für einen geistigen Luxus gilt. Ueber die Philosophie im alten Griechenland, welches auch einst „den Faden verlor, als seine besten Köpfe Skeptiker wurden“ — die aber auch oft nützlich waren! so wie von der andern Seite wieder die doch oft tiefsinnigen Speculationen der Stoiker vom Vf. fast zu sehr verachtet zu werden scheinen. Anpreisung der Blüthenperiode wiederum von Kant, Reinhold, Fichte. Vorblicke in die Lehren dieses zweyten Theils, der „mehreren Lesern zugänglich seyn, und bequeme Seiten- und Hinterthüren, statt jener

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

steilen Treppe des Haupteingangs darbieten wird.“ Freylich hätte dieser (nach unserer Baukunst) wohl etwas anders angelegt werden mögen! und um so weniger werden wir die Nebenthüren verschmähen dürfen. —

Und so empfängt uns denn auch schon in der Vorhalle (der Einleitung) eine willkommene Lösung: von der „Erfahrung, als dem einzig sichern Grunde aller Speculation, worin diese aber auch kräftig wurzeln, und die Wurzel eines fruchtbaren Baums erzeugen soll.“ — Zur Aufklärung der bisherigen Theorie kommt uns demnächst eine Betrachtung des Menschen in der Gesellschaft, im Staate besonders, — etwas unerwartet hier freylich — entgegen, die aber durch viele scharf gezeichnete Züge den Leser anzieht. „Der Mensch ist nichts aufser der Gesellschaft, der Einzelne ein Product der Weltgeschichte.“ — Ueber Platon's Republik, und Haller's Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, dem, bey mancher scharfen Rüge, der Vf. in Vielem auch wieder beystimmt. So soll „die Gewalt im Staate ursprünglich nicht übertragen seyn; eine solche würde nicht feststehen, folglich nicht Macht seyn.“ Dafs sie aber doch wirklich — oft übertragen ward, und nachher auch kräftig fortbestand, wird man der Geschichte nicht abphilosophiren können, und durch so kurze Axiome wird der *contrat social* überall nicht zu widerlegen seyn! Aber freylich sollen ja auch im Begriffe des Staats, als in einem auf gewisse Weise metaphysischen, — „Widersprüche“ liegen! Und auch von einer Statik und Mechanik des Staats werden hier schon Bruchstücke mitgetheilt. Aber ist diese Analogie wirklich angemessener, als die, freylich auch mißliche und vielbeliebte, eines Organismus? — worüber viel Wahres und Geistreiches gesagt wird, welches auszuziehen uns der Raum jedoch nicht verstattet. — Folgt die bestimmter psychologische Vorbetrachtung; durch das Gleichniß eines — Kastens nämlich, als welcher in umgekehrter Ordnung des Einpackens wieder auszu packen sey, soll nachgewiesen werden, wie man in der psychologischen Analyse auch „mit den obersten der sogenannten Seelenvermögen, mit dem Neuesten anfangen müsse, indem wir uns . . . als reife Männer, und nicht als kleine Kinder beobachten.“ Fast zu prosaisch doch ist das Gleichniß; — und was die Sache selbst betrifft, so scheint uns der Vf. hier übersehen zu haben, dafs wir, die Männer, doch nun selbst — die Kinder — psychologisch

T (5)

wer-

werden beobachten wollen, wie auch uns selbst in den stets sich wiederholenden Functionen der Sinnlichkeit (des Empfindens und unmittelbaren Wahrnehmens) — so dafs der geforderte Anfang doch nicht durchaus gerechtfertigt erscheint. — Ueber jenes Obenliegende übrigens geistreiche Bemerkungen, und zwey neue Definitionen: „Verstand — das Vermögen, sich im Denken nach der Qualität des Gedachten zu richten; Vernunft — das Vermögen zu überlegen, und nach dem Ergebnifs der Ueberlegung sich zu bestimmen;“ mit näherer Erörterung. Und hier spricht der Vf. nun auch, wie andere Psychologen, vom Verstande besonders, welcher . . . „spät erwacht, sich langsam entwickelt, bey den Thieren fast ganz zu fehlen scheint“ u. s. w. Er „bezieht sich auf die Zusammensetzung der Vorstellungen . . . das Verständig-werden auf die fortschreitende Vermehrung und Berichtigung der vorhandenen Reihen;“ bey jeder mufs ein Stofs erfolgen . . . die Reihe wird genöthigt, ein neues Glied aufzunehmen; solche Stöße sind die Urtheile, wodurch den Subjecten wider Erwarten Prädicate gegeben werden;“ mit der feinen Bemerkung: wie man, wo kein solcher Stofs erfolgt wäre, die Fuge, oder den Kitt (die copula) auch nicht wahrnehmen könnte, indem die Verbindung ganz unmerklich eingetreten wäre“ u. s. w. Aber übertrieben und dem Obigen selbst fast widersprechend scheint der Tadel der gewöhnlichen Erklärung des Verstandes, als des Vermögens der Begriffe, welche „der ärgste Mißgriff der empirischen Psychologie“ genannt wird; dahingegen die von der Vernunft, als dem Vermögen der Schlüsse, oder der Principien, wohl mit größerm Recht in Anspruch genommen wird. „Der Verstand — heist es dann treffend genug — hat Vernunft, und diese hat Verstand.“ Und nun wird doch „von dem Untersten . . . begonnen werden . . . von der Gesamterscheinung nämlich des Vorstellens, Fühlens und Begehrens, wie sie bey allen lebenden Wesen . . . angetroffen wird.“ Dagegen soll „von Gedächtnis und Phantasie nicht besonders gesprochen werden . . . weil die Reproduction . . . im ersten Theile sehr sorgfältig ist behandelt worden.“ Sorgfältig allerdings und mühsam! aber nicht auch zu hypothetisch? Um so mehr vermissen wir die analytische Probe. — Etwas seltsam ist die Verwahrung gegen die Anthropologie und Psychologie — „deren Beleuchtung metaphysische Lehren von der Materie und dem intelligibeln Raum erfordere, welche aber den psychologischen Untersuchungen völlig fremdartig (?) seyen.“ Uebrigens wird das Schwankende in den gewöhnlichen Erklärungen des Lebens gut nachgewiesen, und dabey bemerkt: „Der Unterschied zwischen toder und belebter Materie könne nicht eher begriffen werden, als bis man den Geist . . . kenne; denn in jedem der unzählbaren (nicht unendlich vielen) Elemente des organischen Leibes, in der Pflanze, wie im Thiere, sey ein Analogon der geistigen Ausbildung, welches man unmöglich auf der Oberfläche der Erscheinungen finden

könne;“ — Worte, die vieles zu denken und zu folgern, aber auch zu fragen geben; — worüber inzwischen die Naturphilosophie des Vfs auch schon nähere Aufschlüsse gegeben hat.

Erster Abschnitt. Vom geistigen Leben überhaupt. 1tes Cap. Ueber die Verbindung der sogenannten drey Hauptvermögen der Seele.

Von der nun folgenden, allgemeiner verständlichen Darstellung dürfen wir dem Lesers überall einen Gewinn versprechen. Denn keine neuerliche Psychologie hat wohl noch den innern wesentlichen Zusammenhang der Seelenphänomene so scharf zu fassen, so klar darzulegen gewußt, und was gleich nicht alles Wahre hier eben neu, und nicht alles Neue auch absolut wahr seyn dürfte, so ist das Bekanntere doch überall auf originale Weise dargestellt, und das Wahre und Probewürdige gewiß im Ganzen überwiegend zu nennen. Besonders reichhaltig ist gleich der §. 103, wie aus folgender Skizze erhellen wird: „Vorstellen, Fühlen, Begehren die drey obersten Klassenbegriffe, durch deren Zusammenfassung man das geistige Leben glaubt bezeichnen zu können . . . Wie werden die, angeblich mehreren, Vermögen — eingreifen in die schon in vollem Gange begriffene Thätigkeit der Vorstellungen selbst? Nach welchen Gesetzen? Etwas nach gar keinen? Die drey Vermögen gehören wesentlich zusammen; bis zu den niedrigsten Thieren herab findet sich diese Verbindung; bey den höheren sogar Spuren allgemeiner Begriffe, Verstehen der Zeichen u. s. w. Die oberen Vermögen, durch die der Mensch sich über das Thier erhebt, ist unabhängiger, selbstständiger Zuwachs zum niederen, sondern eine weitere, dort nicht begünstigte, Entwicklung. Der Frage nach dem Causalverhältnisse, nach dem Einfluß der Vermögen auf einander, sind wir so überhoben. Es sind nur Abstractionen, Benennungen a potiori, wenn wir sagen: ich fühle, oder: ich begehre, oder: ich denke. Die Gedanken sind Begierden, die im Entstehen sogleich erfüllt werden; Begierden aufgehaltene Gedanken; Gefühle zusammengewachsene Begierden, die einander aufheben oder befriedigen.“ Der angezogenen Darstellung im Wesentlichen vollkommen beystimmend finden wir dahingegen einige nun folgende Betrachtungen über das unräumliche Vorstellen, über Seele und Leib u. a. wieder zu dogmatisch abgeschlossen. Denn dafs z. B. bey den Gehörsempfindungen „nicht das Mindeste, was mit den Schwingungen der Töne auch nur die entfernteste Aehnlichkeit hätte, in der Seele selbst vorgehe,“ wird der Physiolog dem Vf. schwerlich zugeben, und die Note zum Text trifft auch den tiefer denkenden Physiologen nicht, dessen Hilfe der Psycholog nimmer wird entbehren können! — In §. 104 werden die Gefühle und Begehren im Kreise des Bewusstseyns aufgesucht, und es zeigt sich der Zustand des Gefühls als „diejenige Bestimmung des Bewusstseyns, da ein Vorstellen zwischen entgegengesetzten Kräften eingepreist schwebt;“ welche Erklärung wohl ihr Wahres hat,

sofern nämlich das Gefühl in dem schon bestimmten *vorstellenden* Wesen betrachtet wird. — „Die *Uebergänge* aber, heist es weiter, deren Hauptmerkmal das Hervortreten einer Vorstellung ist, die sich *gegen Hindernisse* aufarbeitet, geben die Phänomene *des Begehrens*, welches nicht als ein *Zustand*, sondern als eine *Bewegung* des Gemüths zu denken ist, dessen Stillstände *unbehagliche Gefühle* sind, oft unmerkliche — *Pausen*, wie die neuen Ausbrüche ein neues Begehren sind“ u. s. w. In §. 105 weitere Analyse der Gefühle „so weit sie für diesen Abschnitt gehört“ durch folgende Betrachtungen: A. „Jeder Mensch findet sich an irgend einem Platze in der Gesellschaft; er ist eingekauft in die allgemeine gesellschaftliche Hemmung, ein Dienender oder Freyer, ein Angesehener, ein Armer oder Reicher“ u. s. w. B. „Diesen äusseren Hemmungen ähnlich die *inneren* zwischen den Vorstellungsmassen“ trefflich erläutert durch den Zustand der mannigfaltig bewegten *Ueberlegung* der Seele in einem besondern Beyspiel. C. Interessante Betrachtung des geistigen *Lebensgefühls* überhaupt — „jenes fast continuirlichen Hervorquellens neuer Gedanken“ in der Beziehung lebhafter Naturen auf die Außenwelt. Unter D. Erörterung der *besondern* Gefühle. Viel Treffliches — namentlich über das *Einfache* der Empfindungen, über das *Angenehme* im Verhältniß zur Lust, und über die *ästhetischen* Gefühle. Zuletzt vom „*Willen*, der als *Anfangspunkt möglicher Reihen*, mit einem *nisus*, ihre *Richtungen* zu bestimmen, betrachtet, und dessen Sitz zugleich *mitten im Wissen* gesucht wird;“ — worin aber auch ein Widerspruch *gefühl*t wird, wenn das Wissen einen andern Weg *zeigt*, als der Wille geht“... 2tes Cap. *Von den Affecten und Leidenschaften* u. s. w. §. 106 — 108. Mit Recht wird gefordert, daß auch diese Begriffe aus den *Quellen* der gegebenen Thatsachen geschöpft werden, und so will der Vf. eine neue allgemeine Erklärung der *Affecte* geben, als „*Gemüthslagen* nämlich, worin die Vorstellungen beträchtlich von ihrem *Gleichgewichte* entfernt sind;“ mit Rückweisung auf die synthetischen Lehren, und der Bemerkung, „es sey also — *unrichtig*, daß die Affecten *gesteigerte Gefühle* seyen; es gebe ein verschiedenes Maass für beide; sie gehören nicht zusammen, wie Art und Gattung“ u. s. w. Das Wahre aber in diesen und den darauf folgenden interessanten Betrachtungen wird man zugeben können, ohne die gewöhnliche Ansicht der Affecte als *gesteigerten* Gefühle, oder *Gefühlszustände* wohlwesser, der ganzen Seele, für widerlegt zu halten. Denn verstehen wir unter Gefühl das vorherrschend *subjective* Moment des Bewußtseyns der Seele — in dem Gegensatz der Lust oder Unlust, so werden wir dieses eben auch in den Affecten als das vorherrschende wiederfinden, und sie lassen sich daher auch alle unter jenen einfachen Gegensatz bringen, o: Hoffnung, Freude, Entzücken; — dann: Furcht und Schreck, Zorn, Trauer, Verzweiflung; und endlich sind diese alle *gesteigerte*, aufgeregte, Zu-

stände (oder Lagen, wenn man will) des Gemüths, worin das *Gleichgewicht* der Elemente also freylich (mehr oder weniger) aufgehoben ist — so daß die Erklärung unsers Vfs wohl eigentlich nur eine *vollständigere*, als die gewöhnliche, diese daher aber auch keine *unrichtige* wird zu nennen seyn. — §. 107. „*Kant* unterschied bestimmter Affecte und *Leidenschaften*, die bey *Wolf* noch verwirrt unter einander lagen.“ Aber — die gewöhnliche Ansicht: wie der Affect zum Gefühle, so die Leidenschaft zur Begierde, wird nun wieder als *ungesund* verworfen, und der allgemeine Begriff dahin bestimmt: die Leidenschaften sind nicht selbst Begierden („*Acte* des Begehrens“ in der Parenthese — was aber doch nicht dasselbe ist), sondern *Dispositionen* zu Begierden, welche in der ganzen Verwebung der Vorstellungen ihren Sitz haben.“ — Doch wie, wenn eine *Leidenschaft selbst* — die edle reformatorische — uns ihren Begriff ohne Noth — ja fast ein wenig *verwirrt* hätte? Denn die *Dispositionen* sind doch noch keine *Leidenschaften*, welche vielmehr, als einwurzelnde, habituell gewordene, übermässige *Begehrungszustände* (nicht einzelne Acte freylich) aus jenen erst hervorwachsen müssen, und so dürfte es also doch wohl z. B. bey der Ciceronianischen Erklärung bleiben: *appetitus vehementiores — qui longius disoesserint a naturae constantia*. Auch vereinigt sich diese Ansicht wohl mit den treffenden Bemerkungen über — „die mit dem Zustande der *Rohheit* in der Regel verbundene allgemeine *Leidenschaftlichkeit*, und über die *Macht einer guten Erziehung*, die den Kindern gebildeter Menschen den — sonst unsichern — *Durchgang durch die Barbarey* erspart, und in den frühesten Jahren die *Leidenschaftlichkeit* unmöglich (?) macht. In §. 108 wird die Lehre von den Gefühlen u. s. w. scharfsinnig verfolgt; wobey der Vf. auf die Leidenschaften wieder zurückkommt. *Mißlichkeit* des Versuchs, eine durch die andere bekämpfen zu wollen! Unstatthafte *Lobreden* auf die Leidenschaften überhaupt! Werth einer vernünftigen Glückseligkeitslehre, und des *Vorbeugens* der Leidenschaft auch durch eine bessere *Behandlung* — „eine barbarische *macht Barbaren!*“ — 3tes Cap. *Vom räumlichen und zeitlichen Vorstellen*. Diese Untersuchung kommt hier freylich unerwartet, und die Erklärung darüber, warum die Lehre von den Begierden u. s. w. so wieder abgebrochen werde (§. 109), will uns nicht genügen. Inzwischen ist die Untersuchung an sich wichtig, und trefflich durchgeführt! Zuerst wird mit Recht unterschieden zwischen „*räumlichen und zeitlichen Vorstellungsarten* auf einer Seite, und Vorstellungen des Raumes und der Zeit auf der andern“... und zwischen dem *psychologischen* und *metaphysischen* Gesichtspunkt, mit Verweisung auf *Leibnitz* und *Kant*; wobey der Vf. der metaphysischen Ansicht des ersteren beystimmt, in der psychologischen Erklärung aber *beiden* widerspricht. Erinnerung an die „*vollkommene Intensität*“ alles Vorstellens, wegen der *Einheit und Einfachheit* der Seele

Seele . . . die nun ganz von vorn an die völlig vernichteten Raumverhältnisse erzeugen muß . . . so, daß, während das Vorstellen intensiv bleibt, sein Vorgestelltes doch auseinander tritt." Zuerst nun vom Vorstellen des Räumlichen, welches — „mit dem Räumlichen selbst doch gewisse Ähnlichkeiten haben muß" . . . So scheint es freylich! Inzwischen wird — „weil die Analysis nur mit großem Aufwande künstlicher (?) Speculation das Nöthige hier würde leisten können," die Synthesis wieder zu Hülfe gerufen; — und nachdem, als analytisch vorerst entwickelt, der Satz aufgestellt worden: „auf Abstufungen in der Verbindung der Vorstellungen werde hier alles ankommen," erinnert, wie man diese — „in der Mechanik des Geistes mit einer früherhin niemals erreichten Genauigkeit kennen gelernt." Doch uns liefs diese Mechanik selbst noch so manche Bedenklichkeit nach! — und so will uns nun auch der Uebergang hier — zu der, wieder sehr einfachen, Erklärung des räumlichen Vorstellens aus der „vor- und rückwärts gehenden Bewegung des beschauenden Auges und tastenden Fingers" — selbst etwas künstlich scheinen. Die metaphysische Behauptung aber, daß wir „die äußeren Gegenstände darum räumlich geordnet wahrnehmen, weil sie es sind," muß feststehen; so wie die Bemerkung, wie es „möglich seyn müsse, für jede wahrgenommene Figur das Gesetz anzugeben, vermöge dessen sie gerade als diese erscheint," allerdings gegen die „Erklärung aus angeborenen Formen," als welche „an diesem Punkt nothwendig scheitert," in einem gewissen Sinn auch wohl entscheidend heißen kann. — Der §. 112 hebt aus der Mechanik des Geistes einige Reproductionsgesetze wieder hervor, als welche „ganz genau müssen bemerkt werden." Sie scheinen uns indess weder an sich so evident, noch für die vorliegende Untersuchung so unentbehrlich, als der Vf. es freylich will. In §. 113 wird nun die — „leichte — Anwendung auf das Räumliche" gemacht, und die Entstehung der Vorstellung des Aufeinander — durch ein Hin- und Herbewegen des Auges doch wieder! und nach jenen Reproductionsgesetzen zugleich, scharfsinnig allerdings, nachgewiesen. Auch soll „das Aufeinander (in einem gewissen Sinn wohl mit Recht) besser ein Begriff, als eine Anschauung" zu nennen seyn. — Ueber die unendliche Theilbarkeit des Raums, das Discrete und das Continuum — aus dem psychologischen, geometrischen und metaphysischen Gesichtspunkt; — zu subtil fast, wie es uns scheint, so daß die eine und einfache Wahrheit der Sache nicht klar genug in die Augen springt. Auf jeden Fall werden Psychologie, Geometrie und Metaphysik sich zuletzt doch wieder — unter einander zu verständigen haben. — In §. 114 noch einige „für die psychologische Theo-

rie des Raums unentbehrliche" Bemerkungen: „über das Auffassen der bestimmten Gestalten; die Gegensätze im Farbigen; die verschiedenen Bewegungen des Auges für verschiedene Gestalten, und die entstehenden Hemmungen und Begünstigungen; über ein (anzunehmendes) dunkles Raumbild, welches sich auf gleiche Weise an die verschiedenen Farben anschließt; — der gemeinste Stoff, den wir haben, wohlfeiler als alle sinnlichen Empfindungen, da wir unaufhörlich verarbeiten . . . und doch nicht kennen, wenn er uns in der Metaphysik als ewendliches Nichts entgegentritt." Noch ist dem eine längere Anmerkung beygegeben: über räumliche Constructionen, wo unter andern auch die Parallellinien als vervielfältigte Darstellungen einer Richtung gefaßt werden. — Auch hier ist für die Lehre von der psychologischen Entstehung der geometrischen Anschauungen, und somit auch für die Methode des ersten Unterrichts, der Aufmerksamkeit der Geometer wie der Psychologen recht Vieles gewiß mit Recht zu empfehlen. In §. 115 wird zuerst die Untersuchung über das Solide (unerwartet wieder) hinausgeschoben, und dann eingegangen auf „die Vorstellungen des Zeitlichen, welches keine auf gleiche Weise wider einander laufende Reproductionsfolgen gestattet, wie das Räumliche . . . aber darin wieder mit jener Vorstellung übereinkommt, daß eine Strecke desselben auf einmal vorliegen muß, wie sie eingeschlossen ist zwischen ihren Anfangs- und Endpunkten." — Auch „die Vorstellung des Nacheinander ein Begriff." Entstehung der Vorstellung der (dem dunkeln Raumbild entsprechenden) „leeren Zeit, am stärksten wahrgenommen, wenn sie als Pause — in der Rede oder Musik — vorkommt . . . die schon aufgeregt Vorstellungen wirken mit einem unbestimmten Sinnen zur Reproduktion fort . . . hieher gehört auch das Gefühl der Langeweile, analog dem des wüsten leeren Raumes" . . . Ueber die Frage: „wie weit die psychologische Möglichkeit reicht, den Unterschied der Zeiten wahrzunehmen?" — sehr sinnig und lehrreich. §. 116. Beynahe so wichtig, als das Entstehen der Reihen, ist das Abbrechen und Verändern derselben. Eigentlich sollten alle successive Vorstellungen eine einzige Reihe bilden . . . Versetzung der Glieder einer Reihe u. s. w. — kommt der Vf. zugleich zu der Erklärung der Vorstellung des Vielen, und des Zahlbegriffs. „Es entstehen die größeren Zahlen nicht nur aus dem Eins, sondern umgekehrt . . . von Zeitbestimmung wenigstens ist nichts in den Vorstellungen der Zahlen enthalten" u. s. w. Man fühlt wohl das rechte Wahre in diesen anscheinenden Paradoxen, aber auch das Bedürfnis ihrer etwas näheren Bestimmung.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1830.

PHILOSOPHIE.

KÖNIGSBERG, b. Unzer: *Psychologie als Wissenschaft* — von J. F. Herbart u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Viertes Capitel. Von den ersten Spuren des sogenannten obern Erkenntnisvermögens. §. 117. „Nicht bloß Räumliches und Zeitliches überhaupt glauben wir wahrzunehmen, sondern räumliche Dinge und zeitliche Begegnisse, die sich mit den Dingen zutragen“... mit Ausführung der (oben angegebenen) Erklärungen von *Verstand* und *Vernunft*, welche *Begriffe* man nicht „als sich ausschließende coordiniren“ soll... nur von „verschiedenen Gesichtspunkten für einerley Erscheinungen“ kann in der Psychologie die Rede seyn. In §. 118. eine Rüge der Kantischen Lehre von der Passivität der Sinnlichkeit und der Spontaneität des Verstandes, der als ein höherer Geist hinzukommend den sinnlichen Stoff erst ergreifen und formen sollte... „unnütze Bemühung, das zu erklären, was sich schlechthin von selbst versteht; wie sollten es die mehrern Vorstellungen eines erkennenden Subjects anfangen, genannt zu bleiben?... sie würden vielmehr ein einziges... Object vorstellen, wenn die Gegensätze und Hemmungen nicht wären; was diese nicht trennen, das bleibt zusammen und wird vorgestellt als Eins... soll dergleichen Synthesis den Hauptcharakter des Verstandes bestimmen, so giebt es in der ganzen Psychologie kaum etwas, das sich so sehr von selbst versteht, als der Verstand.“ §. 119. „Die einzelnen sinnlichen Vorstellungen werden im Bewußtseyn vereinigt (gruppiert)... aus Wahrnehmungen *Begriffe*, aus undeutlichen *deutliche*; aber eine Scheidung zwischen einem untern und obern Erkenntnisvermögen ein *Hirngespinnst*... der Verstand als ein eignes, gar productives, ein ungelegertes *ex machina*.“ Scharfe Rüge wieder der abstracten Begriffe von Verstand, Urtheilskraft, *Vernunft*; diese auch — „praktisch, also der Syllogismus und das Gewissen!“ u. s. w. „Beide, Logik und Ethik, haben Vorschriften aufzustellen“... noch zu schneidend scheint wieder der Vorwurf zu seyn, welcher der neuern Logik darüber gemacht wird, daß sie „mit psychologisch seyn sollenden Erzählungen von dem Verstande und der Vernunft anhebt“, welcher Fehler „genade so arg“ genannt

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

wird, „als wenn eine Sittenlehre mit einer Naturgeschichte der menschlichen Neigungen, Triebe und Schwachheiten beginnt.“ Denn beides dürfte — unter Bestimmungen — weder überhaupt ein Fehler; noch ein so arg zu nennen seyn, wenn anders — die Denklehre, wie die Sittenlehre und wie alle Wissenschaft überhaupt, einen genetischen Gang — der Untersuchung wie der Darstellung — nach wie vor wird behaupten dürfen. — Dieß also nur vorbehalten, müssen wir übrigens die in §. 120 folgende klare und scharfe Unterscheidung der Begriffe im psychologischen und logischen Sinne gar sehr billigen. Im höhern logischen Sinne „gehören sie Niemanden eigenthümlich an, sind nur einmal vorhanden, die entia und universalia der ältern Philosophie, etwas völlig Unzeitliches“; dann aber, in psychologischer Hinsicht, auch wieder etwas *Gewordenes*; die werdende Vorstellung heißt *Empfindung* oder *Wahrnehmung*; unsre Vorstellungen erwachsen allmählig aus momentanen Auffassungen, wiederholten, zum Theil verschmolzenen Wahrnehmungen; der Zustand eines Menschen, in welchem das Gedachte seines individuellen Denkens ein Gattungs- oder Artbegriff im strengsten Sinne seyn würde, etwas *Idealisches*... Der §. schließt mit der prägnanten Bemerkung: „welche Aufgabe also, Verstand zu haben“! vollends... „da der fortgehende Fluß unserer Begriffe sich ja nach der Qualität des Gedachten, oder der Begriffe im logischen Sinne richten solle.“ In den §§. 121. 122. von der Entstehung der individuellen zuerst, dann der allgemeinen Begriffe; die der letzteren wird aus „zuerst mehr verworrenen *Tatuvorstellungen* von *Vielem* und von *Einem unter Vielem*, welche im gemeinen Denken die Stelle der echt allgemeinen Begriffe vertreten“, sehr genügend nachgewiesen. Der §. 123 untersucht Wesen und Entstehung der Urtheile in dem auch hier zu unterscheidenden logischen und psychologischen Sinne. „Einfache Ausrufungen, wie: Feuer! Land! der Feind! — keine logische Ellipsen; so viel Weitläufigkeit machen die Gedanken des Rufenden nicht!... Die logische Form kommt zum Vorschein, wenn die *Verschmelzung* durch irgend einen Umstand erschwert und verzögert wird, so daß Anfang, Mittel und Ende sich hinreichend sondern, um jedes für sich zum Worte kommen zu können.“ Ueber den Ursprung des Begriffs „der Verneinung — der weder für angeboren gelten, noch auch gegeben werden kann; denn alles Wahrgenommene ist ein Positives; für

für sich allein ist er bedeutungslos, er muß auf etwas bezogen werden, das er verneine"... durch Reyspiele erläutert, und mit dem Begehren des *Vermissten*, Versagten, in Verbindung gebracht. Nach den vorstehenden Principien wird in §. 124 sodann die wichtige Lehre von den *Kategorien* und *Kategorien* auf originelle Weise abgehandelt, und man wird z. B. überrascht, hier die Worte zu lesen: „beobachtet die Hunde"! indem nämlich der Vf. die allgemeinen Formen der Erfahrung *dem geistigen Leben überhaupt* vindiciren will. Ueberhaupt also sind die *Kategorien* „kein ursprünglicher Schatz"... sondern: „sie bezeichnen die Form, welche unsre *gemeine* Erfahrung hat; und das reicht hin, um sie sehr wichtig und interessant zu machen... nur in der Abstraction kann man sie von den *Reihenformen* trennen; ihre wirkliche Erzeugung ist mit den Reproductionsgesetzen, wodurch Raum und Zeit entstehen, aufs innigste verwebt"... wobey zugleich zwischen den *Kategorien*, als *natürlichen Formen* des Denkens, und als *Objecten* der Bearbeitung für das nachherige Denken selbst, mit Recht unterschieden wird. Die weitere Erörterung führt den Vf. auf die *Kategorienlehre* des *Aristoteles*, der (wohl nicht mit Unrecht) in mancher Hinsicht ein Vorzug vor der von *Kant* gegeben wird, welcher — „die *erste* des *Aristoteles*, das *Ding*, die *Sache* (*οὐσία*) *unverrückt an ihrem Platz zu lassen*" — Ursache gehabt hätte. Weiter über die *erste* und *zweyte* *οὐσία* des *Stagiriten*. „Die *zweyte Kategorie* nun nothwendig die der *Eigenschaft* (*Qualität und Quantität*), worauf sodann die der *Relation* folgen. Endlich gehört hieher der (auch von *Kant*, nur am unrechten Orte aufgezählte) Begriff der *Verneinung*." So construirt der Vf. eine neue Tafel, worin *Ding* und *Verneinung* als die *allgemeinsten* Begriffe (mit ihren untergeordneten) sich (oben und unten) gegenüber, *Eigenschaft* und *Verhältniß* aber (mit ihren subordinirten) *zwischen* jenen seitlich neben einander treten; mit der Bemerkung: „nicht vier *Titel*, sondern vier *Haupt- oder eigentliche Kategorien* seyen hier aufgestellt, deren *Untergeordnetes* auch keine *Symmetrie* bilde... als welche hier vielmehr nur Verdacht erregen würde." — Und eine solche *Symmetrie*, ein *Zahlenschema*, darf man hier auch gewiss weder voraussetzen, noch ängstlich suchen! Uebrigens dürfte die Aufgabe überhaupt eine *allgemeinere*, nur durch *Realphilosophie* gehörig zu lösende seyn. Denn *warum*, könnte man doch wohl fragen, treten als *Kategorien*, als *zweyte* wenigstens, wenn das *Ding* doch eine und die *erste* seyn soll, nicht auch die von *Element*, *Pflanze*, *Thier* und *Mensch* noch hervor? Somit erinnert die ganze Aufgabe eigentlich zuletzt an die geordnete *Wissenschaft von den Wesen* (ewigen Ideen) und ihren *Eigenschaften*, *Verhältnissen*, *Wechselwirkungen* überhaupt, und nur aus diesem höchsten Gesichtspunkte wird sie zu beurtheilen und zu behandeln seyn. — Es folgt demnächst die scharf gezeichnete Darstel-

lung des *Entstehens* der einzelnen (oben angegebenen) *Kategorien*, wobey unter andern bey der *Kategorie des Verhältnisses* eine feine Analyse des Begriffs der *Ähnlichkeit* und der verschiedenen Arten der *Bilder*. Zuletzt von den sogenannten *Prädispositionen*. Gattung, Art u. s. w. — *Fünftes Cap. Von der Apperception, dem innern Sinn und der Aufmerksamkeit*. „Der innere Sinn gehört für den Psychologen zu den gefährlichen Klippen, denen er sich nur mit großer Vorsicht nahen darf... er ist kein *ein* Vermögen, das die Seele auch noch hat... in Wahrnehmung unsrer eignen Zustände... nicht wie alles, in der Seele erst werden, und wird nur unter Umständen wirklich"; — was man gewiss alles zugeben muß. Wenn es nun aber weiter heisst: „eine Vorstellung oder Vorstellungsmasse wird beobachtet, eine andre ist die beobachtende" u. s. w., so dürfte man hier doch wohl, ohne eben — „in unerkannten Widersprüchen leben und weben" zu mögen, so viel wenigstens noch fragen dürfen: wie doch die eine Vorstellung selbst es anfangen werde, eine andre zu beobachten, wenn ihr das Ich, die Seele, dazu nicht die Kraft, den Impuls giebt? Nach ihrem Wesen ist doch also wieder die Frage, während der Vf. immer nur von *Vorstellungen* und deren *Massen* spricht, die aber vor allem ein *Subject* voraussetzen, dessen *Begriff* auch *höchstlich* nicht ewig ein widersprechender bleiben wird! Und hienach wird denn auch der — nach der sonst lehrreichen Analyse der §§. 125 — 127 — aufgestellte Satz: „unter den mehreren sich appercipirenden Vorstellungsmassen muß irgend eine die letzte von diesen höchsten appercipirenden wird nun selbst *appercipirt*" — wieder in etwas zu modifiziren seyn. In §. 128 eine Anwendung der Theorie auf die *Lehre von der Aufmerksamkeit*, welche „als die Fähigkeit einen Zuwachs der Vorstellungen zu erzeugen" erklärt wird. Schliesslich über den Unterschied der Menschheit und der Thierheit in dieser Beziehung; letzterer „ist zwar nicht alleinnere Apperception abzusprechen... doch ist die Stärke und Thätigkeit der Reflexion (einer Bestimmung der Apperception) der Sitz... der geistigen Ueberlegenheit des Menschen"; — welches uns hinüberführt in den *Zweiten Abschnitt: Von der menschlichen Bildung insbesondere*. 1stes Cap. *Von der Entwicklung der Ausbildung des Menschen u. s. w.* §. 129. „Was der beweisen, noch auch wahrscheinlich machen läßt sich die Hypothese, daß die menschlichen Seelen eine *eigene Art* ausmachen... Der Mensch hat Hände, hat Sprache, durchlebt eine lange hilflose Kindheit, durch deren Pflege, wie durch die *Geschichte*, er sich allein beträchtlich über das Thier erhebt." Wichtigkeit seiner „mannichfaltigen Sensationen", so wie „des *Handels*", welches von der Hand den Namen, „wie die Möglichkeit erhalten hat" Wohl mit Recht, und mit Zustimmung so vieler aufmerksamen Anthropologen seit *Arist.* wird auf diesen, nur dem nachlässigen Beobachter geringfügigen Umstand ein besonderes Gewicht gelegt. Eben

so treffend die Bemerkungen in §. 180 über das Sprechen, ursprünglich ein Handeln. ... Anfangs schreyet das Kind... Die Begierde nimmt das Freyen in Dienst... als ein Werkzeug... Das Freye eine Arbeit; doch die wichtigste Wirkung ist da, wo die Sprache zum Gespräch wird, in der Gesellschaft... wodurch eine anhaltende Beschäftigung des Geistes mit dem Abwesenden und Vergangenen entstehen kann... so giebt es für den Menschen eine innere Welt, eine Vergangenheit und Zukunft." Weiter über die (durch die längere Kindheit des Menschen), „höher gespannte Sorgfalt der Aeltern“, wodurch das menschliche Geschlecht „zu einem mehr geselligen Leben genöthigt wird.“ Einen, ursprünglichen und allgemeinen specifischen Charakter des Menschen in Ansehung des geistigen Lebens, und der nicht auf einem Mehr oder Weniger beruhe“, gesteht der Vf. nicht zu kennen... jenes „höhere Bewußtseyn, die sittlichen Gesetze, die Begriffe vom Unendlichen, von der Gottheit... nichts Ursprüngliches; das Kind hat sie nicht... der Wilde kommt ihnen vielleicht nicht so nahe, als manches Thier(?)... Aber die Anlage ist doch vorhanden! — sagt man, in der Hoffnung. Die Metaphysik werde sich die ursprünglichen Anlagen gefallen lassen... wenn nun aber nicht, so wird man erwarten müssen, ob vielleicht eine fortschreitende Psychologie dies alles als Producte einer (hier möglichen) Veredelung erklären könne"... In einer Anm. weiter über Psychologie der Thiere, gegen welche man jetzt „so spröde thut.“ Dafs sie nicht sprechen, davon wird die Ursache (wohl mit Recht) als eine nur physiologische betrachtet. Weiter über die Sprache, deren erster Ursprung „unmöglich eine Verabredung seyn konnte“, und über ihren Zusammenhang mit dem Denken u. s. w. Lehrreich und tief geschöpft! — So auch die Darstellung der aus der fortgesetzten innern Apperception dem Menschen erwachsenden Vorzüge (§. 131). „Selbst auf niedern Culturstufen ist Beschäftigung mit innern Ereignissen das Vorherrschende; jeder sucht die Gesinnungen der Andern zu erkennen; ihr Empfinden, Streben, Wirken giebt ihm mehr zu denken, als Steine und Bäume"... So gelangt der Vf. hier auch zu vier Kategorien der innern Apperception. Empfinden — Wissen, Wollen, — Handeln (mit einigen untergeordneten Begriffen), welche nach folgendem Leitfaden gefunden werden: „das Empfinden verhält sich zum Handeln, wie Herein und Heraus; Wissen und Wollen sind darin, doch keines gegen den Eingang, dieses gegen den Ausgang, hingewendet.“ Mit Recht wird sodann gefragt: wofür diese doch denen gelten mögen, die in den Kategorien überhaupt ein ursprüngliches Eigenthum des Verstandes zu erblicken glauben? — So kommt der Vf. auf das Ich, als das Sich Denkende; „dem Empfindenen (Gedachten, Gewollten) kann nun mit Recht der Name des Objects gegeben werden; denn es schwebt im Bewußtseyn als zweytes Glied einer Reihe, deren erstes... jetzt bestimmt durch das

Denken charakterisirt ist... nachdem wir Object und Subject haben, wollen wir das Ich suchen."

2tes Cap. Vom Selbstbewußtseyn. §. 132. Aus den Untersuchungen des ersten Theils soll Folgendes sichtbar vor Augen liegen: „Das Ich ist ein Punkt, der nur in so fern vorgestellt wird und werden kann, als unzählige Reihen auf ihn, als ihr gemeinsames Vorausgesetztes, zurückweisen. Kein Wunder, dafs es ein dunklen Punkt ist"... Und freylich ist er das so noch; daher wir den näheren Bestimmungen um so begieriger entgegensetzen, die in diesem §. auch schon durch die weitere Analyse des Ich, als Object und Subject u. s. w. zum Theil gegeben werden. Klarer noch ist die Nachweisung in den §. 133. 134. von der Entstehung der ersten noch unausgebildeten Vorstellungen von lebenden, empfindenden und handelnden Wesen, somit vom Selbst und der Persönlichkeit — weloher Begriff nach einer Anm. weit eher einen Platz unter den Kategorien verdient hätte, als der der Gemeinschaft oder Wechselwirkung. — In §. 185 weiter über die Vorstellung von der Person, als eines Innern, als Anfangspunkts der Bewegungen, über die Umgebung und das zeitliche Seyn des Ich; sein Beharren — im Schlaf, und etwa nach dem Tode; überhaupt wird also hier (wie oben im synthetischen Theil) der Begriff des Ich, als individuellen Zeitwesens bald, und als beharrlicher Substanz bald wieder — scharfsinnig allerdings, aber auch oft, wie es scheint, ohne Noth, mühsam und ermüdend — hin und her geworfen; — und wer wird sich nach dem Ausgang aus diesen Labyrinth nicht endlich ungeduldig sehnen müssen? Und werden wir den Faden der Ariadne etwa ergriffen haben, wenn wir, dem Vf. S. 295 folgsam, nun mit ihm wieder zurückgehen „auf die Voraussetzung seiner ganzen psychologischen Untersuchung, und aus der allgemeinen Metaphysik als bekannt mit ihm annehmen, dafs die Seele ein streng einfaches, ursprünglich nicht vorstellendes Wesen sey, dessen Selbsterhaltungen aber gegen mannichfaltige Störungen durch andre Wesen Acte des Vorstellens ergeben"...? Doch was ist — müssen wir vor allem wieder fragen — dies streng einfache Wesen? und in welchem Sinne ist dies „ursprünglich“ zu nehmen, und was denn war — die Seele, bevor sie — vorstellend endlich ward? Ein Etwas doch wohl, und welches also? Oder ward sie als ein solch einfaches zuerst, dann durch ihre Vorstellungen sich erhaltendes Wesen, in der Zeit — aus Nichts — allereerst erschaffen? — Diese wohlbekannten Fragen nach dem Ursprung der Seelen drängen sich, wie man sieht, mit unwiderstehlicher Gewalt hier nun herbey, und wie der Vf. uns die Antwort auf dieselben überhaupt doch nicht wird schuldig bleiben wollen, so hätte er doch auch schon hier — die Fragen selbst wenigstens bemerken und ihre Beantwortung auch wohl im Allgemeinen andeuten können, um uns nicht zu lange in dem unerfreulichen Dunkel über solche Hauptpunkte zu lassen. Denn was wir am Schlusse des Cap. lesen: „Die Wissenschaft redet von der Seele,

Seele, als dem Grunde der vorgestellten Welt und des eigenen Selbst. In der Wissenschaft ist *das Wissen die Seele*. Hier ist Wissendes und Gewußtes Eins und Dasselbe; die Seele in dem System ihrer Selbsterhaltungen. So weiß ich von Mir; nicht mit angeborener, aber mit einer auf immer erworbenen Kenntniß — das sind gewiß gute und tiefbedeutsame Worte, die uns aber auf jene Fragen doch noch immer keine ganz bestimmte und erschöpfende Antwort geben.

Sirs Cap. *Von unserer Auffassung der Welt und den damit verbundenen Täuschungen.* §. 139 bis 145. „Das Geschäft, die Formen der Erfahrung nach ihrem Ursprung psychologisch zu erklären, ist zu Ende zu bringen... es kommen zunächst die Begriffe von Substanz und Kraft an die Reihe, dann die von Materie und Bewegung“... wichtige Untersuchungen, deren Gang wir hier jedoch nur kurz andeuten. Nach vorgängiger Erinnerung an die Reihenformen, an die Verschmelzungen der Vorstellungen und an den Begriff der Sache, als einer zuerst zufällig erscheinenden *Complexion von Merkmalen*, wird zuerst der Begriff der Substanz erörtert, mit Rücksicht wieder auf Locke, Leibnitz, Kant, wobey die Erklärung des erstern von der Substanz, als eines hinzugedachten Substrats der Complexionen, oder des *Principis der Einheit* besser, als die wahre Realdefinition, gebilligt wird. Sodann die, gegen Kant gewiß entscheidende Bemerkung, „die Mannichfaltigkeit der Irrthümer über Substanzen und Kräfte bewiese factisch, daß diese Begriffe nicht fest stehen, nicht angeboren seyen, sondern wandelbare Erzeugnisse eines durch die Erfahrung aufgeregten... zur Reife zu bringenden Nachdenkens.“ Den Begriff der Substanz will der Vf. aber selbst so „ungebildet“ haben, „daß er keinem der bisher bekannten sich vergleichen lasse“... Doch eine solche *Vergleichung* würde sich noch wohl anstellen lassen — namentlich mit der Leibnitzischen Monadenlehre. Auf jeden Fall aber wollen wir der Schlussbemerkung beypflichten, wie, „wenn auch diese Theorie als unrichtig sich erwieße, eben dadurch die Behauptung bestätigt werde, daß diese Begriffe ein noch unvollendetes Werk, die menschliche *Auffassung der Welt* noch im Werden begriffen sey“ u. s. w. In §. 141 eine bemerkenswerthe Darstellung der *Wanderungen* des Begriffs der Realität, oder des Seyns — aus den *Eigenschaften* in die *Sachen* — in die *Elemente*, die physischen erst, dann die chemischen — in die Anschauungen und *Gedanken* der Idealisten endlich, der aber auch selbst schließhch durch die *einfachen Wesen* widerlegt werden soll.“ Der §. 142 (mit der *Anm.*) erörtert sodann ausführlicher

den Begriff der *Causalität*, mit Bezug auf Kant wider, und auf Hume — dem aber fast zu wenig Gewicht beygelegt wird. — Auf einen Auszug aus diesen, im Ganzen scharfsinnigen, oft vielleicht überfeinen Untersuchungen müssen wir jedoch verzichten und uns auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken. Zuvörderst also hat unser Vf. den Unterschied sowohl, als auch den Zusammenhang der beiden Fragen: nach dem *psychologischen Ursprung*, und nach der *objectiven Nothwendigkeit* der *Allgemeingültigkeit* dieses Begriffs wohl erwogen, und so die Lösung der Aufgabe vorbereitet, insbesondere auch durch Nachweisung des Zusammenhangs der *Ursachlichkeit* der Dinge mit ihrem *Seyn*, so wie der *mehreren — zusammenwirkenden — Ursachen*, der *Umstände*, *Bedingungen* u. s. w., unter welchen jene allein *wirksam* werden können; wobey er sich über jene, ihm sonst so verhaßte, *allgemeine Wechselwirkung* (die ihn gelegentlich zu einer Expectoration gegen die *Magnetiseurs* veranlaßt), nun bestimmter ausspricht, und eine partielle und bedingte wieder zugiebt. Dahingegen hat uns manches Andere nicht so ganz einleuchten wollen, namentlich der (schon oben bemerkte) Satz nicht: der Begriff der Causalität habe nichts mit der Zeit gemein, und wie es — „eine höchst wichtige metaphysische Wahrheit sey, daß die Succession der Begebenheiten ganz und gar nicht in der Causalität liege, durch die sie geschehen.“ — Ein ähnliches Vorurtheil wird ferner dasjenige genannt, „nach welchem alles Reale in den Raum gesetzt wird, und Nirgendseyn so viel bedeuten soll, als überall nicht seyn“ — worüber aber doch auch noch zu streiten wäre. — Es folgt hier nun die Untersuchung über die Entstehung der Vorstellungen vom *Seyn im Raume*, und dessen drey Dimensionen über das *Solch* und die *Materie*, ihre Wirksamkeit in der *Nähe* oder *Berührung* u. s. w., wobey sich das Denken zwar vielfach angeregt, aber nicht eben durchaus befriedigt findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

NEUE AUFLAGE.

LANDSHUT, b. Krüll: *Anleitung zur Pastoraltheologie im weitesten Umfange*, von Dominik Gollowitz. Dritte, von Georg Friedrich Wislmann, Director des Clericalseminars in Mitten, wiederholt durchgesehene u. verbesserte Auflage. 1830. Erster Band. XIV und 504 S. Zweiter Band. XIV und 338 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.) (Siehe die Recens. in d. Erg. Bl. 1830. Nr. 135.)

October 1830.

PHILOSOPHIE.

KÖNIGSBERG, b. Unzer: *Psychologie als Wissenschaft* — von J. F. Herbart u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der §. 144 erörtert zuletzt noch die Vorstellung von der „Zeit, als das *Abstractum* des *Zeitlichen*, und vom *Raum*, als dem des *Räumlichen*“ — gegen die Kantische „*Erschleichung* eines unendlichen... fertigen Raumes, und einer ihm ähnlichen Zeit... die zwar Geometer und Metaphysiker im Kopfe haben, ohne sich vielleicht der Zeit dieser wissenschaftlichen Constructionen mehr zu erinnern... während sich der gemeine Mann und die Kinder mit so viel Raum und Zeit behelfen, als hinreicht, um die bekannten Gegenstände damit zu umhüllen, und darin zu ordnen“... mit Nachweisung, „wie Kant's Beweis aus der *Nothwendigkeit* jener Vorstellungen nicht mehr noch weniger, als ein *Syllogismus* mit vier Hauptbegriffen“ war — wegen des Doppelsinnes nämlich jener *Nothwendigkeit*. Diese Exposition ist sehr klar und, nach unsrer Einsicht, entscheidend. Ueber die *Zeiteinheit* im Vorstellungsleben, die „nicht viel kleiner, als eine *Secunde*, nicht viel größer, als eine *Minute*“ seyn soll — eine wichtige, weiter zu verfolgende Untersuchung. — Ueber *Bewegung* und über gleichförmige und ungleichförmige *Geschwindigkeit*, welche letztere, so wie alle *Verschiedenheit* derselben — *ungereimt* (?) erscheinen soll. In §. 145 wird Alles noch einmal zusammengefaßt, und es soll sich die *Nothwendigkeit* zeigen: die bisherige Unterlassungssünde wieder gut zu machen, und zur wahren *Metaphysik* fortzuschreiten“ — wozu uns der Himmel selbst also Glück verleihe!

4tes Cap. Von der höhern Ausbildung. Sofort begegnet uns auch §. 146 das *metaphysische* Denken wieder, in der Bemerkung nämlich, wie „äufserst auffallend der Contrast zwischen den zögernden Fortschritten desselben und der Eile sey, womit andre Arten des Wissens u. s. w. sich entwickelt haben.“ Wenn aber jenes Denken nur das tiefer blickende und erkennende überhaupt ist, so ist dieser Contrast vielmehr gar nicht auffallend, und wir dürfen uns darob weder sehr wundern, noch auch beunruhigen! — Folgen interessante Betrachtungen über die *dunkeln Anfänge* der Cultur, über

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

das oft Zufällige derselben — und wie sie „meist von Wenigen den Uebrigen überliefert ward, rückwärts aber auch die *Heroen* nur so viel ausführten, als durch die Menge konnte ausgeführt werden, nur so viel *verewigten*, als die Menge befestigte und bewahrte.“ In §. 147 wieder über den Zusammenhang der Wörter, Empfindungen, Begriffe; über *Memoiren*; über die *logische Cultur* der Begriffe durch Definitionen und Divisionen, Schlüsse u. s. w., überhaupt über das *analytische* Denken; so wie in §. 148 über das *synthetische*, „dessen Untersuchung mit Nachdruck empfohlen zu haben, Kant's großes Verdienst war.“ Unterscheidung der *Nothwendigkeit* in den *metaphysischen* Sätzen von der in den *mathematischen*, *combinatorischen* und ähnlichen — wodurch der Vf. sich hier den Uebergang bahnt zu der Lehre vom *Unendlichen*, dessen Begriff in seiner psychologischen Entstehung sehr gut nachgewiesen wird. „Getrennt von praktischen Beziehungen — heisst es dann weiter — und gereinigt von Verwechselungen, ist das Unendliche *Niemandes Freund*. Jeder fühlt, daß er sich darin verliert... Gleichwohl hat es seine Verehrer, aus zweyen psychologischen Gründen: 1) es wird aufgefaßt als das Ungehemmte, als die *Sphäre der Freyheit*... es droht dem, welcher in dasselbe hinausschaut, mit gar keiner Hemmung... 2) es wird aufgefaßt als das letzte Hemmende, Begrenzende; daher als das *Erste* und Unbedingte.“ So entsteht „die Vorstellung von einer *unendlichen Substanz*... und nun mögen die Schulen ihre Kampfplätze ebnen; denn die Vermählung des Endlichen mit dem Unendlichen kann ohne Streit nicht abgehen. Aber davon mag die Geschichte der Philosophie ihren tragisch-komischen Bericht abstaten!“ — Doch wo, fragen wir, wird dieser Bericht *enden*, oder — in *Divination* übergehen? — §. 149. „Das Unendliche zum Unbedingten, wie Entlaufen zum Stillstehen. Verlust zum Besitz; daher wie das Leere zum Vollen, wie Nichts zu Etwas.“ So eröffnet der Vf. eine andre wichtige Untersuchung: über die *psychologischen Beziehungen* der Vorstellungen vom Unbedingten und Bedingten, Noumenen und Phänomenen, mit Rücksicht auf Kant's *Antinomielehre*, die vielfach getadelt und näher bestimmt, dann aber auch wieder: „der schönste Theil der Vernunftkritik“ genannt wird, und überhaupt „eine der glänzendsten und geistreichsten Darstellungen, die jemals ein Denker unternommen hat.“ — Diese

ganze Untersuchung, mit einigen gelegentlichen Aeußerungen über andre neuere Ansichten vom Unbedingten, vom Nothwendigen und Zufälligen, und von den Kräften der Wesen (s. u. a. die Note S. 887) gewähren ein mannichfaltiges Interesse, sind aber zugleich so *problemreich*, und greifen so tief in die allgemeine Realphilosophie ein, daß wir uns begnügen müssen, auf ihre Bedeutsamkeit hier im Allgemeinen aufmerksam gemacht zu haben. Nur aus der Anm. III. heben wir folgendes mehr Psychologische noch hervor: „Auch die, welche sich von selbst nicht zu den Vorstellungen des Unendlichen und Unbedingten erheben würden, empfangen in der Gesellschaft irgend einen Unterricht, der sie dahin weist; daraus *Meinungen* — eine *eingebildete Selbstständigkeit* des Denkens... Geschwätz, das nur begehrt, im Strome der Meinung *vorübergehende Strudel* hervorzubringen... bis Perioden des Bessern wiederkehren.“ Zweitens: „Die meisten Lehrmeinungen über das Unendliche und Unbedingte müssen, als *psychologische Phänomene*, dem größten Theil nach aus *Nebenrücksichten* (auf das, was *praktisch richtig* scheint) erklärt werden... die Abstraction von solchen aber ist die allernothwendigste, wenn man zur Wahrheit gelangen will. Mit falschem Gewicht und falscher Wagschaale wägen alle diejenigen, welche vor der Untersuchung schon wünschen, das etwas *wahr seyn möge*.“ — In §. 150 eröffnet der Vf. seine Betrachtung über die *praktische Vernunft*, durch Ergänzung des früher (§. 104 ff.) über das *Begehren* Gesagten, und durch weitere Ausführung der Lehren von den Verbindungen und Verschmelzungen der — nun *aufstrebenden*, *energisch* werdenden Vorstellungen; woraus man sich erklären könne, „wie die gemeine Psychologie dazu kommen konnte, ein *Begehrenungsvermögen* anzunehmen, das vom Vorstellungsvermögen *verschieden* seyn sollte... weil nämlich das Objectiv unserer Vorstellungen, das *Vorgestellte* für die Energie des Begehrens *fast gleichgültig* ist.“ Bemerkung des Phänomens, wie es — „in Einer Gegend der Seele stürmen kann, während eine andre ruhig bleibt; wie der Mensch, von einer heftigen Begierde gepeinigt, dennoch in sich die Kraft finden könne, sich zu mäßigen, ja zu bessern, wenn man nur einen etwas anhaltenden *Wechsel* der Vorstellungsmassen im Bewußtseyn zu bewirken vermag.“ — Die hier und im folgenden §. so fortgesetzte Untersuchung verdient überall die größte Aufmerksamkeit der Psychologen. Ihr Resultat dieses: die praktische Vernunft ist nicht als ein *besondres*, hinzukommendes, von den zusammenstoßenden Vorstellungsmassen *verschiedenes*, in sie hineingreifendes und sie nach sich bildendes *Vermögen* zu denken; sondern es sind die — wie von oben hineingreifenden — Vorstellungsmassen selbst, welche hier einen höhern Charakter annehmend und mit dem ehrenvollen Namen der *Vernunft* bezeichnet, dieses der Natur *praktischer Maximen* verdanken, besonders solcher, die schon durch lo-

gische Thätigkeit im Urtheilen geläutert, bestimmt und verdeutlicht sind“... Die praktische Vernunft zeigt sich im *Erwägen*, im *Wählen* und *Beschließen*... als ihr höchstes Eigenthum schreibt man *die sittliche Gesetzgebung und Regierung* zu. In diesem Sinn entsteht sie aus *schon vollbrachten* Erwägen, Wählen und Beschließen... so werden sie zum höchsten Range erhabenen, sittlichen *Maximen Charakterzüge der Persönlichkeit*... Die Frage, ob sie eine solche Auszeichnung erlangen könne, ist die *wichtigste der Psychologie*... Aus dem Interesse diese Frage nur — hat der Vf. sich hie und da hafter gegen die *transcendentale Freyheitslehre* erklärt, weil nämlich — „das *praktische Interesse* in geringsten nicht für, sondern gänzlich gegen (jen) Freyheit des Willens sey.“ — Reich an praktischen wichtigen Bemerkungen ist eben so der §. 152. So unter andern die Erinnerung an jenes „*Gleichgewicht zwischen Wollen und Hingebung*, welches zur Reinigung des Ich von dem Zufälligen seiner Objectivität erfordert wird“... und zwar „auf den drey Stufen: der ersten Erziehung des Kindes; des planmäßig handelnden Mannes, den (wie das Kind die Mutter) das *Schicksal* sowohl *verziehen*, als *niederdrücken* kann; der höhern sittlichen Ausbildung endlich... denn auch hier muß das Ich im Gleichgewicht erhalten werden — des Duldens und Handelns. Eine bloß *anspornende Sittenlehre* (wie die Fichte'sche) schleudert den Menschen gegen den Felsen der Nothwendigkeit... an dem er Gehirne läuft zerschmettert zu werden, ohne darum ein höhern Werth seines Daseyns erreicht zu haben; wie im Gegentheil eine *schlaaffe* — der Empirismus oder Mystiker — ihn um das Bewußtseyn seiner Thatkraft bringt und um seine ganze Bestimmung betrügt.“ Weitere Darlegung des Wesens und der Hervorbildung der *Tugend*; mit einer — *philosophisch* ohne Zweifel *gültigen*, wie auch *historisch* noch nicht widerlegten — Vertheidigung der Lehre von dem Fortschritt des *Menschengeschlechts zum Bessern*. „Die Ueberzeugung wenigstens von der *Möglichkeit* desselben keine bloß gutmüthige Voraussetzung, die man haben und entbehren kann nach Belieben; sondern, wenn von *praktischen Postulaten* die Rede ist... der wahre und eigentliche Glaubenspunkt für das Leben und Wirken. Daß Kant die so wenig fühlte... daß er sich zu der wahrhaft *unseligen* Behauptung eines *radicalen Bösen* verleitete: liefs verdient aufrichtiges Bedauern. Das Böse kein so großes Geheimniß, als es Denen scheint, die vom Guten keine deutlichen Begriffe haben“... Empfehlung *ruhiger Untersuchung* des Phänomens, „welches, psychologisch betrachtet, keine Klasse von Gegenständen für sich allein bildet, sondern in Hinsicht seines Entstehens, Daseyns und Wirkens (nur nicht in Hinsicht seiner Würdigung!) gleichartig ist mit *Irrthum*, *Verwöhnung* und *falschem Geschmack*... der, wie der Irrthum, auch seine *Naturgeschichte* hat“... wobey der Vf. sich gelegentlich über einige Dichterwerke auf eigen-

bäumliche Weise ausspricht. Durch Bemerkung des „höchst Natürlichen in den Fehlern der Dichter, und in dem Ergötzen der Hörer“ kommt er so auf die Frage zurück: ob denn etwa das Böse allein einen übernatürlichen Ursprung voraussetze? und beantwortet sie auf dem — auch wohl einzig richtigen — Wege der historischen und psychologischen Beobachtung des — zuerst noch rohen; leidenschaftlichen Gemüths, dessen Verirrung und Unthaten sich sodann allmählig zu dem höchsten oder eigentlichen Bösen gesteigert finden. Erwähnung Spinoza's, der — „das eingebildete Wollen und Thun (der endlichen Substanz) doch auch beurtheilte, zum Beweise, daß die Stimme des Lobes und Tadels selbst da nicht schweigt, wo man die Hoffnung, sich nach ihr zu richten, gänzlich aufgegeben hat.“ Und „dieser Stimme, welche vorhanden ist und vernommen wird ohne alle Frage, wie viel dadurch könne ausgerichtet werden“... hat der Vf. „einen neuen Namen gegeben, den des ästhetischen Urtheils“, Rechtfertigung desselben — Klage über die zu geringe Beachtung dieser Lehren. „Warum wartet man, sie besser zu benutzen? Wegen eines Gespenstes von Zurechnung... dessen Subject aber eben der transcendentalen Freyheit unfähig ist, darzubieten.“ — Doch dieses Subject — scheint uns auch die Theorie des Vfs nicht immer bestimmt genug darzubieten. Denn sind die *Vorstellungsmassen* solche Subjecte? oder wie? Ueberhaupt, so viel Treffliches seine praktische Philosophie auch gewiß enthält, wird man doch auch hier oft daran erinnert, wie viel leichter es sey, ein altes Gebäude einzureißen, als ein neues gründlich wieder zu erbauen!

Dritter Abschnitt. Von den äußeren Verhältnissen des Geistes. 1tes Cap. Von der Verbindung zwischen Leib und Seele §. 153 — 159. Auch hier müssen wir es bedauern, daß der Vf. nicht überhaupt mehr analytisch-inductorisch hat zu Werke geben mögen; wobey manche zu dogmatisch absprechende Behauptung über das vorliegende — schwierige — Problem einer vorsichtigen Skepsis wohl von selbst hätte weichen müssen. Denn so heist es gleich im Eingang, nach der Bemerkung: die Ichheit müsse an einen Träger, an eine Substanz, die Seele, angelehnt werden, „nach allgemeinen metaphysischen Principien sey eine Substanz keiner andern Modificationen fähig, als der Selbsterhaltungen gegen Störungen durch andre Wesen (wodurch sogleich die pantheistische Ansicht ausgeschlossen sey).“ Aber sind diese Principien selbst schon evident genug, und wird Kraft ihrer nun — der sonnenklare Bericht über Gott und das Universum sofort können gegeben werden? wie man ihn, nach jener kurzen parenthetischen Abweisung des Pantheismus, fast erwarten durfte? Wir zweifeln. Aber auch in ihrer Anwendung auf das vorliegende Problem werden jene Principien sich wohl unzureichend erweisen: denn wenn es nun weiter heist: der Leib sey *Materie im Raume*, die Construction der Materie aber (deren Undurchdringlichkeit u. a.

kurzweg ein *Wahn* genannt wird) sey in der Abhandlung *de attr. element. gegeben*, so dürften sich doch auch gegen diese Construction und deren Anwendungen nicht unerhebliche Zweifel erheben, und die Besorgniß vor einem neuen, dem des Descartes ähnlichen Dualismus scheint oft nahe zu liegen. Auf jeden Fall gilt es, die Verbindung, das Verhältniß nachzuweisen; und was am Schluß des §. 153 gesagt wird: „die bloß ideale, künstlerische Einheit der lebenden Wesen, ihre Schönheit und Zweckmäßigkeit... weise hinauf zu dem höchsten der Künstler... und ohne religiöse Betrachtungen könne die Naturforschung zwar anfangen, aber nicht vollendet werden.“ — dieses erweckt, bey aller Anerkennung der Größe des Gedankens, doch auch wieder große Fragen — die bald bestimmter zur Sprache kommen werden. §. 154. In diesem Systeme sollen „die Bedenklichkeiten nicht Statt finden, um derentwillen Leibnitz, den physischen Einfluß läugnend, seine prästabilierte Harmonie an die Stelle setzte... das wahre Causalverhältniß zwischen Seele und Leib im geringsten nicht schwieriger, als das zwischen irgend andern Wesen.“ Wir, und manche Leser mit uns, möchten so sanguinischen Hoffnungen sich nicht gleich hingeben! Und was zur Erklärung jener Verbindung hier im Einzelnen weiter ausgeführt wird, das ist — theils auch von Andern schon gesagt worden — theils aber auch wieder auf mehr als eine Weise hypothetisch zu nennen, und in der That scheint der Vf. manche Probleme doch auch gar zu vorschnell bey sich selbst entschieden zu haben! So, wenn es heist: „der Bewegungen der Nerven bedürfe man zur Erklärung der sinnlichen Vorstellungen gar nicht“; und wenn, bey der berühmten Frage nach dem Sitz der Seele, für einen „veränderlichen Aufenthalt, für eine ganze mittlere Gegend das sensorium commune, worin die (einfache) Seele sich bewegen möge“, zwar nicht ganz apodiktisch, aber doch mit zu geringer Skepsis entschieden wird; — wie denn auch, was hier (gelegentlich) über das Licht gesagt wird: „es bedürfe der Form des durchsichtigen Körpers nicht, den es vielmehr im eigentlichen Verstande — überall und in jeder Richtung — durchdringe“, schwer zu denken ist, und von den Physikern nicht leicht wird zugegeben werden. In §. 156 eine Erörterung der vier Hauptarten physiologischer Erklärungen: der mechanischen, chemischen, vitalen und psychischen. Die mechanische in Verbindung mit den übrigen unentbehrlich, die chemische fast ganz untauglich genannt; — wobey jedoch Grade und Uebergänge zu beachten seyn dürften. Weiter über die psychische Erklärungsart insbesondere, welche voraussetzt: „daß noch etwas Ueberschüssiges, zur organischen Existenz nicht schlechthin Nothwendiges zugegen sey, welches in das ganze System des lebenden Körpers aufs tiefste verflochten“ u. s. w. Resultat: „die Seele nur der Einwohner des übrigen sich selbst genügenden Leibes“ — was also sehr dualistisch lautet, und mit

heren Betrachtungen nicht zum besten übereinzustimmen scheint. Zuletzt noch über die mechanische Erklärung weiter, und gegen die „*actio in distans*“, deren Abnahme aus der Quantität des zwischenliegenden Raumes schlechterdings nicht zu erklären sey, denn der Raum selbst ein leeres Nichts; — welche gewiss richtige Bemerkung zu genauern Untersuchungen auffordert. §. 157. Die Grundgedanken über die Verbindung zwischen Seele und Leib sollen nähere Bestimmungen nun zulassen. „Wahrscheinlich ist auch der *größte Theil* (?) des Nervensystems, und des Gehirns vorzüglich, der *Parasit des Körpers*“ — wie *Reil* die Seele selbst nannte, und was alles freylich seltsam klingt! — Gegen die *Bewegungen* wieder der *Gehörnerven* z. B. im *gesunden Zustande*; — in dem *kranken*, wenn das Ohr singt, das Auge *spectra* sieht, werden sie zugegeben; — welche Trennung der (gewiss nur quantitativ verschiedenen) Phänomene der Physiolog aber unmöglich wird billigen können, wie er auch sonst über jene „*vestigia rerum* in der Seele“ denken möge. „Was den organischen Leib anlangt, heisst es am Schlusse, so dürfe die sonst bedenkliche Einmischung einer *teleologischen* Ansicht hier nicht unerwartet seyn; im lebendigen Leibe walte überall eine *höhere Kunst*... eben die, von der überhaupt die höheren Thiere ins Daseyn gerufen würden“... Uns indeß kommt jene Einmischung — auch hier — noch unerwartet, und wie sie mit der Forderung der Einheit und Consequenz in der Naturerklärung vereinbar sey, möge der Vf. uns bestimmter nachweisen. Auch schließt er selbst mit der Frage: „wie, nur die höheren Thiere, und nicht auch die niederen?“ — welche ihn (§. 158) zu einer weitem Erörterung führt — der „*ungeheuern Hypothese*“ neuerer (doch auch älterer) Naturforscher: von einer (nämlich mittelbaren) Entstehung aller lebenden Wesen bis zum Menschen aus einer sogenannten *generatio aequivoca* (*originaria* besser, oder *spontanea*); wobey, „statt der eines modernen Naturphilosophen, lieber die Ansicht eines achtungswerthen Erfahrungsgelehrten“ — (*Treviranus* in seiner Biologie, III. 225) über diesen Gegenstand angeführt und zu entkräften versucht wird. Doch wie? Durch die Behauptung zuerst der „gänzlichen Unstatthaftigkeit des absoluten Werdens, also auch der vorgeblich in der Natur der Dinge ursprünglich liegenden Entwicklung“ u. s. w., welche „für alles Wissen zerstörenden Irrthümer man von sich geworfen haben muß“... Was aber meint der Vf. nun wohl mit jenem (unstatthaften) absoluten Werden? Ein relatives wenigstens wird er zugeben müssen — eine Entwicklung des individuellen Menschen z. B. vom Embryo bis zum metaphysischen Denker — und sollte nun das Geschlecht nicht auch selbst seine Naturgeschichte müssen gehabt ha-

ben, und welche also? Wenn der Vf. die „*unermessliche Kluft*, welche zwischen zwey nächsten organischen Bildungen befestigt sey“, zu bedenken giebt, so ist theils diese Kluft zwischen den nächsten doch nicht eben — so *unermesslich*, wie schon die *Minklinge* zu bezeugen scheinen; theils bleibt das ja auch eben noch die Frage, ob nicht die Natur in einer *Stufenfolge* die Wesen hervorbrachte, die somit *jetzt*, wo ihre Geschichte nicht mehr vor Augen liegen kann, so gesondert erscheinen müssen?“ In was weiter über die Bedingungen gesagt wird, wter welchen allein *jetzt noch*, und zwar nur *ungeordnete* Organisationen von selbst entstehen, ist dieses zwar richtig, und mußte von den Vertheidigern jener Hypothese auch bald bedacht werden; aber damit allein ist sie auch noch nicht widerlegt, da der Schluß von den jetzigen Verhältnissen auf die ursprünglichen doch leicht — ein *Fehlschluß* seyn könnte. Denn wer kennt, wer sieht — heute noch — jene erste zeugende Jugendkraft der Natur, die vielleicht doch Alles aus ihrem Schooß zu entwickeln durch das Gesetz des Geistes bestimmt war? und die, nachdem sie einmal diese Wunder gewirkt, sie nun auch nicht wiederholen, und nur in jenen schwachen Nachbildern etwa dem Beschauer in Erinnerung bringen durfte? „Dals alles *stufenweise* fortgebildet sey“, wird als *gläublich* auch nachher zugegeben; nicht aber: „es habe sich selbst stufenweise gebildet; unsre Erdoberfläche muß unter dem Einfluß einer andern und höhern — Kunst — gestanden haben, & sie mit Leben bedeckt wurde“... Ohne uns — *ut tas componere lites* — herausnehmen zu wollen, dürften wir jedenfalls doch eine höhere Bestimmung dieser — so noch viel zu unbestimmten — Gedanken zu fordern berechtigt seyn. Oder kann man, nach der Schlußbemerkung des §., hier wirklich „nicht mehr wissen“? und müssen wir hier — „nicht angeborne“ zwar, aber überhaupt doch — „*Schranken des Gegebenen*, des Stoffs der Erkenntniß“, wie es heisst, ein für alle Mal anerkennen? Aber auch solche — Schranken möchten doch wieder eben so schwer deutlich zu denken, als strenge zu beweisen seyn; und auf jeden Fall müßten wir nun auch so gegen jedes Absprechen über diesen großen Gegenstand uns verwahren dürfen.

(Der Beschluss folgt.)

NEUE AUFLAGE.

LEIPZIG, in d. Taubert. Buchh.: Immanuel Kant's Vorlesungen über die philosophische Rechtslehre. Herausgegeben von Karl Heinrich Ludwig Politz, königl. Sächs. Hofrath u. Prof. an d. Univers. zu Leipzig. Zweyte Auflage. 1830. XX + 235 S. gr. 8. (1 Rthlr.) (Siehe d. Recens. A. L. Z. 1817. Nr. 199.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1830.

PHILOSOPHIE.

KÖNIGSBERG, b. UNZER: *Psychologie als Wissenschaft* — von J. F. Herbart u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In §. 159 kehrt der Vf. zurück zu der Betrachtung der „Herrschaft der Seele über Gehirn und Nerven.“ Gelegentlich über das Nervensystem der Insecten, über die Theilbarkeit der Polypen u. s. f. „Das monarchische Verhältniß jener Herrschaft senkt sich allem Anschein nach gar sehr ins demokratische hinunter; die niedrigsten Seelen mögen auch die niedrigsten Dienste... mit besorgten helfen; hinwiederum ist kein Zweifel, daß die menschliche Seele sich ihre schöne und bequeme Wohnung noch bequemer mache“ u. s. w. Manche scharfsinnige Bemerkung, nur daß die Continuität und die Uebergänge der vitalen und psychischen Erscheinungen in einander nicht immer genug beachtet scheinen. Gegen die angeblichen Organe für verschiedene geistige Thätigkeiten und moralische Eigenschaften gar! — im Allgemeinen gewiß mit Recht. — „Man hat sich gewundert über die große Abhängigkeit des Geistes vom Leibe; man hätte sich wundern sollen über die in gesunden Zustände so große Freyheit des Geistes, bei der Einheit in seinem Thun“ u. s. w.

2tes Capitel. Von denjenigen Geisteszuständen, worauf der Leib einen bemerkbaren Einfluß hat. 160 — 168. „Die Grundsätze der Statik und Mechanik des Geistes“ soll man „so weit als möglich erfolgen, und nicht eher, als indem eine bedeutende Divergenz zwischen jenen Gesetzen und der Erfahrung sich entdeckt, einen fremdartigen Einfluß voraussetzen und ihm nachspähen“... Aber findet jeder Einfluß nicht in einem gewissen Grade fast immer Statt, und wie wird es so um die strenge Rechnung stehen? — Indessen geht der Vf. auf seinem Wege nun zu der Untersuchung über Schlaf und Traum zuerst über, und bestimmt den Begriff des Schlafs dahin: er sey „Negation der sämmtlichen Thätigkeit des Vorstellens mit allen seinen Modificationen“, welche Erklärung jedoch, wie natürlich, durch die Bemerkung der Phänomene der Ermüdung und der Uebergänge wieder beschränkt und näher bestimmt wird. Aber auch so scheint die hypothetische Mathematik der reinen Beobachtung und wissenschaftlichen Ordnung der Erscheinungen, etwas Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

hinderlich geworden zu seyn. In der Lehre vom Traum und einigen besondern Phänomenen desselben — einer vorkommenden doppelten Persönlichkeit u. a. — übrigens feine und glückliche Bemerkungen. Eben so über gewisse „in die Mitte zwischen Traum und Wahnsinn“ zu stellende Erscheinungen — „minderer Fehler, die auch der gesunde, wachende Mensch vielfältig begeht; oft genugscheint der Wachende zu träumen; und wir sehen Tollheit ohne Wahnsinn auch außer dem Irrenhause.“ „Alles, was man Schwäche des Geistes nennen kann, wird sich entweder auf Unwissenheit, oder auf ein Ausbleiben des rechten Gedankens im rechten Augenblick zurückführen lassen“ — was uns jedoch den Begriff nicht zu erschöpfen scheint. Aber sehr lehrreich ist die weitere Betrachtung über jenes „Ausbleiben des rechten Gedankens und über das Gegentheil, die Besonnenheit“ — In manchen interessanten Anwendungen und Beyspielen aus dem Leben. So über das Eigenthümliche des Witzes, der „eine Viertelstunde zu spät kommend leicht von einer Platttheit verdrängt wird, und so das Vorspiel giebt zu den ernsthafteren Gebrüchen, die man dem Menschen als Mangel der Besonnenheit anrechnet“... endlich Anwendung auf die „Inconsequenzen der philosophischen Systeme“ mit besonderer Rücksicht auf das „des ehrwürdigen Kant; Gesundheit des Geistes war ihm in vorzüglichem Grade eigen... dennoch ist sein System in einem Hauptpunkte ein Beyspiel von Unbesonnenheit“ — welcher hart scheinnende Ausspruch in der weiteren Ausführung doch sehr gerechtfertigt erscheint. Und gewiß ist eine solche (oft zu sehr vernachlässigte) psychologische Erwägung der Veranlassungen und der innern Geschichte der Philosopheme für ihre Würdigung von nicht geringer Bedeutung. — Von den Seelenkrankheiten sodann, mit Rücksicht auf Pinel und Réil, überhaupt auf die — sich leicht herbeydrängenden — materialistischen oder einseitig physiologischen Vorstellungsarten. Auch hier viel Umsicht und Scharfblick; — wenn gleich das Hauptproblem: von dem Sitz und den Ursachen der Seelenkrankheiten, auch durch die Theorie des Vfs noch keinesweges vollständig gelöst zu seyn scheint.

Doch — Bericht und Kritik müssen mit dem Werke selbst dem Ziele sich nahen, und so haben wir aus dem Schluß des Ganzen nur noch Folgendes hervorzuheben. Der Vf. will nämlich den Einfluß „eines lebendigern und besser gelingenden Studiums der

der Psychologie auf alle übrigen Wissenschaften aus zwey Gesichtspunkten" hier noch darstellen: „des Aufhörens der bisherigen schädlichen Folgen *unrichtiger Psychologie*“, und „des positiven Gewinns aus ihren Verbesserungen“; — wodurch also *alle* bisherige Psychologie so ziemlich als „*unrichtig*“ und „*falsch einwirkend*“, die eigne als die allein wahre und nützliche bezeichnet wird: eine Behauptung, die der Vf. bey näherer Ueberlegung sich selbst kaum wird geständig seyn mögen. Denn so ganz im Argen lag alle bisherige Psychologie doch wohl nicht! So urplötzlich wird der Einzelne die ganze Wahrheit auch nicht gefunden haben! — Indeß vernehmen wir die Anklage der Ältern, die Empfehlung der neuern Behandlung im Einzelnen weiter. *Jene* also hat *falsch* gewirkt: „auf die *Logik*, indem sie, derselben sich beymischend, ihr das Ansehen einer *Erzählung* gab, wie es im Denken zugehe, anstatt einer *Regel*, wie es zugehen solle“ u. s. w. — welcher Vorwurf, seine Gültigkeit relativ zugegeben, doch auch nicht alle Psychologen oder Logiker trifft, deren viele die Grenzen wohl bemerkten und zu bestimmen suchten; — „auf die *Moral*, indem sie auch diese verleitete, die Frage nach dem Sollen zu verwechseln mit der nach dem Können“, .. mit Bemerkungen über verschiedene Moralsysteme, die allerdings *treffend* genug sind, nur wieder nicht so absolut und allgemein; — „auf die *Metaphysik*, eine Wirkung vollends im Großen, wenn man die *ganze* neuere Philosophie mit jener *alten* bis auf Aristoteles vergleicht“... und freylich dürfte der Vorwurf, über Psychologie, Bewußtseyn und Erkenntniß-Lehre, die *allgemeineren* Probleme des menschlichen Geistes, „die *Ideen Platon's* und „das *Eine der Eleaten*“, aus dem Gesicht verloren zu haben, wohl *manche* neuere Philosophen treffen, doch aber gewiß einen *Leibnitz* z. B. nicht, oder *Spinoza*, oder *Kant*? — „auf die *Pädagogik*, der sie ihre *Seelenvermögen* und damit das sinnlose Problem aufdrang, die einzelnen sowohl, als deren Gesamtheit zu stärken und mit allerley Fertigkeiten auszurüsten“... worin wohl etwas Wahres liegt, und zwar um so mehr, als freylich die praktischen Pädagogen nicht immer zugleich die tiefsten Philosophen waren, was aber auch noch allgemeinere Gründe hat, und durch neue Theorien nicht so gar leicht und schnell wird zu verbessern seyn! — „Die Psychologie *trennte sich* von *Politik* und *Geschichte*, mit welchen sie hätte innig verbunden seyn sollen“... Was hierüber weiter gesagt wird, mag die Schuldigen treffen, doch nicht die *Gerechten*! — „Sie behielt keine Aehnlichkeit mit der *Naturwissenschaft*, deren rascher Gang die träge Schwester gänzlich hinter sich zurückließ“... wohl *wahr*, aber auch wohl *begreiflich*! und eben darum möge nun auch die Seelenlehre, durch so manche Erfahrung gewitzigt, *eben so besonnen* und umsichtig verfahren lernen, wie jene glücklichen! es an der Hand der Natur freylich auch früher lernen mußte, und sich nicht auch selbst wieder mit ab-

soluten Theorien überailen — was unser Vf. freylich auch für sich nicht wird Wort haben wollen! In jeden Fall darf ihn über jeden ungerechtern Vorwurf „der Schwärmerey und Anmaassung“ — „Recht „das Bewußtseyn trösten, mit redlichem Willen gearbeitet zu haben.“ So vernehmen wir zuletzt noch seine „Betrachtungen über den positiven Gewinn, der von der Verbesserung unserer Wissenschaft zu erwarten stehe.“ Der Gedanke zuerst, „dass die Psychologie es in *genauen* Betrachtungen der Thatsachen der Naturwissenschaft gleichthue, liegt (also doch wirklich) in weiter Ferne“. „die Forscher müssen es sich gefallen lassen, im gleichsam im Dunkeln zu arbeiten, indem die *unmittelbare, präzise* Vergleichung zwischen dem synthetischen Theil der Theorie und der Beobachtung nur selten möglich seyn wird“... So ist es ohne Zweifel, und also... „Auch die nähere Verbindung mit *Politik* und *Geschichte* wird nur sehr allmählig erfolgen können“; — dennoch wird — und mit Recht — dem Historiker, der sich von den Fesseln individueller oder gesellschaftlicher — Vorurtheile losmachen, über bloße Chronik und unphilosophischen Empirismus sich erheben will, ein tieferes Studium der *wahren* oder bessern Psychologie ans Herz gelegt. — „Deutlicher schon die Vortheile für die Pädagogik“... doch wird für die Praxis zugleich Beobachtung, Versuch und Uebung empfohlen; der Erzieher muß — „einen Plan mitbringen“, und er muß *verstehen* zu beobachten... der wahre *Mittelpunkt* aber, von wo aus die Pädagogik kann überschaut werden? — ist der *Begriff* des sittlichen Charakters, nach seinen psychologischen Beziehungen erwogen... Unterricht und Zucht genau zu verbinden“... sehr wahr und gut ins Licht gestellt. — „Am wichtigsten — der Einfluss, welchen von einer bessern Psychologie das *gesammte philosophische Studium* zu erwarten hat“... Bemerkung, wie es „mit der *Ausbildung der Wissenschaften* auch auf dem Wege eines *psychologischen Mechanismus* einhergehe; unwillkürlicher Einfluss gewisser Rücksichten... so sind Manche so sehr an die *Seelenvermögen* gewöhnt, dass diese *Undinge*... nun doch *gleich realen Kräften* wirken, indem sie als *Meinungen* in jenen Köpfen eine starke Herrschaft ausüben“ u. s. w. Diese (gegen die verhassten Seelenvermögen gerichtete) Bemerkung ist — von sehr allgemeiner Anwendung, und wie wichtig daher überall die *Selbstprüfung* und jene heilsame *Inox* des Urtheils da, wo etwa noch Gründe und Gegengründe sich mit gleicher Stärke gegenüberstehn, und die *Forschung* selbst also — *ruhig weiter zu führen* ist. Und müßten wir dieses einem Denker noch etwa besonders empfehlen, dem solch ruhiges Weiterforschen wohl vielmehr ein Bedürfnis schon, ja ein *Gesetz* wird geworden seyn? Auch bemerken wir zuletzt noch zu unsrer Freude, wie die Aeußerungen am Schlusse manches frühere und schärfere Wort wieder *mildern*, und wie der Vf. der Hoffnung Raum giebt, dass „seine, sonst sehr ein-

beschränkten, Erwartungen vielleicht doch können übertriften werden — entweder indem ein glücklicher Eifer sich der dargebotenen *Anfänge* meistre — oder ein größerer Geist erscheine und eingehende Belehrungen mittheile ... denn auch Psychologie finde vielleicht früh oder spät ihren *Newton* ... wiewohl, was einen *Newton der Psychologie* betrifft, dieser doch so leicht nicht dürfte erwarten seyn, als es für die Gravitation in der Körperwelt einen solchen freylich geben konnte. — Wie dem übrigens aber auch seyn möge, so wünschen wir dem Vf. aufrichtig, daß sein eigner Verstand diejenige allgemeinere Anerkennung, Prüfung und Förderung finde, die ihm mit so vollem Rechte gebühren.

Und mit diesem Wunsch, und mit Dank zugleich für die mannichfaltige Belehrung, die wir aus seinem Werke schöpften, schliessen wir unsern Bericht, dessen Ausführlichkeit (in Auszügen und Kritiken) die Wichtigkeit des Gegenstandes und die Originalität seiner Behandlung entschuldigen mögen! Denn — um unsre Ueberzeugung noch einmal auszusprechen — so halten wir dieses Werk allerdings für eins der bedeutendsten älterer wie neuerer Zeiten über höhere Psychologie, und müssen es daher dem Studium Aller, denen es um eine tiefere Erkenntniß der *Seele* zu thun ist, dringend empfehlen; wodurch eine bestimmtere Verständigung über die allgemeinen Voraussetzungen desselben möge herbeygeführt werden! Denn uns freylich blieben — gestandenermaßen — manche Hauptpunkte noch *zweifelhaft*, oder dunkel; so wie uns auch der ganze Plan mehr *kühn* als *vorsichtig* angelegt, und die Ordnung nicht überall lichtvoll genug erschienen ist; wie denn namentlich die, sonst so belohnenden Streifzüge in andre wenn auch verwandte Gebiete die Einheit des Ganzen zu sehr beeinträchtigen, und die Uebersicht der eigentlich *psychologischen* Lehren oft nicht wenig erschweren. Doch — es hatte der Vf. sich ja eine *neue Bahn* allererst zu *eröffnen*, und eine solche völlig zu ebnen und sicher zugänglich und fahrbar zu machen, konnte nicht *eines* Tages oder Jahres — *leichte Arbeit* seyn! — Und so mögen die Geister frey und freudig die Geister prüfen, und aus dem edlen Wettkampf möge, Allen erfreulich, *die Wahrheit allein* siegreich hervorgehen!

J. E. v. Berger.

M U S I K.

Königsberg, b. Unzer: *Anweisung zum Gesangsunterricht für Lehrer in Volksschulen*; von W. Hoppe. 1829. 54 S. 4. (12 gGr.)

Schon wieder eine Gesanglehre für den ersten Unterricht in Volksschulen! Es dürften jetzt doch wohl zu viele solcher Schriftchen erscheinen. Wenigstens möchten wir vor der Hand an den schon gedruckten genug haben. Zum Glück ist das hier

anzuzeigende Werkchen durchaus unter die guten zu zählen, die mit bestem Gewissen Allen, die dergleichen nöthig haben, angelegentlich zu empfehlen sind. Es übertrifft manches belobte; wenn es auch gerade, wie in solchen Dingen natürlich, nichts Neues giebt, so ist es doch sehr zweckmäßig zusammengestellt.

Der Zweck des Gesangunterrichts in Volksschulen wird auch hier, wie fast überall, sehr hoch gestellt; er soll Gehör, Wohlklang der Sprache befördern, den Sinn für das Schöne und Erhabene wecken und bilden, und sittliche und religiöse Gefühle erregen. Daß es nicht immer geschieht, ist nicht Schuld des Gesanges; er könnte es wohl, wenn Alles so wäre, wie es seyn sollte. Der Vf. will sein Bestes dazu beytragen, und wir haben schon bemerkt, daß er es redlich und wacker gethan hat, also mit gutem Willen und Sachkenntniß. Er sagt selbst: Es kommt also dabey nicht bloß auf den Stufengang des Unterrichts, sondern auch auf tüchtige Auswahl der Lieder und auf *eigenthümliche Bildung der Lehrer* an. Der Vf. will aber hier nicht etwa für Alles, nur für genauere Angabe des Stufenganges will er sorgen. Dabey erklärt er sich nicht besonders günstig für den Gesang nach bloßem Gehör; er meint, Kinder werden ein Gesangstück weit eher und richtiger nach Noten, als nach dem Gehör singen. Es liegt allerdings etwas Wahres in der Behauptung, wenn auch anfangs einige Erfahrungen scheinbar dagegen sprechen sollten. Man übertreibe von beiden Seiten nicht. Der Vf. ist auch selbst nicht völlig gegen Gehörübungen. Offenbar sind einige Uebungen der Art gut: allein so viel ist auch gewiß, daß Viele es zu lange treiben, was der guten Sache am Ende schlimmes Spiel macht. Man übe also anfangs das Gehör, gehe bald zu den Zeichen über und treibe nun beides vereinigt, nicht immer auf einerley Art, sondern wie es etwa in diesem Falle den eben vorhandenen Schülern das Nützlichste ist. — Um durch den Schulgesang auch für das häusliche und gesellige Leben zu wirken, wird vorgeschlagen, die Kinder sollen sich Liederbücher schreiben. Das ist in mehr als einer Hinsicht gut, wenn der Lehrer fleißig und genau nachsieht, ob sie richtig geschrieben worden sind. Dabey wird gute Wahl des Lehrers vorausgesetzt, worüber sich Manches sagen ließe. — Wöchentlich sollen wenigstens 3 Lehrstunden Statt finden, sonst bringt man es zu keiner Fertigkeit. Die Singstunden dürfen nicht zu früh, nicht zu spät und nie gleich nach Tische, auch nicht nach irgend einer starken Anstrengung gegeben werden. Alle schwächlichen Kinder müssen vorzeitig geschont, oder auch nach Umständen vom Gesangunterrichte ausgeschlossen werden, so wie diejenigen, die kein musikalisches Gehör haben (bey den letztern fahre man nicht zu schnell zu)! Leidet der Lehrer selbst an Brustbeschwerden, so nehme er vor Allem die Violine. — Voreiligkeit des Schülers bey dem Singen ist besser, als Trägheit und

und Hinhorchen. Ueberhaupt sind die Vorsichtsmaafsregeln recht umsichtig dargestellt. Man sieht deutlich daraus, dafs der Vf. mit Nutzen das Beste in diesem Fache gelesen hat. — Der Vf. theilt nun seine Gesangbuch 1) in *reinen Gesang*. Dieser begreift; 1) die Lehre vom Treffen der Töne — Melodik; 2) die Lehre vom musikalischen Zeitmaafse oder vom Tacte — Rhythmik; 3) die Lehre von der Stärke und Schwäche der Töne — Dynamik; 4) die Lehre von der Vereinigung der Melodik, Rhythmik und Dynamik (*Solfeggien*). Also Alles nach schon bekannter guter Ordnung. II) in *angewandten Gesang*, oder in die Lehre von der Verbindung des reinen Gesanges mit der Sprache. — Alles diels wird nun der Reihe nach durchgegangen, kurz und bündig. Gleich von den musikalischen Vorübungen an (S. 6) beweist der Vf., dafs er das Ausgehobene gebührend bedacht und ein eignes Urtheil gewonnen hat. So erklärt sich der Vf. z. B. gegen das Choral-singen in den ersten Zeilen der Singübungen; er will, es sollen zuvor mancherley Fertigkeiten erworben, der Ton gestohert, die Brust gestärkt, und der Sinn dafür empfänglich gemacht worden seyn. Die Forderung ist nicht neu, aber sie wird noch immer nicht gehörig beachtet; ja es giebt Leute die es zur Frömmigkeit rechnen, recht zeitig Choräle vorzunehmen und damit Brust und Frömmigkeit zu verderben, wie mit dem zu zeitigen Bibellesen. Was für ein höheres Alter ganz vorzüglich gut ist, ist es deshalb nicht auch für das früheste. Der Schaden, der durch Uebereilungen gestiftet worden ist und immerfort gestiftet wird, ist gar nicht zu berechnen. — Rand-heraus, erklärt sich der Vf. gegen den Gesang nach Ziffern: er meint, die Sache werde dadurch nur schwerer und verwickelter. Wir sind nicht so unbedingt seiner Meinung. Mit Verstand gebraucht (und jede Methode will mit Verstand gebraucht seyn, wenn sie Gutes schaffen soll) und nicht zu lange oder ganz allein, ohne alle Noten, kann der Gesang nach Ziffern sehr vortheilhaft seyn. — Mit seinem vorgeschlagenen Transponiren der Gesänge in *C dur* und *A moll* müfste man doch sehr vorsichtig verfahren. Die Kinder bekommen sonst keine Vorstellung von bestimmten Tonhöhen nach dem Anblick des Notensystems. — Das Absingen nach den 6 Fingern der linken Hand statt des Liniensystems ist ein guter Einfall. Die 6 Finger haben in der Musik schon manchen Dienst gethan. — Auch ist die Bemerkung, — neu oder nicht, darauf kommt hier nichts an, — nicht genug zu empfehlen: der Lehrer lasse nicht eher mehrstimmig singen, als bis es seine Schüler in dem einstimmigen Gesange zu einer gewissen Ruhe und Sicherheit gebracht haben. Der Lehrer mag lieber zuvor eine zweyte Stimme dazu singen. — In Bezug auf gute Liedersammlungen

für die Jugend ist der Vf. doch wohl etwas zu sehrig bey den Sammlungen seines Lehrers und nem eignen Choralbuche stehen geblieben? — Anhang von den alten sogenannten griechischen Tonarten ist es keinesweges zu tadeln, dafs der formlicher Unterricht davon gegeben wird, und ist sogar überflüssig: aber Falsches muß irgend stehen. Gleich die Einleitung in diese paar Worte aber falsch: „So werden die Tonarten genannt, welche in früherer Zeit, *ehe noch die Zwischenarten erfunden waren*, als gebräuchlich festgesetzt worden.“ Die sogenannten hellen Töne sind ja in ältesten Zeit schon aufgefunden und genau benannt worden! Dafs man sie in den alten Tönen nicht, wie wir in den unsern, brauchte, das sind Ursachen, die wir hier nicht ausfinden können. — Allein das gehört nicht zur Hauptsache. In Summa: Man findet hier ein Buchlein, das alle Empfehlung verdient.

Von folgenden Werken sind neue Auflagen erschienen:

HEIMBRONN, in d. Class. Buchh.: *Beicht- und Communionbuch* für evangelische Christen von allen Stände; Alter und Geschlechter. Von J. A. d'Autel, K. Würtemb. Oberhofprediger, Diakonen, Obercons. Rath u. s. w. Dritte, verbesserte Auflage, 1830. VIII u. 332 S. 8. (8 gGr.)

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Stoff zu Arbeiten, freyen Vorträgen und Reden* einer Menge wissenschaftlich geordneter Aufgaben, Stylproben und Dispositionen. Ein Handbuch für Lehrer, von Dr. Th. H. H. ordentl. Prof. am Berlin. Gymnas. zum Kloster u. s. w. Vierte, vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Auch unter dem Titel:

Teut, oder theoretisch-praktisches Lehrbuch der gesammten deutschen Sprachwissenschaft. erster Theil. 1830. XVI u. 348 S. 8. (1 fl. 15 gr.)

MAGDEBURG, in d. Creutz. Buchh.: *Taschenrechner der Botanik*. Als Leitfaden für Schüler aufworfen von K. R. Botanophilos. Zweyte Auflage, stark vermehrt und zugleich für junge Mediciner, Pharmaceuten und Techniker bearbeitet von Karl Samuel August Richter, Professor, Lehrer an der höhern Gewerb- u. Handlungsschule zu Magdeburg u. s. w. Nebst einer Steindrucktafel und 2 Tabellen. 1830. VIII und 168 S. 12. (12 gGr.)

October 1880.

GESCHICHTE.

BRAUNSCHWEIS, b. Meyer: *Roma, oder Nationalcharakter, Politik und Kriegskunst der Römer*. Ein Beytrag zur Geschichte, besonders zur Kriegsgeschichte der Vorzeit. Aus dem Engl. des *Duncan*, Prof. zu Aberdeen, übersetzt und m. Anmerk. von *E. H. Hausinger*, Herzogl. Braunschweig. Lieuten., Verf. der Beobachtungen während des Feldzuges in Valencia und Catalonien. Mit dem Motto: *Inspicere, tanquam in Speculum, in vitas hominum suadeo et ex aliis sumere exemplum sibi*. 1828. XX und 800 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es sind von Zeit zu Zeit einige Werke über das Kriegswesen der Alten erschienen, die mehr oder weniger genaue und richtige Nachrichten über diesen Gegenstand enthalten und dem Leser die Mühe ersparen, die nöthigen Notizen in dem *Polybius*, *Aelianus*, *Vitruvius* und *Vegetius* selbst aufzusuchen. Der älteste war *Lipsius*, der mit unermüdetem Fleiße die Beschreibung des Römischen Kriegswesens gab (*Polyorcticon, sive de machinis, tormentis et telis*. c. fig. 1596.), obgleich ihn seine Unkenntniß der Sache bey jedem Schritte auf neue Hindernisse stoßen ließ. Im folgte *Gracivius* (*Thesaurus Antiquitatum romanorum* in 12 Bden fol. 1694.), von *Sallengre* und *Polenus* erweitert. Denselben Gegenstand bearbeitete *Folard* in seinem Commentare zu *Don Vincent. Thuillier* französischer Uebersetzung des *Polyb*, der von *Guichard* mit Bemerkungen versehen, von *Oelsnitz* aber und nacher von *Seybold* ins Deutsche übersetzt ward; ferner *Nieuport*, Handbuch der Römischen Alterthümer, 1776 von *Adler*, 1786 von *Heymann* ins Deutsche übertragen. Ursprünglich deutsch geschrieben über die Römischen Alterthümer *Höpfner*, 1709, *Schatz* 1726, *Meierotto* 1776, und *Rullmann*; über das Kriegswesen insbesondere *Nast* und *Rösch* (Römische Kriegsalterthümer, aus echten Quellen geschöpft; ein Beytrag zu Aufklärung der Römischen Taktik. 1782.) mit vieler Ausführlichkeit und Genauigkeit, die alle Forderungen vollkommen befriedigen. Weniger bekannt sind jene Schriften in England; und es war eine verdienstliche Arbeit *Duncan's*, seiner 1806 erschienenen Uebersetzung der Commentarien des *Julius Cäsar* eine Abhandlung „über die Politik, die Kriegskunst und den Nationalgeist der Römer“ vor-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1880.

zusetzen, die Hr. *H.* hier den Deutschen vorlegt. Der erste Abschnitt soll die Vortheile der Kriegskunst und die politische Denkart der Römer zeigen, die von dem ersten Momente ihrer Entstehung an nach Vergrößerung ihres Gebietes und ihrer Macht strebten. In einem Zeitraume von 800 Jahren ward der Janus - Tempel in Rom nur zweymal auf sehr kurze Zeit geschlossen (522 Jahr und 689 J. nach Erbauung Roms), weil die Römer in ununterbrochenen Kriegen lebten, aus denen allen sie als Sieger hervorgingen. Nachdem die Veranlassung der drey panischen Kriege aus einander gesetzt und die Politik der Römer daraus erläutert worden, geht der zweyte Abschnitt zu der Errichtung und Organisation des Heeres über. Rec. vermißt hier eine Nachricht von dem Census, den bekanntlich *Servius Tullius* einführte und dadurch das ganze römische Volk nach dem Vermögensbestande eines Jeden in 6 Klassen eintheilte, die sich durch ihre Bestimmung und ihre Waffen von einander unterschieden. Mit Uebergang der hier gegebenen näheren Bestimmung über die Erwählung der Tribunen, und nachher der Soldaten durch diese — daher der Name *legio* — völlig übereinstimmend mit *Nast*, und der angeführten Beweggründe, durch welche den Römern der Krieg zu einer Lieblingsbeschäftigung ward, wenden wir uns zum dritten Abschnitt, der von den Waffen und der Taktik handelt. Auch dieser Abschnitt stimmt ganz mit *Nast's* Beschreibung überein: die *Veliten* führten leichte, runde Schilde (*parmas*) von Holz mit Leder überzogen, von 3 Fuß Durchmesser, einen leichten Wurfspiels und ein spanisches Schwert, in der Klinge 2 Fuß lang, zweyschneidig und gerade, zum Hieb und Stoß. Es ward an der rechten Lende, gerade herabhängend getragen, und war allen römischen Soldaten gemein. Die *Hastaten*, *Principes* und *Triarier* unterschieden sich weniger in ihrer Bewaffnung von einander, als von den *Veliten*. Sie führten große, 4 — 4½ Fuß lange Schilde (*scuta*), am Rande mit eisernen Schienen belegt; auf der Brust trugen sie ein 12 Zoll langes und breites Blech (*cordituum*), auf dem Kopfe aber einen offenen Helm mit einem 2 Fuß langen schwarzen oder rothen Federbusch. Unrichtig ist, daß auch wohl der Harnisch aus ledernen Riemen geflochten war; wohl aber war das *lederne Kamisol* mit 2 Zoll breiten eisernen Schienen benähet, wodurch der Soldat mehr Freyheit behielt, sich zu

Z (5)

he-

bewegen. Das *Panzerhemde*, aus eisernen oder metallenen Ringen bestehend, wird S. 64 mit dem *Waffenrocke* (*casaque*) für einerley angegeben; diess war es keinesweges! der letztere ward immer über ersteres oder über den spätern Harnisch gezogen, und diente bloß zum Putz. Als Gewehr führten die Schwergestützten jeder 2 *Wurfspieße* (*pila*) mit $6\frac{1}{2}$ Fuß langem Schaft und 9 Zoll langes, dreieckiger, eiserner Spitze; einen andern kleinern Wurfspieß, $3\frac{1}{2}$ Fuß lang (*verutum* oder *gacum*), wozu später noch 5 kurze, mit Blei ausgegossene Wurfschützen kamen, als der Krieger anfieng, mehr auf seine Waffen, als auf innere Kraft zu rechnen. Da ward auch das Schwert länger (es hieß dann *spatha*), weshalb man es an der linken Seite tragen mußte; und an die Stelle des vorerwähnten Wurfspießes trat der *Speer* (*hasta*), nach der 14 Ellenbogen langen *sarissa* der Makedonier gebildet. *Aul. Gellius* führt 26 verschiedene Gattungen Gewehre an, deren sich die Römer bedienten, *Noct. Attic. Lib. X. cap. 25.* Bey Vergleichung der Römer und Griechen wird des *Phalanx* erwähnt, 16000 Mann (oder eigentlich 16384 Mann), die 16 Mann tief standen, und eine Linie von 1025 Mann Fronte bildeten. In der Schlacht bey *Leuktra* war jedoch der *Phalanx* der Lakedämonier nur 12 Mann tief gestellt, ward aber von dem *Keil* des *Epaminondas* (2600 Mann in 50 Gliedern; im ersten 8, im hintersten 101 Mann) durchbrochen. Der Vf. führt hier S. 70 einige Fälle aus der Geschichte der Schweizer an, um die Nutzlosigkeit der Piquen für die Infanterie zu erweisen; er geht dann zu der Abrihtung des römischen Kriegers über, und bemerkt dabey, daß die Römer nur so lange unüberwindlich waren, als ihnen Reichtum und Luxus im Innern des Lebens fremd blieben. Im vierten Abschnitt handelt er von dem Geiste und der Tapferkeit der Römer, und von den Mitteln, jenen zu erheben und diese zu stärken. Man vergleiche hier *Nast* (a. a. O. S. 173 fg.) und *Krause* (Geschichte der wichtigsten Begebenheiten des heutigen Europa, 1r Bd. 1789. 8.) gelungene Schilderung des Römischen Reichs und des fortschreitenden Verfalls seines Kriegswesens seit der Epoche der bürgerlichen Kriege, dessen Herstellung schon früher *Scipio* durch stete Uebungen und strenge Mannszucht seine erste Sorge seyn ließ. Von Zeit zu Zeit folgten ihm die bessern Regenten, *Vespasian*, *Titus*, *Trajan*, *Hadrian*, darinnen, durch die häufigen Empörungen der Soldaten daran erinnert, die es sich nun schon herausnahmen, den erledigten Kaiserthron zu besetzen. Hiervon findet sich in dem vorliegenden Werke nichts erwähnt, so wichtig es immer für die Gestaltung des weströmischen Reichs und für die Dauer desselben war.

Im fünften Abschnitt wird von den *Märschen* der Römer geredet, wo es S. 122 heißt: „Es ist als gewiß anzunehmen, daß die Römer, um sich eine genaue Kenntniß des Landes zu verschaffen, durch das sie marschirten, keine der jetzt gewöhnli-

chen Methoden unterließen, als: daß sie sich mit Führern versehen, von den Einwohnern Erkundigungen einzogen, und sich, wo solche zu haben waren(?), mit genauen Karten versehen (!), welche die Anzahl und Entfernung der Städte, die Wälder und Gebirge, Flüsse, Furthen und die Natur und Beschaffenheit dieser Gegenstände nachwies.“ Waren auch in jeder frühern Zeit Darstellungen der Lage der Oerter schon vorhanden, vermuthet sie doch nicht den hier angegebenen Zweck erfüllen.

Der sechste Abschnitt beschreibt die Feldläge und Verschanzungen der Römer, welches auch von *Guisard* und *Nast* geschehen ist, wie überhaupt des letztern schon angeführtes Werk *Duncan's* Arbeit für den Deutschen entbehrlich macht. Der siebente Abschnitt handelt von den Schlachten, deren einige beyspielsweise angeführt und die gehaltenen Schlachtornungen erklärt werden; worauf der Vf. im achten Abschnitt mit dem Festungskriege seine Arbeit schließt. Auch hier finden sich viele Lücken und Mängel, wo *Duncan* seinen deutschen Vorgängern weit nachsteht, anstatt sie aus *Procopius* u. A. zu vervollständigen, was ohne zu große Unbilligkeit wohl von dem Uebersetzer gefordert werden könnte. Die Anmerkungen des letztern S. 225—292 haben jedoch nicht diesen Zweck; sie geben bloß einige Erläuterungen und biographische Notizen von den angeführten Schriftstellern, oder Parallelen aus der neuern Kriegsgeschichte. Die Belagerungsmittel: Deckwerke und Geschütze, werden S. 204 fg. nur unvollständig beschrieben, wie gleich *Lipsius* (*Polyorcticon* lib. 3.) eine genaue Darstellung derselben giebt, durch Abbildungen nach *Vitruv* lib. 10. cap. 15 sq., *Amian.* lib. 23; der *Notit. Imperii*, lib. subject., und *Hegesipp.* lib. 3. c. 12. erläutert. Neben dem gewöhnlichen Sturmbock ward auch auf dieselbe Art ein schraubenförmig zugespitzter Mauerbohrer angewendet, durch den man die Fugen der großen Quadern öffnete, aus denen die Mauern aufgeführt waren, um sie nachher vermittelst eines, an einem langen Balken befestigten starken Hakens herabzureißen. Obgleich diese Maschinen allerdings eine bewundernswerthe Kraft besaßen, kann sie doch keinesweges mit der Gewalt der Feuerschütze in Vergleichung gestellt werden, wie der Ritter *Folard* wähnt, durch die Darstellungen *Polyb's* begeistert. Man darf nur die Flugweiten ihrer Projectilen mit den der Stückkugeln und selbst der Flintenkugeln vergleichen, wo denn die letzteren noch auf 1000 Schritt zu tödten im Stande sind, eine Entfernung, die kein Geschoss der ältern Maschinen erreichte.

Die S. 212. beschriebenen Einschließungslinien von Platäa, von Numanz und von Alaix blieben noch sehr lange im Gebrauch; man findet sie selbst noch im 15ten Jahrhundert. Unverständlich aber ist die Stelle S. 214: „Obgleich sich die Schriftsteller über Laufgräben, Querlinien und was dahin gehört, we-

oder oft noch deutlich ausgesprochen haben, so können wir doch wahrscheinlich annehmen, daß sie bey den Griechen und Römern nicht in Gebrauch waren. Ist es wohl wahrscheinlich, daß die Alten, eben Feldherren, unter andern vorzüglichen Eigenschaften, auch besonders die, so viel als möglich Gut und Leben ihrer Truppen zu schonen(?), beabsichten, bey Belagerungen die Approchen gemacht haben werden, ohne Vorsichtsmaassregeln gegen die Maschinen der Belagerten zu treffen" u. s. w. Eigentliche Laufgräben nach neuerer Art gab es nicht, die bedeckten Gänge (*vineae* und *musculi*) dienen anstatt derselben; jene scheinen erst unter Karl VII. von Frankreich aufgekommen zu seyn. Die Parallelen, Widder- und Testuden-Batterien existirten bloß in der Einbildung *Duncan's*; jene sind nichts anders als, die Contrevallation, die öfters so nahe an die Stadtmauer gelegt ward, daß nur ein schmaler Raum dazwischen blieb, und die hölzernen Thürme der erstern zugleich zum Angriff dienten.

Der Uebersetzer giebt in den Anmerkungen biographische Notizen über *Polyb.*, *Sallust.*, *Dionys.* von Halikarnass, *Plinius* d. ä., *Xenophon*, *Livius*, *Plutarch*, *Josephus*, *Diodor* von Sicilien, *Folard*, *Thucydides* und *Fenquière*s. Außerdem finden sich mehrere Bemerkungen über *Napoleon*, seine Regierung- und Kriegs-Maximen; über die Anwendung der umfassenden Stellung (*Zange*) durch die Engländer gegen die geschlossene Angriffscolonnen der Franzosen, wovon Beyspiele aus dem Treffen bey Vimiero und Castella angeführt werden, wo ein englisches Infanterieregiment dadurch den weit überlegenen Angriff der Franzosen zurückwarf und vergeblich machte. Eine Darstellung des Treffens bey Aspern (S. 274) beweist den nützlichen Gebrauch der Reserve, so wie die Schlacht von Vittoria 1813 für einen gleichzeitigen Angriff durch Entsendung und Umgebung spricht.

Den Alten waren die Minen bloße Gänge, um durch sie unbemerkt in die Stadt zu dringen; daher die häufigen und blutigen Gefechte in denselben; den Neuern sind sie aber Angriffsmittel, um einen Wallbruch zu bewirken, oder um sich der feindlichen Contreminen zu bemächtigen, für welchen Zweck man die überladenen Minen (*Globes de compression*) eingeführt hat. Allein, in *Saragossa* waren es nicht die Minengänge, sondern die durch die Minen gesprengten Trichter und geöffneten Gebäude, in deren Besitz sich die Franzosen zu setzen suchten, und die von den Spaniern mit wüthender Erbitterung vertheidigt wurden. Der Minirer der neuern Zeit kommt nur äußerst selten in die Lage, sich seines Gewehres gegen den Feind zu bedienen; die Erfindung der unbesetzten Minen giebt ihm ein ganz anderes und schnelleres Mittel in die Hand, sich von seiner Gegenwart zu befreien.

BOTANIK.

BRESLAU, b. Korn: *Flora Silesiae*. Scripserunt Fr. Wimmer et H. Grabowski. Pars secunda. Vol. I. Cl. XI—XV. 1829. XXIV und 282 S. — Vol. II. Cl. XVI—XXII. 1829. 400 S. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Mit verdientem Lobe haben wir in diesen Blättern (A. L. Z. April, S. 767.) des ersten Bandes dieser Flora von Schlesien gedacht. Dieses Lob gebührt auch dem zweyten Bande des werthvollen Werkes, der indessen ohne hinreichenden Grund in zwey besondere Abtheilungen zerfällt, wovon die erste die 11te bis 15te und die zweyte die 16te bis 20ste Klasse des Linnéischen Systems umfaßt. In der Vorrede entwickeln die Vff. die Gründe ihres Verfahrens. Sie verdienen von allen Florenschreibern reiflich erwogen und größtentheils befolgt zu werden. Nur gegen den Grundsatz: „*characterem, quem vocant specificum ita dandum esse censimus, ut non modo species nostratas sed omnes omnino ejusdem generis et distinguerentur*“, lassen sich vielleicht aus dem Standpunkte eines bloßen Florenschreibers manche Einwendungen aufstellen. Dann erwähnt die Vorrede die frühern Floren von Schlesien, die man *Casparn Schwenkfeld* (1601), *Israel* und *G. Anton Volckmann* (1666—1710), dem Grafen *H. G. von Mattuschka* (1776—1779), *Krocker* (1787—1823) und *Neygenfind* verdankt. Hier hätten wir eine kritische Anzählung aller einzelnen Beyträge zur schlesischen Flora erwartet, die in zahlreichen Druckschriften zerstreuet sich befinden, und von denen *Schröder* in seiner *Flora germanica*, Götting. 1806. p. 77—81. bereits die meisten namhaft macht. Die Arten gehen von Nr. 678 bis Nr. 1470. Es ist eine bey zahlreichen Gattungen fühlbare Unbequemlichkeit des Drucks, daß die generischen Namen der Arten nicht ausgeschrieben sind, zumal keine Columnentitel die Klasse andeuten. Auch hätte bey einer jeder einzelnen Art die beste vorhandene Abbildung angezogen werden sollen. Wir wollen Einiges herausheben. Bey *Rubus* wird bewiesen, daß eine Menge der von *Weichs* unterschiedenen Arten wieder mit andern vereinigt werden müsse. Eine von diesem Botaniker entworfene und S. 51 abgedruckte *dispositio Ruborum Silesiae* unterscheidet nicht weniger als 80(!) Arten von einander. Warum behielten die Vff. bey *Potentilla* die Eintheilungen *Foliis pinnatis*, *Foliis digitatis* u. s. w. bey, da sie selbst S. 59 sagen: *multo melius disponuntur in Reptantes, Subacaulas et Caulascentes, ut innuit Fries Novit. Fl. Suec. ed. 2. p. 159?* Bey den Rosen konnte *Wallroth's* Monographie nicht benutzt werden, wogegen die Vff. *Rau's* bekannte Schrift und *Besser's Catal. horti Crcmen.* fleißig zu Rathe zogen. *Reichenbach's* unbestrittene Verdienste um die Gattung *Aconitum* werden zwar anerkannt, doch verdienen die kritischen Bemerkungen der Vff. alle Aufmerksamkeit, da denselben Untersuchungen

an einer großen Anzahl von wildwachsenden Exemplarien zum Grunde liegen, Aehnliche schätzbare Bemerkungen erhält die überaus schwierige Gattung *Mentha*, der wir, im Interesse der Wissenschaft, einen sogenannten Artenmacher zum Bearbeiter wünschen. Diefs klingt freylich etwas seltsam, doch muß man bey allen solchen Gattungen damit beginnen, die mannichfaltigen einzelnen Formen genau von einander zu trennen. Später kommt dann die eigentliche botanische Kritik, um das wieder zu vereinigen, was, nach dem angenommenen Eintheilungsgrunde, zusammengehört. Eine solche wieder zusammenhängende Kritik wird z. B. bey Nr. 895. *Euphrasia officinalis* ausgeübt, wo die Vff. wiederum vereinigen, was neuere Botaniker als Arten davon trennten. Nr. 916. *Orobanche pallidiflora*: pubescens, floribus laxepedicatis, bracteis ovato-lanceolatis corollam subaequantibus, sepalis brevioribus ovato-acuminatis integris, corolla tubuloso-ventricosa, extus glandulosa, margine undique crenulato, labio glanero emarginato-bilobo, staminibus basi puberulis, ist als neu aufgestellt; sie wird aber mit *Vaucher's* Monographie verglichen werden müssen, welche die Vff. nicht kennen. Bey Nr. 1009. *Melilotus Petitiierreana* Hayne in *Schrader's* Neuem Journal für die Botanik, II. 2. S. 327 wird mit Recht getadelt, daß *Seringa* in *de Condolle* Prodrum, II. p. 188. sie als *varietas albiflora* zu *Melilotus arvensis* zieht. Die *Syngeneria* wird nicht nach altlinneischer Weise, sondern in vier Tribus oder Ordines eingetheilt, nämlich *Cynareae*, *Eupatoriinae*, *Radiatae* und *Cichoraceae*, Benennungen, die mit den Grundsätzen des Sexualsystems nicht übereinstimmen. S. 177 beginnt die, um uns des treffenden Ausdrucks der Vff. zu bedienen, „*grex impia Hieraciorum*“, worunter Nr. 1278. *Hieracium floribundum*: scapo piloso, foliis oblongo-lanceolatis glabris glaucescentibus sparsim pilosis, flagellis reptantibus floriferis mit drey Varietäten *a. subcymosum*, *β. furcatum*, und *γ. stoloniflorum* als neu aufgestellt wird. Nr. 1320. giebt eben keinen erfreulichen Beweis für die wissenschaftliche Ausbildung der botanischen Nomenclatur. Die Art heist *Orchis angustifolia* Loisel., gleichwohl werden als Synonymen aufgeführt *Orchis latifolia* Reichenb. und *Orchis latifolia* β. *angustifolia* Loisel. Was muß sich wohl der Anfänger dabey denken? S. 277 steht *Euphorbia* neben *Calla* in der Monoecia, was uns selbst den Gesetzen des Linneischen Sexualsystems zu widersprechen scheint. Die schwierige Gattung *Salix* ist nach *Koch's* Vorgehen in *Fragilas*, *Amygdalinae*, *Prinosae*, *Purpureae*, *Viminales*, *Capreae*, *Argenteae*, *Frigidae* und *Glaciales* eingetheilt, wobey die Ansichten der sogenannten natürlichen Methode zum Grunde lie-

gen. S. 394—400 findet sich ein *Index plantarum ab aliis in Silesia repertarum, quas in ordinem accipere probabilis ratio deficit*. Dem Bande ist der sprechend ähnliche lithographirte Bild des um die schlesische Flora vielfach verdienten Medicinal-Assessors Dr. Ch. F. Guenther vorgesetzt. Schließlich muß es gerügt werden, daß der Verleger bey einem so vorzüglichen Werke nur sehr schlecht für die Correctur gesorgt hat. Die Druckfehler sind zahlreich, nirgend verbessert und oft sinnverleidend. Als Beispiele mögen *Xanthium strumarium*, *Borkansia* Linn. und *Inula britannica* dienen.

MINERALOGIE.

DRESDEN, in der Hilscher. Buchh.: *Versuch eines Grundrisses der Mineralogie*, von J. H. Gmelin, Secretair der Königl. Naturalien-Gallerie zu Dresden u. s. w. Mit einer Vorrede von Dr. J. A. Breithaupt, Prof. der Mineralogie zu Freyburg. Fünf Bändchen. 1829. LV u. 542 S. 12 (1 Rthlr. 21 gGr.)

Diefs Werkchen bildet einen Theil der allgemeinen deutschen Taschenbibliothek der encyclopädischen Grundwissenschaften, und zwar den sechsten der vierten Section der allgemeinen Taschenbibliothek der Naturwissenschaften. Im ersten Bändchen wird die Propädeutik abgehandelt, in den übrigen werden die Mineralien und die Felsarten (in dem Theil des 5ten) kurz beschrieben. Bey den Mineralien befolgt Hr. G. das ältere System von *Lehmann* (denn neuerlich hat diefs große Abhandlung erfahren, siehe *Uebersicht des Mineral-System* von A. Breithaupt, Freyberg 1830), bey den Felsarten das von *Leonhard*. — Das Werkchen ist mit Fleiß ausgearbeitet, und obgleich es auf wissenschaftlichen Werth keine Ansprüche machen kann, doch recht brauchbar. Hr. G. hätte, den Zweck der Encyclopädie berücksichtigend, nicht alle, sondern nur die wichtigsten und am häufigsten vorkommenden Mineralien und diese weitläufiger nach ihren Eigenschaften und Gebrauch beschreiben sollen. — Sehr unpassend finden wir Einiges in der Vorrede des Hn. Prof. Breithaupt, zumal fällt folgende Stelle sehr auf: „Die schwindelnde, unklare und aus Norden zur Ungebühr angepriesene Lehre vom Isomorphismus, oder von der gleichen Gestaltung gewisser basischen Substanzen, liegt schon in den letzten Zügen. Das konnte nicht anders kommen.“ Diese krasse Behauptung möchte wohl schwer zu behaupten seyn, und dann ist sie hier ganz unpassend, so wie überhaupt die ganze Vorrede von einem populären, vielen Leuten ohne wissenschaftliche Vorkenntnisse in die Hände kommenden Buche.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1830.

GEOGRAPHIE.

NÜRNBERG, b. Campe: *Orbis Terrarum antiquus, cum Thesaurō topographico, continente Indices tabularum geographicarum topographicos, eosdemque criticos. Auctore Christiano Theophilo Reihardo.* 1824. IV u. 64 $\frac{1}{2}$ Bogen. in Fol. Nebst 11 dazu gehörigen Charten in Fol. (11 Rthlr. 8 gGr.)

Dieses verdienstliche und von dem In- und Auslande beyfällig aufgenommene Unternehmen, welches Anfangs begonnen, und mit löblicher Ausdauer bis jetzt ununterbrochen fortgesetzt, zu der Hoffnung berechtigt, daß es nun bald vollendet in den Händen des Publikums seyn werde, würde unstreitig wegen seiner Bedeutsamkeit schon früher in diesen literat. Institute eine prüfende Anzeige erhalten haben; wenn man es nicht für rathsämer erachtet hätte, dessen Vollendung abzuwarten. Da indessen dieses Werk schon so weit fortgeschritten ist, daß seine Vollendung nicht mehr fern seyn kann, und auch noch Fehlende aus dem bereits davon Vorhandenen schon einigermaßen beurtheilt werden kann: so glaubte die A. L. Z. nicht länger zögern zu dürfen, das größere Publikum mit dem, was bereits davon erschienen ist, vorläufig näher bekannt zu machen.

Wer das weite und nicht selten unebene Gebiet der alten Geographie auch nur einigermaßen kennt, und weiß, was es sagen will, in demselben nicht nur überall Bescheid zu wissen, sondern es sogar zu unternehmen, die bisherige Kenntniß desselben zu erweitern und zu berichtigen, der wird es gewiß dem Vf. Dank wissen, daß er sich diesem mühsamen Geschäft unterzog, und die Verdienste, die er sich nach Cluver, Cellar und D'Anville, neben einigen andern geachteten Deutschen, an deren Spitze Manert und Uckert stehen, um die alte Geographie, besonders in topographischer und graphischer Hinsicht, erworben hat, gesetzt auch, daß er die Ansicht des Vfs nicht überall theilen könnte, dankbar anerkennen. Ausgerüstet mit gründlichen philologischen, mathematischen und historischen Kenntnissen, zu welchen sich auch graphische Darstellungskunst gesellt, (Erfordernisse, die sich selten in Einer Person vereinigt finden,) begann er sein mühsames, aber mit Vorliebe unternommenes Werk

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

bereits vor ungefähr siebzehn Jahren, und setzte es bis jetzt ununterbrochen fort.

Seine Absicht war, laut der Vorrede des vor uns liegenden *Thesaurus*, einen vollständigen Atlas der alten Welt, welcher alle Theile derselben zur Zeit ihrer größten Ausdehnung, unter August, umfaßte, dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft angemessen, an die Stelle des bisherigen unvollständigen D'Anville'schen Atlases zu setzen, und zwar nicht aus neueren geographischen Werken entnommen, sondern aus den Quellen selbst, den gesammelten griechischen und römischen Schriftstellern, nach eigens angestellten Untersuchungen dargestellt. Sein Augenmerk war dabey hauptsächlich auf die Topographie als den umfassendsten Theil der alten Erdbeschreibung gerichtet, welcher zugleich die meiste Genauigkeit und Umsicht erfordert und; obgleich von mehreren geachteten Männern unsrer Zeit bearbeitet, dennoch vieler Zusätze und Berichtigungen bedürftig. Von den größeren, zum ersten Theile des *Thesaurus* gehörigen Atlases sind bereits eilf und außerdem, so viel Rec. weiß, noch fünf Karten von verschiedener Größe erschienen:

- 1) Aegypten nebst Arabia petraea (1818).
- 2) Palaestina (1818).
- 3) Graeciae pars borealis (1818).
- 4) Graeciae p. meridionalis s. Peloponnesus (1818).
- 5) Asia minor, Syria, Mesopotamia, Armenia, Assyria (1818).
- 6) Thracia atque Illyricum (ohne Jahrzahl).
- 7) Hispania (1819).
- 8) Britannia (1819).
- 9) Gallia (1820).
- 10) Italia superior, Rhætia, Noricum, Pannonia, Daciae atque Illyrici partes occidentales (1822).
- 11) Italia inferior, Sicilia, Sardinia, Corsica (1823).
- 12) Germania magna (1824).
- 13) Dacia orientalis, Sarmatia, Caucasus, Scythia infra Imaum (1826).
- 14) Regionis inter Euphratem, Tigrim et Indum, India intra Gangem borealis, Scythia extra Imaum, Serica (1827).
- 15) India intra Gangem meridionalis, India extra Gangem; sinarum situs (1827).
- 16) Arabia atque Arabicus sinus (1829).

Bey Nr. 1—8 befinden sich topographische alphabetische Indices in 3 Columnen abgetheilt, deren erste den alten Namen der auf der Karte befindlichen Oerter, nebst dem der Klassiker, bey welchem sie vorkommen; die zweyte der neueren Namen, nebst den Gründen, wo dies nöthig schien, und die dritte durch zwey Buchstaben, womit die Karten oben und unten und auf beiden Seiten versehen sind, das Feld, worin jeder Ort zu finden ist, sehr zweckmäßig und bequem anzeigend.

Solche Örter hingegen, welche in unbekannten Gegenden gelegen, weder unter einem neueren Namen, noch in Ruinen zu finden sind, aber dennoch bey alten Schriftstellern vorkommen und deshalb ihren Platz auf den Karten erhalten mußten, hielt der Vf. für überflüssig in diesen Registern zu wiederholen. Eben diese Indices vervollständigte Hr. R. nachher und gab sie zusammen unter dem bereits angezeigten Titel *Thesaurus topographicus* heraus; wovon der erste bis jetzt erschienene Band sich über die Karten 1—11 erstreckt und nicht nur als ein trefflicher Commentar zu den Karten selbst, sondern auch zu den Itinerarien zu betrachten ist. Der zweyte noch zu erwartende Theil wird den Commentar zu den bald folgenden Karten enthalten. Oben ist nicht die Seitenzahl, was wohl zum Gebrauche bequemer gewesen seyn dürfte, sondern nur unten die Bogenzahl angegeben. Den Grund, warum der Vf. die den vorhergehenden Karten beygegebenen Indices von Tab. 9—16 fehlen liefs, wenn sie anders nicht blofs dem Rec. fehlen, glaubt Rec. darin gefunden zu haben, daß der Vf., nachdem er sich entschlossen hatte, den Thesaurus herauszugeben, die bisherigen Indices für überflüssig hielt und die vollständigeren im Thesaurus befindlichen an deren Stelle setzte. Zur größern Bequemlichkeit bey dem Gebrauche, dürfte es auch vielleicht von Manchem dienlicher gefunden werden, wenn auf jeder Seite des Thesaurus die Zahl der Tafel, nebst den Ländern, die auf derselben befindlich sind, wiederholt worden wäre. Rec. wenigstens, welcher den Thesaurus paginirt und das eben Erwähnte hinzugefügt hat, findet ihn jetzt bequemer als zuvor. Indessen läßt sich diese Kleinigkeit bey einer zweyten Auflage leicht nachholen. Rec. hat sich auch die Mühe genommen, die einzelnen topographischen Artikel sammt und sonders zusammen zu zählen, und hat deren, wenn er sich anders nicht verzählt hat, 6076 gefunden, von welchen die bis jetzt unberührten, nach der eignen Angabe des Vfs in der Vorrede S. III 2519, und also ungefähr $\frac{1}{3}$ der gesammten Summe betragen. Die neuen Artikel sind mit einem Sternchen bezeichnet. Diese hat aber Rec. nicht nachgezählt. Bey mehreren derselben finden sich kurze Bemerkungen, und theils hier, theils am Ende jeder Tafel sind die Abhandlungen des Vfs, die sich in den geographischen Ephemeriden, der Hercha und anderwärts befinden, und worin einige der streitigen Punkte genauer untersucht sind, angezeigt. Die Bogen 63—65 enthalten *Corrigenda*, *Addenda* und *Superaddenda*. Uebrigens ist die äußere Einrichtung des Thesaurus dieselbe, wie die zuvor beschriebenen, den ersten 8 Karten beygegebenen Indices. Da beynahe auf allen Seiten mehrere Berichtigungen vorkommen, so will Rec. nur auf die vorzüglichsten unter ihnen aufmerksam machen. Tab II. (Palästina) in dem Artikel *Engaddi* wird aus den Quellen mit großer Wahrscheinlichkeit dargethan, daß dieser Ort, welcher unter den verschiedenen Namen: Engadda, Engaddae, Thamar

Thamarus und Thamarä vorkommt, nicht verschieden von Thamaro sey, obgleich Ptolemäus Engadda von Thamaro unterscheidet. Er lag am westlichen Ufer des todten Meeres, wo er sich dem auch auf der Karte in dem Felde C b. befindet. Wenn Josephus dessen Entfernung von Jerusalem 300 Stadien angiebt, so sey dies von dem Umweg über Hebron zu verstehen. Man vergleiche hier Mannert Th. 6. H. 1. S. 174. Auf der D'Anville'schen Karte Tab. VIII liegt dieser Ort ganz oben an der westlichen Küste des todten Meeres, nicht weit vom Einflusse des Jordans in dasselbe. — Tab. II wird zu dem Artikel *Anticirra*, was auch *Anticirra* und *Anticirra* oder *Anticyra*, auch *Anticirra* geschrieben wird, unter welchen Schreibarten aber *Anticirra* oder *Anticyrrha*, d. i. der Stadt *Cirra* oder *Cyrrha* gegenüber gelegen, die richtige ist: (wobey gelegentlich bemerkt werden mag, daß alle, besonders seltener vorkommende Eigen-Namen, hauptsächlich aber die von Städten, verschieden geschrieben gefunden werden, so daß man fast wetten kann, daß kein solcher Name in den griech. und röm. Cdd. ohne Varianten ist:) zu *Anticirra*, sagen wir, wird in den *Corrigend.* fol. 68^a nachträglich bemerkt, daß die neueren Geographen das *Anticirra* in *Locris* (*Ozolis* oder *occidentalib.*) von der gleichnamigen Stadt in *Phocis* (im Felde Eg), beide am korinthischen Meerbusen gelegen, nicht unterschieden hätten. Gleichwohl sage Liv. XXVI, 26 „*Sita Anticyra est in Locride, laeva parte sinu Corinthiacum intrantibus*,” und Strabo IX, (c. 5 in *Thessalia* ed. Siebenk. et Tzsch. T. III. p. 66) unterscheidet das *Anticirra* am Ceta oder *Sin. Maliac.* von dem *Anticirra* in *Λοκροῖς τοῖς (νὴς) ἑσπερίοις* (*Locris Ozolis*). Hieraus aber müsse man abnehmen, daß es nicht zwey *Anticirra*'s, wie man gewöhnlich annimmt, sondern vielmehr drey gegeben habe: 1) eins nicht weit vom Ceta am *Sperchius* und *Sinus Maliacus*; 2) eins am korinthischen Meerbusen in *Phocis*, und 3) das neu entdeckte, auch am korinthischen Meerbusen in *Locris occidentalib.* oder *Azolis*. Daraus könne man sich denn auch das „*caput tribus Anticyris innotabile*” des Horaz A. P. v. 300 erklären. Hierbey erlaubt sich Rec. zu erinnern, daß schon *Drakoborch* zu der angeführten Stelle des Livius bemerkt, wie man aus dieser Stelle sowohl als aus der angeführten des Strabo folgern könne, daß es entweder zwey Städte dieses Namens am korinthischen Meerbusen gegeben habe, nämlich eine in *Phocis* und die andere in dem benachbarten *Locris Ozolis*, oder daß dieses *Anticirra* vom korinthischen Meerbusen bald nach *Phocis*, bald aber, wegen der Nachbarschaft, nach *Locri* versetzt worden sey. *Cellar. Geograph.* T. I. ed. Schwartz S. 901 nimmt das letztere an und fügt hinzu: „*Adeo incerti ad maris (Sinus Corinthiaci) sunt limites Locrorum atque Phocensium; quod vel ex temporum diversitate est, vel ex permixtione turbatarum finium.*” Mannert hingegen (Th. 8. S. 155) welcher die Stelle des Strabo nicht be-

nachtet hat, ist der Meinung, daß Livius wohl aus Uebereilung die Stadt Anticirra eine *Locrische* Stadt genannt habe. Rec. aber findet es leicht unwahrscheinlich, daß die Lesart in *Locride* noch verdorben seyn könne, da mehrere Cdd. in *Locide* auch in *Lotide* haben, und da *Locide* dem *Phocide* bey einer undeutlichen Hand sehr ähnlich st. Sehen wir ferner die Stelle des Strabo, worauf ich die Meinung des Hn. R. hauptsächlich stützt, genauer an: so nennt Strabo lib. IX in dem Artikel *Phocis* p. 497 nur zwey Anticyras, wo Niesewurz wachse, nämlich das eine am Sinus Maliacus (oder am Oeta), das andere in Phocis. Auch bemerkt er dabey, daß jene zwar stärker sey, daß aber die in Phocis besser bereitet werde; weshalb diejenigen, die dieses Mittels bedürfen, sich lieber nach Anticirra in Phocis als nach der gleichnamigen Stadt am Oeta begäben. Hätte er nun von einem dritten Orte dieser Art etwas gewußt, so würde er ihn an dieser Stelle auch erwähnt haben, was er aber nicht thut. Hierzu kommt, daß, wenn er zwey Anticirras am korinthischen Meerbusen gekannt hätte, wo Niesewurz wuchs: so würde er l. c. p. 605, wo er von dem Oetäischen Anticirra redet, haben sagen müssen: „Τῆς δ' Οἰτραίας — ἐστὶ καὶ Ἀντικύρρα, ὁμώνυμος τῇ ἐν Λοκροῖς τοῖς Ἑσπερίοις καὶ τῇ Φωκίᾳ.“ Diesen Zusatz aber macht er nicht. Deshalb ist Rec. genöthigt, die oben angeführte Meinung des Cellar, der diese Stelle des Strabo auch angeführt hat, für die wahrscheinlichste zu halten. Uebrigens ist dieses dritte Anticirra, was der Vf. annimmt, als ein ungewisser Ort auf der Charte selbst mit Recht nicht angegeben. Was aber zuletzt die angeführte Stelle des Horaz betrifft, so stimmt Rec. den Auslegern derselben bey, welche *tribus Anticyris* erklären: „*Etiamsi tres (non duae) Anticirrae essent.*“ Auf derselben Tab. III befindet sich noch der Artikel *Thestiae*, welcher Aufmerksamkeit verdient. Dies *Thestiae* wird gewöhnlich mit *Thespiæ* für einerley gehalten; von dem Vf. aber davon unterschieden und durch Vergleichung der Distanzen, welche in der Peutingerschen Tafel und dem Ravennas angegeben sind, mit vielem Scharfsinne wahrscheinlich gemacht, daß in dem *Itinerario Anton.* (ed. Wessel. p. 326), statt der Zahl XL, welche sich bey Phocias und Thestias (Wessel. hat *Thespias*) befindet, die ähnliche Zahl XL zu setzen, der Name *Thestias* aber nebst der Zahl XXV in der Peutingerschen Tafel zu ergänzen sey. — Ueber die beiden Artikel, Tab. IV (Peloponnes.) *Melaenae* und *Psophis*, ist außer den Zusätzen in Addend. fol. 63^c, noch des Vfs Abhandlung „*Germanien unter den Römern*“ nachzusetzen. Wenn hier gezeigt werden soll, daß Pausanias mit Polybius in Hinsicht der Lage der Arcadischen Stadt *Psophis*, innerhalb der Flüsse Erymanthus und Clitor und nahe bey deren Zusammenflusse gelegen, auf der Karte des Vfs in dem Felde *Ed.* nicht *Er.*) befindlich, übereinstimme: so ist zwar Rec. mit dem Vf. in der Hauptsache einstimmig,

zweifelt aber doch, ob die aus dem Pausanias (VIII, 24. p. 646 ed. Kuhn.) in den Addend. angeführte Stelle so erklärt werden dürfe, wie sie der Vf. erklärt. Sie lautet so: „*Σιφίων μὲν δὲ σταδίοις ἐστὶν ἀπὸ τῶν τρίακοντα ἢ ὧς. Παρὰ δὲ αὐτὴν ὁ δὲ Ἀρσάνιος ποταμὸς, καὶ ὄλγον ἀπὸ τῶν τῆς πόλεως Ἑρμάνθος ῥέουσιν.*“ Nun setzt der Vf. hinter *Σιφίων* (in Parenthese) „*scilicet Κώμη*“ und hinter *αὐτὴν* „*illam Scil. Sirarum vicum*“ und hinter *πόλεως* „*Psophidis.*“ Allein nach der Meinung des Rec. ist doch *ἢ ὧς* das Subject des ersten Satzes und deshalb scheint ihm bey *Σιφίων* nicht *Κώμη* supplirt werden zu können, weil ja sonst derselbe Satz ein doppeltes Subject erhalten würde. Er vermuthet daher, daß *Κώμη* ein Druckfehler statt *Κώμης* sey, welches von dem folgenden *ἀπὸ τῶν* abhängig seyn würde. Ferner scheint ihm auch, den Sprachgesetzen gemäß, das folgende *αὐτὴν* (hier *ἀντὶ τὴν* gedruckt) auf nichts anderes, als das kurz vorhergehende *ὧς* bezogen werden zu müssen, und demnach würde diese Stelle nicht anders zu übersetzen seyn, als wie sie Cellar. T. I. p. 994 und mit ihm Romulus Amasaeus in der Kuhn'schen Ausgabe übersetzt hat: „*Abest a Siracis Psophis stadia XXX. Præterfluit amnis Aoranius et brevi (Amas. modico) ab urbe intervallo Erymanthus.*“ Auch kann Rec. in der aus dem Polyb. IV, 70 u. 71 angeführten Stelle das nicht finden, was der Vf. behauptet: die Stadt *Psophis* sey westlich a torrente *Cheimarrho* (?), östlich aber von dem Flecken *Erymanthus* eingeschlossen. Umgekehrt und richtig zeigt es sich dagegen auf der Karte; wo der Clitor, welchen Hr. R. ohne Zweifel unter dem *torrens Cheimarrhos* versteht (obgleich *χεῖμαρρος* schon *torrens* bedeutet,) östlich von *Psophis*, der *Erymanthus* aber westlich befindlich ist. — Ferner bemüht sich der Verf. in den Zusätzen fol. 63^d zu zeigen, daß *Pylos Messeniacus* (Avarino oder Navarino *vetus*) auf der Karte in *Do.*, nicht *Db.*, befindlich, von einem anderen Orte *Pylos* auf dem Vorgebirge *Coryphasium* (Navarino *nova*) wohl zu unterscheiden sey, und daß es also nicht, wie man bisher angenommen, drey, sondern vier verschiedene *Pylos*, nämlich *Eliacus*, *Triphyliacus*, *Messeniacus* und das *Coriphasische* gebe. Er stützt sich dabey hauptsächlich auf das Zeugniß des Pausanias, welcher (IV, 36. p. 371. ed. Kuhn.) sagt, daß ein *Pylos* auf dem Vorgebirge *Coryphasium* liege, was vom *Pylos*, dem Sohne des Cleon, erbaut, nach diesem Neleus besessen habe. Auch Strabo (VIII, 2, 2) macht zwischen diesem und dem *Messenischen* *Pylos* einen Unterschied; weicht jedoch vom Pausanias darin ab, daß er das *Messenische* als das ältere angiebt; nach dessen Zerstörung erst das *Coryphasische* angelegt worden sey. Auf diese Art aber würden diese beiden *Pylos* doch nicht *neben*, sondern nur *nach* einander existirt haben und sonach immer nur drey *Pylos*, wie man gewöhnlich annimmt, vorhanden gewesen seyn. Allein zugestanden, daß es vier Oerter dieses Namens gegeben habe, so würde man

man ihnen doch, nach der Karte des Vfs, im Felde Cc. mit dem in Klammern befindlichen Namen *Brana* noch ein *fünftes* hinzufügen müssen. Wegen des *genus* dieses Wortes mag beyläufig bemerkt werden, daß es bey Pausanias als *Foemininum*, bey Strabo hingegen als *Masculinum* vorkommt, und daß *Pylos Triphyliacus*, nach Strabo (VIII, p. 232 Almel.), auch *Pylos Arcadius* genannt wurde. Doch, um nicht zu weitläufig zu werden, will Rec. die bedeutenderen Artikel von jetzt an nur namentlich aufführen und sich nur bey einigen von denen verweilen, über welche sich der Vf. anderwärts weitläufiger ausgesprochen hat. Tab. V. (Asia min.) *Amblada*, *Berya* (fol. 8^a), *Caspia*, *Chalcidana*, *Camena aurea*, *Nicaea Nialia* (fol. XI^c), *Thapsacus* (fol. 13^b), worüber die *Recens. des Vfs* von *Jam. Rennel's Illustration* etc. in der *Jenaer L. Z.* 1818, Sept. Nr. 157 nachzusehen ist. — Tab. VII (Hispania) *Attegua*, *Bigerra* nebst *Munda* und *Certima*, *Caetobrix*, *Carteja* (fol. 22^c). — Zu Britannien (Tab. VIII) fehlt noch Schottland und Irland, welche bereits fertig im zweyten Theile des *Thesaurus* nachgeholt werden sollen. — Tab. IX (Gallia) 1) *Augusta nova*, worüber die Abhandlung des Vfs: „*Ueber den Limes Transdanubianus und Transrhenanus der Römer*“ in den *Neuen Geogr. Ephemeriden*, B. X. Nr. 4. S. 347 sqq. nachzusehen ist. 2) *Augusta Tricastinorum*, wozu die Abhandlung des Vfs: „*Topographische Berichtigungen des alten Galliens aus den Feldzügen Hannibals und Cäsars*“ in den *Neuen Geogr. Ephemeriden*, B. VII. Nr. 1. gehört. 3) *Benehirum*. 4) *Calagorris*. 5) *Condivicium*. 6) *Cosedia*. 7) *Flenum*, welches von den Geographen gewöhnlich falsch *Flenium* oder *Flevum* genannt wird. 8) *Gergovia*, wegen dessen Lage der Vf. seine Gründe in der kurz vorher erwähnten Abhandlung niedergelegt hat. 9) *Noedunum*. 10) *Stoni*. 11) *Eudracinum*. 12) *Obringa*, worüber sich Abänderungen und Zusätze in den *Supplementen* fol. 65^b finden und auch eine Abhandlung des Vfs: „*Ueber D. Wilhelm's Drusus*“ zum *Kruse'schen Archiv für alte Geographie u. s. w.*, im October 1827 eingesendet. — Tab. X (Italia superior): 1) *Hercuniates*, 2) *Portus Maurici*, 3) *Rauda*, wozu die Abhandlung des Vfs: „*Ueber die Campi Raudii des Pellejus*“ (s. *Neue Geogr. Ephemeriden*, B. X. St. 4) gehört. 4) *Cremiera*, rivus. 5) *Oeneus*, fluv. — Tab. XI (Italia inf.): 1) *Ami-ternum*, eine merkwürdige Stelle, welche mehrere andere Erklärungen nach sich zieht. 2) *Caesariana*. 3) *Crustumium*. 4) *Equus Tuticus*. 5) *Geronium*. 6) *Petrinus*.

In den Artikeln, über welche kein Zweifel Statt findet, führte der Vf. nur die Namen der alten Schriftsteller an, bey welchen sie vorkommen, und überließ es dem Leser, die betreffenden Stellen

in den *Indicibus* der genannten Auctoren aufzusuchen; bey streitigen Orten hingegen zeigte die Stellen genau an.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Der Wüstling*. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Johann Sporschil. 1829. Erster Theil. 218 Zweyter Theil. 303 S. Dritter Theil. 311 S. (3 Rthlr. 16 gGr.)

Ogleich der Vf. fast zwischen jedem Kapitel dieses Romans so viel philosophisch-moralische Reflexionen einwebt, daß solche einen ganzen Band füllen mögen, und dadurch das Fortschreiten der Handlung sehr verzögert wird, so ist derselbe doch nichts weniger als langweilig, sondern einer der anziehendsten von denen, die Rec. gelesen hat; denn, außer dem, daß der Leser durch die lebhaften Gemälde von den Sitten der vornehmen Welt in England und des Treibens in den Bädern, durch die liebliche Beschreibung eines Kinderballs, den die Königl. Familie im Bade zu Brighton giebt, durch anschauliche Darstellung der Hof-Galla zu Buckinghamhouse, Persilage über die Erziehungs-Anstalten für junge Ladies, und Zeitungs-Artikel von skandalösen Ehebruchgeschichten, auf das mannigfaltigste unterhalten wird, ist die Handlung selbst trefflich erzählt und die Uebersetzung so gut gerathen, daß sie sich wie ein Original liest. Das Pikantes des ganzen Werks ist unstreitig der Plan, welchen der Wüstling, Lord Leslie, anlegt und verfolgt, um die liebenswürdige Lady Agnes Trevor zu gewinnen. Es ist ein wahres Meisterstück, wie man das Werk eines Teufels so nennen kann, daß zwar dem Kopfe des Vfs Ehre macht, aber die Güte seines Herzens Zweifel erregt. Der Plan gelingt, jedoch nur in so weit, daß der Wüstling genöthigt ist, um seine Absicht nicht ganz zu verfehlen, die Schöne nach der von ihm mittelbar veranlaßten Ermordung ihres Mannes zu heirathen; dann endet er aber nach Verdienst, auf eine Weise, die Rec. nicht verrathen will, um den Genus des Lesers nicht zu verkümmern.

NEUE AUFLAGE.

BERLIN, b. L. Oehmigke: *Praktische französische Sprachlehre* zum Schulgebrauche und Selbstunterrichte bearbeitet von C. D. Roquette. Nach einer kurzen Anweisung für Lehrer. Dritte, neu neuem durchgesehene und verbesserte Ausgabe. 1830. XXII u. 618 S. 8. (18 gGr.) (Siehe die *Recens.* in d. *Ergänz. Bl.* 1829. Nr. 86.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1830.

GEOGRAPHIE.

NÜRNBERG, b. Campe: *Orbis Terrarum antiquus, cum Thesaurο topographico*, — — Auctore Christiano Theophilo Reichardo etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Jeber einige der zuvor aufgeführten streitigen Artikel sey es dem Rec. vergönnt, seine Ansichten, welche in streitigen Punkten nicht anders als verschieden seyn können, so kurz als möglich mitzutheilen, hoffend und wünschend, daß sie der Vf., wenn es bey seinem verdienstlichen Unternehmen vorzüglich um Wahrheit zu thun ist, aus keinem andern Gesichtspunkte betrachten werde. In den bereits angeführten topographischen Berichtigungen des alten Galliens u. s. w. wird S. 57 zuerst die Stadt *Eto-issa* in Spanien (Tab. VII. D m.) auf die Stelle der heutigen Stadt *Oropesa* in Valentia verlegt. D'Anville setzte sie nach Ptolemäus, in dessen älteren Ausgaben sie *Etovesa* heißt, in die Gegend von Valentia; Mannert hingegen (Geographie, Th. I. S. 416) die Stelle des heutigen Segorbe in Valentia, und so höher hinauf und mehr landeinwärts. Schon Müller (T. I. S. 105) wollte sie am Ebro, wohin man vor ihm verlegte und wo sie sich auch auf dessen Karte befindet, nicht dulden, und wollte ihr ihren Ort südlich von Leonica anweisen; wobey er bemerkt, daß sie ihre unrechte Lage am Ebro durch eine unrichtig interpungirte Stelle des Liv. XXI, 22: *profectus (Hannibal a Karthagine nova) praeter Etoissam urbem, ad Iberum maritimamque oram ducit* erhalten habe. Diese Worte sind nämlich der Gronov. Ausgabe so interpungirt, daß hinter *Etoissam* und *Iberum* ein Comma steht und also die Worte *urbem ad Iberum* mit einander verbunden sind, was, beyläufig gesagt, schon wegen des *que maritimamque*) nicht angeht. Der bessern Interpunction hingegen, welche sich in der Drakenborchischen und den folgenden Ausgaben findet, ist Hr. R. gefolgt und giebt nun folgende Uebersetzung in diesen Worten: „er brach mit der Armee von auf und kam am Iberus und der Seeküste an.“ In den Worten getreu zu bleiben, würde Rec. ersetzen: „und marschirte vor Etoivissa vorüber nach dem Ebro und der Seeküste.“ In diesem Sinne, art Hr. R. fort, sey also Etoivissa nicht weit vom Ebro, wenigstens nicht so weit wie Segorbe, we-

niger noch als Ptolemäus angiebt entfernt gewesen, und mithin nichts anders, als das heutige Oropesa. Allein abgesehen davon, daß die Lesart *Etoivissam* im Livius nur Conjectur aus dem Ptolemäus II, 6. ist, wofür die Codd. des Livius *Oboivissam*, *Obmissam*, *Anissam* und Anderes noch haben, und zugegeben, daß *Etoivissam* die richtige Lesart sey, so läßt sich doch dagegen, daß Etoivissa eine Seestadt gewesen sey, noch einwenden: 1) daß, wenn es diels nach der Meinung des Livius gewesen wäre, er würde haben sagen müssen: „*praeter Etoivissam urbem maritimamque oram ad Iberum ducit*.“ Er verbindet aber *maritimam oram* durch *que* mit *ad Iberum*, was er vor *maritimamque oram* setzt, und giebt, vorausgesetzt, daß diels die richtige Lesart sey (J. Gronov. will statt *maritimamque oram* lesen: *maritima ora*), zu erkennen, daß Hannibal nicht weit vom Ebro erst an die Küste gelangte, nachdem er bereits bey Etoivissa vorüber war, und Etoivissa folglich nicht an der Küste, sondern davon entfernt lag. 2) nennt Ptolemäus l. c. Etoivissa eine Landstadt der Edetaner, die er in der Beschreibung des Küstenlandes dieses Volks nicht erwähnt. Deshalb ändert auch Cellar. Geogr. Antiq. I. p. 84 in der Stelle des Livius bloß die falsche Interpunction und behält die gewöhnliche Lesart *maritimamque oram* bey. Hiernach aber scheint sowohl Livius als Ptolemäus, welche Hr. R. im *Thesaur. topogr.* Tab. VII. fol. 23^b als Gewährsmänner seiner Meinung anführt, ihm vielmehr entgegen zu seyn, und die Stadt Etoivissa würde nicht an der Küste, wo er sie hinsetzt (Tab. VII. D l.), sondern, wie Mannert l. c. will, in der Gegend von Segorbe, welches etwas südlicher und mehr landeinwärts liegt, zu suchen seyn. Wenn ferner Hr. R. in der Note zur gedachten Abtheilung S. 57, um seine Meinung noch mehr zu unterstützen, auch die Etymologie zu Hülfe nimmt und wahrscheinlich zu machen sucht, daß der heutige Name *Oropesa* durch Verwandlung der Stammbuchstaben und Sylben aus *Etoivissa* entstanden sey: so scheinen doch diese beiden Namen *Oropesa* und *Etoivissa* in allen Buchstaben und Sylben, die letzte ausgenommen, zu verschieden zu seyn, als daß man glauben könnte, das eine sey aus dem andern entstanden; so wie denn überhaupt die Etymologie, besonders wenn zu wenig Aehnlichkeit in den Wörtern und Namen ist, wohl schwerlich eine zuverlässige Führerin seyn möchte. Ferner wird in derselben Abhandlung (Topograph. Berichtigungen des

des alten Galliëns) S. 60 der Wohnsitz der *Tricastiner* bestimmt durch die Stelle des Liv. XXI, 31., wo es heisst. „*Sedatis certaminibus Allobrogum, quum jam Alpes peteret, (Hannibal) non recta regione iter instituit, sed ad laevam Tricastinos flexit.*“ Aus diesen Worten schließt Hr. R., daß die Stadt *Augusta Tricastinorum* des Plin. (III, 4) nördlich über der Isere, da wo jetzt Aouste befindlich ist, auf der Straße nach Lemicum (Chambery) gelegen haben müsse, und daß also die Tricastiner, nicht wie Mannert (Geograph. 2te Ausg. Bd. 2. S. 99) meint, unter den Allobrogern, östlich neben den Segalaunern auf der Südseite der Isere und östlich von Valentia bis Cularo (Grenoble) ihren Wohnsitz gehabt hätten. Denn wäre dieß der Fall gewesen, so würde, meint der Vf., Liv. l. c. nicht haben sagen können: *ad laevam flexit.* Hiermit aber stimme auch Ptolem. überein, welcher die Tricastiner neben die östlicher wohnenden *Segusianer* (?) und zwischen die Rhone und Isere, da wo sich beide Flüsse am meisten nähern, d. i. zwischen Aouste und Grenoble und unter die Allobroger verlege. Als einen dritten Grund fügt Hr. R. noch hinzu, daß diese Lage auch mit dem Wege des Hannibal vollkommen zusammentreffe. Allein gegen diese Lage der Tricastiner läßt sich dennoch einwenden: 1) daß Livius *ad laevam* in Hinsicht auf seinen Standpunkt, statt in Rücksicht auf den Hannibal *ad dextram*, wie auch Glarean und Lipsius, welche das eben erwähnte Verhältniß nicht beachteten, lesen wollten, gesagt habe, wovon in der Döring'schen Ausgabe in der Note zu dieser Stelle mehrere Beyspiele angeführt werden. Dieß aber anzunehmen nöthigt uns vorzüglich der Weg, den Hannibal sehr wahrscheinlich genommen hat, indem es sich weder historisch erweisen läßt, noch es auch glaublich ist, daß Hannibal bis Vienne an der Rhone hinaufgegangen sey, noch viel weniger aber, daß er von Vienne aus sich noch nördlicher bis in die Gegend von Augustum hinauf gezogen haben sollte, um alsdann über die Cottischen Alpen, worüber ihn Hr. R. mit der größten Wahrscheinlichkeit gehen läßt, zu marschiren. Hannibal mußte vielmehr, um den Römern in Italien zuvorkommen, jeden Umweg und Zeitverlust vermeiden; weshalb es denn auch nicht wahrscheinlich ist, daß er sich, wie der Vf. S. 60 sagt, wenigstens 8 Tage in Vienne, der Hauptstadt der Allobroger, verweilt habe. Was aber das Zeugniß des Ptolemäus betrifft, welchen der Vf. in den allermeisten Bestimmungen *unzuverlässig* nennt (versteht sich in seiner gegenwärtigen Gestalt; s. Kruse Archiv für alte Geographie u. s. w., H. 3. S. 60): so setzt derselbe die Tricastiner unter die Allobroger und östlich neben die Segalauner (nicht Segusianer, wie S. 62 gedruckt ist), deren Hauptstadt Valentia ist, und folglich nicht über, sondern unter die Isere, welcher Wohnsitz alsdann mit dem Livius genau übereinstimmt. So bestimmt sie auch Mannert l. c.: „Unter den Allobrogern östlich neben den Segalaunern (Ptolem.). —

Einige Meilen östlich von Valence (Valentia) bis gegen Grenoble hin, auf der Südseite der Isere.“ (Auf der Karte des Vfs Tab. IX. in dem Felde *Hn.* sehen sie mehr über als unter den Allobrogern zu wohnen.) Daß sie nicht unten an der Rhone wohnten, wo sie auf der Karte von Wickham und Cramer in deren *Dissertation on the Passage of Hannibal on the Alps. Second ed.* Lond. 1828. 8.) hingesetzt ist, versteht sich übrigens von selbst. Auch steht auf der d'Anville'schen unrichtig unter den Segunern, statt rechts neben denselben. Beyläufig merkt Rec. noch, daß der Vf. den Hannibal S. 3 bis zur Vereinigung des Arar mit der Rhone und folglich bis Lugdunum an diesem Flusse hinauf gehen läßt und ihn gleichwohl S. 61 seinen Weg nach den Alpen von Vienne aus nehmen läßt. Auf die Art aber würde ja Hannibal den Weg von Vienne bis Lugdunum zweymal gemacht haben, was weder historisch noch wahrscheinlich ist. Der Grund aber hiervon liegt darin, daß der Vf. mit Polyb. II, 49. und Liv. XXI, 31 die sogenannte Insel zwischen den Rhodanus und die Saone (Arar) setzt, und folglich den Landstrich über Lyon zur Insel macht. Daß aber dieß die Insel nicht gewesen sey, und Polyb. so wie Liv. den Arar mit der Isere verwechselt habe, wenn anders die Lesart bey beiden richtig ist, hat theils Matthiae in *Observatt. quibusdam in Liv. XXI. Wormat. 1793. p. 53* bemerkt, theils geht es aus der Beschreibung der Insel, welche Polybius l. c. und Livius davon giebt, und aus andern Umständen hervor. Denn die Allobroger, bis zu welchen Hannibal nach Liv. und Polyb. hinaufgeht und deren Hauptstadt Vienne war, wohnten nicht zwischen dem Rhodanus und dem Arar, sondern zwischen dem erstern Flusse und der Isere und finden sich auf allen Karten. Was hätte ferner Hannibal bey Lyon gesollt, das weit nördlicher als Vienne und die Allobroger liegt, wenn seine Absicht nur war und nur seyn konnte, zu den Allobrogern zu kommen, um von ihnen Unterstützung und Führer (s. Liv. und Polyb. II. ca.) zu erhalten? Auch die Gestalt der sogenannten Insel, welche Polyb. l. c. mit dem ägyptischen Delta vergleicht und die Fruchtbarkeit, die Liv. erwähnt, ingleichen die Wohlhabenheit und Macht der Allobroger, die sie bewohnten, stimmen dafür, daß die Insel, über deren Lage weder Mannert, noch Hr. R., noch ein anderer neuer Geograph, so viel Rec. weiß, ausführlicher gesprochen hat, ob sie gleich von Polybius und Livius beschrieben wird und einen besondern Namen führt, auch ihre Lage streitig ist, nicht oben zwischen der Rhone und dem Arar, wo es fast nichts als Berge giebt, sondern südlicher zwischen der Rhone und Isere anzunehmen sey. Uebrigens ist der Weg, welchen Hannibal nach der Meinung des Vfs von Vienne nach den Cottischen Alpen nahm, auf der Karte desselben bezeichnet. In Hinsicht des Uebergangspunktes theilt Rec. die Ansicht des Vfs, weicht aber darin von demselben ab, daß er es wahrscheinlicher findet, daß

Is Hannibal weder bis Viennæ, noch weniger aber
s Lyon an der Rhone hinauf marschirt, sondern
sch Liv. l. c. („ad Insulam pervenit“) nur bis Va-
ntia, oder, wenn er die Isere überschritt, nur
n Stück durch das Land der Allobroger gegan-
en sey und sich dann rechts, oder, wie Livius
i seinem Verhältnisse sagt, links durch das Land
er Tricastiner, Vocontier und Tricorier nach den
ottischen Alpen, auf dem kürzesten Wege ge-
rendet habe.

Im 2ten Theile derselben Abhandlung (Topo-
graph. Berichtgg.), überschrieben: „Cäsar's Feld-
zug gegen Vercingetorix“ S. 65—72. soll der Wohn-
sitz der Bojer und besonders die wahre Lage von
Gergovia der Stadt derselben ausgemittelt wer-
den. Die Bojer findet der Vf. am südlichen Ufer
der Loire zwischen Orleans (Genabum) und San-
cerre (Sincerra) (S. 67) (Tab. IX. Fi.). D'Anville hin-
gegen setzt sie, wie Hr. R. sagt, aufs Gerathewohl
zwischen die Flüsse Allier (Elaver) und Loire (Liger)
(Br. 47. L. 21.) Mannert (Th. 2. Ausg. 2. S. 181)
sagt; „Wenn bloße Analogie der Namen zum Be-
weise hinlänglich wäre, so würde ich die Bojer in
das heutige Beaujolais zwischen der Saone und
und Loire (Br. 46. L. 22.) und ihre Stadt Gergovia
nach Charlieu (Carilocus?) versetzen.“ Die Stadt
Gergovia verlegt Hr. R. hingegen an das südliche
Ufer der Loire, 3 Meilen östlich von Orleans (Gen-
abum), an die Stelle, wo jetzt das Städtchen Gergeau
oder Jargeau befindlich ist (S. 71). Ueber diesen
streitigen Punkt bemerkt Rec.: 1) daß der Vf. so-
wohl als Mannert l. c. nur Ein Gergovia erwähnen,
obgleich Caes. B. G. VII, 4 u. 84 eine Stadt dieses
Namens der Arverner angiebt, und ibid. c. 9 von
einem Gergovia Bojorum redet. Denn l. c. c. 4 sagt
Cäsar, daß Vercingetorix ibi (in Arvernus) von sei-
nem Oheim und den übrigen Häuptern der Arver-
ner aus Gergovia vertrieben worden sey, und c. 84
sagt ebenderselbe: „ipse (Caesar) in Arvernos
ad oppidum Gergoviam secundum flumen Ela-
ver duxit.“ Nach Cäsar also gab es 2 Städte dieses
Namens, eine der Bojer und die andere der Arver-
ner. Eben so spricht auch Strabo (s. Penzel's Ueber-
setzung, B. I. S. 554) von Gergovia als einer Stadt
der Arverner. Zur angeführten Stelle des Cäsar
bemerkt Cellar, daß Gergovia als Stadt der Bojer
Vielen (dem Scaliger und Andern) verdächtig ge-
wesen, Gergovia der Arverner hingegen bekannt
und unbezweifelt sey. In der Geograph. aber (T. I.
p. 174. ed. Schwartz) sagt er: „Ut diversae gentes
Boji et Arverni erant, sic etiam oppida istorum
atque horum duas distinctas Gergovias fuisse,
nihil commune habentes praeter nomen intelligitur.“
Hiermit stimmen auch Ciacconius und Clarkius zum
Cäsar l. c. c. 9, ingleichen das Handb. der alten Erd-
beschreib. Th. 1. S. 129 überein, welches letztere
Gergovia oder Gergobia die Stadt der Bojer von der
gleichnamigen der Arverner am Flusse Elaver, von
welcher in der Gegend von Augustonometum (Cler-

mont) noch Spuren der alten Benennung übrig sind,
unterscheidet. Da aber 2) der Vf. nur Eine Stadt
dieses Namens erwähnt, nämlich die der Bojer: so
ist er genöthigt, die oben angeführte Stelle des l. c.
c. 84 anders zu erklären, als sie gewöhnlich erklärt
wird und nach der Meinung des Rec. zu erklären
ist. Er läßt nämlich den Cäsar, nachdem derselbe
Avaricum (Bourges) die festeste Stadt der Bituriger
(Caes. VII, 13) erobert hat (l. c. c. 28), wiederum
nördlich nach Gergovia der Bojer marschiren, um
dasselbe wieder zu erobern; wogegen zu erinnern
ist, daß diese Stadt laut Cäsar's Bericht l. c. c. 12
von Vercingetorix nicht erobert, sondern nur bela-
gert worden ist, von welcher Belagerung er bey
der Annäherung des Cäsars absteht; weshalb denn
Cäsar auch nicht die Absicht haben kann, sie wie-
der zu erobern. Da aber Cäsar den Vercingetorix
aus seiner festen Stellung in Wäldern und Sümpfen
bey Avaricum nicht herauslocken kann (l. c. c. 32),
geht er zuerst zu den Aeduern, um dort einen Streit
zu schlichten und Verstärkung zu holen, und be-
ruft den Senat der Aeduer und die streitenden Par-
teyen nach Decetia (am Liger) (Tab. IX. in dem
Felde Gi.). Von hier geht er sodann nach dem Ela-
ver und immer südlich an dem rechten Ufer dieses
Flusses hinauf nach Gergovia (in Arvernus), dem
Hauptsitze der Revolution und der Residenz des
Vercingetorix. Dieser Marsch bestimmt dann den
Letztern, seine feste Stellung bey Avaricum nicht
weit von dem Zusammenflusse des Liger und Elaver
zu verlassen und dem Cäsar an der linken Seite des
Elaver zu folgen, nachdem er zuvor alle Brücken
über diesen Fluß hat abbrechen lassen, um dem
Feinde (gegen den er sich auf dem Marsche nicht
stark genug fühlte) den Uebergang zu verwehren.
Allein Cäsar schlägt heimlich eine Brücke und ge-
langt auf dieselbe Seite des Flusses, wo Vercinge-
torix mit seinen Truppen ist (c. 35),—und kommt
auf diese Art „quintis castris“ bey Gergovia (in
Arvernus) an, wohin ihm jedoch Vercingetorix zu-
vorgekommen ist und bereits sein Lager auf einem
Berge nicht weit von der Stadt aufgeschlagen hat
und von da aus täglich mit dem Cäsar scharmutzirt.
Dies ist die kurze und treue, aus dem Cäsar selbst
entnommene Erzählung, aus welcher deutlich her-
vorgeht, daß dieß Gergovia keinesweges oben
nördlich am Liger nicht weit von Genabum, son-
dern unten südlich am Elaver gelegen haben müsse.
Allein der Vf. verwirft, wie gesagt, die gewöhn-
liche Uebersetzung der Worte des Cäsar c. 34:
„ipse (Caesar) in Arvernos ad oppidum Gergoviam
secundum flumen Elaver duxit“: (Er selbst mar-
schirte an dem Flusse Elaver hin in das Land der
Arverner nach Gergovia) und nimmt secundum in
der Bedeutung von hinunter (das Wort nacheinan-
der, was Hr. R. hinzusetzt, liegt nicht in secun-
dum), um so den Cäsar nördlich den Liger hinun-
ter nach Genabum zu marschiren zu lassen. Allein
secundum flumen ist an sich, nach der Meinung des
Rec., nichts als am Flusse hin, sowohl aufwärts als
ab-

abwärts; da hingegen das, was der Vf. will, *secundo flumine* heißen würde. Ferner erklärt der Vf. aus eben diesem Grunde in *Arvernos* nicht: in das Land der Arverner, sondern: „gegen die Arvernischen Truppen.“ Hierbey scheint derselbe, aber aus der Acht gelassen zu haben, daß Cäsar sagt: *secundum Elaver*, nicht *Ligerim*, und gleichdarß Vercingetorix dem Cäsar *ab altera Elaveria* parte gefolgt sey; woraus folgt, daß die Stadt, wo Beide hinmarschiren, nicht am Liger gelegen haben könne. Da das feste Lager des Vercingetorix am Liger war, da wo es auf der Karte des Vfs bezeichnet ist (in dem Felde *Fi.*), so hätte er ja am Liger bleiben müssen, wenn er nach Genabum marschirt wäre. Und was hätte denn auch Cäsar in Gergovia bey Genabum gewollt? Diese Stadt gehörte ja den Aeduern und war ihm also befreundet (s. Caes. l. c. c. 9), und Vercingetorix hatte es zwar zuvor angreifen wollen, war aber davon abgestanden, als Cäsar anrückte (l. c. c. 12). Was wollte ferner Cäsar bey den *armen* Bojaren (l. c. c. 17), da die Arverner, eins der bedeutendsten Völker in Gallien (Strabo B. 1. S. 564), mit ihrem jetzigen Oberhaupte Vercingetorix im Aufruhr gegen ihn begriffen waren, den er nur dann zu dämpfen hoffen konnte, wenn er die Arverner in ihrem eigenen Lande angriff und ihre Hauptstadt bedrohte. Aus diesem Allen ist Rec. genöthigt zu folgern: 1) daß, wie die ältern Geographen behaupten, es zwey Gergovias gegeben habe, und daß die Stadt dieses Namens, gegen welche Cäsar (l. c. c. 34) marschirt, im Lande der Arverner in der Gegend von *Augustonemetum* am Elaver (im Felde *Hi.*) zu suchen sey. Daß die Arvernischen Truppen Gergovia nicht inne gehabt haben, wie S. 70 gesagt ist, erhellt aus Cäs. l. c. c. 12. Wenn ferner ebendasselbst der Vf., um dem Einwurfe zu begegnen: Vercingetorix habe ja, ehe er dem Cäsar nachmarschirte, am Liger gestanden, annimmt, daß Vercingetorix zwar in derselben Gegend, aber dem Elaver näher gestanden und dem Cäsar gegenüber zwey Tage lang am Flusse hinunter marschirt sey, und Cäsar fünf Tage später, nach dem Uebergange über den Liger, bey Gergovia (Bojorum) angekommen sey: so findet sich von diesen Annahmen, zu welchen der Vf. durch seine Erklärung genöthigt wird, wenigstens bey Cäsar keine Nachricht. Auch kann Rec. nicht zugeben, daß in der Erzählung des Cäsar, wie der Vf. ihn erklärt, keine Widersprüche lägen, sondern daß diese erst von den Auslegern hineingetragen wären. Alle Widersprüche, meint Rec. vielmehr, verschwinden, wenn man ein zweytes Gergovia nach Cäsar annimmt und ihn von Ava-

ricum und Decetia nach Gergovia (in *Arvernia*) marschiren läßt.

(Der Beschlufs folgt.)

KIRCHENGESCHICHTE.

ST. GALLEN, b. Huber: *Die kirchliche Trennung der Confessionen im Bunde mit religiöser Vereinigung der Gemüther in paritätischen Sinde. Vier Abhandlungen.* Von J. M. Fels, Professor der Theologie. 1829, 8.

Auch unter dem Titel:

Die Dissonanz der Kirchen und die Harmonie der Herzen. (10 Gr.)

Schon im J. 1817 wurden diese vier Vorlesungen gearbeitet und einer literarischen Gesellschaft mitgetheilt. Veranlassung, sie jetzt erst der Oeffentlichkeit zu überliefern, gab eine nicht weiter bezeichnete Schrift, höchst wahrscheinlich die von Henne: Ansichten eines Obscuranten u. s. w. Wir danken dem Vf. für die Herausgabe dieser Vorlesungen. Er warnt mit Recht vor den Projecten einer kirchlichen Vereinigung der Katholiken und Protestanten, und dringt in wahrhaft evangelischem Geiste auf gegenseitige Duldung und Liebe. In der ersten Vorlesung wird gezeigt, daß es nicht denkbar sey, daß die katholische Kirche, jemals protestantisch, oder die protestantische katholisch werden könne, daß auch schwerlich beide Kirchen in Eine allgemeine vereinigen würden; die zehnte Vorlesung führt den Satz durch: daß, beiden Parteien Einigkeit im Geiste, die vornehmste Ingredienz des freundschaftlichen Beysammenlebens, möglich sey und sogar nur von ihrem eignen Willen und Belieben abhänge. In der dritten wird die Geschichte der griechischen Kirche kurz erzählt und die Unmöglichkeit eines Zusammentritts der katholischen und protestantischen Kirchen in die griechisch-russische dargethan. Was der Vf. S. 68 von Frau von Krüdener sagt, ist interessant. Rec., welcher 1817 diese tolle Zelotin in einem badischen Dorfe (Lottstädten) beobachtete, stimmt ihm völlig bey. In der vierten Vorlesung werden beachtenswerthe, nur zum Theil nicht allgemein ausführbare Vorschläge für die neben einander bestehenden und mit einander fortdauernden Kirchen gethan. Wir wünschen, daß der Vf. uns bald mit einer ruhigen und gründlichen Darstellung der kirchlichen Verhältnisse in der Schweiz, wie sie jetzt sind, beschenken möge.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1830.

GEOGRAPHIE.

NÜRNBERG, b. Campe: *Orbis Terrarum antiquus, cum Thesaurō topographico*, — — Auctore Christiano Theophilo Reichardo etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der Abhandlung: *Ueber die Campi Raudii* (N. Geograph. Ephem. B. XIV. Nr. 4. 1824. S. 388—418) bemüht sich der Vf. zu zeigen, daß die bekannten *Campi Raudii*, wo die Cimbern a. u. 648 vom Marius und dessen Collegen Catulus geschlagen wurden, nicht bey *Verona* (an der Etsch), sondern, wie schon *Cellar* (T. I. p. 542) nebst *Cluver* für wahrscheinlich halten, bey *Vercellae* am *Sessites* gelegen hätten. Diefes sucht der Vf. theils aus der Wahrscheinlichkeit des Weges und der Zeit, theils aus dem *Plutarch*, welcher im *Marius* c. 25. ausdrücklich sagt: daß dieses Treffen bey *Vercellae* (jetzt *Vercelli*) am *Sessites* (Tab. X. Eb.) geliefert worden sey, darzuthun. Was nun zuerst die Zeit betrifft, so nimmt der Vf. S. 40 an, daß die Cimbrer im Herbst des Jahres 652 a. u. sich von den Teutonen getrennt hätten und in der Mitte des Januar 653 (Flor. III, 3. sagt ausdrücklich: „*per hiemem in Italiam transcenderant* (Cimbri)“) in Italien eingebrochen wären. Diesemnach würde also ihr Marsch aus dem südlichen Gallien, wo sie sich bisher herumgetrieben hatten, ein Vierteljahr gedauert haben. In dieser kurzen Zeit aber könnten sie den Weg über alle Gebirgsarme der Dauphiné, Savoyen, des Jura, durch die niedere Schweiz, Südschwaben, Südbayern und Inspruck, auf welchen sie hinwärts zuvor 3 Jahre zugebracht hätten, über *Trident* und *Verona* gemacht haben. Auch wäre 2) dieser Weg nicht so steil, als *Flor. I. c.* den Weg der Cimbrer beschreibt. Ferner würden sich die Cimbrer auf diese Art von den Teutonen zu weit entfernt und eine näher gangbare Strafse unbeachtet gelassen haben. Aus diesen Gründen sey unter den *Tridentinis jugis*, von welchen sie nach *Flor. III, 3* nach Italien herabstiegen, nicht *Trident* an der *Athesis*, sondern das heutige *Trient* (Tab. X. Da.) zu verstehen, welche sich vom M. Blanc bis zum gr. Bernhard erstreckten und nur wenig gangbare Schluchten bildeten. Hiernach aber wären die Cimbrer über *Augusta Praetoria* (Aosta) an der *Duria* hin, nach *Vercellae* am *Sessites* gelangt, wo die Ebene

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

angehe, und dieser Weg sey der einzige gebahnte auf dieser Seite herab gewesen. Diesemnach aber sey auch der Fluß, über den sie nach *Liv.*, *Flor.* und *Plutarch* setzten und von dem sie die Römer vertrieben, nicht die *Athesis* (Etsch) (*Plutarch* scheine sie *Atison* zu nennen), welches ein Irrthum der genannten Schriftsteller sey, sondern der *Sessites* bey *Vercellae* gewesen. Wahrscheinlich aber hätten die *Campi Raudii* ihren Namen von dem Orte *Rauta* (Rotta), welcher unterhalb *Vercellae* liegt. Wenn ferner *Flor. I. c.* hinzusetze: „*Sed in Venetia robur* (Cimbrorum) *elanguit*“, so sey in *Venetia* eigener Zusatz des *Flor.*, um, wie er öfter thue, eine scharfsinnige Bemerkung anzubringen. Desgleichen zeige sich auch *Plutarch* (*Marius* c. 15) als einen schlechten Geographen, wenn er sage, die Cimbrer wären *διὰ Νωρικῶν* gegen den *Catulus*, der am *Atison* stand, marschirt; indem ja die Etsch in Rhätien und nicht in Noricum zu suchen sey. Wenn endlich (S. 415) *Cellar* und *Cluver* diese Begebenheit erklärten, daß die Römer so lange manövriert hätten, bis die Cimbrer von der Etsch bis *Vercellae* geschoben worden wären, so habe diese Erklärung Vieles gegen sich, wohin unter anderm auch gehöre, daß man nicht einsehe, warum *Marius* die Feinde von der Etsch und *Verona*, wo ein eben so bequemes Schlachtfeld war, 26 geographische Meilen westlicher habe treiben wollen, besonders da sich auf diesem Wege mehrere Flüsse fänden, die er hätte passiren müssen. Rec. muß offen gestehen, daß ihm dieß Verfahren seine Meinung durchzusetzen, ob es gleich nicht ohne Scharfsinn geschieht, dennoch zu gewaltsam zu seyn scheint, als daß es Ueberzeugung bewirken könnte. Denn 1) ist die Zeit von einem Vierteljahre für einen Weg aus dem südlichen Gallien über die Rhätischen Alpen nach Italien, auf dem sie zuvor 3 Jahre zugebracht hatten, zwar kurz, allein der Zeitraum von einem Vierteljahre ist auch von dem Vf. nur angenommen und nicht historisch erwiesen. Auch ist es wohl nicht unmöglich, diesen Weg mit einer Armee in dieser Zeit zu vollenden. Ferner muß man dabey bedenken, daß, wenn die Cimbrer und Teutonen auf ihrem Hinmarsche von *Noreja* nach Gallien 3 Jahre zubrachten, sie sich damals Zeit nehmen konnten und gleich den Heuschrecken gern da verweilten, wo sie etwas zu leben fanden; jetzt aber, wo aus mehrern Umständen wahrscheinlich wird, daß ihr Plan gewesen sey, die beiden römi-

schen

schen Consuls von der West- und Ostseite der Alpen gleichsam in die Mitte zu nehmen und den Marius *ad aquas Sextias* und den Catulus an der Athesis zu gleicher Zeit anzugreifen, um als Sieger nach Italien vorzudringen; (die Schlacht der Teutonen bey Aix fällt beynahe in dieselbe Zeit, wo die Cimbrier den Catulus von der Etsch verdrängten;) jetzt aber, sage ich, um diesen Plan auszuführen möglichst eilen-mußten: so scheint doch, selbst zugestanden, daß sie nicht mehr als ein Vierteljahr gehabt hätten, dieser Zeitraum für den Weg aus Gallien, etwa am Rhodanus hinauf bis Challon sur Saone und von da am Dou hin bis an den Rhein, und nach dem Uebergange über denselben bey Basel an demselben hin und zuletzt von da über den Inn bis an die Etsch, nicht zu kurz gewesen zu seyn. Vergleicht man 2) den eben genannten Weg mit dem, welchen sie der Vf. gehen läßt, unterhalb der Schweiz über Aosta und die höchsten Alpen, so erfordert dieser, vorausgesetzt, daß er überhaupt für eine Armee mit Wagen zu passiren ist, gewiß eben so viel Zeit, vermöge der vielen fast unübersteiglichen Hindernisse, wo nicht noch mehr als jener. Verlor nicht Hannibal, der doch höchst wahrscheinlich über den Genèvre, als einen der niedrigsten Pässe, im Herbste ging, durch Abgründe und Hunger die Hälfte seiner Truppen (Polyb. III, 56), und kam nicht die übrige Hälfte verwildert und verhungert in Italien an? Und ein rohes Volk, wie die Cimbrier waren, soll im Winter im Stande gewesen seyn, diese höchsten Alpen oder ihre Schluchten zu passiren? Hierzu kommt noch, daß die Cimbrier auf dem andern angegebenen Wege die Römer eher täuschen konnten, und daß sie denselben Weg vor 3 Jahren von Noreja nach Gallien schon einmal gemacht hatten und ihn also kannten (S. 398); daß ferner derselbe vermöge der fruchtbaren Gegenden, durch die er größtentheils führte, wohl wiederum mit Lebensmitteln versehen seyn konnte. So viel über die Wahrscheinlichkeit. Sieht man nun 3) die Schriftsteller, die uns von diesem Marsche Nachricht gegeben, genauer an, so kommen Liv. in Epit. und Flor. darin überein, daß Catulus an der Athesis gestanden habe, und folglich, daß man die Cimbrier auf diesem Wege vermuthet habe. Flor. aber sagt nicht nur, daß die Cimbrier „*jugis Tridentinis in Italiam transcendisse*“, was der Vf. von Trient versteht, sondern fügt auch noch hinzu, daß eine Mannschaft Tiguriner „*Noricos insedissee tumulos*“, womit Plutarch I. c. übereinstimmt, wenn er (Marius c. 15) sagt: *Κλυβοί μὲν ἄλατον διὰ Νωρικῶν ἐνὶ Κάρλων χωρεῖν*; wobey man bedenken muß, daß die Grenzen der Länder und deren Namen nicht zu aller Zeit gleich bestimmt waren. Diesemnach aber ist der Weg der Cimbrier aus Gallien durch Tyrol und an der Etsch herunter geschichtlich erwiesen. Folgt man hingegen der Ansicht des Vfs, so muß man alle genannten Schriftsteller ohne Ausnahme eines oder mehrerer Fehler beschuldigen; Flor. und

Liv. müssen statt *Sessites* irrtümlich *Athenis* sagen haben; Flor. muß auch irrig hier von Venedig sprechen (obgleich die Cimbrier wegen der Nähe sich auch dorthin wahrscheinlich verloren haben). Plutarch muß sich nicht nur darin versehen haben, daß er die Etsch *Atison* nennt, wenn er andernfalls dieselbe unter diesem Namen verstanden hat, sondern er muß auch ein schlechter Geograph gewesen seyn, daß er Rhätien, wo die Athesis befindlich ist, mit Noricum verwechselt. Als ein einfacheres Mittel aus dieser Verlegenheit zu kommen, würde ich vorschlagen, daß, da Plutarch der Einzige ist, in dem das Schlachtfeld nach Vercellae verlegt, ohne dabey die *Campos Raudios* zu erwähnen, die beiden andern hingegen die *Campos Raudios* an der Athesis als das Schlachtfeld bezeichnen, in Absicht des Weges aber mit den übrigen Beiden übereinstimmt, anzunehmen, daß Plutarch, andern Quellen folgend, die Schlacht nicht in *Campis Raudis*, sondern bey Vercellae vor sich gehen lasse, bis wohin die Cimbrier, nachdem sie den Catulus von der Etsch verdrängt hätten, auf ihrem Marsche gegen den Marius, der von Westen herkam (die Zeit des Treffens fällt nach Plutarch c. 26 in den August), wohl gedrungen seyn konnten, oder da er zwey Schriftsteller Liv. und Flor. hierin gegen sich hat, welche die *Campos Raudios* und die Schlacht an die Etsch verlegen, zu glauben, daß er sich hierin mit seinen Gewährsmännern geirrt oder auch vielleicht verschrieben habe. Daraus aber, daß er sagt, das Treffen sey bey Vercellae geliefert, folgt keinesweges, daß er auch die *Campos Raudis*, die er hierbey nicht nennt, bey Vercellae annahm. Unter den neuern Geographen hat der Vf. da Cluver und Cellar, wie oben bemerkt ist, für, Ha. Mannert aber (s. Geograph. Th. 9. Abth. 1. S. 150) gegen sich. Möge der Leser, den es interessiert, selbst prüfen und entscheiden.

Ein ausführliches Werk über die alte Geographie zu schreiben, worin alle Theile derselben behandelt wären, fand der Vf. seinem Alter und Kräften nicht angemessen, wie er in der Vorrede zum Thesaurus topograph. S. I sagt, theils hielt er es, nachdem Uckerl einen so trefflichen Anfang einer alten Geographie geliefert hat, für überflüssig. Bey seinen Forschungen, die viele neue und schätzbare Ausbeute gaben, wie bereits oben gesagt ist, legte er unter der Leitung der neuern Geographie die Messungen der Itinerarien und Umschiffungen zum Grunde, und zog nicht allein die Namen und deren ähnlichen Klang, sondern auch die natürliche Beschaffenheit der Gegenden zu Rathe, auf welche Art ihm die wahre Lage der Oerter nebst den Fehlern und Mängeln der noch übrigen Itinerarien bemerkbar wurden. Nur sehr wenige Oerter, welche die Peutinger'sche Tafel enthält, blieben ihm unerklärbar. In das von den besten Karten der neuern Geographie entlehnte Netz trug er die auch von den übrigen Autoren genannten Oerter leicht und sicher in seine Karten ein, und wurde dabey durch

urch öftern vergeblichen Versuch belehrt, daß es ungerathlich sey, so weit sich die Itinerarien erstrecken, den Ptolemäus, weil er uns die Gründe seiner geographischen Bestimmungen verschwiegen hat, die Gründe zu legen. Daß der Vf. auf diesem Wege 2519 Artikel, die bis jetzt unberührt und unbekannt waren, schon in diesem ersten Theile des *thesaurus* gefunden hat, ist bereits oben rühmlich erwähnt worden. Schon die Richtigkeit der Hälfte würde den Vorzug seiner Methode darthun. In der Zeichnung der Würde der Städte fand er an der Peutinger'schen Tafel einen treuen Führer, auch fand er die Zahlen, so wie die der Itinerarien richtig; ingleichen, daß sie die Vorwürfe nicht verdienen. Die Unrichtigkeiten derselben hat er zu verbessern gesucht.

Die Karten selbst sind äußerst sauber gestochen und machen dem Vf., der das Graphische selbst besorgte, so wie der Verlagshandlung Ehre. Der einzige Wunsch, den man etwa noch dabey hegen könnte, möchte vielleicht seyn, daß auf einigen weniger Schwärze, welche der Deutlichkeit hinderlich ist, angewendet seyn möchte. Von dem neuen Atlas des Erdkreises, in so weit er den Alten bekannt war, für die studirende Jugend bestimmt, welcher den Zweck hat, der seit *d'Anville* in diesem Stücke sehr unbefriedigt gebliebenen Jugend ein wohlfeiles, mit den neuen Verbesserungen und Erweiterungen versehenes Werk in die Hände zu liefern, welches als ein kernhafter Auszug des größern Werks dem schon weiter vorgeschrittenen jugendlichen Alter auf Gymnasien, Lyceen und Akademien ein sicherer Führer seyn und ihm zur Verdeutlichung der Klassiker Hülfe leisten und dasselbe in den oft labyrinthischen Gängen der Geschichte sicher leiten soll, sind unter dem Titel: *Atlas minimus antiquus oder Handatlas der alten Geographie zum Schulgebrauche*, von demselben Vf. und in demselben Verlage bereits folgende sehr zu empfehlende Karten erschienen: Tab. I. *Roma cum adjacentibus regionibus*. gr. 4. Tab. II. *Italia inferior, Sicilia, Sardinia*. Tab. III. *Italia superior, Rhaetia, Noricum, Pannonia, Illyricum*. Tab. IV. *Germania*. Tab. V. *Gallia*. Tab. VI. *Hispania*. Tab. VII. *Britannia*. Tab. VIII. *Peloponnesus*. Tab. IX. *Grecia*. Tab. X. *Thracia*. Tab. XI. *Aegyptus*. Tab. XII. *Palaestina, Arabia petraea, et Parthia*. Tab. XIII. *Asia minor et Cappadocia*. Tab. XIV. *Armenia et quae adjacent*. Tab. XV. *Caucasus cum adjacentibus regionibus*. Tab. XVI. *Sarmatia, Dacia, Scythia*. Tab. XVII. *Regiones intra Tigrim et Euphratem*. Tab. XVIII. *India*. Tab. XIX. *Arabia*. Tab. XX. *Africa*. Jede dieser Karten, die sauber und nett gestochen und zweckmäßig eingerichtet sind, kostet 4 gGr. oder 8 Kr. und ist auch einzeln zu haben. Ob seit 1828 noch einige dazu erschienen sind, denn hiermit ist der Schulatlas noch nicht beendigt, weiß Rec. nicht zu sagen.

MATHEMATIK.

BRUNSCHWIG, in d. Schulbuchh.: *Die Größenlehre*. Handbuch für Gymnasien und den auf dieselben vorbereitenden Unterricht. Erster Theil. Die Zahlenlehre, in zwey Abtheilungen, nebst einem Exempelbuche. Von Joh. Chr. Koken. 1829. Erste Abtheil. VIII S. Vor. 128 S. Zweyte Abth. 159 S. Exempelb. 211 S. (1 Rthl. 4 gGr.)

Mit einem gemischten, sich fast widerstreitenden Gefühle ging Rec. an die Beurtheilung dieses Werks. Welches sind die Elemente einer Wissenschaft, die, streng genommen, nirgends, außer dem Schulbegriff, elementar seyn kann? Nie wird es gelingen, den Geist der Mathematik in künstliche Definitionen zu zwingen, oder aus einzelnen Beyspielen die Bedeutung des Ganges zu nehmen! Aber das Bedürfnis des Unterrichts fordert Anfangsgründe, will vom Einfachen zum Zusammengesetzten übergehen, und den engen, gewohnten Kreis der sinnlichen Wahrnehmung über das Universum hinaus zur Idee erheben. Hier tritt die klare, den Begriff und die Bedeutung entwickelnde Philosophie in ihre Rechte; von der vollendeten Einsicht aus läßt sie sich zu der ersten Ansicht herab; psychologisch ergründet sie die noch unentwickelte Fassungskraft, erweckt das schlummernde Abstraktionsvermögen und ahmt die Entwicklungsgeschichte des Geschlechts im Einzelnen nach. Darum können nur Meister der Kunst die Umrisse ihrer Gebilde allgemein verständlich machen, und die populären Schriften eines *Euler*, *La Place*, *Brandes* u. A. bleiben unübertrefflich.

Es läuft also gegen diese Ansicht, wenn der Vf. in der Vorrede auf den Namen eines gelehrten Mathematikers nicht den geringsten Anspruch macht, und dennoch ein Handbuch der *Größenlehre* zu schreiben unternimmt; wir wollen indessen seine Gründe nicht unbeachtet lassen, müssen zugeben, daß es an einem guten Schulbuche dieser Art, ungeachtet der fluthenden Büchermärkte, wirklich noch fehle, und es anerkennen, wenn ein erfahrener und sehr achtbarer Schuldirektor den mathematischen Unterricht für einen der wichtigsten Zweige der Jugendbildung hält, denselben mit lebendigem Eifer betreibt, und allein durch diesen Eifer zur Bearbeitung und Herausgabe seiner Schrift bewogen wurde.

Ein Grundbegriff kann nicht hergeleitet, sondern nur erörtert werden; so ist es mit der Größe. Alle Bemühungen, zu sagen was Größe ist, sind bisher gescheitert. Der Vf. identificirt sie mit der Theilbarkeit und giebt sie für eine nothwendige Eigenschaft der Dinge aus (§. 1); allein dieses ist eine *petitio principii* und jenes ein *idem per idem*; denn die Theilbarkeit substituirt den Begriff der Größe in sich selbst, d. h. trägt ihn aus dem Erkenntnisvermögen in das Element der Anschauung über; und

und was ein Ding, d. h. die Materie, ohne GröÙe seyn würde, läßt sich eben so wenig sagen, als was die GröÙe ohne Materie ist, aus welcher Unmöglichkeit aber kein Causalverhältniß, keine Dependenz zwischen beiden folgt. Es ist schwierig, unbelohnend und völlig unzweckmäÙig, in mathematischen Anfangsgründen metaphysische Betrachtungen über GröÙe, Zeit, Raum, Zahl, Geschwindigkeit, Kraft u. dgl. anzustellen; genügen kann es, nach dem Vorbilde der Alten, von an sich klaren Axiomen auszugehen und den Weg der Erkenntniß und Anschauung durch bestimmte Erklärungen und deutliche Aussprüche zu bezeichnen.

Wer die Axiomen für uerwachsene oder erwachsene Kinder erörtern und herleiten wollte, dürfte nur ganz einfach erzählen, was auÙer uns in jedem Augenblicke vor sich geht, etwa auf diese Weise: Jedes Ding hat eine gewisse *Gestalt* und *Form*; die Gestalt besteht in der Art, wie sich das Ganze darstellt, gerade, krumm, eckig, glatt, eben — ausgedehnt; die Form bezieht sich auf den Zusammenhang der Theile: dieser Stein und jenes Stück Holz haben dieselbe Gestalt, aber verschiedene Formen der Schwere, des Faserbaues, der Cohäsion u. s. f. Wasser hat die flüssige Form und seine Theile sind nicht sichtbar getrennt; ein Haufen Sand hat die Aggregat-Form und wir können die Theile einzeln wahrnehmen — zählen (hier lassen sich die Zahlensysteme und die vier Rechnungsarten ableiten). Die Form und Gestalt der Dinge bleibt aber nicht dieselbe, sondern verändert sich beständig durch Naturwirksamkeit. Das Veränderliche der Gestalt heiÙt *Bewegung*; sie kann einfach oder mehrfach seyn, es giebt drey Dimensionen oder allgemeine Unterabtheilungen der Gestalt, also auch eine dreyfache Veränderlichkeit derselben; so nennt man den Uebergang aus der Länge in die Breite, in Beziehung zu einem Anfangspunkt, Winkel u. s. f. Das Veränderliche der Form heiÙt *Kraft*; indessen brauchen wir uns bey diesem Worte keine körperliche Anstrengung, sondern nur eine Ursach der Wirkung zu denken. Die Verbindung zwischen beiden ist ein *Gesetz*, deren formeller Ausdruck *Function* genannt wird. Vergleichung zwischen Benennung und Kraft führt zu den abstracten Begriffen von *Zeit* und *Raum* und zu dem Mittelbegriff der *Geschwindigkeit*.

Dieses mag als Andeutung genügen, wie Rec. sich §. 2—7 ausgeführt wünschen möchte, wenn überhaupt eine Einleitung in mathematische Anfangsgründe für zweckmäÙig erachtet wird.

Der erste Abschnitt handelt vom Zählen und den Zahlen. Es wird darin gesagt, eine Zahl sey „eine vorgestellte Vielheit gleichartiger GröÙen

oder Theile.“ Es hat aber die Vorstellung nicht mit der Zahl gemein, die eine Verbindung der fundamentalbegriffe von Einheit und Vielheit ist. Vielheit kann nur hypothetisch zu einem Ganzen werden, entweder als *Abstractum* oder *Concretum*. Wir werden aber diese Idee nicht weiter verfolgen, weil sie der unentwickelte Verstand nicht zu fassen vermag. Ein Kind lernt zählen und mit Zahlen rechnen; der Schüler abstrahiren und aus allen diesen Beziehungen das Concrete begründen. Man gen müssen und sollten die Beweise für die Grundlagen der Zahlenlehre aus der allgemeinen Arithmetik genommen, oder vielmehr erst in diesem Abschnitt gegeben werden. Der Vf. scheint indessen diese Ansicht nicht ganz zu theilen, weil sonst die erste Abtheilung, als Rechenbuch, wahrscheinlich gar nicht geschrieben wäre, und die zweite Abtheilung mit andern Worten anfangen würde, als: „Rechenkunst mit allgemeinen Zeichen (auch wohl allgemeine Rechenkunst genannt) enthält die Lehre von Verknüpfungen allgemeiner Zahlbegriffe, d. h. solcher, bey denen nicht nur kein bestimmter Einheitsbegriff (Einheit), sondern auch nicht einmal eine bestimmte Menge von Einheiten vorausgesetzt wird.“ Beides kann factisch nicht zugegeben werden: man denke nur an die Basis des natürlichen Potenzensystems und an die Coefficienten bey der Bildung von Reihen; hier ergeben sich, bey meinen Betrachtungen, concrete Einheit und Vielheit; nur findet kein Individualisirer Statt. Kann man überhaupt mit Zeichen rechnen, wenn die Zeichen nichts Berechenbares bedeuten?

(Der Beschluss folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

BERLIN, b. Hayn: *Der Adjutant, oder der Militairgeschäftsstil in allen Dienstangelegenheiten* von H. F. Rumpf, königl. Preufs. Lieutenant a. R. Mit einer *Einleitung über Sprachgebrauch und Stil* begleitet von J. D. F. Rumpf, königl. Preufs. Hofrath. Zweyte, verbesserte Ausgabe. Nebst 44 Listen u. Tabellen. 1830. VIII u. 392 S. (1 Rthlr. 16 gGr.)

BERLIN, b. Mylius: *Lehrbuch der Geschichte des Römischen Rechts seit Justinian*, oder der römischen und meist civilistischen gelehrten Geschichte, vom Geh. Justizrath Ritter Hugo Göttingen. Dritter, sehr veränderter Versuch.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch eines civilistischen Coursus. Secunda Band. 1830. XXXVI und 672 S. 8. (2 Rthlr. 4 gGr.)

October 1830.

MATHEMATIK.

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchh.: *Die Größenlehre.* — — *Erster Theil. Die Zahlenlehre* — — von Joh. Chr. Koken u. s. w.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Herr K. sagt in der zweyten Abtheilung §. 3.: „Alle mögliche Zahlbildung besteht im Zählen und daher in den denkbaren verschiedenen Formen des Zählens, den vier Rechnungsarten.“ Dieses ist nun bereits sehr oft gesagt worden, und dennoch nicht begründet. So setzt z. B. die Ausziehung der Quadratwurzel nach der Formel $a^2 + 2ab + b^2$ einen eigenen Act der empirischen Wahrnehmung und den neuen Begriff der Näherung voraus. Kaum läßt sich die Division zweyer Brüche dadurch zur Ausführung bringen; denn wenn man auch ganz logisch verfahren, bey der Ableitung von $\frac{a}{b} : \frac{c}{d}$ auf die

Multiplication recurriert, etwa $\frac{a}{b} : \frac{c}{d} = x$ setzt,

so dann $\frac{a}{b} = x \cdot \frac{c}{d}$, so muß, um die Ableitung

durchführen zu können, erst dargethan werden, daß $x \cdot \frac{c}{d} = \frac{c}{d} \cdot x$, ferner daß $\frac{c}{d} \cdot x = \frac{c \cdot x}{d}$;

jenes kann nur als bewiesen vorausgesetzt werden, wenn $\frac{c}{d}$, und dieses, wenn x eine ganze Zahl ist.

Freylich kommt man mit einem *es ist so gleich* von der Stelle.

Auch können wir das *quod erat demonstrandum* nicht immer unter die Deductionen des Vfs schreiben. So bezieht sich derselbe bey der Multiplication und Division „entgegengesetzter Zahlen“ §. 14 u. 15 auf das Raisonement von §. 9, worin es heißt: „Es bildet sich aus dem bisher Gesagten nun auch der allgemeine Begriff der Negation einer GröÙe, d. h. derjenigen Verrichtung des Denkvermögens, wodurch nicht nur das Daseyn einer Zahl von irgend einer Einheit verneint wird (welches allerdings die nächste Bedeutung von *negatio* ist), sondern wodurch die ihr widerstrebende gesetzt wird. Es läßt

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

sich recht gut denken, daß man eine gewisse Vielheit von Einheit negirt, ohne irgend eine andere Vielheit von Einheiten zu poniren“ u. d. m. Schwerlich möchte aber ein Schüler durch dergleichen Erörterungen eine wahrhafte Einsicht poniren, sey es auch, daß er seine Unwissenheit einigermassen negirt.

Mitunter finden sich selbst Demonstrationen, welche man billig für Schreibfehler halten muß; so steht, zweyte Abtheil. S. 51, als Beweis, daß das Quadrat der Summe einer Zahl und eines echten Bruchs keine ganze Zahl werden kann, folgendes:

$$\left(a + \frac{b}{c}\right)^2 = \left(\frac{ac+b}{c}\right)^2 = \frac{a^2c^2 + b^2}{c^2} = a^2 + \frac{b^2}{c^2}$$

Zu den bequemen Beweisen kann man §. 15 (zweyte Abtheil. S. 69) zählen, wo es heißt: „Da nun die Zusammensetzung gleicher Factoren (d. h. die Bildung einer Potenz) ähnlich ist der Zusammensetzung gleicher Theile (d. h. der Bildung des Exponenten), so kann man sagen: *irgend eine Wurzel auf eine Potenz erhoben heißt, aus ihr durch Zusammensetzung gleicher Factoren ein Product hervorbringen, auf eben die Art, wie der Exponent durch Zusammensetzung der Einheit entstanden ist.*“

Man erkennt hierin leicht eine unvollkommene Nachahmung der Thibaut'schen Declaration; *unvollkommen*, weil sie nicht, wie diese, streng logisch und allgemein gültig ist; denn da man, um z. B. zu

a^0 zu gelangen, a mit $\frac{1}{a}$ multipliciren muß, so könne, hier mindestens, so wenig von gleichen Factoren, als von einer identischen Einheit die Rede seyn.

Bey dieser Gelegenheit kann sich Rec. nicht versagen, eine seltsam klingende Frage aufzuwerfen: ist es nämlich in Anfangsgründen erlaubt, die Lernenden durch Scheinbeweise zu überlisten? z. B. aus $a^m : a^n = a^{m-n}$, indem man $m=0$ setzt, zu schließen $1 : a^n = a^{-n}$? Die beweisende Kraft des Satzes $a^m : a^n = a^{m-n}$ findet aber nur so lange Statt, als $m > n$ ist, weil sie entnommen aus Umkehrung der Multiplication von Potenzen mit ganzen und positiven Exponenten. Man scheint diese Unvollkommenheit der Darstellungs-Methode in neuern Zeiten gefühlt zu haben, und ist daher zu sehr künstlichen Definitionen geschritten, die, weil sie nur Regulative

tive sind, noch einen Beweis ihrer Zulässigkeit erfordern. Am Ende liegt der Fehler in der ungenügenden Bestimmung des Begriffs der Zahl, welcher offenbar vierfach seyn kann, nämlich: assertorisch (ganze, positive Zahl), disjunctiv (gebrochene Zahl), hypothetisch (negative Zahl) und problematisch (woran Operationen haften, z. B. $\sqrt[n]{a}$). Mit diesen Fundamentalbegriffen ausgerüstet, läßt sich die Potenzrechnung sehr einfach darstellen; denn nun beziehn sich die positiven Exponenten auf Bildung von Potenzen aus assertorischen Zahlen, die negativen auf disjunctive, und die gebrochenen Exponenten auf problematische Basen (wzu auch die unmöglichen gehören). Auf gleiche Weise entspricht $a^{m:n}$ im Allgemeinen einer hypothetischen und $\sqrt[n]{a^m}$ einer problematischen Potenz.

Die Darstellung der Logarithmentheorie scheint dem Vf., wiewohl von dem allgemeinen System die Rede ist, gleichfalls nicht ganz gelungen zu seyn. So steht z. B. zweyte Abtheil. S. 82: „Logarithmie — 1,7220578 Zahl 0,5273“ (anstatt 0,01896) und es folgt hierauf: „Man pflegt jedoch vorn die Null zu lassen und die negative Kennziffer an den Logarithmen anzuhängen.“ Wir müssen indessen auch dieses billig für Schreibfehler nehmen.

Dann ist noch von vielen allgemeinen Einzelheiten die Rede, unter andern vom binomischen Lehrsatz und der Combinationslehre, welches auffallen muß, weil sich der Vf. in der Vorrede beklagt, daß die meisten Handbücher durch zu große Reichhaltigkeit unbrauchbar würden. Wir wollen dem Hn. Director wünschen, daß seine Schüler gut combiniren und Permutiren lernen und viel Zins auf Zins zu berechnen haben; wir aber, Mathematiker von Handwerk, wie uns der Vf. *præfari honorem* zu nennen beliebt, werden nun wohl lateinische oder griechische Abhandlungen schreiben müssen, welche dann von den Schulherren mit derselben Nachsicht mögen beurtheilt werden, die wir uns hier zur Pflicht gemacht haben.

KATECHETIK.

- 1) ZERNST, b. Kramer: *Lehrbuch der christlichen Religion, nebst einem Anhang für die erwachsene Jugend*. 1830. VI u. 131 S. 8. (6 gGr.)
- 2) BERNBURG, b. Gröning: *Katechismus der christlichen Lehre nach dem Bekenntnisse der evangelischen Kirche für das Herzogthum Anhalt-Bernburg*. 1830. II u. 110 S. 8.
- 3) HALBE, in d. Gebauer'schen Buchh.: *Die Lehre Jesu oder Unterweisung zur Seligkeit nach den Lehren, Vorschriften und Verheißungen Jesu*. Leitfaden bey dem Unterrichte der Jugend in der christlichen Religion, auch zum Selbstunterrichte brauchbar. Von G. K. A. Winzer, Prediger in Oberröblingen. 1829. IV u. 76 S. 8. (3 gGr.)

4) BRESLAU, b. Goschorsky: *Grundzüge des neuen Christenthums für evangelische Katecheten*, zunächst für die reinigen, entworfen von Karl Heinrich Rother, viertem Diakon an der Elisabethkirche zu Breslau. 1829. I u. 168 S. 8. (8 gGr.)

5) FRANKFURT a. M., b. Andrea: *Leitfaden zum christlichen Religionsunterrichte für mehrfirmanden*. Von F. A. Brunn, Hofprediger und Pfarrer im Herzogthum Nassau. 1829. I u. 237 S. 8. (16 gGr.)

6) BERLIN, b. Oehmigke: *Neues evangelisch-christliches Religionsbuch für Volksschulen und den Confirmanden - Unterricht*, von G. G. I. Schenk, Diakonus zu Angermünde. 1830. VIII u. 86 S. 8. (4 gGr.)

7) CASSEL u. MARIENBURG, b. Krieger: *Katechetische Unterweisung in den Lehren des Christenthums zum Gebrauch in Landschulen*, von Georg Wilhelm Eichenberg, Metropolit zu Lichtenau im Kurhessischen. 1829. 179 S. 8. (4 gGr.)

Ueber die große Zahl der, unbedeutenden Messen erscheinenden, Katechismen und Leitfäden zum Religionsunterrichte ist schon oft Klage geführt worden. Nicht mit Unrecht. Seit einigen Zeit lassen sich wenige Geistliche, welche im Stande sind, einen guten Religionsunterricht zu ertheilen, — was freylich von jedem Prediger mit vollem Rechte värtan darf, — die Leitfäden drucken; nach ihnen sie unterrichten. Sie sind gewöhnlich einer Menge anderer Hand- und Lehrbücher expirt und haben natürlich dann auch das Gute von anderer; zeichnen sich aber durch nichts weiter aus, als vielleicht durch eine verschiedene, oft genug nicht bessere, Anordnung des Stoffes, durch Anführung einiger, früher nicht gebrauchter Beweismittel, höchst selten durch eine neue Darstellung und Begründung einzelner Lehren.

Außerdem kränken die meisten dieser Katechismen, wie z. B. Nr. 8 und 6, unlängbar in einem Hauptfehler. Sie sollen zur Belehrung der Kinder über die heil. Wahrheiten der Religion dienen. Sehr nahe liegt die Frage: *welcher Kinder, welchen Alters?* Man wird doch zugeben, daß Knaben und Mädchen von 9 Jahren einen ganz andern Unterricht empfangen müssen, als Confirmanden. Man wird ferner zugeben, daß man wenigstens drey verschiedene Unterrichtsstufen annehmen kann. Schon Kinder von 5—8 Jahren sollen Manches über ihren Vater im Himmel, über ihren Erlöser (Matth 19, 14) über ihre Pflichten u. s. w. erfahren. Was sie bedürfen, das mag ihnen von den Aeltern im Hause und von weisen Lehrern in der Schule bey passenden Gelegenheiten, deren sich während des Elementarunterrichts genug finden, gegeben werden. Für Kinder von 8 bis 12 Jahren gehört schon ein planmäßiger Unterricht, der am besten an die heil. Geschichte geknüpft wird. Nun folgt der Vorbereitungs-

Unterricht für die Confirmanden. Er wird wohl am passendsten an die Hauptstücke der Bibel geknüpft, wie auch an kleinere Gesangbuchverse. Jede zu Gottes Wort und Bibelkenntniß zu begünden, ist hier eine Hauptsache. Der Prediger wird sich sehr in die Hände arbeiten, wenn er jetzt schon die meisten *dicta probantia*, nach gründlicher Erklärung derselben, auswendig lernen läßt. Dann erst folgt der vollständige Unterricht der Confirmanden, in welchem sämmtliche Sätze der Glaubens- und Sittenlehre sorgfältig, und, wie bisher, mit steter praktischer Beziehung auf das Gemüth der Kinder, behandelt werden müssen. Gewissenhafte Geistliche werden also nicht bloß eine kurze Uebersicht der Lehren geben, sondern sie werden sie gründlich und doch faßlich darlegen und dabey auch der Geschichte der christlichen Religion nicht vergessen. Nur ein Mal im Leben empfangen die Christen einen solchen systematischen Unterricht, er wirkt nicht selten entscheidend auf ihr ganzes künftiges Thun und Lassen, — wäre es nicht unverantwortlich, wenn man ihn oberflächlich, ungründlich und ohne rechten frommen Fleiß ertheilte? Freylich darf dann der ganze Confirmandenunterricht nicht, wie es hier und da geschieht, in 1—2 Monaten angefangen und vollendet werden, sondern es ist wenigstens ein volles halbes Jahr dazu erforderlich und müssen ihm auch dann noch wöchentlich 4—6 Stunden gewidmet werden. Wer es wohlwollend mit der heiligen Sache der Religion und der christlichen Volkserziehung, wird das nicht zu viel finden und es ist uns unbegreiflich, wie ein gewissenhafter Arbeiter im Weinberge des Herrn sich dabey beruhigen kann, wenn er seinen Confirmanden die 5 Hauptstücke eingepreßt und weder ihren Geist erleuchtet, noch ihr Herz für das Gute und Wahre erwärmt hat.

Wie schwer ist es nun, diesen Gesamtunterricht nach einem Katechismus, der Alles in Allem enthält, zu ertheilen? Welche Fehlgriffe (Recht spricht aus Erfahrung und könnte beklagenswerthe Proben mittheilen) werden dabey begangen! Wie werden Kinder von 8—10 Jahren nicht selten in der kirchlichen Versöhnungslehre unterrichtet, die nöthig gar keine Begriffe von Gott haben! wie trägt man ihnen ohne Auswahl die schwierigsten Dogmen vor, läßt das Unverständlichste auswendig lernen und entwöhnt sie von allem Selbstdenken! Wir können es nicht verhehlen, daß ein solches Verfahren empörend ist und in unseren Zeiten, in der Mitte einer evangelischen Kirche, nicht mehr vorkommen sollte. Deshalb wäre es gewiß wohlgehen, wenn Männer, die Beruf dazu haben, die rothe Masse des Unterrichtsstoffs in verschiedenen, am Leichteren zum Schwereren fortschreitenden, ich immer ergänzenden Leitfäden bearbeiteten, wie das auch neuerdings von Einzelnen schon versucht worden ist.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen gehn wir auf die oben genannten Katechismen und Lehr-

bücher über. Der VI. von Nr. 1 ist nach der Vorrede der rühmlichst bekannte Superintendent *Bühndorn* zu Zerbst. Er bestimmte diese Schrift zum Lehrbuche der christlichen Religion für Erwachsene, nicht zum ersten Unterrichte. Zur Ausarbeitung derselben war er, nach der zu Dessau erfolgten Union, vom Consistorio aufgefordert. Das Vorwort enthält sehr beherzigenswerthe Winke, und es hat uns Freude gemacht, zu lesen, daß Hr. B. nicht nur in Absicht auf die oben gemachten Bemerkungen unsrer Meinung ist, sondern daß er auch die Rechte der Vernunft vertheidigt, die Kirchenverbesserung als ein fortschreitendes Werk bezeichnet und die sklavische Abhängigkeit an den Buchstaben verdammt. Seine Schrift ist überhaupt wohl gelungen; nur scheint es uns, als ob sie sich mehr für den Lehrer, als für die Schüler eigne; wenigstens glauben wir nicht, daß sie, bey allen ihren Vorzügen, einen guten Landeskatechismus, nach den Forderungen, die man gewöhnlich an einen solchen macht, abgeben werde. Schon die ersten Sätze enthalten Winke, die doch bloß für den Lehrer bestimmt seyn können, eben so viele folgende, wie S. 71. 89 u. s. w. Noch bemerken wir, daß die Geschichte Jesu verhältnißmäßig viel zu weitläufig behandelt ist; sie muß denen schon bekannt seyn, die nach diesem Leitfaden unterrichtet werden. In der Hand eines guten Lehrers wird das Buch von großem Nutzen seyn.

Nr. 2 ist vom Hn. Superintendent *Habicht* zu Bernburg verfaßt und ist für das Herzogthum Anhalt-Bernburg bestimmt, in welchem, wie es in der Vorrede, der Wahrheit völlig gemäß, heißt, die Union auf eine sehr leichte und nachahmungswürdige Weise bewirkt wurde. Anhalt hat viel für die heilige Sache der Kirchenverbesserung gethan; wer kennt nicht die Namen der Fürsten zu Anhalt, Wolfgang und Georg? Auch die Union machte daselbst gesegnete Fortschritte; Bernburg begann, Dessau folgte; nur in Cöthen ist sie noch nicht bewirkt. Aber auch da wird sie, wie wir hören, zu Stande kommen. Dessau hat noch keinen evangelischen Landeskatechismus, Bernburg hat auch hier den Anfang gemacht. Dagegen hat Dessau ein neues Gesangbuch erhalten. Man kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß alle drey Herzogthümer ein gemeinsames Gesangbuch, eine gemeinsame Agende, einen gemeinsamen Katechismus haben möchten. Ein gutes Gesangbuch ist nun in dem, zu Dessau 1830 erschienenen, vorhanden; auch ein guter Katechismus. Denn wir müssen den vorliegenden für gelungen erklären. Er ist rein biblisch; die einzelnen Lehren sind mit Bestimmtheit und Klarheit vgetragen, die Wahl der Bibelsprüche ist mit Umsicht gemacht, die Anordnung ist löblich. Es wird mit großem Segen danach unterrichtet werden können, besonders wenn man den protestantischen Gesichtspunkt festhält, die Form des Unterrichts Jedem frey stellt und nur nach dem Geiste zu lehren empfiehlt, in welchem das Buch abgefaßt ist; dieser ist,

ist, wie gesagt, ein wahrhaft evangelischer, nicht im Sinne der neuesten pietistischen Schwärmer.

Nr. 3 ist in einzelnen Sätzen abgefaßt, die nur zum Theil viel zu lang sind. Wir halten diese Art und Weise, nach kurzen Sätzen zu unterrichten, mit *Johannsen* und Andern für die geeignetste zur Unterweisung der Jugend. Es müßte ein schlechter Lehrer seyn, der nicht selbst die passenden Fragen bilden könnte. Leider giebt die erotematische Form, die noch überdies die allerschwierigste in Absicht auf die Ausarbeitung ist, trägen Lehrern gar zu viele Gelegenheit zur Geistesunthätigkeit. Sie werden die Fragen nach gerade auswendig lernen, die Schüler die Antworten, und so ist dann nach ihrer Meinung genug gethan. Außerdem sprechen sehr viele, noch gewichtigere Gründe gegen diese Form, deren Darlegung wir an einem andern Orte von Neuem versuchen wollen, da noch immer Katechismen in Fragen und Antworten erscheinen. — Hr. *Winzer* „sucht durch seine Schrift der Jugend nicht nur Kenntnisse beyzubringen, sondern ihnen auch Anweisung zu geben, wie sie auf das Leben angewendet werden müssen, wenn wahres Heil befördert werden soll.“ Eine löbliche Absicht, nur wird der Vf. zugeben, daß das Letztere überall Sache des Lehrers ist; er muß, so viel als möglich, jede Glaubenslehre und jeden Theil der Pflichtenlehre auf seine Zöglinge anwenden. Der Vf. wünscht gründlichere Urtheile, und wir wollen deshalb bey seiner Arbeit etwas mehr in das Einzelne gehn. Die Einleitung ist zu kurz und zu arm; es mußte hier mehr von dem Begriffe: „*Religion*“, so wie von der Eintheilung und von den Quellen derselben die Rede seyn. Bey den Beweisen für das Daseyn Gottes fehlt der moralische; nach unserer Ansicht gerade der wichtigste. Wir mißbilligen es, daß S. 4 Nr. II als Ueberschrift gesagt wird: es ist nur Ein Gott, aber dreyeinig; weshalb? weil der Satz, so hingestellt, aller gesunden Vernunft widerspricht; die Anwendung zu diesem Satze ist ganz mißrathen. Bey der Definition von Geist fehlt das Merkmal „unzerstörbar“. Die Erklärung von „Allgegenwart“ ist zu lang; S. 6 Nr. 2 enthält nur Halbwahres. Uebrigens ist die Lehre von Gottes Vollkommenheiten gut dargelegt. S. 11 findet sich der auffallende Ausdruck „ein *gründendes* Leben“. In der Lehre von der göttlichen Vorsehung hätte nothwendig von den *Uebeln* in der Welt geredet werden müssen. Gelungen ist die Darstellung von Jesu Verdiensten um die Menschheit. Schon die vom Vf. gegebene Definition des „Gebets“ mußte ihn zeigen, daß er passender in der Pflichtenlehre darüber gesprochen hätte. Die Lehre von den letzten Dingen ist in Vergleich zu den übrigen höchst mangelhaft und viel zu kurz behandelt. Eben so die Pflicht, Gott zu vertrauen. Sehr unbestimmt ist der

Satz: „*diese Liebe zu Gott überhaupt müssen wir auch insbesondere gegen Jesum beweisen.*“ Von der Sünde hätte der Vf. schon in der Glaubenslehre der Christologie weitläufiger handeln müssen. In häufigen Wiederholungen im Buche kommen daher, daß der Vf. den ganzen Stoff nach der Haupteintheilung: Glaube, Liebe, Hoffnung, behandelt hat, in unserm Glauben liegen unsere Hoffnungen. Nachbar würde dieß mit großem Fleiße gearbeitete Büchlein seyn, wenn der Vf. die gewöhnliche Eintheilung beybehalten hätte.

(Der Beschluss folgt.)

RELIGIONSSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Erklärung der Ceremonien und Segnungen unserer heiligen katholischen Kirche*, von *Henrich (sic) Kühn*, Pfarrer zu Arenberg, bey Thal-Ehrenbreitstein. Ein Anhang zu dem katholischen Katechismus nach Anleitung des Saganischen Prälaten H. J. J. v. Felbiger neu bearbeitet. Mit Genehmigung des Hochwürdigsten Bischöfl. General-Vikarius zu Trier. 1830. 107 S. kl. 8. (4 gGr.)

Dieses Schriftchen soll dazu dienen, den Spott über die heiligen Ceremonien und Segnungen der katholischen Kirche zu vernichten und dem Aberglauben vorzubeugen, den man vielleicht mit der Weihe mancher Gegenstände treiben könnte. Wir gestehen aber, daß wir den Inhalt der Kerzen-, Feuer-, Palmen-, Hals-Weihe u. dergl. keineswegs geeignet halten, dem Aberglauben zu wehren. Möchte die katholische Kirche lieber dergleichen Albernheiten ganz entfernen, oder die Weihe nur mit biblischen Gebeten begleiten: dann dürfte eher ein Schritt zum Bessern geschehen. Daß aber die Segnung des Halses mit Kerzen u. dergl. immerhin zum Aberglauben führen müsse, kann kein Vernünftiger läugnen. Uebrigens verdient dieses Schriftchen deswegen einen heftigen Tadel, daß sich Hr. *Kühn* erlaubt, hie und da statt des wahren Grundtextes verbesserte Gebete unterzuschreiben und dieselben als Eigenthum der römisch-katholischen Kirche auszubieten.

NEUE AUFLAGE.

FRANKFURT a. M., in d. Jäger'schen Buchh.: *Neues französisches Elementarbuch, erster Theil, oder neues französisches Lesebuch für den ersten Schul- und Privat-Unterricht*. Herausgegeben von praktischen Schulmännern. Sechst., verbesserte Auflage. 1830. 167 S. 8. (12 gGr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1830.

KATECHETIK.

1) ZIEBET, b. Kramer: *Lehrbuch der christlichen Religion, nebst einem Anhange für die erwachsene Jugend* u. s. w.

2) DEGENHARDT, b. Gröning: *Katechismus der christlichen Lehre nach dem Bekenntnisse der evangel. Kirche für das Herzogthum Anhalt-Bernburg* u. s. w.

3) HÄLLE, in d. Gebauer. Buchh.: *Die Lehre Jesu oder Unterweisung zur Seligkeit nach Lehren, Schriften und Verheissungen Jesu.* — Von G. A. Winzer u. s. w.

4) BRESLAU, b. Gosohorsky: *Grundzüge des reinen Christenthums für evangel. Katechumenen,* — entworfen von Karl Heinr. Rother u. s. w.

5) ERANKURF, A. M., b. Andreä: *Leitfaden zum christl. Religionsunterrichte für meine Confirmandanten.* — Von F. A. Brunn u. s. w.

6) BEHLIG, b. Oehmigke: *Neues evangelisch-christliches Religionsbuch für Volksschulen und den Confirmanden-Unterricht* von C. G. F. Schenk u. s. w.

7) CASSEL u. MARBURG, b. Krieger: *Katechetische Unterweisung in den Lehren des Christenthums zum Gebrauch in Landschulen* von Georg Wilt. Eisenburg u. s. w.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nr. 1 ist von dem Vf. für seine Katechumenen zur Vorbereitung und Wiederholung, besonders auch für seine „jüdischen Proselyten, von denen er seit funfzehn Jahren gar nicht frey ist“, bestimmt. Wir haben diese Grundzüge mit wahrem Vergnügen gelesen und sind überzeugt, daß sie einen sehr guten Leitfaden bey dem Unterrichte der Confirmanden aus höhern Ständen bilden werden.

Einzelnes hätte wohl abgekürzt werden können; so scheinen uns Sätze, wie dieser: „Gott wufste aus der Mitte der heidnischen Völker den herrlichen Abraham, wie eine fruchtbare Insel aus einem dürren Sandmeer, hervorzuheben“, nicht recht passend für einen Leitfaden; auch ist in der Einleitung die Geschichte Jesu zu weitläufig behandelt. Sehr gelungen sind dagegen recht viele Para-

graphen, wie §. 14, 15, 26, 27, 47, 48, 75 u. s. w. Sittenlehre, §. 8, 18, 41, 42, 54, 61, 76, 114 u. s. w., und wir erkennen es gern an; daß diese „Grundzüge“ sich sehr vortheilhaft vor ähnlichen, in neuerer Zeit erschienenen, auszeichnen, selbst vor solchen, die hochgefeuerte Namen tragen.

Nr. 5 ist ebenfalls für Confirmanden bestimmt. In der Vorrede ertheilt der Vf. der nassauischen Landesregierung ein großes Lob, wenn er sagt: „Gott lobt! bey uns wird der Geist nicht gedämpft! — bey uns wird die echt evangelische Ueberzeugung und Freyheit der Lehrer des Christenthums nicht beschränkt!“ — Seine Schrift hat viel Eigenthümliches; schon die Einleitung, welche mit Anreden, Ermahnungen an die Confirmanden beginnt und diese auf den Unterschied des bisher genossenen und des nun bevorstehenden Unterrichts hinweist, ist originell. In der Gläubenslehre handelt der Vf. zuerst von dem Menschen und zwar sehr gründlich und mit vieler Umsicht, nur hie und da etwas zu weitläufig; dann von Gott. So löblich es ist, auf Liederverse hinzuweisen, so kann doch dabey auch zu viel gefhan werden, und wir müssen Strophen, wie die S. 79: „Unendlich ist das Urseyn sonder Schranken, drum fass'st du's nicht in Worte und Gedanken u. s. w.“ nicht nur für überflüssig, sondern für nachtheilig wirkend erklären, da sie selbst für gebildete Kinder völlig unverständlich sind. Die Beweise für Gottes Daseyn sind recht gut geführt, auch das, was §. 7 von „Gottes Sohn“ gesagt wird, hat unsern ganzen Beyfall, weniger das § 22 Ausgesprochene. Der dritte Abschnitt handelt von der Erlösung, der vierte von der Heiligung, der fünfte von der Unsterblichkeit. Ueberall zeigt sich der Vf. als besonnen prüfender Denker, der seinem Gegenstande vollkommen gewachsen ist. Die Sittenlehre ist weniger weitläufig behandelt und es werden hier nur Grundzüge gegeben. Als Principien werden aufgestellt: „erkenne dich selbst, handle stets gewissenhaft nach deiner vernünftigen Ueberzeugung, handle stets so, daß deine Handlungsart kann ein allgemeines Gesetz werden, ohne sich selbst aufzuheben, (nicht populär genug,) sieh zuerst auf die Güte der Gesinnung und nicht auf das Aeußere der Handlung.“ Dann wird von der christlichen Liebe geredet, hierauf von den vorzüglichsten Seelenkrankheiten (Hang zur Trägheit, das Geld und seine Gefahren, Ehrliche und ihre

ihre falschen Richtungen, Lieblosigkeit); schliesslich wird eine kurze Uebersicht der Pflichten eines Christen gegeben, die nach dem, was vorweg genommen wurde, nur sehr dürftig ausfallen konnte.

„Es ist wohl nichts bisher so sehr vermilst worden, als ein zweckmässig abgefasstes und den jetzigen Zeitbedürfnissen entsprechendes evangelisch-christliches Religionsbuch für Volksschulen und den Confirmandenunterricht.“ So beginnt der Vf. von Nr. 6 sein Büchlein, welches natürlich das Vermiste und bisher nicht Erschienene liefern soll. Da es aber nur das Gewöhnliche in ganz gewöhnlicher Ordnung liefert, so hätte es füglich ungedruckt bleiben können.

Dasselbe Urtheil müssen wir auch über Nr. 7 fällen; nur dass diese Schrift noch den Fehler mehr hat, dass sie in erotematischer Form abgefasst ist. Einzelnes ist übrigens in dieser Unterweisung gelungen zu nennen, wie das Kapitel von den christlichen Besserungsmitteln.

PASTORALTHEOLOGIE.

KIEL, in d. Univers.-Buchh.: *Pastoraltheologie*. In Reden an Theologiestudirende. Von Claus Harms, Archid. in Kiel. Erstes Buch: *Der Prediger*.

Auch unter dem Titel:

Der Prediger, wie ihn die Pastoraltheologie thun lehret, hinsichtlich der Predigt, der Kinderlehre und der Vorbereitung der Confirmanden. 1830. 254 S. 8. (21 gGr.)

„Die Reden hier sind keine gehaltenen Reden“, sagt der Vf. S. VI f. der Vorrede, „ich bin kein Professor und auch kein Winkelprofessor, sondern so verhält sich die Sache: Seit ungefähr 10 Jahren versammeln sich Montags Abends einige Studirende bey mir, am regelmässigsten im Winter, mit welchen ich literarisches und vornehmlich pastoraltheologisches Gespräch führe. Diefes Gespräch hat sich von Jahr zu Jahre pastoraltheologischer gemacht und auch immer begehrt. Da muste ich denn wohl, als der Wirth dieser Gäste, auch jedesmal auf etwas halten, das ich ihnen vorsetzte, und muste als Tafelkönig zugleich auf Anordnung und Ordnung bedacht seyn. So entstand, was Professoren ein Heft nennen, so entstand ein Leitfaden für diese Unterredungen, und daraus habe ich jetzt diese Reden formirt, welche ihre Entstehung man ihnen auch schon ansehen wird, nun ich es sage. Zwar, ich habe zuweilen eine Viertel-, eine halbe Stunde ununterbrochen gesprochen, allein, wie das nicht vom Papiere kam, so ist das auch nicht zu Papiere gebracht und jetzt in den Druck gegeben worden; möchte aber, das ist mein Wunsch, was ich hier gebe, den Lesern nicht anders erscheinen, als so von Zuhörern in der That gesprochen.“ —

Dieser Wunsch muss in Erfüllung gehen, denn die vorliegenden Reden haben so viel Geist und Leben und Individualität, dass der Leser den Vf. sprechen zu hören und sich in jener Montags-Abendgesellschaft mitten unter den Studirenden zu befinden glauben muss. Das Buch ist anziehend geschrieben und verdient nicht bloß von Studiosen und Candidaten der Theologie, sondern auch von Predigern gelesen zu werden. Hr. Harms zeigt sich sehr geistert für seinen Beruf und kann Andere begeistern. Er ist streng in seinen Forderungen, was es seyn muss, und dringt mit heiligem Ernste auf die gewissenhafteste Ausrichtung alles dessen, was dem Prediger, dem Priester (?) und dem Pfarrer obliegt. So nämlich, nach einem dreifachen P., glaubt er die Functionen der Geistlichen am besten eintheilen zu können. Sofern der Geistliche lehrt (predigt, Kinderlehre und Confirmandenunterricht hält), ist er Prediger, zum Priester macht ihn die Verwaltung der Sacramente (wo steht das geschrieben? vgl. Matth. 28, 18. 19.), und zum Pfarrer die specielle Seelsorge, die Schulaufsicht, die Armenpflege. Hier haben wir das erste P., das Predigerbuch; das zweyte P., das liturgische oder das Priesterbuch, wird, so Gott will, über's Jahr erscheinen, und das Pfarrbuch wird ausser dem Angegebenen auch über die persönlichen Verhältnisse, den Lebenswandel der Geistlichen, die Candidatenjahre und vieles, was keinen gemeinschaftlichen Namen hat, sich verbreiten und in gleicher Frist folgen. In 14 Reden ist nun hier viel Treffliches gegeben. Man hört überall den Mann, den die Brust leuchtend macht und der das Predigtamt mit Geist und Verstand verwaltet, viel beobachtet und erfahren hat. Auch hat er viel gelesen und berücksichtigt das von Andern in alter und neuer Zeit Gesagte fleissig. Wenn man es aber gleich allenthalben deutlich sieht, mit welchem Ernst und Eifer Hr. H. sein Werk treibt, und wie viel er leistet, so zeigt sich doch sehr oft, wie wenig der Vf. sich selbst genug thut, wie unzufrieden er mit sich selbst ist, vergl. z. B. das Geständniss in der zehnten Rede S. 143; und schon aus diesem Grunde wünscht Ref. dem Buche die weiteste Verbreitung. Heisst doch die Zahl der legio, die kaum das Mittelmässige leisten, selten etwas mehr thun, als der Buchstabe des Gesammten von ihnen fordert, und dennoch mit sich selbst und ihrem Thun höchst zufrieden sind. Harms bleibt freilich auch hier Harms, und wer seine übrigen Schriften gelesen hat, wird zum Voraus erwarten, an Uebertreibungen, an imponirenden, nur halb wahren oder ganz falschen Macht- und Schlagworten werde es hier gewiss so wenig fehlen, als an Ausfällen auf den — Rationalismus. So verhält es sich wirklich. Wenn Hr. H. z. B. in der vierten Rede den Grundsatz bestreitet, in der evangelischen Kirche sey die Predigt die Hauptsache, so sagt er S. 38: „Die Predigt hat keine göttliche Einsetzung“ (Wir dächten doch; denn Marc. 16, 15 sagt ja der Herr: predigt das Evangelium aller Creatur), „hat kein ge-
hei-

„Höchstes Alterthum“ (war denn die Bergpredigt keine Predigt, oder ist sie Hn. H. nicht heilig und alt genug?), „hat ihres Gleichen nicht im bisherigen Heidenthums, hat keine Allgemeinbeachtung, entspricht keinem wesentlichen Bedürfnisse (der Apostel Paulus ist anderer Meinung, denn er sagt 1. Cor. 10, 14: wie sollen sie aber hören ohne Prediger?) und versichert v. 17, der Glaube komme aus der Predigt), „hat kein Vermögen, allgemein zu befriedigen, ist an dem Verfall des Christenthums nicht schuldig.“ Diese Uebertreibung giebt der Vf. die These hin, und setzt hinzu: „es ist nicht ganz so vom mir gemeinet.“ Aber warum sprach denn Hr. H. hier nicht ganz so, wie er's meinte? Nicht weniger übertrieben ist es, wenn S. 160 das Wiederholen gehaltener Predigten in der Kinderlehre schlechthin verworfen und in einem (nicht eben sehr edeln) Gleichnisse gesagt wird, das heiße „die Predigt todt stechen und sie darauf in einen Kessel thun, abkochen und ein anatomisches Präparat aus ihr machen.“ Rec. hat oft Katechesen über gehaltene Predigten mit vieler Erbauung gehört. Sie werden noch heute an seinem Wohnorte in besondern gottesdienstlichen Versammlungen Sonntags Nachmittags gehalten und fleißig besucht. Der von dem Vf. S. 150 angeführte David Niemeyer katechisirte eben über seine Vormittags gehaltenen Predigten mit so außerordentlichem Beyfalle, daß die Kirche die aus allen Stadtvierteln herbeystromende Menge kaum fassen konnte. Von solchen Ueberreibungen könnten wir, wenn der Raum es gestattete, noch viele Beispiele anführen. Daß Hr. H. auf seine Weise die Vernunft bekämpft, wollen wir nicht tadeln. Ein Jeder lebe seines Glaubens. Lobmen müssen wir indess, daß er sich keineswegs in dem Tone der (neu) evangelischen Kirchen- eitzungszeleuten vernehmen läßt. So lesen wir zwar S. 152 wieder (wir haben es oft schon gelesen), „daß er Rationalismus seine eigenen Kinder verschlinge und darnach an sich selbst nage“; aber in der siebenten Rede, wo über **Strafpredigten** sehr wichtige und wirklich herrliche Bemerkungen gemacht werden, wird doch die Kanzelpolemik gegen die Rationalisten den jungen Freunden sehr widerrathen. Daß es mit den nicht mehr jungen Freunden etwas anderes sey, daß mindestens der Vf. nicht an die an ihm hier vorgetragene Lehre gebunden sey, wird zwar nicht ausdrücklich gesagt, doch deutlich genug (κατὰ τὴν διάνοιαν) durch den Beysatz: **Kiel ist nicht überall**“ angedeutet, und wir wissen, daß Hr. H. sich in dieser Hinsicht ein **Ausnahmegesetz** gegeben hat. Doch giebt er die Mahnung S. 88: „Sehen Sie ja zu, daß Sie nicht, wie **adab** und **Abihu** thaten, fremdes Feuer, das aus Ihrer Eigenliebe, der Ehrsucht, persönlicher Indischafft u. dergl. auf den Altar Gottes bringen“ — und: „Nimmer werde die Gerechtigkeit verläugnet und die Billigkeit, welche wir den Gegnern schuldig sind.“ Möge sie doch ja von jungen und alten Kanzelzelen beherzigt werden. Wie aber der Vf.

über Christenthum denkt, was ihm christliche Wahrheit ist, kann Rec. nicht ergründen, und so fest er an dem geoffenbarten göttlichen Worte in der Schrift hält, so bedenklich und unevangelisch müssen ihm mehrere Aeußerungen des Vfs über **articulos mixtos** und **puros** erscheinen. Einige Beyspiele. Wie mag Hr. H. sich wohl das Walten Gottes in der Menschenwelt denken? als ein unmittelbares? Wohl, das wollen wir ihm gern zugestehen, denn wir streiten überhaupt über diesen Punkt mit Niemandem, sondern bekennen, daß die Art, wie Gott wirkt, uns ganz verborgen sey. Es mag also immerhin die Erhaltung und Regierung der Welt als ein Act des, auf das Weltganze auch unmittelbar einwirkenden, Gottes gedacht werden. Aber durch Mittelursachen regiert Gott die Menschenwelt doch gewiß, sey es auch, daß er auf diese Mittelursachen einen besondern Einfluß äußere und hierdurch ihre Wirksamkeit unterstütze. Nun giebt Hr. H. S. 186 für Abschiedspredigten die Lehre: „**Sprich nicht zu viel davon, daß dein Weggang ein Ruf Gottes sey! Man glaubt es dir nicht. Und wenn du auch keine Gastpredigt, keine Wahlpredigt gehalten, gar keine Mittel angewandt hast, um von hier weg und dorthin zu kommen, sondern einen Ruf wirklich und ganz unerwartet bekommen hast: wer sagt dir, daß es ein Ruf von Gott sey? Menschliches und Göttliches unterscheiden, scheiden, bist du derjenige, der das kann?**“ — Rec. kann hier ganz unmöglich den christlichen Vorsehungsglauben finden, denn nach diesem ist's ja entschieden, daß der Vater im Himmel die Haare auf unserm Haupte gezählt hat, und ohne ihn kein Sperling auf die Erde falle. Sollte ein Pfarrer, der doch selbst in dem schlimmsten Falle besser ist, denn viele Sperlinge, ohne Gottes Walten weiter befördert werden können? — und wenn die Regel gilt, daß da von göttlichen Führungen nicht die Rede seyn darf, wo sich Göttliches und Menschliches nicht genau unterscheiden läßt, so folgt, daß in allen menschlichen Angelegenheiten nimmer von der Hand des Herrn gesprochen werden darf; denn wo ließe sich hier wohl das Göttliche von dem Menschlichen genau unterscheiden? Und hat Hr. H. bedacht, daß er den Rationalisten hiermit Waffen in die Hände gebe, da sie eben von diesem Satze, z. B. in der Lehre von den Gnadenwirkungen des h. Geistes, Anwendungen machen, die unser Vf. gewiß perhorrescirt? Zu solchem Unglauben ist Hr. H. durch seinen seligen Vater verführt worden, der (S. 185) einmal nach Anhörung einer Abschiedspredigt, in welcher „**viel aus der Führung Gottes gemacht worden**“ (kann daraus wohl zu viel gemacht werden?), gesagt: „**Es sey doch eigen, daß Gott immer die Prediger von einer kleinen Stelle zu einer größern, und nie einen von einer großen Stelle auf eine kleinere rufe.**“ Lebte der Mann noch, so würden wir den Sohn, der diese Recension doch gewiß lesen wird, bitten, ihm zu sagen, daß Gott allerdings auch von größern Stellen auf kleinere ru-

rufe. - Dem Rec. ist das selbst so gegangen; Gott hat ihn von einem einträglichen Posten auf einen bedeutend weniger eintragenden gerufen, und er preist dafür täglich die überall waltende Vorsehung. Noch ein Beyspiel: Hr. H. ist gegen die evangelischen Perikopen als stehende Texte auch aus dem Grunde, weil hierdurch *den rationalistischen Predigern Vorschub gethan werde*. Ein solcher sey im Stande, an dem Hauptmanne zu Capernaum *allegorisirend*(?) zu zeigen, wie unser Vertrauen zu Gott beschaffen seyn müsse, oder wie unsere Demuth vor Gott, S. 70. Nun gehört allerdings beides, Gott vertrauen und demüthig seyn vor seinem Gott, zu den *articulis mixtis*. Aber mißbilligt es denn Hr. H. im Ernste, wenn hierüber, eben nach Anleitung dieser Perikope, gepredigt wird? Ist es nicht dringend nöthig, recht oft und gründlich zu zeigen, wie man Gott *recht* vertraue, da es vielen Christgläubigen an solchem Vertrauen fehlt? Mit der Demuth ist es eben so, und Rec. kann nicht begreifen, was wohl in diesen Themen Rationalistisches liege? Gewiss sind sie eben so stark zu treiben, als die Heilsordnung. Doch noch viel bedenklicher und unglaublicher äußert sich der Vf. über die *articulos puros*. Aus den Evangelien, sagt er uns S. 67, kann das Evangelium nicht herausgepredigt werden. „*Es ist ja nicht darin*.“ Wirklich? — in den eigenen Reden des Weltheilandes ist die Heilslehre nicht enthalten, sondern sie steht *nur* in den Episteln, und „*mit Hülfe der Episteln läßt sich vielleicht das Evangelium, das ganze in den vier Evangelien finden*“? Hat Hr. H. hierin Recht (wir werden das nimmermehr glauben), so eifere er hinfort ja nicht mehr über die, welche zwischen der Lehre Jesu in den Evangelien (den drey ersten insonderheit) und der Lehre der Apostel, namentlich des Paulus, einen bedeutenden Unterschied finden. Auch verdenke er es den Rationalisten nicht, wenn sie sich am liebsten an Jesu einfache, selbsteigene Aussprüche halten. Kann denn der je das rechte Christenthum verfehlen, der es aus den *ipsissimis Christi verbis* schöpft? *Einer ist euer Meister, Christus*, Matth. 23, 8. Ganz neu war uns die Bemerkung S. 139, daß der Rationalismus das Leben der Prediger verlängere und die Ursache sey, daß jetzt Predigtamtjubiläen viel häufiger vorkommen, als sonst. „*Das Predigerleben ist in unserer Zeit ein mehr beschütztes, ein minder aufreibendes geworden. Predigten weniger, Katechisationen weniger, Krankenbesuche viel weniger, und seitdem der Rationalismus überhand genommen hat, die innere Thätigkeit überhaupt viel weniger. Wahrhaftig, es ist keines Menschen Leben so sehr geschützt von aussen (auch das amtliche Leben der Domherren, als solcher nicht?), und so wenig*

aufreibend von innen, wie das eines rationalistischen Predigers.“ Rec. kommt über kein Urtheil zu, denn er ist kein Rationalist, weiß also wenigstens nicht aus eigener Erfahrung, wie dieses theologische System auf die Gesundheit des Leibes einwirke. Nur so viel er, daß es seinen Freunden, die sich zur vernünftigen Auffassung des Christenthums bekennen, wahrlich! nicht an innerer Thätigkeit fehlt, ~~und~~ sie sich auch an der Treue im Hirtenamte ~~mit~~ *man* dem übertreffen lassen. Ueberhaupt ist ~~es~~ *es* ungegründet, „daß sich in jetziger Zeit die Arbeit der Prediger gegen sonst sehr vermindert hätte.“ Manche allerdings wohl; aber an die Stelle der weggefallenen sind andere und *weit mühevoller* getreten. Die Schulaufsicht, die *eigene Theilnahme* des Predigers an dem Schulunterrichte erfordert jetzt, wenigstens in den uns bekannten Kreisen, viel mehr Zeit, als ehemals; der Confirmandenunterricht auch, denn dieser geht jetzt das ganze Jahr, oder doch das ganze Winterhalbjahr hindurch ohne Unterbrechung fort. Bey unsern Altvordern war die Prüfung der Katechumenen (denn hierauf beschränkten sich die meistens nur den Katechismus abfragenden Pfarrer) in etlichen Stunden, höchstens in etlichen Wochen abgethan. Auch giebt es Länder, wo den Predigern zahllose Schreibereyen, die unsern Vorfahren unbekannt waren, obliegen. Doch Rec. bricht ab und wünscht nochmals dem Boche viele Leser, aber freylich solche, die *alles prüft und das Gute behalten*.

PÄDAGOGIK.

NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Economia oder der Spiegel des Herzens*. Eine Sammlung moralischer Schauspiele zur belehrenden Unterhaltung für die Jugend; von Isidore Grunow, Vfin der Grafen von Nordheim, der Opferblumen, Kunigunde u. s. w. 1830. VI u. 276 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Die hier dargebotenen 7 kleinen Schauspiele für Kinder von verschiedenem Alter wird man mit Vergnügen lesen und zur Erweckung edler Gefühle, so wie zur Bildung des Herzens recht passend finden. Sie sind im Geiste der in *Weise's* mit Recht viel gebrauchtem Kinderfreunde befindlichen, nur der gegenwärtigen Zeit und Sitte mehr angemessen. Mit der dramatischen Bedeutung hat es freylich nicht viel auf sich; indessen war es nicht der Zweck der mit der Kinderwelt wohl vertrauten Vfin, dramatische Kunstwerke zu liefern, und ihren Zweck wird sie sicher erreichen. Wir empfehlen deshalb diese Sammlung Aeltern und Erziehern besonders in den höhern Ständen angelegentlichst.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

November 1830.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Crochard: *Annales des Sciences*, par MM. Audouin, Ad. Brongniart et Dumas; Journal complémentaire des Annales de Chimie et de Physique, comprenant la Physiologie animale et végétale, l'Anatomie comparé des deux Règnes, la Zoologie, la Botanique, la Mineralogie et la Géologie. — Text 8. Kupf. in 8. od. 4. — Tom. VII. 1826. 468 S. T. VIII. 1826. 468 S. T. IX. 1826. 464 S. (Zu Jahrgang 1826. oder T. 7 — 9. 53 pl.) — Tom. X. 1827. 448 S. T. XI. 1827. 448 S. T. XII. 1827. 456 S. (Zu 1827 od. T. 10 — 12. 54 pl.) — Tom. XIII. 1828. 456 S. 23 pl. in 8. und 4. — Tom. XIV. 1828. 440 S. 19 pl. in 8. u. 4. — Tom. XV. 1828. 464 S. 20 pl. 8. — Tom. XVI. 1829. 512 S. 24 pl. in 8. u. 4. — Tom. XVII. 1829. 464 S. u. 20 pl. in 8. u. 4. — Tom. XVIII. 472 S. 17 pl. in 8., 4. u. fol.

Diese Zeitschrift, deren frühere Bände ein anderer Rec. anzeigte, erhält sich in ihrem Werthe, indem sie fortwährend gehaltvolle Originalabhandlungen und das Interessanteste aus andern Zeitschriften aufnimmt. Mehrere, ja wohl die meisten der von ihr gelieferten wichtigern Aufsätze wurden schon von deutschen Zeitschriften in Uebersetzungen geliefert, namentlich in (Heusinger's) *Zeitschrift für organische Physik*, in (Froriep's) *Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde*, in der *Linnaea*, den *Literaturblättern für reine und angewandte Botanik*, in Leonhard's *Zeitschrift für Mineralogie u. s. w.* Wir werden uns daher hier darauf beschränken können, den Inhalt der einzelnen Bände nur im Allgemeinen in vollständiger Folge anzugeben, wobei wir jedoch bey möglichen Auszügen hauptsächlich die Zoologie berücksichtigen, da für diese außer Oken's *Isis* in Deutschland leider kein Journal vorhanden ist.

Tom. VII. S. 5. Decandolle 1^{er} mémoire sur les *Lenticelles des arbres et le développement des racines qui en sortent*. — Die Entwicklung der Wurzeln aus Knospen und die der letztern überhaupt, eine sehr alltägliche Erscheinung, bot doch noch hinfälligen Stoff zu Beobachtungen und neuen Resultaten. Die Beobachtungen wurden an Zweigen der *Salix bicolor*, in Wasser getrieben, angestellt. Die Wurzeln entwickeln sich nicht, wie man bis jetzt allgemein annahm, aus jedem Punkte der Rinde
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

ohne Unterschied, sondern nur aus den rothen, ovalen Flecken, welche Guettard *glandulae lenticulares* genannt hat und die Dec. deshalb *lenticellae* nennt. Diese können nach der, auch an andern Gewächsen wiederholten Beobachtung dennoch als Wurzelknospen betrachtet werden. Eine Abweichung bot jedoch *Sedum altissimum*, bey welchem die Wurzeln büschelweise aus den Blattnarben vortraten. Wenn die *lenticella* sich geöffnet hat, erscheint zuerst eine körnige, aus durchscheinenden Bläschen bestehende Masse, unter welcher die Wurzel treibt, die bald jene theils nur zur Seite wegdrückt, theils ganz abwirft u. s. w. Aus sämmtlichen Beobachtungen, welche wir hier nicht weiter aufführen können, zieht Dec. folgende Resultate: 1) Die gedachten Lenticellen sind in Bezug auf die Wurzeln das, was die Knospen für die jungen Zweige sind, nämlich Stellen des Stammes, in welchem die Entwicklung der Wurzeln vorbereitet liegt; 2) die junge Wurzel steht mit dem Holzkörper des Astes durch ihre Achse in Verbindung, welche sichtlich aus demselben entspringt, so wie auch die Rinde derselben nur eine Verlängerung der Rinde des Astes zu seyn scheint; 3) sie durchbricht bey ihrer Entwicklung die Oberhaut des Astes und nimmt Fragmente der Zelllagern mit sich; 4) die Wurzel wächst nur mit ihrer Spitze, welche allein durch das Licht eine grünliche Färbung annimmt; 5) die Entwicklung der Wurzeln erfolgte im Allgemeinen leichter im Dunkeln, als im Hellen, wiewohl mit großer Unregelmäßigkeit bey den verschiedenen Versuchen; 6) in Wasser gestellte Zweige ziehen dieses durch die Rinde nicht merklich an, wohl aber durch bloßgelegte Stellen des Holzkörpers, gleichviel ob der entblößende Schnitt nach der Länge oder nach der Queere geführt ist; 7) das durch eine solche Schnittstelle eingesogene Wasser nimmt seine Richtung vorzugsweise nach den obern Theilen, weil die Knospen, wenn Wärme auf sie einwirkt, das durch die Wurzeln oder Schnittfläche eingesogene Wasser anziehen, durch welchen Mechanismus die Bäume sich im Frühjahr belauben; 8) das Wasser dringt langsamer in verkehrt gestellte Zweige ein, als in solche, welche ihre natürliche Richtung haben; 9) das durch die Basis eines abgeschnittenen Zweiges eingesogene, gefärbte Wasser dringt auch farbig in die durch seine Einwirkung entwickelten Wurzeln; 10) die in gefärbtem Wasser sprossenden Wurzeln führen den Farbestoff den oberhalb treibenden zu, ohne selbst gefärbt zu werden;

den; 11) Länge und Stärke der Wurzeln hängt sehr von dem Stoffe ab, in welchem sie treiben. — Die zu dieser Abhandlung gehörenden Kupfer Taf. 1. 2 sind schön zu nennen. — S. 27. *Observations sur la Constitution physique des Papous qui habitent les îles Rawak et Vaigiou*, par Quoy et Gaimard. Diese Abhandlung findet sich vollständig in Freycinet's *Voyage autour du monde*. Sie gestattet keinen Auszug. Zwey Köpfe dieser Menschenrasse sind auf Taf. 3. lithographirt. — S. 39. *Remarques sur la Zoologie des îles Malouines, faites pendant le Voyage autour du monde de la Corvette la Coquille, exécuté en 1822—25*, par P. Garnot. Keines Auszugs fähig. Von einigen neuen Thieren kommen Diagnosen vor; von schon bekannten werden Bemerkungen über ihre Naturgeschichte mitgetheilt. Jene sind: *Lepus magellanicus*, *Sylvia macloviana*, *Certhia antarctica*, *Charadrius pyrocephalus*, *Tringa Urvillii*, *Haematopus leucopodus*, *Podiceps occipitalis*, *Procellaria Lessonii*, *Anser antarcticus*. — S. 60. *Mémoire sur la Géographie des plantes marines*, par Lamouroux. Die letzte Arbeit des den Wissenschaften allzu früh entrissenen Vfs. Zu umfangreich, um einen Auszug davon geben zu können. — S. 82. *Note sur le déplacement d'un rein dans un enfant né avant terme, et sur quelques particularités du système vasculaire, qui en étaient résultées*, par Martin. Ohne die colorirte Abbildung Taf. 5. unverständlich. — S. 87. *Remarques* par Geoffroy St. Hilaire über vorstehenden Aufsatz. — S. 91. *Notice sur les Cicognes et particulièrement sur les trois grandes espèces qui fournissent à la toilette des dames les plumes déliées dites Marabou*. Aus der 64sten Lieferung der Planches color. Temminck's ausgezogen. Die Marabufedern kommen besonders von *Ciconia Marabou*, *C. Argala* und *C. capillata* und sind die Schwanzdeckfedern dieser Vögel. — S. 96. *Tableau méthodique de la classe des Céphalopodes*, par Dessalines d'Orbigny. Diese Abhandlung ist nicht wohl im Auszuge mitzutheilen, da ein kurzer keine hinreichende Uebersicht gäbe, für einen genügenden aber der Raum dieser Blätter zu beschränkt ist. Ueberdies wird sie durch die Monographien, welche demnächst von Férussac zu erwarten sind, entbehrlich gemacht werden. Zusätze zu derselben sind ohnehin schon im *Bulletin universel* tom. IX. p. 244 mitgetheilt worden. — S. 170. *Sur les Membres postérieurs des Ophiidiens*, par Mayer. Aus den *Actis Leopoldinis* übersetzt, ohne, daß des Originals mit einem Worte gedacht ist!! — *Observations sur la Structure du Gosier du genre Anolis*, par Bell. Aus dem *Zoological Journal* übersetzt, aber ebenfalls ohne Erwähnung der Quelle. — S. 195. *Sur la Constitution géognostique et les Gîtes métallifères du Cornouailles et du Devonshire* par Dufresnoy et Elie de Beaumont. Auszug aus den *Annales des Mines* tom. IX. — S. 243. *Analyse de deux Pierres calcaire magnésiennes provenant des montagnes d'Ollioule, en Provence et de Certe, en Languedoc*, par Laugier. — S. 245. Fortsetzung von Orbigny's Tableau. Es gehören dazu Taf. 10—17.

S. 814. *Note sur les Changemens qu'ont subis les lois de la mortalité en Europe depuis un demi-siècle (1775—1825)*, par Benoiston de Chateaufeuf. Keines Auszugs fähig. — S. 325. *Additions au Mémoire de l'analyse microscopique de la Fécale*, par Ramez. Schon in Deutschland bekannt. — S. 386. *Sur les Femelles de Faisans à plumage de mâles; Observations faites chez le Faisan à collier, le Faisan épiqué et le Faisan commun*, par Isidore Geoffroy St. Hilaire. Die weiblichen Vögel nehmen das Geß der Männchen erst im Alter und wenn sie schon einige Jahre nicht mehr gelegt haben, dann aber nach und nach an. Bey vielen fehlt dann der Eystock, doch nicht bey allen. Die den Männchen solch eine Art sogar bis auf die Sporn ähnlich gewordenen Weibchen fliehen jene. — S. 350. *Observations sur les familles des Jasminees et des Oleandées*, par Ach. Richard. Auszug aus einer Vorlesung, aus welcher indessen hervorgeht, daß die letztere Familie mit Unrecht von der erstern getrennt ist. — S. 353. *Note sur les habitudes naturelles des larves de Lampyres*, par . . . Die Art, welcher die Larven angehörten, ist nicht genannt. Sie fraßen Schnecken, wie die von Drilus, verwandelten sich im Junius in eine hellgelbe Puppe mit rosenfarbenen Stellen da, wo diese am vollkommenen Insect graulich oder rostfarben sind. Die ganze Puppe phosphorescirt, obgleich nicht so stark, als das vollkommene Insect. Viele dieser und anderer Larven werden von einer Trichijs-Larve aufgefressen! — S. 357. *Description d'un Monstre humain avant l'ère chrétienne, comparé à un pareil monstre l'époque actuelle et Considérations zootomiques et physiologiques sur le Caractère de ces monstruosités, les Anencéphales; sur l'Indépendance de formation de chaque sexe; et sur l'Existence de deux noyaux dans l'os basilaire*, par Geoffroy St. Hilaire. — Die hier beschriebene menschliche Monstrosität fand sich unter den Thiermumien des Triester Sammlers Passalacqua, und ward von diesem anfangs für eine Affenmumie gehalten, da sie mit Mumien dieser Thiere an denselben Orten aufgefunden ward. Der Charakter der Anencephalie wird angegeben und folgende Arten aufgeführt: nämlich *Anencephalus dromedarius*, *sequanensis*, *ichthyoides* (ich-), *Sannensis*, *Mosensis*, *occipitalis*, *Mumia* (der beschriebene), *perforatus* (abgebildet mit vorigem auf Taf. 18), *corymbosus*, *cervicatus*. — Uebrigens ist diese Abhandlung zu weitläufig, um vollständiger ausgezogen zu werden. — S. 389. *Observations sur quelques Crucifères décrits par M. Decandolle, dans le second volume de son Systema naturale regni vegetabilis*, par Monnard, avec des notes. Enthält Untersuchungen über einzelne Arten von Cruciferen, welche in D's System nicht am rechten Orte stehen, Fehler, die bey der Schwierigkeit der Untersuchung der Samen, auf deren innere Beschaffenheit die Eintheilung gegründet, leicht vorfallen konnten. Die einzelnen Berichtigungen können wir nicht aufführen. — S. 419. *Rapport sur un Mémoire de M. Adrien de Jussieu, ayant pour objet la famille des Rutacées*, par Desfontaines. Ent-
häh

ist eine Uebersicht der früher über diese Familie erschienenen Arbeiten und eine neue Eintheilung derselben, deren Mittheilung hier zu weit führen würde. — S. 428. *Memoire sur les Belemnites*, par *Blainville*. Die Belemniten seyen Schnecken-schalen, welche einem symmetrischen Thiere angehören und wie der Knochen der Dintenfische im Innern der Hautumhüllung nach der Rückenseite und nach hinten lagen, jedoch in ihrer eigenen Höhlung wohl einen Theil der Geschlechtsorgane und der Leber enthielten. — Es werden von B. folgende Arten von Belemniten unterschieden: *B. plena*, *Scaniae*, *Osterfeldensis*, *tetragostoma*, *granulata*, *striata*, *mucronata*, *semicanaliculata*, *Aldorfensis*, *apiconica* (!), *acuta*, *hastata*, *semitrastata*, *apicicurva* (!), *bicanaliculata*, *tripartita*, *quinque-sulcata*, *paxillosa*, *compressa*, *gladium*, *brevis*, *lata*, *digitalis*, *irregularis*, *penicillata*, *excentrica*, *gigantea*, *cylindrica*, *umbilicata*, *subhastata*, *clavata*, *dilatata*, *spatula*, *fistulosa*, *obstusa*. — S. 440. *Note sur le Festuca myuros* Linn., et sur quelques espèces voisines, par *Soyez-Willemet*. Die Verwirrung der verwandten Arten ist durch einen Druckfehler in *Willdenow's* Ausgabe des *Syst. Veget.* entstanden, indem bey *F. bromoides* für *valvula aristata* — *acuminata* steht. Die Arten sind demnachst: *F. myuros* Linn., *pseudomyuros* *Soyez W.*, *sciuroides* *Roth*, *bromoides* Linn., *uniglumis* *Soland. hort. Kew.* — S. 447. *De la génération chez la Moule de peintres (Unio pictorum)*, par *Prévost*. Ist dem wesentlichen Inhalt nach schon in *Oken's Isis* 1827 mitgetheilt. — S. 455. *Note sur le Coronilla vaginalis*, par *Sendel* — als der französischen Flora angehörig. — S. 458. *Note sur la caverne à Ossements d'Adelsberg en Carniole*, par *Bertrand-Geslin*. Die Knochen kommen auch gleich im Eingange vor; — gegen *Volpi's* Angabe in *Cuvier's Recherches*.

Tom. VIII. S. 5. *Recherches anatomiques sur les Carabiques et sur plusieurs autres Insectes coléoptères*, par *Léon Dufour*. Fortsetzung einer in einem frühern Bande enthaltenen Abhandlung und eines kürzern Auszugs nicht fähig. In einem Anhang wird einer neuen Gattung und Art sechs(?)füßiger Milbe gedacht, welche zwischen den Füßen und am Ende der Flügeldecken von *Tomicus typographus* vorkommt. In den Lebergefäßen desselben Käfers fanden sich Eingeweidewürmer, die zu *Ascaris oxyuris* oder vielleicht zu *Filaria* gehören. Ein neuer, mit *Caryophyllus* verwandter Eingeweidewurm wird beschrieben und abgebildet. Der Vf. glaubt, daß die von *Ramdohr* t. XI. fig. 8. gegebene Abbildung des Epiploon's aus *Dermestes Lardarius* nichts als ein solcher Wurm sey, der in mehrern Käferarten z. B. *Lucanus* u. s. w. vorkommt. — In der Abdominalhöhle der lebenden *Cassida viridis* ebt die Larve einer neuen Art *Ocyptera*, welche charakterisirt wird: *O. Cassidae*; *aterrima*, *unicolor*, *nitida*, *hirta*, *facies vix argentea*; *halterum squamis duplicatis albidis*; *tarsorum pulvillis oblongis al-*

bidis; *abdomine oblongo*; *alis fumoso diaphanis*, *costa ciliato-serrata*. — Zu dieser Abhandlung gehören pl. XIX, XX, XXI, XXI bis. Auf dieser fig. 7 die Eingeweidewürmer aus verschiedenen Käfern, fig. 8 die aus *Tomicus*, fig. 9 die neue *Acarus*-Art. — S. 54. *Itinéraire géognostique de Fontainebleau à Château-Landon*, et *Composition du Sol de la plaine de Château-Landon*, par *Hericart Ferrand*. — S. 76. *Réponse à la Note sur les Graminées de M. de la Harpe*, insérée dans le numéro de Septembre 1825, par *Raspail*. Der ganze *Raspail'sche* Streit ist unsers Wissens schon in deutschen botanischen Zeitschriften abgehandelt. Hierzu Pl. 24. fig. 2. 3. 4. — S. 90. *Remarques sur quelques Oiseaux pélagiens et particulièrement sur les Albatros*, par *Marion de Procé*. — *Diomedea exulans* und *Spadicea* seyen nur eine Art. — S. 96. *Etat de la Végétation au Sommet du pic du midi de Bagères*, par *Ramond*. — Wichtig für die Pflanzengeographie. S. 101. *Notice sur le terrain d'Alençon et de ses environs*, par *Herauld*. In dem dortigen Pegmatit kommen die unter dem Namen der Diamanten von Alençon bekannten Bergkrystalle und Smaragd vor. — S. 105. *Note sur la Naturalisation de la Cochenille en Espagne*, par *Bory de St. Vincent*. In Malaga wächst Zucker und Baumwolle in freyem Lande, so wie Bananen vollkommen reifen u. s. w. Der Cactus wächst wild in Menge, und die Cochenille ist vollkommen acclimatisirt. — S. 108. *Additions au Mémoire de M. Girou de Buzaraigne, sur l'Influence que le père et la mère exercent dans la production des sexes*. Das betreffende Memoire findet sich vollständig in *Heusinger's Zeitschrift*, in (*Forriep's*) *Notizen* u. s. w. — S. 111. *Note sur la prétendue Mine d'Etain de Segur (Corrèze)*, par *Brard*. Sey wohl nichts Anderes als künstlich schon bearbeitetes Zinn, das nur durch das Graben eines Kellers wieder aufgefunden ward. — S. 113. *de l'Arkose*. — *Caractères minéralogiques et Histoire géognostique de cette Roche*, par *Alexand. Brongniart*. Beginnt mit der den Vf. (als Franzosen) ehrenden Bemerkung, daß die Freyberger Schule unter *Werner* die Geognosie wahrhaft begründet habe. — Uebrigens ist der Gegenstand selbst schon in deutschen Schriften: *Keferstein geognost. Zeitung*, 1826. S. 392. Hierzu Pl. XXV. — S. 163. *Considérations générales sur le genre Veronica, et sur quelques genres des familles ou Sections voisines*, par *A. Devau*. Monographische Einleitung, sich besonders über die Namen verbreitend, auf die Gattungen *Scrophularia*, *Linaria*, *Anthirrhinum*, *Rhinanthus*, *Bartsia* und *Nemesia*, auch hinsichtlich der meist Analysen der Blüthe und Frucht darstellenden Abbildungen auf Pl. XXVI, XXVII sich erstreckend. — S. 186. *Quelques Observations sur les Tribolites et leur gisement*, par *G. de Rasoumowsky*. Eine neue Art aus Rußland. *Trib. marginatus* wird beschrieben und abgebildet, gehört aber wohl als ein Hinterstück zu *Asaphus*. Der Vf. weiß nicht, ob er aus den Triboliten eine Crustacee oder eine Molluske machen soll. — Sie finden sich auch in einer Brec-

Brecle, welche der Vf. selbst für das Rothe todte liegende der Deutschen hält. Ein neuer Hysterolith aus der Umgegend von Petersburg, nach dem Vf. Steinkern einer Anomia, wird fig. 3 der Tafel abgebildet, so wie ein ganz neues fossiles Schalthier unter dem Namen *urne de Neptune* (!) fig. 4. 5. Endlich ein neuer Encrinur *paradoxe noduleux* fig. 6. 7 u. s. w. Hierzu pl. XXVIII, XXIX. — S. 205. *Mémoire sur de nouvelles variétés de Chaux carbonatée et d'Argent sulfuré du Mexique*, par S. M. de Bustamente. Sind zum Theil schon in *Hauy* ed. 2. beschrieben. Der Vf. besaß bloß die Ed. von 1801! und klagt über den Mangel der Bücher (in Mexiko). — S. 211. *Sur la Structure de l'Ovule antieurement à l'impregnation dans les plantes phanerogames, et sur la fleur femelle des Cycadées et des Conifères*, par R. Brown. Auszug aus *King's* Reise nach Neuholland, und steht in des Vfs vermischten Schriften. — S. 244. *Observations sur la larve du Ripiphorus binaculatus*, par Farines. Diese Larve lebt in der Wurzel von *Eryngium campestre*. Im Junius spinnt sie aufsen am Stamme oder an den untersten Zweigen eine Hölle, vermischt mit thonigen Erdkörnern und Sand. Das Auskriechen findet vom 1—30sten Julius Statt. Das Insect lebt von den Blüthen seiner Mutterpflanze. — S. 245. *Essais anatomiques et physiologiques sur la Physiognomie*, par Ch. Bell. Ist ein mit den Kupfern Pl. XXI, XXII, XXIII begleiteter Auszug aus *Essays on the anatomy and philosophy of Expression*, by Ch. Bell. 2. Edit. London 1824. 4. — S. 286. *Sur quelques Fossiles du grès bigarré*, par Gaillardot. Mit Abbildung einiger zweifelhaften Schnecken und Muscheln auf pl. XXIV. fig. 1—12. — S. 294. *Considération sur la Production des Hybrides, des Variantes et des Variétés en général, et sur celles de la famille des Cucurbitacées en particulier*, par Sageret. Zu weitläufig für einen Auszug. — S. 315. *Mémoire sur l'Absorption*, par Dav. Barry. Schon in Deutschland bekannt. — S. 334. *Notice sur l'Heterosite, l'Hureu-lite (fer et manganèse phosphotés), et sur quelques autres minéraux du département de la Haute-Vienne*, par Ailluau aîné. — S. 355. *Extrait du programme des Prix proposés par l'Académie royale des Sciences pour les années 1827. 1828.* — S. 357. *Mémoire sur la famille des Bruniacées*, par Ad. Brongniart. Es kommen in derselben folgende theils neue Gattungen vor: *Berzelia* Brongn. (*Bruniae* Spec.), *Brunia*; *Raspalia* Brongn.; *Stavia*; *Berardia*, Brongn.; *Linconia*, *Audouinia*, Brongn.; *Tittmannia*, id. *Thamnea*, *Solander* MSS. etc. Die Tafeln XXXV, XXXVI stellen mehrere der neuen Arten vor. — S. 389. *Description du Squelette du Daim fossile d'Irlande (Cervus megaceros)*, du Museum de la Société royale de Dublin, par John Part. — Beschreibung deutsch, nebst getreuer Copie der Abbild. auf Pl. XXXIX in dem Archiv der Naturgeschichte. Naumburg. Heft 5. — S. 411. *Sur la Bustamite, Bisilicate de Manganèse et de chaux de Mexique*, par Al. Brongniart. Der Name von dem schon oben vor-

gekommenen *Bustamente* abgeleitet! dann müßte doch Bustamentit heißen. — *Recherches sur les plantes trouvées dans les tombeaux égyptiens* par Passalacqua; par Kunth. Es fanden sich Körner von *Triticum vulgare*, Knollen von *Cyperus lentus*, Stengel und Blüthen von *C. Papyrus*, Früchte von *Phoenix dactylifera*, *Crucifera* *Thebaica*, nicht genau zu bestimmende Körner von *Amis* Passalacqua, Ast mit Laub von *Olea* *Eugenia*, Körner von *Physalis somnifera*, Früchte und eine Art *Diospyros*, Früchte von *Migusops* *Eugenia*, ein kleiner Zweig, vielleicht von einer der *Canna* *Anthriscus* ähnlicher Art, eine Frucht, wahrscheinlich *Citrus Aurantium fructu amaro*, Nüsse und Frucht von *Balanites Aegyptiaca*, sehr gut erhaltene Beeren von *Vitis vinifera*, Früchte von *Punica Granatum*, Blüthen von *Mimosa farnesiana*, sehr frisch erhaltene Körner von *Ricinus communis*, ein Blatt von *Ficus Sycomorus*, Körner einer *Cucurbitacee*, ganz vollkommen erhaltene Früchte von *Juniperus Phoenicea*. — S. 423. *Extrait du Rapport de M. Villermé sur le mouvement de la Population dans la ville de Paris*. Interessant, aber wegen der Tabellen keines Auszugs fähig. — S. 446. *Mémoire sur les glandes de la tête des Serpens*, par J. F. Meckel. Aus dem Archiv für Anatomie und Physiol. 1826. — S. 460. *Description de deux espèces nouvelles d'oiseaux, appartenant aux genres Mouette et Cormoran*, par Payraudeau. Beide Arten gehören Corsika an. Es sind: *Larus Audouinii* — *capite, collo, pectore, lateribus, ventre, abdomine, uropygio caudaeque nudis*; *dorso, scapularibus, alarum tectricibus apud remigibus ex griseo coerulescentibus; maxillaribus nigris, apice albis, prima excepta, intus ex macula; rostro rubro fasciis duabus transverse nigris lineato; palpebris aureis, pedibus nigris*. Länge von Schnabelspitze bis Schwanzende 13 Zoll. Sommerkleid des Männchens und Weibchens. Winterkleid unbekannt. Häufig auf den Küsten von Sardinien und Corsika. Lebt von Fischen, Mollusken und Crustaceen. Eyer auf Küstenfelsen, auf Unterlagen von Federn und wenig trocknen *Reptilien*; an der Zahl 3—4, gelblich weiß oder grünlich mit Braun bespritzt (*parsemés*), auch rein weiß, bläulich oder grünlich, ohne Flecken. Die ganz jungen Ex. weißlich; obere Theile braun gespritzt, Oberseite des Kopfs und an der Kehle mit schwarzen Flecken, Schnabel schwärzlich mit röthlicher Spitze. Füße schwarz. — *Carbo Desmarestii* — *toto corpore nigro virescente; capite non cristato; membrana genitali luteo; pedibus flavis, rostro tenui, fusco, commissura duo pollices (longo); ab acumine rostri ad extremum caudae 2 pedes 16 lineas (longus); rectricibus 14 (mae); superne fusco, viridi albidoque variegata; inferne alba (foem.)*. Sardinien, Elba, Corsika u. s. w. Standvogel. In Flügen von 18—20 Stück auf den Felsen am Meere. Nahrung besteht aus Fischen, Crustaceen, Mollusken. Fortpflanzung unbekannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

November 1830.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Crochard: *Annales des Sciences naturelles*, par MM. Audouin, Ad. Brongniart et Dumas u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Tom. IX. *Recherches expérimentales sur l'Exhalation pulmonaire*; par G. Breschet et Milne Edwards. — S. 15. *Monographie des Globulaires*; par J. Cambessèdes. Mit Abbild. auf Pl. XL, XLI. (*Globularia spinosa* β. — *vulgaris*, — *orientalis*.) — S. 81. *Recherches pour servir à l'histoire naturelle des Cantharides*; par V. Audouin. Ein sehr interessanter, aber weitläufiger und ohne die vielen Abbildungen unverständlicher Auszug aus einem größern Werke, welches der Vf. herauszugeben gedenkt. — Er erwähnt, ohne dabey ausdrücklich der eigenen Beobachtung zu gedenken, daß das Weibchen seine Eyer in die Erde lege und die Larve auch daselbst lebe, was nach den Beobachtungen an den Schmarotzerarven der Meloë - Arten nicht wahrscheinlich ist. Die Abbildungen füllen Pl. XLII, XLIII. — S. 61. *Recherches sur l'Histoire ancienne, l'Origine et la Patrie des Céréales et nommément du blé et de l'orge*; par Dureau de la Malle. Die Stadt Nysa, gleichbedeutend mit Scythopolis, im Thal des Jordans, ist das Vaterland beider Getreidearten. — S. 82. *Note sur des Accidens morbides auxquels la Semence les Stipa pennata et capillata expose les troupeaux*; par Raspail. Bekannt durch *Andrees* Neuigkeiten u. s. w. — S. 84. *De la Proportion des Naissances, des Mariages et des Décès dans les provinces du royaume des Pays-Bas, et de l'Accroissement de sa Population*. Auszug aus einer Schrift *Statistique* par Quetelet. Ohne die Tabellen unverständlich. — S. 91. *Considérations sur l'Anatomie comparée de l'Hyale*; par L. G. de Buzareingès. Sucht zu beweisen, daß dieser Knochen aus mehreren „pièces ternales accompagnées d'une ou plusieurs côtes de même nom“ besteht, und macht aufmerksam auf einen Endtheil, der bey den Vertebralen; in der Regel, nur Rudiment ist, bey einigen Arten *Saurier* aber bedeutend entwickelt erscheint, ja bey den Fischen ziemlich groß wird. Er besteht dann aus mehreren Stücken, welche an Zahl und Ausdehnung wie anderer Bewegungsorgane übertreffen und welche der Vf. Cervical - Stücke nennen zu dürfen. *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1830.

meint. — S. 97. *Sur une nouvelle espèce de Rongeur Fouisseur du Brésil*; par M. de Blainville. — Aus dem *Bullet. d. l. Soc. philom.* 1826. Ist *Ctenomys Brasiliensis*. — S. 104. *Sur quelques petits Animaux qui, après avoir perdu le mouvement par la dessiccation, le reprennent comme auparavant quand on vient à les mettre dans l'eau*; par de Blainville. — Ebenfalls aus dem *Bull. d. l. Soc. Philom.* 1826. — S. 110. *Description d'une nouvelle espèce de Reptile du genre Marbré (Polychrus)*; par de la Porte. Ist *P. fasciatus* genannt. Hellbraun, unten weißlich; längs dem Rücken eine hellgelbe, schmale Längsbinde, auf beiden Seiten schwarz gesäumt, vom Hinterkopf bis an die Schwanzwurzel reichend; in den Seiten fünf Queerlinien, ein großer Kropf, die Schenkelporen fehlen. Länge 13 Fufs 6 Linien. Vaterland Molukken? oder Philippinen? — S. 111. *Sur le son produit sous l'eau par le Tritonia arborescens*. Aus *Edimbourg Philos. Journal.* 1826. Januar. — S. 113. *Observations sur la Structure et le Développement des Plumes*; par F. Cuvier. In *Frobieps* Notizen mitgetheilt, so wie die Abbild. pl. XLIV. — S. 155. *Mémoire sur le Foie et sur le Système de la veine porte des Poissons*; par Rathke. Schon im Original bekannt aus *Archiv für Anatomie und Physiologie.* 1826. — S. 184. *Description d'un nouvel Oiseau du Bengale, que M. Temminck a nommé Dromas ardeola*; par Dupont aîné. T. hat diesen Vogel unter dem angegebenen Namen Pl. col. 362 abgebildet. Der, welchen D. erhielt, weicht aber von der Abbildung, zu welcher die Beschreibung noch fehlt, etwas ab. T's Exemplar hat *Hortensia* - Farben (was ist das für eine Farbe? wird die Mode auch in der naturgeschichtlichen Terminologie Mode?), D. schwarze Steuer- und Deckenfedern; der Mantel fängt bey Pl. col. weiter unten an, gleiche Farbe mit D's Exemplar zu haben; die Schilder der Füße sind nicht so regelmäfsig. D. will ihn wegen der Füße, welche mit keinen der der andern Sumpfvögel vollkommen übereinstimmen, *Adelopes* genannt wissen! — Abbild. pl. XLV. — S. 188. *Extrait d'une lettre de M. Jouannet à M. Brongniart*. — In den Lagern am linken Ufer der Garonne finden sich seltene Versteinerungen, z. B. *Turbo Parkinsonii*, und in der Nähe von Bordeaux *Crania*, *Emarginula* und *Terebratula*. — S. 191. *Note sur la Présence de deux genres de Pachydermes Chaeropotame et Palaeotherium, dans les brèches de Sète (Herauld) et de Villefranche-Lauragais*

gais (Haute-Garonne); par Marc. de Serres. — Bis dahin hatte man diese fossilen Gattungen noch nicht in der Knochenbreccie gefunden. Hierzu Abbild. der Zähne auf pl. XLVI. — S. 196. *Note sur la Caverne à Ossements de Banwell* (Somersetshire); par Bertrand-Geslin. Mit Abbild. auf pl. XLVI. — S. 200. *Note sur les Cavernes à Ossements et les Brèches osseuses du midi de la France*; par Marc. de Serres. Bemüht sich nachzuweisen, daß die Knochenlager und Knochenbreccien die letzten Schichten der untern Süßwasserformation sind. — S. 213. *Observations sur les Resedacées*; par R. Brown; siehe dessen vermischte Schriften. — S. 219. *Note sur l'Astérie commune*; par Eudes-Deslongchamps. — Beobachtung, wie *Asterias rubens* das Thier von *Macra stultorum* L. verzehrte. — S. 221. *Notice sur le Pilobolus Crystallinus*; par Dureau de Maisonneuve. *Sclerotium stercorarium* Auct. sey vielleicht nichts Anderes als das *peridium* des *Pilobolus* nach verschwundenem *receptaculum*. Oft findet sich eine zweyte, das fehlende *peridium* ersetzende Blase, welche dann Infusorien enthält. — S. 223. *Note sur la Présence de l'Anatase dans les mines de diamant du Brésil*. — *Recherches sur l'Organisation de quelques espèces d'Oxyures et de Vibrions*; par Ant. Duges. — Beide sind nicht in verschiedene Ordnungen zu stellen. Durch Vergleichung (auch bildlich pl. XLVII, XLVIII) wird nachgewiesen, wie sehr ähnlich *Oxyuris* (*Ascaris*) *vermicularis*, und *Vibrio aceti*, so wie *Oxyuris brevicaudata* und *Vibrio glutinis* sich sind. Dann werden die einzelnen Organe und Lebenserscheinungen durchgegangen, alles sehr interessant und abermals gegen die Aufstellung der *Helminthen* als einer eigenen Klasse sprechend, sonst aber für einen Auszug zu weitläufig. — S. 252. *Matériaux pour servir à une Monographie de la Molasse, ou Recherches géologiques sur les Roches et les Corps fossiles qu'on trouve entre les Alpes et le Jura*; par Studer. Aus den Schweizer Literaturblättern 1826. n. 9. — S. 266. *Sur la nouvelle famille des Gilliesiés*; par John Lindley. Es gehören zu derselben die Gattungen *Gilliesia* und *Miersia*, beide von Lindley in *Miers travels* II. p. 259 aufgestellt. — S. 273. *Rapport verbal sur un ouvrage intitulé: Recherches sur les Ossements fossiles du département du Puy-de-Dôme*, par le Baron Cuvier. Diefs Werk von Bravard, Croiset et Jobert aîné wird sehr gelobt und baldigste Vollendung gewünscht. — S. 279. *Essai sur la Domesticité des Mammifères précédé de Considérations sur les divers états des Animaux, dans lesquels il nous est possible d'étudier leurs actions*; par Fred. Cuvier. — Diesen interessanten Aufsatz von dem Director der Pariser Menagerie erinnern wir uns schon irgend in einer deutschen Zeitschrift, vielleicht in den Notizen gelesen zu haben. Er ist übrigens aus den *Mémoires du Museum* ausgezogen. — S. 329. *De l'influence, que les Ganglions cervicaux, moyens et inférieurs du grand sympathique, exercent sur les mouvements du coeur*; par Milne

Edwards et Vavasseur. — S. 332. *Extrait d'une Lettre de M. Langsdorf etc. à Mr. Bory de Saint-Vincent*. Handelt besonders von der *Cainca* (Coccinella) Wurzel, welche in Südamerika als Specificum gegen Hydrops gerühmt wird. Beide kommen in ihren Wirkungen überein. — S. 333. *Note sur une sorte de Torpeur très-longue, particulière aux racines du Mûrier noir*; par Dureau de Maisonneuve. Die Wurzeln eines ausgerissenen Baums, die in der Erde zurückgeblieben waren, trieben nach mehreren Jahren auf einmal Schößlinge. — S. 334. *Note sur quelques Circonstances de la gestation et de la naissance des Kangaroos, et sur les Moyens qu'ils mettent en oeuvre pour nourrir leurs petits suspendus aux tétines*; par Geoffroy St. Hilaire. Die Säuwarze ist am Ende knopfförmig, hat Muskellagen und eigene Milchkanäle, so daß also der Fötus, dessen Lippen noch ungespalten sind, notwendig an ihr hangen bleiben muß und die Mutter denselben die Milch einpumpt. — S. 345. *Mémoire sur le Nicotioé, animal singulier qui suce le sang des homards*; par V. Audouin et Milne Edwards. Diefes neu entdeckte Thier gehört zu den Crustaceen und zwar wahrscheinlich — auch nach Latreille's Meinung, in die Abtheilung *Poecilopa*, und ist den *Cyclopen* nahe verwandt. Als Gattungskennzeichen sind angegeben: zwey Augen, zwey Antennen, ein mit Kiefern (*machoires*) versehener Mund, fünf Fußpaare, von welchen das erste hakenförmig, die vier andern rudelförmig sind; eine aus Querscheidungen bestehende Schale; der Hinterleib mit in zwey Fäden auslaufend und bey den erwachsenen Weibchen zwey Eiersäcke tragend. Hinter den sichtbaren Ringen (Segmenten?) des Thorax, nach hinten und an den Seiten derselben, finden sich zwey, Bruchsäcke (sic!) — ähnliche Verlängerungen (*prolongemens herniformes*), (die man indessen nur an aufsitzen Exemplaren findet). Die einzige bekannte Art *N. astaci* ist rosenfarbig. Die weichen Ausbreitungen (*expansions antérieures*, die *Bruchsäcke*) sind gelblich, die Eyertrauben schwach rosenfarbig. Das Thier hängt sehr fest an den Kiemen des Hummers und gräbt sich tief zwischen die Fäden dieser Organe ein. Die Länge ist $\frac{1}{2}$, die Breite fast 3 Linien, was aber bloß von den Anhängseln herrührt, ohne welche man das Thier kaum bemerken würde. Es findet sich nicht an allen Hummern und nur in geringer Anzahl. — Abbild. pl. XLIX. fig. 1 — 5. — S. 359. *Appendice au Mémoire précédent, à l'occasion d'un petit Crustacé isopode qui vit sous le tat de la Callionasse*. Auszug aus *Transactions of the Linnean Society of London*, Vol. 9. p. 103. pl. 1. f. 3. 4. (Diese Abbild. sind hier auf voriger Tafel f. 10 u. 11 wiederholt.) Diefes Thier ist nichts anderes als *Jone thoracicus*, dessen monströses Weibchen ebenfalls ein festsitzender Parasit ist, wovon analog geschlossen wird, daß die *Nicotioé* ebenfalls nur ein solches sey. — S. 362. *Recherches microscopiques sur la Structure intime des tissus organiques*

Arum; par M^{lle} Edwards. Mit Abbild. einer Menge Blutkugelnchen u. s. w. aus Menschen und Thieren auf pl. L. — S. 394. *Note sur un Calcaire doux, renfermant des débris détortues de terre*; par Dubreuil et Marcel de Serres. — S. 401. *Observations sur deux nouveaux genres de Plantes*; par Desvauz. — *Calodryum* (fam. Ericineae), Abbild. auf pl. 51. *Calyx 5 partitus, Corolla tubulosa incurva: limbo subcontracto 5 fido. Stamina 10, inclusa, monadelphica; vagina tubulosa, staminibus apice liberis. Antherae lanceolato-hastatae, cuspidato-mucronatae. Ovarium liberum echinato-pilosum. Stylus unicus. Stigma capitatum, apice 5 dentatum. Fructus 5 locularis. Frutex divaricato-dentatus; folia alternia; flores axillares solitarii. — C. tubiflorum; caule erecto, ramoso, glabro; foliis nitidis, coriaceis, ovato-oblongis, grandidentatis. Hab. ad Cap. boni Spei? — Physopodium (fam. Lythrarum). Cal. turbinatus, 5 dentatus, intus piloso strigosus, pedicellatus: pedicello articulo, tumido. Corolla pentapetala; stamina 10, alterna paulo breviora. Antherae oblongae, incumbentes, exsertae. Ovarium oblongum. Stylus capillaris. Stigma subulatum. Fructus Frutex glaber, volubilis, alternifolius; folia integerrima; flores spicato-paniculati, secundarii, terminales, bracteolati. — P. volubile. Caule volubili, tereti; foliis elongato-lanceolatis submucronatis, mucronulatis, rigidis, nervosis, utrinque nitidis; floribus spicatis, unilateralibus, breviter petiolatis, distantibus. Hab. in Insul. Bourboniae. &c. — S. 404. *Observations sur la famille des Légumineuses*; par Desvauz. Es werden hier folgende neue Gattungen beschrieben, so wie einige Arten daraus und diese auch abgebildet. Die Mittheilung der Kennzeichen würde zu weit führen; so wie die der Bemerkungen über schon bekannte Arten. *Delaria* (fam. Sophoreae). *D. ovalifolia* (*Cassia simplicifolia* Dec. prodr.) pl. 52. *D. pyrifolia*. pl. 53. *Clavulium* (fam. Loteae). *C. pedunculatum* (*Crotalaria ped.* Dec. prodr.). *Acropodium*. *A. suffruticosum* (*Lotus suff.* Dec. Prodr.). *Planarium*. Unpassender Name, wegen der Thiergattung *Planaria*. Aus *Poiretia latifolia*, Desv. in *Annal. d. la Soc. Linn.* 1825. — *Taeniocarpum*, aus *Dolichos articulatus*, Lamk. — *Eurisma*, Dec. d. aus *Rhynchosia sessiliflora* Dec. u. s. w. *Calopogonium* (*Rhynchosia*). *C. mucunoides*. *Cruminium* (dieselbe Familie). *C. giganteum*. — S. 431. *Notice sur l'Intensité de la Fécondité en Europe, au commencement du dix-neuvième siècle*; par Benoit de Chateaufort. — S. 451. *Sur l'Identité des deux espèces nominées d'Ornithorynque*; par Geoffroy St. Hilaire. Die gegenwärtig bekannten, sogenannten beiden Arten seyen, nach Vergleichung einer ziemlichen Anzahl von Individuen, wirklich nur eine, doch sey es wahrscheinlich, daß noch andere in Neu Holland entdeckt werden würden. — S. 457. *Sur un appareil glanduleux récemment découvert en Allemagne dans l'Ornithorhynque, situé sur les flancs de la région abdominale, et faussement**

considéré comme une glande mammaire; Auszug eines Briefes de M. Geoffroy St. Hilaire. Sucht zu beweisen, daß Meckel's entdeckte Milchdrüse keine solche sey, vielmehr entspreche sie einer ähnlichen bey der Gattung *Sorex* etc.; vgl. *Mémoires du Muséum d'histoire naturelle*, 1. — Kurz, die Schnabelthiere müßten Eyer legen!

Tom. X. S. 5. *Observations zoologiques faites à bord de l'Astrolabe en Mai 1826, dans le détroit de Gibraltar*; par Quoy et Gaimard. — In det. Isis 1828 nebst den Abbild. auf pl. 1. 2. mitgetheilt. — S. 22. *Observation sur le Mouvement de la Matière verte dans les végétaux*; par Treviranus. Aus T's vermischten Schriften 1817, um zu zeigen, daß die Deutschen Etwas früher beobachteten, als die Franzosen! — S. 42. *Recherches microscopiques et physiologiques sur le genre Mycodermis*; par Desmazières. Auszug aus *Recueil des travaux de la Société d'amateurs des Sciences etc. de Lille pour 1825*. Lille 1826. Die Gattung gehört unter die Klasse, welche Gaillon *Nematozoaires* genannt hat, die zu B. de St. Vincent's Zwischenreich *Psychodaire* gerechnet werden müssen. Mehrere Arten sind beschrieben und zum Theil auf pl. III. abgebildet. — S. 68. *De l'Influence du Dessèchement sur la germination de plusieurs graines alimentaires*; par Theod. de Saussure. Für einen Auszug zu sehr ins Einzelne gehend. — S. 93. *Mémoire sur le Papouas ou Papous*; par Lesson et Garnot. Es werden noch genauere Nachrichten über diese Völkerschaft Neu-Guineas erwartet. — S. 113. *Notice sur des Expériences concernant la fécondation de quelques végétaux*, par C. F. Gaertner. Aus den Naturwissenschaftlichen Abhandlungen einer Gesellschaft in Württemberg, 1. Bd. — S. 145. *Note sur le Sclerotium stereorarium* — extr. d. lettre d. Desmazières. Gehe dem *Filobolus* (siehe oben) nichts an, sondern sey eigene Art. — S. 149. *Mémoire sur les Tasmaniens, sur les Alfours, et sur les Australiens*; par Lesson et Garnot. Fortsetzung des Artikels über die Papous. — S. 162. *Note sur le Cliona celata, nouveau genre de zoophyte trouvé dans le Firth du Forth, près d'Edimbourg*; par R. E. Grant. Diese neue Gattung, *Alcyonium* nahe stehend, wohnt in Röhren in Austerschalen. — Aus *Edinburgh philosoph. Journal*. — S. 168. *Note sur la Régénération du tissu nerveux*; par Prevost. — S. 172. *Observations zoologiques faites à bord de l'Astrolabe en Mai 1826, dans le détroit de Gibraltar*; par Quoy et Gaimard. Schon in der Isis mitgetheilt. — S. 193. *Sur les Habitudes de l'Ornithorhynque*. Schon aus der *Antologia di Firenze* 1826 bekannt und in deutschen Zeitschriften mitgetheilt. — S. 195. *Sur quelques Phénomènes géognostiques que présente la position relative du Porphyre et des Calcaires dans les environs du lac de Lugano*; par Leopold de Buch. — S. 206. *Observations sur la famille des Légumineuses et sur quelques espèces de l'Afrique centrale*; par

par R. Brown; s. dessen vermischte Schriften. — S. 215. Note sur un Fémur de Mastodonte à dents étroites (*Mastodon angustidens*) découvert dans les terrains marins supérieurs des environs de Montpellier; par Marcel de Serres, Dubreuil et de Christol. Mit Abbild. auf pl. X. — S. 225. Observations zoologiques faites à bord de l'*Astrolabe* en Mai 1826, dans le détroit de Gibraltar; par Quoy et Gaimard. Suite et fin. — S. 239. Extrait du Rapport sur les Observations zoologiques de Mrs Quoy et Gaimard; par le baron Cuvier et Latreille. Was Q. et G. *Alcyon jaune* nennen, soll nur ein *Veretillum* seyn. — S. 242. Description et Figure d'une nouvelle espèce d'*Ornithomye*; par Léon Dufour. — *Ornithomya biloba*, pl. XI. f. 1.: Pallide rufescens; ocellis nullis; rostro exserto; abdomine echinato setosoque postice profunde emarginato — bilobo, basi utrinque obtuse unidentato; pedibus livido-virescentibus; thorace supra pallide rufo; alis ovali-oblongis subfumosis. Im Monat August zu St. Sever am Fenster gefangen. — S. 248. Mémoire pour servir à l'histoire du genre *Ocyptera*; par Léon Dufour. Hier das Nähere der Verwandlung von *O. Cassidae* (siehe oben Tom. VIII S. 45), nebst Abbild. und Anatomie pl. XI, wo sich auch Abbild. findet von *O. bicolor*. — S. 261. *Quelques Considérations géologiques sur la Présence des débris d'animaux vertébrés dans les différentes couches de notre globe*; par Huot. Ein interessanter Ueberblick, der jedoch wegen vieler angeführten einzelnen Thatsachen eines Auszugs nicht fähig ist. — S. 292. Notice sur les terrains tertiaires du midi de la France; par Marc. de Serres. — S. 306. Relation d'une Découverte récente d'os fossiles faite dans la partie orientale de la France, à la grotte d'Osselles ou Quingey, sur les bords du Doubs, cinq lieues au dessous de Besançon; par Buckland. — S. 320. Mémoire sur la famille des *Rhamnées*; par Adolphe Brongniart. Es kommen hier folgende neue Gattungen vor: *Sageretia* (*Sageret*, Mitglied der Ackerbaugesellschaft zu Paris): Calyx urceolatus 5 fidus. Petala convoluta vel cucullata. Stamina antheris ovatis, bilocularibus. Discus crassus, cupulae-formis, ovarium arcte cingens. Ovarium, disco subinclusum, 3 loculare. Stylus brevis, crassus. Fructus Hierher unter andern *Rhamnus theezans*, *Vahl* etc. — *Scutia*, *Camerson* Mss.: Calyx urceolatus, limbo 5 fido, erecto. Petala subplana, emarginata. Stamina brevina, antheris ovatis, bilocularibus. Discus carnosus, tubum calycis tegens, ovarium arcte cingens, nec ei adnatus. Ovarium bi-triloculare. Stylus brevis simplex. Fructus tricoccus, calyce circumscisso basi cinctus. Typus *Rhamnus circumscissus*, L. — *Retanilla*: Calyx urceolatus 5 fidus, interne carnosus. Petala cucul-

lata, sessilia. Stamina inclusa, antheris reniformibus, unilocularibus. Discus effusus, totam superficiem internam calycis tegens. Ovarium liberum, triloculare. Stylus simplex, brevis. Fructus bi-calyci adnatus, indehiscens, nucleo lignoso trilobari foetus. Semina sessilia. Hierher gehört auch andern *Colletia obcordata*, *Ventenat*. — *Calabrina*, *Richard* Mss. — Calyx patens, 6 fido. Petala obovata, convoluta. Stamina exserta; antheris ovatis, bilocularibus. Discus carnosus, planus, pentagonus. Ovarium disco immersum adnatum, triloculare. Stylus trifidus. Fructus calyce circumscisso basi cinctus, tricoccus, dehiscens. Semina podospermio brevis suffulta. Z. R. *C. ferruginosa* (*Rhamnus colubrinus*, L.) — *Willemetia* (*Soyez-Willemet*, Botaniker). Calyx urceolatus, tubo inferne ovario adnato, saepe libero, limbo 5 fido. Petala cucullata, sessilia. Stamina inclusa, antheris ovatis bilocularibus. Discus tenuissimus, calycis tubum incrassans. Ovarium semi-inferum, triloculare. Stylus simplex. Fructus Als Beyspiel *Ceanothus africanus*, L. — In einer Anmerkung wird *Cryptandra* obovata, *Sieber*, aus der Gattung und Familie verwiesen und zur eigenen Gattung *Barlingia* erhoben; die B. den *Amygdalinen* oder *Chrysobalanen* verwandt scheint und deren natürlicher Charakter angegeben wird. Da aber *Reichenbach* schon eine gleichnamige Gattung aufstellte, so muß eine von beiden, d. h. die zuletzt begründete, einen andern Namen erhalten. — *Trichocephalus*: Calyx, brevis suburceolatus, inferius ovario adnato, ovario libero, laciniis longissimis setaceis. Discus nullus, vel setaceus. Stamina antheris reniformibus, unilocularibus. Discus vix distinctus, tubum ab-
cinnias calycis tegens. Ovarium inferum, triloculare. Stylus simplex, brevis. Fructus semi-inferus, tricoccus. Semina podospermio carnosus, brevis suffulta. Beyspiel: *Phytica stipularis*, L. — *Soulangea*. (*Soulange*, Botaniker, Mitglied der philomatischen Gesellschaft zu Paris.) Calyx tubo obconico, ovario adnato. Petala cucullata. Stamina inclusa, antheris reniformibus, unilocularibus. Discus epigynus, pentagonus, carnosus. Ovarium calycis tubo adnatum et aequale, triloculare. Stylus subsimplex. Fructus inferus, areola magis superius notatus, tricoccus. Semina podospermio brevis carnosus suffulta. Hierher *Phytica axillaris*, *Lamark*. — Zu dieser, wenigstens hinsichtlich der Charakterisirung der Gattungen fast monographischen Abhandlungen gehören die Abbild. pl. XII—XVII incl.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1880.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Crochard: *Annales des Sciences naturelles*; par MM. Audouin, Ad. Brogniart et Dumas etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Tom. X. S. 386. **N**otice sur les Mines d'or et de platine des monts Ourals; par N. J. Menge. Aus der Zeitschrift für Mineralogie 1826. — S. 394. Rapport sur deux Mémoires de MM. Audouin et Milne Edwards, contenant des Recherches anatomiques et physiologiques sur la circulation dans les Crustacés; par Cuvier et Dumeril. — S. 399. Mémoire sur un Insecte diptère du genre *Bolitophila*; par Guérin. Es ist *Bol. cinerea*, Hoffmannsegg, Meigen, deren Naturgeschichte hier beschrieben wird. Die Larve lebt an faulen Schwämmen, und findet sich nebst einzelnen Theilen, so wie das vollkommene Insect u. s. w. abgebildet auf pl. XVIII. fig. 1—13. — S. 412. Mémoire sur une espèce nouvelle de Brachélytres du genre *Prognathus*; par Hippolyte Blondel. Diese Gattung ist bekanntermassen *Siagona* Kirby's. — *Pr. rufipennis* (pl. 18. fig. 14. 15). *Glaber, punctatus, rufus, capitis postica parte, thorace abdomineque ano excepto atris.* Ward unter abgestorbenen Pappelstämmen bey Versailles gefunden. — S. 416. Mémoire sur l'Application du Baromètre à l'étude de la circulation du sang et de la respiration chez les Animaux vertébrés; par le Dr. Barry. Unsers Wissens in Froriep's Notizen 1827 übersetzt. — S. 423. Note sur la Constitution géologique des Iles Baléares; par L. E. de Beaumont. — S. 439. Note sur les Régénérations nerveuses qui s'observent dans le moignon des membres amputés; par Larrey. In Notizen 1827. — S. 442. Note sur le Mouvement de la population de Palerme; par Villot.

Tome XI. S. 6. **R**emarques géognostiques sur quelques Parties de la chaîne septentrionale des Alpes; par le Prof. Studer. Aus der Zeitschrift für Mineralogie 1827 entlehnt. — S. 47. *Recherches d'Anatomie transcendante, sur les lois de l'Organogénie appliquées à l'anatomie pathologique*; par Serres. — S. 70. *Mémoire sur les Vaisseaux céphaliques de quelques Animaux qui s'engourdissent pendant l'hiver*; par Otto. Schon aus den *Actis Leopoldinis* bekannt. Hierzu pl. XX. — S. 112. *Analyses de quelques Do-*
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

lonies, extraites d'une lettre de Mr. Studer. Aus Leonhard's Zeitschrift. — S. 113. *Recherches sur le passage du Sang à travers le cœur*; par le D. Barry. In Notizen XVIII. — S. 136. *Note sur l'Analyse du Gaz extrait du corps des vaches météorisées, c'est-à-dire enflées après s'être nourries d'un fourrage vert trop abondant*; par Pluger. Aus der Biblioth. univ. mit einem Nachtrag abweichender Resultate von Freymy und Lameyran im Bulletin de Pharmacie. — S. 140. *Note sur la Taille moyenne des habitants de Paris, et sur la Proportion des difformités et infirmités qui les rendent impropres au service militaire, à l'occasion de Recherches statistiques sur la Ville de Paris et le Département de la Seine*; par Villermé. — S. 145. *Expériences sur la Reproduction des Animaux domestiques*; par Ch. Girou de Buzareingues. Bestätigung der frühern Angaben durch neuere Versuche. — S. 150. *Observations et Expériences sur la Structure et les Fonctions des Eponges*; par R. E. Grant; mit Abbild. auf pl. XXI. (Aus Edinburgh Phil. Journ. — S. 210. *Quelques Considérations sur la Girafe*; par Geoffroy St. Hilaire. Abbild. pl. XXII. — S. 224. *Sur un Fœtus de Cheval polydactyle ayant ses doigts séparés par une membrane*; par Geoffroy St. Hilaire. — S. 225. *Mémoires sur la Girafe*; par Mongez. Aeltere Geschichte der Giraffe. — S. 236. *Nouvelles Observations sur la grotte d'Osselles*; par A. Fargeau. — S. 246. *Observations sur le Sporendonema casci, nouveau genre de Mucedinées*, par J. B. H. J. Desmazières. Wir setzen den Gattungscharakter her, wie ihn der Vf. giebt: *Des tubes ou filamens courts, simples ou rameux, continus, presque hyalins, dressés, groupés, d'un cent-vingtième de millimètre de grosseur, contenant dans leur intérieur, et presque toujours dans toute leur étendue, de très-grosses sporules rougeâtres, arrondies, un peu inégales en diamètre, et souvent fort serrées et comprimées les unes contre les autres, mais placée bout à bout sur une seule ligne de manière que les filamens paraissent comme pourvus de cloisons très-rapprochées.* Dieß Vegetabile steht bey Link in der Gattung *Oidium*. — S. 249. *Notice géognostique sur quelques Parties de la chaîne de Stockhorn, et sur la Houille du Simmenthal, Canton de Berne*; par B. Studer, de Berne. — S. 266. *Notes sur les coquilles fossiles qui se trouvent dans les terrains d'écrues par M. Studer; sur les Epoque géognostiques qu'elles indiquent, et sur la Montagne de Diablerets, au N—E de Bex*; par Alexandre Brongniart. —

S. 280. *Analyse de la Houille de Boltigen, dans le Simmenthal*; par Brounner (Brunner). — S. 283. *Recherches anatomiques et physiologiques sur la Circulation dans les Crustacés*; par V. Audouin et H. Milne Edwards. Diese höchst wichtige Abhandlung findet sich schon in den Notizen XIX fg. — S. 314. *Suite des Expériences et Observations sur la reproduction des Animaux domestiques*; par Ch. Girou de Buzareingues. Weitere Versuche, welche, wenn wir nicht irren, irgend in Housinger's Zeitschrift mitgetheilt werden. — S. 325. *Note sur la série des Terrains tertiaires du midi de la France*; par Marcel de Serres. — S. 331. *Notice sur la Chenille et la Chrysalide de la nymphale Petit-Sylvain (Nymphalis Sibylla Godart)*; par Duponchel. Nichts, was in Deutschland nicht schon eben so gut und besser aus Hübner's Werken bekannt wäre. P. Jasius solle mit *Limenitis* verbunden werden, also *Charaxes* eingehen. — S. 352. *Recherches anatomiques et physiologiques sur la Circulation dans les Crustacés*; par V. Audouin et H. Milne Edwards. Mit den pl. XXIV, XXV, XXVI, XXVII, XXVIII, XXIX, XXX, XXXI, XXXII. — *Observations sur des Terrains d'eau douce découverts récemment de les environs de Sète, à très-peu de distance de la Méditerranée, et inférieur au niveau de cette mer*; par Marcel de Serres. Hierin die Beschreibung mehrerer neuen fossilen Mollusken. — S. 430. *Considérations anatomiques et physiologiques sur la moëlle allongée*, par Meyranx. In Notizen XIX. — S. 441. *Note sur un Fait remarquable pour la théorie de la procréation des sexes*. Bestätigt die Beobachtungen Buzareingue's.

Tome XII. S. 5. *Sur l'Existence d'un Cloaque observé chez un chien privé de queue*; par J. G. Martin. Mit pl. XXXIII. — S. 14. *Mémoire sur la Génération et le Développement de l'Embryon dans les végétaux phanérogames*; par Adolphe Brongniart. Keines Auszugs fähig, besonders auch wegen der Abbildungen. — S. 53. *Notice sur quelques observations microscopiques sur le Sang et le Tissu des animaux*; par Hodgkin et J. J. Lyster. Verdient mehrere Beobachtungen. — S. 68. *Observations sur la famille des Tamariscinées, et sur la Manne du Tamarisque du Mont Sinaï*; par le D. Ehrenberg. Ausführlich in *Symbolis physici*. — S. 78. *Note sur deux Cavernes à l'Ossements, découvertes à Bire, dans les environs de Narbonne*; par Tournal. — S. 82. *Théorie des Formations organiques, ou Recherches d'anatomie transcendante sur les lois de l'Organogénie*; par Serres. — S. 143. *Note sur la Reevesia, nouveau genre de Plantes de la famille des Buttneriacees*; par Lindley. Aus dem *Quarterly Journal of Science*. — S. 146. *Mémoire sur la Génération et Développement de l'Embryon dans les végétaux phanérogames*, par Ad. Brongniart. — S. 172. *Recherches sur l'Oeuf humain*; par Velpeau. — S. 197. *Sur un Terrain renfermant denombreux débris de Mollusques et Reptiles à Brignon, près d'Anduze (notice de Jules Teissier)*. — S. 209. *Rapport sur*

un Mémoire de Mr. Turpin, ayant pour objet l'organisation et la reproduction de la Truffe comestible; par Mirbel et Cassini. Blois Relation. — S. 216. *Observations sur la Structure des Points*; par C. L. Blume. Auszug aus der gröfsern Monographie über die Piperaceen in den Denkschriften der Gesellschaft zu Batavia XI. 1326. — S. 221. *Mémoire sur la Génération et le Développement de l'Embryon dans les végétaux phanérogames*; par Brongniart. Schluss. Es gehören zu dieser Abhandlung die Platten XXXIV—XLIV. — S. 221. *Extrait du Rapport fait à l'Académie des Sciences par la commission chargée de juger les Mémoires envoyés au concours pour le prix de Physiologie expérimentale*. Den Preis hat das vorstehende *Mémoire* davon getragen. — S. 298. *Sur la Constance des faits géognostiques qui accompagnent le terrain d'Arkose dans l'Est de la France*; par de Bonnard. — S. 309. *Note sur une espèce nouvelle d'Haliotis à l'état fossile*; par Marcel de Serres. Ist H. Philberti genannt und charakterisirt: *testa ovato-oblonga, in medio depressiuscula, profunde versus marginem anticum canaliculata; longitudinaliter striata, sulcis exiguis, vix remotis; transverse plicata, plicis inaequalibus, remotiusculis post spiram, margine sinistro elevato; tribus foraminibus, externis in tubum paululum elongatos productis, aliis simplicibus; spirae prominula basi, subacute inferneque posita*. — *Structura faciesque Haliotis tuberculatae, sed spirae non exserta et prominula*. — S. 320. *Description de des genres nouveaux (Cuvieria Burybia) appartenant à la classe des Pteropodes*; par Rang. Mitgeteilt in der Isis 1829. — S. 330. *Sur l'Occipital supérieur et sur les Rochers dans le Crocodile*; par Geoffroy St. Hilaire. Ohne eine im dritten Bande der *Annales* enthaltene Abbildung nicht wohl verständlich. — S. 337. *Recherches anatomiques et physiologiques sur la Déglutition dans les Reptiles*; par Ant. Dugès. Sehr interessant, aber ohne die Abbildungen auf pl. XLVI unverständlich. — S. 396. *Histoire naturelle des Buissons*; par le Baron Cuvier et Valenciennes. Ist ein Auszug aus dem Prospectus des nun schon erschienenen Werkes. — S. 415. *Mémoire sur le développement du Poulet dans l'oeuf*; par Prevost et Dumas. Aus den Beobachtungen sind folgende Schlussfolgerungen gezogen: 1) *La cicatrice inféconde diffère totalement de la cicatrice féconde*; 2) *en comparant la marche de l'évolution pendant les 24 premières heures, avec les dessins pour les heures subséquentes, on voit évidemment que le rudiment du système nerveux se montre au centre de la cicatrice dès l'instant où les oeufs sont fécondés*. Die Beobachtungen an Enten lieferten die nämlichen Resultate. Ohne die Platten, welche jedoch weit hinter Pander's zurückstehen, es sind ihrer acht (von pl. 47—54), unverständlich. — S. 443. *Note de M. Dumas sur la théorie de la génération*.

Tome XIII. S. 5. *Mémoire sur la Structure des Nerfs*; par J. A. Bogros. — S. 22. *Observations sur*

grande Lamproie (*Petromyzon marinus*); par le G. Born. Aus Heusinger's Zeitschrift. — S. 37. *Observations sur quelques familles de plantes monogylédones, d'après les manuscrits de feu le Baron de Beauvois*; par Desvieux. Kennzeichen der Familien Gentianaceae, Restiaceae, Juncaceae, Scrophulariaceae, Xyridaceae und mehrerer neuen in ihnen begründeten Gattungen. — S. 52. *Observations sur les mouvemens spontanés des oeufs de plusieurs Zoophytes. Campanularia dichotoma, Gorgonia verrucosa, Caryophyllia calycularis, Spongia panicea, Papillaria, cristata, tomentosa et Plumularia fastata*; par Robert E. Grütz. Ist, wenn wir nicht irren, aus dem Philosophical Journal entlehnt, obwohl die Quelle nicht angeführt ist. — S. 62. *Description d'un genre nouveau d'insectes de l'ordre des Parasites*; par Léon Dufour. Ist keinesweges ein neues Insect oder eine neue Gattung, sondern die Larve einer Meloë, die aber hier den Namen *Triangulinus Andrenatarum* empfängt und auch abgebildet wird. — S. 66. *Notice sur la Filaria Forficulæ, espèce de ver trouvée dans l'abdomen du perce-oreille*; par Léon Dufour. Weitläufige Beschreibung ohne Charakteristik, Abbildung auf pl. 9. C. — S. 68. *Observations sur les habitudes de l'Anthribus marbré espèce d'insecte qui vit parasite à l'état de larve*; par Vallot. In Auswüchsen an den Stengeln der *Spiraea salicifolia* findet sich ein Coccus, in welchem die Larven des *Anthribus marmoratus* als Parasiten leben. — S. 71. *Sur les changements de Plumage de quelques Faisans femelles*; par Yarrel. Eine in Deutschland lange bekannte Thatsache. Schon Bechstein in seiner Naturgeschichte Deutschlands erwähnt des Umstandes, daß solche Fasanebennen unvollkommene Geschlechtstheile haben. — S. 73. *Note sur un fémur de Mastodonte à dents étroites (Mastodon angustidens), découvert dans les sables marins, qui composent l'étage le plus élevé des terrains marins supérieurs des environs de Perpignan (Pyrénées-Orientales)*; par Marcel de Serres. — S. 75. *Rapport fait à l'Académie des Sciences sur un Mémoire de M. Bretonneau, intitulé: Notice sur les Propriétés vésicantes de quelques Insectes de la famille des Cantharides*; par Dumeril et Latreille. — S. 83. *Sur l'Irritabilité de Stigmata dans le Pinus larix*; par David Don. Aus den *Annals of Philosophy* 1828. — S. 85. *Note sur des traces de Tortues observées dans le grès rouge*; par Buckland. — S. 86. *Nouvelles expériences sur le Système nerveux*; par P. Flourens. Fortsetzung und Ergänzung der vom Vf. über diesen Gegenstand gelieferten eigenen Schrift, zu einem Auszug zu weitläufig. — S. 108. *Expériences sur la sécrétion de la Bile*; par Simon, de Metz. Aus den Versuchen werden folgende Schlüsse gezogen: 1) das Unterbinden der *arteria hepatica* verhindert die Bildung der Galle nicht; 2) die Gegenwart der Galle zeigt sich auch, wenn man zugleich die aussondernden Gefäße unterbindet; 3) es scheint nicht zweifelhaft, daß es die Hohlader ist, welche die Urstoffe der Gallensecretion liefert, da die Unterbindung dieses Gefäßes

die Secretion aufhält. — S. 115. *Expériences sur la réunion ou cicatrisation des plaies de la Moëlle épinière et des Nerfs*; par P. Flourens. Fortsetzung der unter dem Titel: *Recherches sur la cicatrisation des plaies du cerveau, et la reproduction de ses parties tégumentaires* im J. 1825 erschienenen Schrift, welche mit letzterer nur einen Theil eines größern Werkes ausmachen wird, welches unter dem Titel: *sur la cicatrisation et la reproduction des divers tissus*, baldigst erscheinen soll. — S. 122. *Notice sur la constitution géognostique de la Touraine*; par Dujardin. Die Kreide zeigt hier abgerissene Wände an dem Ufer der Loire und bildet eine grobe, ebene Fläche, welche von den Thälern durchbrochen erscheint. Sie steigt zwischen den Hauptflüssen bis an die Quellen der einströmenden Bäche, und nur hier an den höchsten Punkten finden sich Ueberbleibsel einer tertiären Seewasserformation, welche vielleicht einst die ganze Kreide bedeckte und von den Strömungen weggenommen ward. Weiter, bloß in der Nähe der Flüsse, zeigt sich ein Süßwasserkalk, der auf der Kreide in einer niedrigeren Höhe als jene Formation aufliegt und sich von derselben bloß durch diese Verschiedenheit, hinsichtlich der Erhebung über die Meeressfläche, unterscheidet. — S. 134. *Observations sur la reproduction des Oiseaux domestiques*; par Girou de Buzareingues. Wenn diese Beobachtungen bis jetzt auch noch nicht zu genügenden Resultaten geführt haben, so läßt sich von der Fortsetzung derselben dereinst doch viel Wichtiges erwarten. — S. 141. *Extrait d'un Mémoire relatif à quelques nouvelles espèces des Hyènes fossiles, découvertes dans la caverne de Lunel-Viel près Montpellier*; par Jules Christol et A. Bravard. — S. 146. *Rapport fait à l'Académie royale des Sciences sur un Mémoire de M. Adolphe Brongniart, intitulé: Nouvelles Observations sur les Granules spermatiques des Végétaux*; par H. Cassini. — S. 153. *Recherches anatomiques sur deux canaux qui mettent la cavité du péritoine en communication avec les corps caverneux chez la Tortue femelle, et sur leurs analogues chez le Crocodile; et Remarques sur la structure et la disposition du cloaque, du clitoris et des corps caverneux chez la Tortue*; par Isid. Geoffroy St. Hilaire et J. G. Martin. Zu weitläufig für einen Auszug, wenn auch sehr interessant; auch ohne die Abbildungen unverständlich. Selbst die in 22 Sätze zusammengefaßten Resultate würden in unserer ohnehin langen Recension zu viel Raum wegnehmen. — S. 201. *Note sur les canaux péritonéaux des Emydes et du Crocodile, mûles*. Zusatz zu vorigem Artikel. Zu beiden pl. VI. VII. — S. 206. *Sur le Lycoperdon radiatum de Sowerby, et l'Agaricus radians, espèce nouvelle*; par J. B. H. J. Desmazières. Jenes Lycoperdon ist nichts als *Agaricus radians*, Persoon, im jüngern Alter. — S. 210. *Rapport fait à l'Académie royale des Sciences sur un travail de MM. Victor Audouin et Milne Edwards, ayant pour titre: Recherches anatomiques sur le Système nerveux des Crustacés*, par Geoffroy St. Hilaire.

laire. — S. 224. *Note sur l'Anthoxanthum odoratum*; par Kunth. — S. 225. *Note sur la présence de la Websterite dans l'argile plastique d'Auteuil près Paris*; par Alexandre Brongniart. — S. 233. *Description de plusieurs Monstruosités humaines anencéphales, classées et déterminées sous le nom de Déréncephales*; par Vincent Portal. — S. 260. *Recherches sur le Développement de l'oeuf des araignées*; par Herold. Ein Auszug aus des Letztern Monographie, die Kupfer sehr mittelmäßig in Steindruck wiedergegeben. Einige Anmerkungen behaupten: 1) das, was Herold als das Ey ansieht (*l'oeuf entier*), sey nur das Eigelb; 2) die Eyhaut nur die des Eigelbs (*Dotter*); 3) die Narbe der weiße Kern (*noyau blanc, nucleus*); 4) das Eyweiß entspreche der Serosität, welche die Narbe selbst umgiebt, und es herrsche in dieser Hinsicht Verwirrung in H's Abhandlung, indem er bey seinen ersten Beobachtungen die Narbe übersehen, und später, als sie deutlicher wurde, geglaubt habe, die aus ihr entstehenden Organe seyen eine Coagulation der sie umgebenden Serosität: demnach sey also H's Eyweiß die Serosität selbst, das Colliquamentum und das Cambium Theile der Narbe. — S. 282. *Mémoire sur le Strophostome, nouveau genre de coquilles fossiles de la famille des Hélices*; par Deshayes. *Ch. gen. Testa ovato-globosa. Apertura rotundata, marginata, obliqua, simplex, dentibus vacua, seorsum reversa. Umbilicus plus minusve magnus. Operculum?* Soll vor *Helix* bey *Cyclostoma* stehen. Nur zwey fossile Arten: *St. laevigata*; *testa ovato-globosa, laevigata, spira obtusa; anfractibus rotundatis, umbilico medio-ciri*. Pl. XI. A fig. 1, 2, 3, 4. — 26 Millimeter lang, sehr selten bey Dax. — *St. striata, testa ovato-depressa, subcarinata, eleganter striata; striis tenuibus, numerosis; umbilico magno*. — Pl. XI. B. fig. 1 bis 4. 22 Millimeter lang, 16 breit. Im Süßwasserkalk zu Buxweiler im Elsass. — S. 287. *Mémoire sur quelques Crustacés nouveaux*; par H. Milne Edwards. *Genus Rhaca* (franz. *Rhodé*) Uebergang aus *amphipodes uropères* zu *Heteropodes*. *Ch. Quatre antennes dont les supérieures sont grosses, bifides, et plus longues que les inférieures, quatorze pattes dont les deux premières terminés par une pince et les autres par un ongle crochu, le dernier article de l'abdomen allongé et supportant deux appendices terminés par de longs filaments*. Eine Art *Rh. Latreillii*, etwa drey Linien lang, beyrn Austernfischen in ziemlicher Tiefe bey Port Louis erhalten. Pl. 13. A. — *Genus Cuma*. Zu *Condylura Latreille's* zu stellen. *Ch. Tête distincte du corps et très grande; deux yeux sessiles; antennes supérieures rudimentaires; antennes inférieures courtes; thorax composé de quatre segments; cinq paires de pattes natatoires; abdomen composé de six anneaux, et terminé par deux appendices portant chacun deux styles*. Eine Art *C. Audouinii*, drey bis vier Linien lang, gelblich weiß,

bey Croisic auf Felsen, welche das Meer nur bey starker Ebbe verläßt. Pl. 13. B. *Gen. Pontia*. (Dies in der Entomologie schon längst vergebene Name müßte mit einem andern vertauscht werden). Nach dem Uebergang von *Macroures schezipodes* zu den Crustaceen der niedern Ordnungen. *Ch. Tête distincte du thorax, deux yeux sessiles, quatre antennes, dont les supérieures setacées et multi-articulées, inférieures pediformes et ciliées; thorax divisé en six anneaux; cinq paires de pattes bifides et natantes; abdomen formé de deux segments et terminé par les appendices*. — Eine Art *P. Savignii*, ausgezeichnet durch ihre Farben; der Rücken ist silberweiß mit Perlmutterglanz, eingefast von einer breiten smaragdgrünen Binde. Schwimmt sehr schnell auf dem Bauche. An gleicher Stelle wie *C. Aud.* — Zur Gattung *Nebalia* werden einige Verbesserungen angegeben, namentlich der Charakter, wie folgt: *Extrémité cephalo-thoracique recouvert d'un têt corné, terminé antérieurement par rostre pointu; deux yeux pedoncules; quatre antennes; cinq paires de pattes lamelleuses et bronchiales cachées sous la partie antérieure du têt, et suivie d'un certain nombre de pattes natatoires bifides; abdomen formé de cinq à sept articles, terminé par deux appendices*. Eine Art *N. Geoffroyi*, auf Felsen bey Concarnen in der Bretagne, wo sie zwischen kleinen Steinen und Bruchstücken von Muschelschalen lebt und auf der Seite schwimmt. Abgebildet Pl. XV.

(Die Fortsetzung folgt.)

RELIGIONSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Nauck: *Die Proselyten*. Eine unbefangene Darstellung der katholischen u. protestantischen Kirche für gebildete Christen. Zwey verbesserte Auflage. 1830. IV und 354 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Eine unbefangene Darstellung der katholischen Kirche mag diese Schrift in den Augen des *Vfs* in so fern seyn, als er die Glanz-Partien der Katholiken keinesweges verdunkelt. Ob er aber immer streng an die Quellen gehalten habe, ist eine andere Frage, und auf diese können wir leider nicht mit Ja antworten. Wir können sogar nicht bergen, daß, abgesehen von der Ironie, die sich durch das Ganze hinzieht, für den Ungebildeten keine geringe Verwirrung der Begriffe aus dieser oft bloß gemißlichen Darstellung entstehen müsse, indem der Gegensatz nicht immer so gehalten ist, daß alle Zweifel verschwinden, welche während der Lesung in dem Gemüthe eines protestantischen Layen entspringen müssen; höchstens kann das Resultat der Unterhaltung mit dieser Schrift dasjenige seyn, daß ein schwankender Protestant gegen seine Kirche eben so gleichgültig wird, wie gegen die katholische.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1830.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Crochard: *Annales des Sciences naturelles*, par MM. Audouin, Ad. Brongniart et Dumas u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Tom. XIII. S. 302. **N**otice sur quelques Mollusques nouveaux appartenant au genre *Cléodore*, et établissement et monographie du sous-genre *Créseis*; par Rang. Ist Vorläufer und Auszug einer größern Arbeit, die R. gemeinschaftlich mit *Ferussac* über die *Pteropoda* herausgeben will. Der *Fucus natans* ist eine unerschöpfliche Quelle neuer Entdeckungen für den Zoologen, wenn dieser die Geduld hat, Blatt für Blatt desselben umzuwenden. *Gen. Cléodora*, Péron. *Ch. Animal déformé oblongue ou allongée, muni de deux nageoires et d'une intermédiaire, mais n'offrant jamais d'expansions latérales* (wie *Hyalea*); le manteau ouvert en avant; les branchies et les organes de la génération incomplètement connus. Coquille fragile, vitrée, en forme de gaine ou cornet plus ou moins aiguë postérieurement, à ouverture très large presque toujours sans fentes et sans appendices latéraux. 1. Sous genre. *Cléodores* proprement dites. — *Cléodore* Péron, Cuvier, Lamk., *Feruss.*, Oken, Blainville. — *Animal déformé oblongue, ayant le manteau très dilaté de chaque côté. Coquille pyramidale, anguleuse, très dilatée antérieurement, à ouverture très grande, canaliculée de chaque côté et rarement fendue.* — 2. Sous genre, *Créseis*, Rang. *Animal plus effilé que celui des Cléodores proprement dites; le manteau ne se dilatant point latéralement. Coquille très effilée, extrêmement mince, fragile et diaphane, en forme de cornet droit ou recourbé, à ouverture presque toujours aussi large qu'elle et généralement sans canal; point d'appendices latéraux.* Beschrieben und abgebildet werden 1. *Cr. Vaginella* (pl. 18. f. 2.) = *gen. Vaginelle* Daudin, *Cléodora strangulata*, *Deshayes* im *Dict. class. d'hist. nat.*, Fossil in der Umgegend von Bordeaux. 2. *C. gadus* (pl. 18. f. 3—6.) = *Dentalium gadus*, *Montagu test.* *Brit. Deut. coarctatum*, Lamk., Fossil in Italien, bey Paris und Bordeaux, kommt aber auch im nicht fossilen Zustande vor. Es werden 4 Varietäten aufgezählt. 3. *C. spinifera* (pl. 17. f. 1.), mit langer Schwanzspitze, die sich besser erhält, als die *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1830.

Schale selbst. Im Ocean, in den indischen Meeren, bey den Antillen. 4. *C. subula* (pl. 18. f. 1.), *Quoy* et *Gaimard Ann. d. Sc. nat.* X. (pl. 8. D. f. 1—3.), *Bey Teneriffa*. 5. *C. striata* (pl. 17. f. 3.), atlantischer Ocean, indisches Meer. 6. *C. virgula* (pl. 17. f. 2.), im atlantischen Ocean, bey den Antillen. 7. *C. obtusa*. *Quoy* et *Gaimard* (pl. 17. f. 4.). *Voyage de l'Uranie* (par *Freycinet*), *Zool.* p. 415. pl. 66. f. 5. — 8. *C. clava* (pl. 17. f. 5.). *Habite le banc des aiguilles* (wo?). 9. *C. acicula* (pl. 17. f. 6.), im Ocean und in dem indischen Meere. — Ein drittes Sous genre wird nun noch angegeben, nämlich *Quoy* et *Gaimard's Triptera*, das indessen bey näherer Untersuchung sich wahrscheinlich als zu *Créseis* gehörig zeigen wird. — S. 319. *Notice sur deux cryptogames peu connues et nouvelle pour la Flore française; par Léon Dufour.* Sind *Helotium hirsutum*, *Tode*, und *Triblidium hysterinum*, *Persoon*, wozu sein *Hysterium elevatum* gezählt wird. Abbild. auf pl. 10. f. 2. 3. — S. 323. *Observations sur la section des Trèfles nommée Lupulina, par Linné, et sur une nouvelle espèce de cette section; par Desvieux.* Die Arten werden aufgezählt, die Synonymen berichtigt. — S. 332. *Note sur le cri du Sphinx tête de mort; par Passerini.* Mitgetheilt in *Heusinger's Zeitschrift* und *Thon's entomologischem Archiv.* — S. 335. *Note sur la présence du Pecopteris reticulata dans les couches de formation contemporaine en Angleterre et en France; par Adolphe Brongniart.* — S. 337. *Recherches anatomiques sur les labidours ou Perce-oreilles, précédées de quelques Considérations sur l'établissement d'un ordre particulier pour ces insectes; par Léon Dufour.* Zu weitläufig für einen Auszug. Die beiden Arten *gigantea* und *forficularia* genauer bestimmt, *crenata*, *Oliv.*, sey wohl das Weibchen der ersteren. Das letzte Tarsenglied von *forf.* ist nicht gespalten, sondern ganz. Abbild. auf pl. 19—22. — S. 366. *Note sur la Gregarine, nouveau genre de ver qui vit en troupeau dans les intestins de divers insectes; par Léon Dufour.* Die Kennzeichen dieser mit *Caryophylleus*, *Rudolphi*, verwandten Gattung werden nicht angegeben. Die Art, welche in den *Coleopteren* lebt, heißt *conica*, die andere aus *Forficula* wird *ovata* genannt, sehr oberflächlich, nicht einmal mit Rücksicht auf die Mundtheile, beschrieben und pl. 22. f. 5. (im Text steht falsch 29.) abgebildet. Aus der Zeichnung ist eben so wenig zu schliessen. — S. 369. *Observations générales sur les Repti-*

Reptiles observés dans le voyage autour du monde de la corvette la Coquille; par R. P. Lesson. Auf den Malouinen ward kein Reptil gefunden. Auf der Südseeinsel Rotouma will doch, gegen die bisherige Meinung, ein Europäer eine Schlange gesehen haben. Die Arten werden meist nur genannt, mit wenigen Andeutungen ihrer Wohnörter. — S. 294. *Mémoire sur l'existence du gypse et de divers Minerais métallifères dans la partie supérieure du Lias du S. O. de la France*; par Dufrenoy. Selbst die Resultate sind für eine Recension zu weitläufig. — S. 420. *Note sur quelques Montagnes du Haut-Pérou*; par Coquebert de Montbret. Die Höhen werden in Hectometern, zur Abkürzung, angegeben. — S. 425. *Lettre adressée à M. le Président de l'Académie des Sciences sur la dépendance mutuelle de la Respiration et de la Circulation*; par Defermon. Bloß Ankündigung einer umfassenden Arbeit. — S. 428. *Sur les Métamorphoses et le Mouvement des corps reproducteurs de diverses Conservees, et particulièrement de l'Ectosperma clavata de Vaucher*. Mit Abbild. auf pl. 26. Seitenstück zu den Arbeiten Esenbeck's, Treviranus, de St. Vincent etc. — S. 444. *Note sur la Glauberite de la mine de Sel de Vic*; par Dufrenoy. — S. 447. *Note additionnelle au Mémoire sur les Canaux péritoneaux de la Tortue et du Crocodile*; par Isidore Geoffroy St. Hilaire et J. G. Martin. — S. 450. *Lettre adressée aux Rédacteurs à l'occasion du genre Hyale et de quelques autres Coquilles trouvées à l'état fossile*; par Marcel de Serres. Der Vf. hatte früher geläugnet, daß *Hyalaea* sich fossil finde. Dieß wird widerlegt, und angegeben, daß die Zahl der fossilen Gattungen die der Lebenden um Ein Achttheil übersteige.

Tom. XIV. S. 5. *Notice sur les blocs de Roches des terrains de transport en Suède*; par Alexandre Brongniart. Sucht zu erklären, woher die einzelnen zerstreuten Steinmassen in Gegenden vorkommen, welche nichts von den Gebirgsarten, aus denen jene bestehen, enthalten. Eine Karte u. s. w. (pl. 1.) dient zur Erläuterung. — S. 22. *Rapport sur un Mémoire de M. Jacobson, ayant pour titre: Observations sur le Développement prétendu des oeufs des Moulettes ou Unios et des Anodontes dans leurs branchies*; par de Blainville. Es wird erst die Geschichte des Gegenstandes durchgegangen, und aus neuen Erfahrungen gezeigt, daß Rathke und Jacobson, welche die Eyer und jungen Thiere für Parasiten ansehen, die Ersterer *Glochidium* nannte, Unrecht haben, obwohl die bisherigen Beobachtungen noch nicht die gehörige Vollständigkeit haben. — S. 63. *Notice sur les Terrains d'Arkose des environs d'Anduze, dans le département du Gard*; par Jules Teissier. — S. 72. *Sur la Couzeranite*, par Dufrenoy. — S. 77. *Troisième Mémoire sur l'anatomie et la physiologie des Crustacés; Recherches anatomiques sur le Système nerveux*; par V. Audouin et H. Milne Edwards. Höchst wichtig,

aber eines Auszugs um so weniger fähig, als dieser ohne die Kupfer, die zugleich verglichen sind, z. B. das Nervensystem der *Anatifa* mit demselben, pl. 2—6. unverständlich seyn würde. — S. 103. *Sur les traces de pieds d'animaux imprimés dans le grès de la cassière de Corncockle-muir, le comté de Dumfries en Ecosse*; par Henri Dufrenoy. Aus dem Edinburgh Journal of Sciences. — S. 104. *Note sur les nouvelles découvertes botaniques dans le pays des Birmans*; par E. N. Wallich. Aus dem Philosoph. Magaz. — S. 113. *Notice sur le développement de Végétaux fossiles et de Belemnites, à Petit-Coeurs près Moutiers, en Tarentaise*; par L. Elie de Beaumont. — S. 127. *Observations sur les Végétaux fossiles des terrains d'anthracite des Alpes*; par Adolphe Brongniart. — S. 137. *Observations sur le Dracaena draco*; par Sabin Berthelot. Sehr interessant und durch ein Paar gekungene Stein-drücke (pl. 7. 8.) erläutert. — S. 143. *Recherches sur l'Anatomie du Myxine glutinosa*; par Retzius. Aus den Abhandlungen der Stockholmer Akademie pr. 1822—1824. Mit Abbild. pl. 9. — S. 197. *Observations anatomiques sur la pourpre des anciens, ou le Rocher droite épine (Murex brandaris)*, par Leiblein. Mit Abbild. auf pl. 10. 11. — Wenn wir nicht irren, aus Heusinger's Zeitschrift entlehnt, die uns eben nicht zur Hand ist. — S. 206. *Lettre de M. Desmazières sur l'Animalité de quelques Hydrophytes et des Mycodermes en particulier*. Antikritik gegen Raspail, im Bulletin des Sciences naturelles, Sept. 1827. Etwas ähnlich der von Barthelemy der Isis, wegen *Aspidogaster*! — S. 216. *Notice sur les oeufs du Lumbricus terrestris, accompagnée de figures*; par Léon Dufour. Auch wir haben, wie der Vf., die Eyer des Regenwurms, die denen der Schnecken ähnlich sind, beobachtet, und die jungen aus ihnen herausgenommenen Würmer sehr lebhaft gefunden. — S. 219. *Description d'une figure de l'appareil digestif de l'Anobium striatum*; par Léon Dufour. Abbild auf pl. 12. A. — S. 222. *Observations sur une nouvelle espèce de vers du genre Filaria*, par Léon Dufour. — *Filaria tricuspidata* (pl. 12. C. f. 1.), *albida semipedalis*, *capite nigro, cauda obtusa tricuspidata*. — ob *Fil. Locustae, Rudolphi?* Entoz. II. p. 77. — *Hab. in intestinis Grylli (G. burdigalensis, Latr.)*. Kam freywillig aus dem After, ward mehrere Tage lebend beobachtet, und gab aus dem After einen ganz warm-ähnlichen, acht Zoll langen Körper von sich. Ob wieder eine *Filaria*? D. wagt nichts darüber zu entscheiden. — S. 225. *Mémoire sur les Alvéolines, et Monographie de ce genre de coquilles*; par Deshayes. Es werden folgende Arten aufgezählt: *A. melo, oblonga, Boreii, elongata, Quoyi*. Alle sind schon von Orbigny namhaft gemacht. — S. 236. *Remarques sur les Polypes à polypiers pierreux et flexibles*; par Quoy et Gaimard. Aus Freycinet Voyage autour du monde. Als Ergänzung und Uebersicht ist angefügt (S. 250): *Tableau de la distribution géographique des Polypiers recueillis* per-

adant le voyage autour du monde de M. le capitaine Louis de Freycinet. — S. 253. Observations sur quelques Crustacés, considérés sous le rapport de leurs mœurs et de leur distribution géographique; par Quoy et Gaimard. — S. 258. Mémoire sur les différentes Formations qui, dans le système des âges, séparent la formation huillière de celle du quaternaire; par L. Elie de Beaumont. Auszug aus einer Abhandlung in den *Annales des Mines* 1827. 1828. — S. 283. Sur une collection de Fossiles végétaux et animaux et de Roches du pays des Birmans, présentée à la Société géologique par J. Crawford; par Buckland. Aus *Proceed. of the geol. Soc. of London* 1828. — S. 288. Sur les restes fossiles de deux espèces nouvelles de Mastodonte et d'autres animaux vertébrés trouvés sur la rive gauche de l'Irawadi; par Clift. Aus denselben *Proceedings*. — S. 292. Sur les fleurs de quelques genres de Sapindacées. Auszug aus der 14ten Lieferung der *Plantes usuelles du Brésil*; par Saint Hilaire etc. — S. 294. Nouveaux Eclaircissements adressés; par M. Pentland à M. Coquebert-Monbret sur les montagnes dont il a été parlé dans le cahier d'Avril 1828 de ces annales. — S. 300. Extrait de l'analyse des travaux de l'Académie royale des Sciences pendant l'année 1827, pour la minéralogie et la géologie, la physiologie végétale et la botanique, la zoologie, l'anatomie et la physiologie animale, par le Baron Cuvier. Schon in Deutschland bekannt. — S. 340. Prix de Physiologie expérimentale, fondé par Mr. de Montyon, et décerné par l'Institut. — S. 341. Exposé sommaire des Observations microscopiques faites dans les mois de Juin, Juillet et Août 1827 sur les particules contenues dans le pollen des plantes, et sur l'existence générale de molécules actives dans les corps organisés et inorganisés; par R. Brown. Eine in Deutschland hinreichend bekannte Abhandlung, deren Inhalt vielfach bestritten worden ist, und wohl nicht mit Unrecht, denn jeder Physiker wird zugestehen, dass bey einem Focus von $\frac{1}{2}$ Zoll und mehr, schon die bedeutende Kugelaberration die Beobachtungen sehr unsicher macht. — S. 363. Extrait d'un Mémoire sur le terrain de transport à ossements du Val d'Arno supérieur (Toscane), par Bertrand-Geslin. — S. 367. Note sur l'organisation d'un très vieux *Calycanthus floridus* du Potager royal de Versailles; par Mirbel. — S. 371. Notice sur deux nouveaux minéraux découverts à Culebras au Mexique; par A. del Rio. — S. 374. Observations sur la mâchoire d'un Mammifère, trouvée dans le Schiste de Stonesfield; par J. Broderip. Ist *Didelphis Bucklandii* genannt. Aus *Zoolog. Journal*. — S. 379. Notice sur les Couches des carrières de Stonesfield qui renferment les ossements de Mammifères; par H. Fitton. Aus demselben *Journal*. — S. 384. Recherches sur l'Action de l'Acide hydrocyanique et de quelques autres substances sur les plantes; par H. R. Goepfert. In Deutschland früher bekannt. — S. 395. Mémoire sur un cas de monstruosité produit par l'espèce Brebis et du genre *Synotus*; monstre à deux corps portant une seule face

et quatre oreilles (*Synotus* de Florence); par Antomarchi. Mit mehreren zum Theil colorirten Abbildungen. — S. 406. Considérations sur les Monstruosités du genre *Synotus*; par Geoffroy St. Hilaire. — S. 410. Notice sur les Brèches osseuses et les Minerais de fer pistiforme de même position géognostique; par Alexandre Brongniart. Mit Abbild. auf pl. 14. 15. — S. 434. Sur l'Influence des roches sur la prospérité des plants de vignes et sur la qualité de leurs produits; par Mezger. Aus der Zeitschrift für Mineralogie. 1828.

Tom. XV. S. 6. *Resumé des Recherches sur les Animaux sans vertèbres, faites aux îles Chausey*; par Audouin et Milne Edwards. Diese Beobachtungen sind sehr wichtig, und ist die vollständige Bekanntmachung sehr zu wünschen. Unter andern fanden sich Ascidien, welche nicht durch eine gelatinöse Substanz vereinigt waren, sondern in Zellen einer Kalkmasse steckten. Die jungen zusammengesetzten Ascidien weichen von den älteren durchaus ab, sie sind einzeln, vollkommen frey, schwimmen schnell mit Hilfe einer Art von Schwanz, und heften sich erst nach zwey Tagen an, verlieren aber dann, abgerissen, alle Bewegung. Die Flustra-Thiere sind keine Polypen, sondern gleichen in ihrem Bau den zusammengesetzten Ascidien u. s. w. — S. 19. *Mémoire sur la constitution géognostique du bassin et des environs de Narbonne*; par Tournai, fils. — S. 43. *Notice sur les Plantes d'Armisan, près Narbonne*, par Adolphe Brongniart. Mehrere neue Arten sind beschrieben, doch zu weitläufig, um einen Auszug mitzutheilen. — S. 52. *Mémoire sur les attributions des principaux organes cérébraux*; par Girou de Buzareingues. Die Ansichten des Vfs sind zum Theil gegen die von Flourens und Magendie aufgestellten Meinungen gerichtet. — S. 69. *Sur l'Irritabilité des filets des diamines du Berberis vulgaris*; par Goepfert. Aus der *Linnæa* 1828. — S. 83. *Observation sur la place qu'occupent les Trilobites dans le règne animal*; par Goldfuss. Zeigt durch Durchschnitte derselben (Abbild. auf pl. 2.), dass es wirklich Crustaceen, keinesweges Mollusken, wie Tilesius neuerdings gegen alle neuere Beobachtungen hat behaupten wollen. — S. 85. *Rapport fait à l'Académie royale des Sciences sur un Mémoire de Mrss. Audouin et Milne Edwards, ayant pour titre: de la respiration aérienne des Crustacés, et des modifications que l'appareil branchial présente dans les Crabes terrestres*; par Cuvier et Dumeril. Eine grössere Abhandlung wird in den Sammlungen des Savans étrangers erscheinen. — S. 92. *Sur les Plantes fossiles du grès de construction de Stuttgart*; par le G. Fr. Jaeger. Aus dessen Werk: *Ueber die Pflanzenversteinerungen im Bausandstein*. 1827. — S. 98. *Note sur les Arachnides et les Insectes fossiles, et spécialement sur ceux des terrains d'eau douce*; par Marcel de Serres. Uebersetzt in *Thon's entomolog. Archiv*. II. 2. Heft. — S. 103. *Note sur une nouvelle espèce*

espèce de Mollusque du genre Hiatelle qui habite le golfe de Naples; par O. Costa. — H. Poli, coquille presque équilaterale, ayant une petite dent sur la valve gauche, pénétrant dans une fossette de la valve opposée. Abbild. pl. I. A. — Extrait du rapport fait à l'Académie des Sciences sur le Mémoire présenté par M. Audouin et Milne Edwards, dans la séance du 29. Sept. 1828; par Cuvier et Dumeril. Das Memoire, welches oben S. 5 auszugsweise mitgetheilt. — S. 113. Expériences sur les canaux semi-circulaires de l'oreille chez les oiseaux; par P. Flourens. Steht übersetzt, wenn wir nicht irren, im zwey und zwanzigsten Bande von Froriep's Notizen.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE LITERATUR.

- 1) LEIPZIG, b. Klein: *Hermes oder Stimmen aus Elysium über die gegenwärtige Zeit auf Erden.* 1829. 69 S. 12. (10 gGr.)
- 2) KOBLENZ, b. Hölscher: *Der schlafende Räuber oder die Räuberbraut.* Oper in drey Akten, von J. J. Reiff. 1829. 110 S. 12. (12 gGr.)

Als Rec. Nr. 1. gelesen hatte, fragte er sich vergebens, welchen Zweck dieses Product habe, was der Verfasser damit sagen wolle? *Konstantin IX* der letzte oströmische Kaiser, *Cato von Utika*, *Julius Agricola*, *Fanchon* das Leyer mädchen, ein Bandit, ein Carbonaro und ein Schatten von *St. Helena* werden scenisch aufgeführt. Die Helden des Alterthums lassen sich von den Repräsentanten der neuern Zeit das Neueste, was auf Erden geschehn, erzählen, um „des Paradieses ewig Einerley zu verschönern.“ Wer nun etwa hier in Beziehung auf die Gegenwart den Versuch einer neuen Anschauung, einer philosophischen oder auch satirischen Würdigung erwartet, der findet sich ganz und gar getäuscht. Alles wird trocken erzählt und berichtet, wie es in Zeitungsblättern und politischen Journalen zu lesen ist. *Fanchon* spricht so ernst und salbungsvoll, wie ein methodistischer Prediger; der Schatten von *St. Helena*,

„Der längst zu einem höhern Wirken Emporgeschwungen sich auf sel'ge Flur,“

hält die Schlussrede, in der er mit weibischer Geschwätzigkeit den großen Mächten von Europa guten Rath ertheilt. — Das ganze Machwerk hätte füglich ungedruckt bleiben können.

Dasselbe müssen wir von Nr. 2. sagen. Hier fehlen alle Erfordernisse, welche einem, zur musikalischen Composition und zur scenischen Darstel-

lung bestimmten Producte durchaus eigen seyn müssen. Hier ist weder Einheit in der Erfindung des Stoffs, noch in der Ausführung, hier leuchtet die Verhandlung des Ganzen die vollkommenste Unkunde der scenischen Interessen ein, und, da der Vf. den gewöhnlichen Dialog in eine jambische Form gekleidet hat, würde bey dem Unverstand unserer Sänger und Sängerinnen, einen positiven Dialog erträglich vorzutragen, ihm, statt zum Vortheile, zum Nachtheile gereichen, wenn nicht die Jamben sich ohnehin von selber wieder in Prometeen löseten. In einer kurzen Anzeige, welche im Stücke vorgedruckt ist, behauptet Hr. Reiff, dass sey die Operndichtung, welche der berühmte Componist, Herr *Ries*, componirt habe, und welche bekanntlich unter dem Titel der *Räuberbraut* auf mehreren deutschen Theatern, im Londner Opernhaus und theilweise von der deutschen Operngesellschaft in Paris, aufgeführt worden ist. Hier lebt aber Hr. Reiff, glimpflicherwise sey es gesagt, in einer argen Selbsttäuschung. Rec. hat mehreren Darstellungen der Oper des Hn. *Ries* an verschiedenen Orten beygewohnt, er hat einen ganz andern Stoff, eine ganz andere *Räuberbraut*, einen andern Dialog in ungebundener Rede, und durchaus keinen *schlafenden Räuber*, den Hr. Reiff im Haupttitel bezeichnet, darin angetroffen: kurz, mit der Abänderung von fremder Hand, welche Hr. Reiff in jener Anzeige eingesteht, mag es wohl die Bewandnis haben, dass zu der theilweise vorhandenen Musik ein ganz neuer Stoff und Text untergelegt wurde. Auf andern Wege können wir uns Hr. Reiff's Irrthum nicht erklären. Was jetzt wenigstens auf deutschen Bühnen unter dem Titel der *Räuberbraut* und als eine Composition des Hn. *Ferd. Ries* gegeben wird, hat mit dem vorliegenden verunglückten Versuche des Hn. Reiff höchstens eine Namensverwandtschaft.

X.

NEUE AUFLAGEN.

WITTENBERG, in d. Zimmermannschen Buchh.: Dr. Franz Volkmar Reinhard's Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf. Ein Beytrag zu den Beweisen für die Wahrheit dieser Religion. Fünfte Auflage. Mit Zusätzen und Anhängen versehen von Heinrich Leonhard Heubner, der Theologie Dr. u. Prof., Archidiaconus u. s. w. 1880. XXV u. 501 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

AARAU, b. Sauerländer: *Histoire de la Nation Suisse*, par Mr. Henri Zschokke. Traduite de l'allemand, par Ch. Monnard. Nouvelle édition revue par le Traducteur. 1880. 479 S. 12. (16 gGr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1830.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Crochard: *Annales des Sciences naturelles*, par MM. Audouin, Ad. Brongniart et Dumas etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Tom. XV. S. 125. *Sur un nouveau genre d'Ascari-diens* (Druckfehler, muß heißen *Acaridiens*) sorti du corps d'une femme; par Borg. de St. Vincent. Beschreibung und Abbildung einer Art Milbe, der Krätzmilbe ziemlich ähnlich, aber besonders durch den Mangel der Mandibeln abweichend. Diefes Thier kam zu Tausenden aus juckenden Stellen des Körpers nach Kratzen derselben überall, bey übrigen gesundem Ansehen der Kranken, die aber schnell, schon nach fünfzehn Tagen, starben. Abbild. auf pl. 1. B. — S. 131. *Suite des Observations sur la Reproduction des animaux domestiques*; par Girou de Buzareingues. — S. 139. *Recherches sur l'organisation et les moeurs des Planariées*; par Ant. Dugès. Die Familie der Planariæ wird charakterisirt: *animaux simples, moux, palpeux, sans nerfs in muscles, distincts, helmintoides, mais sans ventouses et sans articulations, pourvus d'organes digestifs et circulatoires distincts faisant avec les Entozoaires* (Helmintha, vergl. diesen Art. in der Encyclopädie von Ersch und Gruber) *le passage des Annelides aux Radiaires* (sous — type des Annelidaires; De Blainville). 1. Gatt. *Prostoma*. Bouche et anus terminaux, organes digestifs tubuleux, corps cylindroïde ou déprimé. Eine Art, welche der Vf. für neu hält; *P. clepsinoides* (pl. 4. fig. 1). Zu dieser Gattung sollen gewifs auch gehören: *P. angulata, ciliata, rubra, caudata* und vielleicht — *caudata Müller's*, so wie *assimilis O. Fabr.* — 2. Gatt. *Derostoma*. *Un seul ovifice alimentaire situé en dessous, plus près de l'extrémité antérieure que du milieu du corps, organe digestifs en forme le sac, avec un oesophage et un prolongement antérieur. Toutes les espèces fort petites.* Der Vf. vermochte die meisten Arten nach den Beschreibungen von Müller, Linné, O. Fabricius und de Blainville nicht zu bestimmen, und sah sich daher genöthigt neue Namen zu bilden und genaue Abbildungen (nur in Umriss und nicht illuminirt) zu liefern. Die Arten sind: 1. *D. notops* (pl. 4. fig. 2); 2. *D. lineare Müller* (pl. 4. fig. 3); 3. *D. leucops* (pl. 4. fig. 4); 4. *D. Squalus* (pl. 4. fig. 5. 25. 26);

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

5. *D. grossum*. Müll. (pl. 4. fig. 5); 6. *D. lanceolatum* (pl. 5. fig. 27); 7. *D. platurus* (m) (pl. 4. fig. 7); 8. *D. polygastrum* (pl. 4. fig. 8). — 3. Gatt. *Planaria*. *Orifice unique de l'appareil digestif, placé en dessous et au milieu du corps ou plus en arrière; estomac ramifié; un suçoir excertile; corps généralement aplati.* Arten: 1. *P. viridata Müll.* (pl. 4. fig. 9), gehört vielleicht zu voriger Gattung; 2. *P. nigra Müll.* (pl. 4. fig. 10), Abänderung *P. brunnea Müll.*; 3. *P. fusca Müll.*, *Fasciola fusca Pallas* (pl. 4. fig. 11); 4. *P. lactea Müll.* (pl. 4. fig. 12); 5. *P. subtentaculata Drap. Pl. torva? Müll.* (pl. 4. fig. 13; 15, 22, 23, 24); 6. *P. tremellaris Müll.* (pl. 4. fig. 14). — *Observations sur les Planaires* par M. Baer, pour servir d'Addition aux Recherches sur les Planaires de Ant. Dugès. Schon in den *Actis Soc. Leopoldinae* bekannt. — S. 187. *Remarques sur quelques caractères des Chauves-Souris frugivores, et Description de deux espèces nouvelles*; par Isid. Geoffroy St. Hilaire. Auszug aus einer Monographie über die Fledermäuse, welche der Vf. liefern wird. Es werden, doch ohne Diagnose, beschrieben: *Pteropus Dussumieri* und *Pachysoma brevicaudatum*. — S. 205. *Observations sur la Spongille rameuse* (*Spongilla ramosa Lamarck, Ephydatia lacustris Lamouroux*); par Dutrochet. Stimmen mit denen Grant's überein. — S. 218. *Rapport verbal fait à l'Académie des Sciences sur un ouvrage de MM. l'abbé Croiset et Jobert aîné, intitulé: Recherches sur les Ossements fossiles du département du Puy-de-Dôme*; par le Baron Cuvier. Wird gelobt. — S. 225. *Considérations générales sur la nature de la végétation qui couvrait la surface de la terre aux diverses époques de formation de son écorce*; par Adolphe Brongniart. — S. 258. *Quelques Observations sur la famille des Rudistes de M. de Lamarck*; par Deshayes. Sie sey sowohl hinsichtlich ihrer Charakteristik, als ihrer Stellung im System überflüssig. Die ihr zugehörigen Gattungen *Spherulites* und *Hippurites* stehen den Chamen ganz nahe und bilden da eine deutliche Gruppe. Die Gattung *Calceolus*, den Cranien zunächst verwandt, kann mit diesen in einer Familie stehen. — S. 266. *Des Branchies et des Vaisseaux branchiaux dans les embryons des animaux vertébrés*; par Ch. Ern. (de) Baer. Mitgetheilt von Breschet. Ueber diesen Gegenstand wird Baer wohl noch Ausführlicheres in seiner Physiologie mittheilen. — S. 284. *Recherches sur la Circulation, la Respiration et la Reproduction des*

K (6)

An-

Annelides abanches; par Ant. Dugès. Vergl. hiermit die neuern Arbeiten von Gruithuisen in den *Act. Acad. Leopold.* XIII. XIV. — Hier pl. 7, 8, 9. — S. 389. *Mémoire sur une nouvelle Méthode de préparer et de rendre durables les collections d'oeufs destinés aux cabinets d'histoire naturelle*; par F. P. Danger. Die Hauptsache ist eine Zange, deren Ergreifungsringe mit Gaze überspannt sind, zwischen welcher das Ey gehalten wird. Die Luft wird in ein Loch in der Mitte durch eine gebogene Röhre eingeblasen. Das leere Ey wird dann mit etwas starkem, doch feinem Leim ausgefüllt. — S. 348. *Note sur la caverne de Bize près Narbonne*; par Tournal, fils. — S. 351. *Mémoire sur la coloration automnale des feuilles*; par Macaire Princep. Auszug aus *Mém. d. l. Soc. de Phys. et hist. nat. de Genève*, IV. 1. — S. 353. *Sur un Gisement de Végétaux fossiles et de Graphite situé au col du Chardonet (Département des Hautes-Alpes)*; par L. Elie de Beaumont. — S. 381. *Nouvelles Recherches sur le Pollen et les Granules spermatiques des Végétaux*; par Adolphe Brongniart. In einem Anhang sucht der Vf. darzuthun, daß R. Brown sich hinsichtlich der Bewegung unorganischer Moleküle in so fern täusche, als diese wohl bloß von äußern physischen, nicht aber von organischen Einwirkungen oder Kräften abhängen. — S. 401. *Mémoire sur une nouvelle espèce de coquille fossile du genre Ferussine (Grateloup), Strophostome (Deshayes)*; par Augustin Leufroy. Grateloup habe die Gattung früher errichtet, sie müsse also den ihr von ihm gegebenen Namen *Ferussina* behalten, wiewohl zu wünschen gewesen wäre, daß sie lieber *Ferussacia* genannt worden sey. (Wir können nicht umhin, hier einmal zu rügen, wie leichtsinnig und ungeschickt die Franzosen in der Naturgeschichte Namen machen. Freylich werden die Wenigsten Illiger's Terminologie kennen!) Eine neue Art *F. lapioidea* (pl. 11. A. fig. 1, 2, 3.) *testa ovato-globosa, subirregulariter contorta, striata; apice obtuso; postremo anfracta inferne depresso, umbilicum obtegente; rima umbilicali excentrica; apertura inaequaliter marginata; margine sulcis circularibus notato*. Länge 25, Breite 15 Millimeter. In Valmorgues bey Montpellier und bey Sommières, fossil. — S. 405. *Description d'une nouvelle espèce d'Helice fossile*; par Augustin Leufroy. *Helix Reboulia* (pl. 11. A. fig. 4, 5, 6.) *testa solida, subdepressa, utrinque convexa, longitudinaliter striata, apice obtuso; anfractibus rotundatis; apertura obliqua, ovali, coarctata, marginata; peristomate incrassato, reflexo; umbilico nullo*. Fossil in Kalk bey Pézenas (Hérault). — S. 408. *Sur le Seleniure de cuivre trouvé en Amérique dans les mines dites d'argent de Santa Rosa, à quatre lieues d'Iguique*; par Dubuisson. — S. 412. *Sur les Terrains tertiaires de la Touraine*; par Felix Dujardin. — S. 415. *Note sur l'existence d'ossements fossiles dans le Tuf volcanique ou Pépérins d'Auvergne*; par le comte de Laizer. — S. 420. *Note sur le Dusodile découvert en Auvergne*; par le comte de Laizer. —

S. 423. *Sur un nouveau Caractère pour distinguer les Libellules et les Aeshnès*; par J. van der Hoeft in Thon's entomologischem Archive II. 2. abgesetzt. — S. 427. *Observations sur le genre Podopside*; par G. P. Deshayes. *Podopsis* solle mit *Spydylus* vereinigt werden. — S. 436. *Essai de Flore du grès bigarré*; par Adolphe Brongniart. Zählt bis daher noch ganz unbekannte, in Sandsteinen sich findende fossile Vegetabilien; ist aber keines Auszugs fähig, um so weniger, pl. 15 — 20 dazu gehören.

Tome XVI. S. 5. *Expériences sur les canaux semicirculaires de l'oreille, chez les Mammifères*; par Flourens. — S. 16. *Recherches sur quelques Changemens observés dans les animaux domestiques transportés de l'ancien dans le nouveau continent*; par Roulin. Aus den Beobachtungen des Vfs zieht derselbe die Schlüsse: daß, wenn man Thiere in ein neues Klima bringt, nicht bloß die Individuen, sondern überhaupt die Rasse sich an dasselbe gewöhnen müsse; daß, wenn diese Acclimatisirung Statt findet, bey den Rassen immer einige Veränderungen eintreten, die sie in bessere Uebereinstimmung mit dem Klima bringen; daß die Gewohnheit der Unabhängigkeit diese zahmen Rassen bald den wilden nahe bringt, welche der Stamm jener sind. — S. 34. *Rapport fait à l'Académie des Sciences sur un Mémoire de M. Roulin, ayant pour titre: Sur quelques Changemens observés dans les animaux domestiques transportés de l'ancien monde dans le nouveau continent*; par Geoffroy St. Hilaire et Serres. — S. 44. *Rapport fait à l'Académie royale des Sciences sur un Mémoire de M. Turpin, ayant pour titre: la reproduction d'un végétal phanérogame au moyen des bourgeons développés à la surface des feuilles*; par H. Cassini. — S. 48. *Note sur deux insectes de l'ordre des Hyménoptères, dont l'un est le mâle et l'autre la femelle, et qui ont été placés dans deux familles différentes*; par Van der Linden. *Tegrya Sanvitalli* Latr. ward als Männchen mit *Mahoea Ichneumonides* in Begattung gefangen; *Tegrya*, als der neuere Gattungsname, muß also eingehen. Von *Myzine* sind auch bloß Männchen bekannt, und die Weibchen möchten wohl unter *Mutilla* stecken. — S. 50. *Recherches zoologiques pour servir à l'histoire des Lézards, extraites d'une Monographie de ce genre*; par H. Milne Edwards. Mit Abbild. auf pl. 5 — 8. Läßt wegen der vorausgeschickten Terminologie und sonst keinen Auszug zu. Es ist sehr zu bedauern, daß der Vf. die schöne Auseinandersetzung der europäischen Arten in *Lichtenstein's* Verzeichniß der Doubletten des Berliner Museums gar nicht gekannt zu haben scheint. — S. 89. *Observations additionnelles à la Notice sur les Minerais de fer pisiforme deposition analogue à celle des brèches osseuses*; par Alexandre Brongniart. — S. 104. *Description d'un Pastenague fluviatile de Meta (Pastenague de Humboldt)*; par Roulin. Zu Meta in der Provinz St. Martin in Südamerika fossil.

let sich dieser Roche nebst einem andern im
ben Flusswasser. Eine Diagnose ist nicht gege-
n, die Abbild. pl. 8 ist bloß Umriss. — S. 107.
te sur la Carinaire vitrés, accompagnant un de-
n fait d'après nature sur un individu vivant;
r O. Costa. Wichtig, aber eines Auszugs, der
ne das Kupfer unverständlich seyn würde, nicht
hil fähig. — S. 110. Sur les Poudingues siliceux
i surmontent la craie grossière en Touraine; par
lix Dujardin. — S. 113. Mémoire géognostique
r une partie des environs d'Aix, département des
ouches - du - Rhône; par Rozet. — S. 134. Dé-
ription de dessin représentant la Carinaire de la
léditerranée; par Quoy et Gaimard; et Observa-
ons de Mr. Rang sur espèce nouvelle appartenant
ce genre. Es wird hier Costa dahin berichtet,
als seine Art nicht die vitrea, auch wird seine Ar-
beit ergänzt. Rang's neue Art: *C. depressa*. Ani-
mal oblong, déprimé, terminé brusquement en ar-
rière par un queue, arrondie en avant, et prolongée
une sorte de cou; la nageoire ventrale unique,
resque circulaire, et oblique en arrière; le menteau
rés - transparent, et couvert de nombreuse aspérités:
a trompe rouge; les branchies, la nageoire et la
queue roses; la mosse des viscères bruns; les tenta-
cules blancs, et les yeux noirs. Long. 0,116, larg.
0,040. Coquille mince, fragile, oblongue, peu con-
cave, plus rétrécie en arrière, munie d'une spire
très petite, et enroulée obliquement sur le côté droit
d'un sillon longitudinal, et de plusieurs stries trans-
versales, Long. 0,010. Im Meer von Madagascar. —
S. 140. Expériences sur la génération des Plantes;
par C. Girou de Buzareingues. Auszug aus des Vfs
Werk: sur la Génération, Paris 1828. — S. 143.
titre sur une variété remarquable de Maïs du Bre-
il; par Auguste de St. Hilaire. — Der Maïs stam-
me aus Paraguay und seine Körner seyen ursprüng-
lich mit Hüllen bedeckt, welche sich durch die
Cultur verlieren. — S. 145. Sur les Circonstances
qui paraissent avoir accompagné le dépôt des ter-
rains tertiaires; par Marcel de Serres. — S. 156.
Note sur la Circulation du foetus chez les Ruminans;
par Prevost. — S. 162. Note sur les Terrains houil-
lers, et sur les calcaires qui leur sont inférieurs en
Belgique; par H. de Villeneuve. — S. 171. Obser-
vations sur un ensemble de dépôts marins plus récents
que les terrains tertiaires du bassin de la Seine, et
constituant une Formation géologique distincte; pré-
cédées d'un Aperçu de la simultanéité des bassins
tertiaires; par Desmoyers. — S. 215. Rapport fait
à l'Académie des Sciences sur un Mémoire de M.
Sidore Geoffroy St. Hilaire, ayant pour titre: Re-
marques sur les caractères attribués aux Singes amé-
ricains, et Description d'un genre nouveau sous le
nom d'Eriode; par Frédéric Cuvier. Die Gattung
heißt Eriodes, was zufällig aus einer Note hervor-
geht, da sonst die Endung nicht wohl zu errathen
gewesen wäre, bey der unglücklichen Gewohnheit
der Franzosen, jene immer zu französisiren. Es ge-
hört zu dieser Gattung *Ateles arachnoides*, hypo-

xanthus und hemidactylus. — S. 225. Anatomie
transcendante. — De la loi générale des formations
organiques; Développement des organes de la cir-
conférence au centre, ou loi centripète de forma-
tion; par Serres. — S. 282. Description du Pha-
langer de Cook; par R. P. Lesson. Hat als zu einem
neuen Sous genre (!) gehörig, den Namen *Trichosur-
us Cookii* bekommen, ist übrigens genug bekannt,
auch abgebildet, hier aber wieder pl. 12 mit der
Unterschrift *Petauriste de Péron!* — S. 285. Sur
les gîtes de Manganète de Romanèche; par de Bon-
nard. — S. 300. Rapport verbal sur la Monogra-
phie des Aplysiens de M. Rang, fait à l'Académie;
par le Baron Cuvier. Das Werk führt den Titel:
*Histoire naturelle des Aplysiens, première famille
des Tectibranches*; par Sander Rang. Paris 1829.
gr. 4. mit 24 illum. Kpf. — S. 303. Notice sur le
Litiopé, Litiopa, genre nouveau de Mollusque gas-
téropode; par Rang. — Ch. gen. gastéropode pour-
vu d'un pied étroit; la tête munie de deux tenta-
cules conico-subulés assez distans et portant les yeux
à leur base extérieure; les branchies formant un
dans une cavité ouverte en avant; l'anus en avant
du côté droit. Coquille peu épaisse, cornée, légè-
rement épidermée, un peu transparente, conoïde,
à tours de spire un peu arrondis; le dernier plus
grand que tous les autres réunis à sommet pointu,
silloné; l'ouverture ovale, plus large en avant qu'en
arrière, à bords désunis; le droit se recourbant en
avant vers l'extrémité de la columelle de manière à
former un contour profond; la columelle, arrondie,
simple, arquée, tronquée à son extrémité antérieure,
où elle saille en dedans de l'ouverture; point d'opé-
cule. 1. Art. *L. melanostoma*. De couleur jaune
dorée; sa surface ornée de petites stries fines, dans le
sens de tours, le bord droit est noir. Des mers de Terre-
Neuve, mit folgender auf *Fucus notans*. 2. Art. *L.
maculata*. De couleur blonde; chaque tour de spire
présente deux bandes de taches brunes, petites dans
la bande antérieure, et allongées dans la posté-
rieure; elle est également striée. Die verbreitetste im
ganzen Ocean. Müssen zunächst *Phasianella* seyn,
wenn sie nicht der Mangel des Deckels entfernt. —
S. 308. Description d'un système particulier d'orga-
nes appartenant aux Mollusques céphalopodes; par
San Giovanni. Schon länger bekannt, dient zur
Erläuterung des Folgenden. — S. 315. Des divers
ordres de couleurs des globules cromophores chez plu-
sieurs Mollusques céphalopodes; Description de quel-
ques espèces nouvelles, et particulièrement de l'*Ar-
gonaute*; par San Giovanni. Neue Art *Octopus leu-
coderma* vielleicht *Eledone moschais* Leach, zu
weitläufig charakterisirt, um die Charakteristik hier
zu wiederholen. O. macropodus, desgl. *Argonauta*,
sehr weitläufig beschrieben, nebst Ausmessung der
Schale, aber keine Angabe darüber, ob diese dem
Thiere wirklich angehört. — S. 331. Rapport fait
à l'Académie des Sciences sur la partie zoologique
du Voyage de la Chevette dans les mers de l'Inde;
par le Baron Cuvier. — S. 337. Mémoire sur les
espè-

espèces indigènes du genre Lacerta; par Ant. Duges. Eine Monographie, welche keinen Auszug gestattet, hey welcher wir aber ebenfalls die Beziehung auf Lichtenstein's Katalog vermissen. Die Kupfer sehr instructiv. — S. 389. *Récherches sur l'organisation des tiges des Cycadées*; par Adolphe Brongniart. — S. 402. *Observations sur un ensemble de dépôts marins plus récents que les terrains tertiaires du bassin de la Seine, et pouvant constituer une Formation géologique distincte*; par F. Desnoyers. (Suite). — S. 492. *Description de cinq espèces de coquilles fossiles appartenant à la classe des Pteropodes*; par Rang. Es sind *Hyalaea Orbignii*, pl. 19. f. C. in dem fossilen Sand von St. Paul de Dax. *Cleodora lanceolata* Péron et Le Sueur, pl. 19 f. A. Fossil zu Astézan in Piemont; *Creseis Kagnella*, pl. 19 f. D. in der Gegend von Bordeaux; *C. Gadus*, pl. 19 f. E. fossil aus der Gegend von Paris, Bordeaux und aus Piemont; *Cuvieria Artesana*, pl. 19 f. B. von Astézan. — S. 489. *Explication du val des Oiseaux et des Insectes*; par E. Chabrier. Abbild. auf pl. 16. Verstattet keinen Auszug.

(Der Beschluss folgt.)

M E D I C I N.

WIEN, b. Gerold: *Heilart der Scrophelkrankheit* von Joseph Ritter von Vering, Dr. der Arzneyk., Indigena von Ungarn, Ritter der Ehrenlegion, Mitgl. der medicin. Facultäten zu Wien und Pesth, ausübendem Arzte zu Wien. 1829. 242 S. 8. (1 Rthlr.)

Keine Krankheit ist von den Schriftstellern der neuern Zeit so sehr vernachlässigt worden, als — die Skropheln. Denn obgleich dieselbe mehr als je sich verbreitet, obgleich sie die Einwohner der Städte wie die Bewohner des flachen Landes und selbst der Gebirge nicht verschont, und unter den verschiedensten Krankheitsformen jährlich mehr Opfer fordert, als dieses die Pest zu thun im Stande ist, so hat doch, seit Kortum und Hufeland dieses Leiden monographisch behandelten, kein Arzt sich an eine solche Arbeit gemacht. Nichts desto weniger sind der Vorarbeiten viele in den letzten Jahrzehenden zu einer umfassendern Kenntniss dieses Leidens durch die vielen anatomisch-pathologischen Arbeiten deutscher und französischer Aerzte geliefert worden, die jedoch bis jetzt unbenutzt liegen geblieben sind. Unter solchen Umständen kann es nur nützlich seyn, wenn ein geübter Praktiker und ein umsichtiger Schriftsteller, wie Hr. Dr. v. Vering, die Feder ergreift, das Versäumte nachzuholen. Denn wenn der Vf. auch weniger auf dem Gebiete der Pathologie der Skropheln leistet, so kann man ihm das deshalb nicht zum Vorwurf machen, da er sich die Aufgabe gemacht hatte, die *Heilart* der Skrophelkrankheit darzustellen, nicht aber die *Pathoge-*

genie des Uebels zu untersuchen. Nichts davaniger musste der Heilart eine pathologische Begründung gestellt werden, die auch meistens mit deutlichen und kräftigen, wenn auch flüchtigen Strichen versehen wird; auf dieserist dann mit grossem Reichtum therapeutische gestützt. So nützlich diese Behandlungsweise auch ist, so ungern vermisst Ref. ein tieferes Eingehen in die Wirkungen der sogenannten antiskrophulösen Mittel und in ihre Eigenschaften; so erfährt der Leser z. B. nur das gewöhnliche von den Wirkungen des salzsauren Baryt, wenn man den nur kurz angedeuteten Fieberzustand ausnimmt, der dann einzutreten pflegt, wenn der Organismus von den Mitteln gleichsam gesättigt ist, sodann vergiftet der Vf. darauf aufmerksam zu machen, dass der salzsaure Baryt nichts weniger als von allen skrophulösen Kindern vertragen und gegen alle skrophulöse Krankheitsformen mit Nutzen gegeben werden kann; denn nach des Ref. Erfahrung sind es vorzüglich skrophulöse Leiden, der allgemeinen Bedeckungen der Schleimhäute, gegen welche die *ponderosa* mit Nutzen gereicht wird. In dieser Beziehung vermisst Ref. denn überhaupt das Besondere der Krankheitsform und das Individuum der Arzneymittel, und der Vf. schildert nur das Allgemeine, als das Einzelne, huldigt mehr den bekannten Ansichten, als dass er sich damit beschäftigt, die Eigenthümlichkeiten seiner Erfahrung und seine Studien hinsichtlich der Arzneywirkungen gegen Skropheln darzulegen. Nichts desto weniger ist das vorliegende Werkchen gewiss Nutzen auf den Praktikern die Lectüre desselben angenehmer nützlich werden dürfte, was öfters mehr, als wenn neue physiologische Ansichten in Verbindung mit therapeutischen Folgerungen aufgestellt allein nur von gelehrten Aerzten gelesen werden und sich unter die ausübende Klasse der Aerzte nicht Bahn machen. Allein mit dieser praktischen Tendenz steht es in offenbarem Widerspruche, da der Vf. selbst da, wo es nicht nothwendig ist, griechische Wörter bildet! Der hochverehrte Vf. hat sich so kräftig und umsichtig gegen seinen Mißbrauch in einer Reihe trefflicher Programme ausgesprochen, und es ist sehr zu wünschen, dass derselben durch eine deutsche Bearbeitung zur Kenntniss eines größern Publicums kommen möge. — *Vf.*

Neue oder doch ungewöhnliche Wörter sind (S. 67): *Parotidonomeus*, Ohrendrüsengeschwulst, was obendrein noch falsch gebildet ist; *Stomatopharynx*, Mandelgeschwulst (S. 75); *Enterodermophrynus*, Entzündung der Skropheln (S. 127); das von Kühn schon mit Recht getadelte *Elytrorrhoea*, weißer Fluss (S. 137); welches der Vf. noch dazu bloß mit einem r schreibt, u. s. m. a. Jüngern Praktikern und auch Studirenden, die so weit vorgeschritten sind, dass sie sich mit der Lectüre von Monographien beschäftigen können, ist das Studium der angezeigten Schrift zu empfehlen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

November 1830.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Crochard: *Annales des Sciences naturelles*, par MM. Audouin, Ad. Brongniart et Dumas u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

For. XVII. S. 5. **M**onographie du genre *Chiodecton*; par A. L. A. Féc. Abbild. dieser Flechten auf pl. 1—3. — S. 35. *Mémoire sur la Formation jurassique dans le nord de la France*; par P. Puillon Roblaye. Abbild. auf pl. 4. — S. 82. *Description d'un nouveau genre de Champignons nommé Desmazierella*; par Marie Anne Libert. Abbild. pl. 6. B. Nach einem Hn. Desmazières genannt, was leicht zu errathen! — S. 84. *Description d'une nouvelle espèce de Crustace fossile*; par Polydore Roux. Art. *Xanthus Desmarestii*. Carapace bombée, ayant ses régions profondément sculptées en bosse et ses bords latéraux granuleux, festonnés orbites peu écartés. Les parties sternales granuleux. Pattes lisses. Long. 0,030, larg. 0,042. Aus Ostindien? Abbild. pl. 5 B. — S. 86. *Description d'un nouvel os de la face chez l'homme*; par Emmanuel Rousseau. Unter dem Namen *Os petit unguis* ou *lacrimal externe* nicht mit dem *Osselet surnumméraire* de Beclard und Cloquet zu verwechseln. Abbild. pl. 5. A. — S. 89. *Lettre sur quelques points de géologie de l'Auvergne*; par Jobert, aîné. — S. 92. *Sur l'emploi des effets électrochimiques pour former des combinaisons*; par Becquerel. — S. 98. *Observations microscopiques sur le Blanco du Rosier, Oidium leuconium, Desmaz.* (Plant. crypt. d. nord de la France, Nr. 303); par J. B. H. J. Desmazières. Abbild. auf pl. 6. A. — S. 105. *Note sur le tremblement de terre des environs d'Alicante, extrait d'une lettre de M. Cassas, consul à Alicante*. — S. 107. *Rapport sur un Mémoire de M. Roulin, ayant pour objet la découverte d'une nouvelle espèce de Tapir dans l'Amérique du sud, fait à l'Académie royale des Sciences par le Baron Cuvier*. — S. 113. *Notice sur le genre Hedychium de la famille de Musacées (Balisiers et Bananiers)*; par Th. Lestiboudois. — S. 139. *Sur une mâchoire inférieure d'Antracotherium trouvée dans les grès tertiaires de la Limagne*; par l'abbé Croizet et Jobert, aîné. — S. 156. *Note sur une nouvelle espèce de Maïs*; par Mathieu Bonafous. — S. 159. *Recherches sur l'Histoire ancienne de nos Animaux domestiques et de nos Plantes usuelles*; par Dureau de La Blalle. Für einen Auszug zu weitläufig. — S. 192. *Des Formations jurassiques dans le Sud Ouest de la France*; par Dufrenoy. — S. 212. *Notice sur les diverses causes de coloration de la neige et de la glace*. Mit Abb. des *Protococcus nivalis* auf pl. 6. C. — S. 218. *Remarques sur une espèce particulière de Neige rouge, observée dans les glaces arctiques*; par Will. Scoresby. Aus dem Edimb. new Philos. Journ. 1828. — S. 221. *Sur l'influence de l'acide hydrocyanique, du camphre et des substances extractives sur les plantes*; par H. R. Goepfert. Aus Poggendorf's Annal. 1828. — S. 225. *Sur les Yeux et la vision des Insectes, des Arachnides et des Crustacés*; par F. Müller. Aus dessen Werke zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes, 1826. — S. 254. *Note sur l'uniformité qui règne dans la constitution de la ceinture jurassique du grand bassin géologique qui comprend Londres et Paris*; par L. Elie de Beaumont. — S. 267. *Note sur les Ammonites*; par Léopold de Buch. Dieser Aufsatz wird sehr zur Beleuchtung eines noch sehr dunkeln Gegenstandes, der genauern Bestimmung der Arten, beitragen, und wir bedauern nur einen Auszug daraus nicht geben zu können, da derselbe ohne die Abbildungen auf pl. 11 unverständlich seyn würde. — S. 275. *Notice sur la Caverne à ossements d'Argou (Pyénées-Orientales)*; par Marcel de Serres et Farines. — S. 302. *Nouvelles Recherches sur la structure et les Développemens de l'ovale végétale*; par Mirbel. Mit Abbild. auf pl. 12—16. — S. 316. *Extrait de l'Analyse des travaux de l'Académie royale des Sciences, pendant l'année 1828*; par le Baron Cuvier. — S. 365. *Sur les yeux et la vision des Insectes, des Arachnides et des Crustacés*; par Müller. Suite. — S. 387. *Tableau synoptique des Synanthérées*; par Henri Cassini. — S. 423. *Notice sur l'Antilope à cornes déprimées*; par Quoy et Gaimard. *Antilope depressicornis* (Abbild. pl. 20.) Sapi- Outang der Malayen. *Cornibus rectis, subulatis, nigris, basi depressis, rugosis, corpore crasso nigro aut cinereo; pilis raris*. Auf der Insel Celebes; in Wäldern, sehr wild, aber nicht eben flüchtig. — S. 426. *Note sur les différences soit primitives, soit postérieures au dérangement des couches, qu'on peut observer dans les roches stratifiées, particulièrement dans celles qui sont supérieures au grès rouge (Rothe todte liegende Exeter red conglomerate)*; par de la Bèche. — S. 446. *Notice sur des dents de Ruminans, de Pachydermes*

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

L (6)

et

et de Carnassiers, trouvées dans la formation crayeuse de la montagne de Saint Pierre de Mâestricht; par Van Breda et Van Hees. — S. 454. Sur une nouvelle espèce de Phénicoptère ou Flamant (*Phoenicopterus ignipalliat*); par Deshayes d'Orbigny et Isidore Geoffroy St. Hilaire. Ohne Charakteristik. Blaus, rosenroth, die Flügel feuerfarben, Schwungfedern schwarz, der Schnabel über die Hälfte Die jungen graulich weiß mit braunen Flecken und einigen rosenfarbenen Flügeldeckfedern. So groß als *P. ruber*, nur die Beine viel kürzer. In Südamerika in Buenos-Ayres. — S. 457. Description d'un dépôt mixte de Gypse fibreux secondaire, et de Roches pyrogènes à Sainte Eugénie, dans le département de l'Aude; par Tournai, fils.

Tome XVIII. S. 6. Recherches sur quelques unes des Révolutions de la Surface du globe, présentant différents exemples de coïncidence entre le redressement des couches de certains systèmes de montagnes, et les changements soudains qui ont produit les lignes de démarcation qu'on observe entre certains étages consécutifs des terrains de Sediment; par L. Elie de Beaumont. — S. 26. Mémoire pour servir à l'histoire du Tapir, et Description d'une espèce nouvelle appartenant aux hautes régions de la Cordillère des Andes; par Roulin. Mit Abbild. auf pl. 1. Scheint sich durch die mangelnde Mähne, den mangelnden weißen Ohrensaum und zwey nackte Flecken hinten über den Weichen zu unterscheiden, so wie durch den Schädelbau. — S. 67. Observations sur quelques maladies des Oiseaux; par Flourrens. — S. 73. Sur les yeux et la vision des Insectes, des Arachnides et des Crustacés; par Müller. h. n. Hierher gehören pl. 17 (vorigen Bandes) bis 19. — S. 107. Sur la structure des Yeux du Hanneton (*Melolontha vulgaris*); par F. Müller. Abbild. pl. 18 (vor. Bandes). — S. 113. Observations sur la structure et la formation de l'opercule chez les Mollusques Gasteropodes. peccinibranchés; par Ant. Dugès. Ein wichtiger Beytrag zur Conchylienkunde, der indessen, besonders wegen der erläuternden Figuren auf pl. 10, keinen Auszug zulässt. — S. 133. Des gros blocs de Roches que l'on trouve épars ou accumulés sur des terrains très diversés par le comte G. Rasoumovky. — S. 147. Mémoire sur un ver parasite d'un nouveau genre (*Hectocotylus Octopodis*); par le Baron Cuvier. la diese neue Gattung gehört auch Chiaje's *Trichoccephalus acetabularis*. Sie ist bereits in der Ed. 2. des Règne animal aufgenommen. Abbild. pl. 11. A. — S. 157. Considérations sur des Oeufs d'Ornithorinque, formant de nouveaux documens pour la question de la classification des Monotrèmes; par Geoffroy St. Hilaire. Ist nebst der Abbild. des Eyes schon in den Notizen von Erriep mitgetheilt. — S. 166. Notice sur un nouveau genre de mammifères insectivores nouvellement établi par Smith et nommé *Macroscelides*; par Isid. Geoffroy St. Hilaire. Nicht charakterisirt. Dient zum Beleg, dass alte Abbil-

duagen nicht immer zu verwerfen; denn schon Erriep hat dieses Thier beschreiben und abgebildet unter dem Namen *Sorex araneus maximus capensis*. — S. 173. Sur les Dépôts lacustres tertiaires du Cantal et leurs rapports avec les roches primordiales caniques; par Charles Lyell et R. S. Murchison. — S. 215. Sur la nature de la végétation d'un pays du Mexique; extrait de deux lettres du baron Schiede. Aus der Linnaea. — S. 224. Mise au concours par la Classe de physique de l'Académie royale des Sciences de Berlin pour l'année 1831; proposée en 1827 et renouvelée 1829. — S. 22. Mémoire sur le fait de la division des terrains en un grand nombre de couches de différente nature; par Jobert, aîné. — S. 242. Considérations théoriques sur les Cavernes à ossements de Bize, près Narbonne (Aude), et sur les ossements humains confondus avec des restes d'animaux appartenant à des espèces perdues; par Tournai, fils. — S. 258. Carte géologique du terrain entre le lac d'Orta et celui de Lugano; par Léopold de Buch. — S. 260. Note sur la forme la plus ordinaire des objections relatives à l'origine attribuée à la Dolomie; par Elie de Beaumont. — S. 271. Expériences sur l'action d'une nouvelle épinière sur la circulation; par Florent. Wenn wir nicht irren, in Erriep's Notizen übersetzt. — S. 274. Note sur le Faisan doré ou tricolor (*Phasianus pictus*, L.); par Dureau de La Malle. Ist nicht in China, sondern auf dem Kaukasus, Mingrelien, einheimisch. — S. 276. Lettre adressée à Mr. le Président de l'Académie des Sciences; par Dutrochet. Ueber den Säfteumlauf in Pflanz. — S. 284. Recherches etc.; par Elie de Beaumont. Fortsetzung von S. 6. — S. 417. Sur la Distribution des Ammonites en familles; par Léopold de Buch. Auch hier können wir, ohne die Grenzen unserer obnehin langen Recension zu überschreiten, einen Auszug nicht liefern, so wichtig die Abhandlung auch für Geologie und Conchyliologie ist. Eine Tafel — 6. — giebt bildliche Darstellungen der Familien. — S. 426. Note sur les Os fossiles de Palaeotherium, de Lophiodon et de Crocodile, découverts à Provins dans un banc régulier de calcaire lacustre; par Naudot. — S. 433. Mémoire sur l'Acrogon, nouveau genre de vers vésiculaires; par Le Sauvage. Gegen eine Entscheidung einer Commission der Soc. philomatique, welche erklärte, „qu'on ne pouvait admettre l'existence de l'Acrogon“. Fiel sich an dem Amasium bey trächtigen Kähen, scheint aber, auch nach der Abbild. pl. 11 B., noch sehr problematisch. — S. 439. Description du Mailloin (Pepina), nouveau genre de coquilles; par Vignard. — Char. gen. Coquille turbinée, ovale; ouverture profondément fendue; columelle recourbée, tronquée. Eine Art, Pupina Karadrini, Abbild. pl. 11. C. Wahrscheinlich von Neu-Guinea. Thier unbekannt. 3 Linien groß. — S. 441. Essai d'un Tableau géognostique de l'Oural; par A. G. Kupfer. — S. 463. Lettre au Rédacteur; par Strauss-Dunckheim. Gegen Müller über die Augen des Maykäfers (*Melolontha vulgaris*).

Mit dem Jahr 1829 schließt sich an die *Annales* eine neue, letztere ergänzende Zeitschrift, unter dem Titel:

Revue bibliographique pour servir de complément aux Annales des Sciences naturelles; par MM. Audouin, Ad. Brongniart et Dumas. Année 1829. 156 S. 8.

Sie zerfällt in die Abtheilungen: *Minéralogie, Géologie et corps organisés fossiles; Botanique, Anatomie et Physiologie végétales; Zoologie, Anatomie et Physiologie animale; Sociétés savantes, correspondance et mélange.* — Monatlich erscheint etwa ein Bogen. Der Inhalt besteht in Bücheranzeigen, kurzen Auszügen aus andern Büchern, neue Entdeckungen betreffend, so daß man eine ziemlich interessante Zusammenstellung in dieser *Revue* erhält, welche jedoch, wie es scheint, einzeln nicht gegeben wird, sondern bloß eine Zugabe für die Besitzer der *Annales* seyn soll.

Sollte unsere Recension den Herausgebern der *Annales* zu Gesicht kommen, so sprechen wir unsere Wünsche für das Ganze zu dessen Vervollständigung dahin aus, daß diese *Revue* dem Hauptwerke einverleibt werde, damit die Uebersicht erleichtert wird und daß einem wesentlichen Mangel abgeholfen werde durch ein vollständiges Register, das besonders auch die Namen und Synonymen aller Arten, Gattungen u. s. w. enthalten muß, welche jedoch durchaus nur mit lateinischen Bezeichnungen zu versehen sind. Gründe für diesen Wunsch brauchen wir nicht anzuführen, da wir in dieser Hinsicht die Hn. Redactoren auf die Vorrede ihres vackeren Landsmannes Dejean zu dessen *Species des Léptoptères* und dessen Register verweisen können.

M U S I K.

PARIS und ANTWERPEN, in der Hof-Musikhandl. von B. Schott's Söhnen: *Ueber Pflege und Anwendung der Stimme.* Von Dr. G. C. Grosheim. 1830. 46 S. 8. (6 gGr.)

Ein für viele Sänger nützliches Werkchen, das ich durch Deutlichkeit, Kürze und Wohlfeilheit empfehle. — Der erfahrene Vf. will, wie er sagt, auf die Basis eines guten Gesanges aufmerksam machen und auf damit verbundene Diät. Dazu hat er, was in der Vorrede von ihm selbst bemerkt wird, vorzüglich des Hn. Dr. Liskovius Werk „über Theorie der Stimme 1814“ benützt und seinen Bedarf daraus entlehnt, damit er jene Lehren auch denen nützlich mache, die in der Regel nur Kurzgealtenes und Wohlfeiles lesen. Auch dem Hn. Medicinalrathe Dr. Schuchhard bringt der Vf. für die ihm Erörterungen der Bekleidung des Sängers einen Dank. In Betreff der Anwendung der Stimme hat er seine eigenen durch ein halbes Jahrhun-

dert gemachten Bemerkungen hier kürzlich niedergelegt.

Von kurzen Andeutungen über Entstehung des Stimmklanges geht er zu dem Stimmumfang fort, der desto größer ist, je mehr und je biegsamer der Kehlkopf sich verengern und erweitern kann, wie in der Jugend (nur nicht in zu früher, weil da das Biegsame der erforderlichen Elasticität ermangelt u. s. w.). Daher nimmt die Stimme im Alter ab. Die Stärke der Stimme hängt vorzüglich von der Beschaffenheit der Brust ab, behauptet der Vf. Die Erfahrung lehrt, daß dies nicht immer der Fall ist. Wir gehören zu den Vielen, welche die Stärke der Stimme in glücklicher Verbindung aller zur Hervorbringung des Tones erforderlichen Werkzeuge suchen. Hohe Töne, meinen wir, dringt darum stärker ein, weil sie die Luft in engeren Schwingungen erzittern machen. Sind die Luftschwingungen zu eng zusammengedrängt, so wird der Ton spitz; ist der zusammengedrückte Stoff dabei schärf, so wird er schneidend u. s. w. So erklären wir uns die Sache. Wir sind überzeugt, daß nicht nur Brust und Kehlkopf, sondern auch Mund- und Nasenhöhle das Ihre zum größern oder geringern Wohlklange der Stimme beibringen. Glätte und sanft verlaufende Rundung der Organe sind vorzüglich erforderlich, wie das Leichtbewegliche derselben der Stimme die Gewandtheit giebt, die wie das Meiste, durch Uebung vervollkommen wird. „Reinheit der Stimme ist gleichfalls Naturgabe“, sagt der Vf. sie kann, ja sie muß aber auch durch Uebung erhöht werden. Wir haben nur sehr wenige, übrigens für schönen Ton trefflich organisirte Menschen gefunden, die sich auch zugleich der Reinheit erfreuten; wohl aber haben wir gehört, daß sie sich durch gute Uebung dieselbe gewannen. Freylich wo die Natur zu große Hindernisse den Stimmorganen und dem Gehöre gab, da hilft alles Ueben nichts. —

Kurz vor und nach der Mahlzeit ist das Singen der Stimme und der Gesundheit nachtheilig. Man beachte doch diesen Satz. Nicht nur manche Liedertafeln und andere musikalische Singvereine, auch stundengebende, zu unterrichtslustige Gesanglehrer, mögen es sich immerhin merken. — Der Obertheil muß bey'm Gesange gerade gehalten werden, besonders drücke man die Brust nicht zusammen. Stehend singen halten auch wir für zuträglicher, als sitzend. Hält man sich bey'm Sitzen auch gerade, so ist es doch meist mit einer größern Anstrengung, am meisten des Unterleibes, verbunden, als daß es auf die Länge zuträglich seyn könnte. — Man überschreie sich nicht, es ist gefährlich und klingt schlecht. Was sollen aber jetzt die Sänger anders thun? Sie müssen ja schreyen, wollen sie gehört werden. Die Herren Componisten lassen ja gewöhnlich die Instrumente so gewaltsam lärmern, daß es wohl gut wäre, wenn man für ein Paar neue Trom-

Trommelfelle sorgen könnte. Geht das, so fort, so muß der gute Gesang in Kurzem zu Grabe getrommelt seyn. — Wenn der Vf. behauptet: „Mit vier Männerstimmen singen läuft gerade gegen den bestimmten Umfang des vierstimmigen musikalischen Satzes“: so sind wir, gewisse Melodien ausgenommen, die nur dreystimmig behandelt werden müssen, nicht seiner Meinung. Versteht der Componist die Führung der engen Harmonie, dazu die geschickte Handhabung contrapunktischer Verwebung der Melodien, so wird er auch im Stande seyn, eine vierstimmige Männerstimmen-Composition hervorzurufen, die der echten Kunst unwidersprechlich angehört, ja die eine eigene Art derselben ausmacht. Man sollte denken, daß Dinge, die vorhanden sind, gar nicht mehr ins Ungewisse gestellt werden könnten. Wir haben ja Gesänge genug, wo der Tenor eben so wenig immer in den höchsten, als der Grundbass in den tiefsten metalllosen Tönen sich zu bewegen hat. Wo dieß aber der Fall ist, da beweist der Componist, daß er seine Sache nicht versteht. — Beides, zu kaltes und zu heißes Klima ist dem Gesange nachtheilig. — Man singe nicht zu lange, nicht bis zur Heiserkeit und Betäubung u. s. w. Brust und Hals sollen auch im Sommer gehörig bedeckt, doch leicht und bequem bedeckt seyn. Man erhalte sich die Zähne gut und esse daher weder zu heiß noch zu kalt u. s. w. Fettigkeit, Säuren, Rum u. s. w. sind am nachtheiligsten; Rauchtack ist es weniger, als Schnupftack. Schwächliche Körper, eine eingedrückte Brust, angeborene Heiserkeit haben keinen Anspruch auf Gesang. Manches wäre hier noch zu erwähnen gewesen. —

S. 22 beginnt der zweyte Abschnitt: Anwendung der Stimme. — Hier spricht der Vf. zunächst von der Sprache. Er fordert mit Recht, Poesie und Musik sollen sich vereinigen. Eins ohne das Andere ist nicht mehr Gesang. Die Musik soll der Poesie untergeordnet seyn. „Der Sänger soll kein Instrument seyn wollen.“ Ganz recht: aber die Leute werden nur nicht darauf hören, denn das Publicum applaudirt nur, wenn sie mit der Stimme wirbeln und querflöten. Für die Aussprache kommen gute Winke vor, die nicht auszuheben sind. „Soll der Vortrag gut seyn, so muß der Sänger den Dichter wohl verstanden haben. Dabey wird eigenes Gefühl das Beste thun.“ Hier fällt uns Jean Paul ein: Habt nur recht viel Genie, liebe Leute! das Uebrige giebt sich schon! „Manche falsche Betonung und üble hohe und tiefe Töne müssen

verändert werden.“ Wird schwer halten! Vor allem mögen die Componisten besser componiren. „Der Sänger soll dem Recitativ eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit widmen.“ Hier muß er halber seyn. — „Die Liederdichter nehmen oft zu wenig Rücksicht auf Musik.“ Freylich wohl! Aber hier muß der Componist nachhelfen können, wenigstens sollte er es können, wenn er ein Liedercomponist seyn will. Der Vf. geht aber zuweilen wohl zu weit. Im Uebersetzen gehen meisten Ungereimtheiten vor. Schauspielmannen sind im Saalgesange zu vermeiden — z. B. ein gewisses anlockendes Aechzen des weiblichen Geschlechts im Hinaufsteigen zu höhern Tönen, ein gewisses Miaulen der Tenöre u. s. w. Gewöhnlich schreien sie da. — In der Plappermusik wird es den Deutschen weniger gelingen: seine Sprache ist zu ernst und seine Organe gewöhnlich nicht dafür. In vertrauter Gesellschaft mag es gehen. Man wähle nach seiner Elgenthümlichkeit. Auch von der Nothwendigkeit harmonischer Kenntnisse und vom Moduliren, das nicht bloß grammatisch, sondern auch einer schönen Kunst angemessen seyn soll, wird kürzlich gesprochen. Den Schloß machen einige Tabellen, deren zweyte manchem Sänger ohne Beyhülfe kaum verständlich seyn wird.

977

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Eschwege, b. Hoffmann: *Franklin's Tugend*. Ein sicheres Mittel, durch moralische Vollkommenheit thätig, verständig, beliebt, tugendhaft und glücklich zu werden. Entworfen im Jahre 1780 und nach hundert Jahren als ein Denkmal für die Nachwelt an das Licht gestellt. 1850. 131 S. 8. (12 gr.)

Dieses Büchlein enthält nach einer Lebensbeschreibung des ausgezeichneten Mannes, das Repräsentanten des praktischen Hausverstandes, das Tagebuch desselben. Dieses enthält 12 Monatsblätter, auf welchen neben den einzelnen Tagen als Cardinaltugenden bemerkt stehen: Mäßigkeit, Schwermüthigkeit, Fleiß, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Gemüthsruhe, Keuschheit, Demuth, Menschenliebe. Ueber jede Tugend sind moralische Bemerkungen mitgetheilt. Die Idee ist nicht unglücklich und wird Nutzen stiften bey denen, die das Büchlein gebrauchen wollen.

November 1830.

THEOLOGIE.

LEHNIG, b. Göschen: *Handbuch der christlichen Sittenlehre.* Von Dr. Christoph Friedr. v. Ammon. Dritter Band. Erste Abtheilung IIu. 236 S. Zweite Abtheil. nebst allgemeinem Register. 1827. IV u. 539 S. gr. 8. (3 Rthlr. 20 gGr.)

Die erste Abtheilung des vorliegenden letzten Bandes dieses gehaltvollen Werks, dessen erste Bände von A. L. Z. 1824 Nr. 66—68. und 1830 Nr. 41—44 angezeigt sind, umfaßt die allgemeinen Nächstenpflichten; die zweite die besondern, und in einem S. 306—310 beygefügt Anhang Pflichten gegen die Thiere; ein das ganze Werk umfassendes Register (S. 311—339) macht den Beschluß. Ueberhaupt genommen ist sich Hr. v. A. fast durchgängig völlig gleich geblieben; je specieller indess die Gegenstände sind, die er zu behandeln hatte, desto weniger bindet man seine Behandlung hie und da als höchst, desto mehr ohne Störung interessant.

Der Darstellung der einzelnen allgemeinen Nächstenpflichten wird in der erwähnten ersten Abtheilung S. 118 der generelle Begriff der Menschenliebe, unter welchem jene alle stehen, und aus welchem nach S. 119 der des Menschenfreundes, gleichsam der personificirten Menschenliebe, abgeleitet ist, vorausgeschickt. Sie besteht, nach S. 4, „aus einem Gefühle des Wohlgefallens, das wir von uns selbst auf Andere übertragen“, womit sich, nach S. 5, „sein ebenfalls von uns auf Andere übergehendes Gefühl der Zuneigung verbindet“; es wird aber endlich, wie daselbst weiter gesagt ist, „diese sinnliche (pathologische) Liebe gegen Andere“, damit nicht „die Persönlichkeit des Geliebten von dem Liebenden gar verschlungen“ werde, „durch ein Gefühl der Achtung beschränkt; und dieß alles zusammen bedeutet so viel, als „sich (nämlich sich selbst und Andere zugleich) in Gott lieben“! Welcher unparteyische Beurtheiler mag hierin eine richtige Bestimmung, oder eine feste Begründung der Menschenliebe als einer Pflichtsache erkennen? Auf solche Weise also hat der Vf. seinen im vorigen Bande (S. 6. §. 114) ausgesprochenen Satz: „Selbstliebe ist der Grund aller Tugend“, einen Satz, welcher, da solche Liebe auch den vernunftlosen Lebewesen, den Affen namentlich, als eine das geliebte Junge fast „verschlingende“, zukommt, alle Moral vernichtet, hier zu bestätigen gesucht; durch

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

den mystischen Ausdruck aber, daß die Menschen einander „in Gott“ lieben, wird doch auch in der That diese Liebe noch nicht zu einem „Gebote des Christenthums.“ Eine natürliche Folge der bemerkten falschen Auffassung aller eigentlichen, durch die Würde des Menschen, welche nach der Religion Christi die eines Kindes Gottes ist, begründeten Pflichten ist es, daß Hr. v. A. die der Nächstenliebe, völlig parallel denen der Selbstliebe, so geordnet hat, daß auch in dieser Abtheilung des Buchs *erstens* von Pflichten gegen das Leben Anderer, *zweitens* von solchen in Rücksicht ihrer Persönlichkeit, *drittens* von denen in Absicht auf ihre Cultur, und *viertens* von Pflichten der Beglückung des Nächsten gehandelt wird. Der Wahrheit gemäß waltet zwischen Selbst- und Nächstenpflichten ein wesentlicher Unterschied ob, indem bloß die letzteren zum Theil Rechtspflichten, zum Theil Pflichten der Liebe und Gültigkeit sind, und die pflichtmäßige Achtung der menschlichen Person; das Allgemeine für jene beiden Pflichtgattungen, im Verhalten des Menschen gegen sich selbst nur überhaupt als Pflicht aufgeführt werden kann, wogegen sie sich im Betragen gegen den Nächsten theils auf die Rechte desselben, welche zu verletzen die Pflicht verbietet, theils auf dessen Bedürfnisse, welche die Pflicht, so weit es die Selbstachtung gestattet, zu befriedigen gebietet, bezieht. Alle diese im Wesen der Sittenlehre gegründete Unterscheidung für Selbst- und Nächstenpflicht ist durch des Vfs Anordnung und Ausführung ihres Vortrags verwischt. Weit gefehlt, daß durch das von Jesu christlich gemachte Gesetzeswort: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst“, auf welches jener sich für seine gerügte Parallele S. 4 zu berufen scheint, beiderley Pflichten der Art nach, als ob z. B. Stehlen und Lügen gegen sich und Andere einerley Handlungsweise bedeute, oder auch es z. B. eine Selbstverleumdung und eine Undankbarkeit gegen sich selbst geben könne, für einander gleich erklärt werden, liegt darin vielmehr nur diese, daß der moralisch richtige Sinn dem Grade nach die Würde der Menschheit in allen Menschen als solchen völlig gleich setzt. Vermischung der Pflichten der Gerechtigkeit und der Wohlthätigkeit kommt nun sogleich in dem ersten Abschnitte, in dem von den Pflichten „gegen das Leben Anderer“, vor; denn hier wird in vier §§. nicht nur das Verbot, „ihr organisches (soll wohl so viel heißen, als leibliches?) Leben nicht zu verletzen

letzen", sondern auch das Gebot, „auf seine Erhaltung und Pflege zweckmässig einzuwirken“, aufgestellt und auseinander gesetzt. Im ersten dieser §§. hat Hr. v. A. über die Zulässigkeit der Todesstrafen für und wider geredet, auch S. 21 vergl. mit S. 18, indem er hier dieselben als fast allgemein unter den Völkern gemüßbilligt aniebt, dort ihre Anerkennung „das Naturgesetz des Rechts“ laut „aller Gesetzbücher der alten Welt“ nennt, sich selbst widersprochen, am Ende aber trotz aller scheinbaren Gerechterklärung derselben doch, da er S. 24 ein Ideal von Staat gelten läßt, nach welchem sie wegfallen dürften, nichts völlig Entscheidendes ausgesprochen. Wie konnte er aber ebendasselbst S. 25 zu den „gänzlich tadellosen“ Tödtungen rechnen, daß „ein Trabant des Caligula auf ein Zeichen des Tyrannen jedem Vorübergehenden den Kopf absäbelte“, und sich dabey auf Matth. 14, 9 berufen, als ob diese neutestamentliche Stelle seiner Ansicht könne zur Bestätigung dienen? Der nächste §. 151 zählt (S. 26—35) zehnerley Arten des „vorsätzlichen Mordes“, durch Anführung einer großen Menge von Thatsachen (darunter freylich steht auch das Textwidrige, daß „dem durch das Beyspiel der Kananiter in Versuchung gefallenen Abraham Gott“, nämlich 1 Mos. 22, 12. „die Menschenopfer verboten habe“) erläutert, recht unterhaltend auf; der folgende spricht auf ähnliche Weise, doch nur unter sechs Nummern, „von der Verletzung der Gesundheit des Nächsten“, und der letzte dieses Abschnitts von „der thätigen Sorgfalt für das Leben“ desselben, wo, wie billig, aber in der That nicht in Einklang mit dem, was vorher (S. 24. 15. §. 150) von rechtmässiger Tödtung des Andern, wenn nur Einer von Zweyen, so viel man sieht, sich retten kann, gesagt worden war, Aufopferung des eigenen Lebens, um fremdes zu erhalten, als etwas Edles bezeichnet und empfohlen wird. Unter dem Titel: „Pflichten in Rücksicht der Persönlichkeit Anderer“, welchen der zweyte Abschnitt hier führt, wird in sechs §§. (obgleich weiterhin S. 172 auch die Ehrlichkeit als Pflicht dieser Art und S. 190 die Lüge als Verletzung einer solchen betrachtet ist), nur die einzige Pflicht, des Nächsten „äußere Freyheit“ zu schonen, dargelegt und eingeschränkt. Der Vf. unterscheidet dabey, und zwar nicht ohne allen Grund, wiewohl der Unterschied doch mehr gradual als qualitativ ist, Leibeigenschaft, d. h. „die Behandlung eines Menschen als eines erworbenen Eigenthums“, und die Slaverie, bey welcher „man unbeschränkt (das ist eben die Sache des Grades hierin, indem Leibeigenschaft, wie es S. 53 heist, „nur noch das Recht zu leben übrig läßt“) über Menschen als ein sächliches Eigenthum gebietet“, welche beide Ungerechtigkeiten, die erstere §. 154, die letztere §. 155, gebührendermaßen sittlich gewürdigt werden. Der nächstfolgende §. ist der Verurtheilung „des Despotismus und der Herrschsucht“ in ihrer möglich größten Ausdehnung, z. B. auch in Absicht auf „Zwangsgebote der Andacht und des

Gottesdienstes“, gewidmet, von welchem Lamweseu der Vf., weder zu Gottes noch der Menschheit Ehre, S. 71 köhn behauptet, daß es nie „ausgerottet und vernichtet werden könne“, welche er übrigens aber nach seinen mannichfaltigsten Gestalten und Wirkungen S. 71—77 mit gewohnter Beredtsamkeit trefflich beschreibt und richtet: von den aus dem N. T. dagegen angeführten Sten, Luc. 22, 25. 1 Petr. 6, 8. Jac. 3, 14. gehört die kaum hieher, die zweyte bloß in Beziehung auf Kirche, die dritte gar nicht. Hierauf folgt in zwey §§. eine zwar, vorzüglich im letztern, sehr lehrreiche, aber an diesem Orte nicht zu erwartende Abhandlung über „den Zorn.“ Die Pflicht, diesen, wie jeden andern Affect gebührend in Zaum zu halten, ist ihrem Wesen nach eine Selbstpflicht, und es kommt daher auch schon im zweyten Bande dieser Sittenlehre §. 126 davon vor. Um sie hier unter den Nächstenpflichten erscheinen zu lassen, wird §. 157 der Zorn als „die Freyheit Anderer beeinträchtigend“, wie er nur zufällig, auch keineswegs allein, wirkt, und als „eine Erregung des Unwillens, welcher (vielleicht verdrückt für „welche“) die Abwendung eines Uebels zum Zwecke hat“, da doch Affect aller Ueberlegung, folglich auch jeder Zwecksetzung entbehrt, wohl absichtlich vorgestellt. Am meisten aber verdient es Tadel, daß Hr. v. A. das Zürnen S. 92 ff. weitläufig, wiewohl vergeblich, in der Gottheit würdig darum zu rechtfertigen sucht, weil ohnedieß Gott „auch nicht verzeihen, der Welt nicht (mit sich?) versöhnen u. s. w. könne.“ Ist wohl eine Heilsordnung, welche, wie wir alles Ernstes versichert, ohne solche Anthropomorphismen „in ihren Grundfesten erschüttert“ wäre, des von ihr hier gebrauchten Beynamens der „evangelischen“ werth? Und wozu überhaupt dieses kirchlich-dogmatische Fragment in der christlichen Moral? Den Beschluß dieses Abschnitts macht §. 159, worin die „Beförderung der Freyheit Anderer“ als Pflichtsache aufgeführt wird. Der Gegenstand verdiente besonders abgehandelt zu werden, und es ist dieß hier auf befriedigende Weise geschehen. Hätte aber nicht der Vf. diese Abhandlung mit der II, 2, §. 168 über „die Vertheidigung der angefochtenen Menschenwürde“ gegeben und dorthin nicht gehörigen leicht verbinden können! Der nächste Abschnitt, welcher alle „Nächstenpflichten in Rücksicht der Cultur Anderer“ vorbringen sollte, ist einestheils auf die einzige Pflicht der Wahrhaftigkeit willkürlich, da man doch seine Mitmenschen nicht bloß durch Erkenntnißförderung cultiviren kann und soll, beschränkt, anderntheils ohne Noth in acht §§. (160—167) ausgedehnt, bietet aber in diesen auch zu einer so großen Menge Anstellungen Stoff dar, daß unsere Recension sich hier selbst, so viel nur möglich, der Kürze befleißigen muß. Nach §. 165 ist Hr. v. A. der grüßte Rigorist in diesem hochwichtigen Kapitel der Moral, indem er von „jeder“ Lüge, wobey übrigens das Epitheton „eigentliche“ überflüssig ist, weil die Be-

Bestimmung „die im freyen und ernsthaften Verkehr für Wahrheit ausgegebene Dichtung“ allerdings auf jede Lüge paßt, behauptet und, wie wohl mitunter etwas declamatorisch, beweist, sie flüsse aus unreinen Quellen und sey gesetzlos, bedrückend, verderblich; verächtlich, schamlos, die mittlere Quelle anderer Sünden“, und „stehe mit am N. T. (es werden aber S. 149 auch Stellen aus am A. T. und den Apokryphen angeführt) in geradem Widerspruche“, so daß man glauben möchte, er habe sein gleich rigoröses Wort Bd. I. S. 203: „Vor dem Richtersthule des Gewissens ist überall keine Nothlüge zulässig“, hier nur weiter ausführen und mit Nachdruck bestätigen wollen. Einigen Veracht aber, dagegen, daß es ihm damit voller Ernst gewesen sey, erweckt schon die große Weitschweifigkeit, mit welcher er diese Materie wie geflissentlich behandelt hat. Denn bis zu jenem §. 165 hin werden, nachdem §. 160 von „der Lüge überhaupt“ die Rede gewesen ist, §. 161 „verschiedene Ansichten von der Sittlichkeit der Lüge“ aufgestellt, dann §. 162 „die Nothlüge, und §. 163 „die (sogenannte) alte Lüge“ insbesondere betrachtet, und endlich §. 164 noch von „einer bestimmtern Begrenzung der Wahrhaftigkeit“ gesprochen. Und welches ist diese Begrenzung? Sie wird S. 154 gegeben durch die beiden Regeln: „Es ist erlaubt, von der strengen Wahrheit abzuweichen, wenn sie der Andere nicht erwartet“, und: „es ist Pflicht, sie ihm zu versagen, wenn er sie vernünftigerweise gar nicht erwarten kann und darf“; nach welchen Regeln zusammengekommen gewiß, wenn nur Jemand zu solcher Selbstvertheidigung klug und unverschämt genug ist, jede noch so arge Belügung (denn zwischen jenem „Abweichen“ und diesem „Versagen“ ist hier kein wesentlicher Unterschied) nicht nur entschuldigt, sondern auch gerechtfertigt werden kann. Es genüge an diesem das Allgemeine und die Hauptfache treffenden Tadel; Einzelnes in diesem, alle Fehler des Buchs in sich vereinigenden, Abschnitte hinlänglich zu rügen, erforderte in Wahrheit eine eigene Recension. Woher mag es doch kommen, daß zwey Männer Eines Amts in Einer Stadt unmittelbar nach einander eben in diesem Stücke der Sittenlehre so wenig, wir wollen nicht sagen Strenge, sondern Reinheit bewiesen? An dem, was in den noch übrigen beiden §§. dieses Abschnitts über die Pflicht, die Wahrheit mitzutheilen, und über die Andersdenkenden zu dulden, vorgetragen wird, undet Rec. überhaupt genommen mehr zu loben, als zu tadeln. Durch Inhalt und Ausdruck vorzüglich ausgezeichnet ist S. 155 — 156 dieses: „Wer Andere lehren will, der muß sich vor Allem in den Horizont ihrer Bildung stellen, daß ihnen das Licht der Wahrheit mit der nöthigen Strahlenbrechung in den Schwinkel ihres Geistes und Bewußtseyns falle.“ Zu §. 167 bemerken wir nur, daß hier fälschlich geurtheilt wird, was vermuthlich in der Meinung, die Abhängigkeit der Moral von der Religion dadurch zu bezeugen geschah, daß das Uebermaas

des Duldens oder Nichtduldens davon, ob man sich Gott als „das toleranteste oder intoleranteste Wesen“ vorstelle, herrühre, da vielmehr im Gegentheil der Mensch nach seiner Denkungsart sich die Vorstellung von Gott bildet, und daher auch seine eigenen Fehler auf diesen überträgt. Uebrigens ist Gott, der Wahrheit gemäß, weder tolerant, noch intolerant, weil das Letztere seiner Güte, das Erstere seiner Gerechtigkeit widerspricht. Für den Streit zwischen Rationalisten und Supranaturalisten ertheilt der Vf. S. 169 den trefflichen Rath: „Es gebe nur Jeder die Einseltigkeit seines Standpunkts auf, so werden sie sich bald verstehen und einverstehen; das werden und können sie aber nur, wenn sie sich dulden“: es ist aber freylich, wie sein eigenes Beyspiel in diesem Streite lehrt, leichter, einen guten Rath zu ertheilen, als ihn zu befolgen. Der letzte Abschnitt in dieser, die allgemeinen Nächstenpflichten umfassenden Abtheilung des Werks handelt nun von den Pflichten „der Beglückung des Nächsten.“ Nach dem Christenthum sind diess die eigentlichen Pflichten der Liebe, wie dieselbe der Apostel 1 Kor. 13 im Ganzen lobpreiset, und unter deren Begriff sich in einer christlichen Sittenlehre ungezwungen alle Nächstenpflichten würden zusammenstellen lassen, sobald sie nur in die negativen, nach dem Spruche: „die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses“, und positiven, welche insgesamt auf Beförderung fremder Glückseligkeit ausgehen, eingetheilt wären. Der Vf. will hier Alles unter dem Einen Gesetze begriffen wissen: „Hüte dich nicht allein vor jeder Beeinträchtigung des Glückes Anderer, sondern bemühe dich vielmehr, es nach dem Maaße ihrer Würdigkeit“ (soll vermuthlich so viel heißen, als: so weit man gegen sie dazu verpflichtet ist; wobey dann freylich diese Verpflichtung erst noch der nähern Bestimmung bedürfte?) „zu begründen und zu erhöhen.“ Konnte er nicht darunter auch Alles, was er in Absicht auf Leben und Gesundheit, auf Persönlichkeit und auf Cultur des Nebenmenschen vorher als Pflichtregel vorgetragen hat, sehr schicklich ordnen? Es mag ihm diess wohl auch selbst in den Sinn gekommen seyn, und er eben deßwegen den diesem Abschnitt zu Grunde gelegten Begriff der „Glückseligkeit“ absichtlich so eng gefaßt haben, daß nur „der Inbegriff angenehmer Empfindungen und Gefühle, welche der Freye(?) äußere(?) Genuß der erworbenen(?) Lebensgüter gewährt“, darunter verstanden werden soll. Sein Plan aber hatte nun einmal, weil er den wesentlichen Unterschied der Selbst- und Nächstenpflichten nicht klar genug erkannte, diese beiden Arten des Verpflichtetseyns in durchgängige Parallele gesetzt. Da nun aber zu jener Glückseligkeit zuvörderst gehört, Eigenthum, und zwar freylich zum Sichwohlbefinden hinlängliches, zu besitzen, so wird im ersten §. (168) dieses letzten Abschnitts von der Ehrlichkeit, die dasselbe respectirt und bewahrt, und vom „Raube“, der es gefährdet und verletzt, natürlicherweise gehandelt. Vom „Nach-

„Nachdruck der Bücher“ wird hier (S. 175 — 175) als von einem zwischen „Strafsenraub“ und „Vor-enthaltung des verdienten Lohns“ stehenden Vergehen, welches „von der einen Seite Raub, von der andern Diebstahl“ sey, ziemlich weitläufig, zugleich aber so geredet, als ob, daß derselbe ein Vergehen sey, sich noch sehr bezweifeln lasse. Verwundern dürfte sich ferner wohl mancher Leser darüber, daß und wie S. 175 — 177 unter dem gemeinsamen Titel des Raubes der Vf. von „Abgabeforderung“ der Obrigkeiten, von „Concussionen“ der Richter und Sachwalter“ und sogar von „Stolgebühren“ sich vernehmen läßt. Die casuistische Frage endlich, ob man im Falle des dringendsten Lebensbedürfnisses rauben und stehlen dürfe, ist S. 179 so entschieden, daß hier, wo „Selbsterhaltung mit Achtung gegen den Andern in seinem Eigenthume collidire, jene als unmittlbare (?) Selbstpflicht den Vorzug behaupte vor dieser als einer mittelbaren (?) Nächstenpflicht“; was doch gewiß Hr. v. A. selbst sich nicht getrauen würde zu predigen, und auch in diesem Lehrbuche nur durch den allgemeinern und harten Ausspruch eines königlichen Philosophen: „*On rentre dans l'état de la pure nature, où le droit du plus fort décide*“, zu unterstützen gewußt hat. Im nächsten §. 169 werden die Begriffe „des Diebstahls, des Betrugs und der Treulosigkeit“ auf befriedigende Weise bestimmt und durch eine Menge passender Geschichtchen und Anekdoten erläutert. Der dritte dieses Abschnitts aber, §. 170, legt erst „die Unsittlichkeit aller dieser Handlungen“ und die Pflicht „der Wiedererstattung“ dar. Von „der Billigkeit und Dienstfertigkeit“ spricht §. 171, worin auch von „Zins und Wucher“ gelegenheitlich gehandelt wird, weil nämlich dergleichen von Manchem überhaupt für billigkeitswidrig gehalten worden ist. Durch §. 172 werden „Wohlthätigkeit und Almosengeben“, als wäre Beides Eins, empfohlen. Denn so wie zuvor der Begriff der Glückseligkeit, so ist auch hier der der Wohlthätigkeit, welcher ohne Verletzung des Sprachgebrauchs von allen positiven Pflichten dieses Abschnitts gelten könnte, mit Willkür zu eng gefaßt, indem derselbe bloß auf „Milde gegen Arme und Nothleidende“ beschränkt wird, in welcher Qualität übrigens das Wohlthun auch fälschlich als „eine Rechtspflicht“ vorgestellt ist, wie es nur durch unwesentliche Nebenumstände erscheinen kann. Der nächstfolgende §. 173 redet von den Fehlern „des Hochmuths, der Grobheit, der Schmähung und Verläumdung“, welche alle, die Grobheit namentlich als „Verletzung der Andern schuldigen Achtung in Gebärden, Worten und Thaten“, richtiger als Pflichtwidrigkeiten in Absicht auf die Persönlichkeit des Nächsten, denn als Vernachlässigungen der pflichtmäßigen

Sorge für dessen Beglückung zu betrachten wäre. Diesen allen setzt §. 174 „die Bescheidenheit, Billigkeit und Sorgfalt für die Erhaltung der Einnahme Anderer“ als die hieher gehörigen Tugenden entgegen, von welchen die Bescheidenheit durch „Nachgiebigkeit in den gerechten Ansprüchen auf erworbene (nämlich eigene) Ehre“, und hiermit mehr für Selbstpflicht, was sie ihrem Grundwesen nach wirklich ist, als für Nächstenpflicht, erklärt, w. Vf. übrigens nach seiner ortswidrigen Behandlung fast nur als Sache der Klugheit angesehen, und daher am Ende, ganz wider die ihr, welche den wahrhaft menschlich — guten Charakter durchaus nicht fehlen darf, zukommende hohe Würde, der Auszeichnung, „allgemeine Pflicht“ und „unbedingte Tugend“, für unwerth erkannt wird. Ebenso ist mit unnöthiger Zerstückelung in den beiden letzten §§. zuerst von „dem Neide, der Feindschaft und Streitsucht“, und alsdann §. 176 von den entgegengesetzten Tugenden „der Verträglichkeit, der Feindesliebe und der Versöhnlichkeit“, besonders von der Feindesliebe geredet, indess bey weitem nicht der Wichtigkeit ihres Gebots im Christenthume und für dasselbe gemäls.

(Der Beschlufs folgt.)

Von folgenden Werken sind neue Auflagen erschienen:

ALTONA, b. Hammerich: *Marcus Tullius Cero von dem Redner*. Drey Gespräche. (Übersetzt und erläutert von Friedrich Karl Wölff. Zweyte, ganz von neuem gearbeitete Auflage. 1830. VIII u. 550 S. gr. 8. (1 Rtblr. 20 Gr.)

BERLIN, b. Amelang: *Handbuch der allgemeinen und besondern, sowohl theoretischen als praktischen Arzneymittelchre für Thierärzte und Landwirthe*. Oder: Allgemein verständlicher Unterricht über die in der Thierheilkunde zu benutzenden Arzneymittel, ihre Kennzeichen, Bestandtheile, Wirkungen und Bereitungsart; mit Bestimmung der Gaben und Form, in welcher die Heilmittel gegen die verschiedenen Krankheiten anzuwenden sind. Bearbeitet von J. F. C. Dieterichs, Ober-Thierarzte zu Berlin u. s. w. Zweyte, vermehrte u. verbesserte Auflage. 1830. XII und 389 S. gr. 8. (1 Rtblr. 8 Gr.)

ST. GALLEN, b. Huber u. Comp.: *Methodische Leitfaden der Arithmetik*, von Johann Jakob Schneider, Vorsteher der Mädchen-Anstalt in Altstädten. Zweyte, verbesserte u. stark vermehrte Auflage. VIII u. 216 S. 8. (12 Gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

November 1830.

THEOLOGIE.

REZENSIO, b. Göschen: *Handbuch der christlichen Sittenlehre*. Von Dr. Christoph Friedr. v. Ammon. Dritter Band. Erste u. zweyte Abth. u. s. w.

Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die zweyte Abtheilung des dritten Bandes, mit welcher dieses Handbuch der christl. Sittenlehre beschlossen ist, führt, einen kurzen, bereits erwähnten „Anhang“ abgerechnet, die Darstellung der besondern Nächstenpflichten in vier Unterabtheilungen dergestalt aus, daß in der ersten derselben von „den Pflichten der Obrigkeiten und Unterthanen“, in der zweyten von denen „der Ehegatten und Inverehelichten“, in der dritten von „Familienpflichten“, in der vierten und letzten von den Pflichten „gegen Freunde und Wohlthäter“, und zwar allerdings im Ganzen vergleichungsweise mit vorzüglicher Bestimmtheit, Gründlichkeit und auf eine interessante Weise gehandelt wird. Bey dem großen Reichthume des Inhalts, den man hier öfters zur speciesten Umständen getrieben, ansetzt, müssen wir uns damit begnügen, nur das Wichtigste überall hervorzuheben und über Einzelnes die wenige Erinnerungen und Bemerkungen mitzutheilen. Das pflichtmäßige Verhältniß zwischen Obrigkeit und Unterthan ist in den ersten acht §§. 177—183, worunter §. 181 aus Versehen zweymal öfters kommt, beschrieben. Die Idee des Staats freylich, auf welcher hier doch zuletzt alle Richtigkeit und Richtigkeit der nähern Bestimmungen des Gegenstandes beruht, scheint Hr. v. A. nicht fest genug erfaßt zu haben. Sicherung der gegenseitigen Rechte ist ihm S. 10 der negative Zweck des Staats, die positive, Förderung „gemeinschaftlicher äußerer Wohlfahrt“, wogegen nach ihm S. 8 ein Staat, der nur Vollkommenheit, d. h. dazu, daß der Mensch in Staaten an persönlicher Vollkommenheit immer mehr gewinne, nöthigen will, ein solcher „der Unernunft und des Despotismus wird.“ Gibt es aber menschenwürdige Wohlfahrt ohne Bildung zur Vollkommenheit? Oder ist derjenige Staat zu tadeln, welcher diese Bildung z. B. durch strenge, vermehrt ausdrücklicher Strafen geschärfte Schulgesetze zu befördern sucht? Den Geburtsadel hat der Vf. hier, und dieß wenigstens am rechten Orte, da diese Sache doch nur politischer Natur und Gattung

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

ist, mit ungemeiner Weitläufigkeit (S. 80—87) zu würdigen unternommen, ohne jedoch auch über diesen Gegenstand es zu einem recht sichern Urtheil zu bringen. Er zählt zuerst die gegen solchen Adel erhobenen Vorwürfe auf und giebt sich Mühe, dieselben zu beseitigen, was ihm indessen nur mit Aufgebung des wesentlichen Merkmals, daß der Adel an sich, d. h. eben als Adel, Rechte habe, einigermaßen gelingt, und bestrebt sich hernach, ihn zu rechtfertigen, aber in der That mit Gründen, welche, genau gewogen, alle (z. B. es soll zwar nicht das Verdienst, aber doch Ansehen und Ruhm, die ohne Verdienst nichts sind, forterben können) ihres Zweckes verfehlen. Man sieht dem ganzen Raisonnement es an, daß Hr. v. A. den Geburtsadel gern wissenschaftlich retten möchte; eine echte Moral aber, wie es auch die christliche durch ihren Geist in Wahrheit thut, muß ihm, obgleich in der Praxis toleriren heißen, in der Theorie dennoch mißbilligen, weil ein Mensch eben so wenig mit persönlicher Bevorzugung, als wie man bey dem Sklaven voraussetzt, mit gänzlicher Rechtlosigkeit geboren werden kann. Der Krieg wird von ihm (S. 51 bis 67) anfangs gebilligt als unvermeidliche Entscheidung „durch die Gewaltmacht des freyen Willens, die wenigstens den Ausschlag für das giebt, was Recht seyn muß, wenn sie gleich nicht immer das trifft, was Recht seyn soll“, hierauf aber (gegen Tschirner) als nicht nothwendig gemißbilligt, am Ende jedoch (S. 63) wird der Vertheidigungskrieg, auch der, „in welchem ein Staat gegen den andern sein für verletzt gehaltenes Recht verfolgt“, unter welche Kategorie sich fast alle Kriege werden bringen lassen, für moralisch zulässig erklärt, wiewohl dabey zugleich geurtheilt, „es wäre besser, wenn auch die Völkerzwiste auf rechtlichem Wege beigelegt werden könnten.“ Warum in einer christlichen Moral nicht rein und offen herauszusagen, was die Wahrheit dicke: Krieg ist, überhaupt und an sich betrachtet, Verbrechen der Menschheit gegen sich selbst! Man fühlt sich daher in Verwunderung gesetzt durch die derbe, ja kühne Sprache, mit welcher der Vf. hier weiterhin §. 181 das Cäsareo-Papst (er sagt davon unter Anderm: „Jeder Eingriff der Staatsgewalt in die innere Organisation der Kirche muß für eine eben so schmerzliche, als nachtheilige Rechtsverletzung gehalten werden“) verurtheilt hat. Auch ist es löblich frey gesprochen, wenn S. 75 den Absolutisten in der Sache der Machthaber entgegen

net wird, daß „nur aus den heiligen Verbindlichkeiten der Regenten ihre Rechte fließen“; wobey Richtigkeit des ebendaselbst angeführten, noch hellern und eigentlich principartigen Ausspruchs des Plinius: „Der Fürst ist nicht über die Gesetze, sondern diese sind über den Fürsten“, offenbar vorausgesetzt wird. Die den Pflichten „der Ehegatten und Unverehelichten“ (sind aber unter diesen beiden Benennungen nicht alle und jede Menschen befaßt?) gewidmete zweyte Unterabtheilung erstreckt sich auf 147 S. durch 16 §§. hindurch. Es läßt sich, ohne diese noch alle näher zu kennen, im voraus erwarten, daß mehr derselben entweder hier überflüssig, oder nicht am rechten Orte stehen werden, und Beides findet man bey deren genauern Ansicht bestätigt. Denn die folgenden §. 186 „physische Bedingungen der Ehe“, §. 187 „pathologisch-moralische Bedingungen der Ehe“, wo namentlich von dem Ehehinderniß durch Blutsverwandtschaft gehandelt wird, §. 188 „Uebersicht der hieraus abgeleiteten Theorien“, §. 189 „moralische Deduction der Eheverbote“, §. 190 „politisch-kirchliche Bedingungen der Ehe“, machen, so inhaltreich, zum Theil auch anziehend und überdies voll von Gelehrsamkeit immer sie sind, dennoch in einer christlichen Sittenlehre (da diese nicht ausdrücklich, geschweige denn vorzugsweise, für ein Ehegericht, sey es geistlich oder weltlich, geschrieben heißen kann), sichtbar ein wahres Aulsenwerk aus; und die beiden letzten §§. dieses übermächtig langen Abschnitts, §. 197 von „der Keuschheit“, §. 198 von „der Unkeuschheit und den Verwahrungsmitteln gegen sie“, mußten, wie Jeder leicht sieht, einer guten systematischen Ordnung zu Folge, unter den Selbstpflichten abgehandelt werden; denn zur Keuschheit überhaupt, d. h. zur Bewahrung seiner Menschenwürde in Beziehung auf den Geschlechtstrieb, ist der Mensch ganz eigentlich und unter allen Umständen um seiner selbst willen, weil er eben sinnliches Vernunftwesen ist, nicht erst um Anderer willen, oder bloß in Absicht auf Ehe, verpflichtet. Die zunächst S. 99 vorkommende Behauptung, daß „in der Mitte der bürgerlichen Gesellschaft sich ein engerer Familienverein (nämlich durch die Ehe) bilde“, kann, da Ehe auch außer und vor einer solchen Gesellschaft schon Statt findet, und daher auch in das Naturrecht gehört, bloß als rednerischer Uebergang von der nächstvorigen Unterabtheilung zur gegenwärtigen angesehen und verziehen werden. Wozu übrigens hier schon (§. 184 „über die Begriffe der Ehe“) die große Ausführlichkeit in der Aufzählung der so verschiedenen Ansichten vom Ehezweck, zumal da am Ende doch der Vf. selbst für keine sich ganz und rein entscheidet? Und wie nahe liegt nicht in dieser Sache Jedem das einzig Rechte, daß Ehe ein Band ist zwischen Mann und Weib als solchen auf Lebenszeit? Der im nächsten §. 185 endlich aufgestellte „sittlich-christliche Begriff der Ehe“ ist eben dieser, nur mit zum Theil überflüssigen Worten und dabey dennoch des zuletzt angegebenen, auch wohl wesentlichen,

Merkmals der Lebenslänglichkeit ermangelnd. Wie wird aber mit dem Vf. in 1 Mos. 2. die Bedeutung „conubitus“, oder 1 Kor. 7, 4 ein Verbot des Bruchs, oder (nach S. 166) dies, daß in diesem Kap. der Apostel (vgl. dagegen v. 39) „die Ehen der Christen und Heiden sogar empfehle“, haben? Im §. 191 sind die Monogamie aus fünfley Gründen gerechtfertigt, von welchen Nr. 2, daß durch Polygamie das Menschenrecht, es sey des Weibes, oder (in der Papstrie) des Mannes, verletzt werde, allein genügt, und Nr. 1, daß nach der Naturordnung in den Geburten auf jeden Mann nur Ein Weib komme, wie Hr. v. A. auf das an seinem Orte (zu B. I. §. 37. S. 29) dawider Bemerkte geachtet hätte, nicht aber auch dastehen würde. Der §. 194, welcher „von dem christlichen Erlaubnißgesetze der Ehescheidung“ überschrieben, zu bestimmen sucht, in welchen Fällen „die Auflösung des ehelichen Bandes vor dem Richterstuhle des Gewissens ungerecht, zweifelhaft und pflichtgemäß erscheinen könne“, wird zur förmlichen Casuistik, wobey dennoch der Vf., aller Weitläufigkeit (S. 195—211) ungeachtet, zuletzt sich zu dem Geständnisse, die Moral könne hier das volle Moment der Pflicht nicht immer erfassen“, gedrungen sieht. Nur nach einem willkürlich beschränkten Begriffe der Keuschheit konnte §. 196 gesagt werden, daß der Mensch „vermöge der Gewalt des Naturtriebes (das ist gar falsch, weil Pflicht durch Sinnlichkeit zwar bedingt, aber keineswegs begründet ist) zur Keuschheit, und durch sie (die Keuschheit!) zur Fortpflanzung seines Geschlechts in der Ehe berufen sey.“ Es wird nämlich unter dem hier verstanden „die weise Befriedigung des Geschlechtstriebes, die nur in der Ehe Statt findet“, als ob nicht Enthaltbarkeit in dieser ebenfalls zur Keuschheit gehöre, die auch §. 197. S. 229 von Vf. selbst ausdrücklich dazu gerechnet wird. Es scheint ihm, wie es scheint, in seiner ganzen Abhandlung von der Keuschheit hauptsächlich der an sich allerdings edle Zweck vor, dem Klosterleben das Lob ein keusches, oder sogar das allein keusche zu seyn, mit Nachdruck zu verweigern; aber dieser Zweck konnte leicht ohne solche unstatthafte Begriffsverengerung, die den Vf. in Selbstwiderspruch verfallen ließ, erreicht werden. Unter dem wohlgeordneten Titel „Familienpflichten“ ist in der nächstfolgenden Unterabtheilung zuerst vom „Umfang der älteren Pflichten“ überhaupt und §. 200 insbesondere von „der Einwirkung der Aeltern auf die Erziehung der Kinder“, dann §. 201 von „den Pflichten der Kinder“, und endlich in den beiden übrigen §§. von den gegenseitigen Pflichten der Herrschaften und des Gesindes eben so kräftig ermahrend und ermunternd, als interessant und reichhaltig belehrend gesprochen; wobey namentlich die S. 272 vorkommende Empfehlung von „Gesindeschulen“, in welchen „der Confirmandenunterricht nach einem erweiterten Plane für dienende Jünglinge und Mädchen fortgesetzt würde“, sich als ein Wort zu seiner Zeit und an seinem Orte selbst empfiehlt. Noch ist in den vier §§. der

letzten Unterabtheilung von den Pflichten „gegen Gunde und Wohlthäter“ die Rede. Man kann es schicklich nennen, am Schlusse einer Abhandlung der Nächstenpflichten über die Freundschaft zu rechnen, weil in dieser alles Pflichtmäßige der Achtung und Liebe gegen den Nebenmenschen mit der besten Willigkeit, es auszuüben, sich vereinigt; der Freund, wie er seyn soll, ist der reinste Mensch einem gleich reinen verbunden, so wie der Christ der religiöse Mensch in edlerer Bedeutung des Worts, jeder andere; und dasjenige, was Hr. v. A. hier 204 über die Freundschaft vorgetragen hat, macht allerdings, obschon er keinen recht klaren und festen Begriff davon aufstellte, doch das Wesen und den Werth dieses „Bandes der Vollkommenheit“ im Vergleich gegen Andere sehr kenntlich und wichtig. So würdig, wahrheitsgemäß und anziehend ist die Verpflichtung zur Freundschaft, welche in dieser Hinsicht wohl am treffendsten mit der Verehelichung verglichen läßt, unter dem minder passenden Titel: „das Freundesleben als Pflicht“, §. 205 dargestellt, wo Jesus als Muster in der Freundschaft (S. 36—288) trefflich geschildert wird. Auch lies't man die Bemerkungen und Rathgebungen mit Vergnügen, welche §. 206 in Absicht auf Wahl und Behandlung des Freundes, wiewohl dieselben ebenfalls durch die Ueberschrift: „Das würdige Betragen der Freunde“, nicht klar genug angekündigt sind, ertheilt werden. Aber desto mehr läßt sich mit Recht gegen den letzten dieser §§., welcher die Beschreibung und Würdigung der Dankbarkeit und Undankbarkeit am Gegenstande hat, erinnern. Wie kommen, fragt man billig, diese moralischen Gegensätze gerade hierher, da das gegenseitige Verhältniß des Gebers und Empfängers eine Hauptseite des menschlichen Lebens überhaupt betrifft (der Vf. hat dies in den ersten Worten des §. 207 und S. 296 in der Ausführung selbst angewendet), und daher von der Dankbarkeit, deren Regentheil dabey zugleich zu erwähnen wäre, eben wohl unter den allgemeinen Nächstenpflichten die Rede seyn muß, wie von der Wohlthätigkeit? Der Vf. acht diese ungehörige Stellung der vorliegenden Materie dadurch zu verdecken, daß er hierjenes Verhältniß, damit es als ein besonderes erscheine, bloß, aber ohne allen Grund, auf „den Dürftigen“ bezieht, welchem ausdrücklich Barmherzigkeit erwiesen wird; obwohl er darin nicht durchgängig (s. z. B. S. 302 r. 2) sich gleich bleibt. Hatte er etwa wirklich die rechte Gelegenheit, von der Dankpflicht zu sprechen, imlichen Mittelbar hinter §. 172, der von der Wohlthätigkeit handelt, aus der Acht gelassen? Welche überspannte Vorstellung aber von der Undankbarkeit ist es, nach welcher sie im §. selbst für „Ersterung gegen den Wohlthäter“, in der Erläuterung selbst gar für „eine bittere Verachtung des Wohlthäters“ erklärt wird! So wäre sie kaum noch menschliches Laster; wie denn auch S. 298, 299 Hr. v. A. von Menschen überhaupt das Schreckliche ausspricht: „Im schneidendsten Widerspruch mit seiner vernünftigen und sinnlichen Natur (mit völliger

Unnatur also?) haßt er den Wohlthäter; er glaubt, ihm eine Höflichkeit zu erweisen, wenn er die Beweise seines Wohlwollens vergißt; und wenn das nicht gelingt, so haßt er ihn.“ Heißt das nicht, selbst mit Erbitterung über das edelste Geschöpf der Erde aburtheilen? Wie so viele andere, weit verzeihlichere Ursachen liegen doch, nach Erfahrung und Selbsterkenntniß, der herrschenden Undankbarkeit zu Grunde, welche überdiß weit häufiger im bloßen Mangel des Danks, als im vorsätzlichen Undanke besteht, der auch gewiß selbst nur höchst selten zum förmlichen Widerspiel der Achtung gegen den Wohlthäter wird. Ein biblisches Beyspiel von jener halbsatanißchen Undankbarkeit finden wir vom Vf. nicht angeführt. Warum aber konnte er auch nicht als Muster der Dankbarkeit Jesum aufstellen? Eben so wenig ist ihm endlich der im letzten §. des ganzen Buchs noch folgende „Anhang“ gelungen. Nach dem im §. 82 dargelegten Plane der Ethik sollte darin von Pflichten gegen „die (versteht sich, vernünftlose) Natur überhaupt“, vornehmlich indeß gegen Thiere und Pflanzen, gehandelt, auch überdiß „der Pflichten gegen höhere Geister und Verstorbene“ Erwähnung gethan werden; dafür jedoch ist in der Ueberschrift jenes §. 208 bloß die „moralische Stellung des Menschen gegen die Thiere“ zu finden, welcher auch sein gesammter Inhalt, außer das S. 304 „die ganze organisirte Schöpfung“, und S. 205 „Gefühl der Pflicht gegen höhere Wesen“ beyläufig genannt worden, allein nur entspricht. Wäre aber auch nur das statt des versprochenen Vielen gegebene Wenige seines Platzes in einer christlichen Sittenlehre noch mehr werth! Zu allem dem, was hier als Pflicht des Christen aufgestellt und empfohlen ist, wußte der so bibelbewanderte Vf. doch keinen einzigen neutestamentlichen Ausspruch bezubringen. Und wenn er unter den vier Gründen für eine Verpflichtung gegen die Thiere „die unverkennbaren Vorzüge“ derselben (ohne Zweifel vor den noch niedrigeren Geschöpfen?) zum ersten und bedeutendsten macht, wobey er ihnen „eine Aehnlichkeit des Denkvermögens“ mit dem Menschen und sogar „Tugenden“, die der Mensch „im Besitze der Freyheit oft noch keineswegs errungen“ habe, zuschreibt; so scheint er doch in Wahrheit, was er anderwärts verwirft, behaupten zu wollen, es gebe um ihrer selbst willen, als ob sie moralische Wesen wären, ein pflichtmäßiges Handeln gegen die Thiere, weswegen er auch wohl z. B. die Frage, ob Castrirung derselben, wie nützlich immer für ihren Gebrauch, erlaubt sey, unentschieden gelassen hat. Noch gefährlicher aber für die Moral erscheint das von ihm gebrachte religiöse Moment, nach welchem, laut S. 310, es möglich ist, daß sie, wie der Mensch, zu einer jenseitigen Fortdauer und Fortentwicklung ihres Wesens bestimmt seyen; denn, hat auch das Thier die Würde der Unsterblichkeit, so muß man die Kutschpferde nicht minder, als den Kutscher, mit achtungsvoller Liebe behandeln. Das Rechte und einzig Wahre in dieser Sache ist, was hier sogleich anfangs im §. steht, daß der Mensch die vernünft-

aunstlosen Geschöpfe „zweckmäßig und seiner würdig“ zu behandeln habe, und diesen Satz hat Hr. v. A. auf den ebenfalls sehr richtigen, noch allgemeiner, gegründet, daß „Pflicht und Recht in ihrer tiefsten Wurzel von dem Menschen selbst ausgehen“, durch welchen er aber mit der Ableitung seiner ganzen Sittenlehre aus Glauben an Gott hier am Schlusse derselben nochmals in offenbarem Widerspruche sich zeigt.

Gern schlossen auch wir hier unsere prüfende Anzeige des ausführlichen und zugleich gehaltreichen Werks, wenn wir nicht noch einen Rückblick auf die Eingangs erwähnte kurze Vorrede zu werfen hätten. Diese enthält ihrem größten Theile nach eine Art von Selbstrecension des Vfs., welche zu unserer Art von Recension in absichtlicher, obschon nicht ausdrücklich angegebener, apologetischer Beziehung zu stehen scheint. Es ist daher billig, eine solche Entgegnung auf das von uns Gesagte nicht ohne Antwort zu lassen, und so auch diesem dritten Theile unserer kritischen Beleuchtung des beurtheilten Werks noch eine allgemeine Bemerkung beyzufügen.

Unstreitig zur Erledigung des gegen diese Sittenlehre von uns bey mehreren Gelegenheiten beygebrachten und begründeten Tadel, daß sie den ihr wirklich beygelegten Namen eines „Systems“ nicht mit Würden führe, hat sich Hr. v. A. am bezeichneten Orte zuerst so vernehmen: „Es handelte sich bey dieser Arbeit nicht um ein neues System der Tugend, welches der Denker eben so verdächtig seyn müßte, als ein neues Lehrgebäude der Geometrie (und Religionslehre)“. Unsere Recension aber hat weder ein Tugendssystem, noch viel weniger ein neues S. u. T. verlangt und im beurtheilten Buche vermißt; sondern vielmehr nur systematische Einheit und Gründlichkeit der in diesem vorgetragenen Lehren, und systematische Ordnung und Planmäßigkeit des Vortrags selbst; für den Denker übrigens würde allerdings ein sich so nennen, des „neues System der Tugend“, durch welches nämlich, wiefern es eben so viel, als ein neues Wesen der Tugend selbst, das nothwendig systematisch ist, bedeutete, Alles, was jemals bey Menschen Tugend geheissen, verworfen wäre; gerechten Verdacht gegen sich erwecken, keineswegs hingegen ein „neues Lehrgebäude der Geometrie“, d. h. ein Lehrbuch dieser Wissenschaft nach einer neuen Methode, und noch weniger ein solches „der Religionslehre“, dergleichen von Alters her so viele (Hn. v. A.'s „Summa“ gehörte zu ihrer Zeit auch darunter) ohne Anstofs erschienen: die in der angeführten Stelle versuchte Selbstrettung bekommt bloß durch die Zweydeutigkeit des Worts „System“ einigen Schein. In unserm erwähnten allgemeinen Tadel aber lag unter Andern das Besondere, daß es der von ihrem Urheber als System angeführten christlichen Sittenlehre an einem tüchtigen Princip gebreche. Daher ohne Zweifel spricht Hr. v. A. in jener Vorrede zunächst zweyten davon: es sey seine Absicht gewesen, „die Lehrer der Moral auf das aus der göttlichen Idee, wie sie durch den Erlöser der Welt

in uns vermittelt werde, abgeleitete Princip der Welt zu gründen“. So hätte dann diese Sittenlehre statt in Principien deren sogar zwey, da ein „abgeleitetes“ nicht auf ein höheres, wenn es seine Ableitung erhielt, weist? Jenes nun im gegenwärtigen Falle, das der Vf. in unserer ersten Recension, weil es S. 37 schon schonen war, besprochen und als jener Art angethan, wir glauben, aufgezeigt worden. Welches aber die Höhere, die einfach so benannte und durch den Vf. als christlich bezeichnete „göttliche Idee“? Nach der nächst folgenden Periode, wo das Klarste und Bestimmteste, was in dieser Vorrede darüber vorkommt, „vom Reiche Gottes, oder (von) einer moralischen Weltung“; denn diese Lehre heißt daselbst die „Grundidee des Christenthums.“ Dafür nun kann sie zwar wohl gelten, nicht, wiefern das Christenthum Moral, sondern wiefern moralische Religion ist. Weiterhin bedient sich der Vf. davon des Namens „religiöses Ideal“, was nicht nur nicht dabey mit dem dunkeln Ausdrucke, den Vf. selbst als „wissenschaftlichkeit“, um ihr zugleich eine auf Moral wissenschaftlich bezulegen, den sie jedoch die religiöse, dadurch, daß sie eben die moralisch ist, und die in ihrer Religiosität durch Moral bestimmt ist, hat und haben kann. Durch die drittelgeleitete Bemerkung des Vfs., er „habe auf jeden Schmutz der Welt Verzicht geleistet“, sollte nach aller Wahrscheinlichkeit, dem Vorwurfe des Rec., daß derselbe im vorliegenden Buche schon „mehr witzig, als wahr“ gesprochen und der Schönheit der Worte die Genauigkeit und Richtigkeit der Gedanken geopfert habe, begehnet werden; worüber indess Rec. jeder parteylichen Leser des auch anderwärts häufig „voll“ genannten Buchs getrost zwischen sich und dem Richter stellt. Wir haben ferner gegen diesen Vf. nichts, er seine christl. Sittenlehre, vornehmlich in der Theilung von den Religionspflichten, in zu großer Feinheit von der kirchlichen Dogmatik gebracht habe, er hier nichts damit zu bestritten, daß er das Christenthum, die einzig wahre und seligmachende Religion nennt und nun, wie im Vorhergehenden, von dieser, daß sie „mit der Glaubenslehre in Verbindung“; Beidem hat er leicht unsere volle Zustimmung; trifft unsere Erinnerung nicht. Es gibt keine Religion ohne Glaubenslehre, welche vielmehr ganz in den nächsten Beziehungspunkt findet; und eben so wenig ohne Widerrede, die christliche Heilandslehre, welche die der Vf. ihr begelegt hat; aber diese bezieht sich im reinen und allgemeinen Sinne des Worts eben auf die Bedingung, daß sie nicht abhängig vom kirchlichen, als solchem, gemacht, sondern die der Sittenlehre der Kirche selbst, die z. B. Matth. 23, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1830.

RELIGIONSSCHRIFTEN.

MAINE, b. Kupferberg: *Die katholische Kirche im neunzehnten Jahrhunderte und die zeitgenössische Umgestaltung ihrer äusseren Verfassung, mit besonderer Rücksicht auf die in dem ehemaligen Mainzer, später Regensburger Erzstifte hierin getroffenen Anstalten und Anordnungen.* Herausgegeben von G. L. C. Kopp, großherzogl. Frankf. geheim. geistl. u. Ober-Schul- u. Stud.-Rathe, des großherzogl. Concord.-Ordens Ritter. 1830. VI u. 486 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Wir freuen uns diese Schrift zur Kenntniß des Publicums bringen zu dürfen, indem sie, von einem katholischen Geistlichen herrührend, nicht wenige Erscheinungen darbietet, welche das Streben nach Licht und Freyheit in der katholischen Kirche bezeugen; aber auch zugleich beweisen, daß Rom von jeher alle Fortschritte zum Bessern hemmte und im grellen Contraste mit helldenkenderen Geistesern blieb. Zwar verläugnet der Vf. keineswegs die Unterwürfigkeit gegen die Kirche, die er sogar *unfehlbar* nennt (S. VI); er will nicht ein einziges Dogma seiner Kirche verändert wissen (S. 13), *bejahet sogar, daß die katholische Kirche die alleinigmachende sey* (S. 882); dessen ungeachtet würde die protestantische Kirche der katholischen Glück wünschen und den Sieg des Lichtes über die Finsterniß mit ihr feyern, wenn alle in diesem Buche ausgesprochenen oder angedeuteten Reformen zur Ausführung kämen. Der Vf. läßt in der Regel nur die Mitglieder des ehemaligen Mainzer Erzstiftes ihre Gutachten vorbringen, welche gewöhnlich sehr interessant sind und allerdings zur Belehrung der Finsterlinge der Verborgenheit entrissen zu werden verdienten; Er selber tritt nur bisweilen hervor, um das übrige lose Gewebe des Ganzen wieder aufzufassen, wenn es unterbrochen ward. Es kommen besonders sieben Punkte zur Sprache: 1) *Anstalten zur Verbesserung der äussern katholischen Kirchenverfassung im Allgemeinen.* Hier finden sich die von dem Emsen Congresse gefertigten Vorarbeiten, Gutachten und andere zur Geschichte des Congresses gehörige Aufsätze; die Anträge, Gutachten und Vorbereitungen zu der angesagten Diöcesan-Synode 1789. Von dem Eide der Bischöfe heisst es: „Die Eidesform der Bischöfe enthält Dinge, die unpassend, der Würde des Amtes ungeziemend, *Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.*

und sogar dem bischöflichen Hirtenamte ganz entgegen sind. — *Haereticos pro posse persequar.* Man weifs, wie weit diese Begriffe oft von Rom ausgedehnt werden.“ Auch der letztverstorbene Kurfürst-Erzbischof, nachher Großherzog von Frankfurt, verweigerte bey seiner Wahl als Coadjutor von Mainz und Erzbischof von Tarsis diesen Eid in der gewohnten Form zu leisten, weil die Ausdrücke: *persequar haeret. etc.* den vielen protestantischen Unterthanen des damaligen Kurthums, besonders im Eichsfelde und zu Erfurt, anstößig und beunruhigend scheinen mußten, und überhaupt ein solches Versprechen gegen seine Regentenpflicht und gegen seine Ueberzeugung sey. Diese Gründe wurden durch den Agenten in Rom vorgelegt, und es erfolgte die Erklärung, daß diese Ausdrücke keineswegs auf den Druck oder Unduldsamkeit gegen die protestantischen Unterthanen zu deuten oder zu verstehen seyn. Erst nach dieser Erklärung entschloß sich der verstorbene Erzbischof, den Eid zu leisten (S. 30 f.). — Die Bischöfe sind heut zu Tage weniger scrupulös. — Vorzüglich hat uns aber das Schreiben des Fürstbischofs von Passau an den Kurfürsten von Mainz angezogen (S. 39—44), worin es heisst: „Die Grundfeste der Kirche ist das allgemeine Episcopat. Dieses Episcopat ist in und bey der allgemeinen Kirche, und da dieselbe das Episcopat nicht selbst ausüben kann, so wurden Menschen bestellt, die dieß kirchliche Episcopat, ein Jeder nach seinem Antheil, nach allgemeinen Grundsätzen frey ausüben, sich von Niemand im rechtmässigen Gebrauche stören oder beeinträchtigen lassen solle. Da nun die Fortdauer dieser Verfassung zu Christus Zweck gehörte und dieselbe nur in und durch die Einigkeit bestehen konnte, wurde unter denen, die die kirchliche Verfassung einhalten sollen, Einer gewählt, dem die Aufsicht zur Einförmigkeit der Lehre anvertraut wurde. Diesem sind nun in der Folge der Zeit die glänzenden Ehrentitel und Vorzüge zugeheilt, oft auch durch Schmeicheleyen übertrieben, und er bis zum Bischofe aller Bischöfe, wenn nicht gar zum Herrn der ganzen Welt hinausgesetzt worden. Wir würden noch Mühe haben, diesen ungegründeten und gegen Christus Lehre angewachsenen Dominat in seine erste Grenze aus unverfälschten Gründen zurückzuführen, wenn es nicht einer selbst unter ihnen, bekanntlich der große Gregorius, eingesehen hätte, daß er im Grunde nichts als

als ein Mitbruder und Mitbischof der Uebrigen sey. — Jedoch bey allem diesen so auffallenden Bekenntniss ist es seinen Nachfolgern, denen die Aufsicht der Einigkeit aufgetragen wurde, gelungen, durch ein lang durchdachtes System, durch Benutzung misslicher Umstände, durch Wege und Umwege dahin zu bringen, daß sie sich außer der ersten ganz einfachen Verfassung der Christus-Kirche emporgeschwungen, sich zu Herren und Befehlshabern der übrigen Bischöfe, die von jeher ihre Brüder waren, zu erklären, sondern sich durch verschiedene, in den Schriften so sehr bekannte Mittel zum allgemeinen Gesetzgeber, Richter und Imperator aufzuwerfen. Es haben sich zwar bey Erscheinung dieser Neuerungen tiefdenkende Bischöfe Deutschlands und Frankreichs gegen diese ungewöhnliche Anmaßung nach allen Kräften gestraubt, sie unterlagen jedoch, und so wurde eine ganz neue Kirchenverfassung gegründet, dadurch (sic!) die so sehr empfohlne Einigkeit zerstreuet und zu einem Bündeskasten so vieler Beschwerden, Irrungen, Trennungen und Spaltungen umgeschaffen; das bloß zur Erhaltung der Glaubenseinigkeit eingesetzte Primat wurde zu einer Machtvollkommenheit erhoben, dessen Grund vergeblich alle römischen Kurialisten suchen und nie finden werden. — So spricht ein Bischof im J. 1788, und im J. 1880 krieche die deutschen Bischöfe vor dem römischen Stuhle!! — — Kurfürst Friedrich Karl hatte eine Diöcesan-Synode im J. 1789 zur Förderung der Reinheit des Glaubens und der verfallenen Kirchen-disciplin beabsichtigt, das Donikapitel aber, als der eigentliche Senat des Bischofs, war die erste Corporation, die den Wunsch ausdrückte, alles bey sich Alten zu lassen (S. 59). Dagegen gab es freykinnigere Männer, welche die Abschaffung der Messstipendien und der Lehre der Privatapplicatien der Messen, die Haltung des Gottesdienstes in der Muttersprache, die Ausstrichung mancher verdächtigter Heiligen, die Aufhebung des Bibelverbots und der Messen für die Heiligen (S. 101) (*Missae pro Sanctis, ut erroribus ansa praecidatur, nullae amplius nominentur*), ferner die Nicht-Verehrung der Bilder (S. 104) u. dgl. beabsichtigten. So ward auch das Bücherverbot (S. 133) verworfen. — 2) Anstalten für die Reformation des Klerus insbesondere. Sie beziehen sich auf Bildung und Fortbildung des Klerus und auf Verbesserung seines Unterhaltes. Der Vf. stellt hier (S. 149) die Bildung der Protestanten den Katholiken gegenüber, die offenbar höher stehen sollten, da sie oft bessere Besoldung, größere Unabhängigkeit und mehr Muße als die Protestanten hätten. — 3) Diöcesan-Anstalten zur Verbesserung der Seelsorge. Diese bestehen in Errichtung mehrerer Pfarreyn und Kaplanen mittelst Stiftung eines Pfarrfonds; in Einführung einer bessern Agende, in Bearbeitung eines neuen zweckmäßigen Katechismus, eines neuen zweckmäßigeren Bréviers, Abschaffung der Stolgebühren und Messstipendien; Einführung einer zweckmäßi-

stern Liturgie. — Das erzbischöfliche Ordinariat, wie der ganze vernünftige Klerus fühlten, lag das dringende Bedürfnis einer neuen Agende, und es ward im J. 1787 eine eigene Commission zu diesem Geschäfte niedergesetzt. So kam ein schöner Entwurf zu Stande. Viele Segnungen glaubte man, trügen das Gepräge des Mittelalters, wo man besonders den bösen Geistern eine größere Herrschaft einräumte, als ihnen das Evangelium gebe; die älteren Formularien trieben wegen den Teufel aus jeder Blume, aus jedem Hause, sogar aus den Kirchen. Vgl. *Benedictio mputei: Deprecamus domine... ut ex eo fugare digni omnem diabolicas tentationis incursum* (S. 168). — 4) Die Liturgie des funfzehnten Jahrhunderts kann nicht die des neunzehnten seyn; deswegen sind darin Verbesserungen nöthig, und man vernachlässigt ein großes Beibehaltungsmittel, wenn man im Cultus gar nicht vom Alten abzuweichen will. (S. 221). „Es war, vielleicht ist es noch“ (allerdings!) „an vielen Orten im Gebrauch, eine sogenannte Kreuz-Parabole in die Form einer Monstranz zu fassen und damit bey gewissen kirchlichen Festen den Segen zu geben. Beides ward für die Mainzer Diöcese untersagt.“ (S. 228). — 4) Grundsätze und Amtsführung in Sachen der bischöflichen Jurisdiction. „Ein römisches Dispositionsrecht ist weder von der Kirche ausgesprochen, noch weniger der Besitzstand unbestimmt.“ (S. 255). — Hinsichtlich des Celibats nimmt der Vf. die *reductio ad statum laicalem* in Schutz (S. 256) eine Ansicht, die er schon früher in seiner ersten Schrift: „die katholische Geistlichkeit im neunzehnten Jahrhundert. Frankf. a. M. 1817.“ entwickelt hatte. Aber was sollen Palliativmittel? — 5) Benehmen und Grundsätze über die erzbischöfliche Jurisdiction bey Erledigung der Suffragan-Bischöfe. 6) Grundsätze und Verfahren in Eheachen. Durch Socher's Werk über die Entscheidung hat der Vf. (S. 369) zwar die Frage über Auflösbarkeit des Ehebandes entschieden; aber die Urtheile der künftigen Referenten sind weniger liberal und laufen immer darauf hinaus, gemischte Ehen nicht zu billigen, Kinder derselben nur katholisch erziehen zu lassen, und auch der Vf. ist hier nicht ganz abgeneigt, in den letztern Punkt einzustimmen. — „Ob ein Katholik eine richterlich geschiedene Protestantin heirathen könne?“ — Nein; denn seine Heiligkeit entschieden, daß die Ketzern den Gesetzen der Katholiken unterworfen blieben (S. 429). — 7) Zustand des Erzstifts im Allgemeinen. a) Priesterstand; b) Klosterwesen; c) Schulwesen. „Die Erfahrung wird bald beweisen, daß das Gedeihen der neu errichteten Klöster nicht im Geiste des Zeitalters liege“ (S. 459). (!)

In ruhigem redlichen Forschen, sagt der Vf. (S. 2), ernstem Abwägen der Gründe — mag die neue Kirchenverfassung zur Reife gedeihen. Lange kann aber der alte Zustand unserer äußern Kirchenverhältnisse nicht mehr dauern. Die Menschen,

re Erziehung und Cultur, kurz der Geist der Zeit und der Völker haben sich geändert; daher kann eine alte Gestalt der Kirche nicht bleiben, *wenn nicht, wie eine aus dem Mittelalter stammende, einmal und nicht in dem verjüngten Deutschland dastehen will.* — Noch steht es bey uns (S. 9), den Zeitgeist zweckmäßig zu leiten. Wird der Zeitpunkt versäumt, so setzen wir uns in Gefahr aus, *durch eine schmachvolle Kapitulation unsere Schwäche selbst bekrunden zu müssen.*"

Ungern bemerken wir, bey den freyern Aufseungen des Vfs, ein stetes Haschen nach Autorität, mit der fast alle beherzteren Andeutungen untertützt sind. Dieses Verschanzen hinter dergleichen Ballwerke verrieth noch zu viele Scheu gegen die Dunkelmänner unserer Zeit. Auch fehlt es nicht außer den angezeigten Druckfehlern an andern, welche hier und da in Provinzialismen, z. B. die Bischen, dürfen u. dgl., auszuarten scheinen. Der Druck und das Papier sind sehr schön. Möchte dieses Buch in der (katholischen) Kirche seine beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen!

DEUTSCHE RECHTSGESCHICHTE.

Göttingen, in der Dieterich. Buchh.: *Deutsche Rechtsalterthümer* *), von Jacob Grimm, 1828. XX u. 970 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Es sind uns andere kritische Blätter mit der Aufgabe des vorstehenden Werkes bereits vorangeeilt, und sie sich auf eine eigentliche Kritik einzulassen, weil eine solche im strengsten Sinne über den Inhalt des Werkes selbst, als *Materialien-Sammlung*, freylich auch unstatthaft ist, da nur die *Verarbeitung* eines gegebenen Stoffes einer Kritik unterworfen werden kann. Was also dieses *Material* als solches anlangt, so können auch wir keine Kritik beabsichtigen; denn, im Allgemeinen betrachtet, steht uns der berühmte, um die Grammatik und Rechts-Alterthümer der germanischen Völker so verdiente Vf. hier wirklich nur, was der Titel schonweg besagt, *deutsche Rechts-Alterthümer* aus gedruckten und ungedruckten Quellen, jedoch nicht systematischer Ordnung aneinander gereiht, und es ist bloß die XVIII Seiten lange Vorrede, worin sich der Vf. selbst über sein Werk und was ihm dabei gelehrt hat, erklärt. Wir beschränken uns daher auch bloß 1) auf eine Kritik dessen, was der Vf. in dieser Vorrede gesagt hat, machen sie nur Rolle unserer Kritik überhaupt, denn sie bezieht in der That fast alle Punkte, welche einer Kritik dieses Buches ins Auge zu fassen hat; und 2) auch eine Beschreibung der *Form*, des *Inhalts*, der benutzten *Quellen* und des großen *Nutzens* dieses Werkes sowohl für das *Studium* in die *Verarbeitung* des germanischen Rechts, wie auch selbst für die praktische Rechtswissenschaft, in so fern wir Gelegenheit haben werden, mehrfach zu zei-

gen; daß mancher der hier mitgetheilten alten Rechtsgebräuche, von denen der Vf. zu glauben scheint, sie seyen längst verschwunden, noch zur Stunde in Uebung sind. Rec. geht sodann noch mit um so größrer Lust an die Relation, als er in dem Buche so vielen Aeußerungen begegnet ist, die er in demselben Jahre drucken liefs, wo das vorliegende Werk erschien, ohne je mit dessen Vf. in Verbindung oder Ideen-Austausch gestanden zu haben.

Hauptzweck des Vfs bey diesem Werke war also, nach S. I der Vorrede, „darzuthun, auf welche bisher unversuchte Weise unsere Rechts-Alterthümer könnten behandelt werden.“ Die Schule deutscher Rechts-Antiquare des verwichenen Jahrhunderts sey nämlich ausgestorben, ohne ihre Aufgabe gelöst zu haben. *Heinccius*, *Gruppen* und *Dreyer* hätten theils aus einem zu beschränkten Quellen-Vorrath geschöpft, theils durchaus keine fruchtbaren, inhaltigen Ergebnisse zu Tage gefördert. Weit größer seyen die Verdienste von *Haltensleben*; er habe durch sein vortreffliches und umfassendes Glossarium, worin der Fleiß eines *Ducange* wehe, sich ein dauerndes Verdienst um die Alterthümer des deutschen Rechts erworben; die alphabetische Ordnung sey allein daran Schuld, daß dieses Werk nicht gehörig benutzt worden sey. *Möser* habe sich mitunter zu sehr in bloße Muthmaßungen verstriegen. Mit glücklicherm Erfolge hätten *Bodmann* und *Kindlinger* gesammelt, ohne jedoch ihrer Schätze selbst Meister zu werden. In unsern Tagen habe denn vorzüglich unter *Eichhorn's* Händen die *Wissenschaft* des deutschen Rechts einen neuen Schwung genommen (nicht auch durch *Mittermaier's* Lehrbücher?); die eigentliche *antiquarische Forschung* habe aber mindere Fortschritte gemacht, als man bey der historischen Richtung der Germanisten erwarten sollte, obgleich die innige Theilnahme an den Alterthümern durch nichts mehr gestört werde, als durch die *überwiegende* Wendung nach dem heutigen Zustande. Der Vf. giebt bey dieser Gelegenheit den Unterschied zwischen dem *historischen Rechtsgelehrten* und dem *Alterthumsforscher* an. „Jener erläutert das Neue aus der Geschichte des Alten, dieser das Alte aus dem Alten selbst und nur hülfweise aus dem Jüngern; jener läßt das ganz Veraltete, dieser das bloß Neue bey Seite liegen. Jener ist gezwungen, das Alte dem System des neuen Rechts anzufügen; dieser wird geneigt seyn, die vielgestaltige Erscheinung des Alten auf ihrer breiten, freyern Grundlage ruben zu lassen.“ Rec. schmeichelt sich, durch sein in seiner Schrift: Die historisch staatsrechtlichen Grenzen moderner Gesetzgebungen und was ist objectiv gesetzfähig und darneben noch gesetzunfähig? S. 104 mitgetheiltes Schema für die gesammte historische Darstellung des germanischen Rechts bis auf unsere Tage, eine vermittelnde Methode

*) Die Redaction hofft über dieses wichtige Werk noch einen zweyten Artikel liefern zu können. *Blume*,

thode angedeutet zu haben, wo der historische Rechtsgelehrte durchaus des Alterthumsforschers nicht entbehren kann; wobey nicht das Alte dem Neuen, sondern das Neue dem Alten angefügt wird; wo auf der breiten Basis des Alten das Neue und Fremde bloß an seinem Orte behandelt wird, oder bildlich zu reden, wo das Alt-Germanische den Stamm und die Hauptäste bildet, und das *Neue* bloß als jüngere Verzweigung oder Verkrüppelung, das *Fremde* aber als fremdes Pfropfreis an seiner Stelle behandelt wird.

Unter solchen Umständen, sagt nun der Vf. weiter, habe es ihm mehr gewagt als unrathsam geschienen, wenn Einer, *der nicht Rechtsgelehrter vom Fach sey*, ohne alle Rücksicht auf Praxis und heutiges System, sich unterfinge, *Materialien* für das *sinnliche Element* der deutschen Rechtsgeschichte, so viel er *ihm* habhaft werden könne, vollständig und getreu zu sammeln. „Der Versuch einer ersten Arbeit in diesem Sinne, von der man wohl sagen kann, daß sie mehr Oel als Salz enthält, liefere ich hiermit; ein Werk voll *Materialien*.“ Wohl wahr, ein Werk voll *Materialien*, wie wir näher zeigen werden, dessen Werth und Brauchbarkeit aber eben erst durch das glückliche Totalgefühl des Vfs bey seiner Anordnung oder Systematisirung unendlich gewonnen hat, so daß sich hier so recht augenscheinlich zeigt, von welcher großen Bedeutung die *Form* ist, in der wir einen gegebenen Stoff bearbeiten oder auch nur gruppiren.

Wegen der Benennung *deutsche Rechtsalterthümer* erklärt sich der Vf. dahin, daß er das Wort in dem Verstande nehme, wie er seine Grammatik eine *deutsche* genannt habe. Für alle diejenigen, welche das Buch erst aus dieser Recension kennen lernen sollten, sey also bemerkt, daß der Vf. nicht bloß *deutsche* Alterthümer im engern Sinne giebt, sondern auch und hauptsächlich *nordische, englische, niederländische, französische, spanische* u. s. w. Kurz, daß es *germanische* Rechtsalterthümer sind und, um das zu liefern was der Vf. bezweckte, *seyn mußten*; denn die germanischen Völker waren von jeher eines Charakters, selten einerley *Sitten* und *Gebräuche*, einerley *Rechte*, einerley *Grammatik* u. s. w., nur aber eben so local modificirt und variirt, wie es ihre Sprachen waren und sind. Für Rec. und alle diejenigen, welche, wie er, weder der alt- noch neu-nordischen Sprachen mächtig sind, ist daher das Buch, wegen der vielen Mittheilungen aus den *alt-nordischen* Rechten, eine *wahre Quelle*. Mit noch größerm Danke würde man es jedoch gesehen haben, wenn der Vf. diesen Stellen in den No-

ten eine deutsche Uebersetzung beygefügt hätte. *Schimpflich* wäre dieß, wie er es S. XII nennt, nicht gewesen. Auf welchen Universitäten wird denn *gegenwärtig* eben so gut alt-nordisch und alt-sächsisch gelehrt, wie griechisch und lateinisch, so daß alt-nordische u. s. w. Rechtsstellen *den* Gelehrten eben so verständlich wären, wie griechische und lateinische Citate? Ist man doch mit Hülfe von des Vfs Grammatik noch lange im Stande, eine alt-nordische Rechtsstelle *ganz* zu übersetzen. Jeder, der sich für das *Studium* des germanischen Rechts interessirt, wird unstrittig wünschen, im Besitz einer so reichen Sprachkenntniß zu *seyn*, wie der Vf., aber wo sollen *Zeit* und *Mühe* zu deren Erwerb herkommen für den, der sich nicht *bloß* der germanischen *Alterthums-Erforschung* widmet, sondern der *historischen* und *praktischen* Rechtsgelehrsamkeit überhaupt? Der Vf. vergift den Zeitaufwand, den er selbst der *bloßen* germanischen Sprachforschung *erst* widmen mußte, *ehe* er uns das vorliegende Werk geben konnte. Wir glauben daher, daß der Alterthumsforscher *ex professo* für gar keinen andern Zweck zu arbeiten habe, als eben den *historischen* *Rechtsgelehrten* mit seiner Sprach- u. a. Kenntniß zu Hülfe zu kommen. Warum versieht man in Kopenhagen selbst den neuen Abdruck der alt-wendischen Rechte mit lateinischen und dänischen Uebersetzungen? um ihr Verständniß zu erleichtern.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE LITERATUR.

HAMBURG, in d. Herold. Buchh.: *Sigbrit. Historische Novelle* von Caroline Lessing. 1830. (Aus dem Wintergrün für 1830). 262 S. 8. (1 Rthlr.).

In der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts zog eine Niederländerin (Sigbrit) mit ihrer schönen Tochter *Byvecke* nach Bergen in Norwegen. Sie war eine Frau von vielem Verstande, und wußte mit Hülfe der wunderschönen Tochter den damaligen König von Dänemark und Norwegen, Christian den 2ten, so zu bestriicken, daß er in Staatssachen nichts ohne ihren Rath beschloß, und sie auf solche Art beide Reiche fast unumschränkt regierte. Dieses merkwürdige historische Factum, welches durch den liebenswürdigen Charakter der Tochter und eine edle Liebschaft derselben noch mehr Interesse gewinnt, wird von der Vfin befriedigend erzählt und würde das Gemüth des Lesers noch mehr ansprechen, wenn nicht das tragische Ende des schönen Mädchens den Genuß verkümmerte.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

November 1830.

DEUTSCHE RECHTSGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, in d. Dieterich. Buchh.: *Deutsche Rechtsalterthümer*, von Jacob Grimm u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgetrockneten Rezension.)

Seite VIII glaubt der Vf. sich wegen „der allzukühnen Verbindung und Nebeneinanderstellung ferner Zeiträume“ rechtfertigen zu müssen, und zwar daß er mit Stellen aus Tacitus, den alten Volksrechten, Urkunden des Mittelalters und aus Weisthümern des 18ten Jahrhunderts in einem Athem beweise, Rec. gesteht, daß er nicht wülste, auf welche andere Weise man hier verfahren könnte; kommen doch bey Tacitus Charakterschilderungen der Germanen vor, die noch jetzt wirklich mit dem Leben übereinstimmen, so daß also nicht bloß Stellen aus den Volksrechten, Urkunden des Mittelalters und der neuern Zeit, wenn deren vorhanden sind, chronologisch angereiht werden dürfen, sondern sogar an ein Zeugniß von Tacitus unbedenklich und sofort ein Weisthum des 17ten Jahrhunderts angereiht werden kann, um eine germanische Rechts-Sitte durch 17 Jahrhunderte hindurch zu belegen, oder, richtiger zu reden, als Resultat daraus hervorspringen zu lassen; denn bey allen historischen Forschungen soll der Forscher überhaupt nichts von vorn herein behaupten und es dann mit Stellen beweisen, sondern er soll und muß das Gefundene, die Quelle, voranstellen und daraus sein Resultat ziehen, weshalb es denn auch überhaupt bisher eine durchaus verkehrte und das Lernen selbst erschwerende Handlungsart in allen Wissenschaften war und noch ist, daß man mit Definitionen anfängt und mit deren Beweisführung schließt; da doch Definitionen ebenwohl allererst Reassumtionen oder Resultate der Untersuchung über das Wesen einer Sache sind. Mit andern Worten, der Forscher muß in eben der Ordnung schreiben oder darstellen, wie er gearbeitet oder geforscht hat, sobald er nur erst dem gesammelten Stoffe seine Plätze angewiesen, d. h. sich das Schema für seine Arbeit entworfen und darnach den Stoff gehörig vertheilt hat.

Seite IX kommt der Vf. auf die germanisch eigenthümliche Erscheinung der *Weisungen des Rechtes durch den Mund des Volkes* zu sprechen, wie sie sich bey keinem andern Volke wiederholen und ein

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Zeugniß der *freyen Art* unseres eingebornen Rechtes sind. Rec. hat schon anderwärts zweymal von dieser germanischen Eigenthümlichkeit Veranlassung genommen, auf den wesentlichen Unterschied, welcher sonach zwischen römisch-obrigkeitlicher *Jurisdicatio* und germanischer Volks-Rechtsprechung obwaltet und worauf noch zur Stunde die *Unabhängigkeit unserer Gerichte*, so wie die Garantie unserer Rechtsverfassungen beruht, aufmerksam zu machen; da dieser Unterschied von unseren Praktikern nur zu sehr verkannt wird. Bey dieser Gelegenheit muß es Rec. jedoch auch bedauern, daß der Vf. die Begriffe von *Recht* und *Gesetz*, welche eben durch obige Eigenthümlichkeit der Rechtsfindung und Weisung durch das Volk selbst bey den germanischen Völkern so wesentlich verschieden sind, ja sich geradezu gegenseitig aufheben, durch das ganze Werk hindurch nicht gehörig auseinander gehalten hat, so, daß er bloß aufgezeichnete Rechte und Gebräuche u. s. w. mit dem Namen von *Gesetzen* belegt und wiederum Gesetze umgekehrt Rechte nennt.

Seite I bis XII ist nun von dem *Alter* der bis auf uns gelangten *Weisthümer*, den *Gegenden*, wo sie besonders reichhaltig vorkommen, und dem *Gebrauche*, welchen der Vf. davon gemacht, die Rede. Die ältesten, die wir haben, reichen ins 13te Jahrhundert (Rec. möchte selbst die Spiegel, insofern sie Werke einzelner kundiger Schöffen sind, unter die Kategorie der Rechtsweisungen stellen), die meisten, reichhaltigsten und vollständigsten sind aus den beiden folgenden, wiewohl auch noch das 16te und 17te, ja das 18te Jahrhundert einige von Bedeutung liefert. Kein Zweifel, daß sie schon vor dem Mittelalter im Schwang gingen (aus der Note zu schließen, fängt für den Vf. das Mittelalter erst mit dem 12ten und 13ten Jahrhundert an), daß sie, je älter desto reiner und ungetrübt gewesen seyn müssen, nur hat ihnen der Zeiten Ungunst Aufbewahrung versagt. (Sind die Volks-Rechte oder sogenannten *Leges barbarorum* nicht auch Weisthümer?) Zu den Stadtrechten verhalten sie sich wie kräftige frische Volks-Lieder zu dem zünftigen Meister-Gesang (oder prosaischer ausgedrückt: wie lebendiges Recht zu todtten gemachten Gesetzen und Statuten, wir sagen todtten, weil alles, wodurch *germanisches* lebendiges Recht fixirt oder festgehalten wird, es zum Stillstande bringt, nothwendig sein Tod ist. Uebrigens

P (6)

sind hier die Pflichten und Interessen des historischen Rechtsgelehrten und des Alterthumsforschers verschieden. Dieser kann die Städte und die Stadtrechte als Auswüchse des germanischen Lebens bey Seite liegen lassen, jener muß auch sie studiren, weil sich ja das germanische Leben schon seit dem 13ten Jahrhundert fast ganz in ein städtisches Industrie-Leben umgewandelt hat).

„Die Heimath der (deutschen) Weisthümer ist in den Gegenden, wo die alte Marken-Verfassung am längsten gedauert hat, vor Allem die Rhein- und Main-Länder und Westphalen, da wo fränkisches, ripuarisches und alemannisches Recht galt. Hauptsächlich also das Mainzer, Trierer, Kölner Gebiet, dann die Wetterau und Ober-Hessen; je kleiner und abgesonderter eine Grafschaft oder Herrschaft war, desto treuer hielt sie am Alten, daher eine Menge Weisthümer in Nassau, Katzenellenbogen, Dietz, Wied, Isenburg, Epstein, Hannau, Fulda. In Niederhessen und Hersfeld, im heutigen Niedersachsen, dem alten Engern und in Thüringen zeigen sie sich sparsamer, sind aber noch vorhanden. Alle westphälischen Länder bis nach Geldern, Friesland und Brabant besitzen einen Reichthum davon, sie heißen dort meistens Bauersprachen, Mark-Ordnungen, Mark-Protokolle. Ostfranken zeigt sie vorzugsweise in seinem nördlichen Theile, Henneberg und Wertheim. Schwaben, vorzugsweise in dem alten Alemannien, an beiden Seiten des Rheins, in der ganzen Pfalz, wahrscheinlich auch im lotharingischen Gebiet, im Elsaß bis in die Schweiz; (die sogenannten Landbücher der kleinen Kantone sind eigentlich auch fortgeführte Rechts-Weisungen;) der eigentlich schwäbische Theil scheint daran ärmer, wenigstens habe ich bisher fast gar keine Weisthümer aus dem alten Württemberg aufgespürt, einzelne aus dem Ries und aus Oettingen. Bayern hat ihrer unter dem Namen von *Bihafien* oder *Tüdingen*, aber nicht sehr viele, aufzuweisen.“

„In allen deutschen Strichen, wo Slaven sitzen, giebt es durchaus keine, namentlich nicht in Obersachsen, Meissen, Brandenburg, Meklenburg, Pommern, Schlesien, Lausitz, Mähren, Steier, Kärnten“. (Der Grund dieses gänzlichen Fehlers ist einfach der, daß einmal den slavischen Völkern höchstwahrscheinlich die germanische Schöffen-Verfassung u. s. w. ganz fremd war, und dann, daß sie überall, wo sie unter germanische Herrschaft gelangten, wie eben in den genannten Ländern, auch germanisches Recht freywillig oder gezwungen annahmen, also, selbst wenn ihnen die Schöffen-Verfassung eigen gewesen wäre, sie nun doch aus sich selbst das Recht nicht mehr weisen konnten, da sich das germanische Recht zu ihrem alten National-Rechte fast ganz so verhielt wie das römische zum germanischen, sey es auch nur der Sprache wegen. Sahen sich doch selbst die Polen, seitdem sie das deutsche, besonders das Recht des Sachsenspiegels, angenommen hatten, genöthigt, in Halle Rath zu

erholen. Ja selbst die Russen erhielten durch die Waräger (Normannen) germanisches Recht und eben so die Böhmen durch die österreichischen Herzöge.) „Von Tyrol, Salzburg, Ober-Oestreich gilt wahrscheinlich was von Bayern; ansehnliche Nachforschungen sind bisher noch fruchtlos geblieben.“

Die Verdienste unsers Vfs um die Eröffnung einer so wesentlichen und wichtigen Quelle, wie Weisthümer, für die Ergründung und Darstellung des germanischen, insonderheit deutschen Rechts, lassen sich durch Zahlen ausdrücken. Während nämlich in einer Abhandlung von J. A. Hofmann, *de Scabinorum demonstrationibus*, Marburg 1792, kaum 77 Weisthümer als existent nachgewiesen, keinesweges aber ihrem Inhalte nach mitgetheilt werden, hat unser Vf. deren 387 nachgewiesen und benutzt, worunter sich 51 bis jetzt ungedruckte befinden. Er wünscht, daß man nachsammeln und das Gefundene ihm oder einem künftigen Herausgeber mittheilen möge. Er glaubt, daß noch einige hundert aufzubringen möglich sey, daß der Abdruck aller zusammen einen mäßigen Quartband füllen, und ein solcher für die Rechtsalterthümer einen weit höheren Gehalt haben werde, als zehn Bände durrer Stadtrechte.“ Für die, welche sich mit einer solchen Nachsammlung befassen möchten, ist das dem Werke angehängte alphabetische Verzeichniß der obigen 387 Weisthümer höchst schätzbar, da es zeigt, was bereits aufgefunden, vorhanden und bekannt, schon oder noch nicht gedruckt ist.

Seite XIII kommt der Vf. auf die Anordnung seines Materials zu sprechen, und sagt: „Vielmehr konnte ich um dieselbe nicht seyn, sie war hier, wo es nicht auf Zergliederung des ganzen Rechtssystems, vielmehr bloß auf Ergreifung des Alterthümlichen ankam, beynahe gleichgültig. Es hätte in der That wenig verschlagen, ob mit dem dritten Buche oder selbst mit dem sechsten die Untersuchung begonnen worden wäre.“ Hier müssen wir aber des Vfs Anordnung und Verdienst dabei, gegen ihn selbst, namentlich gegen die ausgeübte Aeußerung, vertheidigen, da es ganz und gar nicht gleichgültig ist, wie ein gegebener selbst bloß antiquarischer Stoff auch nur gruppiert, geschweige denn systematisch geordnet wird. Es würde der Deutlichkeit unendlich geschadet haben, wenn das dritte oder sechste Buch zum ersten gemacht worden wäre. Wie daher schon gesagt, entnehmen wir aus der Anordnung des Vfs sein richtiges Totalgefühl von dem germanischen Rechtssysteme; dieses Gefühl war es, das ihn unbewußt leitete, und es freute Rec., zu entdecken, daß sein in einer besonderen kleinen Schrift mitgetheiltes systematisch-historisches Schema fast wörtlich mit dem des Vfs übereinstimmt. Schade, daß kein Inhalts-Verzeichniß dem Leser sofort dieses System vor Augen stellt.

Das Ganze zerfällt, nach Voraussendung einer 225 Seiten starken Einleitung, in Sechs Bücher oder Haupt-

aupt-Branchen, die wieder in *Kapitel* und *Unterabtheilungen*, oder weitere Verzweigungen zerfallen, ganz in der Ordnung an einander gereiht, wie es der historische Darsteller des Rechts-Systemes zu *abzuhandeln* haben. Da in diesen Blättern ein hinreichend breiter Raum ist, um das System des Vf. in derselben Weise vor Augen zu stellen, wie es Rec. mit seinem historischen Schema gemacht hat, so muß es genügen, es aufrecht oder in der gewöhnlichen Weise mitzutheilen.

Die Einleitung handelt in 5 Kapiteln:

- I. Von den *Formen* überhaupt;
- II. Von den *Formeln*;
- III. Von den *Maafsen*;
- IV. Von den *Symbolen*, und
- V. Von den *Zahlen*.

Diese Einleitung bildet daher gleichsam den Schlüssel zum Ganzen.

Ad I. behandelt A. die Terminologie; B. die Aliteration, substantivische, adjectivische und verbale; C. den Reim; D. die Tautologie; E. den Gebrauch des negativen Schlusssatzes.

Ad II. werden mehrere Arten von Sprüchen, Redensarten und Formeln mitgetheilt: 1) alliterirende; 2) reimende; 3) die keines von beiden; 4) adjectiv versinnlichende; 5) episch bestimmende; 6) für Zeit und Raum; 7) für Verbannung und Verfemung; 8) für Grund- und Bodenbeschreibung; 9) für Einweisung in Grundherrschaft und Gerichtsbarkeit; 10) woran man einen Dieb erkennt; 11) Schadensformeln; 12) Formeln der Wassertaucher; 13) die drey Hauptnöthe, in welchen eine Mutter ihres Kindes Erbe verkaufen darf; 14) Eidesformeln; 15) Eingangsformeln; 16) gemischte Formeln.

Ad III. Die *Maafse* sind durchgängig von der Natur und sinnlichen Verrichtungen entlehnt. A. *Wurf* oder *Schufs* mit Hammer, Beil, Speer, Stab, Pfeil, Sichel, Pflügeisen, Löffel, Steuernagel, Kugel, Pferd, Steine, Erde. (Durch Einführung des Schießpulvers und Feuergewehrs fielen ebenwohl manche Gebräuche weg. Ad Nr. 25 will Rec. auch anmerken, daß das Recht der Mülser, im Mühlwasser so weit zu fischen, als sie mit Beil oder Hammer vom Schutzstock aus werfen können, noch jetzt in Hessen besteht. Ferner daß in Oberhessen der Gebrauch noch Statt hat, daß das Kartoffelland nach Metzen, oder Mesten von den Bauern ausgeliehen wird, und wenn die Pächter kleinere Kartoffeln als gewöhnlich legen, mithin mehr Land als gewöhnlich nöthig haben, der Bauer *unentgeltlich* noch Land zugeben muß. Ueberhaupt darf man sich auf dem Lande nur nach diesem und jenem erkundigen, so findet man, daß noch viele alte Gebräuche in Deutschland fort dauern.) B. *Berührung*

mit den eben genannten Instrumenten oder ähnlichen. C. *Schein* fern leuchtender Gegenstände. D. *Schall* von Kindesgeschrey, Hörnern, Thiergeschrey, Geldesklang, Knochenklang. E. *Sitzraum*, z. B. des Wasserpfahls bey Mühlen. F. *Berührung* oder Beschattung. G. *Federflug*. H. *Wülzen*. J. *Lauf*. K. *Landumgehung*. L. *Landbedeckung* u. *Umziehung*. M. *Ochsenschritt*. N. *Raum für durchschlüpfende Thiere*. O. *Wunden* - *Messung*. P. *Mannskraft*. Q. *Stärke der Hühner*. R. *Schnelle Handlung*. S. *Berechnung nach Gliedern*. T. *Wegbreite*. U. *Vermischte Fälle*.

Ad IV. Als *Symbole* oder *Wahrzeichen* werden aufgeführt: Erde und Gras, Halm, Ast, Stab, Hand und Finger, Füsse, Mund und Nase, Ohr, Bart und Haar, Hut, Handschuh, Schuh, Gürtel, Rockschloß, Mantel, Fahne, Pfeil, Hammer, Speer, Schwert, Messer, Spindel, Schere, Kreuz, Span, Thür, Schlüssel, Ring *), Münze, Steine, Faden, Seil, Wagen, Pflug, Stuhl und Tisch, Wasser, Wein, Blut, Feuer, Strohwisch, und *Andelung*, dessen Sinn und Bedeutung auch selbst unserm Vf. nicht klar geworden ist. Verschiedener *Investitur*-Symbole, wie sie sich bey *Gatterer*, *elementa artis diplom. univers.* §. 249 alphabetisch aufgezählt finden, gedankt der Vf. nicht, z. B. des Kelchs, der Bibel, der Urkunden, der Schreibfedern, des Brotes, des Kusses, der Fische, der Jagdhunde u. s. w., wahrscheinlich, weil sie blos der Kirche und dem *Lehnrechte* eigen waren, welches letztere der Vf. überhaupt, wir wissen nicht warum, fast ganz zur Seite liegen gelassen hat, obwohl es das ganze Mittelalter erfüllt.

Ad V. Häufiger Gebrauch gewisser *Zahlen-Verhältnisse*: Dreyzahl, Vierzahl, Fünfzahl, Sechszahl, Siebenzahl, Achtzahl, Neunzahl, Zehen, Elf, Zwölf, Dreyzehn, Vierzehn, Einundzwanzig, Vierundzwanzig, Siebenundzwanzig, Dreyßig, Vierzig, Sechzig, Zweyundsiebenzig, Zugabezahlen. — So weit die Einleitung.

Das *erste Buch* handelt nun zunächst von dem *Stande* oder den *Ständen*, ihrer Eintheilung und ihren Rechten, und zwar daß man zunächst *freye* und *unfreye*, dann aber wieder erstere in *Adel* und *Freye*, letztere aber in *Hörige* und *Leibeigene* unterschied.

Kap. I. Der *Herrschende* oder vom *Fürsten-Stande*. 1) Schätzbare Notizen über gekörnte und geborne Fürsten. Auch letztere bedürften des Anerkennnisses des Volks, und thaten diesem dagegen Gelobde; 2) Erhebung derselben auf einem Schilde; 3) Umreitung des Reiches als Besitzergreifungs-Act; 4 und 5) unbedeutende Auszeichnungen derselben außer

*) Rec. hat das hier zu S. 178 allegirte *Nibel.-Lied* nicht zur Hand, glaubt sich aber zu erinnern, daß darin ausdrücklich steht, Criemhild habe heimlich vor der öffentlichen Werbung Siegfriedens Ring und Geschenke angenommen, sich also gültig verlobt, und deshalb habe sich ihr Vater genöthigt gesehen, sie dem unwillk. neuen Werber zu geben.

aufser den langen Haaren; 6) vor Einführung des Christenthums waren sie wahrscheinlich auch Ober-Priester; 7) ihre Functionen bey den Volksversammlungen; 8) Geschenke an sie bey solchen Gelegenheiten; 9) Theilung der Kriegsbeute; 10) keine Regalien außer der gebannten Jagd; 11) Hofämter; 12) Huldigung; 13) das Einreiten.

Kap. II. Der *Edele* oder vom *Adelstand*. Ableitung des Wortes von *Adal*, so viel als *genus*, *prosapia* bedeutend, und in Ablauts-Verhältniß stehend mit *Odal*, so viel als *praedium avitum* bedeutend. Aufzählung dessen, wodurch sich der Adel schon in den frühesten Zeiten von den gemeinen Freyen unterschied.

Kap. III. Der *Freye*. Das Wort geht durch alle germanische Zungen und bedeutet sowohl *ingenuus* wie *liber*. Aufzählung der Freyheitsbefugnisse und Abzeichen.

Kap. IV. Der *Knecht*. Unterscheidung der Unfreyheit in Leibeigenschaft und bloße Hörigkeit. A. Verschiedene Benennungen, es werden deren 36 nachgewiesen; B. Gründe der Unfreyheit; C. Freylassung; D. äußere Abzeichen; E. leibliche Unterwürfigkeit; F. Unfähigkeit zum Volksrecht; G. Frohndienste; H. Zinsen und Naturalabgaben.

Kap. V. Der *Fremde*. Da alle Rechts-Verhältnisse von der Mitte der Familien oder Genossenschaften aus- und hervorgingen, so war der, welcher nicht zu ihnen gehörte, fremd, und befand sich in einer ungünstigen Lage. (Belege noch aus unsern Tagen hierfür enthält die Abhandlung von Dr. Frey, aus den Landbüchern der 6 kleinen Schweizer-Kantone.)

Zweytes Buch. Dieses handelt im Allgemeinen vom *Haushalt* oder vom *Hause*, der Familie. Der Vorausbemerkung des Vfs, daß *Munt*, *mund*, *mundium* dieselbe juristische Bedeutung wie das römische *Manus* habe, können wir durchaus nicht beytreten. Ein deutscher Vater ist nur *Beschützer* seiner Familie, nicht *Herr*, das römische *manus* entsprach der *patria potestas*, und eine solche hat kein germanischer Vater. A. *Geschlecht*: 1) Vorzug des männlichen vor dem weiblichen Geschlecht (weil dieses das *beschützte* ist und daher) 2) mehrere alte Rechte dem weiblichen doppeltes ja dreyfaches Wehrgeld geben; 3) Erbrecht der Weiber; 4) Successionsfähigkeit dieser in Land und Regierung; 5 u. 6) sie können nicht Eideshelfer seyn; 7) höheres Wehrgeld der Schwangeren; 8) Vortritt der Weiber bey öffentlichen Feyerlichkeiten; 9) Zwitter gelten für unfrey und erbunfähig. — B. *Alter*. Mündigkeit und Volljährigkeit sind nach alt-deutschem Rechte identisch. Man berechnete sie erst später nach bestimmten Jahren.

Kap. I. *Ehe*. *Ewa*, *Ea*, bedeutet alt-deutsch Gesetz, Stand, und wird noch jetzt etiv in diesem Sinne gebraucht. — A. *Kauf der Ehe*. Die kirchliche Trauung folgte ihm hindurch erst nach dem *Beylager*, als der lichen Vollziehung. 1) Kauf; 2) Schenkungspreis; 3) Brautgabe des Mannes; 4) Verlöbniß; 5) Verlöbniß; 6) Eheverbot; 7) Ehezwang durch Könige und Fürsten; 8) Viel-Weiberey ist im Allgemeinen abscheut; 9) hohe Strafe des Weiberraths. B. *Rechte der Ehe*. 1) Sie beginnt mit der schreitung des Bettes; 2) Morgengabe; 3) die Vermählte bindet das Haar zusammen; 4) der Ehe ist Erzeugung eines Erben. Merkmal des Recht des Ehemannes, sich nöthigenfalls Stellvertreter zu wählen, dem sonst strengen griffe von ächter Geburt gänzlich widerstrebt, daher wohl auch nur in frühester Zeit bey freyen Bauerstand erlaubt; 5) Begünstigung Schwangern und Kindbetherinnen; 6) die Frau des Mannes gleiche Genossin, dieser jedoch 7) Vormund und Beschützer; 8) Dotal-Verhältnis; 9) Züchtigungsrecht gegen Frau und Kinder, die deutschen Weiber sollen ihren Männern Tod gefolgt seyn. C. *Trennung der Ehe*. 1) den Tod; 2) durch Scheidung.

Kap. II. *Vatergewalt*. A. *Aussetzung* nach ältestem Rechte. *Aufheben* des gebornen vom Boden, woher Heb-Amme; B. *Christenthum* verbot die Aussetzung. C. *Emancipation*, sie trat und tritt *ipso* der Mündigkeit oder Absonderung ein. D. *Adoption* und E. *Adoption* entbehren beide *deutschen* Charakters. F. *Vormundschaft*. Darstellung dieses Kapitels schmeckt zu römischen Rechte.)

Kap. III. *Erbschaft*. Das deutsche Recht gründet sich ursprünglich nur auf Sippe. Die Entwicklung, wofür aber hier kein Raum.

Kap. IV. *Alte Leute*. Geringschätzung, sie selbst tödten sich oder begingen Mord zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

NEUE AUFLAGE.

SULZBACH, in d. von Seidel'schen Buchhandlung im Geiste des Christenthums Handbuch für Schullehrer und Schullehrer, von Joh. Bapt. Hergenröther, Dr. d. Theol. und Director des k. Schullehrer-Seminariums in Würzburg. Zweyte, verb. Auflage. 1830. 698 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.) (Siehe auch in d. Ergänz. Bl. 1826. Nr. 72.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1830.

GÖTTINGEN, in der Dieterich. Buchh.: *Deutsche Rechtsalterthümer*, von Jacob Grimm u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Drittes Buch. Vom Eigenthume. Alle Habe zerfällt in *liegende und fahrende*.

Kap. I. Liegendes Eigene. A. *Namen*: Erde, Land, Grundstücke, Boden, Eigen, Erbe, Odel, Allodis (Allodium ist verdorbene Schreibart), *Terra italica, aviatica, Folcland* im Gegensatz zu *Böcland*. Echtes Eigen ist kein urkundlicher Ausbruck, so wenig wie echte Ehre. B. *Gesamt-Eigenthum*. Mark. 1) Der Sippe; 2—3) der Mark; 4) Grenzen derselben; 5) Allmende; 6) Was gehört zur Mark? 7) Mangel an Nachrichten über die ältesten Mark-Vereine. 8) Was ist ein wesentlicher Bestandtheil der Mark? (Wir vermissen hier unsern eine Schilderung der *Jagd-Rechte*, wofür wohl hier der Platz gewesen wäre. Der Vf. genügt nur ganz beyläufig S. 587, 707, 742 u. 873. *er Jagdfrevel-Bußsen*, und auch hier nicht um ihrer selbst willen, sondern daß sie in Geld der Vieh bezahlt wurden.) 9) Die Genossen heißen Märker u. s. w. 10) Die Mark hat gekörnte und geborne Vögte. 11) Zur Theilnahme gehörte Ansässigkeit. 12) Classification der Bäume. 13) Holzerbrauch und Holzungsbefugniss. (Noch jetzt mußten Unterthanen aus den öffentlichen Waldungen ihr *Bedürfnis* zum Brennen, Bauen und zu den Gewerben gegen die Taxe verabreicht werden. Außerdem war früher auch selbst *Fremden* erlaubt, sich zur Reparatur ihres Geschirres das nöthige Holz zu hauen (Pflug- und Wagenholz); ja nach *Müllmann*, *Städtewesen*, I. S. 38, war den Weichelschiffen erlaubt, sich 3 Tage freyes Brennholz zu hauen, wenn sie still lagen, so daß denn auch überhaupt noch jetzt Holz- und Waldfrevel nicht als eigentlicher Diebstahl bestraft werden, ja das sogenannte *auf das Pfand hauen* ganz offen geschieht.) Harte Strafen in den ältesten Zeiten gegen Waldbrenner und Baumschäler. Nach den Weisungen sollten die Eingeweide des Frevlers um den erschälten Stamm gewickelt werden. Die Märker gaben es also den Jagdherren an Härte noch zuvor. 4) Wonne und Weide. 15) Widerstreit der Mark und des Ackers. 16) Grenzrecht der Mark. 17) Ge-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

sellschaftliches Verhältniß. 18) Verkauf und Nacherrecht. 19) Resumé. — C. *Sondereigenthum* von Grund und Boden. I. *Grund-Verhältnisse*: 1) Vertheilung, Hube, Mansus. 2) Ausmessung mit Seil und Stange. 3) Grenzen. 4) Anschutt und Abtrieb. (Wem gehört der Anschutt durch Schnee-Lawinen und Gletscher-Druck?) 5) Tropffall, Zaun, Ueberhang und Ueberfall. 6) Weg. 7) Flur und Feldrecht, Feldschaden. Drey Aepfel durfte jeder Vorübergehende sich brechen, auch drey Rüben ausrupfen. II. *Uebergabe und Gewehr*. Ersitzung ist ungermanisch. III. Unvollkommenes abgeleitetes Eigenthum. (Etwas zu kurz vom Vf. behandelt, der gänzlichen Ueberschlagung des *Lehnswesens* nicht zu gedenken.)

Kap. II. Fahrendes Eigen. I. *Heergeräte und Gerade*. II. Bestimmungen über Eigenthum an Thieren. Die Hausthiere gehörten zur fahrenden (treibenden) Habe und dienten als Geld. Auch die *Bienen* zählte man dahin, und Jeder mußte seinen Waldbienenstöcken ein Zeichen geben.

Viertes Buch. Vom Gedinge oder Vertragsrechte. I. *Benennungen*: 1) Pflicht (von pflegen); 2) Geding; 3) Wette; 4) Kauf; 5) Gelt, Gelten = seine Pflicht erfüllen; 6) Leisten; 7) Gewähren. II. *Form des Gedinges*: 1 u. 2) Symbole und Worte; 3) Halm als Symbol bey fahrender Habe; 4) Handschlag und Aufstupfen. (Es wäre möglich, daß der Vf. den Gebrauch übersehen hätte, da er dessen nicht gedenkt, daß nämlich früher, als den Urkunden noch Wachssiegel ohne Kapsel angehängt wurden, die Contrahenten in die Rückseite des Siegels ihre Daumen drückten. Rec. hat diese Daumen-Abdrücke wenigstens bey vielen Hunderten von Urkunden und Siegeln stets gefunden.) 5) Feyerliche Stipulation. III. *Einzelne Verträge*: 1) Schenkung (abgeleitet von *einschenken*, weil der Becher für einen eintretenden Gast die erste Gabe war, vielleicht auch, weil wichtige Vergabungen durch Zutrinken gefeyert wurden); 2) Kauf und Verkauf; 3) Darlehn; 4) Pfand, Bürgen und Geißel; 5) Wette (was früher einen viel weitern Sinn hatte als jetzt). Des Lehn-Vertrags u. a. ist auch hier nicht gedacht.

Fünftes Buch. Von den Verbrechen. Der Begriff Verbrechen (*infractio, violatio legis*) ist erst einige Jahrhunderte alt und war den Volksrechten noch fremd, die diese unerlaubten Handlungen nicht verboten, sondern bloß eine forderbare Strafe bestimmten.

stimmten, wenn der Verletzte die Fehde nicht vorzog.

Kap. I. Einzelne Verbrechen: 1) Todtschlag; 2) Leibesverletzung; 3) Wassertauche; 4) sonstige leibliche Gewaltthätigkeiten; 5) Nothzucht; 6) Raub; 7) Diebstahl (ein Pleonasmus); 8) Schelte.

Kap. II. Bußen. A. Begriffe. B. Benennungen, insonderheit Werigelt, Fredus, Bannus, Wette, Brüche. C. Rücksicht auf Standes-, Alter- und Geschlechts-Verhältnisse. D. Wergeld als *capitis aestimatio*. Die Sippe erlegte und empfing es. E. Tödtung durch Hausthiere. F. Alterthümlicher Bußanschlag oder Ausmittelung der Entschädigung. G. Scheinbußen für unfreye, unehrliche, verächtliche Lente.

Kap. III. Strafen. Buße greift das Vermögen, Strafe Leib und Ehre des Verbrechers an. Letztere absorbiert erstere. Benennungen sind: Pein (von *poena*), Züchtigung, Strafe. A. *Todesstrafen*: 1) Hängen; 2) Rädern; 3) Enthaupten; 4) Ausdärmen; 5) Fleischschneiden aus der Brust; 6) Pfälen; 7) Adlerschneiden auf den Rücken; 9) Zertreten von Pferden; 10) Steinigen; 11) Lebendigbegraben; 12) vom Felsen stürzen; 13) Mühlsteine aufs Haupt fallen lassen; 14) Ertränken; 15) Verbrennen; 16) Sieden; 17) Aussetzung auf einem steuerlosen lecken Schiff; 18) Vorwerfen vor Thiere. — B. *Leibesstrafen*: 1) Scheren; 2) Geißeln; 3) Schinden; 4) Hand und Fuß-Abhauen; 5) Blenden; 6) Nasen-, 7) Ohren-, 8) Lippen-Abschneiden; 9) Zungenausschneiden; 10) Brandmarken; 11) Zähneausbrechen; 12) Entmannen; 13) Fesseln. — C. *Ehrenstrafen*: 1) Geringster Grad war Verweis; 2) Widerruf und Abbitte; 3) schimpfliche Tracht; 4) Untersagung der Waffen und ritterlichen Geräthe; 5) Symboische Straf-Procession, besonders das Hundetragen; 6) Eselsritt; 7) Dachabdekkung, wenn sich ein Mann von seiner Frau hat oshlagen lassen; 8) mit Pech bestreichen und in Federn wälzen; 9) Pranger; 10) Prelle; 11) Verlust des Ehrensitzes z. B. in der Kirche; 12) unehrliches Begräbnis. Todte Uebelthäter wurden auch nicht über die Schwelle eines Hauses herausgetragen, sondern unter derselben herausgezogen, da die Hausschwelle den germanischen Völkern eben so heilig war, wie den Römern ihre Tempel und Stadtmauern. — D. *Benennung des Landrechtes*. 1) Entziehung der Standesfreyheit; 2) Zerstörung des Hauses; 3) Verbot des Umgangs; 4) Bann; 5) Landesverweisung; 6) Entfernung ohne Gürtel und barfuß; 7) Verbot einen Landflüchtigen zu beherbergen; 8) Ausschliefung aus der Mark; 9) Strafwallfahrten.

Kap. IV. Erlaubte Missethaten. Dahin gehören: 1) Erlaubte Wegnahme fremder Sachen, wie Obst, Futter, Holz durch Schwangere, Reisende, Fuhrleute u. s. w.; 2) Tödtung Uehrlicher, z. B. der Kämpfer, Knechte, Diebe, der Mordbrenner, Geächteten, Ehebrecher und Ehebrecherinnen *in flagranti*.

Sechstes Buch. Vom Gerichte. Gericht und Volks-Versammlung waren früher identische Dinge. Sie waren heilig (*frónó*) und es wurde ihnen ein besonderer Friede beygelegt. Verschiedene Benennungen: 1) *Madl, Mudal*; 2) *Mél, Mdí, Hallung*; 3) *Spracha*; 4) *Genot*; 5) *Huarap*; 6) *Ring, Ding*; 8) *Placitum, Plaid*; 9) *Tie*; 10) Gericht; 11) *ma*; 12) *Doms*; 13) *Suona*; 14) Urtheil; 15) *Anawid*.

Kap. I. Gerichtsleute. „Alle richtende Gut aber Freye und Unfreye wurde von der Gemeinschaft freyer Männer unter dem Vorsitz eines kornen oder gebornen Oberen ausgeübt. Den Mark richtete die Mark, den Gaubewohner der Ga, den Fremden das Recht seiner Landsleute. (Ueber ihre eigenen oder *besondern* Verhältnisse richteten aber nicht bloß wahrscheinlich, sondern *allerding* auch die Vasallen, Ministerialen und *Hofhörigen* unter dem Vorsitze ihres Herrn oder dessen *Vogt*. Die Weisthümer und der Vf. selbst weiter unten **Kap. IV** geben hierfür die klarsten Beweise. Das Princip, daß Jeder nur von seines Gleichen, seinen Genossen, gerichtet werde, war daher allgemein, für alle Stände. Auch sind *Frauen* nicht absolut ausgeschlossen, wie der Vf. behauptet, wenigstens sind sie noch zur Stunde in England Sheriff-fähig, da nämlich, wo dieses Amt erblich ist.) Grundzug der deutschen Gerichtsverwaltung ist ihre Trennung in zwei Geschäfte, das *richtende* und *urtheilende*. Der *Richter leitet* und *vollstreckt* (giebt dem Ganzen die *Richtung*), der *Urtheiler* findet die Entscheidung; *der* hat den *Bann*, dieser hat den *Tuom*; jener *hat* (selbst nach der Rechtmäßigkeit seiner eigenen Competenz und Function), dieser *weist, findet, theilt*. A. *Richter*. 1) Der Vf. glaubt, daß in den ältesten Zeiten die *Priester* bedeutenden Einfluß auf die Gerichte gehabt hätten: 2) Prinzen und Fürsten waren in gebotenen und ungebotenen Gerichten die Richter (was nach dem Vorigen also immer nur so viel als *Director* bedeutet); 3) der allgemeinste Name für die Richter war *Graf, Greve* (noch jetzt in dem Dorf-richter-Amte der *Greben* vorhanden); 4) in westgothischen, lateinisch geschriebenen Urkunden *Judex* und *Comes*; 5) in den lombardischen ebenwohl *Judex*, sodann aber *actor publicus, actor regis, gastaldus, Sculdasius*, woraus unser Schultheiß; 6) *Decanus*; 7) *Sciregerefa*, woraus das englische *Sherif* (dieses Wort bezeichnete aber in England ursprünglich den Schreiber des Count oder *Viscount*, und ein englischer *Sherif* ist nicht wirklicher Graf sondern verrichtet bloß dessen Functionen); 8) die ältesten *Ealdormen* sollen mehr gewesen seyn, als die *Sciregerefen* (was mit dem eben Gesagten übereinstimmen würde), jetzt versteht man darunter die Rathsmitglieder; 9) *Taleman* bey den Friesen; 10) *Vogt*; 11) *Ampaht, Amtmann*; 12) *Major domus*, Meier, Heimbürge, Waldbote, Drost, Jarl, Hersir; 13) das Wort *Richter* gebraucht die alte Sprache seltener. 14) Wo Vielherrschaft vorhanden war, präsidierten mehrere Richter, ein erster und ein zweyter, ein Vor-Dinger und Schweigender (nicht bloß im

mittelalter, sondern noch bis in die neuesten Zeiten). 1) Der *Stab* war das Abzeichen der Richter wie der Könige. Sie geboten damit Stille, hegten damit das Gericht und schlossen es mit dessen Niederbeugung. Die Eide wurden darauf abgelegt (gestabte Eide). 2) *Stuhl*. Der Richter sitzt auf einem Stuhle, die Schöffen auf Bänken. 3) *Beinverschrenkung*. Der Richter mußte die Beine über einander legen, zum Zeichen der Ruhe. Nach dem Soester Recht soll er sitzen „wie ein grisgrimmender Löwe, den rechten Fuß über den linken geschlagen.“ 4) *Tracht*. Richter und Schöffen trugen Mäntel. (Noch jetzt tragen in vielen Städten bey öffentlichen Gelegenheiten die Räte u. s. w. blaue oder schwarze lange Mäntel.) 5) *Nüchternheit*. (Karl der Gr. schärfte sie schon von neuem ein, denn man frühstückte stets nur zu stark.) 6) *Freyheit*. Die Richter sowohl wie ihre Wohnungen waren frey von öffentlichen Lasten. 7) *Bote*. Er kündigte Namens des Richters den Bann an. Gothisch *Sagja*, *Sajo*, spanisch *Sayan*, friesisch *Ked*, bey uns später: *Scerge* (Scherge), *Sergent*, Büttel, Fronbote. Das Zeugniß eines Fronboten galt so viel als das von 7 Zeugen, d. h. er hatte vollen Glauben. — B. Urtheilen. 1) Für das Geschäft der Urtheiler kommen folgende Benennungen vor: *Kiesen*, *Keren*, *teilen*, *urtheilen*, *Recht finden*, gothisch *domjan*, althochdeutsch *turmjan*, *schaffen* (daher Schöffen), *weisen*, *sprechen*, *legen* und *setzen*. Die Schöffen hatten *pro re rata* bloß das Recht zu weisen, bald es auch anzuwenden, was wohl durch das lateinische *legem dicere* und *veritatem dicere* ausgedrückt seyn soll. 2) Ursprünglich waren alle Mitglieder der Gemeinde oder Genossenschaft u. s. w. nicht bloß zu Stimme und Urtheil befugt, sondern auch verpflichtet, daher *dingpflichtig*, *Dingmannen*, *Malmannen* u. s. w. In den ungebundenen Versammlungen urtheilte die ganze Gemeinde, in den gebundenen nur eine Auswahl, umgeben von der Gemeinde (Umstand) und deren Kritik unterworfen. 3) *Beyfall*. Zeugete man durch lauten Ruf, Handschlag und Zusammenschlagen der Waffen; *Misbilligung* durch Aufheben der Waffen ohne Zusammenstoß. Von jenem Zusammenschlagen der Waffen, altnordisch *vapnatak*, angelsächsisch *vaepentace*, neuenglisch *vapentake*, rührt die noch jetzt gebräuchliche Bezeichnung der Gerichtsbezirke selbst her (jedoch bloß noch in der englischen Grafschaft Nottingham, welche nämlich in 7 Wapentakes zerfällt oder eingetheilt ist). 4) *Alter* und *Herkommen* waren die Haupt-Entscheidungsquellen (außerdem aber das ebendige Gefühl vom *Rechten*, *Recto*). 5) Zu jeder Weisung gehörte Einstimmigkeit oder Stimmenmehrheit (für letztere hat der Vf. nur eins der neuesten Weisthümer, das Bibrauer, anzuführen versucht; für frühere Zeiten müssen wir bezweifeln, als Stimmenmehrheit entschied, wenigstens haben wir vergebens gesucht, darüber etwas Positives oder lerkömmliches aufzufinden, man sehe deshalb noch weiter unten Nr. 7—16). 6) Die für die gebotenen Dinge vom Richter mit Zuziehung des Volks gewähl-

ten Urtheiler oder Schöffen hießen bey den ältesten Franken *Rachinburgii*. 7) Karl d. Gr. machte daraus *ständige Beamten*, d. h. die nicht bey jeder Sitzung oder auch nur jährlich wechselten, *Scabini*, franz. *Eschevins*. (Unser Vf. leitet von diesem Worte auch das deutsche *Schöffen* ab, *escapinus*, *scepeno*, *scepe-ne*, Scheffe, Schöpfe, Schöffe, ohne sich jedoch der Ableitung von *scaphan* (*creare*) oder *scephjan* (*schöpfen*, *haurire*) zu widersetzen). *Sieben* war die gewöhnliche Zahl und zwar, wie der Vf. vermuthet, weil 7 die geringste Mehrheit von 12 bildet, 12 aber zu einem feyerlichen Placitum nöthig waren (denn nach mußten aber auch jene 7 stets einstimmig seyn, denn unter ihnen konnte nicht abermals Stimmenmehrheit gelten, wie noch jetzt bey den 12 Geschwornen der Engländer, weil 12 die geringste Mehrheit von 23 ist, diese Zahl aber zu einer großen Jury erforderlich ist). Aus dem Umstande d. h. der umstehenden Gemeinde hatte Jeder das Recht, ein Urtheil der Schöffen zu schelten, mußte sich aber auch sofort in den Ring begeben und nun selbst urtheilen. 7) Die Auslegung des Vfs von dem angelsächs. *Vitena-gemót*, das es die Volks-Gerichtsversammlung bedeutet, ist wohl nicht zu bezweifeln, denn *Vitena* ist offenbar verwandt mit dem deutschen *Wit*, *Witheit*, *Witzig*, *Wissend*, holländisch *Wysheid*. 8) In Friesland hatte der Asega mehr Gewalt, als anderwärts der Richter; er sprach in klaren Sachen auch allein Recht. 9) Ganz so verhielt und verhält es sich auch im Norden. Die Schöffen heißen in Schweden *Nämndamän*, in Dänemark *Nevnemünd*. 10 u. 11) Der bairische und alemannische Graf hatte nur einen *Judex* zur Seite. Aus dem Schweigen der *Lex bajuv.* und *alem.* glaubt aber der Vf. mit Recht, noch nicht folgern zu dürfen, daß das Institut der Schöffen ganz gefehlt habe, und hält jenen *Judex* bloß für einen des Rechts ganz besonders Kundigen; der in schwierigen Fällen dem Grafen und dem ganzen Gerichte als Rathgeber diente, identisch mit den fränkisch-salischen *Sagibaronen*, deren 3 bey jedem *Mallo* zugegen seyn sollten zur Belehrung der *Rachinburgen*. (Noch jetzt heißen die 12 Richter von England, als Rathgeber des Königs und des Oberhauses, *Sages of law* und sind vielleicht ein französisch-normännisches Ueberkommniß). 12) Der Vf. folgert hieraus mit vollem Rechte die Identität der Schöffen mit den *Geschwornen*. 13) Gerade so, wie noch jetzt die englische Jury zur Berathung bey Seite geht, so gingen auch die Schöffen bey Seite, weil ohne Aufforderung des Richters im Ringe vor ihm niemand reden durfte. (Nur zur Berathung, wo diese nöthig war, wurde abgetreten.) 14) Die Urtheile mußten sitzend gefunden werden. 15) *Säu-riße*, *ungerechte* Urtheiler traf schwere Strafe an Ehre und Landrecht. Man schlug ihnen die *Backöfen* ein, brach ihnen die Häuser ab (heutzutage ist Verweis und Versetzung das Höchste für böswillige Richter). 16) Getrauten sich Einzelne oder alle nicht, auf eine Frage Antwort geben zu können, so erholte man sich auswärts Rath.

(Neuer

(Neuer Beweis, daß Einstimmigkeit Regel seyn mußte.)

Kap. II. Gerichtsort. Die alten Gerichte wurden stets im Freyen gehalten (es ist das noch jetzt hier und da der Fall, wo sich alte Rügegerichte erhalten haben). *A.* Gericht im *Wald*; *B.* unter *Bäumen*, besonders Eichen. Manche Ortschaften haben davon ihre Namen erhalten, z. B. Drey-eichen; *C.* auf *Auen* und *Wiesen*, besonders die März- und Mayfelder; *D.* in der Nähe eines Wassers; *E.* in Tiefen und Gruben; *F.* auf Bergen und Hügeln; *G.* bey großen Steinen, besonders in Scandnavien; *H.* vor den Thoren auf der Straßse; *J.* unter Dach und Fach bey schlechtem Wetter. *K.* Anordnung der Gerichtssitzung. 1) *Himmelsgegend.* Der Richter saß wahrscheinlich im Westen und schaute gegen Osten, ihm zu beiden Seiten die Urtheiler und unten oder im Osten rechts der Kläger und links der Beklagte; 2) die Gestalt war ursprünglich ringförmig, dann oval und zuletzt ein Oblongum. Die *Heugung* bestand in dünnen Haselstäben durch Schnüren verbunden, woraus später *Schranken* und *Geländer* wurden.

Kap. III. Gerichtszeit I. *Tageszeit.* Nur bey Tage vor Sonnen-Aufgang bis zum Niedergang. Der Richter fragte jedesmal bey Eröffnung einer Sitzung: ob es die rechte Tageszeit sey. Es mußte auch bis zum Sonnen-Untergang auf die Parteyen gewartet werden (*solsatire*), was aber freylich nicht vereinbar damit ist, daß die Urtheiler und Parteyen auch noch bey Tage sollten nach Hause zurückkehren können (Tagefahrt). Vorladungen durften nur bey Tage geschehen, desgleichen die Zweykämpfe und Straf-Vollziehungen. II. *Wochenzeit.* Der dritte Tag der Woche war der regelmäßige *Dinge-Tag*, *Dingstag*. Gebotene Dinge waren jedoch an keinen Tag gebunden. III. *Jahreszeit.* 1) Das Heidenthum sah auf den Mondwechsel. Neu- und Vollmond wurden für günstig gehalten. 2) Die großen Placita standen mit alten heidnischen Opferfesten in Verbindung. Man hielt eins bis 4 große Placita jährlich. IV. *Einzelne Gerichte.* Manche Gerichte wurden erst nach mehreren Jahren gehalten, z. B. alle 7 Jahr für Grenzbegehungen.

Kap. IV. Arten der Gerichte: 1) ungebotene und gebotene; 2) Land-, Gau-, Cent-, Mark-, Stadt-, Dorf-, Weichbild-Gerichte; 3) Grafen-, Vogt-, Schulzen-, Probst-, Pflege-Gerichte; 4) Eigen-, Ritter-, Lehn-, Mann- und Frey-Gerichte. *Freygerichte* waren alle Gau- und Mark-Gerichte, später bezeichnete man in Deutschland damit die, welche keiner landesherrlichen Hoheit unterworfen, sondern unmittelbar geblieben waren, insonderheit gehörten dahin die *westphälischen Fem-Gerichte*. 5) Nach dem Gegenstande und Orte, worüber und

wo sie gehalten wurden: Feld-, Weiden-, Holt-, Forst-, Hain-, Berg-, Gruben-, Staffei-, Brücken-, Stuhllinden-, Bohnen-Gerichte. 6) Nach dem Zwecke: Zins-, Rüge-, Wasser-, Deich- und Send-Gerichte. 7) Einen eigentlichen *Lehnzuzug* gab es nicht (ausgenommen in Lehnsachen). Die *Raths-* oder *Rechts-Erholung* war kein Instanz, denn die Urtheiler selbst erholten sich, eben so wenig das Schelten der Urtheilssprüche. 8) Fast später entstanden für Fremde, besond. Kaufleute, Gast- und Nothgerichte. 9) Schiedsgerichte und Austräge standen zu allen Zeiten da Parteyen frey.

(Der Beschluß folgt.)

BAUKUNST.

LEIPZIG, in Comm. b. Friedr. Fleischer: *Lehrbuch der höheren Baukunst für Deutsche*, von K. M. Heigelin. Zweyter Band. Mit XX Kpft. Ohne Jahrszahl. VI u. 183 S. 4. (8 Rthlr.)

Dieser Band zerfällt in vier Hauptstücke, von welchen das erste in drey Abschnitte getheilt ist, deren Ueberschriften folgende sind: I. Ueber das Schöne in der Baukunst überhaupt. II. Wirkung der Konstruktions-Formen und ihrer Verhältnisse auf den Schönheits-Sinn. III. Harmonie der Formen und Verhältnisse. Symmetrie. Das zweyte handelt von der architektonischen Verzierung; das dritte von der bildenden Kunst in Behandlung und verschiedener Verzierung größerer und zusammengesetzter Konstruktions-Formen und von den Werken; das vierte von den Grundsätzen der Gartenkunst und von den verschiedenen Elementen festlicher Architektur.

Im Allgemeinen kann sich Rec. über diesen zweyten Band zwar nur lobend äußern, da er fast durchweg klare Ideen enthält, deren Richtigkeit nicht zu bestreiten ist; darf aber nicht ungerügt lassen, daß der Vf. seine Ansicht öfter allzu bestimmt, man möchte sagen schroff, ausspricht, und zu vergessen scheint, daß das Gefühl nicht immer zugleich mit dem Verstande befriedigt ist. So z. B. bezweifelt Rec., daß Hr. H. mit seinen Säulen-Kapitälern auf Taf. XVII und mit mehreren seiner Arabesken, Trophäen u. dgl. Glück machen werde, obgleich gegen die dazu gehörigen Stellen des Textes nichts einzuwenden ist. — Nützlich wird das Studium dieses Bandes dem Baukünstler immer seyn.

Wozu aber die wunderliche, bereits an einigen Stellen des Titels und der Inhaltsanzeige gerügte Rechtschreibung? Sogar kommt S. 130 „weitläuf“ vor!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1830.

DEUTSCHE RECHTSGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, in der Dieterich. Buchh.: *Deutsche Rechtsalterthümer*, von Jacob Grimm u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Sechstes Buch. Kap. V. A. *Ladung.* I. der Gemeinde und Urtheiler. Bloß zu gebotenen Gerichten ging sie vom Richter aus. Es geschah mit einem Hammer, oder auch durch Glockenschlag (daher das Recht zu einer Glocke ein Zeichen eigener Gerichtsbarkeit war, dieselbe auch wohl durch das Symbol des Glockenseils geliehen wurde.) II. der *Beklagten.* 1) In der alten Zeit durch den Kläger selbst (*mannitio*), und zwar entweder a) während einer Gerichtssitzung selbst, wenn der Beklagte anwesend war, oder b) in dessen Wohnung und zwar vor Zeugen. 2 u. 3) Durch den Richter oder dessen Boten (*bannitio*). War der Beklagte nicht zu Hause, so rief man die Ladung an die Thür, oder legte sie hinunter. 4) Gewaltsam durfte kein Frey vor Gericht gebracht werden, es sey denn wegen Todesverbrechen, nach dreymaliger Ladung konnte ihn über der Richter pfländen lassen (*strudis legitima*); 5) der Beklagte mußte bis Sonnen-Untergang erwartet werden; 6) der Ausbleibende zahlte dafür eine Buße. — B. *Ehaften.* 1) Benennungen: *Sunnis* (Säumniß?); *Nootsinne*, Forfall, ehaft Nöt. 2) Ursachen: Krankheit, Herrndienst, Tod eines Verwandten, Naturhindernisse, z. B. großes Wasser, Wegsperrung u. s. w. — C. *Hegung des Gerichts.* Dazu gehörte 1) die Aufhängung des Schildes oder Schwertes beym Sitz des Richters; 2) Stille zu gebieten, den Gerichtsfrieden zu bannen und die Schöffen zu fragen, ob es die rechte Tageszeit und die Bank gehörig (in gehöriger Zahl u. s. w.) besetzt sey u. s. w. (Auffallende Ähnlichkeit hat das Eröffnungs-Ritual eines gewissen Ordens mit diesen alten Eröffnungsformen german. Gerichte.) 3) Der Umstand war durch die Natural-Hegung vom Gerichte selbst geschieden. Fremde mußten sich in größerer Entfernung halten. — D. *Das Verfahren selbst.* Es glich ganz einem Kampfe, so daß Zeugen und Mitschwörende als Helfer beider Parteien erschienen, daher 1) das Wort *Klage* (von *klagon*, *lugere*, *lamentari*) statt *actio*, Handlung, und 2) *Vertheidigung*, *Weri*, Antsegida (noch

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

jetzt Kriegsbefestigung, *litis contestatio*; 3) der Beklagte war durchweg in einer günstigeren Lage, als der Kläger; man erleichterte die Vertheidigung und erschwerte die Beweisführung (wie noch in England durch die Richter selbst geschieht). Der Beklagte konnte nur von seines Gleichen, seinen Landsleuten und in seiner Heimath gerichtet werden (noch jetzt ein Recht jedes Engländers). — E. *Beweis.* In Civilsachen bewiesen Zeugen und Urkunden, in peinlichen Eid, Eideshelfer und Gottesurtheiler. 1) *Zeuge* war jeder Freye und Genosse. Sein Zeugniß war zugleich Urtheil, und das Gericht fand ein solches in dergleichen Fällen nicht weiter (allerdings sprach es aber ein Urtheil aus). 2) *Urkunden* vertraten und verstärkten den Zeugenbeweis. 3) *Eideshelfer* oder richtiger Mitschwörende. Wir haben nur die Besonderheit aus, daß sie, wenn sie die *Unschuld* eines *Schuldigen* beschworen, doch nicht für *meineidig* galten, weil sie eigentlich bloß einen Glaubenseid schwuren und sich dadurch also wesentlich von *Zeugen* unterschieden, deren falscher Schwur für *Meineid* galt und bestraft wurde. — F. *Urtheil.* 1) Dasselbe bestand in der Antwort der Schöffen auf die vom Richter an sie gestellte Frage, mochte diese nun die Größe der *Compositio*, die Zahl der erforderlichen Eideshelfer, den Beweissatz oder die Ab- oder Zuerkennung betreffen, so daß dann ohne Kläger auch kein *peinlicher* Proceß möglich war. 2) War die Sache noch *düster* für die Urtheiler, so mußten die Parteien sie *lichten*. 3) Wußten die Urtheiler das Rechte, das Recht oder die Rechte nicht, so *führten sie aus zu Hof*. 4) Die noch jetzt gebräuchliche Formel: *Salvo meliori (judicio cujuscunque tertii)* rührt wahrscheinlich daher, daß sich die Schöffen bey Abgebung ihrer Meinung der Worte bedienten: Könnte anders Jemand es sagen, der spreche ohne meinen Zorn. 5) *Folge* hieß, wenn dem Urtheilenden die übrigen Schöffen oder der Umstand beypflichteten. 6) Ein Urtheil tadeln hieß es *schelten* oder *strafen* (*blasphemare*, *blämen*). Im Alterthum konnte es durch ein Gottesurtheil geschehen. Schalt einer aus dem Umstand das Urtheil als unrecht, so mußte er sich, wie schon gesagt, sofort selbst auf die Bank setzen und ein *besseres* Weisen oder Buße zahlen. — G. *Vollstreckung.* Sie geschah sogleich, besonders wenn es sich um Todes- oder Leibesstrafen handelte. Um die Heiligkeit der Thürschwelle nicht zu verletzen, brach

(R) 6

brach man, wenn die gewaltsame Eröffnung eines Hauses nöthig wurde, nicht Schloß und Thüre auf, sondern ein Fach in der Wand. — H. *Fristen*. Bey der Ladung und Vollziehung. Bey den Saliern 7 Nächte, den Ripuariern 14. — J. *Schluss der Gerichtssitzung*. Im Alterthume endigten die Versammlungen durch Feste und *Trinkgelage*. (Noch jetzt ist es bey den Rügen - Gerichten hier und da der Fall, und zu ihrem Behufe hatten früher alle städtischen Rathshäuser gleich unter sich den Bier- und Weinkeller, um da die *Weinkäufe* zu trinken.) 1) Der Gerichtsherr (oder dessen Vertreter) und seine Leute wurden beköstigt, und es war bestimmt, was ihm gebührte; 2) den Schöffen ward Trank und Speise gereicht; 3) Bußen und Pfänder wurden alsbald vertrunken, wobey dem Richter der Antrunk gebührte. (Noch jetzt bey den Zünften gebräuchlich.) Man setzte die Buße gleich ohne Weiteres in Tonnen Bier an.

Kap. VI. *Peinliches Recht*. I. *Gerichtsbarkheit*, ihre Benennungen und Grenzen. *Freisa*, hohe Freisch, *freisliche Oberkeit*. Eigentlich gehörte nur Diebstahl, Raub und Mord dahin, und man könnte die alte Grenze zwischen bürgerlicher und peinlicher Gerichtsbarkheit doch wohl durch das Kriterium der *Bußen* und *Strafen* ziehen, indem jene bloß das Vermögen, diese aber *Leben*, *Haut* und *Haar* trafen. Je nachdem man jene drey Verbrechen - Gattungen enger oder weiter interpretirte, war die Zahl der dahin gehörenden Handlungen kleiner und größer. Man begünstigte den freislichen Richter übrigens nicht: säumte er z. B. einen Verbrecher in Empfang zu nehmen, so ließ man diesen frey. — II. *Klaggeschrey*. Mit lautem Rufe (*Diebio*, *Mordio*) wurde dem Verbrecher nachgesetzt. — III. *Mordklage*. Der, dem die Blutrache oblag, erschien mit bloßem Schwerte vor dem Richter, den Leichnam mit sich führend. 1) Der Angeklagte mußte entweder die Mordbuße (das Wehrgeld) zahlen, oder sich auf Kampf und Fehde einlassen. 2) Zu jeder Verurtheilung forderte man entweder *Eingeständnis*, oder *handhafte That*, oder *Vorzeigung des Corpus delicti* vor Gericht. (Noch jetzt im peinlichen Prozesse erforderlich, und zwar um so mehr, seit er sich in officiellen Inquisitions - Process verwandelt hat.) — IV. *Verurtheilung*. Sie geschah mit aufgehobenen Fingern und der Richter zerbrach seinen Stab über dem Verbrecher. — V. *Hinrichtung*. Sie geschah bald durch den Kläger, bald durch die ganze Gemeinde, bald durch den Gerichtsboten, bald durch den untersten Schöffen, und diesen nannte man deshalb *Nachrichter*. — VI. *Freystätten*. Heilige Haine, Altäre und Tempel in der heidnischen Zeit, später Kirchen und Klöster, auch königliche und fürstliche Palläste dienten als augenblickliche und für einige Zeit als Freystätten. Nach Verlauf dieser Fristen mußten die Flüchtlinge ausgeliefert werden, oder sahen, wie sie eine andere

Freystätte erreichten. Gerichtsplätze und Wohnen der Richter, ja selbst das eigene Haus diente dazu; kurz alles, was *frönö* war.

Kap. VII. *Eid*. A — D. Dieses Wort läuft durch alle germanische Sprachen und das ihm entsprechende Verbum ist *swaran*, *suern*, *schwören*. Alle Mündige waren zugleich eidmündig und berührte bey der Eidesablage stets einen Gegenstand, der sich auf die angerufenen Götter bezog, den heiligen Ring, das Kreuz, die Bibel (noch jetzt in England wird die Bibel geküßt), das Meßbuch, Reliquien - Kästchen u. s. w. *Frauen* legten die Hand auf die Brust und faßten auch wohl ihren Haarzopf dabey an: Aufsergerichtlich schwur man schon damals wie jetzt bey Ahem, was einem theuer war, auf das Haar, den Bart, auf gewisse Thien (wahrscheinlich als Sinnbilder). Die Ablage geschah so, daß ein Zweyter ihn *abnahm*, sey dies der Richter oder der Gegentheil. Sie geschah mit *Mund* und *Hand*. Beym Nachsprechen der Formel durfte nicht *gezittert*, *gezwankt* oder *getottert* werden. Die rechte Hand wurde aufgehoben, oder berührte den heiligen Gegenstand. — E. *Manak*. Traute der Betheiligte dem Schwörenden nicht, so litt er die Ablage nicht, sondern konnte den Zweykampf oder verlangen, einen stärkern Eid d. h. ihn selbst mit Eideshelfern schwören zu lassen. Auch der Richter konnte einen Verdächtigen an der Ablage hindern. Die Strafe des *Meineides* war Hand abhauen. — F. *Eides - Arten*. Eid und Gegen - Haupt - und Neben - Eid.

Kap. VIII. *Gottesurtheil*. „War eine That der, ein Recht zweifelhaft, so konnten Priester angestellt werden, durch deren nützlichen Ausgang die aufgerufene Gottheit selbst, als höchster Richter, das Wahre und Rechte verkündete. Sie ruhten auf dem festesten Glauben, daß jedesmal der Schuldlose siegen, der Schuldige unterliegen werde. Eine solche Entscheidung war Gottesgericht. Sie hatten so tiefe Wurzel im Glauben des Volkes geschlagen, daß weder Christenthum noch Gesetzgebung sie ausrotten konnten (m. s. oben); ja erstarrtes bediente sich ihrer zu seiner eigenen Vertheidigung. Der Operation hatte sich immer der Beweisende oder Reinigende zu unterziehen; bey Zweykampf, Kreuz - Urtheil u. s. w. mußten sich aber natürlich beide Theile derselben unterziehen, doch war auch Stellvertretung erlaubt, besonders für das weibliche Geschlecht. (So viel ist gewiß, durch diese Gottesurtheile setzten sich die germanischen Völker ebenso mit ihren Göttern in Rapport wie die Griechen durch die Orakel und die Römer durch die Auspicien, und dieser Rapport oder der feste Glaube daran bildet bey allen Local - Religionen den eigentlichen Kern.) Mit Ausnahme des Zweykampfs kamen übrigens hauptsächlich Feuer - und Wasser - Urtheile, diese jedoch meist nur bey Unfreyen, zur Anwendung, weil sie nicht kämpfen und mit Eideshelfern schwören durften. I. Feuer - Ur-

Urtheile. 1) Es wurde die bloße Hand eine gewisse Zeit lang ins Feuer gehalten; 2) man ging im bloßen Hemde durch einen angezündeten Holzstoß; 3) man trug mit bloßen Händen ein glühendes Eisen, 4) man ging mit bloßen Füßen darüber weg; auf 5) schwere und Zeit kam dabey alles an. (In den Götting. gel. Anz. 1830. Nr. 18. S. 174 vermuthet unser F., daß sich die nordischen Berserker für Geld gerade so zur Feuerprobe für Andere gebrauchen ließen, wie der Kämpfer um Lohn. — II. *Wasser-urtheile.* 1) Mit heißem Wasser: Man mußte mit bloßem Arme einen Stein oder Ring aus einem Kessel mit wallend-siedendem Wasser herausholen. Dieses Beweismittels bedienten sich nach Gregor von Tours ein arianischer und ein katholischer Priester in Italien zur Vertheidigung ihrer Confessionen; der katholische siegte. 2) Mit kaltem Wasser: Man warf, ein Seil gebunden, den Angeschuldigten ins Wasser; schwamm er oben, so war er schuldig, sank er unter, unschuldig. (Man will neuerdings gefunden haben, daß Menschen im magnetischen oder geistig höchst exaltirten Zustande die gewöhnliche Schwerkraft wirklich in solchem Maasse verlieren, daß sie im Wasser nicht untertauchen, ja sogar im Bette in die Höhe gehoben werden, und hat daraus erklären wollen, wie es demnach ganz natürlich hat geschehen können, daß angebliche Zaubererinnen und Hexen beym sogenannten *Hexenbade* auf dem Wasser geschwommen und sonach schuldig befunden worden sind!) — III. *Kreuz-Urtheil.* Hier traten beide Theile an eine Wand und hielten die Arme ausgestreckt zu einem Kreuze; wer sie zuerst sinken ließ, war schuldig. Es war dieses Urtheil heidnischen, nicht erst christlichen Ursprungs. Wir glauben daher auch, daß sich der Vf. irrt, wenn er die Worte: *stent ad crucem* etc., so giebt, man habe an einem Kreuze gestanden, sondern die Benennung rührte daher, daß man durch jene horizontale Haltung der Arme mit dem Körper ein Kreuz bildete. — IV. *Kampf-Urtheil.* „Das berühmteste, häufigste und edelste, bis heute fortdauernd in dem Zweykampf.“ Wir können aber nicht zustimmen, daß die heutigen *Ehren-Duelle* eine Fortsetzung der alten *gottes-gerichtlichen* Zweykämpfe seyen. Ein *Ehren-Duell* ist kein *Gottes-Urtheil*, sondern etwas ganz anderes, eine *Ehren-Ausgleichung* oder *Abwaschung* eines Fleckens auf unsere Standesfreiheit oder Ehre. Die gerichtlichen Zweykämpfe als *Gottesurtheile* hörten daher auch mit dem 16ten Jahrh. oder Einführung des römisch-canonischen Processes auf, die *Ehren-Duelle* blieben aber bis heute. (Rec. glaubt das im Neuen Archiv des Criminalr. X, 2. Nr. IX. bewiesen zu haben.) Nicht bloß Einzelne, besonders Frauen, konnten sich hierbey vertreten lassen, sondern Gemeinden, Stifter u. s. w. wählten sich solche Kämpfer und bezahlten sie. — V. *Bahrgericht.* Beym Todtschlag gebräuchlich zur Ausmittlung des Thäters. Man ließ den Verdächtigen an die Bahre treten und den Leichnam berüh-

ren, in dem Glauben, derselbe werde bey Annäherung des Schuldigen zu bluten anfangen. — VI. *Ge-weihter Bissen.* Ein Schnitt Brot oder Käse wurde dem Verdächtigen in den Mund gesteckt, konnte er ihn leicht und ohne Schaden essen, so galt er für unschuldig. (Es ist bekanntlich sehr schwer, einen trockenen Weck oder Zwieback, oder einen ganz jungen Käse schnell zu kauen und hinunterzuschlucken, weil beide den Speichel so schnell einsaugen, daß das Hinunterschlucken nur sehr langsam und in kleinen Portionen möglich ist.) Statt des Brotes oder Käses sich der *Hostie* zu bedienen, hieß daher etwas ganz Anderes aus der Sache machen.

Es gab solcher Prüfungen noch mehrere zum Scherz, z. B. für reine Jungfrauen. Nach österreichischem Volksglauben erkennt man eine solche daran, daß sie eine Kerze mit einem Hauche aus- und mit dem zweyten wieder anblasen kann. In Polen und auch anderwärts war es sonst Gebrauch, daß eine Verlobte in Gegenwart des Bräutigams ohne Zittern einen seidenen Faden in eine Nadel einfädeln mußte.

Hiermit beschließt denn dieses Werk, und wir haben, noch einmal, das darin gegebene und geordnete Material keiner eigentlichen historisch-juristischen Kritik unterziehen wollen, wenigstens geben wir unsere hier und da eingeschalteten Bemerkungen nicht dafür aus, weil der Vf. selbst sagt, er gebe es nur als ersten Versuch und nicht als Rechtsgelehrter vom Fach; denn jedes Werk soll von dem Standpunkte aus geprüft werden, von wo aus sein Vf. es angesehen wissen will.

Ueber die Quellen, aus denen unser Vf. schöpfte, sey im Allgemeinen bemerkt, daß er sie alle nicht benutzen wollte, denn sonst hätten die des *Lehn- und Stadtrechtes* allerdings hervorgehoben werden müssen; daß er aber alles benutzte, was sich auf das ursprüngliche reine *Land-Recht* im Sinne des Sachsenspiegels bezieht, in so weit es bis jetzt zugänglich ist, insonderheit was die alt-nordischen Quellen betrifft, ja daß er gedruckte und ungedruckte Weisthümer vor sich hatte, die bis jetzt noch von keinem Germanisten verarbeitet worden waren, weil sie mehr oder weniger unbekannt waren. Was *Haltaus* in Form eines Glossarii, eines Wörterbuchs nach den ihm zugänglichen Quellen darstellt, hat unser Vf. in systematischer Folgeordnung zusammengestellt, eine historische Theorie daraus gebildet. Deshalb wäre es aber auch sehr wünschenswerth gewesen, wenn dem Buche zum Nachschlagen ein *Sach-Register* beygegeben worden wäre, da es ihm an einem Inhalts-Verzeichnisse fehlt. Das Register alter, nur Wenigen bekannter Wörter aus den germanischen Rechtsquellen, welches statt eines solchen Sachregisters angehängt ist, ist übrigens gewiß Lernenden und Gelehrten höchst willkommen.

Schließlich von dem Nutzen dieses Werkes für das germanistische Rechts-Studium zu reden, so sagt

sagt zunächst der Vf. selbst am Schlufs der Vorrede: „Vor Allem gönne ich mir selbst die Freude, nun nach des Buchs Vollendung mit *geschärftem* Auge die Quellen, Gesetze, Urkunden und Gedichte von neuem zu lesen, und des *Uebersehenen* oder nicht Verstandenen die Menge zu finden.“ Also erst nachdem der Vf. selbst der dunkeln chaotisch aufgehäuften Masse eines erstaunlichen Sammlerfleisses durch Anordnung und systematische Form ein „*es werde Licht*“ zugerufen, sieht er sich nun selbst durch dasselbe erleuchtet, und das ist unstreitig das Hauptverdienst des Buchs für die gesammte germanistische Welt. Nicht allein allen denjenigen, welche sich allererst noch dem germanistischen Quellen-Studio zu widmen gedenken, ist das Buch ein ziemlich vollständiger Katalog der Quellen selbst und ein Schlüssel, eine Fackel zum Verständniß derselben, sondern auch diejenigen, die schon gesammelt und studirt haben, werden sich des *Systems* des Buchs als *Leitfaden* zu einer künftigen historischen Darstellung des gesammten germanischen Rechts, selbst des Strafrechts, bedienen können. Möchte aber vor Allem dem Vf. selbst noch recht lange Muße und Lust bleiben, den Schatz zu vermehren, den er uns durch sein Buch eröffnet.

Karl Vollgraff.

DEUTSCHES RECHT.

TÜBINGEN, b. Osiander: *Die Gerichtsverfassungen der deutschen Bundesstaaten*, dargestellt von Geschäftsmännern der einzelnen Staaten und herausgegeben von Dr. C. F. Huftnagel, Oberjustizrathe bey dem königl. Württemb. Gerichtshofe zu Eßlingen, und Dr. C. F. Scheurlen, ordentl. Prof. an der Univers. zu Tübingen und außerordentl. Mitglieder des königl. Gerichtshofs daselbst. Erster Band. 1829. XXVI u. 596 S. 8. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Schon der Geschäftsmann, welcher so oft in die Lage kommt, mit den Gerichten anderer Staaten zu communiciren, und dem zu diesem Zwecke die in den einzelnen Staaten herauskommenden Staatskalender selten ein Genüge leisten können, geschweige daß es viele deutsche Staaten giebt, in welchen solche nicht erscheinen, noch mehrere aber, die sich nur auf eine bloße Personalnomenclatur beschränken, muß eine Darstellung der Gerichtsverfassungen der deutschen Bundesstaaten als ein Unternehmen betrachten, durch welches für ihn ein höchst dringendes Bedürfnis abgeholfen

wird; aber auch für Gesetzgebung und Wissenschaft muß eine Sammlung, wie die vorliegende, von den größten Nutzen seyn, da sie zu einer Vergleichung der verschiedenen Gerichtsorganisationen in den gedachten Staaten vorzugsweise dient, und die Mängel, die einigen derselben anhaften, mit den Vortheile, welche andere gewähren, in der Beste für den eigenen Staat wählen und Verständen entgegen zu können, zu einer ähnlichen Kenntniß bringt. Das Unternehmen verdient also in jeder Hinsicht Beyfall, so auch die umsichtige Ausführung großes Lob. Denn gerade dadurch, daß die Herausgeber eine solche Darstellung nicht bloß selbst und in etwanigen literarischen Hilfsmitteln zusammengestellt, sondern den Plan gefaßt haben, die Gerichtsverfassung jedes Staats von einheimischen Geschäftsmännern desselben darstellen zu lassen, gewinnt das Buch selbst an Zuverlässigkeit und Interesse, weil nur dem einheimischen Geschäftsmanne alle, auch die oft weniger, oft gar nicht öffentlichen Quellen zugänglich sind — denn wie Manches beruht auf den in den Gerichtsregisturen allein befindlichen, handschriftlichen Rescripten, — und weil selbst die vollständigen Quellen ein eigenes Vertrautseyn mit der Verwaltung selbst voraussetzen, wenn die Darstellung nicht in einzelnen Punkten unrichtig oder sich ausfallen soll. An der Spitze des vorliegenden Bandes steht: I. *Die Justizverfassung des deutschen Bundes*, dargestellt von Scheurlen (S. 1–117) gewis um deswillen höchst zweckmäßig, weil das Institut der Austrägalgerichte bey Bestimmung des Geschäftskreises der obersten Gerichte in jedem deutschen Bundesstaate in Betracht zu ziehen ist, und weil die Bundesversammlung die Art Obergericht über die Justizverwaltung in den deutschen Bundesstaaten auszuüben hat, indem bey derselben unter bestimmten Voraussetzungen Beschwerden über verzögerte und verweigerte Justiz angebracht werden können. Sodann folgt: II. *Die Gerichtsverfassung der zu dem deutschen Bunde gehörigen Länder und Gebiete des Oesterreichischen Kaiserthums*, dargestellt von Dr. Baumel Raindl zu Wien (S. 45–356). III. *Die Gerichtsverfassung des Großherzogthums Baden*, dargestellt von einem Badenschen Dicalterialbeamten (S. 357–406); endlich IV. *Die Gerichtsverfassung und Rechtsverwaltung im Königreiche Württemberg*, dargestellt von Huftnagel (S. 407–596).

Rec. sieht mit großem Verlangen den folgenden Bänden entgegen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1830.

JURISPRUDENZ.

PARIS, b. Seligue: *Rapport et recherches sur les Procès et Jugemens relatifs aux Animaux*. Par M. Berriat - Saint - Prix. 1829. 47 S. 8. und eine große Tabelle.

So sehr wir es auch lächerlich finden müssen, daß unsere Vorfahren sogar gegen schädliche oder schädlich gewordene Thiere förmliche Criminaluntersuchungen und peinliche Strafen verhängten, so ehrenwerth war doch das Gefühl, von welchem dieselben dabey ausgingen. Auch ein Thier sollte nicht anders gestraft, ihm nicht anders ein Uebel zugefügt werden, als nach den Grundsätzen des Rechts und der Gerechtigkeit, und, wenn man gleich es verkannte, daß dieselben nur dann ihre Anwendung finden können, wenn von einer möglichen Zurechnungsfähigkeit geredet werden kann, so entsprang dennoch dieser Irrthum an dem an sich untadelhaften, ja lobenswerthen Bestreben, die Idee der Gerechtigkeit auch da zu verwirklichen, wo sie nur irgend verwirklicht werden zu können schien. In den ältern Chroniken finden wir hie und da Beispiele von dergleichen Criminaluntersuchungen; des Vfs neuere, gerade auf diesen Gegenstand gerichtete Forschungen haben diese bedeutend vermehrt, und es ist dadurch dem Rec. möglich geworden, Ergebnisse aus denselben abzuleiten, die gewiß nicht ohne mannichfaltiges Interesse sind. 1. Nicht allein allgemein schädliche Thiere, wie Schnecken, Raupen, Heuschrecken und andere den Feldfrüchten und Weinbergen Verderben bringende Insecten, ferner Ratten, Mäuse, Blutegel und den Fischen schädliche Gewürme; verfielen auf diese Art in Criminaluntersuchung, sondern auch solche vierfüßige Thiere, welche Menschen getödtet oder beschädigt hatten, wie Schweine, Pferde, Rindvieh, Mauthiere, Hunde, Esel; nur ist es bemerkenswerth, daß in dieser letztern Hinsicht immer nur von *Hausthieren* die Rede ist, indem kein Beispiel vorkommt, daß auch wilde oder reisende Thiere, die eine solche Beschädigung veranlaßten, in Untersuchung gezogen sind. Erstere also genossen nur des Rechtsschutzes, letztere nicht; man konnte sie tödten, wo man sie antraf. Auch Beschädigungen des Eigenthums kamen nicht in Betracht. Endlich gehörten hieher diejenigen Thiere, welche von Menschen zur Befriedigung widerna-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

türlicher Triebe gemißbraucht waren, indem sie als Mitschuldige jener Verbrecher bestraft wurden. II. Bey den gegen sie anhängig gemachten Criminaluntersuchungen wurden alle Förmlichkeiten des Criminalprocesses streng beobachtet. Eine Ladung vor den geistlichen oder weltlichen Richter, denn in Hinsicht der Zuständigkeit des Gerichts war der Gebrauch verschieden, mußte vorausgehen. Waren die Thiere, z. B. die Hausthiere, zu ergreifen, so wurden sie förmlich verhaftet und vor Gericht geführt; im Gegentheil mußten die gesetzlichen öffentlichen Ladungen erfolgen. Der Richter hatte ihnen zugleich einen Vertheidiger zu bestellen, der alle möglichen Ausflüchte des Rechts benutzen konnte. So war der berühmte *Chassanaeus*, von dem wir ein *Consilium de excommunicatione insectorum* besitzen, in einer solchen Untersuchung gegen Ratten zum Vertheidiger bestellt, wie *Thuanus* bezeugt; und dessen von *Niceron* u. A. angefochtene Glaubwürdigkeit wird hier von dem Vf. aus überzeugenden Gründen nachgewiesen. „*Sur la plainte du magistrat chargé du ministère public auprès des tribunaux, c'est-à-dire, du promoteur, l'official ordonna, que les rats fussent cités devant lui; et ensuite leur nomma d'office Chassanée pour défenseur. Celui-ci, vu le discredit de ses singuliers clients, se jeta dans des exceptions dilatoires; pour donner le temps à la prévention de se dissiper... Il soutint que les rats se trouvant dispersés dans un grand nombre de villages, une simple assignation n'avoit pas été suffisante pour les avertir tous. Il demanda et obtint, qu'une seconde assignation leur fit notifiée par une publication au prône de chaque paroisse... A l'expiration du délai considérable que cette exception lui procura, il excusa le défaut (la non-comparation) de ses parties, en s'étendant sur la longueur et la difficulté du voyage, sur les dangers auxquels il les exposait de la part des chats, leurs mortels ennemis, qui les guettoient à tous les passages etc. Lorsque les moyens dilatoires furent épuisés, il motiva sa défense sur des considérations d'humanité et de politique.*“ Die Sache wurde sodann in öffentlicher Gerichtssitzung verhandelt, ein Erkenntniß abgegeben und ordnungsmäßig vollstreckt. So heißt es in einer Sentenz von 1516: „*Visis et diligenter inspectis causis praedictae re-questae (der Einwohner) nec non pro parte dictarum cruciarum seu animalium per certos consiliarios per nos deputatos propositis et allegatis; auditis et rati-*

S (6)

su-

super premissis, promotore etc. III. Gegen gemeinschädliche Thiere, Ratten, Raupen u. dergl. wurde der Bann ausgesprochen, von den geistlichen Gerichten die Excommunication, jedoch unter dem Vorbehalt, wenn sie sich binnen einer bestimmten Zeit nicht entfernen würden. So sagt eine Sentenz vom 8ten Sept. 1488: „*Commoventes primo, secundo et tertio, ut a vexatione populi, corrosione, vastatione et quacunque laesione et nocumento bladorum et herbarum, agrorum, culturarum et virgultorum — omnino cessent et evanescant... Quodsi praeccepto nostro non obtemperent — excommunicamus eas... et anathematisationis sententiam ferimus in his scriptis.*“ In einer andern von 1516: „*Quodsi dicta animalia huic nostrae monitioni non paruerint infra praedictos dies... illa in his scriptis anathematisamus et eisdem maledicimus.*“ Auch wurde ihnen, auf den Antrag ihres Vertheidigers, bisweilen ein Raum angewiesen, wohin sie sich zu begeben hätten, z. B. in einer Sentenz gegen die Raupen von 1585 und in einer ähnlichen von 1690. — Gegen Hausthiere, deren man habhaft geworden war, wurde die gesetzliche Strafe ausgesprochen. So wurde z. B. im J. 1266 ein Schwein, weil es ein Kind gefressen, zu Fontenay-aux-Roser bey Paris verbrannt; im J. 1386 zu Falaise, wegen gleicher Unthat, nachdem ihm der Kopf und ein Bein abgehauen, gehängt; nachmals blieb die einfache Strafe des Hängens die übliche, wie Sentenzen von 1394, 1408, 1447, 1494, 1527 ergeben. Ein Ochse wurde 1405 „*pour ses demérites*“ gehängt, gleichfalls 1499 „*pour avoir par furiosité occis un joine fils de 14 à 15 ans*“ zum Galgen verurtheilt. Ein Pferd wurde 1389 zu Dijon, weil es einen Menschen erschlagen, zum Tode verurtheilt. Merkwürdig ist eine *Sentence du magistrat de Bâle, qui condamne un coq d'être brûlé pour avoir fait un oeuf.* — Thiere, mit denen Sodomie getrieben war, wurden mit dem Verbrecher zum Feuertode verurtheilt. IV. Die Vollstreckung der Urtheile geschah regelmäsig durch den gewöhnlichen Henker, welcher dafür dieselben Gebühren erhielt, als wenn er einen Menschen gerichtet hätte. Oft wurden die solchergestalt zum Galgen verurtheilten Thiere in menschlicher Kleidung gehängt, wenigstens geschah dieses mit dem 1386 zu Falaise gehängten Schweine. V. Gegen die Rechtserkenntnisse fanden sogar Rechtsmittel Statt. Zwey Arrêts des Parlements zu Paris von 1613 und 1623 hoben z. B. die Erkenntnisse des Untergerichts, wodurch eine Sau und eine Eselin zum Stränge verurtheilt waren, wiederum auf, und verfügten, daß dieselben einfach todtgeschlagen werden sollten.

Der Vf. hat bis jetzt 92 solcher Erkenntnisse urkundlich nachgewiesen, auch mehrere derselben in *extenso* abdrucken lassen; und wenn gleich die allermeisten aus Frankreich stammen und sich darunter nur eins aus Spanien, eins aus Deutschland, eins aus der Schweiz und eins aus Kanada befinden, so ist hieraus nicht zu schließen, daß sie in jenen übrigen Ländern seltener gewesen seyen, da es nur

Franzosen sind, welche durch ihre genaue Nachforschungen solche aufgefunden haben und deren Nachforschungen vorzugsweise nur in Vaterlande anstellen konnten.

Was die Zeit anbetrifft, zu welcher sie gegeben worden sind, so gehören zwey dem 12ten, eins dem 13ten, fünf dem 14ten, nurzig dem 15ten, sechs und zwanzig dem 16ten, und dreyßig dem 17ten und eins dem 18ten Jahrhundert an.

M E D I C I N.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Beyträge zur Kritik und Beurtheilung zweifelhafter Seelenstände*, von Joh. Christian Aug. Clarus, Königl. Sächs. Hof- u. Med.-Rathe, Ritter, Professor u. s. w. 1828. XVI und 352 S. g. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Aus der Feder des verdienstvollen Vfs der gegenwärtigen Schrift lassen sich keine andere, als gediegene Arbeiten erwarten, und zu diesen gehören ganz unstreitig auch die vorliegenden Beyträge. Der Vf. überzeugt nicht immer von der Richtigkeit seiner Ansicht, aber Gründlichkeit der Untersuchung, Klarheit der Darstellung und Folgerichtigkeit der Schlüsse, das sind Vorzüge, die Hn. Clarus im Allgemeinen niemand streitig machen wird, und da sie zugleich niemand geringe nennen wird, die Untersuchungen des Vfs sich auf Gegenstände von größter Wichtigkeit, und die noch in vielfacher Hinsicht derholter genauer Prüfung höchst bedürftig erscheinen können: so fehlt diesen Beyträgen ohne Zweifel keines von jenen Erfordernissen, welche einer Schrift auch bey der gegenwärtigen Unsumme von literarischen Erzeugnisse die allgemeine Aufmerksamkeit der Sachverständigen sichern. Ohne Weiteres gehen wir aber jetzt zur Anzeige des Einzelnen über, was uns die vorliegenden Aufsätze des Vfs (sie waren anfänglich für Zeitschriften bestimmt) darbieten.

Schon die *Vorrede* darf nicht unbeachtet bleiben, indem sie eine keinesweges unbedeutende Frage, den formellen Theil der gerichtlichen A. W. betreffend, erörtert. Es handelt sich um die Methode, die Form und die Schreibart, deren man sich bey gerichtsarztlichen Arbeiten bedienen soll, und wir sehen hier den Vf. als Apologeten jener ältern Methode auftreten, bey welcher die Gerichtsarzte — wie es Rechtsgelehrte bey ihren Arbeiten heute noch zu thun pflegen — alles zu einander Gehörige möglichst in einen Perioden zu bringen suchen, sollte dieser auch mehrere Seiten einnehmen. Der würdige Vf. sagt (S. VII): „Nicht alles Obsolete ist verwerflich, und die Erfahrung der neuesten Zeiten hat oft genug gelehrt, daß alten Formen und Gewohnheiten sehr triftige Ursachen

den zum Grunde lagen, um deren willen man genöthigt sah, sich ihnen wiederum zu nähern, nachdem man lange vornehm über sie gelächelt etc." Wir wollen dies sehr gern zugeben, obwohl bekanntlich vielen retrograden Bewegungen unserer Zeit zwar begreifliche, aber keinesweges triftige, d. h. löbliche, Ursachen zum Grunde liegen; dies folgt hieraus nicht, daß jene veraltete Schreibart nicht zu dem vielen *Verwerflichen* obsoleten gehöre. Eben so räumen wir gern ein, daß nicht alle Gerichtsärzte sich früher jener schwerfälligen Schreibart in der Absicht bedient haben, sich ein aristisches Ansehen zu geben, und gewiß würden wir mit Recht eine solche Ziererey doppelt auffallend bey Männern, wie *Platner* finden, deren geistreiche Arbeiten doch wahrlich zu ihrer Empfehlung nichts weniger bedurften, als des, niemals als gut berufenen, Kanzley-Stils. Dagegen möchten wir allerdings glauben, daß früherhin viele Gerichtsärzte jener Schreibart huldigten, theils weil eine bessere, besonders im Geschäftsleben, fast ganz unbekannt war, theils aber wohl auch wirklich, weil sie, den Rechtsgelehrten gegenüber, etwas von ihrem Ansehen zu verlieren fürchteten, wenn sie sich diesen nicht auch in Beziehung auf die Sprache und den Ausdruck möglichst gleich stellten. Wie dem aber auch seyn mag, so kommt doch bey der Sache offenbar Alles darauf an, ob jene veraltete Schreibart vielleicht den gerichtärztlichen Berichten Vortheile gewährt, die den Sachverständigen für jene Unbeholfenheit des Ausdrucks entschädigen können. Nun führt zwar allerdings Hr. C. zwey Vortheile, als solche, an: die grössere Genauigkeit und Umsicht, zu welcher jene Schreibart bey der Arbeit nöthigt, und die Kürze und Präcision, zu der sie führt (oder vielmehr führen kann, denn wem wären nicht aus Acten seitenlange Perioden mit unzähligen eingeschobenen Sätzen bekannt, denen man dessen ungeachtet jedes andere Lob eher, als das der Präcision, ertheilen wird, die nicht auf der Weglassung der Verbindungswörtern der Perioden beruht), aber er ermangelt auch nicht, S. X selbst anzuführen, was die Freunde einer einfachen, deutlichen Schreibart (eine solche scheint uns die empfehlungswertheste) in Beziehung auf jene Vortheile erwiedern können, und was darauf hinausläuft, daß sie „auf Unkosten der Deutlichkeit und des guten Geschmacks zu theuer erkauft sind.“ Hr. C. widerlegt auch diese Bemerkung nicht, sondern erklärt sich für einen Mittelweg, namentlich dafür, daß „die alte strenge Form und Schreibart beybehalten werden könne, wo sie einmal eingeführt ist, wenn ein einzelnes Factum aus den darüber bey den Acten bereits vorhandenen ausführlicheren Nachrichten, und als Grundlage der Antwort auf die an ein Collegium deshalb ergangene Frage darzustellen ist“, aber weniger empfehlenswerth sey, wenn der zu verarbeitende Stoff sehr groß und seine Beziehungen sehr mannichfaltige sind, daß ferner einzelne Gerichtsärzte seltener in

den Fall kommen, sich jener Schreibart bedienen zu können, und daß sie am wenigsten zur Erzählung von Thatfachen geeignet sey, die der Rea selbst beobachtet hat. Rec. gesteht, daß er seinerseits bey dieser Gelegenheit die goldene Mittelstraße nicht in der Beybehaltung jener Form für manche Arten gerichtärztlicher Arbeiten, sondern darin findet, daß bey allen ohne Ausnahme der Gerichtsarzt nach möglichster Vollständigkeit und Deutlichkeit bey Kürze und Präcision des Vortrags strebe, was ihn unfehlbar eben so weit entfernt halten wird von dem Stile schwülstiger Romane oder breiter Erzählungen, als von dem für wissenschaftliche Arbeiten so wenig geeigneten Kanzleystile, dessen Perfectibilität selbst unsern Rechtsgelehrten nicht mehr unbekannt ist. Die Separations-Methode der neueren Juristen, die jeden Dunst einer Relation nach seinen historischen Prämissen, Zweifels- und Entscheidungsgründen nebst der daraus abgeleiteten Sentenz als ein abgesondertes Ganzes vorträgt und die einzelnen Entscheidungen zuletzt unter ein Collectiv-Votum bringt, mag nach unserm Vf. „bey juristischen Relationen viele Vortheile gewähren, soll aber bey medicinischen nur selten anwendbar seyn, weil bey diesen meistens nur ein einzelnes Factum zu beurtheilen ist, oder mehrere sich auf eine einzige Frage, oder mehrere Fragen sich auf einen einzigen Entscheidungspunkt beziehen, und weil hier der historische Theil gewöhnlich ein zusammenhängendes Ganzes bildet, welches nicht füglich zerstückt werden kann.“

Als Einleitung giebt uns hierauf der Vf. einen Aufsatz, welcher die Ueberschrift trägt: *Freyheit, als oberster Grund der Zurechnung, aus staatsarzneywissenschaftlichem Gesichtspunkte betrachtet* (S. 8). Der Ideengang des Vfs in diesem Aufsätze ist folgender: Es kann gegenwärtig die Meinung als vorherrschend angesehen werden, das Princip der Freyheit mache die Grundlage der staatsarzneywissenschaftlichen Beurtheilung kranker und zweifelhafter Seelenzustände aus, und könne bey solchen Untersuchungen als vermittelndes Princip zwischen Ärzten und Rechtsgelehrten dienen; diese Meinung ist besonders durch *Henke* in die Wissenschaft und ins Leben eingeführt worden, indem er mit gewohnter Folgerichtigkeit die Behauptung durchgeführt hat, es genüge bey zweifelhaftem Seelenzustande in allen gerichtlichen und polizeylichen Fällen die Entscheidung über *Freyheit* oder *Unfreyheit*. Diese Behauptung aber steht und fällt mit der Annahme, daß Freyheit die letzte erkennbare Ursache oder Bedingung desjenigen Zustandes sey, dessen Daseyn oder Nichtdaseyn erwiesen werden muß, wenn es auf eine gründliche Erforschung jenes Zustandes ankommt. Nun läßt sich wohl erweisen, daß die Freyheit nicht die höchste Bedingung jenes Zustandes sey, daß also der Begriff derselben zu dem angegebenen Zwecke nicht ausreicht, und noch mehr, daß er *entbehrlich* ist, und jener Ausdruck durch einen deutlicheren und zugleich gangbaren

hern veranlaßt werden kann. Dann Freyheit ist der „Zustand des Menschen, in dem der unbedingte und letzte Bestimmungsgrund zu seinem Handeln in einem von ihm allein abhängigen Entschlusse enthalten ist, und in dem es mithin in seiner Macht steht, die Vorstellung von dem, was ihm selbst und Andern zukommt, in sich zu erwecken und wirksam zu machen, und dem gemäß Handlungen zu unternehmen und zu unterlassen.“ Diese Freyheit aber kann nicht als eine besondere Eigenschaft oder Fähigkeit der Seele, und noch weniger als der Lobbegriff der geistigen Kräfte des Menschen betrachtet, und der Vernunft weder coordinirt, noch subordinirt, noch als gleichbedeutend mit derselben angesehen werden, sondern sie ist eine Wirkung der Vernunft. Diese letztere, oder vernunftmäßiger Gebrauch des Verstandes und Willens, als Grundbedingung aller menschlichen Thätigkeit, ist daher die Eigenschaft, deren Daseyn oder Nichtdaseyn nachgewiesen werden muß, so oft über die Zurechnungsfähigkeit eines Menschen Zweifel entstehen. Wenn aber demnach der Freyheitsbegriff für die gerichtsarztliche Praxis unzureichend ist, so ist er auch bey derselben entbehrlich, selbst wenn man einräumt, daß die Freyheit, wo nicht die innere Bedingung der Zurechnung selbst, doch wenigstens den Zustand der Zurechnungsfähigkeit, wie er sich in seinen Aeußerungen darstellt, bezeichnet. Denn gerade hieraus ergibt sich, daß Freyheit und Zurechnungsfähigkeit völlig synonym sind, und da der erstere Ausdruck so leicht mißverstanden werden kann und die Gründe der Zurechnung weder durch jene noch durch diese Bezeichnung ausgedrückt sind: so unterliegt die Unzulänglichkeit und Entbehrlichkeit des Freyheitsprincipes wohl keinem Zweifel. Bestätigt hat sie sich dem Vf. noch dadurch, „daß die bey der Leipziger medicin. Facultät eingegangenen psychologischen Begutachtungen, deren Verfasser ihr Urtheil auf den Begriff der Freyheit zurückzuführen suchten, ihren Gegenstand keinesweges gründlicher als andere erschöpft, und im Gegentheil gerade am häufigsten den Defensoren zu nichtigen Subtilitäten und Entschuldigungen, den Richtern zu Bedenklichkeiten, und der Facultät zu Ausstellungen und zu dem Antrage auf wiederholte Exploration durch andere Gerichtsärzte Gelegenheit gegeben haben.“ (Rec. glaubt bey dem Allen zuvörderst bemerken zu müssen, daß Henke nicht unterlassen hat, zu fordern, daß der Arzt, wenn er ein Individuum für unfrey erklärt, „den obwaltenden psychischen Umstand noch näher bestimme und bezeichne.“ (Lehrbuch der gerichtl. Med. §. 242), daß derselbe Schriftsteller und die ihm Gleichgesinnten überhaupt mit Hn. C. gar nicht in einem so schroffen Gegensatze zu stehen scheinen, und wir vielmehr glauben, es laufe der ganze Streit auf nicht

viel mehr, als einen Wort-Streit hinaus. In Henke's hieher gehörigen Schriften ist öftst man zu während auf Stellen, wie folgendes: „Narrentüme, das heißt, der Selbstbestimmung fähige, freye Wesen“ oder „des Vernunftgebrauchs unfähige und freye Individuen“, ferner „der Tolle, der Besessene ist unfrey, vernunftlos“, und „Abwesenheit des Selbstbewußtseyns und der Selbstbestimmung, oder, was gleichbedeutend ist, der Vernunft Freyheit.“ Demnach will allerdings die Frage, ob ein Mensch frey oder unfrey sey, nichts anderes sagen, als die, ob er des Vernunftgebrauchs unfähig sey, oder nicht. Der Richter muß sich auch in jedem Falle mit der schlichten Bejahung oder Verneinung so wenig dieser, als jener Frage begnügen, sondern bey beiden zu wissen verlangen, inwiefern der Verstand des Handelnden Zweck, Mittel und Folgen der Handlung einzusehen und sein Willkür die Kräfte der Seele und des Körpers auf die Vollbringung oder Unterlassung einer bestimmten Handlung zu richten vermögend gewesen ist“, u. dgl. m. Es könnte also gleichgültig scheinen, ob die richterliche Frage in dieser oder jener Art ausgedrückt werde, und Rec. würde dieß auch in der That glauben, wäre nicht mit allem Grunde zu befürchten, daß die Frage, ob ein gewisses Individuum bey Vernunft sey, oder zu einer gewissen Zeit gewesen sey, noch häufiger zu Mißverständnissen und ganz ungehörigen, zweckwidrigen Beurtheilungen Veranlassung geben würde, als bekanntermaßen die Frage gegeben hat, ob ein solches Individuum bey Verstande sey, oder gewesen sey. Rec. glaubt daher auch, daß die ungenügenden Gutachten jener Aerzte, die ihre Untersuchungen psychischer Zustände hauptsächlich auf die Freyheit bezogen, schwerlich genügend ausgefallen seyn würden, wenn dieselben Aerzte bey ihrer Untersuchung die Vernunft der in Frage stehenden Individuen als *conditio rei* betrachtet hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. Zeh: *Bunte Blätter aus der historischen Welt*. Ein Magazin ernster und komischer Ereignisse, seltsamer Abenteuer und Glückswechsel. Zur angenehmen Unterhaltung und Belehrung für Jedermann. Von S. Baur. Erster Theil. Mit 1 Kpf. 1829. X u. 388 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Eine historische-Curiositäten-Sammlung, wie wir deren von dem Vf. schon besitzen. Es findet sich darin Manches, was man mit Vergnügen lesen wird, und was man auch noch nicht in ähnlichen Büchern bereits findet. Als besonders interessant zeichnen wir aus „den französischen Rückzug aus Moskau“ und „die Sammlung merkwürdiger Grabschriften.“

December 1830.

MEDICIN.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Beiträge zur Erkenntnis und Beurtheilung zweifelhafter Seelen-Zustände*, von Joh. Christian Aug. Clarus u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von S. 22 an wendet sich der Vf. zu dem Gebrauche, den man von dem Freyheitsbegriffe als vermittelndem Principe zwischen Rechtsgelehrten und Aerzten gemacht hat, und bemüht sich zu zeigen, daß der eigentliche Grund, weshalb gerichtsarztliche Gutachten über Gemüthszustände so häufig ungenügend ausfallen, in der oft mangelhaften wissenschaftlichen Bildung der Gerichtsärzte, in einer falsch verstandenen Humanität derselben, die sie in Vertheidigern des Angeklagten werden läßt, so wie in einer ungebührlichen Einmischung der Gerichtsärzte in das Geschäft des Richters, so wie von Seiten dieses letztern darin zu suchen ist, daß es bald versäumt, den Gerichtsarzt zu der gehörigen Kenntniß aller Umstände gelangen zu lassen, welche allein in solchen Fällen ein Gutachten gehörig begründen können, bald dem Gerichtsarzte eine zu allgemein ausgedrückte oder auch wohl zu beschränkte Frage stellt. Ueber alle diese Momente ist reife Erfahrung und scharfes Urtheil den gehörigen Vf. sehr viel Beherzigenswerthes sagen, durch welches er den Ausspruch zu rechtfertigen glaubt, daß nicht der Mangel eines vermittelnden Princips, sondern die eben genannten Fehler, die Schuld der so oft verfehlten Untersuchungen gemüthskrankter Zustände tragen. Dabey erkennt indels Hr. C. selbst die Nothwendigkeit an, bey Fragen über die Zurechnungsfähigkeit sich eines allgemeinen Begriffs zur Bezeichnung des Umfangs der Frage zu bedienen, widerlegt die entgegengesetzte Meinung Nasse's, erklärt den Begriff der Vernunft als den dem Zwecke vollkommen entsprechenden, glaubt aber doch, daß in den einzelnen Fällen die allgemeine Frage noch nähere Bestimmungen erfordere, weil z. B. in Ehescheidungsfällen der Richter sich nicht mit der Bejahung oder Verneinung der Frage nach Freyheit oder Unfreyheit, Fähigkeit oder Unfähigkeit zum Vernunftgebrauche begnügen könne, daher seine Frage ungefähr folgendermaßen abfassen müsse: Kann unter den obwaltenden Umständen die Ehe nachtheilige Folgen haben für die

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Ehegatten selbst, oder für deren Nachkommenschaft? (Uns dünkt, die Entscheidung über Freyheit oder Unfreyheit, Vernunft oder Mangel derselben, wird doch auch hier immer die Hauptsache bleiben, und gerade dieses Beyspiel scheint, wenigstens in Bezug auf preussische Gesetzgebung, ganz dazu geeignet, die Nothwendigkeit eines vermittelnden Princips erwähnter Art darzuthun. Das preussische Gesetz erkennt unheilbaren Wahnsinn oder Raserey als gültigen Scheidungsgrund an, erwähnt aber anderer psychisch-krankter Zustände, welche eben so leicht, als jene, dem bürgerlichen und Familien-Leben Nachtheil und Gefahr bringen können, gar nicht, ja nicht einmal des vom Gesetzbuche selbst als Gemüthskrankheit anerkannten Blödsinns. Wäre es nicht weit zweckmäßiger, wenn der Richter in solchen Fällen, statt, wie gegenwärtig dem Buchstaben folgend, nach Wahnsinn oder Raserey zu fragen, nur nach der Freyheit, der Intelligenz mit Selbstbestimmung, zu fragen hätte? Aus der Antwort auf diese Frage kann er erst entnehmen, was er zu wissen braucht; siele aber die Antwort bestimmt bejahend oder verneinend aus, so wäre wohl auch damit das wesentlichste Erforderniß des Urtheilsspruches gegeben. Ist das in Frage stehende Individuum nicht rasend, aber doch unfrey, und hat der Richter sich darauf beschränkt, zu fragen, ob Raserey vorhanden sey, dann erst würde es unsers Erachtens nach nothwendig werden, in dem gutachtlichen Berichte aus einander zu setzen, in wiefern die vorhandene Unfreyheit, ohne auf Raserey zu beruhen, doch mehr oder weniger nachtheilige Folgen für das eheliche Verhältniß erwarten lasse.) Hr. C. schließt diesen Aufsatz mit einer Vergleichung der über den fraglichen Gegenstand von Henke und Heinoth, Meckel, Nasse und ihm selbst ausgesprochenen Ansichten und mit einigen aus den entwickelten Grundsätzen leicht zu entnehmenden Vorschlägen für die Gesetzgebung und die Rechtspflege.

1. Brandstiftung im Zustande geistiger und körperlicher Abstumpfung durch fortgesetzten Mißbrauch geistiger Getränke, nach vorausgegangen epileptischen Anfällen und Visionen, in der Absicht verübt, um sich zu einer Versorgung im Zuchthause zu verhelfen (S. 60). Dieses vom Vf. gearbeitete Responsum der Leipziger medicin. Facultät betrifft einen acht und vierzigjährigen Mann, der in der Kindheit an Rhachitis und in diesem

Lebensalter sowohl, als späterhin von neuem, an Fallsucht gelitten, dem Brantwein trinken sich ergeben, und bey einer durch dieses Laster und die davon abhängigen krankhaften Affectionen des Gehirns und der Unterleibs-Eingeweide zerrütteten Gesundheit in der genannten Absicht Feuer angelegt hatte, aber ohne vor, bey und nach dieser That, oder in irgend einem Zeitraume seines Lebens Geisteszerrüttung zu verrathen. — Mit Rücksicht auf diese Absicht, „welche an sich schon eine Beschränkung des Verstandes, eine verkehrte Richtung des Willens und eine widernatürliche Stimmung des Gemüths voraussetzt“, und besonders in Erwägung der bekannten Wirkungen des Trunkes auf die Geisteskräfte entschied Hr. C., „es lasse sich mit der in strafrechtlichen Fällen erforderlichen Gewissheit nicht in Abrede stellen, daß der Inquisit bey der von ihm verübten Brandstiftung durch geistige oder körperliche Krankheit *verhindert* gewesen sey, mit *völliger Willensfreyheit*, d. i. mit *vollem Gebrauche seiner Vernunft* zu handeln.“ Der Vf. theilt uns diess Gutachten als Gegenstück zu dem Woyczek'schen Falle mit, und bemerkt noch (S. 87), daß sowohl bey dem erwähnten Inquisiten, als bey einem andern später in periodischen Wahnsinn verfallenen Individuum, den fallsüchtigen Anfällen Mondsucht vorangegangen ist. II. *Erläuterungen und Zusätze* (S. 89). 1. *In wiefern es ärztlichen Collegien zusteht, den ihnen vorgelegten gerichtlichen Fragen, wenn sie aus ärztlichem Gesichtspunkte betrachtet ihrem Zwecke nicht entsprechen, eine demselben angemessene Deutung zu geben.* (Ebendas.) In dem eben erwähnten Falle war von Seiten des Richters gefragt worden, „ob der Inquisit durch körperliche und geistige Krankheit *völlig* verhindert worden sey, mit Willensfreyheit zu handeln?“ und man sieht aus der Antwort, daß sich die Facultät eine (sehr zu billigende, ja nothwendige) Erweiterung der Frage erlaubt hatte. Im Vorliegenden wird dieses Verfahren noch insbesondere gerechtfertigt, und der würdige Vf., dem wir hier vollkommen beypflichten, sagt unter anderm, im Widerspruche mit Jenen, welche behaupten, daß der Zweck der richterlichen Untersuchung die Aerzte gar nicht angehe: „Die Aerzte haben nicht nur das Recht, sondern auch sogar die Pflicht, sich über den vorgelegten Gegenstand so weit zu verbreiten, als es ihnen zur Aufklärung der Sache zweckmäfsig erscheint, und ihn aus mehrern, in der Frage nicht berührten Gesichtspunkten zu betrachten, mithin insofern mehr zu antworten, als sie gefragt werden, keinesweges aber mit Umgehung des buchstäblichen Sinnes der Frage ihr eine willkürliche, wenn auch scheinbar zweckmäfsigere, Auslegung zu geben.“ 2. *Zurechnungsfähigkeit, Rechtsgültigkeit und polizeyliche Berücksichtigung der Handlungen fallsüchtiger Personen* (S. 96). Die in neuerer Zeit von Platner und Henke gegen die Zurechnungsfähigkeit fallsüchtiger Personen aufgestellten Gründe sind ohne Zweifel von Gerichts-

ärzten nicht selten ganz falsch auf die Praxis angewandt worden, und das Bemühen unsers Vfs, einen festen Standpunkt in dieser Angelegenheit zu gewinnen, ist demnach sehr verdienstlich zu nennen. Er macht zuvörderst darauf aufmerksam, daß bey vielen, vielleicht den meisten, Fallsüchtigen Statt findende Seelenzustand nicht alle Krankheiten dieser Art zur Fortbildung des Geistes und Hens, zu bürgerlichen Geschäften und zur Selbstbeschäftigung unfähig macht (Hr. C. erinnert hieran Julius Caesar, Mohamed und Petrarca); daß in fallsüchtige Anfall, wie er nicht selten ohne Verboten eintritt, so auch oft als Krise betrachtet werden kann, dem vollkommenen Wohlbefinden folgt, daß die Fallsucht, wenn auch in naher Verbindung mit Geisteszerrüttung stehend, doch an sich nur als Anlage zu derselben betrachtet werden kann; daß man, um folgerichtig zu verfahren, auch in vielen andern Nervenkrankheiten: Hysterie, Veitstanz u. s. f., einen Grund der Zurechnungsunfähigkeit erblicken müßte, und daß es endlich folgewidrig ist, Fallsüchtigen die Zurechnungsfähigkeit, aber nicht die Rechts- und Pflichtfähigkeit abzusprechen und in polizeylicher Hinsicht gegen diese Unglücklichen keine Maafsregeln in Anwendung zu bringen. Gegen diese Bemerkungen glauben wir nun freylich Mehreres nicht ohne Grund einwenden zu dürfen. Wir können allerdings im Allgemeinen die Fallsucht nur als Anlage zum Wahnsinne betrachten, aber dasselbe gilt ja auch von unzähligen andern Zuständen, die dennoch, in concreten Falle bis auf einen gewissen Grade steigert, die Zurechnungsfähigkeit aufheben — auch ohne diese Steigerung — oft ein Milderungsgrund der Strafe werden. Allerdings müssen inner andere Nervenkrankheiten bey Beurtheilung der Zurechnungsfähigkeit eben so gut in Anschlag gebracht werden, als die Fallsucht; daß aber *ceteris paribus* das Nervensystem am frühesten und am meisten zerrüttet, also ohne Folgewidrigkeit hier vorzugsweise berücksichtigt wird, ist wohl nur so weniger in Abrede zu stellen, als zugleich die Fallsucht ungleich häufiger vorkommt, als Veitstanz, Starrsucht und andere Nervenkrankheiten, und also schon aus diesem Grunde die Aufmerksamkeit der Aerzte auch bey dieser Gelegenheit zuerst auf sich ziehen mußte. Endlich ist auch wohl die gerügte Folgewidrigkeit im Civil-, Criminal- und Polizey-Verfahren gegen Fallsüchtige weniger groß, als es scheint, denn auch nach Hr. C. sind z. B. Fallsüchtige, die außer den Anfällen fortwährend Bosheit und Stumpfsinn verrathen, für die in leidenschaftlicher Aufwallung begangenen Verbrechen *unzurechnungsfähig*, in civilrechtlichen Hinsicht aber behalten ihre Handlungen, wenn ein ärztliches Zeugniß den Kranken die Ueberlegung und den nöthigen Grad von Umsicht nicht abspricht, *Gültigkeit*, und eben so richtet sich das polizeyliche Verfahren nach den Umständen. Es möchte demnach wohl auch immer das Rath-

ksamste seyn, jeden Fall dieser Art nicht nach dem allgemeinen Grundsatz, sondern nach seiner ganzen Individualität zu beurtheilen. Uebrigens bezeugt dieser Aufsatz, wie schon das oben erwähnte Gutachten, daß Hr. C. den Einfluß der Trunksucht auf die Freyheit des Geistes nichts weniger als im Allgemeinen gering angeschlagen wissen will, und bey seinen Forderungen eben sowohl das Gesetz der Humanität, als das Bedürfnis der Rechtspflege im Auge hat. Als Fälle, in denen die Trunksucht die Zurechnung nicht ausschließt, werden von ihm folgende angegeben: „1) wenn epileptische Personen, welche in den Zwischenräumen ihrer Anfälle frey von allen Spuren einer durch die Krankheit veränderten Seelenthätigkeit oder Seelenstimmung sind, Handlungen begehen, deren Antriebe nicht in der bey dergleichen Personen gewöhnlichen Abstumpfung oder Aufwallung, sondern in andern egoistischen Bestrebungen, besonders Geiz oder Gewinnsucht, liegen und dabey durch die Art der Ausführung Vorbedacht, Ueberlegung und Willenskraft zu erkennen geben. 2) Wenn einzelne in frühern Lebens-Zeiträumen auf besondere, nicht mehr fortdauernde Veranlassungen eingetretene epileptische Anfälle durchaus weder körperliche noch geistige Wirkungen zurückgelassen, und keine neuen Veranlassungen, welche die alte Anlage aufregen können, Statt gefunden haben.“ — 3. *Trunkenheit und Trunkfähigkeit, aus gerichtsärztlichem Gesichtspunkte betrachtet* (S. 111). Hr. C. bezeichnet die anhaltenden Wirkungen des fortgesetzten Genusses geistiger Getränke mit dem Namen der *Trunkfähigkeit* (*ebriositas*), der uns gut gewählt zu seyn scheint, — während wir den Namen *Trunksucht* weder für *ebriositas* selbst, noch für eine Art derselben ganz passend finden (S. 119) — und unterscheidet als Arten derselben: die trunkfällige *Entartung der Sitten und des Temperaments* (*Inhumanitas ebriosa*) — die *Trunksucht* (*Dipsomania ebr.*) — die trunkfällige *Sinnentäuschung* und der trunkfällige *Sinnenwahn* (*Fallacia sensuum et hallucinatio ebr.*) — die trunkfällige *Seelenstörung* (*Vesania ebr.*). Das Folgende liefert eine vortreffliche Schilderung dieser verschiedenen Formen des Uebels nebst Folgerungen für die gerichtl. Medicin, aus welchen letzteren wir Nachstehendes ausheben: Die erstgenannte Form macht besondere Aufsicht der Polizey-Behörde und die Führung fortlaufender Protokolle von Seiten derselben über solche Individuen nothwendig. (Rec. glaubt, daß an die Erfüllung dieser keinesweges übertriebenen Forderung wohl nur zu denken ist bey einer Polizey-Behörde, wie etwa die Pariser, von deren Leistungen ihm noch aus neuester Zeit ein wahrhaft erstaunenswürdiges Beyspiel zu genauer Kenntniß gekommen ist, und die, auch in den größten Städten Deutschlands, wohl nur sehr selten ihres Gleichen finden dürfte.) Uebrigens sind solche Individuen zurechnungsfähig, und ihre Zeugenaussagen, Testamente u. dergl. rechtsgültig. — Durch

die Trunksucht wird die *Zurechnung* der zur Befriedigung des krankhaften Triebes ergriffenen Mittel und Wege der Trunkenheit selbst und der in derselben begangenen Verbrechen *nicht aufgehoben*, nur die Schuld derselben *vermindert*. Für das, was der Trunksüchtige aus andern, mit seiner Sucht nicht in Verbindung stehenden Bewegungsgründen und außer der Zeit der Trunkenheit thut und unterläßt, ist er unbeschränkter Zurechnung fähig; seine Handlungen, wenn sie nicht auf jenen krankhaften Trieb Bezug haben, oder in der Trunkenheit vollzogen wurden, sind rechtsgültig, und die polizeyliche Aufsicht über solche Personen ist immer mit ärztlicher zu verbinden. — Sinnentäuschungen, wie sie auch entstanden seyn mögen, verändern, da sie von der Seele berichtigt werden können, in der Zurechnungsfähigkeit und Rechtsgültigkeit der Handlungen im Allgemeinen gar nichts, aber die einer einzelnen Handlung ist aufgehoben, wenn diese letztere unmittelbar von einem unverschuldeten Irrthume oder einer krankhaften Täuschung abhing, und alle Zurechnungsfähigkeit und Rechtsgültigkeit fällt weg, wenn die Täuschung Symptom des Wahnsinns ist. — Bey Gelegenheit des trunkfälligen Wahnsinns bemerkt Hr. C., daß sich seit einer Reihe von Jahren auch der psychische Nachtheil des Branntweintrinkens häufiger offenbare, und daß unter fünf Seelenkranken, die Hr. C. untersuchte, immer wenigstens zwey Opfer des Trunkes waren. Er erörtert die verschiedenen Formen, unter denen diese Art des Wahnsinns erscheint, spricht sich über die besondere Schädlichkeit des Kartoffel-Branntweins aus, und zieht endlich aus allem dem Folgerungen für die gerichtsärztliche Praxis, die wir übergehen, weil sie sich leicht aus dem Vorhergegangenen von selbst ergeben. III. *Geschichte eines Todtschlags, der bey Abstumpfung des Verstandes und des Gefühls, nach vorausgegangenen Visionen und phantastischen Einbildungen, unter Umständen, welche einen Einfluß des Hungers und der Schlaftrunkenheit auf die Seelenstimmung als möglich erscheinen ließen, im Zustande der Erbitterung durch höhnische Vorwürfe und vermeinter Nothwehr begangen worden, mit Beantwortung der Frage: Ob hierbey vollkommene oder unvollkommene Zurechnungsfähigkeit anzunehmen sey* (S. 159). Wenn einige der im Vorstehenden angeführten Behauptungen des Vfs, und namentlich die, „daß die Trunksucht die Zurechnung begangener Verbrechen unter gewissen Bedingungen nicht einmal beschränke“, Hn. C. in den Augen mancher Leser vielleicht als einen jener gerichtsärztlichen Rigoristen erscheinen lassen möchten, die — abgesehen von den bekannten Formen des ausgebildeten Wahnsinns — zu wenig Gewicht auf die Mannichfaltigkeit der Momente legen, welche die Zurechnungsfähigkeit beschränken und aufheben können: so wird das vorliegende musterhafte Gutachten als erfreulicher Beweis vom Gegentheile gelten können. In dem Falle, der hier

hier näher erörtert wird, hatte ein armer Handarbeiter L., ein rechtlicher aber längst als schwach-sinnig berufener Mann von 42 Jahren, der sich unter andern lange damit beschäftigt hatte, gemeine Steine, die er für Edelsteine hielt, am Elb-ufer zu sammeln, auch wegen allerley Visionen und chimärischer Vorstellungen schon einmal in Untersuchung gewesen war, einem andern Handarbeiter P., einem hartherzigen, boshaften und jäh-zornigen Menschen, in einem Streite, bey welchem der L. gemißhandelt zu werden befürchtete, einen tödtlichen Stich in die Brust versetzt. Der begutachtende Physicus erklärte, daß der L., ohne eine Spur von Geisteszerrüttung zu zeigen, die That in einem Augenblicke vollzogen habe, in welchem seine ohnehin kranke Phantasie stark auf-geregt gewesen sey und ihm die drohende Gefahr viel größer gezeigt habe, als sie war; daß die Willenskraft des Inquisiten demnach als befangen, überhaupt Mangel an Umsicht und Geistesgegen-wart anzunehmen sey, er also für *nicht vollkommen zurechnungsfähig* gelten könne. Der Richter erster Instanz fand sich durch dieses Gutachten nicht veranlaßt, auf eine andere, als die Todesstrafe zu erkennen; ein zweytes Spruch-Collegium aber legte nun der Leipziger medicin. Facultät die Fragen vor: ob der Inquisit hinsichtlich seines Seelen-zustandes mit Gewisheit für gesund oder krank, also für zurechnungsfähig oder unfähig zu erklären sey, und ob sich die Annahme eines somatisch psychischen vom normalen abweichenden Mittelzustandes, der die Zurechnung vollkommen weder gestattet, noch aufhebt, überhaupt und insbesondere in Beziehung auf den Inquisiten rechtfertigen lasse. Das von Hn. C. ausgearbeitete Gutachten der Leipziger Facultät macht in Betreff der ersten Frage darauf aufmerksam, daß, um mit Bestimmtheit zu entscheiden, es fehle bey dem L. gänzlich an dem Zusammentreffen von Anlage und Gelegenheitsursachen zu einer Seelenstörung, die Acten nicht hinlängliche Auskunft über die frühern Lebensverhältnisse und den Gesundheitszustand des L. lieferten, eben deshalb einiges Gewicht auf den Umstand gelegt werden dürfe, daß der Hals des Inquisiten durch skrophulöse Anschwellung ungemein vergrößert sey, was nicht selten mit einer Anlage zum Blödsinne verbunden vorkomme; ferner darauf, daß die erwähnten Visionen des L., die sich nicht als Folgen *körperlicher* Reizung der Sinnenorgane darstellen, auf einen tiefer in der Seele liegenden Grund zu schließen erlauben, auch nicht bloß von Aufregungen der Phantasie bey dem Inquisiten die Rede seyn könne, sondern eine Verkehrtheit seiner Begriffe und Urtheile, z. B. aus seinem Sammeln gemeiner, aber von ihm für edel gehaltener Steine hervorgehe, die man als einen Vorboten der Verrücktheit ansehen könne, daß demnach das von dem L. nach der That beobach-

tete Benehmen mindestens auf eine große Stumpfheit des Verstandes und des Gefühls hindeute und auf jeden Fall Zweifel in Betreff der aufgeworfenen Frage erwecke, so wie endlich, daß die Beantwortung der letztern die Erörterung mehrerer noch nicht hinlänglich ermittelter Umstände voraussetzen würde, z. B. des körperlichen Seelen-Zustandes des Inquisiten am Abend der That, an welchem er seit 24 Stunden nichts gegessen hatte. Die Antwort auf jene erste Frage daß nichts lautete also: „es kann mit der in criminalrechtlichen Fällen erforderlichen Gewisheit nicht behauptet werden, daß L. geistesgesund und als zurechnungsfähig sey.“ — Die zweyte Frage erscheint, auch im Munde des Richters, wohl als eine müßige, wenn man erwägt, daß sie eigentlich nichts weiter sagt, als: giebt es Zustände unvollkommener, beschränkter Zurechnungsfähigkeit? wird ganz richtig dahin beantwortet, daß ein solcher Mittelzustand nicht angenommen werden könne; weislich aber hat der Vf. jedem Mißverständnisse dieser Antwort dadurch vorgebeugt, daß er daran erinnert, wie die über den Gemüthsstand des L. im Vorigen ertheilte Antwort „die Sache in eben den Gesichtspunkt stellt, als sie die Annahme eines somatisch-psychischen Mittelzustandes stellen würde.“ Bey dieser Gelegenheit erklärt auch Hr. C., daß unter gewissen bekannten Bedingungen die Entwicklungsperioden, die Geburtsarbeit, vorausgegangene epileptische Anfälle, Schlaftrunkenheit und dergl. Zustände für die Dauer und ohne Rücksicht auf ihre Cause die Zurechnungsfähigkeit *ganz und vollständig* aufheben. — In Folge dieses Gutachtens wurde der L. einstweilen zu vierjähriger Aufbewahrung bey angemessener Arbeit ins Zuchtthaus abgeliefert. IV. *Nachtrag zur Beleuchtung der Frage: Ist die Annahme eines somatisch-psychischen Mittelzustandes u. s. w. praktisch nützlich und nothwendig?* (S. 187). Der Vf. sieht diese Frage, vom Standpunkte der Rechtspflege, nicht als eine müßige an, wie Rec. gethan hat, sondern erklärt sie aus der Verlegenheit, in welche der Richter durch eine unbestimmte Antwort des Arztes auf die Hauptfrage versetzt wird. Aber diese Erklärung, deren Richtigkeit wir keinesweges bestreiten, geht offenbar aus den Worten der Frage selbst nicht eigentlich hervor und rechtfertigt diese noch viel weniger. Daher ist auch im gegenwärtigen Falle das Gericht dadurch, daß die Hauptfrage unbestimmt und die zweyte verneinend beantwortet worden ist, durchaus nicht verpflichtet worden, die zweckmäßigsten Maßregeln in Betreff des L. zu ergreifen, und könnte noch überdies in ähnlichen Fällen wegen solcher Maßregeln föhlich eine neue Begutachtung von Seiten des Gerichtsarztes veranlassen:

(Der Beschluß folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1830.

MEDICIN.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Beiträge zur Erkenntniß und Beurtheilung zweifelhafter Seelen-Zustände*, von Joh. Christian Aug. Clarus u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Behelligung der Behörden im Zustande der Arrheit (S. 197). VI. *Anmaßung fremden Eienthumes im Zustande vorübergehender Benommenheit, durch haemorrhoidalische Congestionen* (S. 211). Beide Aufsätze könnten dem oberflächlichen Leser als geringfügige erscheinen, wenigstens im Vergleich mit den übrigen, aber Hr. C. bemerkt sehr richtig, daß leichte Vergehungen weit seltener, als Capitalverbrechen, zu gerichtsarztlichen Begutachtungen des Seelenzustandes Veranlassung geben, und diese Begutachtungen doch in schweren und seltenen Fällen, wie in den alltäglichsten, nur durch die Bedeutung der Zweifels- und Entscheidungs-Gründe Wichtigkeit erhalten. Zugleich erhalten wir hier (S. 227 flg.) die unumwundene Erklärung des Vfs über seine Ansicht gerichtsarztlicher Beurtheilungen der Zurechnungsfähigkeit, eine Ansicht, die gleich entfernt von jeder Art herrschender Einseitigkeit der gerichtsarztlichen Urtheile über jenen Gegenstand, den Gerichtsarzt auf seine Pflicht verweist, zur Ermittlung der Wahrheit nach Kräften beizutragen, und jede andere Rücksicht dieser unterordnet. Wir sind hierbey, wie sich von selbst versteht, mit dem Hn. Vf. vollkommen einverstanden, fürchten aber eine übertriebene Strenge der gerichtsarztlichen Grundsätze mehr, als Hr. C., der es nicht für wahrscheinlich hält, daß diese Strenge eben sowohl unter den Gerichtsärzten Mode werden könne, als es eine Zeitlang eine verderbliche Schläffheit der Grundsätze gewesen ist. Wissen wir aber nicht, daß er sich einmal von der Mittelstraße entfernt, leidet er von einem Aeußersten zum andern überspringt, als zu jener wieder zurückkehrt, und fehlt es etwa unserer Zeit an einer Partey, deren Grundsätzen eine solche rücksichtslose, also ebenfalls ungerechte, Strenge doch gerade vollkommen entsprechen würde? Leider nein! Wir wollen also immer beiden Parteyen gleich eindringlich das *Ne quis nimis!* zurufen. VII. *Verheimlichte Geburt und Verdacht, den Tod des unreifen, nachher heimlich vergrabenen Kindes durch absichtliches Versäumen der nöthigen Hülfsleistungen veranlaßt zu haben* (S. 237). „Die Frage, ob das Kind nach der Geburt gelebt habe“ — heisst es S. 249 — „darf hier, wie in allen ähnlichen Fällen, nicht bloß nach dem Erfolge der, an und für sich allein unsichern, und besonders in diesem Falle zweydeutigen, Lungenprobe beantwortet werden, sondern muß sich auf — — — — — Beurtheilung aller bey Zergliederung der Lungen und der übrigen Werkzeuge des Athemholens und des Kreislaufes beobachteten Erscheinungen, zu denen das Resultat der Lungenprobe allerdings mit gehört, u. s. w. gründen.“ VIII. *Todes-Ursache eines in den Abtritt gestürzten neugeborenen Kindes und Verschuldung der Mutter desselben bey diesem Vorfalle* (S. 261). Wie das vorige, so zeichnet sich auch dieses Gutachten durch Gründlichkeit der Untersuchung und Bündigkeit der Folgerungen aus, und wir bedauern daher, daß beide nicht füglich einen Auszug gestatten. Die Bemerkungen über die Wirkungsart unathembarer Luftarten (S. 303 flg.) und der Beweis, daß die schwerste am Kindeskörper wahrgenommene Verletzung — eine Fissur des linken Seitenhauptbeines — nicht äußerer Gewalt, sondern einer unregelmäßigen, krampfhaften und gewaltsamen Einwirkung der Contractionskraft des Uterus auf den Kindeskopf (S. 286 flg.) zuzuschreiben sey, nehmen in dem letzteren Aufsätze die Aufmerksamkeit des Lesers vorzugsweise in Anspruch.

Wir scheiden von dem Werke mit dem Wunsche, daß es dem Vf. gefallen möge, uns recht bald wieder einmal mit einer solchen Sammlung rechtsarzneylischer Abhandlungen, wie die vorliegende, zu beschenken, und insbesondere im Falle der Erfüllung dieses Wunsches sich über mannichfaltigere Gegenstände der gerichtlichen Arzney-Wissenschaft, oder — was das Wünschenswertheste in vielen Beziehungen wäre — der Staats-Arzneykunde überhaupt zu verbreiten.

C. L. Klose.

BRESLAU, b. Goschorsky: *Prophylactisches Heilverfahren bey Verletzungen vom tollen Hunde und Behandlung der eingetretenen Wuthkrankheit*, von Dr. J. W. Hancke, Königl. Medicinalrath und vorstehendem Arzte im Kranken-In-

U (6)

sti-

stitute des Ordens der barmherzigen Brüder zu Breslau. 1830. XVI u. 103 S. 8. (12 gGr.)

Der Vf. theilt in dieser Schrift sein Verfahren sowohl zur Verhütung der zu befürchtenden, als zur Heilung der schon ausgebrochenen Wuthkrankheit mit; er hat es aber verschmäht, demselben durch Mittheilung seiner Beobachtungen eine sichere Stütze zu geben, im Gegentheil sucht er es nur durch Raisonnement zu begründen. Rec. verweist jedoch den Empfehlungsbrief der Erfahrung sehr, und würde am liebsten eine Reihe specieller Beobachtungen gesehen haben. Was auch der Vf. über die Unsicherheit solcher Erfahrungen sagt, so sind bey praktischen Gegenständen die besten, aber nur durch Theoreme gestützten Rathschläge nichts, als vortreffliche Gerichte, von denen man einem Hungrigen erzählt.

Es zerfällt die Abhandlung in zwey Abschnitte, von denen der erstere nach einer Betrachtung über die Ansteckungsstoffe im Allgemeinen, welche sich um den Satz, daß die Contagien nur durch die Haut wirken, dreht, von den verschiedenen prophylactischen Behandlungsarten der von einem tollen Hunde Verletzten, sowohl durch äußere als innere Mittel handelt. Wir können dies als bekannt übergehen, und wenden uns sogleich zu dem vom Vf. empfohlenen prophylactischen Curverfahren, welches folgendes ist: Kommt der Verletzte unmittelbar nach dem Bisse in die Behandlung, so soll die Wunde mit warmem Wasser ausgewaschen, die Blutung derselben unterhalten und während dessen eine Untersuchung über den nähern Vorgang bey der Verletzung angestellt werden; auch die Kleider soll man, ohne sie jedoch mit den Händen zu berühren, sorgfältig untersuchen und demnächst verbrennen. Auf die Wunde setzt man einen oder mehrere Schröpfköpfe, nimmt sie von halber zu halber Minute ab und setzt sie wieder auf, entfernt das ausgeschiedene Blut mittelst eines Schwammes, welcher stark mit Wasser oder einer Mischung von *Liquor. ammonii caustici* 3j *Aquae* 1ßß getränkt ist, und reinigt fleißig die Wunde. Die Application der Schröpfköpfe setzt man fort, bis unter ihnen die Wunde gänzlich trocken geworden ist, dann wäscht man diese mit obiger Ammoniakauflösung, streut Cantharidenpulver in sie und belegt sie selbst und ihre Umgebung, 1½ Zoll im Durchmesser, mit Cantharidenpflaster. Oberhalb und unterhalb der Verletzung legt man geschabten Meerrettig zwischen Leinwand oder Senfteig auf, und erneuert dies alle halbe Stunden, bis Röthe und Geschwulst entstanden sind. Man muß hierdurch sicher Eiterung erzielen, sobald diese aber eintritt, die reizenden Epithemata aussetzen. — Kommt der Kranke erst mehrere Stunden nach der Verletzung in die Behandlung und ist noch nichts geschehn, im Gegentheil die Wunde und auf ihr das Blut getrocknet, so wäscht man den leidenden Theil sogleich mit einer erwärmten Auflösung von *Ammon. carbonic.* oder

pyro-oleosi 3ij, *Aquae destill.* 3iv. Ist die Wunde groß und tief, hat sie wenig geblutet, ist die Blutung gestillt oder nur eine Quetschung vorhanden, so scarificirt man, aber nicht von den Wundrändern, sondern 1—2 Linien davon entfernt, abgehend und an ihnen endigend. Die Scarificationen müssen durch die Haut gehen und die Venen nach ihnen muß man unterhalten; man wäscht bey mit Ammoniumauflösung, setzt Schröpfköpfe auf und verfährt übrigens wie vorhin. Ist die Quetschung nur oberflächlich oder die Epidermis abgeschildert, so soll man weder scarificiren, noch Cantharidenpulver einstreuen; beides ist aber bey Suggillationen nöthig. — Bey Verletzungen in der Tiefe, an Stellen, welche nicht wohl scarificirt, noch weniger mit Schröpfköpfen besetzt werden können, muß die Wunde ausgesaugt oder fleißig mit Ammoniumauflösung gewaschen, mit Cantharidenpulver, soviel es angeht, bestreut, und mit Cantharidenpflaster bedeckt werden; ist dies nicht möglich, so legt man fortwährend Compressen mit der Auflösung von *Liq. ammonii caustici* auf, und wendet in der Nähe der Wunde Entzündung erregende Epithemata an. Sind bey Wunden mit großem Substanzverlust bedeutende Gefäße, sehnichte Gebilde und Nervenäste verletzt, so müssen die gequetschten Wundränder der Haut, die zerrissenen Ränder der Muskelfasern und sehnichten Theile mit der Scheere oder dem Bistouri abgeschnitten, arterielle Gefäße aber unterbunden werden. Cantharidenpulver streut man in tiefe, große Wunden nicht ein, um nicht zu heftige Entzündung und Brand zu erregen, sondern man legt Charpie mit der Mischung des *Liquor. ammonii caustici* oder *pyro-oleosi* ein, feuchtet sie damit alle 3—4 Stunden an und macht äußerlich Fomentationen, um die Entzündung in ihren Grenzen zu erhalten. In Ermangelung des Ammoniums soll man Küchensalz in Wasser auflösen. Findet man eine schon seit einigen Stunden angelegte Ligatur, so löstet man sie nur allmählig und legt während der Zeit Meerrettigteig auf die Wunde, denn sonst beschleunigt die unter der Ligatur entstandene Congestion in den einsaugenden Venen und Lymphgefäßen die Aufnahme des Wuthgifts. Ist die Wunde unbedeutend und der Wundarzt sogleich gerufen worden, so kann man das Glüheisen appliciren, damit die Haut durchbrennen und auf den Brandschorf erweichende Cataplasmen, auf die Umgebung aber Senf- oder Meerrettigteig legen. Verletzungen an den Fingern belegt man mit Cantharidenpflaster; ist aber der Knochen selbst zerstört, so muß man die Amputation vornehmen und, wenn schon seit der Verletzung mehrere Stunden verfloßen sind, auch den Rumpf selbst mit Cantharidenpflaster belegen. Die Wunde wird durch Reizmittel, besonders Einstreuen von Cantharidenpulver, bis zum 42sten Tage in Eiterung erhalten, als in welcher Zeit jede Epidemie und Epizootie sich selbst überlassen verlaufe, also auch das Wuthcontagium unwirksam gemacht werden könne (?).

Um den nachtheiligen Eindruck der Verletzung des Gemüths des Kranken zu heben, giebt man sogleich nach der Verwundung 5 bis 10 Tropfen *Tinctura opii simplex*, wiederholt diefs auch nach einigen Stunden, beruhigt den Kranken auf psychischem Wege, und wendet außerdem in den ersten Tagen excitirende Arzneimitteln (*Valeriana, Angelica, Calam. aromaticus* u. dergl. mit *Liquor ammonii acetici* oder *succinici*) an, um sowohl dem heftigen Eindrucke zu begegnen, als auch die Entzündung der Wunde zu steigern, die Thätigkeit der Haut zu erregen und die Aufnahme des Contagiums, so wie seine Einwirkung auf die vegetative und irritable Sphäre zu verhindern; bey eintretenden Nervenzufällen giebt man Kampher und Moschus. Sind aber Wunden mit Substanzverlust da, so verfahren man gleich nach der Verletzung antiphlogistisch; man giebt Calomel, macht nöthigenfalls örtliche und allgemeine Blutentziehungen, erweichende Comentationen und läßt Mercurialsalbe einreiben. Auch bey Gesichtswunden giebt man innerlich Calomel bis zur Reizung des Zahnfleisches und verfährt bey sonstigen Zufällen nach bekannten Vorschriften. Besondere Rücksicht nimmt man auf die Verdauungsorgane und reicht dem Kranken alle 7 Tage eine Laxanz aus Calomel und Jalappa.

Wenn der Vf. in seinem so eben beschriebenen, freylich etwas complicirten prophylactischen Verfahren den Entzündung und Eiterung erregenden, örtlichen Mitteln den Vorzug vor den unmittelbaren zerstörenden giebt, so stützt er sich dabey besonders auf den Satz, daß jedes Contagium in der Eiterung untergehe. Abgesehen davon, ob diese Behauptung namentlich für das Contagium der Wuthkrankheit seine Richtigkeit habe, so erregen die zerstörenden Mittel, das Glüheisen, die Aetzmittel, nicht minder und nicht langsamer, als die vom Vf. empfohlenen, Entzündung und Eiterung, und sie haben außerdem den großen Vortheil, daß sie das in der Wunde und deren nächster Umgebung haftende Gift geradezu zerstören. Warum soll man mehrere Tage vergehn lassen, bis die eintretende Eiterung das Contagium vernichtet? Dies wird bey des Vfs Benandlung unmittelbar nur allenfalls von der Oberfläche der Wunde weggenommen, bleibt dagegen in der Umgebung derselben sitzen und kann schon auf den übrigen Organismus übertragen werden, ehe die Eiterung in Gang kommt. Durchaus möchten daher die Cauterien den Vorzug verdienen und unter diesen ist keins passender, als das *Kali causticum*. Dies hat nicht bloß die Eigenschaft, thierische Stoffe am bestmöglichen zu decomponiren und zu vernichten, sondern es dringt zugleich, indem es leicht zerfließt, tief und in alle Theile der oft sehr ungleichen Bisswunde ein und macht dadurch selbst dem glühenden Eisen den Rang streitig, welches durch eine zu rasche Schorfbildung sich selbst den Weg zu den tiefern Theilen der Wunde verschließt.

Man muß aber das *Kali causticum* kräftig anwenden und nicht bloß damit die Wunde bestreichen, sondern es in alle Punkte derselben einreiben und gleichsam einbohren, so daß die ganze Wundfläche in einer gewissen Tiefe zerstört wird. — Die innerliche Behandlung des Vfs soll nicht geradehin für unnütz erklärt werden, aber von wesentlichem Nutzen ist sie sicher nicht. Die beiden Hauptzwecke derselben, Tilgung des psychischen Eindrucks und Erregung der Entzündung in der Wunde, sind auf anderem Wege sicherer und leichter zu erreichen, und um von der verstärkten Diaphoresis für die Verhinderung der Giftresorption einen sicheren Nutzen zu sehen, möchte wohl ein recht methodisches diaphoretisches Verfahren unerläßlich seyn.

Der zweyte Abschnitt der Schrift handelt zuerst von den Erscheinungen und Ursachen des Starrkrampfs, seiner Prognose und dem therapeutischen Verfahren bey seinem Beginnen, dann von den Erscheinungen und Zufällen der Wuthkrankheit, und es bezweckt der Vf. dadurch die Analogie zwischen beiden Uebeln nachzuweisen. Starrkrampf und Wuthkrankheit haben nach demselben fast gleiche Zufälle, und ihr Wesen besteht zunächst in einer Affection des Solargeflechtes, welche sich dann auf die Rückenmarksnerven fortpflanzt und erst ganz zuletzt das Gehirn ergreift. Die Wuthkrankheit entsteht immer durch ein Contagium, der Starrkrampf entweder durch Aufsaugung eines eiterigen oder jauchigen Wundsecrets und Uebertragung desselben auf die Nerven oder durch Witterungseinflüsse oder innere Krankheitsreize, und es unterscheiden sich beide Krankheiten nur durch diese Entstehungsart und durch die periodischen Anfälle, welche die Wuthkrankheit, nicht aber der Starrkrampf macht. — Rec. glaubt, die specielle, mit mancher gewagten Behauptung und vielem Bekannten verbundene Ausführung dieser, keinesweges neuen Meinung ebenfalls übergehen zu dürfen, und hebt statt dessen des Vfs therapeutisches Verfahren bey dem Ausbruche der Wuthkrankheit aus. Zuerst soll man Calomel mit Jalappa geben und in den ersten 36 Stunden vor dem Ausbruch der wirklichen Wuthkrankheit, in der Zeit der Vorboten, durch häufige und schnelle Ausleerungen das Eintreten der Krankheit verhindern können; bey Neigung zum Erbrechen soll den Laxanzen ein Emeticum aus *Ipecacuanha* oder selbst *Zincum sulphuricum* vorausgehn. Die Wunde wird, wenn sie noch offen, mit Cantharidenpulver bestreut, mit Cantharidenpflaster belegt, wenn sie vernarbt mit salzsaurem Zink oder dem Glüheisen cauterisirt, und in den ganzen Theil läßt man dreystündlich ein Quart von einer Salbe aus *Zinci muriat.* 3j, *Ung. rosati* 3ß einreiben, bis diese Portion verbraucht ist. Ist die Narbe wulstig entartet, gleichsam wie eine sich bildende Balggeschwulst, dabey schmerzhaft und spannend, so soll sie extirpirt werden. Sind schon die Nacken- und Schlundmuskeln ergriffen, so legt man

man im Nacken, möglichst hoch zwischen den Dornfortsätzen, zu beiden Seiten den salzsauren Zink als Aetzmittel und läßt ausserdem die Salbe mit demselben im Rücken einreiben. Um Congestionen nach edeln Organen zu beseitigen, läßt man bey blutreichen Personen zur Ader, und eben dies soll geschehen bey heftiger Zusammenschnürung der Gefäße, kaum fühlbarem Pulse, großer Angst und Unruhe, so wie bey Complication mit Entzündung innerer Theile. — Sind die Nacken- und Halsmuskeln ergriffen, so erhält der Kranke, so lange er noch schlucken kann, Blausäure in großen Dosen, welche aber nur vor, weder während, noch nach dem Anfalle gereicht wird; entsteht Narkose, so giebt man *Liquor ammonii vinosus* und dazwischen *Oleum terebinthinae* oder *Oleum cajuput*, *Mixtura oleosobalsam.* oder *Tinctur. balsami peruviani*, bis die Narkose vorüber ist. Helfen die blausäurehaltigen Mittel nicht in 48 Stunden, nachdem sie bis zur Narkose gegeben, so setzt man sie aus. — Zeigen sich in den Wuthanfällen die Lungenerven und das arterielle System ergriffen, wobey asthmatische Zufälle entstehen, so sollen *Liquor ammonii vinosus*, *anisatus*, *pyro-oleos.* (zu 3ß 2stündlich), Moschus (zwischen jenen zu gr. j — ij), *Ol. cajuput* zu 20 — 30 Tropfen, *Oleum succini rectific.*, *animale Dippel.* vor und nach den Wuthanfällen gegeben, wenn sie jedoch nicht in 48 Stunden helfen, weggelassen werden, um nicht Entzündung in den Respirationsorganen zu erregen. — Ist der Darmkanal ergriffen, so wirken *drastica* und Klystiere nicht mehr und man muß die Haut in Anspruch nehmen, daher *Oleum terebinthinae* warm längs des Rückens und über den ganzen Unterleib einreiben, auch *Ol. hyoscyami coctum*, *Liq. ammonii caustici* und mit diesen Mitteln alle halbe Stunden wechseln. Am wirksamsten sind ein- bis zweystündige, in hoher Temperatur erhaltene Bäder aus Kleyenabsud mit 16 Pfund Salz bereitet; man wiederholt sie täglich mehrmals und kann sie auch zweckmäfsig aus seifenhaltigen und aromatischen, bittern Pflanzenstoffen bereiten. Auf jedes der Bäder, die übrigens von Kranken ganz gut gebraucht werden können, läßt man Einreibungen von *Liquor ammonii caust.*, *pyro-oleos.*, *Oleum empyreumatico-lignosum*, *Liniment. ammoniato-camphorat.*, *Tinct. opii crocata* längs dem Rücken und über den Unterleib folgen; sind Bäder jedoch nicht möglich, so läßt man den Unterleib und die Extremitäten mit einem warmen Senfabsud mit Essig und Kochsalz fomentiren. Ferner sind bey Nervenaffectionen des Magens und Darmkanals zu empfehlen: *Radix belladonnae* (welche zur Prophylaxis angewandt Wuthkrankheit erzeugen könne und daher unzuweckmäfsig sey); von der man, aber nach jedesmal vorangegangener Laxanz, zweymal täglich gr. j geben und die man, wenn man auf gr. iij gestiegen, bis zur Narkose fortsetzen soll, *Rad. ipecacuanhae* in kleinen Dosen, so wie auch Emetin; *Flores arnicae*,

welche die Anfälle hebt oder mindert, wenn nach mehrstündigem Gebrauch starke Schweisse die Urinentleerungen erfolgen; ferner *Rad. senega*, *pentariae virgin.*, Kampher und Moschus, bey großer Unthätigkeit der Unterleibsorgane Phosphor innerlich und äußerlich. Verläuft die Wuthkrankheit nicht acut, ist diese ohne Entzündung und weicht sie den obigen Mitteln nicht, so soll man *Rad. artemisiae vulg.*, *Datura stramonium*, *Rhuscodendron*, *Extr. nucis vomicae* und Strychnin wenden. Neben diesen Arzneyen sollen Lavem aus reizenden und narkotischen Mitteln, selbst in Blausäure und Phosphor, gebraucht werden, bey tonischen Krämpfen der Harn- und Geschlechtsorgane giebt man Canthariden, bey Convulsionen innerlich *Zincum muriaticum* (gr. j) mit *Spirit. maris aether. Zij*, *Acidi hydrocyanici gutt. viij*, 4stündlich 5—6 Tropfen in Altheedecoct und *Liquor cupri ammoniat. muriatic.* — Bringt ein Mittel nach einigen Stunden keine günstige Wirkung hervor, so soll ein anderes, jenen ähnliches genommen werden.

Rec. kann nicht läugnen, daß ihm bey dieser Curmethode mancherley Bedenken aufgestossen sind. Sollte der Vf. alle die zahlreichen Mittel wirklich aus eigener oder auch nur aus fremder, günstiger Erfahrung empfehlen? oder sind es nicht vielmehr theoretische Stützen, welche er seiner Methode größtentheils unterbaut? Und wenn letzteres der Fall ist, so sind wir in der That nicht um einen Schritt weiter, als bisher. Allerdings hat die Idee etwas für sich, die Wuthkrankheit, nachdem ein Specificum dagegen Jahrhunderte hindurch gesucht worden ist, einmal nach allgemeinen therapeutischen Grundsätzen zu behandeln; aber mehr, als um sonst etwas, handelt es sich darum, zu wissen, inwiefern diese Idee als gültig in der Erfahrung nachgewiesen ist. Hier und da streut der Vf. Bemerkungen ein, welche vermuthen lassen, er habe wenigstens in manchen Fällen und von manchen der gerühmten Mittel einen heilsamen Erfolg gesehen, so hinsichtlich der bey d. n. Vorboten empfohlenen Laxanzen; aber soll man nicht, so lange dies nicht ausdrücklich gesagt ist, fragen, ob wirklich ein laxans diese fürchterliche Krankheit in ihren Keime zu ersticken vermag? soll ein gewöhnliches Arnica-Infusum, sollen ein Paar Gran Moschus die Wuthkrankheit heilen können? soll die selbst die Belladonna in der empfohlenen Gabe vermögen, wenn man sich der Brera'schen Heilungen durch Belladonna erinnert? Solcher Zweifel ließen sich eine ganze Reihe aufstellen, und man kann nur abermals bedauern, daß der Vf. es verschmäht hat, seine Erfahrungen speciell aufzuführen um dadurch seine Anpreisung von Mitteln Gewicht zu geben, statt deren man sich wohl jetzt noch mit mehr Vertrauen zu den wenigen wenden wird, welche, wenn auch häufig hilflos, doch dieser schrecklichen Krankheit einzelne Individuen abkämpfen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1880.

M E D I C I N.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Ueber die Erweichung der Gewebe und Organe des menschlichen Körpers.* Von Dr. C. G. Hesse, Gräfl. Schönburg'schem Leibarzt. 1827. VI u. 219 S. 8. (1 Rthlr.)

Ungeachtet der Vf. dieser Abhandlung keine eigenen Erfahrungen über die in Frage stehenden Krankheiten mittheilen kann, so hat doch die Zusammenstellung der Thatsachen, welche von Andern herrühren, etwas sehr Verdienstliches. Theils fehlt es uns an einer Schrift, welche alles bisher Gehörte unter einen Gesichtspunkt zusammenfaßt, und schwerlich dürfte es viele Aerzte geben, die Zeit, Geld und Geduld genug haben, um den dazu nöthigen literarischen Apparat anzuschaffen und zu benutzen; theils giebt die Zusammenstellung dem Vf. Gelegenheit zu manchen geistreichen theoretischen Untersuchungen, welche auf die Erklärung der bis jetzt noch so geheimnißvollen Erscheinungen der Erweichung nicht ohne Einfluß bleiben werden. — Er hat die Ueherzeugung, daß die Erweichung sich in großer Allgemeinheit über alle Systeme und Organe des Körpers erstreckt, und daß spätere genauere Nachforschungen sie auch in andern Theilen nachweisen werden, als im Magen und Gehirn. Ohne Zweifel wird alsdann ein weiteres Licht über die Theorie dieser Krankheitsform verbreitet werden. Bey der Erweichung des Gehirns ist es ohne Zweifel sehr schwer, eine Begriffsbestimmung zu geben, denn die normale Consistenz geht so allmählig in die Erweichung über, und andere Krankheiten, Wassersucht der Hirnsubstanz, Eiterung u. s. w., haben so viele Aehnlichkeit mit derselben, sind zum Theil mit ihr auch wohl verbunden, so daß die Unterscheidung außerordentlich schwer wird. Auch das Alter, die längere oder kürzere Zeit nach dem Tode, in welcher die Leichenöffnung angestellt wurde, entscheidet viel. Deshalb hielt es *Lallemand* für zweckmäßig, nur die partielle Erweichung in Betrachtung zu ziehen, damit die übrige normale Hirnsubstanz zum Vergleiche dienen könne. Der Vf. meint, daß man dadurch freylich in der Gewißheit der Erkenntniß gewinne, allein doch einseitig, würde, weil man nie zu voller Klarheit über die Krankheit gelangen könne. Allein *Lallemand* hat doch wohl nicht Unrecht. Ohne Zweifel giebt es keine schwie-

rigeren Unterscheidungen, als die, welche Farbe und Consistenz der Organe betreffen. Nur eine durch lange Uebung erworbene Erfahrung kann hier entscheiden, ob eine Abnormität Statt finde, oder nicht; und wenn auch das erstere der Fall ist, so wird ein unbefangener Beobachter uns zugestehen, daß es in den meisten Fällen an passenden Ausdrücken fehlt, um die Abnormität zu beschreiben. Man findet nicht viele Gehirne, von denen man sagen kann, daß sie in der Consistenz einander gleich seyen. Wenn bey'm Herausnehmen aus der Schädelhöhle ein Theil zerreißt, wenn bey'm Fingerdruck sich die Weichheit verräth, so kann man freylich leicht entscheiden. Allein bey Gehirnen, wo beides nicht vorhanden ist, findet man, daß die Substanz dem Messer einen andern Widerstand entgegengesetzt, daß es zähe ist, von einem etwas stumpfen Messer etwas zurückgedrückt wird, in andern Fällen sich schmierig oder bröcklig zeigt. Dergleichen Consistenzverschiedenheiten findet man in Leichen, wo bey Lebzeiten nie eine Spur von Hirnleiden vorhanden gewesen ist. Rec. ist, seit dem Erscheinen von *Rostan's* Schrift sehr aufmerksam auf die Consistenz der Hirnmasse gewesen und hat gegen hundert Gehirne seitdem zergliedert. Allein er hat zu häufig verminderte Consistenz der ganzen Hirnmasse, bey chronischen Krankheiten, die keine Spur einer Gehirnkrankheit zeigten, gefunden, als daß er nicht glauben sollte, die sogenannte Erweichung sey etwas Anderes, als Folge der Fäulniß. Will man mit Bestimmtheit entscheiden, was Folge der vorhergegangenen Krankheit, was Folge der Zersetzung nach dem Tode ist, so müssen die Leichenöffnungen mit mehr Genauigkeit angestellt und beschrieben werden, als bis jetzt namentlich von *Rostan* geschehen ist. Man führe zur Beurtheilung des Grades der Fäulniß nicht allein den Geruch der Leiche und die Todtenflesken an, sondern man untersuche sorgfältig den Zustand aller Organe und begründe sein Urtheil auf Zusammenstellung aller Erscheinungen. Dazu gehören freylich Uebung und Sorgfalt in nicht geringem Grade. Daß jedesmal die Zeit angegeben werde, wie lange nach dem Tode die Leichenöffnung gemacht ist, daß das Local, worin die Leiche gelegen hat, daß die Temperatur der Atmosphäre nicht unbeachtet bleiben darf, versteht sich von selbst. Die von *Rostan* erzählten Leichenöffnungen entsprechen diesen Anforderungen durch-

aus nicht, sie sind meistens unvollständig, einige sogar dürftig. Auch seine Krankengeschichten verdienen kein allgemeines Zutrauen; die wenigsten rühren von ihm selbst her, die meisten haben seine Schüler aufgesetzt, und wenn die Beobachtungen auch unter seinen Augen angestellt sind, so sind sie es doch von ungeübten Beobachtern, und sein Gedächtniß hat gewiß nicht so weit gereicht, daß ihm alle Kranken noch gegenwärtig, als er seine Beobachtungen sammelte. Er mußte sich auf Krankengeschichten verlassen, die er nicht selbst gemacht hätte. Außerdem ist es nicht wahrscheinlich, daß bey einer Structurveränderung des ganzen Gehirns das Leben, wenn auch nur noch kurze Zeit, bestehen kann; wir finden auch bey der Magenerweichung, daß sie nur partiell vorkommt. Deshalb ist es jedenfalls rathsam, die Beobachtungen allgemeiner Hirnerweichung so lange zurückzuweisen, bis die pathologische Anatomie für diese Consistenzveränderung Kunstausdrücke gewonnen hat, mit der wir einen bestimmten Begriff verbinden können. — Die Bemerkung von *Rostan*, daß die Erweichung gewöhnlich auch mit Verknöcherung der Arterien des Gehirns verbunden sey, erklärt sich wohl aus dem Verhältnisse, in welchem er seine Beobachtungen anstellte. Als Arzt an der Salpetrière hat er nur Frauen im vorgerückten Alter zu behandeln, und an diesen hat er die meisten Erfahrungen gemacht. — Weniger genau beobachtet ist die Erweichung des Rückenmarkes und der Nerven. — Von den Erweichungen des Gefäßsystems läßt sich nur von der des Herzens etwas Ausführlicheres sagen; in den Arterien und Venen mag die Krankheit wohl vorkommen, auch gelegentlich zu Aneurysmen, Blutaderknoten und Zerreißen Veranlassung geben; allein es fehlt uns an Erfahrungen. Zustände, welche die ältern Anatomen unter dem Namen der fauligen, brandigen Verderbniß, und *Kreyzig* als Mürbheit des Herzens beschreibt, glaubt der Vf. zur Erweichung rechnen zu können. Er nimmt drey Grade derselben an: im dem ersten ist das Herz nicht so erweicht, daß es bey einem leichten Fingerdruck zerreißt, es ist nur schlaff und welk, seine Wände sind zusammengesunken und fallen nach einem Einschnitte noch mehr zusammen. Das Organ hat dabey, die Welkheit abgerechnet, seine normale Beschaffenheit, doch ist dieß der sehnere Fall; gemeinlich ist es weiß, bläulich oder grünlich, selten hat es eine dunklere Farbe, welche sich durch die ganze Substanz desselben erstreckt. Es ist erweitert, verdünnt, schlaff, schwammicht u. s. w. — Wenn nicht eine abnorme Farbe zugleich mit diesem Zustande vorkommt, wenn derselbe sich nicht auf eine Stelle des Herzens beschränkt, und wenn keine Symptome einer Herzkrankheit vorhergegangen sind, so würde Rec. aus den beschriebenen Erscheinungen nicht auf eine Herzenerweichung schließen. Ein schlaffes, welkes, blasses Herz, was unten dem Finger auch weicher zu seyn scheint,

findet sich sehr gewöhnlich in Leichen, was zehrende Krankheiten, namentlich starker Blutverlust, vorhergegangen sind. Ist die Blutung bedeutend, so ist auch die Form des Herzens eigenthümlich verändert, es sieht eckig aus, in der Mitte eine deutliche Erhabenheit, welche die Vorstehen der Scheidewand herrührt; die Wände der Kammern sind schlaff zu berühren herabgefallen. Dergleichen Herzen fallen nicht allein welk, sondern auch weicher als gewöhnlich an, doch rührt dieß ohne Zweifel nicht in einer örtlichen Krankheit, sondern nur von Mangel an Blut und Abmagerung her. — In den beiden folgenden, vom Vf. beschriebenen Graden kann man indessen die eigenthümliche Krankheit nicht erkennen. Er bezweifelt, daß der *linke Ventrikel* öfter erweicht wird als der rechte, und glaubt vielmehr (gegen *Laennec*) behaupten zu können, daß das rechte Herz öfter erweicht wird, als das linke. — Bey der Erweichung der Muskeln muß man mehr, als bey jedem andern Theile, auf die Fäulniß und die Umstände, welche dieselbe begünstigen, Rücksicht nehmen. Der Vf. zieht alle die Fälle hierher, in denen die Muskeln bey schwächlichen, an langwierigen auszehrenden Krankheiten Verstorbenen, Wassersüchtigen, Gelähmten, bey solchen, die einen Theil lange nicht gebrauchen konnten, schlaff, welk und abgezehrt sind. Es ist indessen die Frage, ob er dazu berechtigt ist. Wenn wir auch nicht annehmen, daß die Erweichung eine Folge der Entzündung ist (man müßte der Fäulniß der Entzündung sehr ausdehnen, in der Structurveränderung mit hineinziehen zu lassen), so zeigt doch die Vergleichung der Gehirn-, Herz- und Gebärmuttererweichung, daß sie eine eigenthümliche Krankheit des Ernährungsprocesses ist, welche mit der Atrophie nicht in eine Klasse bringen, am wenigsten ganz mit ihr zusammenwerfen ist. In den Leichen Cachectischer und in andern abzehrenden Krankheiten Verstorbenen finden wir in allen Theilen den Mangel der Ernährung der Muskeln, wie sie der Vf. hier beschreibt, das Herz welk, auch wohl weicher als gewöhnlich. Wenn aber die eigenthümliche Krankheit, welche man mit dem Namen der Erweichung bezeichnet, hier eine Folge der vorhergegangenen allgemeinen Krankheit seyn soll, warum ist das Gehirn nicht erweicht, warum die Gebärmutter nicht? Der atrophische Muskel kann weicher seyn als gewöhnlich, deshalb kann man aber noch nicht behaupten, der Kranke habe an einer Muskel-erweichung gelitten. — Wie viel die Fäulniß in den Muskeln thut, weiß jeder Anatom. Geht man Muskeln, namentlich die des Oberschenkels, wenn frisch und fest aus, wenn man sie von der Haut und der Fascia entblößt; es ist aber nichts seltsames, daß sie während des Präparirens, in Zeit von zwey Stunden, so weich und matschig werden, daß man nicht weiter präpariren kann. Keine Fäulniß zerreißt überhaupt nach dem Tode so leicht, als

Muskel. Von den Erweichungen der übrigen heile läßt sich nur über die der Knochen, der Gebärmutter, der Mundhöhle, des Magens, der Leber und der Milz etwas Ausführliches sagen. Die Magenerweichung ist von einem berühmten Anatom gänzlich geläugnet und in allen Fällen für Folge der Fäulniß gehalten. Man braucht indessen diese eigenthümliche gallertartige Auflösung nur einmal gesehen zu haben, um sich zu überzeugen, laß sie von den Folgen der Fäulniß weit verschieden sey. — Der Vf. sucht zu erweisen, daß die Ursache der Erweichung in allen Theilen dieselbe — eine eigenthümliche Krankheit der Ernährung — sey. Die Vergleichung ihrer Formen in allen Organen berechtigt ohne Zweifel dazu, und wenn auch an und für sich mit dieser Annahme nicht viel erklärt ist, so ist doch damit schon viel gewonnen, daß wir uns nicht mit der Annahme einer Entzündung — dem bequemen Polster vieler neueren Pathologen — begnügen.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Compt.: *Theod. Romeyn Beck*, Prof. an dem Collegium des westl. Districts des Staates New-York u. s. w., *Elemente der gerichtlichen Medicin*. Nach der zweyten, von *W. Dunlop*, Mitgl. des Königl. Colleg. d. Wundärzte zu London, mit Noten und Zusätzen versehenen Ausgabe aus d. Engl. übersetzt. *Erste Hälfte*. 1827. VIII u. 520 S. — *Zweyte Hälfte*. 1827. VII u. (mit fortlaufenden Seitenzahlen) 1030 S. gr. 8. (4 Rthl. 18 gr.)

Wenn unsere Leser durch den Titel der vorliegenden Schrift zu der Vermuthung veranlaßt würden, es sey hier von einer Art von Handbuch der gerichtlichen A. W. nach dem gegenwärtigen Standpunkte dieser Wissenschaft in Deutschland die Rede: so würden sie die Wahrheit fast ganz verfehlt haben. Zu einem solchen Handbuche mangelt es diesen „Elementen“ zuvörderst an der *Vollständigkeit*, was man einem deutschen *Lehrbuche* der gerichtl. Med. nicht erlassen würde; einleitende Bemerkungen über den Begriff der gerichtl. A. W., das Verhältniß derselben als eigene Doctrin und als Theil der Staats-Arzneykunde, die Beziehung dieses Theils zur Rechtswissenschaft, die Ausübung der gerichtl. Medicin u. dgl. m., darüber findet sich hier keine Sylbe, der Leser sieht sich vielmehr auf der ersten Seite des Buches in *medias res* geworfen. Weiterhin findet er freylich so ziemlich alle Kapitel der gerichtl. A. W. besprochen, aber erstens kann auch diess nicht ohne Ausnahme behauptet werden, (wichtige Gegenstände, z. B. die Untersuchungen über verhehlte und angeschuldigte Krankheiten, über die Kunstfehler der Medicinal-Personen u. dgl. m. sind theils ganz mit Stillschweigen übergangen, theils finden sie, statt einer ausführlichen Erörterung, nur eine beyläufige Erwähnung) und demnächst sind die Erläuterungen der beiden Vff. weder logisch genug geordnet, noch dergestalt zeit-

gemäß zu nennen, daß sich die Schrift den Werken unseres *Henke*, *Mende*, *Wildberg* u. s. f. an die Seite stellen könnte. Ueber die Richtigkeit des erstern Vorwurfes werden die Leser am leichtesten selbst urtheilen können. wenn wir hier auch nur die Inhaltsanzeige des Werks anführen (die einzelnen Kapitel rechtfertigen unser Urtheil nicht weniger genügend); das Ganze erörtert nämlich in neunzehn Kapiteln: die *verstellten* (vorgeschützten) *Krankheiten* (S. 1) — die *untauglich machenden Krankheiten* (S. 33) — die *Impotenz und Unfruchtbarkeit* (S. 46) — die „*zweifelhaften Fälle rückichtlich des Geschlechts*“ (S. 63) — die *Nothzucht* (S. 77) — die *Schwangerschaft* (S. 111) — die *Entbindung* (S. 147) — den *Kindermord* (S. 199) — die *Legitimität* oder *eheliche Geburt* (S. 311) — die *Vermuthung des Ueberlebens* (S. 334) — das *Alter* und die *Identität* (S. 350) — *Geistesstörung* (S. 363) — die *Lehre von todt gefundenen Personen* (S. 426) — von den *Wunden am lebenden Körper* (S. 521) — von den *Giften* (S. 573) — von den *mineralischen Giften* (S. 635) — von den *vegetabilischen Giften* (S. 859) — von den *animalischen Giften* (S. 972). Was aber die Bemerkung betrifft, daß das Werk den Forderungen der gegenwärtigen Zeit nicht entspricht: so dürfte dieser Vorwurf wohl keiner weiteren Rechtfertigung bedürfen, sobald man weiß, daß fast Alles, was in Deutschland nach *Metzger* im Gebiete der gerichtl. A. W. geleistet worden ist, weder zur Kunde des Verfassers, noch des Uebersetzers gelangt zu seyn scheint, wenigstens in dem vorliegenden Werke unbenutzt geblieben ist.

Bey allem dem können wir nicht läugnen, daß wir das Werk mit einigem Interesse durchgelesen haben, und halten uns überzeugt, daß unsere Leser dasselbe mit gleichem Erfolge thun werden, wenn sie nur diese „Elemente“ nicht als Lehrbuch oder Handbuch der gerichtl. A. W., sondern als *Materialien* zu derselben betrachten wollen. Unter diesem Gesichtspunkte scheint uns das Werk in doppelter Beziehung den Namen eines anziehenden und belehrenden theilweise zu verdienen, indem es nicht bloß Kunde giebt (und, wenn wir nicht irren, die erste vollständige) von dem Standpunkte, den die gerichtliche Medicina gegenwärtig in Nordamerika einnimmt, sondern auch eine Menge einzelner, merkwürdiger Fälle beyspielsweise, aber zum Theil sehr ausführlich, erzählt, welche auch wohl deutschen Aerzten, die mit den Gegenständen an sich weit vertrauter sind, als der Vf., noch beachtenswerth erscheinen dürften. Daß wir in dem herrlichen Freystaate der neuen Welt, der ohne Ahnung von Geisteszwang jede auf menschliche Wohlfahrt berechnete Bestrebung fördert, auch die gerichtliche Medicin auf einem höhern Standpunkte zu finden erwartet haben, als die Darstellung des Vfs anzunehmen erlaubt, können wir dabey freylich nicht in Abrede stellen.

Mit Unterscheidung der beiden Verfasser durch die Anfangsbuchstaben ihrer Namen heben wir jetzt aus

den einzelnen Kapiteln Folgendes aus, was uns entweder wissenschaftlich oder als bezeichnend für den Werth des Buches bemerkenswerth dünkt: D. kannte einen Mann, der durch die Wirkung der Arm-Muskeln seinen Puls ganz zu unterdrücken vermochte; bey Personen, welche der Simulation verdächtig sind, muß der Puls immer auch an der *A. temporalis* oder *carotis* untersucht werden (S. 5). — Die Ausleerung eines schwarzen Urins wurde mit Hülfe von Baumwolle simulirt, welche, mit Dinte geschwärzt, der vorgeblich Kranke sich unter die Vorhaut legte (S. 7). — Abmagerung wurde betrügerischerweise innerhalb zehn Tagen dadurch hervorgebracht, daß alle Nächte eine Kupfermünze in den Mund genommen, daran gesaugt und der Speichel niedergeschlungen wurde (S. 14. D.) — Fallsucht wird von den daran Leidenden meist möglichst verheimlicht, von Betrügnern oft möglichst veröffentlicht (B. S. 21). — Sehr auffallend heißt es S. 77 im Texte: „Nach unsern Gesetzen reicht das Zeugniß einer Geschändeten zur Verdammung (Verurtheilung) des Verbrechers hin, aber trotz dieser richtigen Verordnung giebt es nicht selten Fälle, wo die Meinung des Arztes eingeholt wird, um Aufklärung über Schwierigkeiten zu geben, die mit der Anklage verbunden sind.“ Diese Fälle machen nach unserer Meinung dem Gerechtigkeitssinne der Richter eben so viel Ehre, als jene Verordnung, die wir — falls sie nicht wenigstens durch Rücksichten auf die Person der Klägerin beschränkt wäre — ganz unsinnig finden müßten, die Urtheilskraft des Gesetzgebers in Schatten stellt. Seltsam genug heißt es ebendas.: „Man bedarf der Kennzeichen der Jungfrauschaft in Fällen, wo Kinder im zarten Alter geschändet worden sind und wenn liederliche Frauen sich boshafte Anklagen erlauben haben.“ Also nicht nach der Schändung *mannbarer*, noch unberührter, Jungfrauen; nur bey *liederlichen* Frauen, nur bey einer *falschen* Anklage? Alle Anklagen auf Nothzucht gegen ältere, als sechzigjährige Männer sind nach dem Vf. in der Regel abzuweisen, und werden sie angenommen, so soll es Sache der Klägerin seyn, zu beweisen, daß der Beklagte rüstiger ist, als sein Alter erwarten läßt. Eine durchaus verwerfliche Ansicht, da in jedem Falle dieser Art die Individualität des Angeklagten die größte Berücksichtigung, aber nicht Beweisführungen von Seiten der Klägerin fordert, und nur zu bekannt ist, daß kleine, unreife Mädchen gerade von Greisen am häufigsten mißbraucht werden. Die Syphilis soll, wenn sich Spuren der eben erst entstandenen Krankheit bey der Klägerin finden, die Wahrscheinlichkeit der erlittenen Nothzucht unterstützen, die veraltete Krankheit aber die Klage

entkräften. Rec. glaubt diesen Grundsatz nicht erst näher prüfen zu dürfen, sondern bemerkt lieber, daß ihm das Interessanteste in diesem Kapitel eine Uebersicht der verschiedenen strafrechtlichen Verordnungen gewesen ist, welche gegen die Nothzucht theils früher gegolten haben, theils noch gegenwärtig gelten. Päderastie wird in England mit dem Tode bestraft, in Neuyork nicht an die Stelle derselben Strafe dieses Verbruchs lebenslängliches Gefängniß getreten. — Die Möglichkeit der Ueberschwängung wird nur bey eingedoppelten Fruchthälter zugestanden (S. 141). — In Frankreich scheinen die neugeborenen Kinder leichter zu seyn, als in England (B. S. 185). Auch in Neuyork haben sie oft 12 und ein todtgebornes sogar 16½ Pfund gewogen, dagegen ist das gewöhnliche Gewicht in Frankreich nach Camus 6 bis 7 Pfund. — Eine „Geschichte des Kindermordes“, mit welcher das achte Kapitel eröffnet wird, gehört wohl nicht hierher, so wie Manches, was in derselben vorkommt, auch selbst in einer solchen Geschichte nicht am rechten Orte seyn möchte, z. B. die Kinderopfer der Phöniciern und Karthager; aber auch hier stößt man auf einzelnes Brauchbares, so wie das Ganze eine gute Uebersicht giebt. Aus Barrow's Travels in China entlehnt der Vf. die Nachricht, daß in China der Kindermord besonders häufig vorkommt, und in Peking allein jährlich gegen 9000 Kinder ausgesetzt werden. Die alljährlich dagegen erneuerten Gesetze bleiben fruchtlos. Alle Morgen fahren Polizeybeamte mit einem Wagen durch die Stadt, sammeln jene Kinder, und werfen sie dann, gleichviel ob lebendig oder todt, in eine große Grube außerhalb der Stadt. Ist alle diese Kinder sind weiblichen Geschlechts. — Sehr ausführlich wird (S. 214—240) der Mord der Frucht im Mutterleibe nach seinen Zeichen und Ursachen erörtert, nur hat sich der Vf., was die mechanischen Abortiva betrifft, auf die Erzählung eines Falles beschränkt, in welchem die Schwangere, „der man Stücken Holz in die Blüthen gesteckt hatte, nach dieser Mißhandlung noch heftig hin und her geschüttelt worden war.“ Der Vf. vermuthet S. 242 mit Recht, daß man die Beschaffenheit des Blutes noch nie als Kriterium eines ungeborenen und eines gebornen Kindes benutzt hat, und gewiß könnte dieses Zeichen niemals entscheiden, da die Veränderung des Blutes nach der Geburt gewiß nicht das Werk einiger Augenblicke ist; es hat aber dem Rec. immer geschienen, als ob man bey der anerkannten Unzucht der Lungenprobe Unrecht thue, jenes Zeichen in allen Fällen meist ganz unbeachtet zu lassen.

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1830.

MEDICIN.

WIMAR, im Landes-Industrie-Compt.: *Theod. Romeyn Beck u. s. w. Elemente der gerichtl. Medicin.* Nach der zweyten von *W. Dunlop u. s. w.* mit Noten u. Zusätzen versehenen Ausg. aus d. Engl. übersetzt. Erste und zweyte Hälfte.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die gegen die hydrostatische Lungenprobe geltenden Einwürfe versucht der Vf. mit den bekannten Gründen zu bekämpfen, und hier mehr, als an irgend einem andern Orte, verräth sich seine Unbekanntschaft mit den neuern Fortschritten der gerichtl. Arzneywissenschaft. Er räumt ein, dass ein Neugebornes leben könne, ohne zu athmen, meint aber (S. 267), es werde auch in diesem Falle „sicher und gerecht“ seyn, es als todtgeboren anzusehen. Er spricht von dem unläugbaren Athmen mancher Kinder nach der Geburt des Kopfes, aber er lässt nicht bloß unerwähnt, dass das Athmen schon vor diesem Zeitpunkte eintreten kann, sondern er sucht auch zu beweisen, dass in jenem Falle das Kind wahrscheinlich nicht unter der Geburt oder bald nach derselben sterben werde; bey dem plötzlichen Ausbleiben der Wehen z. B. werde alsdann seine Brust und sein Körper nicht mehr so zusammengepresst, dass daraus Gefahr für das Leben entstehen könne, und der Vf. kann sich überhaupt nur wenige Ursachen denken, welche unter jenen Umständen den Tod herbeyführen könnten. Ueber den *vagitus uterinus* macht sich nachträglich Hr. Dunlop in einer Note lustig. Er scheint ihn aus dem XXVsten Bande der *Transactions* der königl. Soc. zu London zu kennen, in welchem *Derham* die Geschichte eines Kindes erzählt, welches fünf Wochen vor der Entbindung beynahe täglich geschrien haben soll. Von neuern Fällen kennt Hr. D. nur den *Zitterland'schen*, und behauptet sehr zuversichtlich, dass die achtbarsten Schriftsteller die Möglichkeit jener Thatsache läugnen; das Athmen vor und nach dem Zerreißen der Eihäute wird dabey auf keine Weise unterschieden. Hr. B. macht nächst dem auf den veränderten Umfang der Leber nach der Geburt, als gerichtsarztliches Kriterium, aufmerksam, und glaubt, es könne zur Berichtigung der *Ploucquet'schen* Probe benutzt werden; Berücksichtigung verdient es wohl allerdings in höherem Grade, als es *Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.*

sie gemeiniglich findet; aber so unbekannt, als Hr. B. glaubt, ist den Gerichtsärzten jenes Kriterium doch längst nicht mehr (*Autenrieth, A. Meckel u. A.*) — Bey der Harnblasen- und Mastdarm-Probe ist das Wichtigste von Hr. B. mit Stillschweigen übergangen, dass nämlich nicht sowohl die Leere jener Organe, als die Spuren Statt gehabter Zusammenziehung derselben auf vorangegangenes Leben hinweisen. — Fälle, in denen die unterlassene Unterbindung der Nabelschnur ohne bedenkliche Folgen blieb, will B. als Ausnahmen von der Regel angesehen wissen (S. 288). — Die S. 296 folgenden Bemerkungen „über Verhütung des Kindermordes, nebst einer Geschichte der Gesetzgebung über dieses Verbrechen und einer Untersuchung der Wirkung der Findelhäuser“ gehören zwar gar nicht zur gerichtl. Med., bestätigen auch nur längst bekannte Thatsachen, gehören aber doch mit zu demjenigen, was dem Buche selbst in den Augen manches deutschen Lesers einigen Werth geben kann. Die traurige Angelegenheit der Findelhäuser fordert übrigens auch nach des Vfs Darstellung zu einem aufrichtigen: „Gott besere es!“ auf — im Findelhause von Dublin z. B. wurden von 12,786 innerhalb sechs Jahren aufgenommenen Kindern in eben dieser Zeit am Leben erhalten — 135! — aber wir können dem Vf. nicht beystimmen, wenn er gegen diese Anstalten in der Voraussetzung eifert, sie vermehrten die Zahl der unehelichen Geburten, und wir würden leicht den Irrthum nachweisen können, in welchem er sich hierbey befindet, wenn überhaupt die Sache hierher gehörte. — Die Möglichkeit der Spätgeburten wird von B. und D. einstimmig geläugnet, obwohl der erstere sagt: „Bey außerordentlichen Umständen“ (als wenn niemals die Seltenheit der Spätgeburten bestritten worden wäre!) „können wohl zuweilen beschränkte(?) Ausnahmen — nämlich Verspätung der Geburt — eintreten, und ich glaube, dass das Gesetz darauf Rücksicht nehmen darf.“ (Was heisst das? Sind Spätgeburten erfahrungsgemäß möglich, so muß das Gesetz auf sie Rücksicht nehmen, und fordert oder erlaubt man auch nur diese Rücksicht: so kann man nicht zugleich behaupten, die ganze Lehre von den Spätgeburten beruhe auf Betrug und Irrthum). In England und Amerika soll man sehr selten von verlängerten Schwangerschaften sprechen hören. — Wir übergehen, was uns der Vf. von den Gesetzen mittheilt, welche in verschiedenen Ländern die Legitimität der Kinder zu sichern bestimmt sind. An

Gesetzen, welche den Wittwen die Ueberreihung einer neuen ehelichen Verbindung unmöglich machen, fehlt es in Nordamerika, wie in England, und es scheint fast ſüßel angebrachter Scherz zu seyn, wenn der Vf. nach *Blackstone* und *Coke* jenen Mangel folgendermaßen erklärt: „Wenn ein Mann stirbt und seine Frau kurz nachher wieder heirathet, und ein Kind innerhalb eines Zeitraumes geboren wird, daß es dem Laufe der Natur nach von beiden Ehemännern seyn könnte: dann ist dieß Kind *noch legitimer, als gewöhnlich*; denn es kann, wenn es zu den Jahren der Discretion gelangt ist, sich zum Vater wählen, welchen es will.“ Im J. 1807 wurde eine Mulattin von einem unehelichen Kinde entbunden, und bezeichnete einen Schwarzen als Vater desselben. Es war von etwas dunkler Farbe, doch von hellerer, als gewöhnlich Mulatten zeigen; das Haar besaß keine der Eigenthümlichkeiten des Neger-Haares. Die befragten Aerzte bestritten, mit Ausnahme *Mitchill's*, einstimmig die Vaterschaft des Schwarzen, der denn auch vom Gerichte zu New-York freigesprochen wurde. — Von Rechtshändeln, durch die Frage nach der Priorität des Todes veranlaßt, theilt der Vf. eine große Menge mit (S. 337 fgg.); von den Momenten, welche diese Frage entscheiden helfen, nur einige wenige. Er hält die französischen in dieser Hinsicht gültigen Gesetze (*Code civil* Art. 720—722) für die zweckmäßigsten. — Die Lehre vom Wahnsinne wird mit einer sehr ausführlichen, von einer Menge einzelner, besonders aus den berühmtesten englischen Schriftstellern entlehnter Beyspiele begleiteten Symptomatologie der einzelnen Arten dieser Krankheit eröffnet. Was die Mittel betrifft, den wahren vom vorgeschützten Wahnsinne zu unterscheiden: so wird mit Recht bemerkt; daß in dieser Hinsicht *Rush* ein viel zu großes Gewicht auf den Puls gelegt hat (in einem hier erzählten Falle von 1794 stützte man sich in Pennsylvanien bey der Aufhebung eines Todesurtheils *allein* auf dieses Zeichen), und wir sind unsererseits geneigt, den eigenthümlichen Geruch der Atmosphäre eines Wahnsinnigen (mit *Hill*) für charakteristischer zu halten, als die so unbeständige Beschaffenheit des Pulses. — Bey der Behauptung, daß unter allen Formen des Wahnsinns am leichtesten die Narrheit simulirt werden könne, wird Hr. B. so wenig auf die Beystimmung der Aerzte, als auf die guter Schauspieler rechnen dürfen, und wir möchten glauben, daß gerade diese Form der Krankheit auch am seltensten vorgeschützt wird. Eben so müssen wir aber auch Hr. D. widersprechen, wenn er sagt: „Das beste Mittel, einen verstellten Wahnsinnigen zum Geständnisse zu bringen, ist der Drehstuhl; nach zwey Minuten (des Gebrauchs) werden wenig Menschen noch Kraft genug haben, um irgend eine Rolle zu spielen.“ Das letztere allenfalls zugestanden, so fragen wir: bleibt das Mittel auch dann noch *das beste*, wenn gar keine Rolle gespielt worden ist, aber nach dem Drehen Blutflüsse, Schlagflüsse u. dgl. ein-

treten? Mr. Dougal von Glasgow stellte sich, wie hier erzählt wird, *wahnsinnig*, „um wegen des Grundbohrers der Schiffe, was er zum Nachtheil der Assecuranten gethan hatte, nicht vor Gericht gestellt zu werden“, aber er spielte zugleich die Rolle des traurigen Blödsinnigen und des *hübschen* Narren, und wir dürfen demnach wohl *vermuthen*, es würde des Drehstuhls nicht bedurft haben, *sondern* zu ermitteln. Von verhektem Wahnsinnigen (S. 386 fg.) einige weniger bekannte, interessante Fälle mitgetheilt. — In Nordamerika, wie in England, gilt in strafrechtlicher Hinsicht jeder Wahnsinnige während eines lichten Zwischenraumes gesetzlich für eben so zurechnungsfähig, als ein vollkommen gesunder Mensch (!) — *Völlig unzureichend* ist, was über die dem Wahnsinne verwandten Zustände der Trunkenheit u. dgl. (S. 406 fg.) gesagt wird, ja viele derselben: Nachtwandeln, *Schlaftrunkenheit*, die höchsten Grade der Affecte, *Erregung durch Naturtriebe* u. s. w., sind nicht einmal genannt. Hinsichtlich der Fallsucht wird bloß bemerkt, daß ihre Wirkungen von Zeit zu Zeit (?) beobachtet werden müssen, „weil sie leicht der Gegenstand der Untersuchung in *Civilfällen* werden können.“ Am Schlusse des Kapitels bemerkt Hr. D., daß in demselben der Selbstmord absichtlich übergangen worden sey. „Ob er ein Beweis des Wahnsinns sey, oder nicht, ist eine Frage, die glücklicherweise in Amerika niemals den Geschwornen vorgelegt wird, und mit Leichnamen *filum* wir in unserm Lande keinen Krieg (wie in *England*, wo bis vor Kurzem der Leichnam eines *Schmieds* auf einem Kreuzwege verscharrt und mit einem Pfahle durchbohrt wurde u. s. w., kurz, kein *dehliches* Begräbniß erhielt).“ — Daß in Preussen seit 1824 nicht mehr die Leichen *aller* Selbstmörder obducirt werden, wird von jedem einsichtsvollen Gerichtsarzte bedauert (*Hinze*), und Rec. hat sich in einer so eben erschienenen Schrift (der ersten Fortsetzung des *Masius'schen* Handb. der gerichtl. A. W.) bemüht, zu zeigen, wie sehr *und in wie vielfacher* Hinsicht dieß bedauernswert ist. Dagegen ist vielleicht Hr. B. vielleicht der einzige gerichtsarztliche Schriftsteller, der sogar die Berücksichtigung der Leiche durch Kunstverständige in manchen Fällen für überflüssig hält, ohne sich zu erinnern, daß es oft schon viele gerichtsarztliche Kenntniß und Uebung voraussetzt, um nur vorerst über Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines *Vordachtes* in Betreff des Todtgrundes zu entscheiden, und daß so häufig die Section etwas ganz Anderes finden läßt, als man nach der Berücksichtigung der Leiche erwarten konnte. Ueberhaupt sind von der wichtigen gerichtsarztlichen Lehre vom Selbstmorde in dem vorliegenden Werke kaum die Hauptpunkte beyläufig — nicht erörtert — sondern angedeutet. — Die Vorschriften zu gerichtl. medicin. Sectionen sind aus *Roos's* Taschenbuche, welches dem Vf. aus der *Marc'schen* Uebersetzung bekannt war, entlehnt, aber mit Uebergangung aller des-

essen, was sich auf die so wichtigen *Formen* solcher Untersuchungen bezieht. — Ein Malaya am Bord eines Kriegsschiffes in Ostindien ermordete sich, indem er ein um den Hals gebundenes Schnupftuch vermittelst eines kleinen Stocks mehrere Male herumdrehte, und diesen letztern hierauf so hinter dem Ohre befestigte, daß er sich nicht zurückziehen konnte (S. 478. D.). — Des Ausdrucks „Wunde“ bedient sich Hr. B. noch in dem Sinne von „Verletzung“, und bemerkt S. 498 ausdrücklich, daß diels in der gerichtl. Medicin üblich sey; weder Hr. D., noch der Uebersetzer, haben diese Bemerkung berichtigt. (Wir müssen überhaupt glauben, daß der Letztere ein Fremdling im Gebiete der gerichtl. Med. ist, weil es wenigstens sonst ihm unmöglich gewesen seyn würde, bey diesen und ähnlichen Gelegenheiten keine Bemerkung hinzuzufügen, wie sie die Lage der Sachen in Deutschland erforderte. Oder ist diels vielleicht absichtlich geschehen, weil das Buch nur zeigen sollte, auf welchem Standpunkte sich die gerichtl. Med. gegenwärtig in Nordamerika und England befindet? Dazu hätte es nicht zwey dicker Bände bedurft, oder es hätte wenigstens diese Ansicht in einer Vorrede — welche weder der Vf., noch der Uebersetzer gegeben haben — ausgesprochen werden sollen. Interessant sind die S. 500 fg. mitgetheilten Fälle, deren einer aus dem J. 1688 wir auszugsweise mittheilen wollen: Ein Graf Essex, Gefangener im Tower, wurde ermordet in seinem Zimmer gefunden; ein Wundarzt sagte aus, die Luftröhre und die Kehle nebst den Jugular-Arterien wären ganz durchschnitten; ein zweyter, „der Hals sey von einer Jugularis zur andern durchschnitten und durch die Luftröhre und der (die) Speiseröhre in die Halswirbel“, und beide Jugular-Venen wären durchschnitten.“ Die Geschwornen erklärten demnach den Verstorbenen für einen Selbstmörder, und diese Meinung wurde auch noch späterhin von einem Bischof *Burnet* vertheidigt. Ganz anders erklärte sich aber ein gewisser *Braddon*, der in einer Flugschrift auf folgende Umstände aufmerksam machte: „Das Zimmer, in welchem die Leiche gefunden wurde, war ungefähr 3 Fufs 2 Zoll groß (?) und man bemerkte das Blut bloß auf dem Boden. Das Werkzeug des Mordes mußte an der Klinge gehalten worden seyn (denn es war ein französisches Rasirmesser ohne Zapfen oder Zunge), und unter dieser Bedingung war es sehr schwer, sich eine so große Wunde damit beyzubringen. Zwey Zeugen hatten geschworen, die Halsbinde sey in drey Stücke zerschnitten gewesen, und der Ermordete habe an der rechten Hand fünf Schnittwunden gehabt.“ Essex war überdiß rechtshändig und das Messer lag zu seiner Linken. Der Fall wurde nach einiger Zeit vor einer Commission vom Oberhause verhandelt, und jetzt erklärten die Kunstverständigen, „sie könnten nicht mit Bestimmtheit für unmöglich erklären, daß der Graf sich jene Halswunden selbst beygebracht habe, niemals aber hät-

ten sie den Hals eines Selbstmörders so durchschnitten gesehen.“ (Uns dünkt, wenn die Obducenten mit Genauigkeit und Umsicht zu Werke gegangen wären, so könnte dieser Fall keinen Zweifel übrig lassen, obwohl die begutachtenden Aerzte mit Unrecht auch durch die Größe der Wunde ihre Meinung zu unterstützen suchten. Es ist bekanntlich öfter vorgekommen, daß Selbstmörder alle weichen Theile des Halses bis auf die Halswirbel durchschnitten.)

Der Vf. geht hierauf in der *zweyten Hälfte* des Werkes zu den „Wunden am lebenden Körper“ über, und theilt sie in unbedeutende, gefährliche und tödtliche ein, bemerkt aber selbst, daß diese Eintheilung auf schwankenden Gründen ruht, und daß die Wirkung einer Verletzung oft sehr wesentlich durch andere Umstände, besonders das Alter, die Constitution und die leidenschaftlichen Gemüthsbewegungen des Verletzten, den Einfluß der Atmosphäre und die ärztliche Behandlung modificirt wird. Von allen unsern deutschen Versuchen, die sogenannten Tödtlichkeits-Grade zu bestimmen, scheint Hn. B. und D. keiner bekannt zu seyn, und das könnte leicht ungerügt bleiben, wenn nur die von ihnen gegebenen Bestimmungen irgend zureichend wären, und z. B. daraus hervorginge, daß die individuell tödtlichen Verletzungen nicht etwa zu den gefährlichen gerechnet werden dürfen u. dergl. m. — Zum Beweise, welche Vorsicht die Beurtheilung von Kopfverletzungen fordert, wird nach *Howship* (New England Journ. Vol. IX. p. 403) ein Fall erzählt, in welchem eine Person, die im 15ten Lebensjahre einen unbedeutenden Schlag auf den Kopf bekommen hatte, 40 Jahre nachher und nach häufigen Kopfschmerzen unter soporösen Zufällen an den Folgen jenes Schlages starb. Man fand den Knochen an der verletzten Stelle transparent und fast ganz absorbirt, den darunter liegenden Theil des Gehirns scirrhus. — Bey einem Duell in Westindien traf ein Duellant den andern ins Auge, der Augapfel wurde völlig zerstört, und die bleyerne Kugel ging durch die Augenhöhle hindurch und kam an dem äußern Ohre wieder heraus; dennoch wurde der Officier mit derselben Leichtigkeit wiederhergestellt, als habe er nur eine Fleischwunde erhalten.“ (S. 541. D.) — „Bey der englischen Armee in Spanien lebte ein Soldat mit einer *Muskankugel im Herzen* noch 18 Tage“ (B.; aus dem med. and surg. journ. Vol. XIV. p. 129.) — Der Besitzer eines herfürchtigen Hauses in Glasgow wurde 1819 achtzehn Fufs von der Thür desselben entfernt erschossen gefunden. Die Herzohren und ein Theil der Aorta nahe beym Herzen waren durch den Schuß „zu Atomen zerschmettert“, dennoch bewies der des Mordes Angeklagte, daß er, der mit Gewalt in das Haus des Verstorbenen habe dringen wollen, nach diesem durch die Hausthür geschossen habe, und wurde demnach einstimmig freigesprochen.“ (S. 547. D.) Die Vff.

Vf. haben es sich besonders in diesem Kapitel angelegen seyn lassen, merkwürdige Fälle zu sammeln, für *wen* dagegen die Bemerkung (S. 658. D.) niedergeschrieben ist, daß man den Trismus nicht als bloße Zusammenziehung des Schlafmuskels betrachten müsse, läßt sich nicht errathen. — Unter allen Definitionen der Gifte hält Hr. B. die *Fodéré'sche* für die untadelhafteste, obgleich es ihm hätte einleuchten können, daß sie dieses Prädicat auf keinen Fall verdient, da sie eigentlich Alles, was tödten kann, zu den Giften zu zählen erlaubt. Die Macht der Gewohnheit gegen den Nachtheil der Gifte soll unter andern der Umstand beweisen, daß man in Deutschland eingemachte Früchte, die durch ein kupfernes Geschirr eine schöne grüne Farbe bekommen haben, *ohne irgend eine schädliche* Wirkung genießt. (*Fodéré*, auf den bey dieser unbekannten Thatsache, von welcher die Aerzte das Gegentheil so oft erfahren, verwiesen wird, sagt, wenigstens an dem vom Vf. angeführten Orte, nichts davon.) Die von *Pouqueville* zuerst erzählte Geschichte eines alten Mannes in Constantinopel, der sich in 30 Jahren allmählig so an den Sublimat gewöhnte, daß er zuletzt täglich ein Quentchen davon genoß; halten wir eben sowohl für eine Fabel, als jene Erzählung eines österreichischen Arztes (die wir vor einigen Jahren in einem geachteten medicinischen Journale fanden), nach welcher die Bauern eines gewissen österreichischen Districts sich täglich ungefähr eine Messerspitze voll Arsenik, als Würze, aufs Butterbrot streuen. Sollte die Gewohnheit auch noch gegen die ätzenden Gifte *einige* Kraft äußern: so reicht sie doch so weit ohne Zweifel nicht. — Die Königin Elisabeth versuchte man durch Gift zu ermorden, welches man in der Erwartung auf ihren Sattelknopf gestrichen hatte, sie werde mit dem Gifte Mund oder Nase berühren. — Unter den verschiedenen Applications- Wegen der Gifte (S. 678) vermißt man die Scheide, deren erst S. 644 mit Anführung mehrerer einzelner Fälle gedacht wird. — Der austrocknenden Kraft des Arseniks gedenkt D. in einer Note; er erwähnt dabey der aus den Denkschriften der Erlanger Societät bekannten Fälle, in denen aber die eine Leiche nicht, wie es hier heißt, zwey Jahre, sondern eben diese nur *ein* Jahr lang in der Erde gelegen hatte. — S. 656 fg. werden die Wirkungen des Arseniks auf Thiere nach *Jäger*, *Brodie* u. A., fast umständlicher, als es jetzt die gerichtl. Med. bedarf, auseinandergesetzt. Ueberhaupt sind die den Giften gewidmeten Kapitel, welche 51 S. des zweyten Bandes füllen, mit besonderm Fleiß gearbeitet, freylich wieder ohne Rücksicht auf die hierher ge-

hörigen besten Werke der Deutschen, aber nicht ohne Einflechtung zahlreicher, bald in dieser, bald in jener Hinsicht merkwürdiger Gerichtsfälle; auch ist der Vf. beständig in den Fußstapfen *Orfila* und *Fodéré's* geblieben, und konnte bey solchen Führern in *diesen* Kapiteln allerdings der deutschen Literatur eher, als in irgend einem andern entbehren. Die eingestreuten therapeutischen medicinisch-polizeylichen Bemerkungen sind zu Zwecken des Buches eben so fremd, als sie sich ganz ungenügend sind. Der Vf. wünscht in Newyork eine Verordnung, welche den Gebrauch (soll wohl heißen: den öffentlichen Verkauf) des Arseniks beschränkte, und meint, in Preußen seyen über diesen Gegenstand wichtige Verordnungen ergangen. Das Letztere ist bekanntlich richtig, wir bemerken nur unsererseits dagegen, daß sich noch jetzt in Preußen alle Jahre Fälle ereignen, welche nicht von großen Schwierigkeiten bey'm Ankauf von Arsenik zeugen, und daß überhaupt mit Verordnungen an sich so wenig in Preußen, als in andern Ländern, Alles gethan ist. — Einen wichtigen, aus *Male* entlehnten Fall von Vergiftung mit Blausäure finden die Leser S. 91; er nimmt 12 Seiten ein, und der berühmte *J. Hunter* tritt in demselben als Zeuge auf. Den Beschluß des ganzen Werks macht ein *Anhang* (S. 95), welcher Nachträge zum sechsten bis achten Kapitel enthält.

Schließlich bemerken wir, daß *Fodéré's* bekanntes Werk der Leitstern gewesen ist, dem Vf. vorzugsweise bey Ausarbeitung dieser Elemente folgte; auch eine große Anzahl der in den letzteren mitgetheilten merkwürdigen Fälle sind aus eben diesem Werke entlehnt. Der Uebersetzer hat nur übersetzen wollen, und wir haben die Umschrift nicht vor uns liegen; dessen ungeachtet sind wir berechtigt, ihm große Flüchtigkeit der Arbeit vorzuwerfen, denn Ausdrücke, wie *Verstimmung* statt *Verurtheilung* (S. 77); *Fälle*, wo statt in denen, *es macht sich statt* *er wird nöthig* (S. 80 und 214); Citate, wie S. 644: „Gordon Dissertat. genommen aus den *Comment. de Roben. Lipsiae 1798*“, und Stellen, welche — wie die Note zu S. 55 — dem deutschen Leser halb oder ganz unverständlich bleiben, würden ohne jene Flüchtigkeit unstreitig leicht zu vermeiden und zu verbessern gewesen seyn, oder wenigstens seltener vorkommen, als jetzt der Fall ist. — Druck und Papier sind gut zu nennen.

C. L. Kuhn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1830.

MEDICIN.

HADAMAR, in d. neuen gel. Buchh.: *Bromatologie oder Uebersicht der bekanntesten Nahrungsmittel der Bewohner der verschiedenen Welttheile*. Naturhistorisch und mit Hinweisung auf ihren diätetischen und pharmacodynamischen Werth entworfen in drey Theilen von J. N. Kolb, der Philosophie, Arzney-, Wundarzney- u. Entbindungskunde Doctor, Herzogl. Nassauischem Medizinalrathe u. mehrerer gel. Gesellschaften Mitglieder. Zweyter Theil, welcher die eigentlich nahrhaften Vegetabilien enthält. 1829. VIII u. 524 S. 8. (2 Rthlr. 10 Gr.)

(Vgl. die Recension des 1. Bdes in den Erg. Bl. d. Jahrg. 1828 Nr. 131.)

Sollen Compilationen den Werth haben, dessen sie auch in wissenschaftlicher Beziehung fähig sind, so müssen vor allen Dingen den Verfassern die zu bearbeitenden Gegenstände nicht ganz fremd seyn. Fast möchte man glauben, der Hr. Dr. K. habe sich hier auf ein ihm völlig unbekanntes Gebiet gewagt; denn allenthalben stößt man auf Beweise eines unrichtigen Wissens. Rechten läßt sich aber kaum dieserhalb mit ihm; denn er erklärt S. IV der Vorrede: „Sollten sich für einzelne Fälle hie und da Unrichtigkeiten eingeschlichen haben, so beliebe man von mir den Vorwurf abzuwälzen und mit jenen Gelehrten zu rechten, deren gesammelte Erfahrungen ich benutzt, deren Beobachtungen ich angeführt habe.“ — und S. VI: „Habe ich die Charakteristik vieler Pflanzen zu fragmentarisch, die von andern aber wieder sehr weitschichtig (!) gegeben, so möge diese Unvollkommenheit dem lückenvollen (!) Standpunkte (!) der Botanik, und nicht mir, zugerechnet werden.“ Unbekümmert nun, ob wir „zu den achtbaren durch eigenen Werth besoldeten Recensoren (!)“ gehören, deren Winke der Vf. allein beachten will, ist es unsere Pflicht, unsern oben ausgesprochenen Tadel näher zu belegen. Im Allgemeinen verweisen wir auf unsere Anzeige des ersten Theils in der A. L. Z. 1828. Erg. Bl. Nr. 131, weil auch der vorliegende dieselbe unbequeme innere Einrichtung hat. Wahrhaft beneidet haben wir den Vf. um ein Schachspiel, das außer ihm schwerlich ein anderer überblicher gentessen dürfte. Der Einleitung zufolge tritt er nämlich in den hohen, prachtvollen Tempel der Natur und erblickt da den Erdball, zu gleicher Zeit, vergoldet von der Morgen- und Abendröthe. Weiter spricht er von der Tobsucht, „wo das Sonnengeflecht, das gleichsam den Brennpunkt und das Gehirn des vegetativen Lebens ausmacht, ursprünglich leidet“, und andern dergleichen für uns leider zu erhabenen Dingen. Eben so unverständlich bleibt für den Rec., dessen Beruf die Kräuterkunde ist, was der Vf. von den botanischen Systemen von Koch und Hoffmann, die beide gar keine botanischen Systeme begründet haben, sagt. Auch verwechselt er fortwährend die in der Wissenschaft völlig getrennten Begriffe Geschlecht und Gattung mit einander. Indem er S. 10 von dem Oelbaume handelt, sagt er: „gewöhnlich werden die Gattungen unter folgenden Bemerkungen aufgeführt: *Olea communis, olea verrucosa, olea longifolia, olea latifolia, olea ferruginea, olea obliqua, olea buxifolia*.“ Was soll denn das heißen? Wie kommt er aber dazu, die *Syringa vulgaris* zu den eigentlich nahrhaftesten Vegetabilien zu zählen? Der verdienstvolle Hagen, dessen *Programmata de plantis in Prussia cultis*. Regiomonti 1791—1799. wir dem Hr. Dr. K. angelegentlich empfehlen, weil er darin einen Schatz von Bemerkungen über Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche finden wird, sagt mit Recht von dem spanischen Elixier: „sapor omnium partium amarissimus.“ Bey *Veronica Beccabunga* werden, wie fast allenthalben, eine Menge unverständlicher oder wenigstens nicht deutscher Worte gebraucht, wie z. B. *Princip, vegetative Metamorphose, serös, Assimilation, organische Cohäsion* u. dgl. m. Unsere Muttersprache bedarf dieser hochklingenden Veranstaltungen nicht, die ohnehin in einer Uebersicht der bekanntesten Nahrungsmittel gar übel angebracht sind. *Festuca fluitans* ist nach dem Vf. wahrscheinlich die Getreideart, welche Virgil *Avena sterilis* nennt. Wir verweisen ihn, um sich eines Bessern zu belehren, um so mehr auf *Flora Virgiliana, eller försök att utreda de Växternas, som anföras uti Virgilii Maronis Eclogae, Georgica och Aeneides: jämförte Bihang om Romarnes Matväxter, af And. Joh. Retzius*. Lund 1809, als der Anhang eine Uebersetzung der Probeschrift *de plantis cibariis Romanorum* enthält. Die S. 34 in der Note aufgeführten Arten, das Getreide aufzubewahren, hätten den Vf. leicht auf die neuerdings namentlich in Frankreich gebräuchlichen *Silos* und *Silos aëriæ* führen können. Zwar kennt er

pal der Natur und erblickt da den Erdball, zu gleicher Zeit, vergoldet von der Morgen- und Abendröthe. Weiter spricht er von der Tobsucht, „wo das Sonnengeflecht, das gleichsam den Brennpunkt und das Gehirn des vegetativen Lebens ausmacht, ursprünglich leidet“, und andern dergleichen für uns leider zu erhabenen Dingen. Eben so unverständlich bleibt für den Rec., dessen Beruf die Kräuterkunde ist, was der Vf. von den botanischen Systemen von Koch und Hoffmann, die beide gar keine botanischen Systeme begründet haben, sagt. Auch verwechselt er fortwährend die in der Wissenschaft völlig getrennten Begriffe Geschlecht und Gattung mit einander. Indem er S. 10 von dem Oelbaume handelt, sagt er: „gewöhnlich werden die Gattungen unter folgenden Bemerkungen aufgeführt: *Olea communis, olea verrucosa, olea longifolia, olea latifolia, olea ferruginea, olea obliqua, olea buxifolia*.“ Was soll denn das heißen? Wie kommt er aber dazu, die *Syringa vulgaris* zu den eigentlich nahrhaftesten Vegetabilien zu zählen? Der verdienstvolle Hagen, dessen *Programmata de plantis in Prussia cultis*. Regiomonti 1791—1799. wir dem Hr. Dr. K. angelegentlich empfehlen, weil er darin einen Schatz von Bemerkungen über Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche finden wird, sagt mit Recht von dem spanischen Elixier: „sapor omnium partium amarissimus.“ Bey *Veronica Beccabunga* werden, wie fast allenthalben, eine Menge unverständlicher oder wenigstens nicht deutscher Worte gebraucht, wie z. B. *Princip, vegetative Metamorphose, serös, Assimilation, organische Cohäsion* u. dgl. m. Unsere Muttersprache bedarf dieser hochklingenden Veranstaltungen nicht, die ohnehin in einer Uebersicht der bekanntesten Nahrungsmittel gar übel angebracht sind. *Festuca fluitans* ist nach dem Vf. wahrscheinlich die Getreideart, welche Virgil *Avena sterilis* nennt. Wir verweisen ihn, um sich eines Bessern zu belehren, um so mehr auf *Flora Virgiliana, eller försök att utreda de Växternas, som anföras uti Virgilii Maronis Eclogae, Georgica och Aeneides: jämförte Bihang om Romarnes Matväxter, af And. Joh. Retzius*. Lund 1809, als der Anhang eine Uebersetzung der Probeschrift *de plantis cibariis Romanorum* enthält. Die S. 34 in der Note aufgeführten Arten, das Getreide aufzubewahren, hätten den Vf. leicht auf die neuerdings namentlich in Frankreich gebräuchlichen *Silos* und *Silos aëriæ* führen können. Zwar kennt er

er weder die im Weimarischen Industrie-Comptoir erschienene Monographie der Kartoffeln von *Putze*, noch die im botanischen Garten zu Genf angestellten vergleichenden und in der *Bibliothèque universelle* beschriebenen Versuche über die nahrhaften Bestandtheile der verschiedenen Arten des *Solanum tuberosum*, dafür wünscht er sich aber auf den Genuß der Kartoffeln ein Schäferstündchen. Von den Beeren der *Physalis Alkekengi* sagt er, sie könnten gegessen werden; bestimmter ist *Hagen*. a. a. O.: „*Baccæ, a calyce amaro caute separatæ, subacidæ, dein amaricantes in Hispania et Helvetia eduntur.*“ Wußte Hr. K. nicht, indem er die Arzneykräfte dieser Pflanze rühmt, daß schon *Galen* und *Aretæus* die Beeren als *diureticum* anwendeten? — *Campanula rapunculus, trachelium, speculum* mußten *Rapunculus, Trachelium, Speculum* geschrieben werden. Weder diese, noch andere zahlreiche Verstöße gegen die botanische Rechtschreibung werden in dem vier Seiten langen Druckfehlerverzeichnis gerügt. Wer hat denn jemals das lateinische Wort *Vitis* aus dem griechischen *φῑτος* hergeleitet? Besser ist allerdings die Ableitung von *Vita* (das Leben), nach dem bekannten Spruche:

„*Vita parum vitis differt a nomine, jungas
Vitem cum vita, gaudet utrumque simul.*“

Doch besser noch die Abstammung aus dem Keltischen *gwid*, worüber wir den Vf. auf *de Théis Glossaire de Botanique*. Paris 1810. p. 484 verweisen. Uebrigens kennt derselbe weder die Chaptal'sche Aufzählung, noch die in der *Bibliotheca italiana* versuchte systematische Eintheilung der Weintraubensorten. Bey *Sium Sisarum* hätte angeführt werden können, daß diese Pflanze das *Siser* ist, das Tiberius alle Jahre aus Deutschland kommen ließ. S. 102 wird sogar aus *Prosper Albin* ein berühmter ägyptischer (!) Arzt gemacht. *Prosper Alpini* war Professor zu Padua, und das von ihm geschriebene Werk über ägyptische Pflanzen (*De plantis Aegypti*. Patav. 1640. 4.) stempelt ihn noch nicht zu einem ägyptischen Arzte. *Allium Scorodoprasum* wächst nicht in Dänemark, Italien und Schweden allein, sondern auch in Deutschland wild. *Empetrum nigrum* ist ja auch in Ostpreußen, in Schlesien und in Deutschland einheimisch. *Potamogeton natans* wird unter die asiatischen Nahrungsmittel versetzt! Auch *Glaux maritima*! Doch genug und vielleicht schon allzuviel zum Beweise, der Vf. verstehe nichts von der Botanik. Wer noch daran zweifelt, der mag S. 485 die erbaulichen Nachrichten über das angebliche *Polypodium Baromez* nachlesen, das gar ein Fruchthier (!) seyn soll. Es hat uns nicht wenig ergötzt, hier die abgeschmackten, fabelhaften Erzählungen wieder aufgetischt zu finden, die schon längst widerlegt sind. Warum hat aber der Vf. nicht den wahrheitsliebenden *Kaempfer* (*Amoenitates exoticæ*) oder unsers *Kurt Sprengel's Geschichte der Botanik* I. S. 238 nachgeschlagen? Schließlich machen wir noch den Hn. Dr. Kolb auf

die *Plantæ usuelles des Brésiliens* par *Auguste de Saint-Milaire* aufmerksam, weil in diesem Werke viele Angaben über Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche vorkommen.

PHILOSOPHIE.

MARBURG U. CASSEL, b. Krieger: *Die Grundzüge der Lehre von dem Menschen*, dargestellt v. Dav. Theod. August Suabedissen, Prof. der Philosophie zu Marburg. 1829. 8. (2 Rthlr.)

Vorliegendes Werk eines im Fache der psychologischen Literatur rühmlichst bekannten Denkers macht den Anfang der Lehrbücher, welche derselbe in seiner kleinen Schrift: *Zur Einleitung in die Philosophie*, Marburg 1827. angekündigt hat. Wer des Vfs älteres Buch: *Die Betrachtung des Menschen* (3 Bde, 1814 — 1818) kennt und mit gegenwärtigem vergleicht, wird sich ohne seine Versicherung überzeugen, daß letzteres keinesweges ein Auszug aus jenem ist.

Als eigentliche Aufgabe hat sich der Vf. gesetzt: Darstellung des Begriffs des Menschen, wie er ist. Sein Werden, den Stufengang und die Mannichfaltigkeit seiner Ausbildung, also Natur- und Bildungsgeschichte desselben hat er von seinem Plane ausgeschlossen.

Dieselbe Klarheit und Ruhe des Gedankenganges, dieselbe Bildung und Haltung des Ausdrucks, welche man an dem Vf. längst gewohnt ist, kennzeichnen uns auch in dieser Schrift in erfreulicher Verbindung. Der Gegenstand ist auf eine eigenartige, jedenfalls anziehende Weise behandelt worden. Wenn gleich das speculative Denken nicht rein constructiv vorherrscht, so ist es doch in der Gesamtentwicklung keinesweges zu verkennen. Sehr oft dringt es mit bedeutender Kraft hervor und giebt den Resultaten einer scharfsinnigen empirischen Analysis Haltung und weitere Erklärung.

Der Vf. geht von der Ansicht aus, daß der wirkliche lebendige Mensch Gegenstand der anthropologischen Betrachtung seyn müsse. Nicht absondern soll sie alles Ursprüngliche des Menschenlebens von dem zehlich Mannichfaltigen seines Daseyns, sondern sie soll Beides aufzufassen suchen, wie es lebendig Eines ist in der Wirklichkeit des Menschen. Begriff und Bedeutung des Lebens ist daher auch der eigentliche Mittelpunkt, aus welchem der Vf. die Richtungen seiner Betrachtungen auslaufen und in welchen er sie zurückgehen läßt. Daher setzt er auch als Grundsatz, daß des Menschen Wesen Leben sey: Für die weitere Entwicklung nimmt er das Selbstbewußtseyn als Voraussetzung. Er weist nun zunächst auf diesem Grunde die hauptsächlichsten und allgemeinsten Thatfachen nach, welche das menschliche Leben betreffen, um auf diese Weise den Begriff des Menschen genetisch zu bilden. In der weitern Betrachtung findet er die zwey Hauptelemente des Lebens im *Thun* und *Seyn*.

es ist nie weder das Eine, noch das Andere *allein*, sondern unmittelbare Vereinigung beider. Doch kann in seiner Erweisung bald das Thun, bald das Seyn vorwalten, und hierin offenbart sich zunächst der Unterschied des geistigen und leiblichen Daseyns. Diese Betrachtungen machen den Inhalt des 1sten Theils aus.

Der *zweite* Theil handelt von den besondern Seiten des menschlichen Lebens und Daseyns, und zwar in drey Abtheilungen. Die erste Abtheilung stellt dar das *leibliche* Leben und Daseyn des Menschen. Hier findet man die allgemeinen Resultate der Anatomie und Physiologie klar und bündig vorgetragen. Zunächst werden die verschiedenen organischen Systeme des Leibes nachgewiesen, darauf die Gefühle, Begehrungen und Triebe desselben charakterisirt. Die 2te Abth. behandelt das *geistige* Leben des Menschen. Die hier mitgetheilten Ansichten und Gedanken enthalten in mehr als einer Hinsicht interessante Momente, indem sie entweder das Bekannte genauer bestimmen und in seinem Zusammenhange aufzeigen, oder auch oft neue, wenigstens ungewöhnlichere Seiten und Beziehungen hervorheben. — Die 3te Abth. begreift die Entwicklung des Verhältnisses zwischen dem geistigen und leiblichen Leben.

Im *dritten* Theile wird das Menschenleben nach seinen besondern daseynlichen Bestimmungen dargestellt. Hier nun handelt der Vf. in der 1sten Abtheilung von der *Seele*. Die Bedeutung der Seele findet er in der selbsttinnigen Einheit eines Lebendigen. Sehr richtig setzt er die Seele als substantielles Princip ihres Lebensdaseyns, also als eine ursprüngliche reale Einheit, nicht aber als das Resultat eines zur Einheit zusammengetretenen Mannichfaltigen. Das eigenthümliche Wesen der Menschenseele ist ihm der *Geist*, d. h. die selbstbewusste und ihrer selbst in Beziehung auf ihre Erweisungen mächtige innerliche Grundeinheit des Lebens. Auf diesem Grunde ist die menschliche Seele ein *Ich*. Sie ist aber ein Geist nur insofern, als sie in der Natur lebendig ist, also einen *Leib* hat. Seele ist daher der Geist, insofern er sich in der Individualität seines Daseyns darstellt. Auch in dieser Ansicht ist die Wahrheit unverkennbar, nur hätte die Nothwendigkeit und ursprünglich wesenhafte Bedeutung der Einheit von Seele und Leib auf metaphysischem Wege tiefer erforscht und nachgewiesen werden sollen. Sehr richtig findet Rec. ferner die Behauptung, daß die Seele eigentlich nur *individuell* sey, die *allgemeine* Menschenseele aber nur der Gedanke des geistigen Menschenwesens in seinem Daseyn überhaupt. Doch fehlt auch hier die entschiedene Begründung der Behauptung und die speculative Aufzeigung der substantiellen Concretion der Seele. Aus der Grundeinheit der Seele folgt die Einheit ihres Lebens oder die lebendige Ganzheit des Menschen-daseyns.

Die 2te Abth. dieses dritten Theils behandelt die *Gefühle und Neigungen*. Diese Darstellung ist, na-

mentlich was Bestimmtheit der Erklärungen, Verdeutlichung der Verhältnisse und Charakteristik des Besondern angeht, sehr gelungen. Das Princip der Unterscheidung der Gefühle und Neigungen findet der Vf. in der möglichen Verschiedenheit der Beziehungen. Diese ist aber nach ihm eine dreyfache, nämlich die auf sich selbst, die auf eine Außenwelt, die auf Gott. Hiernach giebt es also drey Hauptgattungen von Gefühlen und Neigungen. Rec. will nicht läugnen, daß durch dieses Princip eine gewisse Einfachheit und Uebersicht in die Vielseitigkeit dieser psychischen Erscheinungen gebracht werde, allein es werden dadurch auch manche Gefühle geschieden, welche ihrem innersten Wesen nach verwandt sind. So dürften wohl die Gefühle des *Stolzes*, der *Eitelkeit*, welche der Vf. zu der ersten Gattung rechnet, dieser keinesweges rein und allein angehören.

Die 3te Abth. des dritten Theils begreift die Darstellung derjenigen Bestimmungen, wodurch die *Lebenseigenthümlichkeit* des einzelnen Menschen gebildet wird. *Constitution und Temperament, Anlagen, Charakter* sind die besondern Punkte, welche hier in Frage kommen. Alles Betreffende ist in gehöriger Vollständigkeit und mit wünschenswerther Genauigkeit entwickelt worden und wird nicht leicht den unbefangenen Leser unbefriedigt lassen. — Die 4te Abth. giebt die Lehre von den *krankhaften* Zuständen der Seele. Der Vf. unterscheidet zwischen Seelenkrankheiten im weitern und engerm Sinne, und rechnet zu jenen alle diejenigen Zustände des Wachens, welche sich durch einen ungewöhnlichen Grad von innerer dauernder Unfreyheit charakterisiren, zu diesen aber diejenigen psychischen Zustände, in welchen die innere Lebensfreyheit wirklich *aufgehoben* ist. Jene ersten sind indess mehr Schwächen des Seelenlebens, als eigentlich krankhafte Zustände, und es ist immer rathsam, die Begriffe, welche an sich verschieden sind, auch in dieser Verschiedenheit zu fassen, aufzustellen und festzuhalten. Nur durch dieses Princip vermeidet man das unwissenschaftliche Schwanken, das Hinübergelien in fremde Gegenstandsgebiete, kurz, das Verwechseln und Verwirren der Gedanken. Die wissenschaftliche Wahrheit kann nur durch Scheidung und gegenseitige Begrenzung der zu erkennenden und zu begreifenden Gegenstände angemessen gewonnen werden. Wie sehr man bey Vernachlässigung jenes Principi, über die Natur eines besondern Erkenntnißobjects hinausschweifen könne, beweiset eben die Geschichte der Lehre von den Seelenkrankheiten, indem Einige selbst den Irrthum und das Verbrechen zu ihnen rechnen. Daß oft auch die praktischen Beziehungen durch dergleichen falsche theoretische Verfahrensweisen mehr oder weniger leiden müssen, bedarf der Erinnerung nicht, und dieser Nachtheil kann gerade bey den Seelenkrankheiten in Absicht auf ihre praktischen Verhältnisse sehr bedeutend werden. Vor Allem muß bey der Theorie der Seelenkrankheiten Bedeu-

utung und Wesen der Krankheit selbst genau erschaut und herausgestellt werden, um als allgemeines Kriterium der weitem bezüglichen Bestimmungen zu dienen. Auch bleibt zu wünschen, der Vf. the die Erklärung der Seelenkrankheiten tiefer und nach dem innern Verhältnisse der Vorstellungen und somit auch auf dem Grunde der Gesetze des psychischen Organismus versucht. Uebrigens ist er die *veranlassenden* Ursachen bündig und kurz gedeutet.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Eitelkeit und Flattersinn, Liebe und Treue*, in Bildern aus der großen Welt. 1830. 268 S. 8.

Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir diesen Roman einer weiblichen Feder zuschreiben. Alles ist so weich gefallen, so weit und weitläufig in Unheblichkeiten, so unsicher in Lebensverhältnissen, so mangelhaft in der Zeichnung männlicher Charaktere, wie wir es selbst in den Erzeugnissen unserer bessern Schriftstellerinnen zu finden gewohnt sind. Wer sich gern in den Theezirkeln einer sogenannten feinen Welt bewegt, wer gern mit fürstlichen Personen, wenn auch nur in der Lectüre, umgeht; wer es liebt, bey Audienzen zu erscheinen, offbälle, Schlittenparteen, und wie alle die glänzende Lust und Last des vornehmen Lebens sich erkündet, mitzumachen, dem rathen wir, dieses Buchlein ja nicht unbeachtet zu lassen, wenn schon es „*Bilder aus der großen Welt*“ mehr der Idee, welche sich der Vf. oder die Vfin davon macht, als der Wirklichkeit entsprechen möchten. Der Vorwurf des ganzen Werkchens ist ein moralischer. Es wird gezeigt, daß Eitelkeit und Flattersinn den Menschen zersplittern, ihn zum Rande des Verfalls führen und auch wohl in dieses stürzen, während Liebe und Treue ihn zu immer edlerer Selbstständigkeit erstärken, Hindernisse überwinden und endlich zu dem erwünschten Ziele, zu dem Glück, das alle Romane krönt, zur Verheirathung führt. Freylich muß auch hier ein *deus ex machina* Geburtshilfe leisten, den Unterschied der Stände ausgleichen und der „*Liebe und Treue*“, die ihn wohl wenig bewirkt haben möchte, und die Arme greifen; aber daß ohne Glückszufälle die Tugend selbst in der Wirklichkeit ein ärmliches Winkelchen bewohnt, wenn oft das Laster welkt, sehen wir ja täglich, und deshalb wollen

wir es dem Vf. auch verzeihen, der Wahrheit an gefallen seiner Idee etwas abgedingt zu haben. In Uebrigen ist die Sprache dieses Romans durchaus edel gehalten und jede Verletzung des Anstandes auf das zarteste vermieden, und in diesen Hinsichten steht ihm nichts im Wege, was ihn nicht zu einer Damenlectüre vorzugsweise eignen dürfte. — Druck und Papier sind ausgezeichnet gut, wenn es aus dieser Officin gewohnt ist.

AARAU, b. Sauerländer: *Der Creole. Eine Erzählung von Heinn. Zschokke*. 1830. 354 S. 8.

Es erscheint uns in der That rührend, den würdigen Verfasser am Abend seines Lebens, in einem Briefe an seinen Freund Bonstetten, der anstatt einer Vorrede dient, mit Montesquieu ausrufen zu hören: *J'ai la maladie de faire des livres, et d'en être honteux quand je les ai faits*. Wahrlich dieses Buches braucht sich der frühere Zschokke nicht zu schämen, und seine zahlreichen Freunde muß es erfreuen, ihn hier so jugendfrisch, geisteskräftig und lebendig zu finden, wie er vor Jahren war; wie er in seinen Geschichtswerken, in seinen Dichtungen immer auftrat. Die Geschichte, welche er hier mit fortwährend reizender Anziehungskraft erzählt, spielt auf dem Meere und in Unteritalien während der dort in den neunziger Jahren herrschenden kriegerischen Verwirrungen. Die Locale sind mit Sachkenntnis und Umsicht benützt; überall ist frisches See- oder üppiges und reges Stilleben. Die Charaktere sind gut gezeichnet und bis zum Schlusse gehalten. Ergötzlich ist es, daß dem wackern, aber ziemlich beschränkten Schweizerjüngling Linthi das Glück immer entgegengeflogen kommt, daß er, ohne selbst viel dazu zu thun, zuletzt reich, vornehm und Gatte einer schönen Frau, die er liebt, wird. Das Lustige, Ruhige und Erweckende in seinem Charakter ist ganz national, und wenn man einwenden wollte, daß er hierdurch an Interesse verliere, so gilt dagegen wieder der Ausspruch der Aesthetik, daß der Held eines Romans mehr passiver, als activer Natur seyn solle. Um ihn herrscht ohnehin ein hinlänglich reiches Leben an ergötlichen Figuren, unter welchen die des vermeinten Creolers, des Engländers *Georg Down*, des Signor *Pasquale* die Aufmerksamkeit des Lesers fesseln. Ueberhaupt gewährt — nochmals sey es gesagt — die ganze Darstellung eine höchst anziehende Lectüre, die unter den schöngeistigen Erscheinungen der Zeit Auszeichnung verdient.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1830.

PHILOSOPHIE.

MARBURG U. CASSEL, b. Krieger: *Die Grundzüge der Lehre von dem Menschen*, dargestellt von Dav. Theod. August Suabedissen u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die 5te Abtheil. des dritten Theiles endlich beschäftigt sich mit denjenigen Bestimmungen, welche in das einzelne Menschenleben zufolge seiner Entwicklung zum Menschengeschlechte und in dem zeitlichen Fortschritte des letztern selbst eintreten können. Hierhin gehören nun die *Geschlechter*, die *Lebensalter*, die *Einwirkung des Zeitgeistes*, die *Stamm- und Rassenverschiedenheit* und Anderes der Art. Alle diese Punkte sind mit großer Klarheit, in möglichster, das Wesentlichste umfassender Kürze und mit philosophischer Einsicht dargestellt worden. Der unterliegende Grundgedanke ist dieser: Es giebt ein ursprüngliches Menschenleben, welches sich fortwährend zu einer Mannichfaltigkeit des Miteinanderseyns und Nacheinanderseyns entwickelt und sich in dieser seiner Lebendigkeit zum Menschengeschlechte *auszeuget*, sich durch den zeitlichen Fortgang des Gesamtgeschlechts im Daseyn erhält. Jeder Mensch ist im Wirken dieser allgemeinen zeitlichen Menschenlebendigkeit begriffen; jeder ist also von den Bestimmungen durchdrungen, die daraus hervorgehen. — Weiter unten und am Schlusse des Werks äußert sich der Vf. in folgender Weise: Das Gute aber ist die *Kraft* des Menschenlebens, und diese Kraft, als Wesenskraft, ist allein die *wahre Kraft*. Dafs sie siegen wird im Fortgange des Menschengeschlechts über alles Falsche, das ist der Glaube an das Gute und der Glaube an die Menschheit. Er ist Gewifsheit aus ursprünglichem Bewußtseyn. Ermuthigt durch diesen Glauben soll jeder Einzelne kämpfen, dafs das Gute auch in seinem Leben, in ihm selbst und in seinem Wirkungskreise siege. Dann wirkt er zur Herrschaft des Guten in der Welt. — Hierzu soll ihn, nach des Vfs Ansicht, die Erkenntnis des Menschen tüchtiger machen.

Rec. schließt die Anzeige des vorliegenden Werks mit der allgemeinen Bemerkung, dafs es zu den vorzüglichern im Gebiete der anthropologischen Literatur gehört, und, wenn es gleich des tiefern Eindringens in das innere Wesen und Wirken des

Menschen ermangelnd, doch der interessanten Gesichtspunkte und Andeutungen so viele enthält, dafs es sich schon darin seinen bedeutenden wissenschaftlichen Werth gesichert hat und besonderer Berücksichtigung würdig ist.

Mit obiger Beurtheilung verbindet sich zweckmäfsig eine kurze Anzeige einer andern fast gleichzeitig erschienenen kleinen Schrift des Vfs über denselben Gegenstand, welche in mehr als einer Hinsicht mit jenem grössern Werke in innerer Beziehung steht, nämlich:

MARBURG U. CASSEL, b. Krieger: *Von dem Begriffe der Psychologie*, ihrem Verhältnisse zu den andern, besonders den verwandten Wissenschaften und der Erkenntnisweise, die in ihr stattfindet. Eine Abhandlung von Th. Aug. Suabedissen u. s. w. 1829. (10 gGr.)

Der nächste Zweck dieser Abhandlung ist die genauere Darstellung des Standpunktes, von welchem das oben angezeigte Werk, *die Grundzüge der Lehre vom Menschen*, ausgegangen ist. Sie ist die Uebearbeitung einer ältern, im J. 1824 geschriebenen Abhandlung, welche der Vf. damals der Wissenschaftsgesellschaft zu Kopenhagen auf Veranlassung einer von ihr gestellten Frage vorgelegt hatte, und welche sich des Beyfalls dieser Gesellschaft erfreute.

Der Vf. ist nun zunächst der Meinung, dafs die Psychologie nicht blofs auf Erfahrung, sondern auch auf Metaphysik gegründet werden müsse. Dieses darzuthun, hat er sich als einen der Hauptzwecke seiner Abhandlung gesetzt. Rec. kann nicht läugnen, dafs, wenn es dem Vf. auch nicht gelungen seyn mag, den bezüglichen Beweis direct und offensiv zu führen, er ihn doch indirect und apagogisch dadurch geführt hat, dafs er die Unstatthaftigkeit der blofs empirischen Erklärungsweisen hinlänglich nachgewiesen hat. Den neuerdings von *Herbart* (Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik, Königsb. 1824 und 1825) gemachten Versuch, das Seelenleben vorzugsweise auf mathematische Principien zurückzuführen, konnte der Vf. für sich nicht überzeugend finden und ihn daher auch bey seiner Schrift nicht *besonders* berücksichtigen, obwohl er die theilweisen scharfsinnig darge-

gestellten Wahrheiten desselben nicht erkennt. Rec. ist desfalls mit ihm ziemlich einerley Ansicht, nur mit dem Unterschiede, daß er selbst eben das, was in dem Versuche *Herbart's* Wahres ist, namentlich die etwa möglichen mathematischen Beziehungen bey der Erklärung der Entwicklung und Gegenseitigkeit der Vorstellungen, in nähere Anwendung würde gebracht haben.

Die Grundforderung, welche der Vf. an seine Betrachtungen und Forschungen über des Menschen Seele gemacht hat, ist diese, daß das, was in der Lehre von der Seele als wahr angenommen werden soll, einstimmig mit dem ganzen unbefangenen Selbstbewußtseyn dadurch seyn müsse, daß es sich als die Erklärung des Selbstbewußtseyns erweise, also als das, worin und womit das Selbstbewußtseyn sich selbst versteht.

Von dieser Forderung aus nun müssen die hier vorgetragenen Lehren geprüft werden, welche den Hauptpunkten nach diese sind: Die Seele ist wesentlich Leben. Sie ist aber kein Product aus dem Leben, weder in der Weise, daß das Leben sie aus sich erzeugt, noch insofern sie einen Zustand darstellt, zu dem das Leben gelangt, noch insofern sie bloße Zusammenwirkung und Einstimmung von Lebenskräften, bloße Harmonie des Lebens ist. Vielleicht ergibt sie sich als das lebendige Princip des menschlichen Lebens, als die innerliche ursprüngliche Lebenseinheit, welche sich in der Mannichfaltigkeit des menschlichen Lebensdaseyns erweist. Die Psychologie ist demnach die Lehre von dem innerlichen Leben des Menschen, wie es sich in Mannichfaltigkeit darstellt. — Die Andeutungen über das Verhältniß der Psychologie zu den andern besonders verwandten Wissenschaften ist gut entwickelt und lichtvoll dargestellt. Ueberhaupt kann die kleine Schrift als ein willkommener Beytrag zur Aufklärung einiger psychologischen Grundgedanken angesehen werden, wiewohl gerade hier die metaphysische Betrachtung größern Einfluß hätte erhalten müssen.

PÄDAGOGIK.

PASSAU, b. Pustet: *Kritik des deutschen Volksschulwesens aus dem Standpunkte des Staats, der Kirche und der Schule*, von J. W. Wörlein, Lehrer an der Volksschule zu Weihenzell bey Ansbach.

Auch unter dem Titel:

Das gegenwärtige Verhältniß des Schullehrers, des Volksbildner(s) und Kirchendiener(s) aus dem Standpunkte des Staats u. s. w. 1826. 128 S. 8. (12 gGr.)

Für wen? Die Antwort mangelt mit der Vorrede. Ausdruck und Vortrag eignen das Buch für Gelehrte und Staatsbeamte. Die Einleitung setzt den Begriff von Verhältniß überhaupt, denselben in Bezug auf den Schullehrer, und zwar aus dem Standpunkte

des Staats u. s. w. fest. Darnach bestimmen sich die Theile des Buches: I. Ideales Verhältniß des Schullehrers; II. Reales u. s. w., und III. Kritik des gegenwärtigen Verhältnisses des Schullehrers. Was das schöne Bild des Erzhilings, des Landheers od. der Wirklichkeit widerspricht, so das ideale dem realen Verhältnisse des Schullehrers. Gen. wollen wir in thesi anerkennen, was von ihm geübt wird, und er fordern kann; aber gewährt er es immer, um dies fordern zu können? und zu mit aller Strenge, was ihm gebührt? Der Päd. werde er gerecht, und die Welt wird's ihm. So haben wir es immer gefunden, wenn auch nicht in der Wirklichkeit, doch in dem gegenseitigen Wollen der Lehrer und der Welt. — Mit Einsicht und Gewandtheit stellt der Vf. (§. 38) das empirische Verhältniß des Schullehrers von den ältesten Zeiten in der heidnischen und christlichen Welt auf und liefert eine gedrängte Uebersicht des Schulwesens, aber nicht, was er verspricht, mit Rücksicht auf ihre mannichfaltigen, örtlichen, zeitlichen und volkthümlichen Gestaltungen, welche des Vfs Absicht, der Schule einen höhern Standpunkt anzuweisen, ihren Lehrern höhere Würde und reichlicheres Einkommen zu geben, begründen. Jener ist in dem idealen Verhältnisse des Schullehrers festgestellt, diese soll dadurch erhoben werden, daß er von allen Kirchner (Küster) - Geschäften befreiet werde. Eifrig kämpfend für diese Befreyung, scheint der Vf. sein Publicum zu vergessen und erklärt (§. 77 — 83): daß Schullehrerberuf und Kirchnergeschäfte kein Verhältniß der Einstimmung und Gleichheit haben, sondern ihrem Grundwesen nach sich einander entgegenstehen, wie Organismus und Mechanismus, Leben und Tod, Geist und Materie. — Doch wohl etwas zu schroff! — Nimmer betrachtet der Geistliche unserer Zeit den Schullehrer als seinen persönlichen Diener, sondern als Diener der Kirche, welcher er seine Liebe und Kraft nicht entziehen wird. Wozu nun der historische Beweis (§. 86), daß dem Geistlichen der Schullehrer (der zugleich Küster ist) als leibeigener Sklave unterworfen sey? Rec. erinnert sich nur das Gegentheil in den Anleitungen für Seminaristen gelesen zu haben. Die Geistlichen wissen recht gut, daß Kirche und Volksschule einen Hauptzweck: Bildung der sittlich-religiösen Anlagen des Menschen, verfolgen sollen; und eben dieses gemeinschaftliche Ziel sollte sie nicht von einander trennen, sondern inniger verbinden. Der Vf. dringt (§. 99.) auf Trennung. Uns dünkt, daß der Geistliche, Lehrer der Kirchengemeinde, am besten und zweckmäßigsten auch die Schulgemeinde vorbereiten helfen könne. Immerhin mag er als Vorsteher der letztern unter der ausschließlichen Berathung und Leitung der obersten weltlichen Staatsbehörde gestellt werden; kann er nicht im Geiste dieser, die doch auch kein anderes Ziel stecken kann, die Aufsicht über die Schule führen, ja muß er sie nicht führen, wenn Einaheit in die Volks-

Volksbildung kommen soll? Da kann wohl von Bevormundung der Schule und Schullehrer durch die Kirche und ihre Diener nicht die Rede seyn (S. 101—112). Der Jugend den besten Weg in die Kirche vorzeichnen, auf demselben ihr vorgehen, heist nicht bevormunden. Neben oder unter den Schulrathen, denen die Aufsicht der Schulen übertragen werden soll, stehen die Geistlichen und neben diesen die Schullehrer, als treue Gehülfen. Will es nicht so das Wesen und Wirken in ihrem Amtskreise? Darum sind fast in allen Ländern die Schulrathen zugleich Mitglieder des Consistoriums, damit Prediger und Schullehrer in einem Geiste lehren und mit gleichem Eifer an der Bildung der Gemeinden arbeiten. Einrede dagegen kann nicht die einseitige Klage seyn: dafs die Geistlichen nicht immer Pädagogen seyen. Sorgt nicht jeder Staat, dafs der Theologie Studirende auf jeder Hochschule sich der Pädagogik weihen kann? Sind nicht die Seminardirectoren meistens vorher Geistliche gewesen? Wir erinnern an Dinter und Zerrenner. Vereinigt der Hauptzweck aller Schulbildung nicht Theologie und Pädagogik? Warum das Unzerrennliche trennen?

Ganz einverstanden sind wir mit dem Vf., wenn er (S. 91) die Stellung der Geistlichen zur Volksschule mehr dem Wesen ihres Berufs und der Idee der Volksbildung angepaßt wünscht; wenn er fordert, dafs der Schullehrer durch reichlicheres Einkommen in den Stand gesetzt werde, sich und seine Familie anständig zu nähren, die nöthigen Hilfsmittel zu seiner Fortbildung sich zu gewähren, und sich neben den übrigen Ständen auch zu heben. Nur dadurch wird er in den Augen des Volks Achtung gewinnen. Sollte auch *a priori* der Schullehrer von Verrichtung der Kirchendienstes frey zu sprechen seyn, so möchten wir dem Vf. nicht *a posteriori* nachsprechen, dafs sie gegen die Würde des Schulamts wäre und die Verwaltung derselben herrschsüchtigen und harten Geistlichen Gelegenheit gäbe, den Schullehrer als leibeigenen Diener zu behandeln. Das ist zu allgemein und zu viel behauptet. Die Vergangenheit kann kein Zeugniß für die Gegenwart geben. Ueber die Stellung des Geistlichen zur Schule und die Erhöhung der Schullehrerbildung ist schon so viel geschrieben und projectirt worden, dafs wir es hier überschlagen, zumal es besondere Rücksicht auf Baiern nimmt. Jede gute Regierung wird thun, was sie vermag. —

BAMBERG, b. Dresch: Hilfs-, Lehr- und Lesebuch für Volks-Schulen zur bessern Begründung der Lebenskenntniß durch zweckmäßige Wiederholung der Unterrichtsgegenstände: Natur und Mensch, mit steter Beziehung auf Gott. Von F. K. Offinger, Volksschullehrer. Erstes Bändchen. Oben genannte Kenntniß in Bezug auf die beiden ersten Lebensverhältnisse: das Familienleben im älterlichen Hause und

das Gemeindeleben im Wohnorte, und zwar zunächst für Bamberg. 1825. VIII u. 187 S. 8. (8 gGr.)

Des Vfs Absicht ist, der neuesten Pädagogik (soll heißen: Didaktik), welche durch eine echte Geistes- und Herzensbildung, durch zweckmäßige Aneignung einer wahren Kenntniß von Gott, der Natur und dem Menschen, so wie auf Lesen, Schreiben, Rechnen in Bezug auf das Leben des Volks nach den sich allmählig erweiternden Lebensverhältnissen dringt, mit seinem Buche, als einem Mittel der Selbstbelehrung, zu Hülfe zu eilen, zugleich dem bis zu einem gewissen Grade der Reife gediehenen Kinde zur Vorbereitung und Selbstwiederholung ein Buch zu geben. Bey dem im Königreiche Baiern fest bestimmten Lebrgange in Volksschulen mußte der Vf. nothwendig auf denselben Rücksicht nehmen, und erlaubte sich nur hie und da, wo die logische Ordnung es forderte, davon abzugehen. Er will das Kind von seinem ersten Schritte an begleiten, und die Natur und ihre Einrichtungen, den Menschen und seine Verhältnisse in steter Beziehung auf Gott mit ihm durchwandeln. Sein Buch soll, in kurzen Sätzen abgefaßt, diese Gegenstände zu Aufgaben des Nachlesens, Abschreibens, Beantwortens gegebener Fragen über irgend etwas dahin Einschlagendes hingeben. Er führt daher das Kind zuerst in die Familie und auf seine nächste Umgebung und lehrt es das Haus, seine einzelnen Theile, seine Höhe, Tiefe, Breite, Figur (gelegentlich Etwas aus der Größenlehre; wohl etwas zu früh!), Stoff der Häuser, die Bewohner, die Pflichten gegen Aeltern, Geschwister, fremde Kinder, Dienstboten und Hausgenossen, den Wohnort, die Stadt kennen, und zwar Bamberg ausführlich, physisch, politisch, mathematisch mit seiner Umgebung; im zweyten Abschnitte die Bewohner der Stadt und ihre Lebensbedürfnisse, und zwar Alles in dem weitesten Umfange; also eine Naturbeschreibung mit Wirthschafts- und Erwerbslehre und Geographie in der angezeigten Beziehung giebt er. (Dahin gehören aber nicht die vielen Paragraphen über den Nutzen der Thiere, die im Freyen leben (S. 36), den Nutzen der Obstbäume, der Waldungen u. s. w. Dieß Alles setzen wir voraus, wenn wir uns ein Buch für Bamberg denken und Kinder, die einen gewissen Grad der Reife erreicht haben.) Eben so finden wir in der Naturlehre mit Wirthschafts- und Gesundheitslehre und andern Verhaltensregeln (S. 49) vieles Allgemeine über Elemente, den Himmel, seine Erscheinungen überflüssig und die hie und da eingestreuten Lieder und Verse nicht immer am rechten Orte. Etwas gezwungen in die Reihe tritt die Schule und das Verhalten des Kindes in derselben (S. 61). Den Abschnitten über das Verhalten der Kinder in den verschiedenen Jahreszeiten folgt (S. 100) die Lehre vom menschlichen Körper mit den nöthigen Gesundheits-

heits- und andern Verhaltensregeln. Hier ist die logische Ordnung verletzt und der Vf. wiederholt sich oft. Nothwendig muß dieses Alles mit einander verbunden werden, damit das Kind das Causalitätsgesetz wahrnehme, und seine Gesundheit, so weit es den Bau seines Körpers kennt, bewahre. Wir verkennen die Sorgfalt und den väterlich-liebenden Ton nicht, in welchem dieser Abschnitt gehalten ist, billigen auch die Regeln des Anstandes, die hier gelegentlich eingewebt wurden. — Denn wir halten die Anstandslehre für einen wesentlichen Theil des vervollkommenen Volksschulunterrichts, ohne ihm eigene Stunden anzuweisen, die in Volksschulen doch dem Unterrichte in nöthigern Kenntnissen entzogen werden müßten. — Von der Behandlung der S. 125 beginnenden Seelenlehre fürchtet der Vf. manchen Vorwurf, z. B. daß diese zu ausführlich mitgetheilt sey, und findet in der Unentbehrlichkeit dieses Unterrichts und in seiner Erfahrung, als Vorbereitung hinreichende Entschuldigung. Mit Grund nennt er (Vorr. S. VII) die Seelenlehre eine Brücke, über welche man zum Religions- und Sittenunterrichte übergeht. Gleich einer Biene hat der Vf. den Stoff hiezu aus den besten Schriften, besonders aus *Campe* zusammengetragen und folgerecht geordnet, wofür er auf den Dank aller erfahrenen Lehrer gewiß rechnen kann. — Der letzte Abschnitt (S. 166) umfaßt die Bedingungen des guten Zusammenlebens — Anstalten zur Beförderung desselben. Nach wenigen einleitenden, die Nothwendigkeit dieser Anstalten darthnenden Worten werden die in Bamberg bestehenden jeder Art erwähnt. Ob Kinder von 7 bis 9 Jahren, denen das Buch vorzüglich nach Vorr. S. VII gehören soll, auch Notiz von Zeichenschulen, Polizeywache u. s. w. nehmen, danach wollen wir nicht fragen, sondern wünschen, daß das Buch in den Händen der Kinder bleibe und später wieder gelesen und verstanden werde.

Das zweyte Bändchen, dessen Erscheinen Zeit und Umstände bedingen, soll die Beziehung der Lebenskenntnis auf die Lebensverhältnisse im Kreise und Königreiche enthalten und das Ganze schließen. Beide Bändchen werden den Namen einer Real-Encyclopädie für Volksschulen verdienen. Dem Rec. ist indeß bisher ein zweytes Bändchen nicht zu Gesicht gekommen. — Was wir in dem ersten lesen, haben *Graser*, *Stephani*, *Denzel*, *Campe*, *Krug*, *Pohlenz*, *Junker* u. A. dem Vf. oft wörtlich geliefert, und ihm gehört nur das Verdienst des Sammelns und Ordnen, des Bestimmens und Richtens nach dem hohen-Zwecke, religiösen Sinn zu wecken und zu nähren. Die Verständlichkeit der Sprache und das Väterliche im Tone haben wir nirgends vermisst; nur eine kleine, dem Vf. entwichene Undeutlichkeit hat sich in die Vorrede S. VIII eingeschlichen. Bey dem zwar

engen, aber gerade zu diesem Zwecke nicht empfehlenswerthen und fehlerfreyen Drucke, den nicht weißen Papiere, finden wir den Preis für Volksschulen zu hoch angesetzt, besonders da ein Hilfsbuch (in Baiern in einer ganz eignen Bedeutung), d. h. ein nicht im königl. Schulbuch-Centralverlage erschienenes und ordentliches Hilfsbuch ist, das gekauft werden muß, sondern als Neben- oder Hilfsbuch zu Preisen (Belohnungen) vertheilt werden darf.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STRALSUND, b. Löffler: *Nordische Immortellen in Poesie und Prosa, am Meeresstrande gesammelt von Dr. Friedr. Siemerling. 1830. 202 S. gr. 8.*

Nicht Immortellen, sondern Mortellen hätte der Vf. diese Blätter, insofern sie sein eigenes Machwerk enthalten, nennen sollen; denn sie werden schwerlich die nächste Messe überleben. Uns ist in der That so leicht keine geschmack- und zwecklosere Compilation vorgekommen. Der Vf. wirft Lieder von *Salis*, *Arndt*, *Lappe* u. s. w. mit seinen eigenen Reimereyen durch und nebeneinander, ohne daß er jedoch seine Quellen zu nennen für gut findet. Bloß in der Vorrede scheinen die bombastischen Worte: „Diese Beweggründe (wir versichern jedoch, daß sie nicht sehr stark sind) bestimmten mich, das unvergängliche Eigenthum mancher im großen Dom thronender Geister, so wie das lebender, gemüthlicher Männer und Frauen, der gebildeten Welt zu übergeben“, darauf hinzudeuten, daß er kein Plagiat begehen beabsichtigt habe.

Um jedoch eine Probe von dem zu geben, was wir für die eigene Poesie des Vfs halten, stehen hier die Schlusverse eines Gedichts an den König Ludwig von Baiern S. 111 fg.

O Heil dem Volk, dem du ein Fürst geboren,
Mit solchem Geist, mit solchem Schillerinn,
Wir manches auch im Kampfe noch verloren,
Um ein Jahrhundert ihm bringst du Gewinn (?)

Drum spende dir ein heitres Sänglerleben
Der Himmel lang' in deinem Königs-glanz
Und schmücke dich, wie auch die Jahr' entschweben,
Mit ew'ger Jugend lichte Strahlenkranz u. s. w.

Welcher Gebildete kann heut zu Tage nicht ähnliche Verse machen! — Die angehängte Prose, größtentheils moralisirenden Inhalts, trägt denselben Charakter, wie die Mehrzahl dieser Poesieen, nur mit dem Unterschiede, daß gar nichts Ausgezeichnetes darunter vorkommt. Und das ist wohl der größte kritische Beweisgrund, daß sie nicht „manchen im hohen Dom thronenden Geistern“, sondern sammt und sonders dem in Stralsund wohnenden Dr. *Siemerling* zugeschrieben werden müssen. — Das Außere des Büchelchens ist empfehlenswerth.

December 1830.

STATSWISSENSCHAFTEN.

ESSEN, b. Bädcker: *Ueber die Leitung des Einquartierungswesens in Kriegszeiten, nach festen und billigen Grundsätzen*. Ein Handbuch für die mit diesem Geschäft beauftragten Militair- und Civil-Beamten. Von F. W. v. Mauvillon, auswärtigem Mitgliede der Kön. Schwedischen Academie der Kriegswissenschaften. 1829. X u. 400 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Diese Schrift verdient sehr beachtet zu werden, denn sie ist nicht aus andern Büchern zusammengescriben, sondern die Frucht eigener Beobachtungen, eigener Erfahrungen und reiflichen Nachenkens. — Vielen unsrer Leser ist es gewiß noch aus eigener Erfahrung bekannt, welche drückende, nicht selten erdrückende, Last die Einquartierung in Kriegszeiten leicht werden kann, wenn die Vertheilung derselben, im Drange der Ereignisse, nicht mit genauer Kenntniß der örtlichen Verhältnisse und mit Ordnung geschieht; oft ist Unwissenheit mehr als böser Wille daran schuld. Der erstern zuhelfen durch Ermittlung und Darlegung fester und billiger Grundsätze, so wie durch Vorschläge zu deren zweckmäßiger Anwendung, gegen den letztern aber schützende Mittel und Wege kennen zu lehren, — das ist der dankenswerthe Zweck der vorliegenden Schrift, durch welche der Vf. auf diesem noch nicht genügend bearbeiteten Felde einen thümlichen Schritt gethan hat. Sehr bescheiden und verständig sagt er selbst in dieser Beziehung in der Vorrede, daß man von ihm, der zuerst Bahn breche, nicht das verlangen möge, was geschicktere Nachfolger besser und zweckmäßiger leisten könnten; auch wird Jedermann ihm mit Ueberzeugung in der Meinung beystimmen, daß ein solches Buch in einer Zeit, wo Alles in Ruhe und Frieden sey (geschrieben im Jahr 1827), am zweckmäßigsten erscheine, indem man alsdann Mufse habe, das, was gesagt worden, zu prüfen und nach den bey Friedensmärschen zu machenden Proben zu verbessern, so wie auch nach den in den verschiedenen Staaten bestehenden Gesetzen, Verordnungen und Gebräuchen zu modificiren. — Möge nur dieser vor Jahr und Tag noch vorhandenen Zeit zur ruhigen Prüfung nicht gar zu bald die der tumultvollen und unerfreulichen Anwendung folgen!

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Was der Vf. in seiner Schrift für den höchwichtigen Gegenstand geleistet hat, wird durch nähere Angabe des wesentlichen Inhalts derselben, und durch hin und wieder dabey gemachte Bemerkungen am besten dargelegt werden können. — Der gesammte Stoff ist in fünf Hauptstücken behandelt, von denen die meisten wieder in Kapitel und Paragraphen abgetheilt worden, wodurch denn eine genaue, und für den bequemen Gebrauch sehr nützliche Zurückweisung auf schon früher erörterte Gegenstände möglich gemacht ist.

Das erste Hauptstück enthält allgemeine Betrachtungen, in denen der Vf. auf die seit der französischen Revolution wesentlich veränderte Art der Kriegführung und der Verpflegung der Truppen aufmerksam, und dabey zugleich einleuchtend macht, daß jetzt die ganze Last der Verpflegung auf den Einwohnern liege, und die Forderungen für die einzelnen Soldaten nicht so leicht als sonst befriedigt werden können. Von S. 4—7 ist eine ergreifende, nach der Wirklichkeit entworfene Schilderung dieses neuen Einquartierungswesens gemacht; der Vf. begeht aber in der Note 3. einen chronologischen Irrthum, wenn er wörtlich sagt: „1796 gab der Tractat von Leoben und der Congress von Rastadt Ruhe bis 1797“. Die Friedenspräliminarien zu Leoben und der wirkliche Friedenstractat von Campo-Formio wurden bekanntlich erst im Jahre 1797 geschlossen, und der Congress zu Rastadt dauerte nebst der indeß bestehenden Waffenruhe vom Ende 1797 bis zum Frühjahr 1799. — Sehr zweckmäßig hat der Vf. bey Abfassung seiner Arbeit vorzüglich auf den Zustand im Kriege, und insbesondere auf die kleineren und mittelmäßigen Orte Rücksicht genommen, indem für die seltene und wenig drückende Einquartierung in Friedenszeiten fast jeder Staat Vorschriften und Reglements erlassen hat.

Das zweyte Hauptstück handelt von den Vorbereitungen, die schon in Friedenszeiten für die Einquartierung und Verpflegung marschirender Truppen gemacht werden können und sollen, und der Vf. hat hier eigentlich die Theorie, welche er sich gebildet hat, darzulegen gesucht. Die hier behandelten Gegenstände sind in sieben Kapitel abgetheilt, von denen die über *Anfertigung des Einquartierungs-Registers*, über *Bildung der Etappen*, über *die Transportmittel*, über *die Einquartierungs-Kasse* und von der *Einquartierungs-Commission* einer ganz vorzüglichen Aufmerksamkeit werth sind. — Mit

B (7)

10-

lobenswerther Ausführlichkeit hat der Vf. sich über die Grundsätze verbreitet, welche bey Feststellung der verschiedenen Klassen der Quartierpflichtigen, mit Rücksicht auf örtliche und individuelle Verhältnisse, anzuwenden sind, und dabey die strengste Unparteylichkeit empfohlen, so wie er auch mit großer Umsicht in Bestimmung derjenigen Häuser verfahren ist, welche von der Naturaleinquartierungs-last frey bleiben müssen. Mit Recht macht er aufmerksam darauf, daß ein gut durchgeführtes Einquartierungs-System am besten jede Willkür von Seiten des Militärs verhütet, und daß man diese Last als eine *Lokal-Sache* ansehen müsse; er will deshalb solche Einrichtungen getroffen wissen, die möglichst wenigen Abänderungen unterworfen sind, und rath in dieser Hinsicht, die Einquartierungs-last nur auf die *Häuser* und deren *Besitzer* zu legen, die Heranziehung der Miether aber der zwischen ihnen und den Eigenthümern zu treffenden besondern Uebereinkunft zu überlassen. Die von dem Vf. für diese Ansicht angeführten Gründe sind sehr der Beherzigung werth; er spricht aus Erfahrung und stellt die fast unübersteiglichen Schwierigkeiten sehr einleuchtend dar, welche eine Berücksichtigung der Miether mit sich führt; Rec. macht jedoch ausdrücklich bemerklich, daß der Vf. nur die kleinern und mittelmäßigen Orte hierbey vorzüglich im Auge hat, und daß in großen Residenz- und volkreichen Handelsstädten nach den dort sehr verschiedenen örtlichen und individuellen Verhältnissen anders verfahren werden muß, wie dies auch z. B. in Berlin während der dort vorzüglich drückenden Kriegszeit geschehen ist. — Bey der Eintheilung der zu bequartierenden Einwohner in verschiedene Klassen sollen *Raum* und *Vermögen* den Maafsstab abgeben; wo Mißverhältniß Statt findet, soll ein *Mittelweg* eingeschlagen und auch auf die Persönlichkeit der Hausbewohner einige Rücksicht genommen werden. Gegen bloß theoretische Eintheilungen eifert der Vf. sehr, und verlangt von den Einquartierungs-Beamten mit Recht eine möglichst genaue Kenntniß aller Verhältnisse der Einwohner. Auf solche Bewohner, die ihre Einquartierungs-last mit Gelde ablösen können, z. B. Postbeamte, Posthalter, Kassenbeamte, alleinwohnende Frauenzimmer, hohe Staatsbeamte u. a., soll bey der Aufstellung des Registers besondere Rücksicht genommen werden; der Vf. äußert in dieser Hinsicht (S. 50. 51) ein großes, fast etwas ironisch ausgedrücktes, Vertrauen zu den edeln Gesinnungen solcher Personen. — Für einen gemeinen Soldaten, der verpflegt werden muß, hält der Vf. eine Geldleistung von 4 gGr. täglich für zureichend; ohne Verpflegung, also für bloßes Quartiergeben, ist, nach seiner Meinung, $\frac{1}{2}$ Thaler hinlänglich. Sehr praktisch ist, was der Vf. von dem bey der Prüfung des Einquartierungs-Registers anzuwendenden Verfahren sagt; er verlangt specielle Besichtigung der Quartiere unter Zuziehung von Militairpersonen, und daß jedem Betheiligten — nämlich den zu Bequartierenden — erlaubt sey, das Register einzuse-

hen. — In einer S. 75 befindlichen Note untersucht der Vf., ob und wie fern auch Militairpersonen und deren Familien mit zur Einquartierungs-last gezogen werden können, und entscheidet dahin, daß bey einer Militairperson, die Hauseigenthümer ist, gar kein Grund zur Ausnahme von der allgemeinen Verpflichtung vorhanden sey. Was bey dieser Gelegenheit über Berücksichtigung und Schonung von Wittwen und Waisen der vor dem Feinde gebenen Militärs gesagt wird, macht dem gesunden Urtheil des Vfs und seinem Gerechtigkeits-sinn Ehre, sein Ausspruch am Schlusse der Erörterungen lautet wörtlich: „ich finde alle außergesetzlichen Ausnahmen und Vergünstigungen in dieser Hinsicht ungerecht und unzulässig“. — Bey der Bildung der Etappenorte und deren Umkreise macht der Vf. mit sichtbarer Sachkenntniß auf alle Umstände und Lokalitäten, die dabey in Betracht kommen müssen, unter anderm z. B. auch auf die Beschaffenheit der Zugänge bey anhaltendem Regenwetter, aufmerksam, und äußert sich dabey zugleich sehr angemessen über die Heranziehung von Ortschaften fremden, jedoch befreundeten, Gebiets, — in Deutschland nämlich — zu solchen Etappen- Umkreisen, zu denen sie ihrer natürlichen Lage nach gehören. — Der in dem Kapitel über *Transportmittel* und *Kriegsfuhren* aufgestellte Grundsatz: „daß Kriegsfuhren als eine von der Einquartierung unabhängige Last von denen getragen werden müssen, die Wagen und Pferde haben“, muß im Allgemeinen als richtig anerkannt, und auch die Heranziehung der Luxusperde zu dieser Last, oder die Erlegung einer angemessenen Geldleistung für selbige gebilligt werden. Daß aber der Vf. auf eine Erleichterung der mit Einquartierung hart belasteten Ortschaften durch möglichste Verschönerung mit Kriegsfuhren nur gelegentlich hindeutet, und diese Berücksichtigung nicht ausdrücklich als einen Grundsatz aufstellt, ist nicht zu billigen; auch kann Rec. der Ansicht des Vfs nicht beystimmen, daß die Geldzahlungen derjenigen, die ihre Luxusperde schonen, oder aus sonstigen Gründen lieber Geld geben, als die ihnen zugetheilten Kriegsfuhren leisten wollen, denen, welche die Fuhren wirklich leisten, nicht ganz zu Theil werden, sondern zur Hälfte in die Gemeindekasse fließen sollen. Woher hat diese das Recht zu einer solchen Einnahme? und wie reimt sich dies mit der von dem Vf. (S. 115) so nachdrücklich und aus sehr triftigen Gründen empfohlenen Unparteylichkeit? — Mit besonderer Befriedigung hat dagegen Rec. Alles gelesen, was der Vf. von der Einquartierungskasse, und von deren Einnahmen und Ausgaben gesagt hat; die in diesem ganzen Kapitel entwickelten Ideen und Vorschläge verdienen sehr beachtet zu werden, insbesondere auch der Gedanke, eine solche Kasse sogar im Frieden zu bilden und zu vermehren; der Vf. zeigt sich hier als einen für das allgemeine Beste wohlgesinnten und denkenden Mann. — Die Angabe der Gründe für die Bildung einer Einquartierungs- Commission beginnt der

ler VI. mit der Bemerkung, daß die Militair-Einquartierung eine Angelegenheit sey, welche der Eigenmacht und Willkür ein breites Feld öffne, und bey welcher die schreyendsten Ungerechtigkeiten und Bedrückungen Statt finden könnten, ohne daß es dem dadurch Leidenden möglich sey, sich dagegen Recht zu verschaffen. Er will, daß eine solche Commission aus allen Klassen der Einwohner gebildet, und beauftragt werde, den Beamten zu controlliren und die entstandenen Beschwerden zu untersuchen; mit Recht ist aber ausdrücklich bemerkt, daß hemmendes Eingreifen in die Geschäfte des Beamten und in die strenge Vollziehung des bestehenden Reglements vermieden werden müsse. Ueberaus praktisch und verständig sind die Ansichten und Grundsätze, nach denen der Vf. bey der Wahl der Commission und bey Bestimmung des Geschäftskreises derselben verfahren wissen will.

Das dritte Hauptstück, „von der wirklichen Einquartierung marschirender Truppen, den dabey theiligten Behörden und deren Geschäften“, enthält ungemein viele wahrhaft belehrende, aus der Wirklichkeit entnommene Bemerkungen, die zum aufmerksamen Lesen und zur Beherzigung sehr zu empfehlen sind. Die hier behandelten Gegenstände sind in folgende fünf Kapitel, deren jedes wieder mehrere Paragraphen enthält, abgetheilt: Kap. 1. Geschäfte des Einquartierungs-Beamten bey der Bequartierung von Truppen; Kap. 2. Von den Etappen-Commandanten und deren Obliegenheiten; Kap. 3. Von den Quartier machenden Officieren und ihren Obliegenheiten; Kap. 4. Von der Ausgleichung der Einquartierung; Kap. 5. Was von Seiten der Einwohner und des Militairs bey der Einquartierung gegenseitig zu beobachten ist. — Unsre Leser werden hieraus schon abnehmen können, welche Belehrung und zum eignen Nachdenken anregende Betrachtungen hier zu erwarten sind; Rec. muß sich, da ausführliche Darlegung des Inhalts ihn zu weitläufig werden lassen würde, auf Hinzufügung einiger Bemerkungen beschränken. — Die tüchtige Gesinnung des Vfs giebt sich öfter kund in den freyen, rücksichtslosen Aeußerungen über die Mißbräuche, welche höhere Officiere sich oft von ihrer Gewalt zu machen erlauben, und in dem Unwillen, mit welchem er sich dagegen ausspricht. Dem Beamten empfiehlt er sehr, bey jeder schicklichen Gelegenheit Muth und Entschlossenheit zu beweisen, wobey natürlich vorausgesetzt wird, daß er gerechte Sache habe und sich seiner Unparteilichkeit bewußt sey; sehr dringend rath der Vf., aus eigener Erfahrung, zu schriftlichen Verhandlungen in allen wichtigen Sachen, und mit ihm ehrender Freymüthigkeit macht er die von Seiten des Militairs öfters versuchten Ungebührlichkeiten — mit einem etwas derben Ausdruck *Prellereyen* von ihm genannt — bemerklich, indem er zugleich die Mittel dagegen angiebt. Mit solchen von großer Gerechtigkeitsliebe zeugenden Aeußerungen läßt sich, dem Anschein nach, nicht gut reimen, was der Vf.

(S. 265) von *Geschenkgeben* und *Geschenknehmen* sagt; aber es ist allerdings der Wirklichkeit gemäß, und wenn man die dafür angeführten Gründe gelesen hat, wird man wenigstens die redliche Offenheit des Vfs und seine Sachkunde anerkennen müssen. — Zu hart und zu allgemein scheint dem Rec. folgende von dem Vf. wörtlich ausgesprochene Behauptung: „Wer Bauern und Juden anhört, ist verloren, denn ihnen fehlt es nie an Ausflüchten, Entschuldigungen, Einwendungen und Vorwänden, um sich ihren Leistungen zu entziehen“. Gegen den Zweck, den der Vf. bey seiner Schrift vor Augen hat, dürfte aber die (S. 322 befindliche) Behauptung seyn, daß es für den Officier eine durchaus nothwendige Sache sey, sich von Allem selbst zu überzeugen, und in nichts auf die ihm gemachten Versicherungen zu bauen. Ein solches Mißtrauen, und eine solche zu eigenmächtigem Verfahren leicht veranlassende Zweifelsucht sollen ja eben durch die zweckmäßige Ausführung der Ideen und Vorschläge des Vfs verhütet werden. — Die im fünften Kapitel enthaltenen Bemerkungen und Rathschläge sind, wie man leicht wahrnimmt, aus eigener Erfahrung und verständiger Beobachtung hervorgegangen, und sie beweisen, sollte auch mancher Leser sie für nicht ganz hierher gehörig halten, recht deutlich die gute Absicht des Vfs, durch sein Buch möglichst vielseitig zu nutzen.

In dem vierten Hauptstück handelt der Vf. „von cantonnirenden Truppen“, unter welchen, nach seiner Erklärung, solche Truppen zu verstehen sind, die auf eine unbestimmte, kurze Zeit in Oerter verlegt werden, die sonst nicht zur Aufnahme von Militair bestimmt sind; — das in Friedenszeiten bey großen Militairübungen (*Manoeuvres*) zuweilen Statt findende Cantonniren von Truppen will der Vf., weil dabey Alles nach reglementarischen Vorschriften angeordnet und von außerordentlichen Leistungen nicht die Rede sey, nur als eine etwas länger wie gewöhnlich dauernde Marscheinquartierung betrachtet wissen. — Es konnte hierbey öfter auf den Inhalt der vorhergehenden Kapitel zweckmäßig verwiesen werden, und der Vf. hat sich deshalb kurz gefaßt; indess wird man doch auch manches Eigenthümliche hier behandelt finden, z. B. Wachlokale, Werkstätten, besonders Laboratorien für die Artillerie, Magazine, Niederlagen u. s. w. Mit besonderer Freymüthigkeit hat der Vf. auch hier über manches Ungebührliche, was von Seiten des Militairs, zumal der höheren Officiere, oft verlangt zu werden pflegt, so wie über die Mittel sich geäußert, demselben zu begegnen; die in dieser Hinsicht ertheilten Rathschläge werden manche Beamte, die in den verflossenen Kriegszeiten eine solche Anleitung entbehrten, noch jetzt die begangenen Fehler einsehen lassen.

Das fünfte und letzte Hauptstück enthält nur *Schlussbemerkungen*, welche jedoch in keinem Sinne ein eigentliches Hauptstück der Schrift ausmachen, und mit dieser Ueberschrift nicht hätten versehen

werden sollen. Der Vf. sagt in denselben ausdrücklich, daß er weit von der Idee entfernt sey, etwas Vollkommenes geliefert zu haben, versichert jedoch zugleich, daß er seine Theorie aus einzelnen in der Ausführung erprobten Theilen gebildet und nur Beyspiele angeführt habe, denen wirkliche That-sachen zum Grunde liegen. Noch macht er auch bemerklich, daß er bey Abfassung seines Werks keinen einzelnen deutschen Staat vor Augen gehabt habe, und durchaus wünschen müsse, dasselbe aus dem Standpunkte des *Krieges* und nicht aus dem des *Friedens* beurtheilt zu sehen.

Rec. kann nicht unterlassen, beym Schlusse dieser Anzeige seiner Seits noch den Wunsch auszudrücken, daß der Vf. bey einer zweyten, sehr zu wünschenden, Auflage seiner Schrift die zu große Menge der Noten bedeutend vermindern und den allergrößten Theil derselben in den Text verweben möge, wohin sie wirklich gehören. Jetzt verursacht deren Lesung, so reich und belehrend auch meistens das darin Gesagte ist, oft eine unangenehme Störung, und dürfte selbst manchen Lesern, deren wir der gehaltvollen Schrift recht viele sowohl unter den Geschäftsmännern als auch unter den Quartierpflichtigen wünschen, das Verstehen erschweren.

M E D I C I N.

HANNOVER, Verlag d. Helwing. Hofbuchh.: *Beiträge zur Anatomie und Physiologie*, von E. A. W. Himly, Dr. Med. und Privatdocent zu Göttingen. Erste Lieferung. (3 Rthlr. 16 gGr.)

Auch unter dem Titel:

Darstellung des Dualismus am normalen und abnormen menschlichen Körper, oder physiologische Erörterung seiner Zusammensetzung aus zwey Hälften und der auf mangelnder Vereinigung derselben beruhenden Mißgeburten. Mit vier Kupfertafeln und zwey Steindrucktafeln. 1829. VIII u. 209 S. 4.

Der Zweck dieser Schrift ist, wie sich der Vf. in der Vorrede ausspricht, diejenige Gattung von Bildungsfehlern, welche auf einem Mangel an Vereinigung beider seitlicher Körperhälften beruht, ihrer Entstehung, Genesis und ihrer nächsten Ursache gemäß zu betrachten; die Formen, welche zu dieser Gattung gehören, genauer zu classificiren; zu zeigen, wie, trotz ihrer großen Mannichfaltigkeit, ihr Wesen doch nur ein einziges ist; zu zeigen, wie die Natur bis in die größten Abweichungen hinein dennoch nach bestimmten Gesetzen formt und bildet. Das Gesetz, nach dem diese Gattung von Mißgeburten gebildet wird, nannte der Vf. das Gesetz des Dualismus.

Das Werk zerfällt in zwey Abschnitte; der erste handelt von dem Vorwalten des Dualismus im nor-

mal gebildeten menschlichen Körper, der zweyte von dem Vorwalten des Dualismus im abnorm gebildeten menschlichen Körper und von der Entstehung einer Gattung von Mißgeburten durch denselben.

In diesem Abschnitt werden die abnormen Spaltungen des Körpers in zwey seitliche Hälften durch alle Theile und Organe hindurch verfolgt und beschrieben. Bekanntlich hat *Meckel* diese Mißbildungen ihrer Genesis nach genau und richtig classificirt, indem er sie zu den Hemmungsbildungen, deren Wesen ein Stehenbleiben auf einer früheren Bildungsstufe ist, stellte. Dies ist bereits allgemein angenommen; nach *Himly* beruhen sie aber nicht einzig und allein hierauf. Nach seiner Meinung sind die Mißbildungen nicht bloß *Monstra per defectum*, d. h. sie sind nicht bloß Spaltungen des Körpers in zwey seitliche Hälften, wegen eines Mangels an verbindenden Mittelgliedern, sondern ein Theil derselben entsteht dadurch, daß außerdem die Spaltung des Körpers noch in das Uebermäßige hinaus geschah, viel bedeutender wurde, als sie bey dem normalen Fötus ist. In dieser Hinsicht könnte man manche Mißbildungen dieser Gattung auch zu den *monstris per excessum* zählen. Rec. gesteht, daß diese Ansicht für ihn viel Ansprechendes hat, und daß dieselbe auf einen wesentlichen Punkt für die Deutung der Entstehung dieser Bildungsfehler aufmerksam macht.

Was die Ausführung im Einzelnen betrifft, so muß man gestehen, daß der Vf. sehr fleißig gesammelt, das Gesammelte selbst wieder auf eine geordnete Weise aneinandergereiht und auch manches aus eigenen Beobachtungen hinzugefügt hat. Natürlich mußten zu einem großen Theile *Meckel's* Arbeiten den meisten Stoff hergeben. In einigen Punkten weicht der Vf. von *Meckel* ab: so ist *anderer* Meinung über die Entstehung der Zwickelbeine am Schädel; er nimmt an, daß dieselben bestimmt sind, nach vollendeter Bildung der Schädelknochen, also nach der Geburt, die übrig gebliebenen Lücken auszufüllen. Seine Eintheilung der Schädelwirbel ist ebenfalls von derjenigen *Meckel's* und *Carus* verschieden. Das Oberkieferbein fand *Meckel* bey dem dreymonatlichen Fötus aus drey Theilen gebildet; nach *Himly* wird es nur aus zwey Knochenstücken gebildet.

Wenn auch der Bereicherungen an neuen That-sachen wenige sind, so wird man immer dem Vf. für diese monographische Bearbeitung großen Dank wissen müssen, und wir wünschen sehr, daß er seine Untersuchungen fortsetzen und bekannt machen möge. Die guten Abbildungen stellen die Skelette einiger, im Werke selbst beschriebener mißgebildeter Fötus dar, so wie des großen, schon länger bekannten und in der Sammlung des Vaters des Vfs befindlichen Wasserkopfes.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1830.

GRIECHISCHE LITERATUR.

GOTHA u. ERFURT, b. Hennings: *Theocriti reliquiae*. Recognovit et illustravit *Ernestus Friedericus Wuestemann*. (Ist der 17te Band der Dichter in der *Bibliotheca Graeca*, welche unter der Leitung von *Frid. Jacobs*, und *Val. Chr. Fr. Rost* erscheint.) 1830. XLVIII und 435 S. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

So wie fast alle bis jetzt erschienene Bände der genannten Griechischen Bibliothek (mit Ausnahme des sehr verunglückten Anacreon von *Moebius*) recht zweckmässig bearbeitet sind, so können wir auch der vorliegenden Ausgabe des Theokrit im Ganzen nur unsern vollen Beyfall schenken, und erkennen die Einrichtung derselben als sehr lobenswerth an. Die Grundsätze der Kritik des Textes, welche in der Vorrede entwickelt werden, und die Durchführung derselben in dem Werke selbst, die zweckmässigen und dabey kurzen Einleitungen zu den einzelnen Gedichten, die nicht zu zahlreichen noch weit-schweifigen, aber das Nothwendige nicht übergehenden kritischen Anmerkungen, die sorgsame Erläuterung des Sinnes, die Angabe des Unge-wöhnlichen in Hinsicht auf Grammatik und Metrik, alles bezeugt den Herausgeber als einen gründlichen Sprachkenner und erfahrenen Lehrer. Dabey bleibt freylich im Einzelnen noch manches bey dieser Ausgabe zu wünschen übrig, weil trotz der Masse von Bearbeitungen des Theokrit, die wir besitzen, in mehrerer Hinsicht noch immer wenig vorgearbeitet war, wie der Herausg. selbst in der Vorrede, zum Theil näher entwickelt hat. In dieser Vorrede führt er zuerst S. XV ff. die alten Grammatiker auf, welche den Theokrit erläutert haben, und spricht dann S. XXI ff. von der Sammlung der Gedichte des Theokrit, welches Verdienst dem Artemidor beygelegt, wobey aber zugleich bemerkt wird, dass die jetzige Ordnung und die jetzige Zahl der Gedichte nicht mit der Sammlung des Artemidor übereinzustimmen scheine. Hierauf wendet sich der Herausg. S. XXIV zu der Frage, ob alle Idyllen, die gegenwärtig dem Theokrit beygelegt werden, wirklich von ihm herrühren, führt im Allgemeinen die Gründe auf, welche von denen, die einen Theil derselben dem Dichter absprechen, aufgestellt worden sind, und widerlegt dieselben einzeln mit kurzen Worten. Was gegen die Echtheit einzelner

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

Idyllen vorgebracht worden ist, wird in den Einleitungen zu denselben kurz angedeutet. Unser Herausg. legt alle dem Theokrit bey, ausser das 27ste und 30ste Gedicht, von welchen er ersteres für wahrscheinlich, letzteres für entschieden unecht hält. Rec. würde auch ersteres entschieden zu verwerfen keinen Augenblick angestanden haben, für welche Ansicht er die Gründe zum Theil unten andeuten wird. In der Vorrede spricht der Herausg. dann weiter S. XXIX ff. von den Hülfsmitteln der Kritik. Neue Handschriften benutzte er nicht, weil eine Genfer, welche Scholien des Grammatikers Pindar enthalten sollte, bey Vergleichung des ersten Idylls nur Scholien eines unwissenden Menschen, von geringerem Werthe als die bekannten, darbot, und die Hamburger aus *Gurlitt's* Bibliothek sich als eine bloße Abschrift der Aldine zeigte. Deshalb mußte sich der Herausg. mit dem Apparat von *Warton* und *Gaisford* („*quarum copiarum tam commodum facilemque paravit usum Jo. Aug. Jacobs*,” ein Urtheil, welches Rec. durchaus nicht unterschreiben kann, da er die genannte Ausgabe zu kritischem Gebrauche höchst unbequem findet,) und den neuern Ausgaben begnügen. „*Quamobrem*” fährt er S. XXX fort, „*non puto quonquam inventum iri, apud quem propterea in reprehensionem incurram, quod hanc mihi praescripserim normam, ut non nisi rara ab ea lectione recederem, quam Meinekius* (der sich mit wenigen Ausnahmen nach *Valckenaer* richtet) *exhibet; quod sicubi factum, eius rei rationem plerumque reddidi. Eundem Meinekius, paucis exceptis, in interpunctionibus quoque et in rebus orthographicis secutus sum, quippe qui in utraque re laudabilem prae aliis posuerit curam. Coniecturas paucissimas recepi, ex meis ne unam quidem. Vere enim statuere mihi videor ex tanta veterum scriptorum copia vix alium esse, in quem tot tamque infelices virorum doctorum conjecturae effusae sint. Jure igitur Theocriti editori in conjecturis admittendis maxima cautione atque circumspectione opus est.*” Was Rec. aus vollem Herzen unterschreibt.

Unmittelbar darauf wendet sich der Herausg. zu dem Dialekt des Theokrit. Nachdem er hier erst über die nachlässige Vergleichung der Handschriften und über die Willkür mehrerer früheren Herausgeber geklagt, und gezeigt hat, dass der Dialekt des Dichters, obgleich in einem Theile seiner Gedichte zunächst von den dorisches Sikelioten entlehnt, doch nie ganz in dieser Gestalt Volkssprache

gewesen sey, theilt er nach dem Vorgange Anderer zuerst alle Idyllen des Theokrit dem Dialekte nach in 3 Klassen ein, in dorische, äolische (28. und 29.) und ionische (17. 22. 25. und zum Theil 16.), dann aber wieder die erste Klasse in 2 Unterabtheilungen, deren eine die 11 ersten Idyllen nebst der 13ten bis 15ten, die andere die 18te bis 21ste nebst der 23sten, 24sten, 26sten, 27sten begreift. In der ersten dieser Unterabtheilungen ist der Dialekt härter, und steht der Volkssprache der Sikelioten, und namentlich der Syrakusier, näher; in der zweyten herrscht ein gemäßigter, dem Pindarischen nahe kommender dorischer Dialekt. So weit ist Rec. mit dem Herausg. ganz einverstanden; aber nicht ganz mit der Folgerung, die er S. XXXI zieht, und dem im Einzelnen beobachteten Verfahren. Das Gesetz nämlich, das sich der Herausg. in Hinsicht auf den Dialekt machte, ist durch die Worte ausgedrückt; „*Id mihi faciendum putavi, ut Valckenarii et Meinekii modestiam in dialectorum formis reponendis sequeretur, et paucissima tantum mutarem, quorum mutandorum necessitas imposita esse videretur. Quam legem ita servandam putavi, ut, licet mihi de dialecti formis in uno alterove idyllio reponendis persuasissimum esset, in singulis tamen — nihil novarem.*“ Hier fragt es sich nun zunächst, was das für eine Nothwendigkeit ist, die den Herausg. einige, aber höchst wenige, Veränderungen vorzunehmen, trieb, und worin diese Veränderungen selbst bestehen. Rec. kann sich nur einen äußern und einen innern Grund jener Nothwendigkeit denken; einen äußern, wenn alle, oder bey weitem die meisten und besten Handschriften eine bisher in den Ausgaben verschmähete Form darbieten; einen innern, wenn die Gesetze des in einem Gedichte entschieden herrschenden Dialekts einer bis dahin in den Ausgaben vorhandenen Form entschieden widersprechen. Beide Gründe vereinigt bewirken erst strenge Nothwendigkeit der Veränderung; der erste allein wenigstens kann nicht für hinreichend erachtet werden. Unser Herausg. aber hat theils mehrmals, wo diese beiden Gründe sich vereinigen, die Vulgate beybehalten, theils dagegen sich einzelne Veränderungen in den Formen erlaubt, die Rec. zwar dann nicht mißbilligen würde, wenn der Herausg. eine durchgängige Berichtigung und Feststellung des Dialekts vorgenommen hätte, bey denen man aber jetzt nicht begreift, warum gerade diese erfolgt, während andere eben so sichere und nothwendige in großer Zahl unterblieben sind. So ist in dem ionisch geschriebenen 17ten Idyll zwey Mal, Vers 5 und 186, *ἡμιθέων* in *ἡμιθέων* verwandelt; dagegen sind sämtliche übrige dorische Formen beybehalten, mit der Erklärung: „*De ceteris dorismis efficiendis in sqq. nihil dicam, quod haec opera esset parum fructuosa.*“ Hier fragt man wohl billig, was denn das genannte Wort für einen Vorzug vor allen übrigen hat, weshalb bey ihm die Vertreibung der dorischen Form *magis fructuosa* war, als z. B. in *ἐπιπαιεῖν* v. 12, *λαγιάδας* 14, *βουλήν* 15, *τεννυμένω*

v. 21 u. s. w. Offenbar mußten, wenn der Herausg. nicht, wie er in der Einleitung zu diesem Gedichte thun zu wollen erklärt, gar nichts ändern wollte, entweder alle Dorismen, oder wenigstens alle diejenigen, die, wie *ἡμιθέων*, bloß von neuern Gelehrten gegen alle oder doch die meisten Handschriften in den Text gesetzt worden waren, verdrängt werden. Im letztern Falle mußte: B. v. 51 *ἦδε* (wofür Valckenauer *ἔδε* aus bloßer Ajectur schrieb), V. 62 *ἦ δέ*, 65 *ἀγαπητός*, 137 *ἦ* (wo der Dorismus überall bloß Muthmaßung Warton's ist) aufgenommen werden. Auch in den entschieden im Pindarischen Dorismus geschriebenen 24sten Idyll sind eine Menge aus bloßen Conjecturen fälschlich in den Text gekommene Accusative auf *ως* und Genitive auf *ω* mit Unrecht in den Text geblieben. So *ἀμφοτέρω*s v. 3, *οὕτω* 16, *κοίτω* 24, *δέσμιω ἀναγκαίω* 33, *νικηλώστω* 44, *ἐκείστω* 53, *κοίτω* 62, *μόχθω*s 81, *Ἀργείω* 102, *ἄλλω*s 110. Desgleichen einige andre von Warton eben so gegen den Grundcharakter dieses Gedichts willkürlich eingeführte Formen, wie *ἦρον* v. 20 und *ἐνδόν* 127. Eben so Id. XXVII, v. 36. 37 das von Valckenauer und Brunck eingeschwärzte *θαλάμω*s, während doch *κοιτῶν*s v. 10, *σοῦς πέπλω*s 53 und nirgends ein *ω* steht; und v. 13 das gleichfalls von Valckenauer und Brunck eingeschwärzte *σαινῶ*, während doch *ῥῆμω* v. 32 zu lesen ist. Sollten in demselben Gedichte, in dem der Grad der Ausbreitung des dorischen, unstreitig durch die Schuld des Vfs, der schon deshalb Theokrit nicht seyn kann, sehr unklar ist, der andorischen Formen *ἦδ'* v. 2, *ἦβη* v. 8, *ἦ* und *νικῆ* v. 62 beybehalten werden, so mußten auch Valckenauer's und Brunck's Aenderungen *ἄδ' v. 11*, *τάν* 13, *ἄλλα* 19, *δόνων* und *χορεῖν* 25 und andre mehr verworfen werden. Aber das Gesetz der Nothwendigkeit einer Berichtigung des Dialekts, wie wir es oben aufgestellt haben, und wie es von Joh. Aug. Jacobs größtentheils festgehalten worden ist, muß offenbar als zu beschränkt betrachtet werden. Denn in solchen Gedichten, über deren Dialekt kein Zweifel obwalten kann, müssen einzelne Formen, die demselben widersprechen, unstreitig auch dann geändert werden, wenn nicht in den meisten, sondern nur in einer oder der andern Handschrift die richtige Form enthalten ist. So steht Id. XIII, 67 in allen Handschriften *ἴσων*, folglich muß v. 16, wo die meisten *ἴσων*, zwey jedoch *ἴσων* haben, letzteres gebilligt werden, wie Kießling gethan hat. Unser Herausg. aber hat nicht bloß die Vulgate beybehalten, sondern vermuthet sogar, daß v. 67 nach v. 16 zu verbessern sey, weil *ἴσων*, wie *Πολύητος*, *ἰση* und *κατή*s, bey den Doriern mit ionischer Form gebraucht werde. Woher er aber dieses von dem Namen *ἴσων* weiß, sagt er uns nicht; denn Buttmann, auf den zu IX, 32 verwiesen wird, nennt diesen Namen nicht, und Pindar hat überall *ἴσων*. (Es ist übrigens B. 1. statt B. 2. der Buttmann'schen Grammatik citirt.) Eben so muß Id. XVI, wenn v. 39 aus den Handschriften rich-

htig *μᾶλλον* aufgenommen ist, v. 91 mit drey Handschriften *μήλων* in *μάλων* verwandelt werden. Aber er macht freylich der Umstand, daß es unentbehrlich ist, ob dieses ganze Gedicht im dorischnen der ionischen Dialekte geschrieben ist, das Ansehen der Handschriften zweifelhaft. Endlich aber ist es wohl auch nicht zu läugnen, daß, wenn in nem schon etwas längeren Gedichte nur sehr wenige von der Norm des Dialekts abweichende Formen sich zeigen, die durch Vergleichung des Sprachgebrauchs desselben Gedichtes und der verwandten als nicht zu dulden sich erweisen, auch gegen alle Handschriften einzelne Aenderungen im Dialekt vorgenommen werden können, wenn wir nur nicht mit dem Leichtsinne von *Winterton* und *Brunck* dabey zu Werke gehen. Nehmen wir z. B. Id. XX, so finden wir in diesem Gedichte von 46 Versen regelmässig das dorische *α* statt *η*. Neben ungefähr 36 Stellen aber, wo dieses beobachtet ist, finden sich die 3 abweichenden Formen *μωμήσουθ'* v. 18, *Φωγίης* 35 und *μῶνῃ* 45. Von diesen ist allein die erste so beschaffen, daß Rec. anstehen würde sie ohne Zustimmung der Handschriften zu ändern; denn da ein paar Verba auf *ω* zu weilen nach Analogie der auf *ιω* auch bey den Doriern im Futur. *ήσω* behalten, so läßt sich nicht mit Gewissheit erweisen, daß unser Verbum, welches ausser unserer Stelle nur noch einmal bey Theokrit in einer vom Futurum abgeleiteten Zeit vorkommt, nicht auch zu jenen gehöre, wiewohl es wegen des *μωμάσατο* IX, 24 immer wahrscheinlicher ist, daß in unserer Stelle dieselbe Form gestanden habe. Wer könnte aber auch nur einen Augenblick anstehen, die Endungen der ersten Declination, Nominat. *η*, Genit. *ης*, in einem dorischnen Gedichte für verwerflich zu halten, und daher für *Φωγίης* mit drey Handschriften *Φωγίως* und für *μῶνῃ* mit *Brunck* *μῶνα* zu schreiben! Eben so klar ist die Sache Id. XXI. Auch dieses, welches 67 Verse enthält, ist von entschieden dorischem Gepräge. Das dorische *α* für *η* tritt wieder etwa 36 Mal ein, wogegen 8 Mal *η* beybehalten ist, *λαθόμεν* v. 26, *σχολή* 34, *φύρ'* 52. Diese 3 Formen sind entschieden falsch; die erste, weil die Passiv- und Medialendung *μην* durchweg in *μαν* verwandelt wird; die zweite, weil dasselbe, wie schon bemerkt, von der ersten Declination gilt; die dritte, weil dasselbe bey dem Augment der mit *α* anfangenden Verba gewöhnlich Statt zu finden pflegt, und von unserm Verbum namentlich *ἄννη* I, 93. VII, 6 und in unserm Idyll selbst v. 19, *ἄννης* VII, 10, *ἄννη* II, 92, *ἄνναίμην* V, 144 zu lesen sind. Noch ein anderer unterschiedener Dialektfehler ist in demselben 21sten Idyll, nämlich *τοῦς* v. 20. Dieses verträgt sich nicht mit *ἔστως* v. 45 und dem durchgängig in diesem Gedicht herrschenden Genitiv auf *ω*. Der Charakter des folgenden 22sten Idylls ist nicht klar genug, als daß man darin irgend etwas gegen die Handschriften ändern dürfte. Im 23sten aber ist ein entschiedener und ein wahrscheinlicher Dialektfehler. Ent-

schieden falsch ist *φοβούης* v. 41, da die Verba auf *ω* mit ein paar bekannten Ausnahmen in der Flexion *η* behalten, und *ἐφόβησ'* II, 137, *πεφοβήμενος* XXVI, 16 in dorischnen Gedichten stehen. Vielleicht falsch ist *ἤπτεν* v. 50, wofür *ἄπτεν* nach dem, was bey *ἀνύειν* oben erinnert worden ist, erforderlich scheint, wie *ἄραο* XXVII, 48 steht; aber durch *ἤψατο* XIII, 22 wird die Sache zweifelhaft, zumal da in unserm Gedichte zwey Mal *ἡρτημένος*, VIII, 1 *συνήντετο*, XXVII, 1 *ἡρπεσεν* vorkommt, wodurch es wahrscheinlich wird, daß, wenn zwey Consonanten folgen, die mit *α* anfangenden Verba auch im Dorismus des Theokrit das Augment *η* annehmen. Id. XXIV bleiben, wenn die oben angeführten willkürlichen Aenderungen von *Winterton* verdrängt werden, neben 15 Accusativen und Genitiven auf *ους* und *ου* etwa noch 3 Genitive auf *ω* übrig, wo sich nicht mit Sicherheit nachweisen läßt, daß sie bloß von jenem Gelehrten herrühren; Rec. würde aber kein Bedenken tragen auch diese zu ändern. In demselben Gedichte steht in den Handschriften v. 83 *εὔρειν*, v. 80 aber führen sie auf *οἰκῆν*. Deshalb hat *Winterton* auch v. 83 *εὔρην* geschrieben. Rec. würde umgekehrt v. 80 mit mehreren alten Ausgaben *οἰκείν* lesen; denn diese Form des Infinitivs erfordern in jenem Idyll die Gesetze des Pindarischen Dorismus und die diesem gemäß in ihm vorkommenden zweyten Personen auf *εις*, nicht *ες*, so wie der Infinitiv *ἀμβάλειν* v. 78. Noch zwey verschiedene Fehler in diesem Gedichte sind *ὄρωνης* v. 46, wo zwey Handschriften richtig *ὄρωνας* geben und *ὄρμησε* v. 42, was als Verbum auf *ω* *ὄρμασε* lauten muß, wie einige Handschriften haben, und welches *ὄρμάθη* XXII, 29 bestätigt. Endlich Id. XXVII bleibt, wenn die oben gerügten willkürlichen Aenderungen der Herausgeber verdrängt werden, nur ein Genitiv auf *ω* übrig, *βακόλα* v. 46. Da dieser dem Charakter des Dorismus dieses Idylls entgegen ist, so leidet es keinen Zweifel, daß die Lesart falsch ist. Die Handschriften haben theils *βακόλα*, theils *βακόλα*. Sollte der höchst seltsame Dinge machende Verfasser dieses Gedichts (der v. 13 *οἶκτον οὐδέν ἄρσκει*, v. 35 *οὐ μ' αὐτὸν τὸν Πάνα*, *καὶ ἦν κ' ἐθέλης με διώξει*, v. 88 *πατρὶ δὲ γηραιῶ τίνα κεν τίνα μῦθον ἐνίψω* schreibt, das *α* in *κῶρα* 51 und *μύραν* 54 verkürzt) sich erlaubt haben *βακόλος* adjectivisch zu gebrauchen? (Der Hiatus vor *ἔργα* könnte theils an sich, theils besonders im vierten Fusse nicht aufpassen, s. Vorr. S. XLI.) Oder soll man *βακόλιν* lesen? Rec. hätte noch manches über den Dialekt zu sagen, wenn es ihm erlaubt wäre sich länger bey dieser Sache aufzuhalten. Jetzt muß er sich begnügen nur noch auf eine entschieden falsche Form aufmerksam zu machen, die mit *Meineke* aufgenommen worden ist. Dieses ist *χῆφθα* XIV, 23. Die Endung des Aor. 1. Pass. ist auch bey den Doriern durchgängig *θην*, niemals *θαν*, wie ausser dem zwey bey dem Herausg. selbst an jener Stelle zu findenden Beyspielen eine Menge andere lehren.

Das

Das von dem Herausg. für sein *χρῶμα* angeführte *χρῶμα* beweist offenbar gar nichts, da *χρῶμα*, als aus *χρῶ* entstanden, bey den Dichtern gar nicht anders abgewandelt werden kann, als *χρῶμα*, *χρῶμα*, *χρῶμα*. Ueberhaupt kann durch Zusammenstellung der Beyspiele nach Klassen, wenn man erst die Gedichte selbst auf die oben angegebene Weise gleichfalls in Klassen zerfällt hat, der Dialekt des Theokrit, dessen genaue Erforschung man grösstentheils für unmöglich zu halten scheint, bis auf einige wenige Punkte (z. B. die Grenzen der Ausdehnung des Gebrauchs von *σδ* für *ς*) ins Reine gebracht werden. Doch Rec. wendet sich jetzt zu einem andern in der Vorrede S. XL ff. von dem Herausg. behandelten Punkt, die Lehre vom Hiatus bey Theokrit. Diese ist, nach den genauen Untersuchungen, die Gerhard und Jacobs veranstaltet hatten, genügend ausgefallen. Rec. hat daher nur sehr wenig daran auszusetzen. Durch ein seltsames Versehen wurden S. XLI als ein Beyspiel, dafs das dorisches *τὸ* den Hiatus zulasse, die Worte *τὸ δ' ἄλλες* V, 41 angeführt. Bey den Beyspielen des Hiatus, welche der Homerische Gebrauch rechtfertigt, wie *ἀνδρὶ λουῶς*, zu denen wir unten einiges hinzufügen werden, war hinzuzusetzen, dafs sie ursprünglich aus dem Gebrauch des Digamma zu erklären waren. Dafs aber dieses Digamma bey Theokrit zuweilen selbst vor *οι* seine Kraft verloren hat, worüber in einigen Stellen der Anmerkungen gesprochen ist, sollte gleich hier in der Lehre vom Hiatus angedeutet seyn. Unter den S. XLII aufgeführten Beyspielen des Hiatus eines kurzen Vocales, die durch die weibliche Cäsur gerechtfertigt werden, fehlt XXIV, 76 *χειρὶ κατατρήκοντι*, *ἀκρότερον αἰδέοισαι*, wo Graefe aus Nichtbeachtung dieses Rechtfertigungsgrundes die gemeine Endung des Futurums herstellen wollte. In den Anmerkungen aber ist in doppelter Hinsicht nicht genug auf die in der Vorrede gegebene Theorie des Hiatus Rücksicht genommen, indem theils öfter längere Auseinandersetzungen gegeben sind, wo eine bloße Verweisung auf die Vorrede genügt, und zugleich einen klarern Ueberblick hervorgebracht hätte, theils einige Male, wo mancher anstossen wird, jede Anmerkung und jedes Citat fehlt. Letzteres ist z. B. bey *οὐδὲ ἐν* XXIII, 3 der Fall, ersteres bey *ἀντιοτάτη ἐν μοίρῃ* XIV, 49, und noch einmal ganz auf dieselbe Weise bey *δόμῳ ἐν πλοῖν χονόος* XVII, 106, ferner bey *τὸς ἔλεγε βασιλεῖα· ὃ δ' ἀνταμείβετο τοῖος* XXIV, 71.

Noch hat Rec. in der Vorrede ungern einen Abschnitt vermisst, worin von dem Namen und dem Begriff, so wie von der Entstehung und den Schicksalen der bukolischen Poesie und des Idylls bey den Griechen, der Eintheilung der Gedichte des Theokrit nach ihrem Stoff und ihrer Einkleidung, dem Charakteristischen dieser Gedichte, kurz zu han-

deln war, und zum Schluß die vorzüglichsten Angaben, Erläuterungsschriften und Uebersetzungen genannt werden mußten.

Da es dem Herausg. nicht gefallen hat hierüber zu sprechen, so haben wir uns gleich zu den Anmerkungen zu wenden. Bey diesen betrachten wir 1) ob sie nichts Unnützes enthalten; 2) ob sie alles erläutern, was nach dem Zwecke der Ausgabe erklären war; 3) ob die Erklärungen und der Text sich gründende Text richtig sind. In Hinsicht auf den ersten Punkt finden wir ausser dem, was oben über einige die Metrik betreffende Anmerkungen gesagt worden ist, nur sehr wenig zu tadeln. Ganz unnütz ist, was XVIII, 12 über *χρῶμα* und *ἐχρῶμα* gesagt ist, welche Formen keinem Leser des Theokrit unbekannt seyn können. Eben so überflüssig ist zu Epigr. XIII die Bemerkung: *λαῖον et comparativum forma*. Sonst haben wir von Id. XVII an bis zu Ende, welchen Theil wir im Einzelnen geprüft haben, nichts gefunden, was nicht für einen oder den andern derjenigen Leser, welche der Plan der Bibliotheca Graeca voraussetzt, nützlich seyn könnte. Oefter aber haben wir grammatische Anmerkungen vermisst, wo der weniger Gelehrte und zum Theil selbst der Gelehrte sich darnach umsehen wird. Hierher gehört XVII, 85 die Construction *τῶν πόντων ἐμβασιλεύει*, XXI, 21 *ἤρεθον* sowohl wegen der Form (vgl. Pass. Lex., der diese Form zuerst bey Moschus vorkommen läßt), als auch wegen der von Homerischen Sprachgebrauch abweichenden Bedeutung; XXIII, 26. *οὐδὲ καὶ τὸς οὐλοῦσιν* wegen *εἰς* dem Futurum; XXIV, 73 *καὶ γὰρ ἐμὸν γλαυκῆρας* wegen des bestrittenen *καὶ* mit dem Accusativ statt des gewöhnlichen *ἐν* oder *καὶ* *καὶ*; XXV, 49 *ὅς καὶ τὸ πᾶν εἰποιμι* wegen des doppelten *καὶ*; 195 *ἀμὰ δὲ καὶ ἑκάστα λέγομι καὶ* wegen des Artikels vor *ἑκάστα* ohne Substantiv und wegen des Hiatus, zumal da dieses Beyspiel auch Vorr. S. XLI vergessen ist; 242 wegen *ἄμοτος*, welches Adjectiv Passow im Lex. für ungebrauchlich erklärt, indem er nur *ἄμοτος* anerkennet; 263 *νωσάμενος* wegen der Anfangers dunkeln Form; XXVI, 6 *τὸς τρεῖς τῷ Σμύλῃ, τὸς ἐντὶ τῷ Διονύσῳ*, wegen des Gebrauchs des Artikels; 27 *ἀπεχθόμεναι*, eine höchst auffallende Erscheinung, da ein Präsens *ἀπέχθω* nirgends vorkommt und Battmann sogar *ἀπέχθουμι* bestreitet; XXVII, 34 *ἔμνευε* — *ἀπενθήν* wegen des Gebrauchs des Infinitivs und Aorists statt des Futurums; XXIX, 30 *τὰ ποτήμενα συλλαβεῖν*, wo die Form *ποτήμενα* dem Rec. ganz fremd ist, der nur *ποτώμενα* und *πεποτημένα* kennt; 86 *Ἐν θυμῷ τε λέγεις, τί με, δαιμόνι, ἐνοχλεῖς*, wegen Verlängerung der ersten Sylbe in *ἐνοχλεῖς*. Endlich ist, während das Metrum sonst überall, wo es nicht aus Hexametern oder Distichen besteht, kurz erklärt worden ist, dieses Epigr. XVI unterlassen.

(Der Beschlufs folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1830.

GRIECHISCHE LITERATUR.

GOTHA UND ERFURT, b. Hennings: *Theocriti reliquiae*. Recognovit et illustravit Ernestus Fridericus Wuestemann etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nun müssen wir 3) die Unrichtigkeiten oder doch Ungenauigkeiten und unbefriedigenden Entwicklungen angeben, die wir in dem näher bezeichneten Theile des Buches gefunden haben. XVII, 28, in τῇ καὶ ἐπὶ δαίτηθεν τοῖς κεκορημένους ἤδη Νέκταρος hat der Herausg. die von Hermann zu Vig. S. 937 vertheidigte Lesart ἦν nicht angenommen, weil durch den Optativ *repetita rei actio* ausgedrückt werde. Aber eben deshalb kann ja der Optativ nicht stehen, weil hier nicht von einer in der Vergangenheit wiederholten (*repetita*), sondern von einer in der Zeit, wo Theokrit lebte, üblichen Sache die Rede ist. Denn da von damals lebenden und die Sitte bewahrenden Personen gehandelt wird und das folgende ἔδωκεν der *aoristus consuetudinis* ist, so kann Theokrit nicht sagen: *so oft er ging*, sondern: *so oft er geht*; jenes heisst aber bekanntlich griechisch ἐπὶ ἦν, dieses ἐπὶ ἦν oder episch ἐπὶ ἦν. Zu v. 76—90 S. 269 wird erzählt, Cypern sey seit der Schlacht bey Issus in der Gewalt der Könige von Aegypten geblieben. Hier steht offenbar durch ein Versehen oder einen Druckfehler Issus statt Ipsus. Vs. 79. Ἄλλ' οὕτως τόσα φύει, ὅσα χθαμαλὸς Αἰγύπτου, Νείλος ἀνακλῶν διεῖραν ὅτε βύλακα θύπτει, hält Rec. für nothwendig, die Lesart von 8 Handschriften χθαμαλή aufzunehmen; da ὁ Αἰγύπτου nur der Nil heisst, χθαμαλὸς als Commune nicht leicht anzunehmen ist, die Verlängerung der kurzen Sylbe in der Basis des 52 Fusses, wie der Herausg. selbst verkennt, nicht ohne Bedenken ist, der Hiatus von η aber vor einem Eigennamen (vgl. Vorr. S. XL) nicht auffallend ist. V. 96 Ὀλβω μὲν πάντας καταβεβρίθει βασιλῆας ist die aufgenommene Lesart falsch. Denn βέβρωθα hat stets intransitive Bedeutung; folglich könnte, gesetzt das die Dorer, was unerwiesen ist, daraus ein neues Präsens βεβρίθω gebildet hätten, dieses gleichfalls nur transitiv gebraucht werden. Es leidet also keinen Zweifel, das die von Valckenaer, Schneider im Lex. und andern gebilligte Lesart πάντας με καταβρίθωι die richtige ist; denn κατὰβρίθει, was 7 Handschriften haben, ist offenbar

ungrammatisch, und aus jenem, so wie γὰρ καταβρίθει, was 4 andere Handschriften enthalten, wieder aus letzterm verderbt. Bald darauf v. 103 ist wohl ξανθοκόμος, nicht ξανδοκόμος die richtige Lesart. Denn erstens steht jenes nicht nur in 2 Handschriften und einigen Ausgaben, sondern auch diejenigen Bücher, welche für das letztere zu stimmen scheinen, weisen dadurch, das sie alle den Accent auf der vorletzten Sylbe haben, auf die andre Lesart hin. Dann aber ist ξανθοκόμος auch von Pindar gebraucht. Vs. 122. Μοῦνος ὁδε προτέρων τοκίων ἔτι θερμὰ κοινῇ στειβόμενος καθ' ἑπερθε ποδῶν ἐκμάσσεται ἔγχνη führt der Herausg. an, Kießling lese στειβόμενα, weil στειβέσθαι gewöhnlich passivisch stehe. Es war aber hinzuzusetzen, dieses Urtheil Kießling's sey falsch, denn die Lexika lehren, das στειβέσθαι oft genug auch als Medium vorkommt. Warum XVIII, 7 Αἶδον ὃ ἄρα πᾶσαι ἐς ἓν μέλος ἐγκροτοῖσαι Ποσοὶ περιπέτοις die von Kießling angenommene Construction αἶδον μέλος πᾶσαι ἐς ἓν sehr hart seyn soll, gesteht Rec. durchaus nicht einzusehen; selbst in Prosa hätte diese Wortstellung gar nichts Ungewöhnliches. Vs. 21. Ἥ μέγα τοι καὶ τέκοιτ', εἰ μᾶτερι τίκτεν ὁμοῖον, hat der Herausg. sich seine Sache wenigstens zu leicht gemacht, da er, wenn er die Vulgate beybehalten wollte, nicht bloß den Sinn des Indicativs τίκτεν erklären mußte, was er gethan hat, sondern auch passende Beyspiele oder Citate über die Verbindung der verschiedenen Modi im Vorder- und Nachsatze beizubringen hatte. Nun weiß Rec. zwar, das sich dergleichen Beyspiele finden; aber der Sinn scheint doch dieser Construction hier nicht sehr günstig. Denn εἰ τοῦτο ἦν, εἴη ἂν ἐκείνο, welche Wendung Matthiae Gr. S. 524 Anm. 2 sehr schlecht erklärt, sagt man dann, wenn das im Vordersatz Gesetzte als nicht seyend, das im Nachsatz Gefolgte aber nicht als, im Falle der Wirklichkeit des Gesetzten, nothwendig, sondern nur wahrscheinlich bezeichnet werden soll. Wenn dieses wäre (was jedoch nicht ist), so dürfte wohl jenes seyn. Nun aber kann der Chor der Jungfrauen, welcher der Helena bey dem Dichter ein Brautlied singt, nicht füglich sagen: wenn sie etwas der Mutter Aehnliches gebär, so dürfte sie wohl etwas Großes gebären; denn das leidet wohl keinen Zweifel, das, was der Helena ähnlich, als etwas Ausgezeichnetes zu betrachten ist. Hätte also der Dichter εἰ τίκτεν gesagt, so würde man im Nachsatze hier ἐκείνῳ καὶ erwarten. Es ist aber nicht nöthig, das der Helena die Möglichkeit,

ein ihr an Schönheit ähnliches (wenn auch nicht gleiches) Kind zu gebären; abgesprochen wurde. XX, 23 ff.:

Χαίται δ', οὐ σέλινα, περὶ κροτάφοισι κέχυντο.

Καὶ λευκὸν τὸ μέτωπον ἐπ' ὀφρύσι λάρκῃ μελαίναις.

Ὀμμάτῃ μοι γλαυκῆς χυροπώτερα πολλὸν Ἀθάνας.

Τὸ στόμα καὶ παχὺς γλυκερώτερον ἔκ στομάτων δέ

Ἑρφέ μοι φωνὰ γλυκερώτερα ἢ μελικήρω.

kann sich Rec. von der Richtigkeit der Lesart in v. 26. 26 nicht überzeugen. Denn was v. 25 betrifft, so ergibt sich zunächst aus Vergleichung der Handschriften, daß ursprünglich nach ὀμμάτῃ μοι eine Lücke in den Büchern war. Diese füllten Einige so aus, daß sie γλαυκῆς, Andere so, daß sie δ' ἄρ' ἔην einfügten. Die erstere Ergänzung gefällt uns nicht, theils weil dann dieses Glied kein ausdrücklich beigefügtes Verbum hat, was in den vorhergehenden und folgenden Gliedern der Fall ist; und theils weil Athene γλαυκῇ nicht wegen der Schönheit ihrer Augen, sondern wegen der Furchtbarkeit ihres Blickes genannt zu werden pflegt. Noch weniger aber können wir uns im folgenden Verse bey γλυκερώτερα beruhigen. Denn wiewohl Wiederholungen desselben Wortes nicht so sehr selten sind, so muß doch hier diese Wiederholung deshalb mißfallen, weil sie ganz in derselben Versstelle und in einem langen und nicht sehr gebräuchlichen Worte Statt findet, also nicht leicht übersehen werden kann. Ausserdem aber kann von geronnener Milch und daraus verfertigtem Käse wohl schwerlich passend dasselbe Beywort süß gebraucht werden, das gleich von dem Wachskuchen vorkommt. Vs. 33 hat der Herausg. wieder die Vulgate, καὶ ποτ' ἀκούει, Ὡς καλὸς Διώνυσος ἐπ' ἄγκει πόρτιν ἔλαινεν, beybehalten, während Kiefsling ἐν ἄγκει πόρτιν ἔλαινεν schrieb. Zu seiner Rechtfertigung bemerkt der Herausg.; „In oratione obliqua post (kann man wohl sequi post sagen?) praeteritum (ἀκούει autem vim praeteriti habet) interdum praesens indicativi sequitur de re praeterita.“ Rec. wünschte diesen ohne allen Beweis hingestellten Satz gern bewiesen zu sehen, zweifelt aber sehr, daß dieses möglich seyn dürfte. Das Präsens des Indicativs kann auch in der oratio obliqua bloß eine eben geschehende, oder zu allen Zeiten übliche, oder wenigstens von der Vergangenheit bis auf die Gegenwart fortdauernde Handlung bezeichnen, keinesweges aber etwas, was einst war, jetzt aber nicht mehr ist, ausdrücken. Demnach ist, ἔλαινεν die allein richtige Lesart. Ueber ἐπ' und ἐν aber hat der Herausg. gar nichts gesagt. Nun könnte aber ἐπ' ἄγκει nichts weiter heißen, als auf Thälern, oder bey (dicht an, dicht hinter) Thälern, welches ein abgeschmackter Sinn ist; folglich ist ἐν ἄγκ. die wahre Lesart. Gleich darauf in

Οὐκ ἔγνω δ', ὅτι Κέρκίς ἐπ' ἀνέρι μῆνατο βῶτα

Καὶ Φρυγίης (Φρυγίους s. oben) ἐνόμευσεν ἐν ὄρεσιν αὐτὸν Ἀδωνα

ἔν-δρυμοῖσι φίλασε, καὶ ἐν δρυμοῖσιν ἔλαινεν,

ist das Asyndeton in αὐτὸν Ἀδ. für Rec. unerträglich, der überzeugt ist, Theokrit habe ὄρεσι κατὸν Ἀδ.

geschrieben. Ueber μῆνατο vergleiche man, was im Index S. 424 nachgetragen ist. Vs. 39 zu καὶ εἰς ἐνα καὶ εὐνὴ verbreitet sich der Herausg. zwar zweckmässig über εἰς ἐνα, über dessen Sprachrichtigkeit an sich jetzt kein Zweifel mehr seyn kann; aber er läßt den Dativ παιδί unerklärt, der erst die wahre Schwierigkeit ausmacht, da ja weder καθεύδων τινὶ gesagt werden kann, noch εἰς ἐνα, μίαν, ἔνε mit einem Dativ verbunden werden. Deshalb ist Rec. von der Richtigkeit der Lesart keinesweges überzeugt. Eben so war auch die Accentuation καθεύδε, wo nicht anzunehmen, wenigstens anzumerken. Id. XXI, 22 wird, um die Verbindung von ψεύδαται ἔσοι ἔρασσον zu rechtfertigen, ἔρασσον fälschlich für den Aorist erklärt, da es doch nur Imperfect seyn kann. Vs. 50 zu εἰς, ἐπομνησκων τῷ τρώματι, ἄρ' ἐμὲ νύξεις, heisst es, Fr. Jacobs übersetzte τῷ τρώματι durch vulnus, quod infligere poterat, „quem articuli usum exempla nonnulla firmant apud Matthisque.“ Was sind das für Beispiele? wo stehen sie bey Matthis? XXII, 116. Εἰς θῆδ', σὺ γὰρ ὀλοῦ· ἐγὼ δ' ἐτέρων ἐπορήτης ist für ὀλοῦ, wie alle Handschriften haben, ὀλοῦς mit Meineke geschrieben, und dazu bemerkt: „Retinui hoc, quamquam solus hiatus in ὀλοῦ ἐγὼ non in causa est, ut locum mutatum velis.“ Nun wenn der Hiatus kein Grund ist, (weshalb übrigens, statt auf Jacobs, den viele Leser nicht zur Hand haben werden, zunächst auf Vorr. S. XCII zu verweisen war,) was giebt es denn sonst für einen Grund, dem Theokrit die sonst nicht von ihm gebrauchte und eben nicht zu rühmende Form ὀλοῦ aufzubürden? Hat doch der Herausg. selbst in der Vorr. bey Anführung unsers Verses dieses ὀλοῦ nicht zu erwähnen nöthig gefunden. XXIII, 30h.

Λευκὸν τὸ κρῖνον ἔστι, μαρμαίρεται, ἀνίκῃ πάντα

Ἀδὲ γὰρ λευκὰ, καὶ τάνεται, ἀνίκῃ παχῶν.

hat der Herausg. in dem erstern Verse πάντα beybehalten. Da aber nicht von einem einzelnen bestimmten Momente der Gegenwart, sondern von einem Ereignisse, das jedesmal bey einem andern eintreten pflegt, die Rede ist, so muß, wie im folgenden Verse παχῶν folgt, so in unserm nothwendig mit Schiefer πῆλη geschrieben werden. Keine Entschuldigung für die Vulgate ist, daß, wie der Herausg. bemerkt, Fr. Jacobs einen Fehler in ἔστι sucht; denn mag dieses echt oder unecht seyn, so bleibt πῆται, auf welches es keinen Einfluss hat, gleich falsch. Bedenken hat auch Rec., ob die Rechtfertigung von παχῶν, „πῆλη γίνεται, i. e. conglobatur, s. cohaerescit, paulo antequam frigus solvitur“ genügt. Denn γίνεσθαι, wo es mit Hinsicht auf Kälte, Winter, Schnee gesagt ist, bedeutet sonst immer gefrieren. Zu v. 35. Ἀλλὰ τὸ παῖ, καὶ τὸ τοῦτο πανόστατον ἴδω τι πέσον, wird bemerkt. Beispiele von ἄν bey dem Imperativ geben Meineke, Fr. Jacobs u. A. Aber erstens sind diese wenigen Beispiele von Andern (z. B. Rösig, Thiersch) nicht ohne Wahrscheinlichkeit bestritten und diese Construction geläugnet worden. In unserer Stelle aber lehrt schon die Stellung von ἄν zwischen den eng zusammengehörenden Worten καὶ τοῦτο, daß es unmöglich zu πέσον gehören könne.

End-

Einmalig wurde dieses καὶ τοῦτο, „auch dieses, sogar dieses“, nicht ordentlich hierher passen, sondern es wird wenigstens dieses erfordert. Deshalb muß καὶ für καὶ zu genommen weſſen, so daß καὶ τοῦτο wenn auch nur dieses bedeutet, und aus dem folgenden ὅσον eigentlich noch ὅσους zu ergänzen ist. Weitläufiger über diese Construction handelt Poppo zu Lucian's 5tem Göttergespr. Vs. 49 fg. τοῖς αὐτοῖς δ' ἐν τοῖς ἄλλοις μέσων οὐδὲν φοβερὸν λίσθον, ἦπτεν ἀν' αὐτῶν τὰν λεπτὰν σχοινίδια, wird ἀν' αὐτῶν, wofür Handschriften ἀν' αὐτοῦ (αὐτῶ) haben, für richtig erklärt, weil οὐδὲ „non solum limen esse videtur, quod pedibus calcamus, sed postea quoque limini impositi.“ Dafür vermessen wir aber den Beweis; denn ein videtur sagt nicht viel. Schon vorher v. 42. Οὐ δύναμις ἔστιν, εἴη διαλλάξαι με φιλικῶς, wo die letzten Worte si reconciliata me oscularis erklärt werden; und bloß hinzugesetzt wird, gebräuchlicher sey in diesem Sinne διαλλάξαι, erwarten wir noch den Beweis, daß διαλλάξαι überhaupt je so vorkomme, was uns bey Vergleichung der vielen Stellen, in denen nicht nur διαλλάξαι, sondern auch die verwandten Verba καταλλάξαι und συνάλλαξαι gebraucht werden, sehr unwahrscheinlich scheint. Zu XXIV, 7—9 S. 332 heist es: „Naenia m dicunt Latini, νένιον s. καταβαυκάλισιν Graeci.“ Was ist das für ein Wort νένιον? Bey Schneider und Passow hat es Rec. vergebens gesucht. Von der Deponensform εἶδοντο wird zu v. 53 behauptet, sie werde von Schriftstellern jedes Zeitalters hier und da gebraucht; es muß aber, wenn von dem einfachen Verbum die Rede ist, von Dichtern statt von Schriftstellern heißen. Vs. 56 hat der Herausg. δεικνύσκειν nicht mit Schaefer und Kiefſling in δεικνύσκειν verwandelt. Er sagt: „alius generis est ἐνδιδάσκον.“ Aber warum ist dieses verschieden? beides sind ja Verba auf αὐο, und von diesen endigen sich die imperfecta iterativa auf αουσκον oder ασκον, nicht auf αἰσκον, wie aus Homer bekannt genug ist. In der Stelle v. 123 ff.:

Λούεσσι δὲ προσβαλεῖν, ὅπ' ἀνιδίᾳ νῦτον ἔχοντα,
 Ἀνδρὸς ὁρῆσασθαι, ἔφικεν τ' ἀνέλεσθαι ἀμνημόν,
 Καμῆσαι τε φύλαγγα, λόχον τ' ἀναμετρήσασθαι
 Ἀσμελίαν ἐπύοντα, καὶ ἱππῆσσι κελύσαι
 Κίσσας ἐκπαλίδας ἔδιν,.

wird behauptet, die Worte λόχον—ἐπύοντα könnten nicht mit Kiefſling übersetzt werden: atque in impetu faciendo praevidere insidias, quae parari possunt ab hostibus. Dagegen sey ἐπύον, „quod quomodo insidias aut jam paratas aut parandas significare possit, haud assequor.“ Aber es ergibt sich ja aus der Uebersetzung von Kiefſling zur Genüge, daß er nicht ἐπύοντα mit λόχον verbindet, sondern für den Subjectsaccusativ hält. Sollte XV, 8 die Lesart: Οὐ πάσαι βλοκονταὶ ἰν βόσιν, οὐδ' ἐν γῶρον, beybehalten werden, so mußte über οὐδ'—οὐ, welches die Engländer ganz verwerfen, wenigstens eine Anmerkung beygefügt werden. Eben so mußte v. 155 Λαοφόρον δ' ἐπὶ βῆσαν δῖι πρῶτιστα κελύδον, wenn das locale δῖι beybehalten werden

sollte, wenigstens mit Schaefer bemerkt werden, daß das 4 Verse darauf folgende τῇ sich darauf beziehe. Aber auch so kann sich Rec. mit diesem δῖι noch nicht befriedigen, und der Herausg. widerspricht seiner Lesart in der Anmerkung zu v. 155 selbst; da er simulac sagt. Ganz unbeachtet hat der Herausg. die wunderbare Geographie gelassen, die in diesem Gedichte herrscht. Denn nach v. 166 kömmt ein Achäer aus Helike von Argos zu dem Sohne des Augias in das Gebiet der Epeer, bekanntlich einen Theil von Elis, wohin leicht ein Argiver über Helike hätte gelangen können; und nach v. 201 richtete der Nemeische Löwe, obgleich von ihm eben gesagt ist, daß er den Argivern zum Verderben gesandt war und der Sohn des Augias nur durch Hörensagen von ihm weiß, unter allen Piseern viel Verderben an: Πάντας γὰρ Πισῆας ἐκκλήζων, ποταμὸς ὡς, τίς ἄποτον κελύει. Was sind das für Πισῆες? die Elisischen doch auf keinen Fall? XXVI, 24. Αἱ δ' ἄλλαι τὰ περισσὰ κρεῖνα νομίζοντο γυναικὲς wird νομίζοντο ohne Weiteres übersetzt: suam quaeque partem sibi vindicabat. Wo giebt es aber ein Verbum νομίζομαι statt νομάομαι oder νέμομαι? und nach welcher Analogie ist es gebildet? Wäre ein solches Verbum vorhanden, so müßte es wenigstens so viel als νομίζειν seyn. Allein es muß mit Recht als höchst zweifelhaft gelten, und Lobbeck's (zu Phryn, S. 590) Muthmaßung, daß κρεανόμεντο zu schreiben sey, verdiente daher wenigstens Erwähnung oder vielmehr Aufnahme in den Text. Id. XXVIII, welches in größern Asklepiadischen Versen geschrieben ist (wie der Vf. diese Art katalektischer Choriamben mit Basis S. 383 bestimmt hätte nehmen können), wird zu v. 18, Νάσαι Τριναχτοῖς μυελόν, ἀνδρῶν δεικνύον πόλιν, seltsam behauptet, die erste Sylbe in μυελόν sey hier gegen den Homärischen Gebrauch verkürzt. XXXIX, 2 liest der Herausg. Κάμμις χρη μέδοντος ἀλατῆς ἱμνεῖται. Aber κάμμις kann nur der Nominativ seyn; in Accusativ ist κάμμι mit Brunck zu schreiben. Id. XXX, 32 wird in dem Verse καὶ μὲν σφαλε κρατῆρες αἰετὶ Form σφαλε auch deswegen bestritten, weil in σίνομαι die erste Sylbe lang sey, und man also einen Spondeon statt eines Jamben hier haben würde. Aber in der Einleitung zu diesem Gedichte hat der Herausg. unsern Vers mit als Beweis angeführt, daß wir hier nicht überall das einfache Maas der Anakreontischen Verse — — — — — finden, und er ist nicht im geringsten von dem 43sten Κῆς ὕλαν οὐκ ἔβαρε verschieden. Id. XXXI, 1 war ἐπαρροσίνην, wenn es aufgenommen werden sollte, was noch Bedenken hat, wenigstens als ein nirgends vorkommendes Wort zu bezeichnen. Epigr. IV, 1. Τήναν τὰν λαύραν, τόθι καὶ θρύες, ἀπάλαι, κάμμις, hat der Herausg. die alte Lesart τῶς für τόθι ohne Weiteres verworfen, was er nicht so leicht hätte thun sollen, da er ὡς in der Bedeutung ubi zu Id. I, 13 selbst anerkennt, und dadurch τῶς genügend gerechtfertigt und τόθι eine bloße Correction scheint. Noch weniger kann Rec

Rec. v. 14 die Lesart des Cod. Pal. *Ποτὶς Εἶχον ἀποστρέψαι τοὺς Δάφνιδος με πόθους* billigen; denn, wenn der Vf. übersetzt: *precare, ut mihi liceat deponere Daphnidis amores*, so ist er den Beweis dafür, daß *ἀποστρέψαι* wegwenden, abwenden, auch ablegen heißen könne, schuldig geblieben. Epigr. V, 2, *κῆρὸν παρτίδ' ἀειράμενος Ἀρξέτωμαλ τι κρέκειν*, schreibt der Herausg.: „*Iungo ἀειράμενος ἀρξέτωμαλ, incipiens praeibo.*“ Aber weder heißt *ἀειράμενος* *incipiens*, noch würde die Zusammenstellung zweyer fast dasselbe bedeutenden Verba gefallen. Warum wollen wir denn nicht verbinden *παρτίδ' ἀειράμενος, meine Pektis aufnehmend, erhebend?* Epigr. XIII, 4 in *λῳίον εἰς ἔτος ἦν* wird *εἰς ἔτος* erst mit Jacobs' Worten *in annum*, dann *per totum annum* übersetzt, was doch keineswegs dasselbe ist. Epigr. XVII würde Rec. die Verse 2, 6, 8, 10, 12 nicht für *ionicos a maiore dimetros brachycatalectos* erklärt haben, womit sich die erste kurze Sylbe in *τελεῖν ἐπίχυρα* weniger vereinigen läßt, sondern für *dactylicos dimetros catalecticatos in bisyllabum cum anacrusi* oder, was dasselbe sagt, *Adonische Verse mit Anakrusis*. Epigr. XIX werden die Verse: *Διτλάθ' ἤπει νύκτα καὶ ποτὶ ἄω* und *ἤπει τε ποιεῖν πρὸς ὥραν τ' αἰδεύειν*, *iambici trimetri scazontes catalectici* genannt, wo der Zusatz *scazontes* offenbar überflüssig ist. Zu v. 2, *οὐ τὸ μῦθον κλέος* ist hinzugesetzt: *cuius ingens gloria est*, da doch an die Worte sich gleich *διτλάθ'* als Prädicat anschließt, also *est* auf jeden Fall falsch ist. Epigr. XX, 2 ist nicht bemerkt, daß für *λεοντομάχων* die Vulgate *λεοντομάχων* ist, welche zu verändern Rec. keinen Grund sieht.

Die Latinität des Herausg. ist im Ganzen loblich; von einer Anzahl Fehler des Notenlateins jedoch nicht frey. Dahin gehören die berüchtigten Ausdrücke *spurius* und *circumscriptio, occurrere* (S. 397), *decimus quartus* und ähnliche Zahlenzusammenstellungen, *quippe qui* mit dem Indicativ sehr oft, z. B. S. 350, 374, 397. Einige andere Versehen sind S. 289 *incenderet* statt *incendat*, da lauter *Praesentia* vorausgehen; S. 265 zu v. 42. *totius domus curam filio mandavit, quoties torum presserit cum coniuge*; S. 297. Col. 2: *Κῳας* → *vix locum habet; arbitramur enim* (statt *igitur*) *κῳα substituendum esse*; S. 293: *amator, postquam — tulisset, — refert*; S. 378 zu v. 43: *ut qui puellae non nisi hoc dicat, ipso* (statt *se*) *ganeris loco non tantum, a se invicem distare*; S. XLI Z. 3: *minoris ponderis dicto ut copulae vel simili conjunctioni* (dicto statt *vocabulo*). Loben können wir auch nicht *sunt qui probant* S. 291, wenn dieses nicht ein bloßer Druckfehler ist.

Der Druck ist im Ganzen recht correct. Wir haben nur folgende Druckfehler bemerkt: S. 276 Z. 9: *Σταχυόρον* (vielleicht auch ein Fehler des

Codex, woraus die Worte genommen sind) statt *Σταχ.*; S. 367: *res sacrae, quae in conspectum venire profanis non licebat*; S. 329. Col. 2 Z. 7 v. u.: *crepidinem, in quo*; S. 336 in den Varianten zu v. 64: *Schaeferus τόκα* statt *δκα*; S. 403 in den Varianten zu Epigr. IV, 6: *Alii οἶκος* statt *οακός*; S. 409 in der Anmerkung zu *λῳίον* ist das Citat *Id. XIX, 11* falsch.

MATHEMATIK.

Zernst, b. Kummer: *Die Arithmetik, Algebra und allgemeine Größenlehre, die ebene Geometrie und ebene Trigonometrie, nebst der Stereometrie und sphärischen Trigonometrie*. Für Gymnasien und ähnliche Lehranstalten bearbeitet von Dr. J. Goetz. 1830. 680 S. 8. Mit 7 Figurentafeln. (2 Rthlr.)

Der Vf. gesteht, hier seinen ersten ausführlichen schriftstellerischen Versuch dem Publicum darzubringen, bey dem er eine Freude empfunden, die bis jetzt noch durch keine Anfeindung hat verleidet werden können. Dieses, und noch mehr die Absicht des Vfs, mit der Herausgabe seines Werkes den Schullehrern ein ziemlich vollständiges, leicht anzuschaffendes Repertorium über die meisten mathematischen Elementargegenstände in die Hände geben zu wollen, bewegt uns zu einem möglichst nachsichtsvollen Urtheile. Besonders zu wünschen wäre es indessen, daß der Vf. die geometrischen und arithmetischen Disciplinen streng von einander geschieden und durch ein vollständiges Inhaltsverzeichnis das Aufschlagen einzelner Gegenstände erleichtert hätte. Dem Vf. Eigenthümliches enthält das Werk freylich wenig oder nichts, man müßte sonst die Uebertragung einiger Gegenstände aus der Analysis in die Arithmetik und ein Paar indirecte Beweise hierher rechnen wollen; indessen verdienen die geometrisch-algebraischen Aufgaben und die Construction algebraischer Formeln doch einige Aufmerksamkeit, weil man diese Gegenstände nicht in einem jeden Lehrbuche der Mathematik vorrätig findet. Eine rein-analytische Bearbeitung der Geometrie, nach der Art neuerer Schriftsteller (worin auch von der höhern Geometrie, mindestens von den Kegelschnitten, ein Weniges vorgetragen werden konnte), verbunden mit einem zweckmäßigen Auszuge aus Euler's Algebra und seiner Einleitung in die Analysis des Unendlichen, wäre freylich dem Bedürfnisse gut eingerichteter Gymnasien angemessener gewesen. Dessen ungeachtet kann das Buch seinen Nutzen stiften, und ist besonders allen denen als Compendium zu empfehlen, welche entweder mit der höhern Methode unbekannt, oder nicht im Besitze umfassender mathematischer Schriften sind.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

December 1830.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Aeschyli Promethæus vinc-tus*. Ex recensione Guil. Dindorfii. In usum scholarum. 1830. 14 S. gr. 8. (6 gGr.)

Der vorliegende Abdruck ist eine Probe der vor Kurzem angekündigten Ausgabe sämtlicher griechischen Dramatiker und verdient in so fern nähere Betrachtung, da wir daraus ersehen, was wir von dieser neuen Bemühung des Herausgebers zu erwarten haben. Wir erhalten hier einen neu revidirten Text, der an vielen Stellen von der Dindorf'schen Recension nach Porson abweicht; die Porson'sche Verszahl aber ist beybehalten und auch in der Bezeichnung der Strophen ist die unerspriessliche Weise, bloß die Entsprechung mit Zahlen unter dem Texte anzugeben, nicht verlassen. Was die Schreibart im Allgemeinen betrifft, so bleibt der Herausg. dem $\xi\acute{o}\nu$ für $\sigma\acute{o}\nu$, wo der Vers es erlaubt, und der Endform ϵ in der zweyten Person des Passivs getreu, das Letzte, wie uns scheint, mit besserem Recht, als das Erste. Ueber die Recension der einzelnen Stellen bemerken wir Folgendes.

Vs. 2 ist die gewöhnliche durch die Handschrift und durch Anführungen bey Synesius und dem Schol. des Aristoph. gestützte Lesart $\acute{\alpha}\beta\alpha\tau\acute{o}\nu$ beybehalten. Ungeachtet aller dieser Auctoritäten scheint es uns ganz unzulässig, an der Richtigkeit der statt dessen bey Phavorinus, Eustathius und dem Schol. Ven. II. XIV angeführten Lesart $\acute{\alpha}\beta\alpha\tau\acute{o}\nu$ zu zweifeln; denn daß Eustathius und Phavorinus dies aus einer Handschrift haben, ist doch keinem Zweifel unterworfen, daß sie aber eine lexikalische Glosse über ein so ganz ungewöhnliches Wort auf eine Corruption gegründet haben sollten, ohne alle Wahrscheinlichkeit. Daß nun $\acute{\alpha}\beta\alpha\tau\acute{o}\nu$ menschenleer heißen kann, ist so gewiß, als $\acute{\alpha}\gamma\epsilon\lambda\tau\acute{o}\nu$ ohne Nachbarn heißt in der Parallelstelle zur vorliegenden, v. 270; ward es aber sonst nie in dem Sinne gebraucht, so ist es theils eine dem Aeschylus ganz gemäße Kühnheit, ihm denselben zu geben, theils aber erklärt es sich dann auch von selbst, wie sich dafür das gebräuchlichere $\acute{\alpha}\beta\alpha\tau\acute{o}\nu$ einschob. Denn was Wellauer (*Aesch. trag. II. p. 420*) gegen Reisig's Empfehlung des $\acute{\alpha}\beta\alpha\tau\acute{o}\nu$ einwendet, menschenleer und unbetreten sey nicht einerley und nur bey ganz gleichbedeutenden Worten habe die Kritik bey Aeschylus das ungewöhnlichere vorzuziehen, beruht höchstens auf

einem Mißverständniß; denn da jener Herausg. selbst doch wohl nicht eine Gesellschaft von Bären und Wölfen für Prometheus passend finden wird, können die Tritte und Schritte natürlich nur die von Menschen seyn, und es ist demnach sowohl $\acute{\alpha}\beta\alpha\tau\acute{o}\nu$ als $\acute{\alpha}\beta\alpha\tau\acute{o}\nu$ $\epsilon\pi\eta\mu\acute{\alpha}$ so viel wie $\chi\theta\acute{o}\nu$ $\beta\alpha\tau\acute{o}\nu$ $\acute{\alpha}\sigma\tau\epsilon\pi\tau\acute{o}\nu$ $\sigma\acute{o}\delta'$ $\sigma\acute{\iota}\kappa\alpha\upsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\eta$, *Soph. Phil. 2.* Vs. 66 ist mit Schütz gegen die Handschrift $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\sigma\sigma\acute{\epsilon}\nu\omega$ geschrieben für $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\sigma\sigma\acute{\epsilon}\nu\omega$, wahrscheinlich, weil im folgenden Vers $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\sigma\sigma\acute{\epsilon}\nu\epsilon\upsilon\varsigma$ unzweifelhaft ist. Vs. 99 ist nach $\sigma\tau\epsilon\acute{\nu}\chi\omega$ ein Komma gesetzt, wodurch der Zusammenhang bedeutend gewinnt. Eine wesentliche Verbesserung ist ferner die Abtheilung der Verse in der ersten Strophe, wo zu einer Reihe immer eine jambische Dipodie und ein Choriambus verbunden sind und nach drey Reihen dieser Art ein daktylischer Logaoedicus folgt, dann die erste Reihe einmal wiederholt mit einem längern Logaoedicus, dann wieder die erste zweymal und darauf eine jambische Dipodie mit dem Choriamb, worauf denn ein Logaoed. mit der Anakrusis den Schluß macht. Willkürlich hat der Herausg. gewöhnlich zwey von diesen Reihen zu Einem Vers zusammengenommen, da man vielmehr mehrere Systeme annehmen muß, deren jedes mit einem Logaoed. schließt; doch ist die Abtheilung für den Druck bequem und nicht zu tadeln, wenn man die Verse nur nicht sondert. Vs. 140 ist die gewöhnliche Lesart $\epsilon\lambda\delta\epsilon\sigma\theta\acute{\epsilon}$ $\acute{\alpha}\lambda\omega$ beybehalten, obgleich alle Handschriften $\epsilon\lambda\delta\epsilon\sigma\theta\acute{\epsilon}$ μ' $\acute{\alpha}\lambda\omega$ haben und die Verkürzung des α von Wellauer nachgewiesen war. Freylich ist nicht $\epsilon\lambda\delta\epsilon\sigma\theta\acute{\epsilon}$ $\epsilon\mu'$ $\acute{\alpha}\lambda\omega$ zu schreiben mit demselben, denn für das starke Pronomen ist hier kein Platz, sondern wir haben uns genau an die Handschrift zu halten, nur anders abzuthemen, wie es auch der Sinn anempfiehlt: $\acute{\alpha}\lambda\omega\chi\theta\eta\tau\acute{\epsilon}$ $\epsilon\lambda\delta\epsilon\sigma\theta\acute{\epsilon}$ μ' $\acute{\alpha}\lambda\omega$ $\epsilon\lambda\epsilon\mu\omega$ | $\Pi\acute{\rho}\sigma\pi\alpha\sigma\sigma\alpha\tau\acute{o}\nu$ | $\tau\eta\varsigma$ $\delta\epsilon$ u. s. w. Vs. 165 und 184 ist willkürlich, wie in der frühern Recension, das Versende nach $\tau\alpha\iota$ und $\kappa\epsilon\lambda\alpha\upsilon$ gesetzt, da die Daktylen ohne Aufenthalt forteilen müssen, bis sie logaödisch auslaufen. Wichtiger ist, daß mit Verwerfung von Elmsley's Berichtigung v. 347 — 373 nicht dem Prometheus, sondern wieder dem Okeanos zugetheilt sind. Spräche sie aber dieser, so müßte Atlas nothwendig dessen Bruder seyn, denn unmöglich kann $\alpha\iota$ $\kappa\alpha\sigma\iota\gamma\eta\eta\tau\acute{o}\nu$ $\tau\epsilon\chi\alpha\iota$ auf einen Andern gehen, als den Bruder des Redenden, auf den des Prometheus, der gar nicht vorher ausdrücklich erwähnt wäre. Wie man dazu gekommen ist, die Rede dem Okeanos zu geben, ist sehr

begreiflich: man fand es unpassend, daß Prometheus von der schmachlichen Bestrafung der *ὑψηλὰ καμπάσματα* am Typhon redet und sich selbst doch nicht von ähnlichen zurückhält, aber das ist der Zeichnung des Prometheus, wie der Dichter sie beabsichtigt, keineswegs zuwider: Prometheus weiß recht gut sowohl Zeus' Gewalt, als seine Gnade, die er nachher der Io verkündigt (aber auch unwillig), aber er trotzt beiden und verhöhnt beide. Die ganze Rede von *οὐδ' ἔτι* an ist nun nichts, als eine Ausführung des eben vorher von Prom. ausgesprochenen Satzes: *ἐγὼ γὰρ οὐκ, εἰ δικτυῶ, τοῦδ' οὐνεκα θέλωμι* ἂν ὡς πλείστοισι *πημονὰς* τυχεῖν, nun, sagt er, bringe ihm das Loos des Atlas und Typhon schon Leid genug, daher möge Okeanos sich fernhalten von den Verhandlungen, wie er das schon aus eigener Weisheit sich sagen könne, v. 373 ff. Zu dem paßt die Weissagung vom Auswurf des Aetna wohl in Prometheus, nicht in Okeanos Mund; von diesem gesprochen, wäre die ganze Erwähnung des Atlas und Typhon thöricht, denn er kann sich doch nie einbilden, daß Zeus auch diese ihm zu Liebe freygeben werde, und endlich wird durch jene Vertheilung noch die ganze Zusammensetzung der Rede zerstört, die offenbar nicht ohne Kunst ist, denn v. 340 — 346 bilden den Eingang, v. 373 — 376 den Schluss, die Auseinandersetzung steht vollständig in der Mitte, wie eine solche wohlvertheilte Anordnung bey Aeschylus in längern Reden gewöhnlich ist. Im Einzelnen ist mit Recht v. 350 *ἄμοιν* gegen *Well.* festgehalten, der Anapäst *πᾶσιν* *ὅς ἀντίστη* *θεοῖς* v. 354 sehr glücklich weggeschafft durch die Aenderung *ἀνέστη*, und v. 369 *λευροῶς γῆρας* nach der Hdschr. anerkannt. Gewiss mit Recht ist auch v. 403 *ἀμέγαρτα γὰρ τάδε Ζεὺς ἰδίῳ νόμῳ κρατέων*, wie es die Hdschr. geben, ohne Komma nach *τάδε* und *δ'* nach *Ζεὺς*. Der Acc. *ἀμέγαρτα* *τάδε* hängt ab von *κρατέει*, er stellt durch seine Macht fest. In der Epode dieses Chorgesangs finden wir mehrere Aenderungen dem Metrum zu Gefallen, doch nur aus Mißverständniß desselben. Ob v. 427 *θεὸν* oder *θεῶν* zu lesen ist, bleibt, weil die Hdschr. variiren, zweifelhaft; der Vers aber ist nach *θεὸν* zu schliessen, und *Ἀτλανθ'* *ὅς*, wofür der Herausg. *Ἀτλαν* *ὅς* liest, ist Basis mit Anakrusis, wie v. 426 *μόνον δὴ* und v. 434 *κελαινὸς δ'*, wo hier das *δ'* gegen alle Hdschr. ohne Noth hinter *Ἄιδος* gestellt ist. Eben so ist ganz grundlos gegen die Hdschr. *ὑπείροχον* in *ὑπείροχον* verwandelt, da vielmehr der logaödische Vers, der jenes giebt, hier mehr am Ort ist, als der jambische. Für das wunderliche *νότοις ὑποστενάζει* der Hdschr. liest der Herausg. *ὑποστεγάζει*, das sich empfiehlt durch den Ausdruck *ἄθλον οὐρανόστεγῃ* vom Atlas Aesch. fr. 298, wiewohl die Bedeutung des Worts etwas umgedreht ist. Das Metrum der Epode nun stellt sich, ohne daß man Emendationen braucht, folgendermaßen her:

*μόνον δὴ προσθὲν ἄλλον ἐν πόνοισι
δαμνέτ' ἀκαμαντοδείους Τινύνα λῆμναις
εἰσιδόμεν θεῶν*

*Ἀτλανθ' ὅς αὖν ὑπείροχον σθένος κραταεὶν
οὐράνιον τε πόλον νότοις ὑποστεγάζει
βοῶν τε πόντιος κλύδων
ἔνυμπνῶν, στένυ βυθός,
κελαινὸς δ' Ἄιδος ὑποβρέμει μυχὸς γῆς,
παῖγ' δ' ἄγνορ' ὅταν ποταμῶν στένουσιν ἄλλος ἑκρόν.*

υ — υ — υ — υ — υ —
υ — υ — υ — υ — υ —
υ — υ — υ — υ — υ —
υ — υ — υ — υ — υ —
υ — υ — υ — υ — υ —
υ — υ — υ — υ — υ —

υ — υ — υ — υ — υ —
υ — υ — υ — υ — υ —
υ — υ — υ — υ — υ —
υ — υ — υ — υ — υ —

Hier entspricht v. 1 dem 8ten, v. 4 dem 9ten, beide mit einer geringen Modification; v. 5 enthält in sich die beiden Rhythmen der Strophe, Daktylen und Trochäen, davon sind die Daktylen ausgeführt in v. 2 und 3, die Trochäen in v. 6 und 7, und zwar in v. 2 und 6 mit Anakrusen. Diese beiden Verspaare, die die Hauptrhythmen ausführen, stehen im 1sten und 2ten Theil der Epode zusammen, die beiden andern, sämmtlich durch die Basis bezeichnet, schliessen im 1sten Theil jene ein, im 2ten folgen sie darauf; eine gesetzmäßige, aber ganz ungekünstelte Anordnung. Vs. 576 ist der durch das Metrum geforderte Creticus hergestellt aus deutlichen Spuren der Hdschr. *ποῖ πόποι*. In dieser Gegend stehen auch noch drey vereinzelte Wortungen in Strophe und Gegenstrophe v. 573, 581 und 602, sämmtlich ohne die mindeste Wahrscheinlichkeit, denn an den beiden ersten Stellen haben wir ein kretisches System mit jambischem Vorschlag und trochäischer Endung, innerhalb dessen man keine Veranlassung zu einem Abschnitt sieht:

υ — υ — υ — υ — υ — υ — υ — υ — υ — υ —
und an der dritten schließt sich der Creticus sehr natürlich als Schluss an die beiden Dochmien an, wie er ihnen v. 575 vorgesetzt ist:

*πῶντ' με φλέξον; ἢ χθονὶ κάλυπον, ἢ ποντίῳ
ἐνυπόβοισι μῆδεσι δαμνέσιν, δυσδαμνέων*

υ — υ — υ — υ — υ — υ — υ — υ — υ — υ —

Mit Recht ist v. 770 aus der Med. und Rob. *ἀνδρὶ* aufgenommen. Die Rede ist keineswegs abgebrochen; Io fragt: und ist für ihn keine Abwendung dieses Geschicks vorhanden; nein, antwortet Prometheus, nicht bevor ich, aus den Fesseln gelöst, wobey sich aus dem Zusammenhange von selbst ergänzt, sie ihm bin. Unbegreiflich aber ist es dem Rec., wie der Herausg. v. 888 *ἢ σοφὸς ἢ σοφός, ὅς* *Πρώτος* hat schreiben mögen, statt der einstimmigen Lesart der Hdschr.: *ἢ σοφὸς ἢ σοφός ἢ ὅς* *πρώτος*, denn wenn man sich auch über den Mißklang hinwegsetzen wollte, so gewinnen wir nicht das Mindeste, da in der Gegenstrophe doch immer eine

Lücke

Lücke von drey Sylben bleibt. Gewiß aber sind vier Sylben ausgefallen. Die Strophe ist dorisch componirt, ein daktylischer Stamm, in den einzelnen Versen trochäische Dipodien als Einschnitt, bald mit, bald ohne Anakrusis, was hier regelmäßig wechselt — — — Die Anordnung der

— — —
— — —
— — —

Vers in der Epode ist die alte schlechte, Rec. will kurz das richtige Schema geben nach Böckh, mit dem der Herausg. in der Abtheilung im ersten Chorlied v. 128 übereinstimmt, und diese selbst für sich reden lassen:

— — — — —
— — — — —
— — — — —
— — — — —
— — — — —
— — — — —

Warum v. 1013 οὐδὲν μὲν οὐδὲν nach Stanley für die Lesart der Hdschr. μέν, deren Sinn ganz deutlich ist: sie überwindet Niemand (weswegen zur αὐθάδῃ noch αὐτὴ καθ' αὐτή gesetzt ist, sie für sich allein), gelesen werden soll, sieht Rec. nicht ein. In den folgenden Anapästten hat der Herausg. die richtige Abtheilung der Verse, wodurch die Rede sehr an Schönheit gewinnt, indem die Dimeter und Monometer nicht willkürlich oder zufällig, sondern nach den Begriffen aburtheilt werden, größtentheils hergestellt; man muß aber, wenn man dieß Princip anerkennt, offenbar noch weiter gehen: so von v. 1048 an: κύμα δὲ πόντου τραχέϊ ῥοθίῳ Εὐγχώσειεν τῶν τ' οὐρανίων ἀστρων διόδους Ἐς τε κελαινὸν τάρταρον ἔρδην Πίνυι δέμας τοῦτον u. s. w. Und v. 1064 ist gewiß οὐ γὰρ δὴ πού τοι τό γε τλητὸν als Ein Vers, umgeben von zwey Monometern, zu nehmen; v. 1073 aber abzuthellen: Μηδὲ ποτ' εἴπηθ' ὡς Ζεὺς ὑμᾶς Ἐς ἀπρόοπτον ἤμ' ἐξέβαλεν. Besonders glücklich ist die Emendation für das verwirrte εἰ δ' εὐτυχῇ v. 1057, wo der Herausg., sich ganz nahe an die Lesart der Med. εἰ τοῦδ' εὐτυχῇ haltend, herstellt hat: εἰ γὰρ ἔλλεται μὴ παραπαλεῖν ἢ τοῦδε τύχῃ;
R. H. Kl.

LITERATURGESCHICHTE.

HALLE u. LEIPZIG, b. Reinicke u. Comp.: *Geschichte der Macaronischen Poesie und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale.* Von Dr. F. W. Genthe. 1829. XVI u. 350 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Gewiß ist es in der Geschichte der Literatur eine oft wiederkehrende Erscheinung, daß manche Ansichten eines Zweiges derselben sich irgendwie fixiren, und sich alsdann in dieser starren Abgeschlos-

senheit auf ganze Reihen von Geschlechtern mit unangestasteter Autorität fortpflanzen. Der neuen Gegenstände sind so viel, daß man oft nicht Zeit, nicht Gelegenheit und Anregung hat, sich auf eine Prüfung desselben einzulassen, was einer fernern Vergangenheit angehört, und daß man deshalb mit gewöhnlicher Nothwendigkeit auf die Wahrheit der empfangenen Ueberlieferung sich verläßt. Allein nun sehen wir, daß durch Zufall, wie durch innere Neigung bestimmt, plötzlich Jemand mit Ernst, Liebe und Geschmack eine neue Untersuchung des lange Vernachlässigten einleitet und durch sie endlich nicht bloß in dem Kreise, dem es zunächst galt, sondern da alles Wissen und Wollen in der Geschichte sich auf das Engste in einander verflücht, auch in andern Gebieten fruchtbar und belebend wirkt. Ein solcher Fall ist uns mit dem vorliegenden Buche gegeben. Die *Macaronische Poesie* hatte lange Zeit als rohe Aeußerung eines barocken und plumpen Scherzes in den Compendien der Literatur gehaust, nur Einzelne waren besser unterrichtet; gewöhnlich aber ward ihrer nur sehr kurz und oberflächlich, ja oft geradezu mit falschen und unpassenden Begriffen erwähnt. Nirgends gab es eine nur einigermaßen anschauliche Zusammenstellung ihrer Productionen, am wenigsten eine Geschichte derselben.

Hr. G. hat sich das Verdienst erworben, diesem Mangel abzuheilen. Mit besonderem Talent für reine Auffassung des Komischen begabt, hat er uns eine Entwicklung des Wesens und der Geschichte der Macaronischen Poesie geliefert. Er hat uns über die Entstehung dieser Poesie und über ihre Spielarten, Pedanteska, Fidenziana, Küchenlatein u. s. w. belehrt; er hat die Mißverständnisse aufzuheben gesucht, welche wie bey Vavassor im Begriff der Gattung überhaupt, als bey Andern im Begriff der besondern Dichtungsarten Statt fanden. Er hat endlich nicht allein die Namen der Dichter und ihrer Werke gesammelt, sondern auch die besten ihrer Leistungen herausgegeben und uns dadurch selbst zu urtheilen in den Stand gesetzt; sie bilden, von S. 181 an, die zweyte Abtheilung des Werkes.

Für so wohlgeordnete Thätigkeit wird dem Vf. der Dank des Publicums, und besonders der *Literatoren*, nicht entstehen, weil diese die Macaronischen Producte zu den Seltenheiten zählen müssen und nun hier über so manche Curiositäten Aufschluß finden können, weswegen ihnen das Buch vorzüglich zu empfehlen ist.

Sodann wird das Buch jeden Sprachforscher interessiren. Denn, wenn er in dem gewöhnlichen Sprachstudium einen regelmässigen innern Gang verfolgen kann, so besteht bey dem Macaronischen das Anziehende darin, eine eigenthümliche Sprache aus der Willkür Einzelner hervorgehen zu sehen. Denn „das Macaronische besteht im Allgemeinen darin, daß zwey von einander verschiedene Sprachen-

chen willkürlich mit einander verknüpft werden. Als das bestimmende Princip, welches das modificirende Uebergewicht enthält, liegt das Lateinische zu Grunde, durch welches die seltsamen Umbildungen des Italienischen, Französischen, Deutschen u. s. w. in Einheit zusammengehalten werden. Diese Mischung verschiedener Idiome hat auch im gewöhnlichen Leben einen Platz. Es klingt schon komisch, wenn Dialekte sich unter einander verlaufen, wie z. B. affectirende Bauern, die in der Nähe größerer, hochdeutsch-redender Städte wohnen, das Plattdeutsch unter ihr Hochdeutsch mengen. Komischer wird die Mischung, wenn zwey einander fremde Sprachen sich verbinden, wie dies bey Kriegen, wo Armeen in andere Länder einrücken, immer geschieht. Es bildet sich dann eine Sprache der Nothwendigkeit, um übrige die dringendsten Bedürfnisse Auskunft geben zu können. Diese lebendigen Sprachkelme zu beobachten, ist sehr interessant, weil gleichsam vor unsern Augen aus zwey uns völlig klaren, in allen Theilen geregelten und geschlossenen Sprachen eine dritte entsteht, welche als unbestimmte GröÙe zwischen jenen beiden Factoren hin und her schwankt.

Aber so viel der Literator, so viel der Sprachforscher von einer Kenntniß der Macaronischen Poesie Nutzen schöpfen können, so viel kann es auch der *Aesthetiker*. Zwar hat der Vf., wie billig, das Literarische als die äußere, sichere Grundlage des Ganzen vorzüglich hervorgehoben; allein nächst dem scheint ihm nichts so sehr am Herzen gelegen zu haben, als eine ästhetische Würdigung der Macaronischen Poesie vorzubereiten. Wenigstens bemerken wir, daß er häufig und mit Animosität auf die Verkennung dieser Dichtungsart zurückkommt, und finden auch mehrfach auf eine sehr nachdrückliche Weise die Versicherung wiederholt, daß die Macaronische Poesie sehr zierlich, anmuthig, geschmackvoll, — mit Einem Wort — sehr poetisch sey. Ja, um ihren komischen Effect recht deutlich zu machen, ist er sogar einleitend auf eine philosophische Analyse des *Lächerlichen* eingegangen, welche ihrer Kürze ungeachtet ziemlich befriedigend ist. Die Macaronische Poesie entsteht als Poesie eben dadurch, daß sie die aus Unwissenheit, Ungeschick oder Noth zusammengewürfelte Sprachmischung zum Princip ihrer Form macht, und so, indem sie ein Bewußtseyn über diese sprachlichen Centauren und Hippokampen empfängt, in freyer Willkür ihrer Schöpfung mächtig wird. Durch diesen Act wird auf einmal, was außerdem als zufällig sich zeigt, zum Nothwendigen. Der Dichter weiß, daß er spielt, und theilt dem Leser diese Empfindung mit, so daß dieser nun in dem wunderlichen Element mit Sicherheit und Behagen verweilt.

Die günstigste Zeit für die Macaronische Poesie scheint hauptsächlich vom Ende des fünfzehnten bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts gewesen zu seyn. Der Vf. macht die gewiß sehr gegründete Bemerkung, daß eine Schritt vor Schritt zusammenhängende Geschichte dieser Dichtung darum nicht wohl gegeben werden könne, weil das Publicum derselben im Ganzen immer nur ein kleineres seyn könne, indem der echte Genuß solcher Produkte eine gründliche Kenntniß zweyer, in Macaronischen selbst identisch gewordenen Sprachen voraussetze und daher ohne eine gewisse Bildung nicht möglich sey. Man könnte deswegen sagen, daß die Macaronische Poesie recht eigentlich die Dichtung der *Philologen* seyn müsse, weil diese die Feinheiten solcher Schöpfungen offenbar am meisten zu würdigen im Stande sind. Allen wenn nun auch weniger jene stufenweise Entwicklung möglich seyn sollte, wie wir dieselbe in andern Gattungen der Poesie nachweisen können, so scheint die Macaronische Poesie doch keinesweges von allgemeinen Bedingungen, von allgemeinen Zuständen der Völker unabhängig zu seyn und der Vf. deutet selbst einigemal auf die Verworfenheit aller Verhältnisse hin, welche in jenen Jahrhunderten die Blüthe der Macaronischen Poesie hervorbrachte. Die geistige Gährung Italiens, Frankreichs und Deutschlands warf nicht bloß die Völker unter einander, sondern spaltete auch widerum jedes Volk in eine Menge von Parteyen. Diese Unruhe des innern und äußern Lebens war unstreitig die Disposition, welche die Macaronischen Dichter befühlte, mit Leichtigkeit und Eleganz zu schreiben. Sie spiegeln das damalige bunte Durcheinander aller Formen auch in ihren arabischen kenartigen Mischungen symbolisch wieder ab.

(Der Beschluß folgt.)

SCHULSCHRIFTEN.

GIessen, b. Heyer, Vater: *Liederbuch zum Gebrauche bey dem Gesangunterricht in höhern Schulen und Gymnasien.* Herausgegeben von Dr. Carl Weitershausen, Lehrer und Erzieher zu Darmstadt. 1829. Erstes Bändchen. X und 278 Zweytes Bändchen. VI und 278 S. 12. (1 Rthl 8g Gr.)

Diese Liedersammlung ist reichhaltig und zweckmäßig ausgewählt und kann daher mit Recht empfohlen werden. Da sie einen etwas andern Zweck als das Mildheimische Liederbuch und Lindner's Musikalischer Jugendfreund oder Hoppenstedt's Lieder für Volksschulen und sich einen höhern Gesichtspunkt gestellt hat, so wird sie auch neben diesen Sammlungen Beyfall finden. Nur vermisst wir ein Melodien- und Notenbuch dazu.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1830.

LITERATURGESCHICHTE.

HALLE u. LEIPZIG, b. Reinicke u. Comp.: *Geschichte der Macaronischen Poesie und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale.* Von Dr. F. W. Genthe u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Redension.)

Die Macaronische Poesie ist übrigens fast in allen Gattungen des Epischen, Lyrischen und Didaktischen thätig gewesen. Soneite, Epigramme, Elegieen, Idyllen, kleine Gesänge, Lehrgedichte, historische Darstellungen, komische Epopöen hat sie geliefert. Die Franzosen erscheinen satirisch trocken; die Deutschen sind in dieser Form drollig, jorlial und heiter spottend; die Italiener tragen durch die ungetrübteste Laune und gewandteste Sprache den Preis davon, und man kann dem Vf. seinen Enthusiasmus für den mantuanischen Nebenbuhler des Virgil, für den *Merlino Cocaio* oder *Folengo* nicht verargen, sobald man sich nur etwas in die seltsame Sprache eingelesen und sich dadurch das Mittel zum Genuß der Schönheiten dieses Dichters erworben hat. Unbedenklich ist Folengo das Centrum der ganzen Macaronischen Poesie, weshalb ihn der Vf. auch mit gebührender Ausführlichkeit behandelt hat. Schon die Geschichte des Dichters, die er mittheilt, zeigt einen unverkennbaren Trieb, die heterogensten Gestalten des Lebens durch einander zu mischen. Ein umherschweifender, beynahé soldatischer Abenteurer ist er von der einen, ein zurückgezogener, arbeitsamer Mönch von der andern Seite; in seinen weltlichen Irrfahrten sammelt er Stoff, in der Ruhe der Zelle formt er ihn. Wirklich scheint uns Folengo in der italienischen Literatur dasselbe Moment zu repräsentiren, was in der französischen damals durch *Rabelais*, in der deutschen durch *Fischart* sich darstellt. Das Princip dieser Dichter ist *humoristische Willkür*, welche sich gegen die vom Leben gebotenen positiven Formen sträubt und nicht eher ruht, als bis sie dieselben ihrer Stimmung assimiliert und durch die verwandelnde Zauberkraft der Kunst mit dem Stempel der individuellsten spielenden Laune bezeichnet hat. Daher muß selbst die Sprache diesem Drange weichen und sich willig in den ausgelassenen Scherz einschmiegen. Man wird durch diese Willkür völlig in das Phantastische

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1830.

hinübergezogen und fühlt sich ganz unbedingt, weil Alles, auch die Sprache, durch die subjective Kraft des Dichters neu ist. Wir möchten die Wirkung dieser komischen Schilderungen und Compositionen mit dem Effect vergleichen, den viele Gemälde von *Callot*, *Tenier* und von *Höllenbreughel* zurücklassen: man erblickt Affen, welchen im Costum nichts fehlt, um Mensch zu seyn; die mannichfachsten Thiergestalten vereinigen sich zu wunderbaren Leibern und behalten doch eine bestimmte, menschlich geistige Physiognomie u. s. w. — In der Darstellung Folengo's vermissen wir bey unserm Vf. ein rein ausgebildetes ästhetisches Urtheil über denselben, was uns um so mehr aufgefallen ist, als der Vf. eine so genaue Bekanntschaft mit allen seinen Werken verräth. Sollte es nicht thunlich gewesen seyn, das *Eigenthümliche* seines Talent's näher aufzufassen und damit zugleich die Macaron. Poesie selbst in ihrer Tiefe zu ergreifen? S. 135 sagt der Vf. Einiges, was einen Begriff des Dichters geben soll: „Folengo war ein Dichter von seltsamem, wunderlichem, ja selbst abenteuerlichem Genie, aber ein Dichter; die Stimmen über seinen Werth sind getheilt, er hat ausschweifendes Lob und den bittersten Tadel, ja Verachtung gefunden. Das Wahre und Richtige liegt, wie immer, in der Mitte. Wer sich ohne Vorurtheil und rein die Sache berücksichtigend zu dem Dichter wendet, wird ihm seinen Werth und Dichterruhm nicht absprechen können. Nur ein Verächter aller Fröhlichkeit und jedes Scherzes, dem auch der Sinn für das Komische und damit auch der tiefe Blick, welcher ihn den innersten Kern unter jenen Umhüllungen heraus erkennen läßt, ganz abgeht, kann so urtheilen, wie es *Appiano Buonafede* that. Er sagt in seinem Werk u. s. w.“ Wir finden dieß zu allgemein gesagt. Man könnte nämlich Dichter finden, von denen man Wort für Wort ganz dasselbe behaupten dürfte, z. B. Aristophanes. Ueberhaupt hat der Vf. in dem, was er über die Kunst sagt, zu sehr und zu oft Diejenigen im Auge, die sie mißverstehen und durch ihre Beschränktheit zu schiefen und falschen Urtheilen verleitet werden, wovon denn die Folge ist, daß er über solche Zurückweisungen eine *positive Charakteristik* der Sache gleichsam vergiftet und somit den Leser zum wahrhaften Verständniß derselben nicht hinführt, sondern dieß mehr ihm selbst zu bilden überläßt.

F (7)

10-

Indem wir das Buch den Literatoren, Sprachforschern und Aesthetikern zur angenehmen und interessanten Belehrung noch einmal angelegentlichst empfehlen, wollen wir, so weit der Raum uns erlaubt, schliesslich eine kurze Uebersicht der vom Vf. mitgetheilten Denkmale der Macaronischen Poesie geben.

Zur Pedanteskischen Poesie. a) *Camillo Scrofa. I Cantici di Fidentio Glottocrisio Ludimagistro. Sonetto 1:*

*Voi, ch' auribus arrectis auscultate
In lingua Helrusca il fremito e il rumore
De' miei sospiri, pieni di stupore,
Forse d' intemperantia m' accusate etc.*

b) *Stefano Vai. p. 205. Canzonetta Fidenziana.*

Zur Macaronischen Poesie. S. 207. I. *Typhis Odaxius, De Patavinis quibusdam arte magica delusis, carmen macaronicum.* Anfang:

*Fortunam miseram et casum risibile certe,
Et macharonicos apura presone fchales
Paralamque coenam zaffis, magnantibus illis etc.*

II. p. 208. *Theophili Folengi: A. Phantasias Macaronicas. Proemium:*

*Es tam grande quidem, mi phantasia, volumen,
Ut, qui omnia leget carmina, Nestor erit. etc.*

Macaronica prima.

*Phantasia mihi quaedam phantasia venit
Historiam Baldi grossis cantare Campanis.
Alissonam cujus famam, nomenque gojardum
Terra tremit, Baratrumpque meum se cogat osium.*

B. p. 250. *Moschea.*

*Grandia Moscarum, formicarumque firentum
Praelia, desedguos, fata cruentas cano etc.*

C. p. 284. Fragment aus dem *Chaos del Triperuno*. p. 285. III, IV, V und VI. Fragmente von *Guarino Capello, Giovanni Giorgio Arione, Barholomaeus Bolla und Caesare Orsini.*

Franzosen, p. 289. I. *Antonius del Arena*. II. p. 302. *Caccilius Frey*. p. 305. III. *Remy Belleau. De Bello Huguenotico poema macaronicum*. IV. p. 309. *Hugbaldi monachi Ecloga de Laudibus calvitii*, worin nur mit o anfangende Worte vorkommen.

Deutsche, p. 316. I. *Pugna Porcorum per P. Porcum poetam*, ein ähnliches Kunststück, indem jedes Wort mit einem P beginnt. II. p. 325. Ein vortreffliches Gedicht: *Definatio sumorum capitum Lustrudinis Studentioas, in nonnullis Academiusitatias*. III. p. 333. die bekannte *Floia, cortum versticoli*. Von den *Engländern und Spaniern* sind p. 339—342 nur einige unbedeutende Bruchstücke gegeben. Desto schätzbarer ist das ausführliche und sehr sorgfältig gearbeitete Register, welches den Schluss macht.

Dass eine Menge Druckfehler mit eingelaufen sind, wird Keinen, der mit dem Macaronischen sich bekannt macht, wundern. Sonst ist die Aus-

stattung des Buches in Papier und Druck sehr zu loben,

Karl Rosenkranz.

GESCHICHTE.

Leirzie, b. Cnöbloch: Erzählungen aus der ältern und mittleren Geschichte, zum ersten gründlichen Unterricht in der Weltgeschichte, von Dr. Han Rockstroh. Erster Theil. Erste Abtheilung. Nom bis Kyros. Zweyte Abtheil. Kyros bis Alexandros. X u. 666 S. Zweyster Theil. Alexandros bis Christus. 494 S. Dritter Theil. Erste Abtheil. Christus bis Khofru. Zweyte Abtheil. Khofru bis Columbo. 872 S. kl. 8. 1829. (4 Rthl)

Der Vf. des genannten Werkes, bekannt als Jüngendschriftsteller, bezeichnet den Zweck desselben und das Publicum, für welches er geschrieben, deutlicher auf dem Titel, als im Vorworte, in welchem nur die Eintheilung in ältere und neuere Geschichte berührt wird. Ganz übereinstimmend mit demselben, dass eine chronologisch zusammenhängende und genetisch verfabrende Weltgeschichte für den Gesichtskreis des Kindes zu viel umfassend und für sein Fassungsvermögen zu anstrengend sey, halten wir Geschichtsaussagen der Geschichte, oder die wichtigsten Erzählungen aus derselben mit Einsicht gewählt, für hinreichend, können aber den Zusatz auf dem Titel: zum ersten gründlichen Unterricht in der Weltgeschichte nicht rechtfertigen. Denn gründlich kann ein solcher Unterricht nicht genannt werden, weil die Prüfung der innern und äussern Möglichkeit der erzählten Thatsachen, ein Zeugenverhör nicht gestellt werden kann, und Grund und Folge in der Anreihung einzelner Begebenheiten nicht festgehalten werden. Welche Erzählungen sich hier befinden, berichtet das Vorwort S. XI: „So viel aus ihr (der Weltgeschichte), als man sich mit den merkwürdigsten Völkern und den vornehmlich wichtigen Begebenheiten und Vorfällen, sowie mit den ausgezeichneten Männern und Frauen, mit den vorzüglichsten Geistes- und Kunstwerken, ihrem Zwecke nach, und mit den erheblichsten Entdeckungen und Erfindungen, und was des besondern Wissenswerthen noch mehr ist, bekannt macht.“ Des Wissenswerthen ist nicht wenig, und darf der Kinderunterricht, der alle Kräfte harmonisch bilden will und deshalb noch auf vieles Andere und Nothwendigere Rücksicht nehmen muss, nicht alles Wissenswerthe aus der Weltgeschichte vortragen, so kommt auf die Auswahl desselben und die Darstellung des Gewählten Alles an, diesen geschichtlichen Unterricht deutlich, dem Kinde nützlich und angenehm zu machen. Rec. hält es am gerathensten, über die Auswahl durch Verzeichnung der Ueberschriften unter den einzelnen Abschnitten aus dem ersten Zeitraume, „betreffend die Zeit der sogenannten Sündfluth bis auf 1500 Jahre nach

nach dieser Begebenheit", das Urtheil dem Leser zu erleichtern, indem er an das Fehlende und das Unchronologische, was er findet, erinnert. „Die Sündfluth und des Noah und seiner Familie Errettung." (Einige Zeilen über die vorsündfluthige Zeit, die aber nicht einmal des ersten Menschenpaares und ihres Aufenthalts gedenken, beginnen den Unterricht und scheinen den gewählten Anfangspunkt, weil die frühere Zeit im Dunkel liegt und nichts Gewisses der Erzählung darbietet, als den passendsten rechtfertigen zu sollen.) Gewährt aber wohl die große Fluth der Zeitrechnung einen festen Anfangspunkt? Kann von ihr selbst mit größerer innerer und äußerer Gewissheit gesprochen werden, als von der Schöpfung der Welt nach Moses, die hier nicht erwähnt wird? „Noah und seine Familie betreten die Erde wieder und bringen Dankopfer" (S. 8). „Erneuertes thätiges Menschenleben" (S. 4). Wie kann davon gesprochen werden, da von dem Leben vor der Fluth nichts angedeutet worden? „Thurmbau zu Babel" (S. 6). „Babylonier und Assyrer." (S. 7). „Hindus und Hindostaner." „Einiges über die Lebensweise der Hindus. Tempel der Hindus" (S. 11). „Aethiopier und Aegypter." — In besonders zwischengeschobenen Bemerkungen soll der Faden der Geschichte fortgesponnen werden, aber es wird darin auf Chronologie und Genealogie nicht einmal so weit, als es hier nützlich ist, Rücksicht genommen. Nicht einmal die Noachiden: Sem, Ham und Japhet, haben einen Platz gefunden, da sie doch im Weltbevölkerungssystem nach der Bibel nicht fehlen dürfen. — „Abraham in Mesopotamien" (S. 14). „Die Aegypter" (S. 15). „Tempel Aegyptens, Opfer und Wallfahrten. Orakel, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten der Aegypter. Die Stadt Thebä. Priester Aegyptens. Mumien" (S. 25). „Gräber der Aegypter. Abraham in Canaan" (S. 28). — Offenbar zu früh wird von den Aegyptern erzählt, mit denen die hebräische Geschichte mittelbar durch Joseph, Jacobs Sohn, verbunden ist. Auch fällt auf, daß in so viele Abschnitte vereinzelt worden, was verbunden werden konnte und mußte, des Zusammenhanges und der durch diesen möglichen Deutlichkeit wegen, z. B. Tempel, Priester, Orakel der Aeg. u. s. m. — „Abraham besiegt Kedor Laomor. Zerstörung Sodoms und Gomorra's. Abrahams Söhne. (S. 32). Hagar und Ismael. Abraham will Isaac opfern. Die betriebsamen Phöniciere" (S. 36). — Ihre Dazwischenkunft überrascht. Noch hörte man nicht ein Wort von ihnen, ihren Namen nicht. — „Des Isaaks und der Rebecca Heirath." — Warum steht hier der Artikel? — „Abrahams Lebensende" (S. 40). — Die hier eingeschalteten Bemerkungen kündigen die mit Inachos 1900 aus Asien nach der südöstlichen Halbinsel Europa's, Morea, kommanden (wahrscheinlich) Phöniciere offenbar zu spät an. — „Grabmal des Osymandyas." — Abermals Etwas aus Aegypten, was in keinem Zusammenhange steht. — „Esau und Jacob. Jacob

überlistet den Esau wegen der Erstgeburt. Des Isaaks andere Heirath. Jacob überlistet den Esau wegen des väterlichen Segens." — Von der gewöhnlich 1800 angesetzten ägyptischen Fluth lauten die S. 49 befindlichen besondern Bemerkungen. Wir würden von ihr hier eben so wenig etwas gesagt haben, als von manchem Andern, was man hier lieset, um eine chronologische Tabelle, welche der Zögling zur Unterstützung seines Gedächtnisses entwirft, zusammenzusetzen. — Die neuern geschichtlichen Forschungen über die Sündfluth, Ogyges u. s. w. scheinen dem Vf. unbekannt. — „Familie Jacobs oder Israels. Die Israeliten in ihrer Kleidung. Josephs Glück und Unglück." Warum vergißt die Erzählung Josephs Träume? Nicht sowohl die Vorliebe des alten Jacob zu Joseph, als vielmehr die Vorrechte, die er vor seinen ältern Brüdern zu haben träumte und ihnen verrieth, weckten der Brüder Haß. — „Jacob begiebt sich mit seiner Familie nach Aegypten. Des Jacobs Lebensende. Die Hiksos oder Hirtenkönige. Bedrängter Zustand der Israeliten, Arkadier und Arkadien. Mysterien oder Geheimnisse die Religion betr. (S. 66). Orakel zu Dodona. Kekrops begründet (gründet) Athen. Deukalion und Pyrrha am Parnassos. Die Hellenen oder Griechen in ihrer Kleidung. Religion der Hellenen oder Griechen. Opferhandlung bey den Hellenen."

Aus der Anordnung der einzelnen Erzählungen erhellt, daß der Vf. die synchronistisch-ethnographische Methode für den ersten Unterricht wählte und durch besondere Bemerkungen den Zusammenhang erhalten wollte, was aber nicht immer gelungen, und daß die Darstellung weit hinter dem Darzustellenden geblieben. Erleichtert auch diese Methode den Ueberblick, so beschränkt sie auf der andern Seite die nöthige Ausführlichkeit. Keine Methode entspricht ganz dem Zwecke der Weltgeschichte, und nur durch die Verbindung und schickliche Abwechselung aller können gegenseitig ihre Mängel verbessert und der wahre, allgemeine Zusammenhang der Begebenheit erfasst werden. Bey der Darstellung ist selten vom Vf. der Schauplatz der Begebenheiten lebhaft vor die Einbildungskraft des Kindes gestellt und der Vortrag nicht immer deutlich genug. Da wir einen der Geschichte angemessenen Vortrag für ein Hauptforderniß eines geschichtlichen Buches halten, so soll hier einer der kürzesten Abschnitte zum Beweis für unser Urtheil diese Anzeige beschließen: „Orakel zu Dodona. (S. 67). In einem Eichenwalde, der dodonäische Wald genannt — er war in Epeiros, südöstlichen Albanien — war die dem Zeus oder Jupiter geheiligte, große Eiche. Aus dem Rauschen der Blätter dieses Baumes deuteten die dazu erkornen drey Priesterinnen demjenigen, der hier den Zeus oder Jupiter über das, was ihm bevorstehe, Gutes oder Böses, befragte, eine Antwort. Später errichtete man an dieser Stelle zwey Säulen; auf der einen stand ein ehernes Becken, auf der